



Allgemeiner
literarischer Anzeiger

für das evangelische Deutschland.

Achter Band.

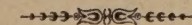
Allgemeiner
literarischer Anzeiger
für das evangelische Deutschland.

Kritische Rundschau
und Besprechung der bedeutenderen Erscheinungen
auf dem Gesamtgebiete
der in- und ausländischen Literatur, Kunst und Musik.

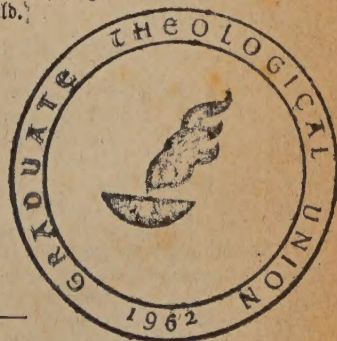
In Verbindung
mit einer großen Zahl namhafter Männer der verschiedenen Wissenschaften
herausgegeben von

O. Andrae,
Pfarrer zu D. = Wilmersdorf
bei Berlin.

H. Cremer und **Dr. O. Böckler,**
ordentl. Professoren der Theologie
in Greifswald.



Achter Band.
Juli—Dezember 1871.



Gütersloh, 1871.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

v. 8
1871

Inhalt des achten Bandes.

(Juli bis Dezember 1871).

I. Uebersichten.

Die deutsche Opposition gegen den französischen Einfluß seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Von Dr. F. Heußner in Cassel.	1
Die Grenzen der weiblichen Bildung. Von Prof. Jacobi in Königsberg	11
Zur synoptischen Frage. Von Prof. Dr. Geß in Breslau	81 167
Zur Geschichte der Literatur des deutschen Staatsrechts (Fortg.)	176 251
Die Mission unter Israel. Von P. E. Gottheil in Canstadt	161
Leopold Schmid's Leben und Denken von B. Schröder und Fr. Schwarz. Von Prof. Fr. Hoffmann in Würzburg	241
Zur Erinnerung an G. F. W. Hegel. Von Oberl. Dr. A. Kolbe in Stettin	247 341
Die sogenannte Frauenfrage, ihr Standpunkt in der Gegenwart und ihre Berechtigung nach dem N. Test.	321
Ueber die Verklärung der Natur und über die letzten Dinge von Prof. Dr. Franz Hoffmann. I. Geharnischtes Vorwort	332
Die moabitische Inschrift und ihre bisherigen Erklärer	401
Uebersicht über die gebräuchlichsten Volksschullesebücher im nördlichen Deutschland	413

II. Recensionen.

25 97 183 264 349

III. Referate aus Zeitschriften.

Archiv f. wiss. Erforschung des N. Test.	397
Ausland	73 313 468
Eco della verità	234
Etudes religieuses	398
Katholik	152
Kirchenzeitung, ev.	152
— ev. (Zimmerm.)	152
— ev. luth.	152
— ev. reform.	152
— luth.	152
— neue ev.	152
Mittheilungen aus Rußland	152
Nuova antologia	236 468
Revue chrétienne.	238
Prawoslawnoje Obosrenije	469
Zeitschrift für Protest.	152
Zeitschriften	152

IV. Kurze Literaturberichte.

79 155 316

Register der Büchertitel.

(Die mit einem * bezeichneten Titel weisen auf die erste Abtheilung).

Ackermann, kirchl. Katechisationen	355	Beß, Gedichte	62
Aichele, einige Sätze als Antwort	422	Beß, Umriss der Seelenlehre	118
Ahn, sketches of the fr. germ. war	456	Becker, preuß. Geschichte	143
An die Pforte des Heiligthums	151	Beckers, Naturphilosophie Schellings	59
Arnold, Sappho	389	Beicht- und Abendmahlsbüchlein	418
Auch eine Ansicht v. d. Todesstrafe	183	*Beiträge zur Selbstprüfung	164
*Augustin, Leben desselben	165	*Bender, Lehr- und Lesebuch	409
Augustinus Bekenntnisse	418	Bericht ii. d. amerik. Zweig-Association	273
Augustinus, Unterricht im Christenthum	106	Bertram, gram. Übungsbuch	455
Aus der Tiefe	356	Bernstein, Sagen von Abraham	196
*Auerst, die Hoffnung Israels	162	* — — Beweise, daß Jesus der Sohn Davids	161
Baron, der deutsche Krieg	125	* — — der Messias der Sohn Gottes	161
Bäpfler, Gesch. v. Kaiser Otto	287	Bibliothek deutscher Classiker	456
Bäpfler, Sage v. ewigen Juden	231	Dienengräber, aus Krieg und Frieden	231
Baumgarten, d. Protestantenvereine	113	Diesenthal, zur Gesch. der christl. Kirche	164
Bauer Glaube und Werk	359	Blühme, Codex des rhein. ev. Kirchenrechts	39
— —, Drei Pred. beim Jahreswechsel	359	Böhmer, roman. Studien	393
Batzmann, Politik der Päpste	119	Borggreve, Vogel-Tauna	55

de Bourbon, Meditations chet.	107	Friedensaufgabe der ev. Kirche	420
Brandt, Justus Rein	212	Fritzsche, libri apocryphi	183
— —, Sängerkhalle	233	Fuchs, Schlacht bei Mordlingen	205
Branbach, Religion der Darwinschen Artl.	360	Funk, die Schule des Lebens	109
Brentano, Chronik e. Jahr. Schülers	230	Gedanken über modern. Conservatismus	43
— —, Untersuch. üb. d. griech. Drama	386	Geiger, Johann Neuhfin	208
Brief, offener, an Kaiser Wilhelm	275	Geißler, Weltgeschichte	143
Brieger, Kröfus und Adrast	148	*v. Gerber, Grundzüge des d. Staatsrechts	255
Brümmer, Evangelium v. Christo	151	Gerlach, Lehrb. des kathol. Kirchenrechts	38
Büchlein von der Union	105	Gerlach, Wörterbuch der Kirchenbaukunst	459
Buchner, Schulbankfrage	143	Gerol, Deutsche Oftern	65
Buchwald, kleine Bausteine	148	Gesang- und Gebetbuch (Bunsen)	356
Buff, Lehrb. d. phys. Mechanik	219	Gesellschaftler	460
*Bund, der alte und neue	162	Geschichte der Matthäus-Kirche	274
Burthardt, Briefe d. Herzogin Sybilla	50	Geß, Christi Person und Werk	22
*Burgwald, Bildungsfreund	409	Giesebrecht, deutsche Reden	464
*Capadose, Leben desselben	165	*Giesemann, Lesebuch	409
Caroline. Briefe an ihre Geschwister	379	*Glaben in Israel	169
*M'Caul, Fragen und Antworten	162	Glückauf im Fürstenhause	225
*— —, Erklär. von Jes. 53	163	*Godet, Comm. sur l'évang. de S. Luc.	86
*— —, Wirken des heil. Geistes	163	Gornp-Besanez, Anorgan. Chemie	211
*— —, Der wahre Israelit	164	Göthes Götz v. Verklüglingen	459
Clark, Primary truths	190	Gottschall, Portraits und Studien	114
Claudius Briefe an Andres	223	Goulburn, Gedanken üb. persönl. Christenth.	37
*Clermont-Ganneau, stele de Mesa	401	Götz, 30 neue Rieder	71
Concordia	377	Göze, geograph. Repetitionen	136 288
Conzen, französ. Geschichte	123	Göhinger, wahrhaftige neue Zittung	395
Conversationslexicon, musikalisches,	68	Grau, Entwicklungsg. d. nt. Schriftthums	347
Cosack, Gesch. d. ascet. Literatur	189	*Grotefend, Staatsrecht der Gegenwart	255
Cremer, Auferstehung der Todten	410	Grove, Verwandtschaft d. Naturkräfte	53
Dahemkalender	460	Grübe, über den St. Gotthardt	291
Dalton, Immanuel	415	Grube, der welsche Nachbar	375
— —, Reisebilder aus d. Orient	290	— —, Studien und Kritiken	451
*Daniel, Lesebuch	409	*Gude und Gittermann, Lesebuch	409
Darwin, Descent of Man	56	v. Gildensubbe, positive Pneumatologie	199 577
Denffer, mein Kreuz und mein Burg	150	Gadenschmidt, Vaterlandslieder	66
Deier, lat. Regelbuch	144	Gahn, der kleine Ritter	288
Dieffenbach, in der deutsch. Frühlingszeit	308	Gallier, parasitolog. Untersuchungen	299
Dierlein, deutsche Geschichte	143	Galtaus, Müllers Prophezeiungen	439
v. Dittfurth, Volkslieder des bair. Heers	307	Ganne, ideale und geschichtl. Christus	113
Dröke, heim. trockne Reinigung	220	— —, der Christenglaube	112
Drohsen, Gustav Adolf	204	Ganska, gerichtl. Arzneikunde	303
Ebrard, Sola	101	Garleß, Staat und Kirche	130
Eckardt, Jungrossisch und Altkivländisch	282	Gase, protest. Polenik	36
*Eckstein, ein in der Nacht aufgel.	165	Hasper, Römerbrief	265
Ehrenthal, Kutschelied	67 395	*Hästers Lehr- und Lesebuch	409
Ellissen, der Schönsien	149	Haupt, Vom deutschen Volksthum	285
Elßaß und Lothringen	45	Haus, das Frommann'sche,	304
Englmann, Gram. der deutsch. Sprache	454	Hanschoralbuch	309
Erk und Jakob, patriot. Sängerkhain	73	Häusser, Zeitalter der Reformation	45
— — und Widmann, neue Fiederquelle	72	Heine, vaterländ. Gedichte	306
Familienbibliothek, illust.	233	Heinrici, Valentinian. Gnosis	97
*Fiz, westfäl. Kinderfreund	409	*Feib, System des Verfassungsrechts	181
Függe, Lehrb. d. bibl. Geschichte	216	Helmholz, wiss. Vorträge	496
— —, Lesebuch	409	Hellwald, Sebastian Cabot	289
Fontane, Kriegsgefangen	126	Hennes, Stolberg und Peter v. Oldenburg	50
Förster, Abriss d. preuß. Geschichte	437	Henrici, deutsches Volksthum	286 378
Frank, Gesch. der Tonkunst	72	Hentschel, Niederhain	72
— —, Taschenbüchlein des Musikers	73	Hesekiel, Kleinkinderschule	142
— —, Tonkünstler-Lexicon	71	Hettner, Göthe und Schiller	142
Frank, Naturlehre des Staats	60	Higig, zur Kritik paulin. Briefe	195
— —, F. A. B. Westermeyer	305	*Hoff, die mosaischen Opfer	168
Frank, der der deutsche Krieg	375	v. Hofmann, h. Schrift: Eph. Kol. Phil.	186 263
Freitag, romant. Westfalen	134	Hollaz, Gnadenordnung	106
Freitag, Diätetisch 2c., Sechs Vorträge	273	Hollenberg, Hülsbuch 3. Rel. Unt.	218

Hofst, Eins ist noth	356	Meier, Wir sahen f. Herrlichkeit	357
v. Holzhendorff, der Kirchenstaat	119	Mejer, v. Stein über deutsche Einheit	126
Homer's Ilias, erkl. von La Roche	382	Menten, Festpredigten	110
Homilist, the,	199	Menzel, Dietrich v. Hsenburg	436
Horn, Mittelschule]	452	Merkens, Gedanken Friedrichs d. Gr.	441
Hofsbach, Wie steht es mit dem Glauben	112	Meurer, Bekenntnißstand der hess. Kirche	104
Huyssen, acht Predigten	112	Meyer, Feststunden	111
Jäger, Gymnasium und Realschule	131	*Meyers, Moses und Samuel	163
Jäger-Hoff, Savonarola	148	* — — Der Jude	163
Jahresbericht des Landesarchiv zu Graz	139	*Michelet, Hegel der Weltphilosoph	248
Jfen, evangel. Kirche Frankreichs	104	*Müll, Hörtigkeit der Fran	12
Jordan, ist Gott für uns	439	Mittheil. d. hist. Vereins zu Osnabrück	206
Jowa, die Heimath der Einwanderer	130	Mühl, Eisenbahn-Wandkarte v. Deutschl.	137
*Israels Hoffnung	165	Müller, sechs Vorträge	113
Jugenderinnerungen e. alten Mannes	212	*Nathusius, zur Frauenfrage	321
Kahle, Lehrplan f. einfl. Schulen	141	Nation, la grande	372
*Keith, Erfüllung des prophet. Schriftsworts	163	Naturgesetz und Menschenwille	115
Keller, engl. Schulgrammatik	456	Niebuhr, Heroengeschichten	215
Kempis Nachfolge Christi	419	Niebuhr, Tales of grec heroes	456
Kessler und Senf, fromme Betrachtungen	108	Niemann, über Toleranz	286
*Kinderfreund, thüring.	409	Niemann, der französ. Feldzug	374
Klein, das Gewitter	294	Nitsch, Gesammelte Abhandlungen	32
— —, astronom. Handwörterbuch	52. 218	*Nitrogge, Lesebuch	409
Klenke, Mutter als Erzieherin	453	v. Dosterzee, Christus u. f. Platz in d. Gesch.	271
— —, gebildete Hausfrau	453	Osenbrüggen, Urchwelz	232
Kneule, Anwend. von Strafen	451	Ostwald, Deutschlands Auferstehung	64. 151
Knochenhauer, Gesch. Thüringers	434	Otto, de gradibus in theol.	410
Kolbe, Gewissensfreiheit	422	Paffauer, exantem. Typhus	302
Krabbe, der christl. Staat	129	*Peterfen, Lesebuch	409
Kradolfer, Zwingli in Marburg	113	Perong, publicist. Literatur	123
Krenkel, Religionseid	39	Pfaff, vulkanische Erscheinungen	371
Kriegel, deutsches Bürgerthum	283	Pfeifer, des Kindes Sterben	357
Krumme, Lehrb. d. Physik	55	Pfleiderer, Leibniz	303
Krübel, Bibelfunde	191	Plath, Pacifist-Eisenbahn	445
— —, der Krieg	378	Plitt, Gesch. d. luth. Mission	410
Kühne, Christus auf der Wanderschaft	149	Pollstorff, Evangelium von Jesu	417
v. L., König Jerome	52	Post, Zusammenhang der Glaubenslehre	280
Lao-Tse, s Tao king	56	Postel, Führer in die Pflanzenwelt	54
Laboulaye, Gesch. d. Verein. Staaten	47	Preger, Albrecht v. Oestreich	122
Larisch, Physiologie	296	Preuß, Nachfertigung des Sünders	353
Leben, deutsches, in Kampf und Sieg	309	*Preuß und Vetter, Kinderfreund	408
Lebderhose, f. E. v. Moser	304	Proctor, the sun	291
*Lesebuch f. anhalt. Schulen	409	Protestantenverein u. d. nassau. Landeskirche	422
*Lesebuch, Mühlentberger	408	*Psalmlieder	164
*Lewald, für und wider die Frauen	323	Pustitz, Karl Zimmermann	224
Lewes, Geschichte der Philosophie	115	— —, Walpurgis	230
Lieder aus Frankreich	65	Quinet, die Schöpfung	361 426
Lieder zu Schutz und Trutz	65 396	*Reichardt, Bestimm. des Volks Israel	163
Lindner, Aufbaugeschichte	217	Reichenbach, Vegetarianismus	377
Lipsius, über Glauben und Wissen	112	Reiss, geistige Zeitmächte	444
Lohmann, Kirchengesetze in Hannover	194	Religion, Staat und Kirche	195
Löhns, Schutz u. Trutzwort wider d. Baptisten	105	Richardt und Jacob, Liederbarse	150
Luthardt, Die Synoden und Kirchenlehre	103	Rocholl, d. Christ u. d. Weltgeschichte	286. 319
Luther als Classifier	458	Rosbach, Evang. Johannis	25
Luthers Kirchenpostille	419	*Rogers, Vernunft und Glaube	166
Lutherstab	418	Rohlf, Reise durch Marokko	289
Magnin, Manuel	145	— —, mit der engl. Expedition	289
Malan, sa vie et ses travaux	213	— —, Land und Volk in Afrika	290
Mallet, Passion- und Festpredigten	109	— —, von Tripolis nach Alexandrien	290
Märder, einige dunkle Umstände	264	Roquette, Bilder aus der frz.-ref. Kirche	99
De Maree, Kreuz- und Trostlieder	308	Roscoe, Lehrb. d. Chemie	219
*Maria, Fährungen e. jüd. Jungfrau	165	*Rosenkranz, Hegel als Nationalphilosoph	248
Martius-Magdorff, Kryptalographie	54	* — — Erläuter. zu Hegels Encycl.	248
Matthes, kirchl. Chronik	270	Rosbach, Gesch. der Ges.-Utschaft	440
Matz, Evangelium Johannis	198	Rossmäßl., Jahreszeiten	220

Rothe, theol. Ethik	102	Treskow, deutsch-frz. Krieg	438
de Rougemont, châte d'une idole	128	Tschudi, Graubünden und Veltlin	134
Rougemont, Rathgeber Königs Wilh.	41	Tube, erste Synode der sächs. Landeskirche	276
— —, das Uebernatürliche	366	Tuch, Commentar üb. d. Genesis	184
— —, le Surnaturel	366	*Ueber Israels Hoffnungen	164
Sabonarola, Betrachtungen	419	Union, die wahre und falsche,	105
v. Schaf, Durch alle Wetter	63	Urtlich, Incubus	282
Schaff, Christusfrage	271	de Vaube, christl. Grundlehren	107
Scherling, Experimentalphysik	219	Varrentrapp, Nützlichkeit der Abstamm.	302
Scherr, Farrago	198	Watke, Feldpostbriefe aus Frankr.	375
Schiffmann, Lehre v. d. Rechtfertigung	112	Verfiser, Chronika	306
*Schmid, Grundzüge der Einl. in die Philos.	244	Vertheid. der Confession gegen Union	355
*— — Ultramontan oder katholisch	244	Virchow, Canalisation oder Abfuhr	302
Schmidt, Bedeutung unserer Zeit	443	Vierling, vier Quartette	233
— — Bedeut. des Hilfsvereinswesens	43	Vierteljahrsschrift f. Gesundheitspflege	301
Schnorrbuch u. Scherer, griech. Sprachlehre	144	Volek, de summa carminis Jobi sententia	346
Schöberlein, Auferstehung	356	Wacht am Rhein	374
Schott, Handb. d. päd. Literatur	217	Wagner, illust. deutsche Flora	295
Schröder, evang. Union	425	Walbmeier, Erlebnissen in Abhstinnien	135
*Schröder, Lesebuch f. ev. Volkssch.	409	Wallner, Oper im Salon	73
*Schröder u. Schwarz, Leop. Schmid's Leben	241	Wand, Principien d. math. Physik	219
Schubert, Die Orgel	72	Wanderbüchlein, deutsches	150
— —, Instrumentationslehrer	72	Wangenmann, Otobüchlein	288
v. Schulte, Macht der röm. Päpste	192	Wasserschleben, Entwurf der hess. Kirchenverf.	195
Schulz, latein. Sprachlehre	143	*Was wir wollen	164
*Schulze u. Steinmann, Lesebuch	409	Weber, Lessing und die Kirche	414
Schulze, Friede im Herrn	110	Wechsler, Heinrich der Löwe	305
*Schulze, Einl. in das d. Staatsrechts	255	— —, Der geschlichtete Hahn	306
*— —, Princip des d. Staatsrechts	255	Weck, Krieg und Sieg	65
Schwarz, Bedeutung der Sage	129	Wehl, Am tausenden Webstuhl	147
Schwerdt, Jahrbuch der Reisen	136	Wehrensehnig, Laßt uns den Kindern	142
Seebens, Recht der ral. Ueberzeug.	113	Weikert, Grüße aus d. Heimath	231
*Selkam, illust. Lesebuch	408	Weingarten, Zeitafeln z. Kirchengesch.	267
Sengelmann, Austerdorfer Anstalten	44	Weinhold, goth. Sprache	222
Steffert, Anbeutungen	353	Weitbrecht, Kriegslieder	65
Sincerus, Trennung v. Kirche u. Staat	424	*Wer ist ein Jude?	165
Sonnenschein, gerichtl. Chemie	303	*Wer ist ein Apostel?	165
Spiegel, Unfehlbarkeit d. Papstes	112	Werner, Die Bibel u. ihre Bedeut.	272
Spiess, Logos spermaticos	410	— —, Segnungen des Protest.	113
Stacke, Erzähl. aus d. alten Gesch.	143	*Wetzel, Menges zc., Lesebuch	407
Stähelin, landesherrl. Kirchenregiment	423	*— —, — f. Pommern	408
Stebefeld, Vorträge über Preußen	42	Widmann, Chor-Colleggien	233
Steffan, Freigemeindler	228	Wiegandt, Endoxia	441
Steinmeyer, Auferstehungsgeschichte	350	Wiese, Deutsche Bildungsfragen	132 450
Stimmen d. Auslands über d. Kriegsjähr.	127	Wieseler, Gesch. Bekenntnißstandes	32
Strohefer, Anleit. zu botan. Excursionen	55	Winterfeld, Gesch. des Krieges	374
Stroussberg und die Arbeit	44	Wippermann, Kirchengeschichte	352
Strubnied, Herrschaft und Priesterthum	114	Wirth, Fortschritte d. Naturwiss.	53
Sturm, Jahrbuch rel. Poesie	308	Wolfram, Wegweiser z. musk. Fortbildung	72
Sudhoff, Handb. zum heidels. Kat.	415	Wohn, Liederbuch für Männerchor	71
*v. Sybel, Emancipation der Frauen	324	— —, Vaterlandsliebe des Christen	351
Sylbester, Naturstudien	221	Zeime, Landeskirche und Freikirche	423
Tacitus Annales erkl. v. Nipperdey	390	Zeitschrift f. Parasitenkunde	301
Tell, lat. Lesebuch	144	Ziegler, Paulus und Jesus	112
Teuffel, Gesch. d. röm. Literatur	223	— —, Savonarola	49
*Thautropfen der Liebe	164	Zinzow, Thomas Arnold	214
Thesen, 60, für u. wider Reformbestreb.	40		

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Die deutsche Opposition gegen französischen Einfluß seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts. *)

Von Dr. F. Heußner in Cassel.

H. A.! Es ergibt sich von selbst, an einem Tage, wie der heutige es ist, zunächst anzuknüpfen in den Festesworten, die in der Aula einer Schule gesprochen werden, an die großen Ereignisse der jüngst verfloßenen Zeit, an die uns gerade dieser Tag von Neuem mahnen muß. Denn die Glück- und Segenswünsche, die wir heute unserem Kaiser und König darbringen, verbinden sich mit dem Dank gegen ihn für das Glück und den Segen, der uns durch ihn mit Gottes Hilfe in seinem verfloßenen Lebensjahre ward: das Geburtsfest ist für uns zugleich ein Dank- und Friedensfest. Und wenn die Ereignisse des Jahres 1866, die den Ruhm Preußens und seines Königs hoben, von uns Fessen, wie es ja nicht anders sein konnte, mit wechselnden Gefühlen aufgenommen wurden, so hat der Krieg der denkwürdigen Jahre 70 und 71 gezeigt, wie nach Gottes Vorsehung jener Umschwung nothwendig war und zu unsrem Besten gelenkt wurde, und hat um des großen Heldenkönigs Haupt den schönsten Lorberkranz gewunden, den jeder, dem ein deutsches Herz im Busen schlägt, ihm mit Jubel zuerkennt. — Doch aus dem unendlich Vielen, das hier erwogen werden könnte, nimmt der, welcher damit betraut ist, zur Ehre des Königs einige Worte zu festlicher Versammlung zu sprechen, sich das heraus, was seinen Studien und Beschäftigungen nach ihm zunächst liegt, und so möchte ich Sie denn heute in großen Zügen hindurchführen durch einige Perioden unserer Geschichte und Literatur, vorzüglich der poetischen Literatur, um Ihnen, wenn auch in engem Rahmen, die Bilder einiger Männer vorzuführen, welche von deutschem Geiste erfüllt welschem Wesen die Stirn boten, die als Vor- und Bollwerke für deutsche Art und Sitte zu betrachten sind oder auf dem Felde geistiger Thaten Siege errangen für die Freiheit und Selbständigkeit des nationalen Lebens gegenüber denen, welche von Liebe zum Fremden erfüllt, manch schädliche Einflüsse über den Rhein herübertrugen und deutsches Wesen untergruben.

Es sei fern von uns, vor jedem Franzosen warnend zu rufen: hic niger est, hunc tu Romane caveto. Im französischen Volk ruhen treffliche Anlagen, die uns abgehen, und für Manches, das wir uns von ihnen angeeignet, sind wir ihnen zu gebührendem Dank verpflichtet. Aber wenn es gilt auf Rechnung des Fremden etwas von unseren heiligsten nationalen Gütern daranzugeben, dann freilich ist es unsere Pflicht, jenes mit aller Entschiedenheit von uns zu weisen, dann ist es Verrath an der nationalen Sache, es zu begünstigen. Und der Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen ist ein so scharfer, der deutsche und französische Charakter schon seit den Zeiten eines Cäsar und Tacitus so grundverschieden, daß etwas durchgreifend Wichtiges nicht von jenem Volk entlehnt werden kann, ohne daß wir von unserem Deuththum etwas schwinden lassen. Also Grund genug, daß wir auch jetzt

*) Festrede, gehalten am Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers und Königs in der Aula des Gymnasiums zu Cassel. — Neben den durchgehends gemachten selbständigen Quellenstudien wurden besonders dankbar benutzt die Literaturgeschichten von Heitner, Roberstein und Vilmar, „Deutsche Dichter und Prosaisten“ von Kurz und Paldamm, „Voltaire und das Franzosenthum“ von Gottschall (in „Unsere Zeit“ N. F. Band 6).

noch auf unserer Hut sind, daß wir in Wort und That „die Wacht am Rhein“ aufrecht halten, denn nicht nur ein Volk, das politisch uns geknechtet hatte und wieder knechten wollte, steht im Westen, sondern auch ein Volk, das in eitler Ueberhebung die geistige Weltherrschaft beansprucht, das mit den Sirenen tönen seiner Galanterie und Frivolität, mit seinem *esprit gaulois* und seinen seit 200 Jahren in Deutschland nachgeahmten Moden uns geistig und moralisch in sein Joch gezwungen hatte.

Hatten die Deutschen auch schon vor dem 17. Jahrhundert ihrer angeborenen Neigung, das Fremde vor dem Einheimischen zu bevorzugen, oft zu sehr nachgegeben, so hatte dieß bis dahin doch niemals so weit Gewalt über sie erlangt, daß dadurch deutsches Wesen und Leben im innersten Kern hätte gefährdet werden können. Mit dem 17. Jahrhundert trat diese Gefahr wirklich ein. Der Einfluß französischer Literatur und französischen Geistes war von Jahrzehnt zu Jahrzehnt im Zunehmen, und schon in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges mit der verhängnisvollen Bundesgenossenschaft, in welche ein hervorragender deutscher Held desselben, Herzog Bernhard von Weimar, zu den Franzosen trat, ward die Herrschaft französischer Sitte in Deutschland eine sehr vorwiegende. Und als der unselige Krieg zu Ende war, da war das Volk, das tief krank in denselben eintrat, erschöpft bis zum Tode und ein Spielball in der Hand der Fremden. Der letzte Rest von Vaterlandsliebe und volksthümlichem Selbstgefühl war geschwunden, mit dem Einfluß der Fremde zog eine grobe Unsitlichkeit ein und eine rücksichtslose Ablegung der Scham, die Poesie war in knechtischer Hingabe an die fremden Vorbilder befangen, denen sie schwervällig nachhinkte, unser Volk hatte alle dichterische und künstlerische Selbstständigkeit und Schöpferkraft verloren, und selbst die Sprache war durch fremde verunstaltet, ja in den höheren Klassen durch sie verdrängt. — Da wandten sich denn besser Gesinnte schwermüthig und an der Gegenwart verzweifelnd von dieser ab, andere machten ihrem Zorne Luft in scharfer Rüge, andere gossen ihren Spott aus über die Gebrechen der Zeit, in der Ueberzeugung, daß das ridetern dicere verum oft tieferen Eindruck macht als der strenge Ernst. Unter letzteren ragt hervor Hans Wilh. v. Launberg, dessen „veer olde berömede Scherzgedichte“ den besten Satiren aller Zeiten und Völker beigezählt zu werden verdienen. Sie haben den Volkston äußerst glücklich getroffen, sind ächt komisch und enthalten eine scharfe Critik französischer Nachäfferei. Man will immer Neues, sagt er, und verachtet das Alte; diese Thorheit holt man aus Frankreich und bezahlt sie mit schwerem Gelde. Er dagegen will beim Alten bleiben: und so behält er auch die von den Vätern ererbte plattdeutsche Mundart bei, deren Verbhheit er nun gegen des Volks Gebrechen richtet. So verspottet er in dem ersten Scherzgedicht die Nachahmung französischer Sitten und Manieren, um die man nach Paris reist, als ob man dort Kunst, Wissenschaft und Verstand mit Essen und Getränke einnehmen könnte, in dem zweiten, das den Titel führt: „Van almodijcher Kleiderdracht“ die thörichte Nachäffung französischer Trachten, die ihre Ursache darin habe, daß niemand mit seinem Stande zufrieden sei, und die alle Zucht und Scham vernichte, denn

die mode is als de böse krevet:

wen de erst lümme sik her to freten anhevet,

so gript he immer fort und verkeret al to hope,

— und dieser „Modekreß“, klagt er, hat jetzt gar stark um sich gegriffen. — Nicht minder wie gegen die modische Kleidertracht ballt der biedere Deutsche im dritten Scherzgedicht: „Van almodijcher Sprake und Titeln“ die Faust gegen die Nachahmungssucht des Fremden in der Sprache, welche dadurch oft bis zur widrigsten Häßlichkeit entstellt wurde. Selbst die Nachäffung fremder Moden ist ihm gegen die Verunstaltung der Sprache verzeihlich. Was soll man dazu sagen, wenn einer im Vaterland französische Broden in seine Muttersprache mischt, stolz darauf ist und sich für außerordentlich geschickt hält? Die deutsche Sprache hat vollständig Schiffsbruch gelitten, die französische hat ihr die Nase abgeschnitten und ihr eine fremde angeflückt, die zu den deutschen Ohren nicht mehr paßt. Bei unsern Vorfahren war es anders: die nannten doch Alles bei dem rechten Namen, aber jetzt heißen Jungfrauen Damen und der größte Lump ist ein *monsieur*:

de sohrklüde am strande, de jungens up der börs,
staltnechte, scherschlipper, sockedrengen,
de laten sit nu all mit monsörs behängen.

Um den Unsinn der Sprachmengerei recht anschaulich zu machen, erzählt er uns zwei lustige Geschichten, fährt aber dann sehr ernst fort: „Solche Verunstaltung der Sprache hat ihren Grund zunächst in Heuchelei und Ehrgeiz und es ist die Ruhmbegehrde so hoch gestiegen, daß niemand mehr mit der Ehre zufrieden ist, die ihm gebührt. Deutschland ist jetzt von zwei großen Plagen betroffen, von Ueberschwemmungen und Titelsucht, und diese Krankheit hat so überhand genommen, daß sie sich kaum mehr heilen läßt.“ — Lauremberg drang darauf, auf das rein Volksthümliche zurückzugehen, weil er überzeugt war, daß nur auf diesem Wege das Nationalbewußtsein gekräftigt werden könne. Darum verargen wir ihm auch nicht seine Abneigung gegen die hochdeutsche Sprache, „welche sich alle 50 Jahre verändere und überall verschieden sei,“ und gegen die „neumodische Poesie,“ gegen welche er im vierten Scherzgedichte eifert. Der Zeit entrichtete er ihren Tribut, indem auch er den durch Spitz an die Stelle der kurzen Reimpaare gesetzten von den Franzosen geborgten Alexandriner brauchte; im Uebrigen sah er, daß auch die neue Poesie, weil sie eben vorzugsweise auf Nachahmung beruhte, die Ausländerei beförderte und sich von dem ächt deutschen Geiste entfernte. Und das eben stellt ihn so hoch, daß er von begeisterter Liebe zu seinem Volk erfüllt, dessen treffliche Seiten er kannte und liebte, in seinem Herzen den tiefsten Schmerz empfand darüber, daß es sich selbst aufgab, um sich den Franzosen in geistiger und sittlicher wie in politischer Beziehung zu unterwerfen, daß er, wie einst Juvenal seinen Landsleuten ein Bild ihrer Verkehrtheiten vorhielt, indem er deren lächerliche Seiten hervorkehrte, um desto größeren Eindruck zu machen.

Ihm reihen wir einen anderen Satiriker an, den 10 Jahre jüngeren Elsässer Hans Michael Moscherosch. Die Satire als solche ist ihm nicht so trefflich gelungen wie Lauremberg. Sie löst sich vielfach in Allegorie auf und wird dadurch frostig, oft langweilig. Die Form aber verlegt durch einen unerträglichen Wust von lateinischen Versen, fremdländischen Phrasen und den üblichen Zierrathen der à la mode-Gelehrsamkeit, welche er haßt und verspottet und der er doch geschmacklos huldigt. Er ist daher nicht mit der Bemerkung entschuldigt, daß die à la mode-Tugenden auch mit à la mode-Farben hätten entworfen oder angestrichen werden müssen: er ist, wie es ja oft geschieht, ein Arzt, der selbst die Krankheit in sich trägt, die er an anderen heilen will. Aber das ist auch sein Ruhm und seine Ehre, daß er einer von den Wenigen war, welche noch treu zum Vaterlande hielten, und welche die Sitte der Zeit als eine tiefe Verderbniß erkannten, daß auch er bemüht war durch seine Strafschriften dem französischen Einfluß zu steuern, wodurch ihm die nationalen Güter gefährdet erschienen. Es ist darum von ihm nicht bloße Redensart, wenn er sagt: „So geht eines jeden ehrliebenden Mannes Schuldigkeit billig dahin, daß er nächst Gott dem Vaterlande vor aller Welt mit Leib und Gut treulich dienen soll.“ Darum klagt er: „der langwierige Krieg, das leichte Kippgeld haben große Dinge gethan zu unserem Untergang; aber die Neusüchtigkeit, das à la mode thut viel ein Mehreres und wird uns besorglich noch den Varaus machen.“ Unter seinen „wunderlichen satirischen und wahrhaftigen Gesichtern,“ Die er unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewald herausgab, gehört besonders hierher das Gesicht „à la mode-Rehrens,“ dem auch die oben angeführten Worte entlehnt sind. Der Dichter sieht sich in das alte Schloß Geroldsbeck „auf dem Wasgau“ versetzt, wo Ariovist, Armin, Wittekind, der höرنene Siegfried und viele andere uralte deutsche Helden sich aufhalten und bereit sind, mit ihren Völkern den Deutschen zu Hülfe zu kommen, wenn die Noth es fordert. Ariovist erblickt den Dichter und hält ihn seiner Kleidung und höflichen Sprache wegen für einen Welschen und droht ihm mit Gewalt. Dieser will beweisen, daß er ein Deutscher sei, aber Alles an ihm widerspricht: Name (Philander), Tracht, Bart, Perücke. Seine Entschuldigung, daß er sich nach der herrschenden Mode richten müsse, ruft noch andere Vorwürfe gegen die Deutschen hervor, daß sie es auch in Heuchelei und Fuchschwänzen, in wollüstigen Gastereien und Sprachvermengung den Welschen nachmachen, während die alte Mannhaftigkeit, die alte deutsche Tapferkeit und Redlichkeit dahin ist, denn schon solche Sprachverfälschung ist Anzeichen

genug der Untreue, die man dem Vaterlande erweist. — So wird es den Fremden leicht werden, sich Deutschland zu unterjochen, denn, sagt Moscherosch:

A la mode macht mir bang,
weil der Deutschen Untergang
in der neuen Sucht
seinen Anfang sucht. —

A la mode bringt uns noch
unter ein fremd Reich und Joch.

Noch andere Männer ließen sich aus jener, der nächstvorhergehenden und nächstfolgenden Zeit nennen, welche mehr oder weniger gegen die Ausländerei auftraten oder Klage führten über die Gleichgültigkeit gegen unsere sprachlichen und poetischen Alterthümer. Aber einer verdient in unserer Betrachtung noch ein besonderes Wort der Anerkennung, es ist Friedrich von Logau, der erste Epigrammatist der modernen Zeit, auf den wir noch jetzt mit Stolz zurückblicken dürfen. In seinen Epigrammen klagt auch er, eine offene und redliche Natur, über die Herabwürdigung des deutschen Volks, das sich selbst den Fremden zur Beute anbot und sich durch die Nachahmung fremder Moden, durch Verunstaltung seiner schönen Muttersprache der bisherigen Selbstständigkeit unwürdig zeigte, während er in anderen mit stolzem Selbstgefühl von den Vorzügen des Vaterlandes spricht. — Die Tugenden der Väter sind leider dahin:

Deutschland in der alten Zeit
war das Land der Redlichkeit;
nunmehr ist es ein Gemach
voll von Lastern, Schand und Schmach.
Was die Väter ausgelegt,
andre Völker abgelegt,
Alles wird darin gehegt.

Eitelkeit, Hochmuth, Nachahmung des Fremden haben Alles verkehrt, und so spricht er, ähnlich wie Lauremberg an einer Stelle:

Wenn izt Heraklitus lebte, würd' er für das Weinen lachen
Und Demokritus naß? Augen für gewohntes Lachen machen,
Weil die Welt so gar gewandelt
Sinnen, Sitten, Arten, Sachen.

Denn mit den à la mode-Kleidern kommt auch das à la mode-Sinnen: „wie sichs wandelt außen, wandelt sich's auch innen.“ — Und was die Deutschen sich in Frankreich holen, wohin zu reisen fast für jeden, der in der Gesellschaft etwas gelten wollte, zur Nothwendigkeit geworden war, das enthält sein Epigramm:

Deutsche müssen doch gar fromm sein und ohn' allen eiteln Sinn;
denn nach Eitelkeiten reisen Alle jetzt nach Frankreich hin.

Sa gerade den Franzosen folgen sie blind nach, denn

Mehr als ganz Europa kann jetzt Frankreich schaffen,
Unfre Fürsten und ihr Volk macht's zu seinen Affen;

und ebenso bitter:

Marrenkappen sammt den Schellen, wenn ich ein Franzose wär',

Wollt' ich tragen; — denn die Deutschen giengen stracks wie ich einher. —

Aber was erreichten all' diese besser gesinnten Männer der Zeit mit ihrem wohlgemeinten Eifer? Sie hatten sich nicht geschaut, den Kampf mit den weitverbreiteten Verkehrtheiten des Volkes aufzunehmen, es war „ein Kreuzzug,“ war „ein heiliger Krieg,“ den sie für des Volkes Wohl und Heil muthig übernahmen, sie kämpften, wie Leonidas mit seinen wenigen Spartanern und — erlagen und kein Ehrenkranz zierte ihr Grab. Wurden sie doch fast vergessen, war doch Logau während seines Lebens wenig bekannt und noch 50 Jahre nach seinem Tode ungenannt. Die Deutschen hatten, namentlich in den höheren Ständen, das Nationalbewußtsein in viel zu hohem Grade verloren, als daß sie auf die Stimme der treuen Warner hätten hören können: noch während der ganzen ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte der französische Geist die unbefrundene Herrschaft. Erst in Zeiten, die wie die jetzige dem deutschen

Volk einen neuen nationalen Aufschwung gaben, da gedachte und gedenkt man auch ihnen einen Vorberkranz auf das Grab zu legen, in dem ein Blatt zu sein auch meinen Worten vergönnt sein möge.

Seltener und schwächer wurde der Eifer gegen das undeutsche Wesen in den Jahrzehnten, welche auf die Schriften jener Leute folgten, und einer der wenigen, die dagegen streiten, ist Leibnitz, welcher in den 1697 erschienenen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ es hart tadelte, daß die Deutschen in Handel und Wandel ein Raub der Fremden und in der Wissenschaft elende Nachzügler seien, der auf die „Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit“ dringt. Und sein Urtheil ist um so höher anzuschlagen, da er keineswegs das Gute verkannte und verschwieg, das Deutschland von Frankreich erhalten, da er selbst viele seiner Werke in französischer Sprache schrieb und in der Blüthezeit der französischen Literatur lebte, dem Zeitalter Ludwigs XIV., das Voltaire in seinem *Siècle de Louis Quatorze* neben dem Periklesischen, Augusteischen und Mediceischen als das größere bezeichnet, im Zeitalter der im stolzen Gefühl des politischen Uebergewichts sich erhebenden *grande nation*.

Neu und thatkräftig erwachte die Opposition in dem König Friedrich Wilhelm I. Er, wenn auch geistig etwas roh und derb, war ein Mann von ächter Biederkeit und Rechtsschaffenheit und vor Allem — er hatte eine deutsche Gesinnung und ein deutsches Herz. Dem Einfluß dieses Fürsten, der selbst das Beispiel großer Sittenstrenge gab und darauf auch bei seiner Umgebung und seinen Unterthanen hielt, muß man es zum nicht geringen Theil zuschreiben, daß die höheren und tonangebenden Stände nicht ganz und gar in Sittenlosigkeit und undeutsches Wesen versanken und daß die guten Seiten des Volkscharakters in der Folgezeit wieder mehr ans Licht traten. Gesund, wenn auch etwas sehr nüchtern, war die Reaction, welche sein Pöps gegen die Allongeperücken des 17. Jahrhunderts bildete: es war, nach den Worten eines neueren Literaturhistorikers, der straff zusammengebundene deutsche Geist, der sich gegen das aufgethürmte, zerflossene französische Wesen zur Wehr setzte. — Und wie er, so haben ja die Hohenzollern überhaupt, wenn auch oft nur mittelbar, einen großen Antheil an dem Verdienst, die Bande, in welche Frankreich uns gefangen genommen hatte, wieder gelockert und im Lauf der Zeit den Kampf gegen diese Gewaltthaber zu einem erfolgreichen Ausgang geführt zu haben. Ja wenn selbst Friedrich der Große, was wir mit Bedauern sagen müssen, zeitlebens im Bann des französischen Geschmacks stand, wenn er Voltaire, nach Göthes Urtheil den höchsten unter den Franzosen denkbaren, der Nation gemäßeften Schriftsteller, an seinen Hof zog und die ganze feinere Bildung seiner Zeit keine andere Form hatte als die französische, wenn er sogar gegen die in schnellem Wachsthum aufstrebende nationale Literatur eine hohe Geringschätzung und Abneigung fühlte, so bleibt es dennoch sein unbestrittener Verdienst, daß er das Nationalgefühl der Deutschen wieder hob und neu belebte. Er brachte durch seine und seines Heeres ruhmvolle Thaten in dem preussischen Namen den deutschen wieder zu Ehren; er weckte durch den Glanz eben dieser Kriegsthaten, sowie durch seine Gesetzgebung, Verwaltung, rastlose Sorge für das Wohl des Volkes nicht allein in seinen Preußen, sondern auch in allen übrigen Deutschen ein edeles Selbstgefühl und Zorn gegen die, welche Deutschland so lange geistig gemeinert hatten. Darum jubelte auch nach der Schlacht bei Rossbach ganz Deutschland über diesen Sieg, sogar die Bewohner der Reichsstaaten, welche mit Friedrich im Krieg begriffen waren, und bildete sich im Munde des Volkes das bekannte Spottlied vom großen Friedrich und der vor ihm fliehenden „Reichsarmee, Panduren und Franzosen.“ Es kam das stockende Leben wieder in Fluß, ein frischer, überwältigender, nationaler Gehalt rief die verkümmerten und verflachten Gemüther zu Begeisterung und That, und darum — so merkwürdig es klingt — wurde Friedrich der Große trotz seiner Verkenntung und Mißachtung des deutschen Geistes nichtsdestoweniger im höchsten Sinn der Befreier Deutschlands.

Zu gleicher Zeit war auf geistigem Gebiet ein Kampf gekämpft worden, der siegreich für die bessere Sache endigte, und so erst konnten geistige Helden unseres Volks, befruchtet von jenem neu aufklammernden nationalen Geist, gekütert durch den geistigen Kampf ihrer Vorgänger, endlich einen vollen Sieg erringen. In demselben Jahr, in welchem Friedrich der Große den Thron bestieg, brach der bekannte Streit aus zwischen den Leipziguern

und den Schweizern, zwischen Gottsched und Bodmer, der erste bewußte Zusammenstoß zwischen dem französischen Classicismus und der englischen Dichtung, d. h. hier der Zusammenstoß zwischen der in enge und strenge Formen gebannten, an die Kunstlehren eines Boileau angegeschlossenen unbedingten Nachahmung der Franzosen, die für Deutschland nach einer eigenen Bemerkung Gottscheds dasselbe sein sollten, was für die Römer die Griechen gewesen waren, — und andererseits der Ueberzeugung, daß die Poesie auf Reichthum der Einbildungskraft und schöpferischer Genialität beruhe, der Wahrung der dichterischen Freiheit und Selbstständigkeit und dabei der entschiedenen Hinweisung auf das nationale Leben. Auch Gottsched hat seine Verdienste um die deutsche Poesie, — dieselben auch nur kurz aufzuzählen, gehört nicht hierher; — aber das steht fest: Gottsched bildet den Abschluß des alten Zeitalters, Bodmer mit seiner Schrift: „Von dem Wunderbaren in der Poesie“ eröffnet das neue. Der Kampf endigte mit Gottscheds Niederlage, die Zeit schritt über ihn hinweg, alle lebendigen jüngeren Talente fielen von ihm ab und, wie es nicht anders sein konnte, Bodmer zu. Wies er doch wieder auf den geborenen, nicht durch schulmäßige Uebung gemachten Dichter hin, auf das wahrhaft Große und Erhabene, Naturgemäße und Ungekünstelte als den nothwendigen Inhalt echter Poesie, wurde doch durch ihn durch die Hervorziehung und Würdigung der schönsten Producte unserer alten Zeit der Sinn wieder hingelenkt auf das ursprünglich Deutsche und Nationale. Dazu, wie schon erwähnt, der Volksaufschwung unter Friedrich dem Großen: und was die Schweizer begonnen, fand seine Vertiefung und Erfüllung in Klopstock und Lessing.

Wie nach der Kälte und Erstarrung des Winters die warmen Frühlingsstürme über die Erde brausen, unter deren Hauch das Eis der Ströme bricht und neues Leben in der Natur erwacht, so nuthen uns die Lieder Klopstocks an, in denen er mit überschwenglichem Gefühl, aber voller und treuer Hingabe des Vaterlandes gedenkt, seines Stolzes und seines Ruhms — aber auch seiner Schwäche: denn eine Mahnung für die Deutschen, die nun einmal dieser Tugend sich rühmen und an diesem Fehler leiden, eine Mahnung für die Deutschen aller Zeiten bleiben seine Worte in der Ode: „Mein Vaterland“:

Nie war gegen das Ausland

Ein anderes Land gerecht wie du.

Sei nicht allzugerecht! Sie denken nicht edel genug

Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

Klopstocks Verdienste um unsere Poesie, hier speciell um die Wiederbelebung des deutschen Geistes, für die Beseitigung des ausländischen, un deutschen Wesens in ihrem ganzen Umfang zu würdigen: es würde eine besondere Stunde für sich in Anspruch nehmen. Kurz, er führte die Befreiung unserer Literatur von der Nachahmung der Franzosen ihrem Ende zu, er füllte die Maße und Formen des classischen Alterthums mit deutschem Geiste und deutschem Stoff, er sang vom Glauben an seinen Erlöser mit der vollsten Kraft eines gläubenerfüllten deutschen Herzens. Eine deutsche Poesie war durch ihn wiedergewonnen, und durch seine wahrhaft deutsche Stimmung hatte er zuerst wieder ein allgemeineres, regeres und aufrichtigeres Interesse an deutscher Geschichte und deutschem Alterthum geweckt, was alle früheren von Opitz an, die entweder alte Stoffe hervorzogen oder bitter klagten über die Gleichgültigkeit gegen unsere sprachlichen und poetischen Alterthümer, nicht hatten erreichen können.

Wenn wir aber in Klopstock den begeisterten Redner bewundern, der die Herzen seines Volkes im Sturme erfaßte und sie wieder zu deutschen machte, der des Volkes Muth und Selbstvertrauen hob, indem er ihm seinen Ruhm und seine Schätze zeigte, so ist Lessing der Feldherr, der mit seinem Heer den Feind im eigenen Lande angreift, der die stolze, bisher angestaunte Feste desselben umringt und ein ruhiges Feuer unterhält, bis sie capituliert. Lessing steht dem Vaterlande viel ferner als Klopstock, und doch hob er das Nationalbewußtsein der Deutschen nicht minder als jener durch die Siege, die er mit seiner Klarheit und critischen Schärfe über die bisherigen Herrn des deutschen Geistes, insbesondere über französischen Geschmack und französische Kunstlehre errang. Indem er in seinem Laokoon und in der Dramaturgie den Grund legte zu einer wahrhaften, den Dichter und, worin freilich das größere Verdienst Winkelmann gebührt, den bildenden Künstlern nicht mehr irre leitenden Aesthetik, so hatte er speziell im Laokoon die Nichtigkeit der Ansicht des Grafen

Caylus, eines berühmten französischen Kunst- und Alterthumskenners, nachgewiesen, welcher die Brauchbarkeit der Dichter für den Maler zum Probierstein ihres dichterischen Werthes machte und also die Rangordnung der Dichter einzig nach der Zahl der Gemälde bestimmte, welche sie dem bildenden Künstler darboten. In der Dramaturgie aber bewies er besonders, daß die Franzosen in der Nachahmung der Griechen und im Verständniß des Aristoteles fehlgegriffen, daß namentlich von den drei sog. Einheiten des Dramas nur die Einheit der Handlung von wesentlichem Werth sei, die Einheit der Zeit und des Ortes nur insoweit, wie sie durch jene bedingt werden; und weiter, daß Shakespeare, der damals in Deutschland noch wenig beachtete, neben den griechischen Dichtern als Vorbild der dramatischen Kunst gewürdigt werden müsse. Er nahm einen großen Kampf auf gegen französische Theorien und Bühnensatzungen, die noch so vielfach für unantastbar galten, aber — und das sicherte ihm den Sieg — er nahm ihn auf mit dem schweren Geschütz ächtester Wissenschaftlichkeit und logischer Strenge. Durch Aristoteles Lehren selbst widerlegte er die Franzosen, die sich zur Begründung ihrer Satzungen und Förmlichkeiten unaufhörlich auf Aristoteles beriefen und damit nahm er ihnen den Boden unter den Füßen weg. Daneben ist ein das Werk durchwehender Geist die stolze Stimmung einer Zeit, in der man soeben auch politisch den frechen Uebermuth der Franzosen gebändigt und gedemüthigt hatte, eine Stimmung, die ihn die, freilich etwas weitgehenden, vernichtenden Worte aussprechen läßt: „Auch die Franzosen haben noch kein Theater. Man nehme den meisten franz. Stücken ihre mechanische Regelmäßigkeit und man sage mir, was für Schönheiten ihnen übrig bleiben.“

Der Kritiker der Hamburger Dramaturgie war der Dichter der Minna von Barnhelm. Die Literaturbriefe hatten noch geklagt, daß die Deutschen in ihren Lustspielen noch immer fremden Sitten nachjagten, und noch 1766 suchte Böwen in seiner Geschichte des deutschen Theaters diesen Mangel dadurch zu entschuldigen, daß die deutschen Sitten in der That nur ein Gemisch fremder Artigkeiten und Laster seien, — hier hatte man nun ein im schönsten Sinn des Wortes eigenartig deutsches Lustspiel aus der unmittelbarsten Gegenwart und Wirklichkeit in einer so herzgewinnenden Naturwahrheit und Lebensfrische, daß es die Zeitgenossen mit sich fortriß, die Fäden der überkommenen Vorurtheile mit einem Schlag durchhieb, den steifen Alexandriner, der von Opitz bis zu Lessings Zeit geherrscht, aus dem Felde schlug, ja man kann wohl sagen, durch die zwanglose Natürlichkeit, in der die volksthümlichen Charaktere sich bewegen, nicht unerheblich dazu beitragen, die steife Unnatur selbst in den Sitten der Zeit zu verdrängen; wenn freilich (und es darf dieß nicht unerwähnt bleiben) noch deutlich vernnehmbar die festen Rollen des franz. Lustspiels durchklingen, aber in der vertieften Auffassung Diderots, welcher die althergebrachten Masken zur dichterischen Spiegelung der verschiedenen Stände und Berufsarten vergeistigen wollte. Aber noch eins: der Dichter gab uns in dem Stücke selbst noch, der Stimmung der Zeit auch hierin Rechnung tragend, in grellen Farben ein Bild des franz. Charakters gegenüber dem deutschen in der Person des Riccaut de la Marlinière. Wir können jetzt nicht erörtern, wie vorzüglich gerade an der betreffenden Stelle, am Anfang des 4. Aufzugs, diese Persönlichkeit eingeführt und wie durchaus motiviert und wohl begründet ihr Auftreten gerade hier ist: Lessing gibt uns in ihm ein treffliches Bild der damals in Deutschland sich umherschwindelnden franz. Glücksritter, der Betrüger und falschen Spieler, die es sich zur Aufgabe machten, die guten Deutschen zu pressen, und man fühlt dem Dichter das Behagen nach, womit er den Windbeutel an den Pranger stellt. Die Comik, die er dem Auftritt verleiht durch die aufgeblasene Eitelkeit des Franzosen und die Verderbung der deutschen Sprache, verfehlte ihre Wirkung nicht, und die Scene zündete so gewaltig, weil franz. Leichtfertigkeit und Unverschämtheit so treffend gegeißelt wurde. Und da wir unmittelbar genöthigt sind, diesen Charakter mit dem des edeln Tellheim zu vergleichen, so mußte jeder Deutsche sich sagen, wie er sein sollte und vor wem er sich hüten sollte. — Auf der von Lessing betretenen Bahn schritten dann Schiller und Göthe fort und schufen ihre unsterblichen Meisterwerke, welche den letzten Rest der frembländischen Literaturherrschaft völlig beseitigten. — Aber französischer Einfluß, vor Allem der schädliche Einfluß in Glauben und Sitte, war und wurde dadurch noch lange nicht verdrängt. Die Ideen eines Voltaire, Rousseau und der sog. Encyclopädisten, die hernach in der ersten französischen Revolution praktisch

wurden, erfüllten auch den deutschen Geist mit ihrem Gist, und der Repräsentant des Zeitalters Ludwig XV. in Deutschland ist Wieland, der nun auch begeistert aufgenommen wurde von denen, welchen Lessing durch die Klarheit seines Denkens lästig, Klopstock als Christ widerwärtig war. Ein anderes Mittel mußte helfen. Das Volk, das die Deutschen geistig so lange gemeistert hatte, errang auch die politische Herrschaft über Deutschland. Bis zur tiefsten Schmach und Erniedrigung mußte unser Vaterland erst herabsteigen, um seine Fehler zu erkennen und dann geläutert sich wieder zu erheben. — Da ist es denn eine Reihe von Männern, denen wir zum Schluß noch kurz unsere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, die Dichter der Freiheitskriege, die den Gegensatz zwischen deutschem und welschem Wesen scharf markieren, das Volk an die schädlichen Einflüsse mahnen, seine Fehler rügen, ihm das Gewissen wecken, es wieder hinführen zu seinem Gott und mit den Worten begeisterter Vaterlandsiebe es antreiben, das Joch der Franken, das geistige und politische, von sich zu werfen.

Stellen wir unter ihnen Friedrich Rückert voran, dessen Poesie wenigstens von der Vaterlandsdichtung ausgieng und dessen Critik uns scharf und unerbittlich aus seinen geharnischten Sonetten entgegenklingt. Er zeigt die Herrschbegier, den stolzen Uebermuth des Feindes, die Schwäche des deutschen Volkes, „das kraftlos ist versunken,“ das in sich zerklüftet und zerspalten, und als einziges Band nur noch die Sprache hat, die die Deutschen sonst verachteten.

Setzt müßt ihr sie als euer Einziges lieben.
 Sie ist noch eur, ihr selber seid verpacktet;
 sie haltet fest, wenn alles wird zerrieben,
 daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verschmachtet.

Einen Mahnruf läßt er erschallen an Deutschlands Denker und Dichter, die ihr Amt zum Schlimmen misbrauchen, an seine Staatsmänner und Feldherrn, die das Volk im Stich gelassen, und richtet seine Zornesworte gegen die Verräther am Vaterlande, „die Fremdlingen verbundengen zu Knechten.“ — Dann aber weist er sein Volk hin auf seinen alten Ruhm und seine alte Kraft und auf den Glauben an seinen Gott, der ihm helfen kam und will, der die Sonne wieder kann auferstehen lassen für die Deutschen aus ihrer Nacht verzagtem Trauern. Und als über den Feind Gottes Strafgericht in Rußland hereingebrochen, wie triumphiert er da, wie weckt er durch seine Lieder das schlummernde Feuer, den gährenden Zorn, wie treibt er zum Kampf, da die Rettung naht. — Noch eine Mahnung klingt zu uns herüber aus seinem Mund nach der Leipziger Schlacht:

In ein ehernes Band
 schlägt mir die Unheilstifterin,
 daß nicht fürderhin
 sie erheben könne die frevelnde Hand,

eine Mahnung, die zu erfüllen den Enkeln vorbehalten wurde, den Enkeln, denen es auch vergönnt sein sollte, die Weissagung jener Straßburger Lanne, die wir vorhin gehört,*) so herrlich erfüllt zu sehen.

Als Vaterlandsdichter in des Wortes bestem und schönstem Sinn steht vor uns Ernst Moritz Arndt, der Sänger von Rügen. Klar sind seine Gedanken und fest sein Wille, sein Herz treu und rein wie Gold. Seine kräftigen Lieder schallten weit hinaus in das deutsche Land, sie mahnten, erhoben und entflammten die Herzen. Er sang im heiligen Zorn und wollen wir ihm darum nicht jedes Wort zu streng auf die Wagschale legen: so war es ihm ums Herz und frei und ungeschminkt spricht er vom Herzen weg. So ruft er seinen Zeitgenossen zu, nachdem er den Heldenmuth der alten Germanen gepriesen:

Und Du? was, ihr Enkel, bist Du?
 Du lässest wie Hunde Dich peitschen
 und wedelst recht hündisch dazu;
 Du zitterst, erbärmliche Memme.

*) Ein Quartaner hatte vorher dieses Gedicht declamiert.

Aber nach den strafenden Worten folgt die hoffnungsvolle Mahnung:

Enthülle die fliegenden Fahnen!
enthülle das blinkende Schwert!
und zeige der herrlichen Ahnen,
der freien Germanen Dich werth.

Freudig klingt das Bewußtsein der gerechten Sache, die Hoffnung auf den Sieg durch in seinem „Vaterlandslied“, und trostvoll hält er dem Deutschen seine Güter und seinen Hort, auf den er bauen soll, vor gegenüber. Lug und Trug, List und Feinheit der Feinde in seinem Liede „Deutscher Trost,“ das — so wolle Gott! — auch unser Trost in alle Zukunft bleibe. — So streitet er für deutschen Glauben, deutsche Ehre, deutsche Sprache, deutsche Sitte im Lied, so streitet er dafür noch bestimmter und ausführlicher in seinen Prosaschriften: dem „Geist der Zeit,“ dem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.“

Ihm reicht sich Theodor Körner an. Steht seine Poesie an poetischer Klarheit und innerer Wahrheit hinter der Arndts zurück, so soll ihm mit dieser Bemerkung sein Verdienst nicht geschmälert werden. Seine Lieder des Schmerzes, des Zornes und des Trostes wirkten nicht minder als die jenes: sie klangen hindurch durch die Reihen unserer Vaterlandskämpfer und vermögen uns noch jetzt zu ergreifen. Wie klingt die Klage um des Volks geschwundene Herrlichkeit an unser Herz im Lied: „die Eichen,“ das mit den Worten schließt:

Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen.

Was der Feind dem Deutschen hat geschadet, das lehren uns die Worte:

Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
hat der Tyrann aus Deiner Brust gerissen —

und weiter:

Unsre Sprache ward geschändet,
unsre Tempel stürzten ein,
unsre Ehre ist verpfändet.

Darum auch ist der Krieg gegen ihn ein Kreuzzug, ist ein heiliger Krieg: es gilt die Rettung der heiligsten Güter. „Frei! auf mein Volk!“ erklingt daher sein Mahnruf an die Deutschen, „der Kampf ist schwer, der Freiheit Tempel gründet sich nur auf Heldentod;“ — und er opfert selbst sein Leben gern für jene höchsten Güter, „daß dann die Enkel freie Männer sterben.“ So eilte er selbst in den Kampf im Vertrauen, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde, im Vertrauen auf ihn, den er nicht vor und nicht in dem Kampf als den „Vater der Schlachten“ anzurufen vergaß, so sang er wenige Stunden vor dem Gefecht bei Gadebusch sein Schwertlied in frischem Jugendmuth und besiegelte das, wofür er im Lied gestritten und gekämpft, auf dem grünen Feld der Schlacht mit seinem jugendlichen Blut.

Es sank im Kampfgewühl ein Held vom Rosse,
den hoben auf das ihre zwei Walküren
und führten ihn empor sammt Schwert und Feier.

Mit Max von Schenkendorf schließen wir den Kranz dieser Sänger und kehren mit ihm gleichsam wieder zu Klopstock zurück. Mit einem Herzen voll Glauben an seinen Erlöser drang er entschiedener noch als die andern eben genannten auf die innere Reinigung des deutschen Geistes durch den christlichen Glauben. Ihm ist darum der Freiheitskampf noch mehr als jenen ein Kampf gegen den Antichristen, darum zieht er mit dem Schwert in der linken Hand, da er die rechte verloren, ins Feld für seinen Glauben, „für aller Güter höchstes Gut.“ Mit einem Herzen voll Liebe singt er in leisen oft ergreifenden Tönen die Vaterlands- und Heimathsfreunde. Schöner und inniger als in seinem Lied „die Muttersprache“ ist der Zauber der deutschen Sprache auf ein tief fühlendes deutsches Gemüth nicht besungen worden, inniger klingt uns aus keinem Lied die Freude über das in neuer Freiheit aufblühende Deutschland entgegen als in seinem „Frühlingsgruß an das Vaterland,“ und darum wird durch seine Lieder noch fort und fort in den Herzen der Jugend die Vaterlandsiebe geweckt und genährt, darum wird durch sie noch fort und fort das Herz des ächt deutschen Mannes erfreut und erquickt in Zeiten, deren Triebfeder so vielfach der Egoismus,

deren Evangelium der Materialismus ist. Des Dichters Herzen voll Hoffnung endlich schwebte als Hoffungsstern vor der Seele die Erneuerung des alten Kaiserreichs, des Kaiserreichs, wie es aus den herrlichsten Zeiten des Mittelalters mit jenem eigenthümlichen Zauber umfloßen ihm als Ideal der Wünsche strahlte. Und als er das Lied von den deutschen Städten sang, da hat er Straßburg in ihre Reihen hoffnungsvoll hineingestellt. — Die Erfüllung seiner Hoffnungen und Wünsche sollte er nicht erleben. Deutschland ward frei von der Herrschaft der Fremden — ein Hohenzoller, Friedrich Wilhelm III., rief sein Volk zum großen und siegreich endenden Freiheitskampfe auf —, aber es befreite sich nicht von dem Feinde, der im Innern drohend wachte, den zu bezwingen Schenkenborn sein Volk so eindringlich mahnt, es war und blieb in sich zerrissen und getheilt, sein Sieg wurde ihm durch die Mißgunst der Nachbarn verkümmert, das verlorene Gut an den Vogesen, das herrliche Münster, für unseren Dichter ein Sinnbild des deutschen Reichs und deutschen Mannes, blieb in Feindes Hand, der Thurm in welscher Macht. Und was dem Dichter erspart wurde, „der vom deutschen Land, der vom welschen Land mächtig geklungen, daß Ehre auferstand, wo er gesungen,“ das mußten andere acht deutsche Herzen zu ihrem Schmerz erleben. Nach der vorübergehenden Reaction gegen französischen Einfluß und französisches Wesen, wie sie nach den Freiheitskriegen hervortrat, fand mit der Julirevolution hierin wieder eine völlige Wandlung statt. Mit neuer Gewalt drang von Frankreich herein der Geist der Verneinung und des Unglaubens, und ein Renan und Strauß, durch Voltaireschen Geist verknüpft, reichen sich über den Rhein die Bruderhand. Tonangebende Schriftsteller, wie Börne und Heine, siedelten nach Paris über, schlenderten von dort aus, von französischem Geist in Denken und Empfinden erfüllt, die heftigsten Angriffe gegen ihr Vaterland und setzten es bei den Fremden in Verachtung, französische Galanterie und Frivolität hielt in den Singspielen und Operetten Offenbachs einen Triumphzug durch Deutschland, in Form von Romanen und Feuilletonliteratur, von französischem esprit belebt, strömte ein wahrer Giftstrom zu uns herüber, und die ganze jungdeutsche Richtung unserer Literatur stand im Bann des französischen Geistes. Im Nachahmen französischer Moden hatte gerade die Gebildeten des Volks eine wahre Manie erfaßt, und die allgemeine Fäulniß, die Lüge und Lösung der sittlichen Bande im second empire, wie sie mit dem letzten Krieg erst recht zu Tage trat, trieb ihre Absenker auch in das sociale und industrielle Leben unseres Volks. — Drei Jahrhunderte nationaler Schmach sind jetzt mit einem male wett gemacht: ein glorreicher Friede ist errungen, Elsaß und Lothringen sind wieder unser; die deutsche Einheit ist herrlich begründet und am Sterbetag des alten deutschen Reichs, am 6. August, haben unsere Heere bei Wörth den Grundstein zum neuen deutschen Reich gelegt. Gott gebe, daß damit aber das Vaterland sich auch frei macht von all jener inneren Schande: daß wir nach der politischen Abrechnung auch einmal eine ernste geistige Abrechnung mit unserem Nachbarvolke halten, daß es diesmal nicht bei einer vorübergehenden Franzosenhasserei bleibt, wie sie zum Theil in der hochaufwallenden Fluth unserer neuesten Kriegshyrik hervortritt, sondern der moralische Gewinn und die sittliche Kräftigung, die uns aus diesem Kampfe erwachsen, bleibend seien, und wir uns ernstlich im Innern, in Kirche und Staat, in Gesellschaft und Sitte, in Literatur und Leben von jenen schädlichen Einflüssen befreien und lernen aus unserer eigenen Fülle des Reichthums schaffen und gestalten. Dann wird das neue Kaiserthum, das Kaiserthum der Hohenzollern, die Lichtseiten des alten, wie sie in seinen ruhmvollsten Zeiten hervortraten, in neuem Glanze strahlen sehen, dann wird es Altdeutschland in stolzem sittlichem Bewußtsein einigen zu einem starken Bau und unserem Vaterlande den Ruhm wiederbringen, in Bildung und Recht, in Sitte und Glauben der erste Staat der Welt zu sein. Und daß dieser Bau fest in sich gefügt werde, der stattdich strahlt und jedem Sturme trozt, dazu möge Wilhelm, unserem Kaiser, noch eine lange segensvolle Regierung vergönnt sein, ihm der das Werk so herrlich begonnen, in dessen Hand das Volk vertrauensvoll sein Schicksal legt, der als ein wahrhaft deutscher Mann als Vorbild vor uns steht. — Das walle Gott, und wer ein deutsches Herz hat, spreche Amen!

Die Grenzen der weiblichen Bildung.

Von Hermann Jakoby, ordentlichem Professor der Theologie in Königsberg.

Die Macht, welche Parteibestrebungen auszuüben pflegen, wird in nicht geringem Maße durch die Lösung erhöht, welche sie gewählt haben. Je volltönender diese klingt, desto werthvoller erscheint das in's Auge gefaßte Ziel. Wir wollen keineswegs läugnen, daß diese Wahrnehmung insofern erfreulich genannt werden darf, als sie für die unverwundliche Idealität des menschlichen Geistes zeugt, der keine Nüchternheit billigt, die nicht ein sittliches Interesse zu verfolgen scheint. Aber auf der andern Seite können wir nicht läugnen, daß diese Gleichstellung idealer Principien und realer Tendenzen einen trügerischen Zauber erzeugt, welcher die Massen blendet und eine nüchterne Beurtheilung hindert. Eine Flagge, welche unsre Verehrung beansprucht, muß oft eine Ladung decken, der sittlicher Werth gänzlich fehlt. Welche Wirkung übt auf viele Naturen der Name der Republik. Der Inbegriff aller auf Erden erreichbaren Freiheit scheint ihnen unausschließl. mit der Republik verbunden. Die Macht dieses Namens ist so gewaltig, daß ein Kampf, der bis dahin fast allgemein als ein Kampf der Gerechtigkeit gebilligt wurde, seitdem er gegen die Republik gerichtet ist, als ein ungerechter Mißbilligung findet. Und obwohl in dieser Republik eine Gewalt Herrschaft zur Geltung kommt, wie sie in der früheren Regierung schwerlich je wahrgenommen ist; obwohl die Gewalt Herrscher nur sich selbst Macht und Ehre verbanken, obwohl sie jede freie Aeußerung der öffentlichen Meinung unterdrücken, weil sie die usurpirte Stellung gefährden könnte, trotz alledem genießt die Republik Sympathien, die der gestürzten Regierung versagt waren, — denn als Republik erscheint sie als ein Schutz der Freiheit. Wir Deutschen sind nun dies Mal in der glücklichen Lage, in der wir sonst selten zu sein pflegten, den Sturz einer monarchischen Regierung in Frankreich nicht ohne weiteres als den Anfang einer Aera der Freiheit zu begrüßen, wir haben es jetzt gelernt, daß der Name idealer Güter keineswegs eine Bürgschaft ihres Daseins liefert, daß eine Partei nur durch die wirklichen Güter, die sie zu erwerben sucht, eine Rechtfertigung findet.*)

Der Gegenstand, dessen Erörterung diese Zeilen gewidmet sind, ist nicht dem Geschick entgangen, von der einen Partei mit einer Idee verknüpft zu werden, welche, falls sie in der That das Ziel derer richtig bezeichnet, die sie zur Lösung gewählt haben, sofort unsre wärmsten Sympathien ihnen sichern müßte. Seit mehreren Decennien sucht sich eine soziale Richtung Gehör zu verschaffen, welche eine gänzliche Umgestaltung des gegenwärtigen Verhältnisses des weiblichen Geschlechts in den christlichen Kulturstaaten sich zum Ziel gesetzt hat. Sie bezeichnet die Aufgabe, welche sie zu lösen sucht, als Emancipation der Frau, als Befreiung der Frau aus den Sklavenketten männlicher Willkür und Bevormundung. Wäre es nun in der That so, daß das weibliche Geschlecht gegenwärtig immer noch ein Skavenleben führe, dann würden wir natürlich ohne weiteres den Emancipatoren zuzuschwenken. Aber da wir entschlossen sind, dem Zauber idealer Fiktionen nicht unbedingt zu folgen, so werden wir zuerst untersuchen müssen, ob das weibliche Geschlecht in der That Anlaß hat, über den Druck von Sklavenketten zu seufzen, und ebenso werden wir die Frage erheben, ob es denn in der That werthvolle Güter sind, welche den Frauen versprochen werden. Und da es gerathen ist, die Absichten einer Partei von denen zu erfahren, welche die letzten Konsequenzen zu ziehen geneigt sind, und die Fragen so vielseitig, gründlich und besonnen als möglich ins Auge gefaßt haben, so wählen wir die Schrift des berühmten englischen Philosophen und Nationalökonomten John Stuart Mill zum Ausgangspunkt unsrer Untersuchung. Ist sie doch auch insofern für uns werthvoll, als sie einem Lande entstammt, in welchem die Emancipation größere Fortschritte gemacht hat, als sie in Deutschland bis dahin errungen hat und hoffentlich erringen wird. Wir versuchen zuerst den Inhalt der Schrift Mills zu vergegenwärtigen, um sie sodann kritisch zu beleuchten und ein Gegenbild zu zeichnen, das einen höheren Anspruch auf Wahrheit erheben darf.

*) Der Aufsatz ist vor der Kapitulation von Paris, also zur Zeit der Tyrannei Gambettas geschrieben.

Die Schrift Mill's trägt den bezeichnenden Namen: „Die Hörigkeit der Frau;“*) und die Ausführung zeigt, daß Mill in der That den gegenwärtigen Zustand des weiblichen Geschlechts als einen Rest noch nicht überwundener Spuren früherer Barbarei ansieht. Die Ansicht, die er begründet, und die Absicht, die er durch seine Arbeit erreichen will, ist der Nachweis, „daß das Prinzip, nach welchem die jetzt existirenden socialen Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern geregelt werden — die gesetzliche Unterordnung des einen Geschlechtes unter das andere — an und für sich ein Unrecht und gegenwärtig eines der wesentlichsten Hindernisse für eine höhere Vervollkommenung der Menschheit sei, und daß es deshalb geboten erscheine, an Stelle dieses Prinzips das der vollkommenen Gleichheit zu setzen, welches von der einen Seite keine Macht und kein Vorrecht zuläßt und von der andern keine Unfähigkeit voraussetzt.**)“ Er ist sich freilich bewußt, in dem neunzehnten Jahrhundert, das er ein reaktionaires nennt, mehr Widerspruch zu finden, als ihm das achtzehnte würde entgegengesetzt haben, denn während letzteres dem Kultus der Vernunft gehuldigt habe, sei das neunzehnte vielmehr dem erniedrigenden Kultus des Instinkts ergeben, dem Götzendienste der Regungen geweiht, für welche wir keine vernünftigen Beweggründe auf zu finden vermögen. So ist denn auch das gegenwärtige System nur durch Sitte und Gefühl gestützt, und wenn die Theorie es billigt, so ist sie eben nur ein Vorurtheil. Denn mehr als dies könnte sie doch nur dann sein, wenn sie sich auf die Erfahrung berufen könnte. Aber dies ist nicht möglich, denn man hat ja nicht die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, weder beide Geschlechter gleich gestellt noch die Frau über den Mann. Zu welchen Resultaten etwa solche Gestaltungen geführt hätten, darüber läßt sich noch kein Urtheil fällen, denn die Erfahrung hat eben darüber noch nicht die Stimme abgeben können. In der That ruht vielmehr das gegenwärtige System einzig und allein auf dem Rechte des Stärkeren. War doch in Folge derselben Herrschaft der Macht auch ein großer Theil des männlichen Geschlechts ebenso wie das ganze weibliche in Sklaverei gerathen. Jene sind gemäß dem Fortschritt der Kultur frei geworden, während dies sich immer noch in einer etwas gemilderten Sklaverei befindet. Und es ist sehr begreiflich, daß die schmachvolle Abhängigkeit der Frauen so lange andauern mußte. Denn alle Männer, welchem Stande auch immer angehörig, haben ja das höchste Interesse, eine Stellung aufrecht zu erhalten, die ihrem Stolge schmeichelt. Und die Frauen selbst wagen nicht diese Ketten zu zerbrechen, da sie ihr ganzes Behagen dabei zum Opfer bringen müßten. Sie würden aber doch vielleicht Protest erheben, wenn nicht ihre ganze Erziehung darauf angelegt wäre, das System zu stützen. Von Kindheit an wird ihnen vorgehalten, daß es das Ideal der Frau sei, in Gehorsam und Abhängigkeit vom Manne zu leben, den eignen Willen an den Willen des Mannes hin zu geben. Kein Wunder, daß die Frauen selbst glauben, ihre gegenwärtige Lage sei eine durchaus angemessene. Wird nun gesagt, daß die Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur eben das gegenwärtige System fordere, so wird gänzlich vergessen, daß wir die Frauen viel zu wenig kennen. Man sollte freilich erwarten, daß jeder Mann wenigstens seine eigne Frau kenne, allein nur sehr selten ist bei der zaghaften Frau das Maß des Vertrauens vorhanden, um ihrem Gebieter die Tiefen ihrer Seele zu erschließen. Aber selbst wäre dies der Fall, ja noch mehr, erweiterte sich unsere Erkenntniß, indem es uns gelänge, mit sympathischem Blick in das Innere auch anderer weiblicher Seelen zu schauen, so wären es wahrscheinlich nur Frauen eines oder einiger Länder und immer nur Frauen einer geschichtlichen Periode, über die wir urtheilen könnten.

Unser Erfahrung ist also höchst mangelhaft, so mangelhaft, als, so fügen wir hinzu, alles Wissen sein muß, das nur auf die nie abgeschlossene Erfahrung sich gründet.

Nun sollte man wenigstens erwarten, daß die Frauen sich selbst kennen und die Schriften der Frauen über Frauen als zuverlässige Quellen der Erkenntniß weiblichen Wesens betrachten! Allein, da unsere sozialen Einrichtungen die freie Originalität den Frauen nicht gestatten, so ist auch diese Quelle trübte. „Was Frauen über Frauen schreiben, sagt Mill, ist in vielen Fällen bloße Fuchsschwänzei bei den Männern. Viele unverheirathete Frauen scheinen

*) Die Hörigkeit der Frau. Aus dem Englischen übersetzt von Jenny Hirsch. Berlin, 1869. Verlag von F. Berggold. (176 Seiten.)

**) S. 1.

in dem Schreiben nur eine Chance mehr zu erblicken, einen Mann zu bekommen. Andere, sowohl verheirathete wie unverheirathete, schießen über das Ziel hinaus und legen eine Servilität an den Tag, die größer ist, als sie von irgend einem Manne, mit Ausnahme des gewöhnlichsten, gewünscht oder erwartet wird.*) Nun zeigen die Schriftstellerinnen von heute allerdings ein höheres Maß von Mündigkeit, aber, wie Mill weiter klagt, sind diese Schriftstellerinnen, besonders in England, solche Kunstprodukte, daß ihre Ennpfindungen zusammengesetzt sind aus einem sehr kleinen Theil eigener Beobachtungen und Erfahrungen und einem sehr großen Theil anempfundenen und anerzogenen Krams.**) Es bleibt also nichts anderes übrig als den Frauen das Recht der freisten Entfaltung zu geben, alle Berufsarten ihnen zu öffnen, sie werden schon wählen, was ihrer Eigenthümlichkeit entspricht. Es wird freilich gesagt, es sei die Bestimmung der Frauen Gattinnen und Mütter zu werden; aber bei dem Druck, den gegenwärtig in der Ehe die Frauen zu erleiden haben, läßt sich nur unter der Voraussetzung, daß ein andrer Weg sich den Frauen nicht eröffnet, begreifen, daß diese sich zur Heirath entschließen. Wären ihnen aber andre Laufbahnen eröffnet, ohne daß inbessen das drückende Joch, das jetzt auf dem Nacken der Ehefrauen liegt, weggenommen wäre, dann, vermuthet Mill, würden nur wenige Frauen, welche zu irgend etwas Anderem fähig sind, es sei denn, daß ein ganz unwiderstehliches *entrainement* sie eine Zeit lang für alles Andere unempfindlich mache, ein solches Loos wählen.***) Kein Wunder daher, daß die heirathslustigen Männer bedacht sind, den Frauen die Wege zu einer selbständigen Existenz zu verschließen. Durch moralischen Zwang sollen sie genöthigt werden, auch unter den gegenwärtigen ungünstigen Verhältnissen sich zur Ehe zu entschließen. Denn in der That gegenwärtig ist die Ehe nichts anderes als ein Zustand despotischer Willkür von Seiten des Mannes und sklavischen Gehorsams von Seiten der Frau, der dadurch in kein günstigeres Licht gestellt wird, daß die despotischen Männer in Folge humaner Regungen von ihrem Recht oft keinen Gebrauch machen und die unterworfenen Frauen eine durch das Gesetz ihnen versagte Macht auf andere Weise zu erlangen suchen und vermögen. Vielmehr ziemte es den Ehegenossen auf Grund gleicher Rechte eine Theilung der Arbeit vorzunehmen, auf seinem Gebiete jedem Gatten absolute Freiheit zu gewähren, und eine Veränderung des Systems und der Grundlagen des häuslichen Lebens an die Zustimmung beider Theile zu knüpfen. Es wäre auch hier und da angemessen diese Ordnung in den Ehevertrag aufzunehmen. Uebrigens scheint Mill selbst diesem Vorschlag doch nur einen geringen Werth zuzuerkennen, da er uns auf eine Ungleichheit zwischen beiden Gatten aufmerksam macht, die kein Vertrag beseitigen könne. Er erinnert uns daran, daß das Uebergewicht des einen Gatten über den andern theils durch größere Begabung, theils durch größere Entschiedenheit des Charakters, theils durch höheres Alter, theils endlich durch den Erwerb der Existenzmittel bedingt sei. Ja mit Rücksicht auf das höhere Alter des Mannes, das meistens voraus zu setzen sei, glaubt auch er, daß ihm das Uebergewicht meistens zufallen werde, und, fügen wir hinzu, da auch der Mann die Existenzmittel zu erwerben pflegt, möchte auch insofern ihm ein größerer Einfluß gewiß sein. So weiß man eigentlich nicht, worin das neue einzuführende System sich von dem gegenwärtigen unterscheidet, zumal doch auch jetzt wir Männer nicht die Angelegenheiten der Küche zu ordnen pflegen und gern den Frauen hier die Alleinherrschaft überlassen, und zumal doch unsere Frauen uns über die Art unsrer Amtsführung keine Vorschriften machen und unsre Arbeiten keiner Correctur unterwerfen. Die Theilung der Departements ist also in unfrem Haushalt ganz nach Mills Wunsch vollzogen. Und völlig müssen wir ihm beistimmen, aber freilich auch eine Billigung des gegenwärtigen Systems darin erkennen, wenn er den Männern den Erwerb, den Frauen die sparsame und gewissenhafte Verwaltung nebst der Pflege und Erziehung der Kinder in den ersten Jahren zuertheilt, wenn er sie auf diese Thätigkeit beschränkt und von andrer Arbeit entfernt wissen will. Denn mit Recht behauptet er, daß wenn die Hausfrau sich dem Hause entziehe, für die Wirthschaft namhafte ökonomische Verluste entstehen und die Kinder die erziehende Pflege entbehren, deren sie bedürfen. Nur bei hervorragenden Talenten, glaubt Mill, wäre es vielleicht der Hausfrau gestat-

*) S. 45.

**) S. 50.

tet, sie zu bilden und auszuüben, und den Ausfall an der Zeit, die der Leitung des Hauswesens zukommt, in anderer Weise zu ersetzen. Da das gegenwärtige System auch solche Ausnahmen gebilligt hat, so ist es in der That schwer begreiflich den Unterschied des neuen Systems vor dem gegenwärtigen zu erkennen, es sei denn, daß es in den Ehekontrakt aufgenommen würde, wie dem Mann keine Einmischung in die Angelegenheiten der Küche und der Frau keine Theilnahme an den Arbeiten des Mannes gebühre. Wir Deutsche haben nun keinen Anlaß gesetzlich festzustellen, was uns als selbstverständlich gilt. Es sind nur zwei von uns noch nicht in Betracht gezogene Forderungen Mills, die, wenigstens in England, als Neuerungen erscheinen könnten. Die eine betrifft eine Erleichterung der Ehescheidung, die andere die Sonderung des Vermögens beider Gatten. Da die englische Ehegesetzgebung die Scheidung sehr erschwert und ihre Möglichkeit sehr begrenzt ist, hat der Wunsch Mills etwas Begreifliches; da wir vielmehr in der Lage sind, eine Beschränkung der Fälle der Ehescheidung wünschen und begünstigen zu müssen, so kann unter unseren Verhältnissen dieser Wunsch Mills nicht laut werden. Die andre Forderung, die Vermögenssonderung, ist auf jeden Fall keine neue, sie hat sowohl im römischen Rechtssystem als auch in vielen neuern Gesetzgebungen Befriedigung gefunden. Also so entsetzlich uns anfänglich Mill den gegenwärtigen Zustand der verheiratheten Frau geschildert hat, das neue System, das ihn ersetzen soll, ist, wenn wir von einigen leicht zu beseitigenden und außerhalb Englands zum Theil beseitigten wirklichen oder vermeintlichen Uebelständen absehen, kein anderes als das gegenwärtige. Die Befreiung des weiblichen Geschlechts, die Mill in's Auge faßt, wird also wesentlich die unverheiratheten Mitglieder desselben treffen. So ist es denn auch in der That. Kein Amt, das Männern zugänglich ist, soll Frauen verschlossen werden. Sollten Männer durch Vorzüge der Begabung für diese oder jene Stellung geeigneter sein, so wird die höhere Trefflichkeit ihrer Leistungen sie ihnen sichern. Die Konkurrenz wird zu gewissen und entscheidenden Resultaten führen. Es käme also darauf an, festzustellen, ob in der That die Frauen eine den Männern gleichartige Begabung besitzen und in Folge dessen auf gleichartige Berufsstellungen Anspruch erheben können. Der Erörterung dieser Frage, deren Beantwortung über diese ganze Angelegenheit entscheidet, unterzieht sich nun Mill mit einem anerkennenswerthen Scharfsinn.

Da wir nicht wissen, welche Tiefen die Eigenthümlichkeit des Weibes birgt und daher die Tragweite ihrer Leistungsfähigkeit noch nicht bestimmen können, so bleibt uns nichts übrig als aus den wirklichen Leistungen der Frau ihre Leistungsfähigkeit abzuleiten. Danach läßt sich nun die Regierungskunst den Frauen nicht abstreiten, vielmehr ist ihr Beruf für dieselbe glänzend zu Tage getreten. Die Beziehung auf Deborah und die Jungfrau von Orleans ist freilich nicht zutreffend, da diese Frauen nicht sowohl die Thätigkeit einer Regentin als vielmehr die Wirksamkeit einer Prophetin und Kriegerin ausübten. Desto geeigneter ist die Berufung auf Elisabeth von England und Katharina von Rußland. Und auch diese Beobachtung Mills wollen wir uns nicht entgehen lassen, daß die indischen Fürstenthümer, die kräftig, sorgsam und sparsam regiert werden, fast immer unter der Herrschaft einer Frau stehen. Sucht man das Resultat, zu dem diese Beobachtung drängt, dadurch aufzuheben, daß man behauptet, unter der Regierung von Fürstinnen pflegten Männer zu herrschen, so ist dieser Einwand sehr nichtsagend, denn das ist ja die Aufgabe des Regenten, nicht selbst in Person die Arbeiten herzustellen, sondern vielmehr die geeigneten Kräfte zu finden, die diesen Arbeiten gewachsen sind. Und diese Gabe läßt sich den Frauen nicht absprechen, da doch allgemein zugegeben wird, daß sie eine schnellere Einsicht in den Charakter eines Menschen gewinnen als die Männer. Uebrigens haben jene Fürstinnen oft genug einzig und allein an ihr eignes Urtheil die wichtigsten und entscheidendsten Maßregeln der Regierung geknüpft. Auch für wissenschaftliche Arbeit fehlt den Frauen keineswegs die erforderliche Begabung, im Gegentheil besitzen sie Fähigkeiten, deren die Wissenschaft nicht entvathen kann. Frauen zeichnen sich durch praktischen Sinn aus, d. h. durch die Kraft vermöge einer unmittelbaren Wahrnehmung die gegebne Wirklichkeit zu begreifen, sie werden daher in der Lage sein, die Abwege der Speculation, welche sie so oft mit der wirklichen Welt in Widerspruch setzen, zu vermeiden, und Männer, die so leicht diesen Irrgängen zugänglich sind, auf den rechten Weg zurück zu führen. Und ebenso werden sie nie einer Wahrheit Sympathien zuwenden, ohne zu erwägen, welchen Einfluß

ihre Verwirklichung auf das persönliche Leben der Menschen ausüben würde. Der Beistand der Frauen wird daher sehr wichtig sein, wenn es sich darum handelt, allgemeine Ideen zur Geltung zu bringen, da Männer nur allzusehr ein rücksichtsloses Verfahren begünstigen. Dieser praktische Sinn der Frauen wird unterstützt durch die Schnelligkeit des Begreifens; ist dies eine Gabe, die der Forscher allerdings entbehren kann, ja die vielleicht ihm nachtheilig ist, da er mehr der Geduld bedarf, so ist sie ein hoher Vorzug für das Handeln. Wie die weibliche Eigenthümlichkeit also vermöge ihrer praktischen Richtung die wissenschaftliche Thätigkeit des Mannes ergänzt und korrigirt, sehen wir sie zugleich im hohen Maße eine Wirksamkeit begünstigen und veranlassen, deren Schwerpunkt in der Schnelligkeit des Urtheilens und Handelns liegt.

Aber es fragt sich, ob Frauen nicht dennoch durch eine gewisse Schranke ihrer Natur in die Grenzen des häuslichen Lebens gebannt sind. Die größere Nervosität des weiblichen Geschlechts, sagt man, mache es unfähig zu einer Thätigkeit, die stete Beharrlichkeit fordert. Aber diese nervöse Reizbarkeit ist zum Theil nur ein Ueberschuß nervöser Energie, die daher, wenn dieser ein sicheres Ziel gegeben wäre, von selbst weichen würde; zum Theil ist sie Folge einer naturwidrigen verweichlichenden Erziehung, des Mangels an Bewegung, die Frucht einer sitzenden Lebensweise. Uebrigens finden sich nervöse Naturen allerdings, wie im männlichen, so im weiblichen Geschlecht und es läßt sich nicht läugnen, daß diese Nervosität forterbt. Es mag sogar zugestanden werden, daß mehr das weibliche als das männliche Geschlecht diese Erbschaft sich aneignet, aber was folgt daraus? Werden etwa nervöse Männer von Berufsweisen ausgeschlossen, von denen die Nervosität die Frauen ausschließen soll? Ja noch mehr! Nervosität pflegt die geistige Erregbarkeit, nicht bloß zeitweilig, sondern dauernd zu erhöhen; sie ist es, die große Redner und Prediger bildet, die zur Führerschaft großer geistiger Bewegungen befähigt. Sie ist also nicht sowohl ein Hemmiß, als vielmehr eine Förderung des geistigen Lebens! Vielleicht scheint indessen die Nervosität ein Hinderniß für politische oder juristische Thätigkeit zu bilden! Aber man erwäge, daß wer in Folge seiner Erregbarkeit es vermag, sich über das Alltägliche zu erheben, auch die Kraft besitzen wird dem Pflichtgefühl eine Stärke zu verleihen, die ihn über entgegengesetzte Antriebe erhebt. Haben doch die leicht erregbaren romanischen Nationen ebenso ausgezeichnete Leistungen hervorgebracht wie die ruhigeren germanischen, und welche Völker hat nicht das erregbare griechische überflügelt! Indes, es sei so! Die Frau vermöge nicht, in solchem Maße sich zu konzentriren und an eine Idee völlig hinzugeben, es ist noch sehr die Frage, ob diese Konzentration in der That etwas so werthvolles ist; ob der Geist nicht mehr zu leisten vermag, wenn er häufig wieder zu einem schwierigen Problem zurückkehrt, als wenn er dabei ohne Unterbrechung verweilt. Auf jeden Fall ist für praktische Thätigkeit die Gabe schnell die Gegenstände zu wechseln, sehr schätzbar.

Nun erhebt sich aber das Bedenken, wie es zu erklären sei, daß keine Leistung ersten Ranges in Wissenschaft oder Kunst einer Frau den Ursprung danke! Aber dies Bedenken muß seine Kraft verlieren, wenn wir erwägen, theils wie kurz der Zeitraum ist, in dem Frauen auf diesen Gebieten gearbeitet haben, theils wie gering die Zahl dieser Frauen bis jetzt geblieben ist. Und dennoch, um von jenen Frauen zu schweigen, deren Leben in geschichtliches Dunkel gehüllt ist, einer Sappho, Corinna, Aspasia, welche ausgezeichnete Schriftstellerinnen zählt die neuere und neueste Zeit, unsere besten nobellistischen Leistungen hinsichtlich der Komposition und des Stils sind meistens von Frauen verfaßt, wir erinnern nur an Frau v. Stael und George Sand. Aber es fehlt den Werken weiblicher Feder an originalen Ideen, das muß zugestanden werden, allein wir müssen auch bedenken, daß es immer schwerer wird originale Gedanken zu hegen, je größer der Schatz schon erworbener Wahrheiten wird. Nur der ist zur Bereicherung dieses Schatzes fähig, der ein umfassendes Wissen der bisherigen Leistungen besitzt und so die Richtung, die zu neuen Entdeckungen eingeschlagen werden muß, kennt. Und dies Wissen ist bis jetzt ja den Frauen ebenso ungerecht wie beharrlich verweigert worden. Und doch, wenn der Fortschritt der Erkenntniß von dem Aufblühen glücklicher Gedanken bedingt ist, die dann wissenschaftlich verwerthet werden müssen, wer weiß, ob nicht viele der originellsten Ideen weiblichen Köpfen entsprungen sind, dann aber von ihren Fremden oder Angehörigen weiter entwickelt und ausgearbeitet wurden. Diese nahmen dann einen Ruhm in

Anspruch, dessen einer Theil doch gewiß jenen Frauen gebührt. Will wenigstens will Frauen einen großen Theil seiner Todeen verdanken. Es fehlt den Frauen nur das Wissen, um ihre originellen Gedanken zu gestalten. Wir wenden uns zur künstlerischen Thätigkeit des weiblichen Geschlechts.

Es beschäftigt sich viel, sehr viel mit der Musik, nicht wenige Glieder desselben malen, und es ist in der That auffallend, daß sie auf diesen Gebieten nicht mehr leisten. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß alle jene Thätigkeiten vom weiblichen Geschlecht nur dilettantisch betrieben werden, daß ihnen die Vorbildung fehlt, welche Männern eignet. Wie wenig Frauen haben Unterricht im Generalbass und in der Kompositionslehre empfangen! Und in der einen Kunst, die sie gründlich erlernen, die sie zum Beruf wählen, in der dramatischen Kunst, stehen sie mindestens den Männern gleich. Und ebenso, wenn wir sehen, wie weit es die Frauen in der allerdings untergeordneten Kunst der Mode bringen, wird es uns wahrscheinlich, daß sie auch innerhalb einer höheren Kunstsphäre bedeutenden Leistungen fähig sind. Erwägen wir endlich, wie viel Zeit den Frauen theils die Sorge für den Haushalt theils die Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten theils endlich die Pflege ihrer Toilette kostet; wie in Folge der beschränkten Ziele, die ihnen gesteckt sind, der Ehrgeiz auch in so engen Grenzen sich hält; wie in Folge derselben falschen Erziehung der Trieb, mühseligen und langen Arbeiten mit Geduld und Beharrlichkeit sich zu unterziehen, ein sehr geringer geworden ist: so kann man sich in der That nicht wundern, daß die Frauen nicht mehr geleistet haben als der Fall ist. Noch ein Punkt bedarf indes der Erwägung. Den Frauen wird das Kompliment gemacht, daß sie moralisch besser als die Männer seien. Wahrscheinlich hängt dies damit zusammen, daß die Männer in Folge der Tyrannei, die sie über die Frauen ausüben, verwildern. Die Sklaverei pflegt einen entsetzlichen Einfluß auf die Herren als auf die Sklaven zu haben. Aber diese Huldigung wird den Frauen nicht dargebracht, ohne sie einer Schwäche zu beschuldigen. Frauen, heißt es, ließen sich in ihrem Urtheil wesentlich nicht durch Gründe, sondern durch Gefühle, Abneigungen und Zuneigungen leiten. Es mag sein, aber lassen sich nicht oft genug Männer auch nicht durch Gründe, sondern, was ebensovienig ehrenvoll ist, durch persönliche Interessen leiten! Und hat man nicht die Frauen gelehrt, daß sie keine höheren Interessen haben als den Ihrigen zu leben. Man tadelt also nicht Fehler, die dem weiblichen Geschlecht nicht angeboren, sondern in Folge ungünstiger Verhältnisse erst künstlich eingeimpft sind. Man tadelt nicht, daß es allgemeinere Fragen nur nach subjektiven Sympathien und Antipathien, nach dem Maß der Förderung, die es für sich und die Seinigen durch diese oder jene Lösung derselben erwartet, zu beurtheilen vermag.

Es fällt also jeder Grund hinweg, den Frauen gleiche Rechte mit den Männern zu verjagen, desto mehr Ursachen sind vorhanden, sie ihnen zu gewähren. Die Summe der Intelligenz in der menschlichen Gesellschaft würde vergrößert werden, indem die weiblichen Talente sich entfalten könnten. Gänzlich verloren gehen sie freilich auch jetzt nicht, da der Einfluß der Frauen auf die Männer ja keineswegs zu unterschätzen ist. Indes ist derselbe doch ein begrenzter und ungewisser und kann keineswegs dem Gewinn gleichgestellt werden, den die Konkurrenz der Frauen gewähren wird. Ein nicht gering zu schätzendes Resultat derselben wird der größere Antrieb für die Männer sein, sich den Vorrang vor den Frauen zu verdienen.

Aber auch einer moralischen Förderung, welche die Emancipation der Frau verbürgt, dürfen wir nicht vergessen. Der moralische Einfluß der Frauen ist gegenwärtig nur ein geringer; es soll nicht gelängnet werden, daß sie zur Bildung und Befestigung milderer Gesinnungen, einer erhabneren Richtung der Seele beigetragen haben, aber es kann nicht unerwähnt bleiben, daß es ihnen am Sinn für Gerechtigkeit in hohem Maße fehlt. Im Konflikt zwischen Grundsätzen und persönlichen Vortheilen pflegt die Waagschale sich zu Gunsten der letzteren für sie zu senken. Sie sind erzogen worden, allein auf die Stimme des Gefühls zu hören, kein Wunder, daß allgemeinere Erwägungen für sie keinen Werth besitzen. Wenn sie daher in neuerer Zeit mehr als früher in das öffentliche Leben eingreifen, wie auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit, so pflegen sie in sehr kurzfristiger Weise ihre Gaben zu spenden. Einzig darauf bedacht, augenblickliche Noth zu lindern, vergessen sie, daß die wahre Hilfe nur in der Befähigung zur Selbsthilfe liegt. Aber leicht begreiflich, daß diese Einsicht ihnen fehlt,

da sie ja selbst, wenige ausgenommen, nur zu empfangen, aber nicht zu erwerben gewöhnt sind. Je mehr nun die Frauen am öffentlichen Leben Antheil nehmen, desto mehr werden sie die Fähigkeit erlangen, mit nüchternem Blick die wirklichen Verhältnisse zu betrachten und im Sinn der Gerechtigkeit sie zu behandeln; ein desto größerer Einfluß auf die Moralität des öffentlichen Lebens wird von ihnen ausgehen. Und doch die größten Segnungen wird die Emancipation der Frauen dem ehelichen Leben gewähren! Ist es nicht so häufig nur die Rücksicht auf die Frau, welche den Mann hindert, Märtyrer seiner Ueberzeugung zu werden, die ihn zu Zugeständnissen treibt, die er nicht machen würde, wenn nicht die Opferscheu seiner Frau ihn dazu nöthigte! Wäre aber die Frau im Besitze einer gleichen Bildung als der Mann, würde sie dann nicht die größten Opfer zu bringen bereit sein, würde es ihr dann schwer fallen, auf gesellschaftliche Ehren, auf das Behagen des Comforts, auf den Beifall der öffentlichen Meinung zu verzichten? Ferner wie ist es möglich, daß wahre Ehen, d. h. Uebereinstimmung in Gefühlen, Interessen und Zwecken, sich bilden, wenn die Gatten eine ganz entgegengesetzte Erziehung genossen haben! Nothwendiger Weise wird, was den einen fesselt, den andern abstoßen; was diesen anzieht, jenem gleichgültig sein; die Richtungen des Geschmacks werden auseinandergehen, und im günstigsten Falle die Ehe sich zu einem Kompromiß gestalten, der keinen Theil befriedigt. Umgekehrt aber, wenn beide Geschlechter eine gleiche Bildung erhalten, wird die festeste Grundlage der Ehe gesichert sein, und wenn freilich Differenzen und Konflikte auch jetzt nicht ausbleiben mögen, so wird doch ihr Spielraum ein viel geringerer werden müssen. Und auch dieser Erwägung dürfen wir uns nicht verschließen, daß jetzt bei dem geringen Grad weiblicher Bildung der Mann durch die Frau zurückgehalten wird, daß sie den hohen Flug seiner Seele hemmt, und zwar desto mehr, als beide Gatten durch lebhaftes Sympathien mit einander verbunden sind. Ist dagegen das Weib dem Manne geistig ebenbürtig geworden, dann wird die Ehe eine gegenseitige intellektuelle und moralische Förderung den Gatten gewähren.

Und dürfen wir das Gefühl eigner Freiheit so gering anschlagen, ist nicht der Besitz derselben der Inbegriff des höchsten Glücks! Und tritt nicht immer da, wo die Freiheit fehlt, die Leidenschaft nach Macht an die leere Stelle! Gebt der Frau die Freiheit, und die Schwächen, deren ihr die Frau zeugt, die Neigung zu äußerem Glanz, Kleiderpracht, da sie diese Dinge nur als Mittel der Macht schätzt, werden von selbst schwinden. Niemand aber wird das Bedürfniß freier Bewegung mehr fühlen und die Befriedigung desselben mehr schätzen, als die Frau, welche allein steht; sei es, daß das Haus öde geworden ist, das sie einst leitete; sei es, daß sie nie in der Lage war, den Mittelpunkt eines eignen Hauswesens zu bilden. Sie kann einen Ersatz für den Mangel an einem häuslichen Beruf nur finden, wenn ihr dieselben Berufsweisen offen stehen, aus denen das männliche Geschlecht den Stoff zu einem würdigen Dasein schöpft.

Soweit Will! Bei der Beurtheilung der Ansicht, die er so beredt und so scharfsinnig zu vertreten weiß, werden wir uns eine doppelte Aufgabe stellen müssen, einmal die Grenzen zu bezeichnen, bis zu welchen wir übereinstimmend ihn begleiten, sodann die Behauptungen einer Kritik zu unterwerfen, denen wir widersprechen müssen. Es scheint mir nun bewiesen, daß es kein Gebiet menschlicher Thätigkeit und menschlicher Erkenntniß giebt, das an sich dem weiblichen Geschlechte verschlossen wäre. Auch die schwierigsten Untersuchungen der Wissenschaft sind ihm keineswegs unzugänglich.

Vergegenwärtigen wir uns in aller Kürze das statistische Material, das uns über die Fälle der verschiedenen Thätigkeiten orientirt, die jetzt in den Händen des weiblichen Geschlechts sich befinden. An der Spitze der Bewegung steht Nordamerika, im Staate New-York wurde 1865 eine Damenuniversität gegründet, die bald darauf schon über 400 Studentinnen zählte. Aber nicht bloß als Hörerinnen dürfen wir dort die Damen in den wissenschaftlichen Hörsälen suchen, sie bestiegen auch die Lehrstühle der Universität, um Vorlesungen bald über Volkswirtschaft, Plan-Musterzeichnen, Gartenbaukunde, bald über griechische und englische Grammatik, bald über Philosophie und Literatur zu halten. Besonders bevorzugen die Frauen den ärztlichen und pädagogischen Be-

ruf, 1865 gab es in Amerika mehr als 300 Ärztinnen, und ungefähr $\frac{4}{5}$ sämmtlicher Lehrstellungen werden jetzt von Frauen besetzt. Amerika kennt auch Friedensrichterinnen und Advokatinnen, und seit kurzem werden dort auch Damen ordinirt und mit einem Pfarramt betraut. Auch in England sehen wir Frauen Universitätsstudien sich widmen und Funktionen ausüben, die sonst nur Männern zufielen. In Edinburg finden wir sechs medizinische Studentinnen, fünf Studentinnen, die andern Fakultäten angehören. Jedoch sind es gesonderte Kurse, denen diese Damen zugewiesen sind. 1867 wurde in England die erste Ärztin angestellt. Nächst England sind Rußland und die Schweiz vorzügliche Stätten der Frauenemancipation. In Rußland hat die Regierung für Damen, die das Abiturientenexamen auf einem Mädchengymnasium absolvirt haben, medizinische Kurse eröffnet. In der Schweiz ist die Universität Zürich der Mittelpunkt des weiblichen Studiums. 1867 ist eine Russin Fr. Nadescha Julowa, am 12. März 1870 eine Engländerin Fr. Morgan zum Doktor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe promovirt worden. In Zürich studiren gegenwärtig 12 Damen Medizin, 2 Damen Philosophie. Unter diesen Studentinnen sind 9 Russinnen, 3 Engländerinnen, 1 Amerikanerin, 1 Schweizerin. Es kann also keinem Zweifel unterworfen sein, daß alle wissenschaftlichen Erkenntnisse sowohl Männern wie Frauen zugänglich sind. Dies geben wir gern Will zu. Aber wir behaupten einmal, daß diese weiblichen Studentinnen ihr Ziel auf Kosten leiblicher Gesundheit und seelischer Anmuth erreichen, und zwar ohne die Wissenschaft zu fördern. Der weibliche Organismus ist zarter als der männliche und bedarf eines höheren Maßes von Schonung. Soll aber wissenschaftliche Tüchtigkeit erworben werden, so ist eine angestrengte Arbeit unerläßlich. Auch der genialste Mann kann sie nicht entbehren, sie wird also für jede Frau nothwendig werden, die sich dem wissenschaftlichen Studium widmen will. Wenn nun schon gegenwärtig in Deutschland so viele junge Mädchen, die den Beruf einer Erzieherin oder Lehrerin wählen, an ihrer Gesundheit Schiffbruch leiden, obwohl die Forderungen, die an sie gestellt werden, kaum die Schwellen der Wissenschaft berühren, und eigentlich doch nur den Maßstab einer etwas gesteigerten allgemeinen Bildung anlegen, welche Verwüstung der Gesundheit des weiblichen Geschlechts wird die Folge sein, wenn es sich einer ernstern wissenschaftlichen Arbeit unterziehen würde! Wird aber die Möglichkeit in's Auge gefaßt, daß wenn der weibliche Organismus in späteren Jahren zur Festigkeit gelangt ist und ein größeres Maß von Widerstandskraft gewonnen hat, die Zeit des wissenschaftlichen Studiums beginnen könne, so wird gänzlich übersehen, daß nur die Jugend die Elasticität des Geistes besitzt, die Grundlagen des wissenschaftlichen Studiums sich anzueignen, und daß die Jugendlichkeit des weiblichen Geschlechts früher aufzuhören beginnt, als die des männlichen. Da es kann die Frage aufgeworfen werden, ob nicht schon die Forderungen, die gegenwärtig an die weibliche Jugend gestellt werden, ihrer körperlichen Entwicklung Schaden bringen. Und wenn zu der gesteigerten Nervosität, an der gegenwärtig die weibliche Jugend krankt, außer der Schule auch andere Umstände beitragen, so trifft diese doch gewiß ein Theil der Schuld. Mag es übertrieben sein, daß unter 20 Mädchen, die das 15. Jahr erreicht haben, nur 7 von Verirrungen und Mißgestaltungen frei seien, so geht doch aus dieser wenn auch, wie gesagt, vielleicht über das Ziel schießenden Berechnung hervor, wie große Gefahren anhaltendes Sitzen der weiblichen Jugend bereitet.

Aber nicht minder wie der leiblichen ist der seelischen Entwicklung des Weibes wissenschaftliches Studium verderblich. Wer überzeugt ist, daß das Weib sich nicht dadurch allein vom Manne unterscheidet, daß, was diesem eigen ist, ihm fehlt, sondern daß vielmehr dem Weibe auch eigen ist, was dem Manne fehlt, der wird auch darin übereinstimmen, daß das innerste Wesen der weiblichen Natur aus der Vereinigung zweier Wurzeln emporwächst, der Anmuth und der Raivetät. Mag die Schönheit der körperlichen Erscheinung nicht jedem Weibe gewährt sein, die Schönheit der Seele kann und will sich in jedem entfalten, das ihr Wachsthum nicht hindert; und die Schönheit der weiblichen Seele tritt in Anmuth und Raivetät hervor. In der Anmuth zeigt sich die leicht erworbne Herrschaft der Seele über die Fülle ihrer Gefühle so wie die harmonische Einheit, zu der sich diese vereinigt haben. Es ist der Hauch der Freiheit und des Einklangs, der uns aus einer wahrhaft weiblichen Persönlichkeit entgegen weht. Und in der Raivetät des weiblichen Sinnes

erschließt sich die prophetische Gabe des menschlichen Geistes, offenbart sich die Fähigkeit, die Welt zu erkennen, ohne die sonst gültigen Bedingungen der Reflexion, des Urtheils, des Schlusses, der Beobachtung zu erfüllen. Die Gabe der Intuition verleiht dem weiblichen Geiste den Charakter der Genialität und Originalität. Es kann aber keinem Zweifel unterworfen sein, daß angestrenzte geistige Arbeit sowohl die Anmuth wie die Naivetät vernichtet. Wer das hin und her, das Widersinander der entgegengesetzten Gedanken zu sichten und zu ordnen sucht, wer nur durch stetigen Kampf, der falsche Vorstellungen zurückweist, irrige säubert und wahre ordnet, in der Wissenschaft die Wahrheit mehr sucht als findet, und oft genug als Resultat mühsamer Anstrengungen das apostolische Bekenntniß erntet: Wir sehen jetzt in einem dunkeln Spiegel, kann er in seinem Wesen die Harmonie des Daseins, die leichte Herrschaft über die Fülle seiner Bewegungen darstellen? Gewiß nicht! Aller Besitz, der dem Manne eigen ist, muß durch Kampf erworben oder im Kampf geschützt und vertheidigt werden. Die Anmuth gedeiht aber nicht im Kampf, sie ist nicht eine Tochter des Krieges, sondern des Friedens. Deshalb suchen wir bei dem Manne den Muth, bei dem Weibe die Anmuth. Und ebensowenig ist die Naivetät unter den Männern heimisch, sie ist hier mit Recht ein Fremdling. Denn da, wo die Gesetze der wissenschaftlichen Forschung walten, ist dem genialen Gedanken oder daß ich mich genauer ausdrücke, dem genialen Einsall nur ein geringer Spielraum gewährt. Je mehr geniale Einfälle eine Schrift enthält, desto geringer ist ihr wissenschaftlicher Werth. Sie mag interessant sein, sie mag anregen und fesseln, sie mag sogar der Wissenschaft prophetischen Blicks Wege zeigen, die noch nicht betreten sind, sie selbst hat keinen wissenschaftlichen Werth. Die Wissenschaft baut durch Beobachtungen, Urtheile und Schlüsse ihr festes Haus, und wo diese Operationen versagen, versagt auch ihre Thätigkeit. Je wissenschaftlicher wir denken, desto mehr verlieren wir an Naivetät, an jener Ursprünglichkeit, die einem Blitze gleich aus dem Dunkel der Tiefe hervorbricht, um die Welt mit einem neuen, oft freilich nur trügerischen Lichte, zu erhellen. Die Naivetät des wissenschaftlichen Mannes zieht sich auf den engen Kreis der Konversation zurück, um dort im Spiel des Witzes und Scherzes ein karges Dasein zu fristen, gemischt mit den Ingredienzien der Reflexion. Naivetät ziemt auch dem Manne nicht, in seinem Munde empfängt sie immer einen Beigeschmack des Komischen, während sie uns im Munde der Frau entzückt.

Denken wir uns nun das weibliche Geschlecht in wissenschaftlicher Arbeit begriffen, so wird die Fähigkeit zur Inspiration versiegen, die Frische der Unmittelbarkeit wird erblaffen, und was bleibt? Die Frauen werden wie die Männer werden, die Anziehungskraft, die bis dahin beide Geschlechter auf einander ausgeübt haben, wird ihren Reiz verlieren, die Poesie des irdischen Lebens aber der Prosa und Langweiligkeit einer trostlosen Dede weichen. Und wenn nur wenigstens das weibliche Geschlecht ein höheres Maß von Befriedigung, eine größere Summe von Glück erwürbe! Aber sie wird nur das Gefühl eines verfehlten Berufs gewinnen. Auf Harmonie, auf Anmuth und Naivetät ist der weibliche Genius angelegt, und deshalb muß er im engeren Kreise sich entfalten. Verläßt er diesen, tritt er dem männlichen gleich in die Welt hinein, sie zu erobern und zu bezwingen, dann wird im Kampf um das Dasein der stille Friede und das Gefühl des Einklangs aus seinem Herzen ziehen. Schon die leibliche Erscheinung hat den Beruf der beiden Geschlechter angedeutet. Die edigen, starren, aber auch festen Linien, die dem männlichen Körper eignen, bestimmen ihn zur Arbeit und zum Streit, aber die wellenförmigen, gewundnen Linien, die den weiblichen Organismus umgrenzen, weisen ihm eine andre Aufgabe zu, berufen ihn zu einem friedlichen Dasein. Meines Wissens ist es auch noch nie einem Künstler eingefallen, das Ideal des Weibes im Bilde einer gelehrten und wissenschaftlichen Frau darzustellen. Die Kunst hat es wohl versucht, das Problem zu lösen, männliche Kraft und weibliche Formen in einer Gestalt darzustellen. Aber die Amazonen zeigen doch nur die leibliche Kraft des Mannes, und der Kampf, zu dem sie sich anschicken, wird mit dem Speer geführt. Hier kann der Blick sich an dem höchsten Maß leiblicher Kraftfülle, die für das Weib erreichbar ist, erfreuen. Und doch selbst hier sind dem Künstler enge Grenzen gezogen. „Das Heroische ließ sich im Weibe, sagt ein ausgezeichnete Kenner der Kunst,*) wenn es schön bleiben sollte, überhaupt nur als Rüstigkeit, Bewegungsfähigkeit dar-

*) Burckhardt. Der Cicerone. II. 441.

stellen.“ Wohl bildet die Kunst auch kriegerische Göttinnen, aber die Göttinnen stellt sie natürlich nicht dar als der Arbeit und dem schweren Kampf unterworfenen Frauen, sondern als freie erhabne Herrscherinnen. Und je länger je mehr geht die Kriegerin in die Herrscherin und die Herrscherin in die Vertrauen weckende Schützerin auf. Diese Wandlung der Typen zeigt die Abbildung der Pallas Athene. Wohl sehen wir Artemis kriegerisch erscheinen, mit ihrem Bruder Apollo sendet sie den tödlichen Pfeil in die Brust der Niobiden, aber keine Spuren der Anstrengung, der Arbeit, des Kampfs zeigt ihre Gestalt, „ihre Bewegung ist nicht menschlich ungestüm, sondern übermenschlich unaufhaltsam.“*) Und der andre Typus, der sie als Jägerin zeigt, entkleidet sie völlig des Amazonenhaften und verleiht ihr völlig weiblichen Charakter, indem er sie zur Geliebten des Endymion macht. In der Hera aber spricht sich majestätische Milde aus, und in der Aphrodite erscheint das Ideal sich selbst glücklich genießender Seelenschönheit. Wie stellt die antike Kunst in angestrengter Arbeit das Weib dar, vielmehr immer in innerer Harmonie und Höheit, die des Kampfes nicht bedürftig ist, für die der Kampf kein Kampf ist. Wenn die antike Kunst die verschiedenen Seiten des weiblichen Ideals verschiedenen Göttinnen zuerkannte, hat die christliche Kunst sie in einem Wesen zusammengefaßt, in dem Bilde der Maria; wie viele Motive zu idealer Weiblichkeit auch der christlichen Kunst übrig bleiben, will sie das absolute Ideal darstellen, so wendet sie sich zur Maria. Aber das weibliche Ideal ist ein neues geworden; denn die Harmonie der Seele, welche die Antike darstellt, ist gleichsam angeboren, eine Naturgabe; die Harmonie der Seele aber, die in dem christlichen Ideal der Weiblichkeit sich enthüllt, ist das Erzeugniß einer seelisch-geistigen Entwicklung, und wie Fouques Undine, so wie sie menschliches Geschlecht empfangen hat, ihren Zusammenhang mit demselben durch Thränen beweist, so zeigt sich die Vertiefung des weiblichen Ideals durch das Evangelium darin, daß es den Schmerz in sich aufnimmt. Es ist die Verkörperung des Schmerzes, in der sich die Geistigkeit und Sittlichkeit des christlichen Ideals der Weiblichkeit offenbart. Es ist der Kampf der Affekte, der sich in Frieden auflöst, aber weder der Kampf der Gedanken noch der Kampf mit irdischen Waffen, dem die christliche Kunst Zugang eröffnet hat, um das weibliche Ideal zu gestalten. Dieser Kampf ist dem männlichen Geschlechte eigen, und dieses kämpfend darzustellen war immer eine Aufgabe der Kunst. Athleten, Krieger und Jäger bildete sie mit Vorliebe, Herakles erschien als der fleischgewordne Kampf des Lebens, und ebenso häufig wendete sie sich dem Streit der Gedanken zu, der in den Zügen hervorragender Persönlichkeiten sich offenbart. Mag sie auch hier den Kämpfer nicht der Hoffnung auf Sieg oder Frieden berauben, das Bild der Harmonie bleibt verhüllt im Hintergrunde. Der Kampf, der auch dem Weibe nicht erspart bleibt, bewegt sich in der Sphäre des Gefühls und nimmt die Gestalt des Leidens an. Der Kampf des weiblichen Herzens ist ein Leiden. Im Leiden aber wird die Seele weich und still. Deshalb ist das Leiden nicht ohne Frieden, und deshalb entbehren die Züge der Leidenden nicht einer eignen Schönheit, eignen Anmuth. Aber der Mann ergiebt sich nicht so leicht, er stellt einen energischen Widerstand den Hindernissen entgegen, er sucht sie zu überwinden und zu beseitigen, er erwägt, auf welchen Wegen er sein Ziel erreichen könne. Er reflektirt, wie er der Wirklichkeit Herr zu werden vermöge. So empfängt sein Wesen, seine Haltung den Charakter einer gewissen Spannung, mit der die Anmuth sich nicht verträgt, verliert die Frische der Unmittelbarkeit, der Naivetät. Ein gleiches Geschick trafe das weibliche Geschlecht, wenn es dieselben Aufgaben wie das männliche sich stellte, die Welt aber würde die verjüngende Kraft verlieren, die bis dahin aus dem erquickenden Duell des reinen weiblichen Genius ihr zuströmte, sie würde altern.

Und würde die Summe der Erkenntnisse sich vergrößern durch die Theilnahme des weiblichen Geschlechts an der wissenschaftlichen Arbeit? Wir wollen auch hier die Erfahrung fragen, der Forderung Mills gehorham, und sie wird uns Rede und Antwort stehen. Denn sie ist keineswegs so ungenügend, wie Mill voraussetzt. Ueber die Erziehung der Mädchen aus den vornehmen Ständen im Reformationszeitalter äußert sich ein jüngst verstorber ausgezeichnete Pädagoge so: „Daß neben solchen Veranstaltungen (nämlich elementarem Unterricht) für weibliche Bildung in den eigentlich vornehmen Lebenskreisen jener Zeit noch immer

*) Burdhardt a. a. O. II. S. 447.

ein außerordentlicher Privatunterricht für die Töchter nöthig erachtet wurde, der dann auch noch sehr lange, ganz wie früher, auf Gelehrsamkeit ausging, versteht sich von selbst. Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache wurde um so mehr von den gebildeten Damen der wirklich höheren Stände gefordert, als diese Kenntniß allein zu einem selbstständigen Urtheil über die Ereignisse und Lebensfragen jener Zeit befähigen konnte. Es gab Frauen, die das neue und das alte Testament im Urtexte lasen, und es wurde noch am Ende des 17. Jahrhunderts ausdrücklich Unterricht im Griechischen und Hebräischen für die Töchter als nöthig erachtet.“*) Obwohl nun daher fast zwei Jahrhunderte hindurch die Töchter vornehmer Häuser eine gelehrte Erziehung erhalten haben, ist aus ihrer Mitte kein nennenswerther Beitrag zur Förderung der Wissenschaft hervorgegangen. Wenden wir uns der Gegenwart zu! In Preußen giebt es jetzt 7400 Lehrerinnen! Wir wollen zugeben, daß wir von vornherein nicht erwarten können, sie auf den Gebieten des Wissens, welche die Kenntniß der alten Sprachen voraussetzen, thätig zu sehen, denn die Kenntniß dieser Sprachen ist ihnen ja verschlossen geblieben. Aber es läßt sich nicht begreifen, weshalb sie nicht literarhistorische und geschichtliche Forschungen anstellen könnten, welche nur die Kenntniß der neueren Sprachen voraussetzen. Dazu reicht die Bildung völlig aus, die sie empfangen haben. Aber dazu sind diese Damen so wenig geneigt, daß sie ihre wissenschaftlichen Studien schwerlich über die Lektüre der Schriften des weiblichen Geschlechts wird sich im Ganzen immer auf die Schriften beschränken, welche sich an das Gefühl und die Phantasie wenden, auf unterhaltende und erbauende Schriften. Zur wissenschaftlichen Forschung fehlt es den Frauen an Interesse und an Gabe. Eine ganz andre Frage ist es, ob das weibliche Geschlecht fähig sei Ideen zu erzeugen, welche die wissenschaftliche Arbeit fördern. Will behauptet es, und wir können gewiß denselben Ruhm den deutschen Frauen zuerkennen. Will freilich nennt sie sehr ungebildet, stellt sie in dieser Hinsicht unter die Engländerinnen und Französinen, ohne uns indeß das Räthsel zu lösen, weshalb englische Familien mit Vorliebe deutschen Erzieherinnen ihre Töchter anvertrauen. Gewiß, der weibliche Genius ist ideenreich, aber diese Ideen sind weder Ausgangspunkte noch Endpunkte der Forschung und Arbeit, sondern unmittelbare Inspirationen.

Haben wir das Gebiet wissenschaftlicher Arbeit den Frauen verschließen zu müssen geglaubt, so sind wir keineswegs gesonnen, den Kreis des Könnens, der ihnen Spielraum zu freier Thätigkeit entfalten soll, eng zu begrenzen. Es ist gewiß wahr, daß das Weib in keiner andern Sphäre sich so wohl fühlt und so sehr in dem ihr eignen Element sich bewegt, als in dem Hause. Aber nicht einem jeden Weibe ist es gegeben, innerhalb des eignen Hauses als Haupt oder als Glied leben zu können. Wir werden auch gewiß nicht behaupten wollen, daß sie sich nur als Glieder eines andern Hauses eine Thätigkeit schaffen dürften, sei es eines verwandten sei es eines fremden. Nicht immer findet sich ein verwandtes Haus, das dem einsamen Mädchen Aufnahme gewähren kann, und nicht jedes Mädchen kann Erzieherin werden. Wo es an der dazu nöthigen Vorbildung nicht fehlt, fehlt es doch oft an der nöthigen Kraft des Körpers. Es ist daher eine Nothwendigkeit geworden, dem weiblichen Geschlechte eine breitere Basis zu selbstständiger Existenz zu schaffen. Wir sehen sie als Lehrerinnen an Töchterschulen, als Musik- und Gesanglehrerinnen wirken, wir sehen aber auch sie durch Anfertigung von Handarbeiten ihre Existenz erwerben, weshalb könnte nicht der Kreis ihrer Thätigkeit erweitert werden und weshalb sollte es nicht möglich sein, auch subalterne Aemter ihnen anzuvertrauen! Freilich treten sie hier an die Oeffentlichkeit, aber wenn wir nicht daran Anstoß nehmen, daß Damen an öffentlichen Konzerten und Gesangsaufführungen Theil nehmen, dann weiß ich nicht, weshalb wir eine Ueberschreitung der dem weiblichen Geschlechte ziemenden Grenzen in der Uebernahme jener Stellungen finden sollten.

Wir können noch weiter gehen! Warum sollte nicht ein noch größerer Theil der Erziehung und des Unterrichts in weibliche Hände gelegt, warum nicht der Unterricht der Mädchen in den Volksschulen ihnen anvertraut werden können! Sind sie fähig, Töchter aus höheren

*) Klashar. Art.: Mädchenschule in Schmid Encyclopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens Bb. IV. S. 907.

Ständen zu bilden, dann gewiß auch Töchter der mittleren und unteren. Und ich glaube gewiß, daß es ihnen in einem höheren Maße gelingen würde, auf die geistige und sittliche Richtung jener Kinder Einfluß zu gewinnen als den Männern. Und ebenso halte ich es für möglich, daß auch der ärztliche Beruf sich ihnen erschlosse, als Krankenpflegerinnen haben die Frauen schon jetzt sich allgemeine Anerkennung erworben, Diakonissinnen sind zum Theil auch zu Apothekerinnen gebildet worden, und auf beschränktem Gebiet sehen wir sie auch schon jetzt als Mithelferinnen des Arztes. Einer Erweiterung ihrer Sphäre durch ein höheres Maß medizinischer Bildung steht nichts im Wege. Es würde gewiß allgemeinen Beifall finden, wenn weibliche Aerzte weibliche Krankheiten zu heilen wüßten. Aber widersprechen wir uns nicht, wenn wir den Beruf von Lehrerinnen und Ärztinnen den Frauen zuerkennen, während wir das Recht zu wissenschaftlicher Bildung ihnen abgesprochen haben? Gewiß nicht! Denn nicht wissenschaftliche Bildung, sondern allgemeine geistige Bildung ist der Lehrerin nothwendig. Und ebenso sind wir nicht gesonnen, den ganzen Umfang der medizinischen Wissenschaft den Frauen zugänglich zu machen, sondern vielmehr sie nur in den Besitz der medizinischen Bildung zu setzen, die zu einer erweiterten ärztlichen Thätigkeit erforderlich scheint. *) Es wird auch hier, wie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, dem weiblichen Geschlechte nicht sowohl eine Thätigkeit angewiesen werden dürfen, vermöge deren es dasselbe zu leisten berechtigt und verpflichtet wäre, was dem männlichen Geschlechte obliegt, sondern vielmehr wird es ergänzend, unterstützend diesem zur Seite stehen und gemäß dem Worte der heiligen Schrift als Gehilfin des Mannes erscheinen.

Es bedarf wohl kaum einer Erörterung der Frage, ob eine kriegerische Thätigkeit dem Weibe zieme. Weder dem zarten Organismus des weiblichen Körpers noch der harmonischen Richtung der weiblichen Seele entspricht sie. Daher denn die Amazonenkorps, deren im gegenwärtigen Kriege Erwähnung gethan ist, die blutige Wafelstatt nicht betreten haben, sei es, daß sie von den Heerführern zurückgewiesen wurden, sei es, daß sie noch zu rechter Zeit sich besannen, daß nicht Wunden zu schlagen, sondern Wunden zu heilen des Weibes Beruf sei. Aber milde werden wir urtheilen, wenn des Vaterlandes Noth einer fieberhaft erregten Seele männliche Kraft und männliche Gesinnung einflößt und sie zur Heldin weilt. Die Jungfrau von Orléans hat sich einen wohlbegründeten Anspruch auf bleibende Verehrung erworben, und Elisabeth Prochaska, das Dienstmädchen aus Potsdam, das in männlicher Kleidung, unerkannt, am deutschen Befreiungskriege Theil nahm, und erst fallend ihr Geschlecht offenbarte, haben mit Recht deutsche Dichter gefeiert. Und Goethes Dorothea, welche weibliche Anschuld mit dem Schwerte schüßt, erscheint uns als ein bewundernswürdiges Bild jener Thatkraft und jenes sittlichen Ernstes, dem die Ehre werthvoller ist als das Leben. Aber was einem Weibe erlaubt ist, wenn die sittliche Weltordnung aus den Fugen gegangen und die Dohut des Rechts geschwunden ist, das wird ihrem Wesen widersprechend, wenn die überfluthenden Wasser der Willkür und Gewalt in das Bett des Gesetzes und der Ordnung zurückgekehrt sind. Und was wir einer gesteigerten Erregung der Leidenschaft vielleicht gewähren dürfen, versagen wir mit Recht einer besonnenen und beruhigten Stimmung. Nicht so leicht als in diesem Fall wird uns das Urtheil werden, ob die Bezabung, an der Volksregierung sich zu betheiligen, den Frauen eigen sei. Es unterliegt keinem Zweifel, daß insoweit die Regierungskunst bedingt ist durch die Fähigkeit den allgemeinen sittlichen und geistigen Werth einer Persönlichkeit zu bestimmen, sie im hohen Maße im Besitze des weiblichen Geschlechts sich befindet. Wie aber das weibliche Geschlecht befähigt sein soll über die wissenschaftliche Tüchtigkeit und die administrative Begabung eines Mannes zu urtheilen, das vermag ich nicht zu begreifen. Und wenn von einem Regenten selbst Einsicht in den inneren Zusammenhang des Staatslebens, Erwägung und Beurtheilung der volkswirtschaftlichen und militärischen Bedingungen der Wohlfahrt des Staatslebens gefordert wird, dann scheint es mir unmöglich zu sein, die Zügel der Regierung in die Hand der Frauen zu legen. Nur in zwei Fällen würde es gebilligt werden

*) Die hier gemachten Vorschläge schließen sich eng an die von Nathusius. Vgl. den trefflichen, auch später selbständig herausgegebenen Aufsatz im Volksblatt für Stadt und Land 1870 Nr. 42 und d. f., den wir auch sonst benutzt haben.

innen, einer Fürstin das Volkswohl anzuvertrauen; einmal wenn ein Staat sich noch in sehr unentwickelten und einfachen Gestaltungen bewegt; sodann wenn das Königthum, wie in England, mehr eine Deforation als ein Amt darstellt. Sind diese Erwägungen richtig, so ist damit zugleich erklärt, daß wir die politische Thätigkeit des weiblichen Geschlechts in engen Grenzen einhegen müssen. Um an einem Parlamente Theil zu nehmen, dazu fehlt dem weiblichen Geschlechte die Kenntniß des Staatslebens, ohne welche eine politische Thätigkeit nur verderblich ist; abgesehen davon daß es in die Kämpfe des öffentlichen Lebens hinein gezogen würde, die, wie wir vorhin gesehen haben, dem innersten Wesen der weiblichen Natur widersprechen. Ob es gestattet sei, das aktive Stimmrecht den Frauen zuzuerkennen, das ist eine Frage, die wir nicht ohne weiteres verneinen wollen. Verheirathete Frauen müßten natürlich ausgeschlossen sein, theils weil der Mann ihr Vertreter nach Außen ist, theils weil das unersquickliche Schauspiel vermieden werden muß, Ehegatten unter Umständen gegeneinander aufzutreten zu sehen. Und ebenso würde nur dann eine Theilnahme der Frauen an der Wahl uns zulässig erscheinen, wenn diese von der persönlichen Erscheinung im Wahllokal dispensirt würden, da eben jedes öffentliche Herausreten und jede öffentliche Theilnahme am Kampf dem Weibe nicht ziemt. Also nur einzeln stehende Frauen könnten durch Stellvertretung das active Stimmrecht ausüben. Das scheint uns allen nicht passend, daß Frauen jeglicher politischer Ueberzeugung entbehren, vielmehr setzen wir mit Recht begründete Sympathien und Antipathien für und gegen politische Parteien bei ihr voraus. Es soll einer Frau nicht gleichgültig sein, ob diese oder jene politische Partei das Steuer des Staatsschiffes in den Händen hat. Und wenn das Stimmrecht so vielen Männern zugestanden ist, deren politische Einsicht eben auch nur in Sympathien und Antipathien sich zeigt, dann scheint es mir billig, auch Frauen den Zugang zur Wahlurne zu öffnen, vorausgesetzt daß sie persönlich im Hintergrunde des Kampfes bleiben. Ist doch hier und da auch bei der Pfarrwahl Frauen das Stimmrecht gewährt worden. *) Doch diese ganze Frage hat für uns Deutsche bis jetzt noch keinen praktischen Werth erhalten. Ich habe sie hier nur in Betracht gezogen, weil sie in England eine lebhaft bewegte Bewegung hervorgebracht hat. Diese hat bis jetzt zu dem Resultat geführt, daß die Frauen an der Wahl der städtischen Behörden sich betheiligen. Wir kam es nur darauf an, das Maximum zu bezeichnen, das einer eventuellen Bewegung in Deutschland gewährt werden könnte. Selbstverständlich wird diese Bewilligung nur eintreten, falls sich ein dringender Wunsch von Seiten des weiblichen Geschlechts in diesem Sinne kundgethan hat. Ueberflüssig ist es, und doch, um die Frage so allseitig wie möglich zu berühren, nöthig, zu erwähnen, daß wir nicht jenen amerikanischen Gemeinden nachahmen dürfen, die Frauen ordiniren und ihnen die Kanzel und den Altar öffnen. Das Predigtamt ist ja die frohe Botschaft des Friedens, ist das beseligende Zeugniß von der Harmonie, in die Christus die Menschen zu Gott, die Menschen zu den Menschen zurückgeführt hat. Und in frommen Gesängen, Darstellungen, Auslegungen hat auch das weibliche Geschlecht immer das Werk der Erlösung gepriesen und gepredigt. Aber wer ein Pfarramt bekleidet, hat nicht nur Gottes Thaten zu verherrlichen, er hat im Namen Gottes auch die Sünden der Welt zu strafen und gegen sie zu kämpfen. Es ist ein persönlicher Kampf, zu dem er berufen ist, und eben deshalb wird er mit der wissenschaftlichen Waffenrüstung geschmückt, ohne die er den Kampf mit Erfolg nicht zu führen vermag.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Frage zu beantworten, ob und inwieweit das Gebiet der Kunst dem weiblichen Geschlecht zugänglich ist. Wir werden von vorn herein geneigt sein, die Pforten der Kunst soweit wie möglich dem weiblichen Geschlecht zu öffnen, da die ideale Weltanschauung, die dem weiblichen Sinn eignet, das Gefühl und die Phantasie, die so kräftig den weiblichen Genius bestimmen, in der Kunst sich darstellen; da die Harmonie, in deren Pflege weibliche Sittlichkeit sich bezeugt, in der Kunst die Stätte sucht, die in der wirklichen Welt ihr so oft versagt wird. Erwägen wir aber, wie das Wesen des Weibes in der Sphäre der Unmittelbarkeit sich bewegt und daher den Kämpfen des öffentlichen Lebens entrückt werden

*) Vgl. Jacobson, Preuss. Kirchenrecht S. 372.

muß, so werden wir unter den bildenden Künsten die Architektur und Skulptur, die nicht nur Stärke der Phantasie, sondern auch einen bedeutenden Aufwand der Reflexion fordern, kaum weiblicher Thätigkeit überlassen können. Nur ein kleines Gebiet der Skulptur wird ihnen zugänglich werden können. Die Malerei ist dem Wesen des weiblichen Genius verwandter, weil sie den subjektiven Elementen des geistigen Lebens einen größeren Spielraum gestattet, obwohl auch hier objektivere Gegenstände, weil zum großen Theil durch die Reflexion bedingt, außerhalb der Sphäre weiblicher Thätigkeit liegen. Die ideal-historischen Fresken, wie sie ein Rafael, Cornelius, Kaulbach in vollendeter Weise hervorgebracht haben, werden dem weiblichen Genius unerreichbar bleiben. Ähnliche Resultate werden sich uns ergeben, wenn wir die Befähigung des weiblichen Geschlechts zur Theilnahme an den redenden Künsten untersuchen. Je mehr die Dichtung subjektiv-lyrischen Charakter trägt, desto vollendeter wird sie sich unter weiblichen Händen gestalten, je mehr die Dichtung objektiv-reflektirenden Charakter zeigt, desto weniger wird sie den Frauen gelingen. Und ebenso wird wohl der Ausdruck persönlichen Empfindens, die Darstellung eines eng umgrenzten Lebenslaufs von der weiblichen Feder klar und warm gezeichnet werden, während die Spiegelung der sittlichen Weltordnung in einem größeren Ganzen, die Entwicklung sozialer Kämpfe schwer zu überwindende Schwierigkeiten dem weiblichen Geiste entgegen stellt. In der lyrischen Poesie und in der Novelle kann der weibliche Geist die Palme klassischer Vollenbung gewinnen, während das Epos, das Drama, der Roman Anforderungen stellen, denen die weibliche Kraft nicht gewachsen ist.

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchungen zusammen! Alle Kräfte des weiblichen Geistes sollen entfaltet werden, aber das Maß der berechtigten Entwicklung ist durch das harmonische Gesamtgefühl ihres seelischen und körperlichen Organismus bedingt. Deshalb muß jede Thätigkeit, die größere anhaltende Anstrengungen des Körpers fordert, dem Weibe versagt bleiben; jede Arbeit, welche es in die Konflikte des öffentlichen Lebens führt, welche stetige Abstraktion von den konkreten Erscheinungen der Wirklichkeit heischt, von ihr fern gehalten werden. Frische und Unmittelbarkeit der Seele, Anmuth und Naivetät der geistigen Erscheinung sind die unveräußerlichen Güter der Weiblichkeit, sind die ihr ausschließlich eignen Gaben, die sie der Menschheit gewährt, damit diese ein befriedigtes Dasein sich erwerbe. Die Schranken, die wir aufrichten, fesseln nicht, sondern schützen den weiblichen Genius.

Die heidnischen Naturvölker haben das Weib als Arbeitskraft verwerthet, das Evangelium und die Kultur, die es begleitet, hat das Joch der Arbeit von ihrem Nacken genommen und schonend einen Kreis der Thätigkeit ihr zugewiesen, der Feierstunden der Sammlung, Freiheit und Freude ihr gewährt. So wohlgemeint die Emancipationsbestrebungen sein mögen, sie befreien nicht das weibliche Geschlecht, sondern fesseln es in Sklavenketten, die Evangelium und Kultur von ihm genommen haben. Mögen die Frauen den Männern den Kampf und die Arbeit lassen, das ist ihre Freude, das ist ihr Beruf! Mögen die Frauen in der Pflege reiner, warmer und inniger Gefühle, in der Bewahrung der Güter, die der Mann erworben, in der Ordnung, Leitung und dem Schmuck des Hauses die von Gott ihnen anvertraute Aufgabe suchen! Dem Manne gebührt der Kampf und die Arbeit, aber das Weib wische den Schweiß von seiner Stirn und stärke seine Kraft, indem sie durch ihr Sein und Walten das Haus zu einer Stätte der Harmonie und des Friedens, zu einer idealen Welt bildet.

II. Recensionen.

Theologie.

Rosshat, C. Das Evangelium nach Sanct Johannes, ausgelegt für die Gemeinde. Erster Band (Kap. 1—10, 39). VIII. u. 458 S. 8. Gotha, 1871. F. A. Perthes. 2 thlr.

Wortüber wird in unseren Tagen nicht gestritten: gibt es einen lebendigen, persönlichen Gott, verschiedenen von Welt und Mensch, oder keinen? ist Christus der Sohn Gottes und waltet er jetzt im himmlischen Heiligthum als hochpriesterlicher König, von seligen Geistern angebetet und von einer gläubigen Gemeinde in seiner Kraft und Gnade täglich und stündlich erfahren, oder ist er ein Mensch wie andere, der längst den Weg allen Fleisches gegangen? gibt es eine wirkliche Offenbarung Gottes zum Heile der verlorenen Welt, oder ist die Innenwelt des Menschen und das Reich der Geschichte der einzige Schauplatz dessen, was wir Offenbarung nennen? und wie die Fragen sonst noch lauten. Es ist gut, daß alle diese Fragen sich in unsern Tagen selbst auf dem realen Boden der Geschichte begehen; es ist gut, daß man sich das Buch, das vor allen von einem ewigen, außerweltlichen Gott, von einem zur Rechten Gottes erhöhten Gottes- und Menschensohn, von einer Heils- und Gnadenoffenbarung Gottes in diesem seinem Sohne redet, darauf ansieht wie noch nie, ob es Wesen und Wahrheit oder Schein und Trug geredet. Es gibt aber eine doppelte Weise, die heilige Schrift sich hierauf anzusehen, den Weg der Kritik oder den Weg einer in ihre Tiefen unmittelbar eindringenden Auslegung. Kein Buch der ganzen heiligen Schrift ist nun aber für alle die angebotenen Fragen von gleich großer Bedeutung wie das Evangelium Johannis, es ist der unmittelbarste, concentrirteste Ausdruck einer höhern Welt, die in diese sichtbare Welt eingegangen, die mächtigste Verkündigung der wirklichen, persönlichen, lebhaften Offenbarung des ewigen Gottes in seinem ewigen Sohne.

Das Evangelium St. Johannis ist darum auch die eigentliche Frage der Kritik. Ihre schärfsten Pfeile zielen nach dem Herzen dieses Kleinods der Kirche vom Anfang an. Seine

Unächtheit ist in der kritischen Schule so ausgemacht, daß auch ein Mann wie Keim, der in so Manchem von ihren Machtsprüchen sich emancipirt hat und auf critisch-geschichtlichem Wege glaubt zu dem Resultate gelangen zu müssen, daß Christus wenigstens der sündlose Menschensohn und von den Todten erstanden ist, in den Chorus seiner Verurtheiler einstimmt und wie Strauß einst über Langelaweile so nur über „bleierne Monotonie“ glaubt klagen zu müssen.

Aber während so die Kritik längst glaubt, ihr Urtheil gesprochen zu haben, erhebt eine Auslegung nach der andern, und jede zeigt uns dies wunderbare Evangelium in neuem Licht, führt uns in neue Tiefen ein, labet uns neu ein, selbst zu kommen, um von seinen Lebenswassern zu trinken und den Schatz von Gnade und Wahrheit zu heben, der in ihm verborgen liegt. Wir erinnern an die Arbeiten von Luthardt, Meyer, Hengstenberg, Godet, und Burger. In letzterem trefflichen Werke, welches weniger bekannt geworden zu sein scheint, haben wir eine mehr für die Gemeinde, für gebildete Schriftleser überhaupt berechnete Auslegung, welche aber gleichwohl unter Vermeidung aller gelehrten Zuthat den Gedankengehalt des Evangeliums mit meisterhafter Klarheit wiederzugeben versteht.

Eine der Burger'schen ähnliche Auslegung bietet nun auch das vorliegende Werk. Der Verfasser hat während sieben Jahren in Marburg und zweieunddreißig Jahren in Darmstadt das Wort des Herrn mit reichem Segen verknüpft und verwandte seit Niederlegung des Amtes im Jahre 1867 seine Mußzeit in Biersen zu immer tieferer Versenkung in die heilige Schrift. Eine Frucht solchen Schriftstudiums ist diese Erklärung des Evangeliums Johannis. Wenige Tage, nachdem der Verfasser das Manuscript auch des zweiten Theiles vollendet, ist er ruhig und selig entschlafen. Er hätte der Gemeinde kein schöneres Testament hinterlassen können: viele werden sich daran erquicken und mit neuer Liebe zu dem unvergleichlichen Evangelium durch seine Erklärung sich erfüllen lassen. Es ist kein gelehrter Commentar, der uns hier vorliegt; aller gewöhnliche exegetische Ballast wird vermieden; nur hie und da werden in Anmerkungen sprachliche und sachliche Schwierigkeiten

beleuchtet. Aber das Werk zeugt nicht bloß von gründlichstem Studium und genauester Bekanntschaft mit allen die Exegese und Kritik betreffenden Fragen, sondern auch von einer seltenen geistlichen Vertiefung in das Evangelium, von innerster Aufnahme der in ihm niedergelegten Ideen. Als an den Pforten der Ewigkeit stehend, wie er selbst in dem Vorwort sagt, hat der Verfasser das Werk geschrieben, und der Hauch der Ewigkeit durchdringt auch das Ganze. Die Erklärung schließt sich Vers für Vers an die beibehaltene kirchliche Uebersetzung an, nöthigenfalls tritt eine Anmerkung berichtend ein. Sie ist tief und erschöpfend auf der einen, schlicht und einfach auf der andern Seite, salbungsvoll, häufig poetisch gehoben, oder vielmehr von spärbarer innerer Weihe und von der Erhabenheit des Gegenstandes unmittelbar getragen. Sie hält die Mitte zwischen reiner Auslegung und homiletischer Verwendung, d. h. die in alle Tiefen eingehende Erklärung ist durchaus frei von aller bloßen trockenen Reproduction, ist praktisch belebt, individualisirend, unmittelbar zum Herzen redend und den ganzen Menschen erfassend, dem Schriftwort ungesucht Momente, dem weiteren Kreis der Anwendung angehörig, anpassend, ohne sich je in den Predigtton zu verlieren, durch und durch fesselnd und erbauend. Es sei erlaubt, Einiges als Probe anzuführen; so sagt der Verfasser zu den Worten: im Anfang: „Höre es, ruhelofer Geist, der du in den geschaffenen Dingen umherirrst, und stehe vor diesen Grenzsteinen aller Geschaffenen stille. Was du erdenst und stehst, was dich reizt und verwirrt, bezaubert und gefangen nimmt — die Erde, die dein Fuß berührt, das Firmament, welches sich in unermessenen Räumen, da Sonnen um Sonnen kreisen, über deinen Häupten wölbt, wisse: „es ist nicht durch sich selbst, nicht von Ewigkeit da, sondern von gestern her.“ Es hat einmal einen Anfang genommen. Blicke darüber hinaus, und Alles schwindet vor dir, Alles, — und nur Eins bleibt, Gott, der Urgrund aller Dinge, und in Ihm Jesus Christus, das ewige Wort.“ Bei dem 10. Vers: „Es war in der Welt. — und die Welt kannte es nicht“, sagt der Verfasser: „Welch' eine Welt, die hier mit dreimaliger Nennung ihres Namens gezeichnet und — für ewige Zeiten an den Pranger gestellt wird! Wen dürfen ihre Machtprüche in Sachen der Wahrheit noch irren, nachdem sie als eine Blinde an der persönlichen Wahrheit vorübergefahren und mit all' ihrem Wissen und Scharfsinn, mit ihrer Weisheit und Klugheit, mit ihrem kritischen Verstande und ihrer Divinationsgabe, was sie taugen in göttlichen Dingen, unter

dem Besuche des Aufgangs aus der Höhe die Probe gemacht. In was für eine Nacht der äußersten Gottentfremdung und Gottlosigkeit muß alles Menschenwesen versunken sein, wenn, während die vernunftlose Creatur der Erde und des Meeres ihren Schöpfer auch in der Verkleidung erkennt und seiner Stimme gehorcht, die Menschen nicht einmal von einer geheimen Ahnung, er könnte es selber sein, durchschauert sind.“

Solche Auslegungen des Evangeliums Johannis wie die vorliegende sind mehr werth als bloße Vertheidigungen seiner Aechtheit. Sie sind selbst dem Leser unmittelbare erneuerte Bewahrheiten seines göttlichen Ursprungs, sie sind ein thatächlicher Triumph über die falsche Kritik, sie zeugen von einer über den Zweifel erhabenen Erfahrung der Herrlichkeit dieses Evangeliums und führen auch den Leser immer neu zu der alten Gewisheit: „Dies ist der Jünger, der von diesen Dingen zeuget, und hat dies geschrieben. Und wir wissen, daß sein Zeugniß wahrhaftig ist.“ St.

Ges., Wolsq. Jr. (Dr. theol. Prof. zu Göttingen, seitdem Prof. in Breslau). **Christi Person und Werk nach Christi Selbstzeugniß und den Zeugnissen der Apostel.** Erste Abtheilung. Christi Selbstzeugniß. XXII. S. 355. Basel 1870. Bahnmaier. 1 1/3 thlr.

Vorliegendes Werk ist der Anfang der zweiten Auflage der von demselben Verfasser 1856 erschienenen „Lehre von der Person Christi“; der Anfang, sofern noch zwei Abtheilungen nachfolgen; eine zweite Auflage aber, zugleich wesentlich erweiterte, man kann sagen völlig neue Bearbeitung, sofern jetzt nicht bloß die Lehre von der Person, sondern auch von dem Werk Christi behandelt werden soll. Aus den drei Bogen der ersten Auflage ist dieser vorliegende Band entstanden. „Während diese erste Abtheilung Christi Selbstzeugniß darlegt, soll die zweite das apostolische Zeugniß enthalten, die dritte die dogmatische Verarbeitung der biblisch-theologischen Ergebnisse.“ Es handelt sich also hier zunächst um Christi Zeugniß von sich und seinem Werke —, dies ist seiner Zeugnisse Mittelpunkt. „Sein Werk ins Licht stellend stellt er seine Thaten ins Licht. Und wie seine inneren Erlebnisse die Quelle sind, aus welchen, so sind die äußeren die Veranlassungen, bei welchen die Zeugnisse hervorbrechen.“ (VIII.) Der Verfasser hätte noch weiter gehen können und hervorheben, daß Christi Selbstzeugniß die Grundlage und der Inhalt des darauf sich erhebenden und dasselbe entfaltenden apostolischen Zeugnisses ist.

Der Standpunkt des Verfassers ist in kritischer wie theologischer Beziehung derselbe geblieben. Im vorliegenden Theile tritt der erstere vorzugsweise hervor; er selbst sagt, daß manche ihm das Stehen auf der Höhe der Zeit schon um deswillen absprechen werden, weil er das vierte Evangelium als ächt und als authentische Quelle für das Selbstzeugniß Jesu Christi ansehe. „Dasselbe bei Seite stellen heißt so viel als das Verständniß des größten Gegenstandes aller Geschichtschreibung sich unmöglich machen.“ Außerdem ist es sein Bestreben, die „innige Harmonie dessen was die synoptischen und was das johanneische Evangelium erzählt aufzuzeigen“, und der Nachweis zeigt nicht bloß sehr überraschende einmal aufgedeckte, wirklich einleuchtende Beziehungen, sondern es ist in der That so, daß, wie er S. IX sagt, die Weise wie der synoptische Stoff in die Maschen des johanneischen Zeitnetzes eingestügt worden, nirgend eine gewaltsame ist. — Indem der Referent sich mit des Herrn Verfassers kritischem Standpunkt durchaus in Uebereinstimmung weiß, *) kann es im Nachfolgenden nur die Aufgabe sein den Gang des Werkes darzulegen und in einzelnen Fällen der Erklärung oder Darstellung seine abweichende Auffassung geltend zu machen.

Der die größere Hälfte umfassende Theil (S. 1—207) umfaßt in sechs Kapiteln den chronologisch geordneten Ueberblick über Jesu Zeugniß von sich und seinem Werk, gewissermaßen die Grundlage und der Unterbau für die nachfolgenden kritischen wie biblisch theologischen Erörterungen, in welchen er mit kurzen kritischen wie exegetischen Bemerkungen den Hauptinhalt der Reden Jesu nach der in Betracht kommenden Seite über seine Person und sein Werk durchmustert. Wir folgen dem Verfasser, indem wir den Hauptinhalt und einzelne Bemerkungen dazu unsererseits anführen.

1. Von der Taufe bis zum ersten Auftreten in Jerusalem. „Des Täufers Weigerung ihn zu taufen ist die Veranlassung zu Jesu erstem Worte über sich selbst.“ Dieser Satz, mit dem die Darstellung beginnt, ist nur unter gewisser Beschränkung richtig; es ist das erste Wort Jesu nach seinem prophetisch messianischen Amtsantritt; dies hätte nach unserer Meinung betont werden müssen; das wirklich erste Wort Jesu, des zwölfjährigen Knaben im Tempel, hätte aber nicht dürfen völlig übergangen werden; es ist das einzige Licht, das Jesus auf seine Entwicklung bis zu seinem Auftreten fallen läßt; hätte damit nicht der Anfang gemacht werden sollen, so

wäre wenigstens bei der Besprechung des Taufwortes auf dasselbe einzugehen und seine Bedeutung für Christi Person und Werk zu entwickeln wohl am Ort gewesen; es hätte auch das Taufwort selbst beleuchtet, das mit Bezug auf Luc. 12. 50 und Marc. 10. 38 dahin gedeutet wird, daß es das Gelöbniß sei, keinen anderen Messiasweg zu gehen als den einer demüthigen Opferung. Dieselbe Opferwilligkeit liegt schon in Jesu erstem Wort, mit dem er sich als den Sohn Gottes bezeugt. Viel mehr für seinen Zweck hätte der Verfasser die dann folgenden Siegesworte über den Versucher ausbeuten sollen. Es folgen die ersten Worte an die zu ihm kommenden ersten Johannesjünger; für das Nathanaelwort: Sohn Gottes, das er wohl nicht gleichbedeutend mit „König von Israel“ genommen hat, dürfte als Quelle allein des Täufers Zeugniß (v. 34) angesehen werden, verbunden mit der eigenen, soeben gemachten Erfahrung, daß Jesus der Herzenskundiger ist; letztere mit dem begleitenden bedeutsamen Worte Jesu (v. 48) ist nicht beachtet. In diesem Zusammenhang hören wir denn auch Jesum zum ersten Male sich „des Menschen Sohn“ nennen, zu dessen Erläuterung der Verfasser noch einige Beziehungen in dem inhaltreichen Texte hätte verwerten können, während er nach unserem Dafürhalten eine Seite hier wie auch an anderen Stellen über Gebühr betont, wohl gar in den Text hineinlegt. Denn wenn er in letzterer Hinsicht sagt, mit dieser Bezeichnung habe Jesus hier ihren Blick von Israel zur Menschheit erweitern wollen, so können wir dies in den begleitenden Worten nirgend angedeutet finden. Viel näher liegt die Beziehung auf den Menschensohn bei Daniel, der identisch mit dem Boten Jehova's jetzt nicht mehr im Himmel und von dorthier nach Jakobs Traum waltet, sondern herabgestiegen ist und den Weg zum Himmel geöffnet hat. Aber noch mehr finden wir in diesem Wort: es ist Bestätigung zu dem Bekenntnisse des Nathanael: der König von Israel bin ich, aber nicht in dem vom Volk erwarteten fleischlichen Sinne, sondern in dem der Weissagung des Daniel: jener Menschensohn, dem alle Reichsgewalt über alle Völker auf Erden ertheilt wird, und ebenso bin ich Sohn Gottes, wie gleichfalls jene Stelle es voraussetzt, wie aber der Herr noch durch die andere Beziehung auf die Himmelsleiter deutet; der Jehobabote, der oben an ihrer Spitze stehend im Himmel getrennt von der Erde erscheint, der ist jetzt in Christo herabgestiegen und hat den Weg zum Himmel geöffnet. So steht diese Bezeichnung im Zusammenhange mit dem Reiche Gottes, und er nennt sich gerade hier also, um jeden Gedanken an ein

*) Nur gegen die Abfassungszeit des Lucas-Ev. S. 133 erlaubt er sich einen Widerspruch.

fleischlich weltliches Messiasreich von vornherein abzuschneiden. „Von nun an“ — so hebt der Ausdruck an; darin liegt eine Beziehung auf die Weissagung, die jetzt erfüllt ist; und mit dem inhaltreichen „wahrlich, wahrlich“ leitet er ihn ein, um zu sagen, daß es ein über alle Beweiskraft erhabener Ausdruck sei, der lediglich auf Grund seines Zeugnisses wahr und anzunehmen sei, für das nur er mit seiner Person eintrete; damit überragt er schon jeden Propheten, deren keiner so gesprochen hat; noch mehr aber durch die Dienstbarkeit der Engel, die er für sich in Anspruch nimmt, und die Defnung des Himmels, die durch ihn vollzogen sei. Das sind die Gedanken, welche nach unserer Meinung der Verfasser an dieser Stelle nicht genügend verwertet hat.

2. Vom ersten Auftreten in Jerusalem bis zum Auftreten in Galiläa. „Erst mit der Reinigung des Tempels beginnt sein Messiaslauf.“ Das stimmt nicht zu S. 3, wonach richtig mit der Taufe, in der ihm der Messias, der Amtsgeist gegeben, dieser Anfang gesetzt ist. Das Jüngersammeln gehört mindestens mit dazu. Diese Tempelreinigung am Anfang seines Wirkens verliert dadurch Nichts an ihrer Bedeutung, und sehr richtig weist der Verfasser auf Mal. 3, 1 ff. und auf das richterliche Amt, das ihm zusteht. — Im Gespräch mit Nikodemus, das „am Schluß des ersten nicht gar langen Aufenthaltes Jesu in Jerusalem statt hatte“, möchte die Deutung des „wir“ in v. 11 auf Jesus und den Täufer sich nicht durch die allerdings vorhandene Hinweisung auf des Täufers Wasser- taufe rechtfertigen; vielmehr gegenüber dem „wir wissen“ in B. 2 als plur. maj., daher denn auch sofort das majestätische „ich“ B. 12 dafür eintritt. Bei der Besprechung des Namens „Menschensohn“ S. 8 dürfte nur die zweite Bemerkung richtig sein, aber nicht die erste, wenn es heißt: „Bei Nathanael nennt er sich den Menschensohn, damit man erkenne er gehöre nicht Israel allein, sondern der Menschheit an; bei Nikodemus stellt er die Namen Menschensohn und Gottessohn zusammen, um anzudeuten, obwohl der Sohn Gottes, sei er doch ganz zu den Menschen gehörend, und obwohl ganz zu den Menschen gehörend, sei er doch gekommen aus der irdigen Gemeinschaft mit Gott, gleichen Wesens mit Gott.“ — In Anspruch nehmen möchten wir die Folgerung aus B. 13: „Der, dessen Heimath der Himmel ist, kann sich auch während seines Seins auf der Erde in den Himmel schwingen,“ — und „Jesus ist in den Himmel aufgefahren, so oft er sich in den Vater versenkt hat.“ Diese Gedanken liegen nicht in den Worten; wir müssen stehen bleiben bei dem,

was Jesus sagt: obgleich auf Erden seiend, ist er nach seinem wesentlichen den Menschen verborgenen göttlichen Sein beständig im Himmel oder, wie der Verf. dies richtig deutet, im Vater. Gerade um ein wiederholtes „Hinauf- und Herabsteigen abzuweisen, wird das Folgende hinzugefügt. Gegenüber dem *μονογενής* in Joh. 3. 16 u. 18 ist die Bemerkung: welches Wesens Jesus sei, und gegenüber dem Vorbild von der ebernen Schlange, ist die, wie die Rettung von ihm vollbracht wird, beides sei nur in dunkeln Worten angedeutet (S. 10) doch wohl nicht richtig. Oder was das erstere anlangt, meint der Verf., daß B. 16 ff. nicht mehr als Worte Jesu anzusehen seien? Die Ignorierung der folgenden Worte, namentlich B. 18, lassen darauf schließen; eine Bemerkung wäre daher jedenfalls nöthig. In dem Gespräch mit der Samariterin ist das lebendige Wasser allerdings nicht der heilige Geist; aber „die Botschaft“ Jesu will uns nicht klar genug scheinen: es ist sein Wort, das nach S. 24 das Leben giebt, also Leben hat, lebendig ist.

3. Vom Auftreten in Galiläa bis zur galiläischen Krisis. Joh. 4. 43 fällt zusammen mit Matth. 4. 12. Sein Wirken hier beginnt mit den holdseligen Worten, im Gegensatz zu den in Jerusalem mit der Tempelreinigung. In diese Zeit fällt auch die Bergpredigt, von der das Referat bei Matthäus ein getreuer Abriß ist, nicht eine Compilation von Sprüchen aus verschiedenen Zeiten. Sie hat, entsprechend der Zeit, in der, und den Hörern, vor denen sie gehalten wurde, vorbereitenden Charakter, den der Verf. mit seinen Bemerkungen darlegt, aus Vergleichung der Seligpreisungen mit der in 13. 16 ff.; der geforderten Gerechtigkeit mit der später geforderten Nachfolge Christi, der Sündenvergebung gegenüber dem neuen Bunde in seinem Blute. Zurück tritt noch die Predigt von seiner Person; aber deutlich ist, daß er sich bewußt ist, für die Menschheit, nicht bloß für Israel gekommen zu sein; er ist aber auch mehr als Moses, weil er seine Persönlichkeit „ich eben“ ihm entgegenstellt und von sich („um meinetwillen“ B. 11. 12) die Seligpreisung abhängig macht, wozu das Bekenntniß zu seiner Person (Herr, Herr sagen) und sein richterliches Wort: „weicht von mir“, den Schluß giebt. Bei der Begegnung mit dem Scharbrüchigen ist die bedeutsame Beziehung der Sündenvergebung auf die Wundermacht Jesu für die Person und das Werk Christi nicht genug beachtet. Bedeutsam ist demnächst das Wort vom Bräutigam (Matth. 9. 14—17), in dem zum ersten Male von seiner gewaltigen Wegnahme die Rede ist; ferner die

Instruktionsrede an die Zwölfe (Matth. 10), in der die Centralität der Person Jesu für die Frömmigkeit merktlich stärker hervortritt (sehr oft um meinetwillen), und die Mahnung steht: wer nicht sein Kreuz nimmt und folget mir nach, womit Jesus nicht bloß im Vor- ausblick seines Geschickes zu reden „scheint“, sondern, wie wir glauben, wirklich redet. Hier- nach reiht sich nun ein in Matth. 11. 1 die Joh. 5 erzählte Reise nach Jerusalem, mit der christologisch bedeutenden Rede, zunächst über das Sabbathgebot, wobei der Verf. die ähnlichen Vorgänge aus den Synoptikern sehr angemessen zur Vergleichung heranzieht; dann über sein Verhältniß zum Vater, wo wieder zu Joh. 5. 20 a. überraschend bedeutsam das bald hernach Matth. 11. 25 ff. gesprochene Wort herangezogen wird; endlich über sein Lebendigmachen und Richten in der Gegen- wart und Zukunft. Wenn zu Joh. 5. 26 gesagt wird: wann dieses Geben stattgefunden, so ist darüber direkt nur so viel zu entnehmen: in der Vergangenheit, so ist dies zwar richtig, aber doch nicht genug; sofern das *ζῶντες ἔχουσιν* über alle creatürliche, der Zeit un- terworfenen Cristen des Sohnes hinausgehe, so auch nothwendig das *ἐδωκεν* des Vaters. Nur seiner Hypothese zulieb will der Verf. in V. 46 statt an Deut. 18. 15 an Gen. 3. 15 um der vermeintlichen Beziehung des Namens Menschensohn auf das Protevangelium willen denken; aber er schneidet sofort diesen Gedan- ken ab durch die Rückkehr zum Text in V. 47: „von Moses Schriften“ überhaupt ist die Rede, nicht von einer einzelnen Stelle.

Nachdem Jesus in dieser Rede soeben Zeugniß vom Täufer abgelegt (Joh. 5. 35 a.), kehrt er nach Galiläa zurück, und wiederholt hier nach Matth. 11 auf gegebene Veranlas- sung dieses Zeugniß, mit dem er den Schleier über seine eigene Person heben wollte, wie er z. B. die Stelle vom sich offenbarenden Je- hova (Mal. 3. 1) auf sich und den Elias auf den Täufer deutet. Hieran schließt sich das nach Inhalt und Form johanneische Wort Matth. 11. 25 ff., wo wir noch mehr Aus- sagen entnommen hätten, jedenfalls aber das „Alles“ nicht beschränken können auf die Men- schenseelen, sondern es nach Joh. 5. 24 um- fassender deuten müssen (zu vergl. S. 28). Matth. 12. 1 versteht uns in die Nähe des nach dem Purimfeste folgenden Passah. Im- mer mehr tritt in den Reden seine Person in den Vordergrund, besonders in der Rede über die Geisteslästerung und vom Jonaszeichen, in welchem zum sechsten Male verhüllt auf sei- nen Tod gedeutet wird; darauf folgt dann das Epoche machende Reden in Gleichnissen Matth. 13 (vergl. B. 13 u. 34), worin er

sich als Vorbild eines guten Schriftgelehrten hinstellt, der Altes und Neues aus seinem Schatze hervorholt; das Neue aber besteht nicht bloß darin, daß er die gestaltenden Ge- setze der Reichsentwicklung und des Reiches Abschluß in hellen Zügen zum Bewußtsein bringt, sondern nach unserer Meinung vor allen Dingen darin, daß er auf die Kraft hinweist, durch die das von ihm Gelehrte vollbracht werden kann. Auf die Kunde von des Täufers Tod zieht er sich über's gali- läische Meer zurück, wird dort aber aufge- sucht; die Speisung bewirkt, daß man ihn zum König machen will (Joh. 6. 15); dar- nach die Speisungsrede. „Sein Naturleben nach dessen Durchgang durch den Tod em- pfangen heißt das lebendige Brod empfan- gen.“ Keineswegs hat er vom Abendmahl geredet. Auch nicht dasselbe vorbereitend?

4. Von der galiläischen Krisis bis zur Leidenswoche. Noch war die Selbstbezeichnung Menschensohn in ihrer Bedeutung nicht klar erkannt; er fragt jetzt, für wen die Leute den Menschensohn und hernach für wen die Jün- ger selbst ihn halten. Wie bedeutungsvoll Frage und Antwort war, zeigt des Herrn nachfol- gende Rede an Petrus, namentlich die erste directe Leidensverkündigung und das Wort von seinem Wiederkommen, woran sich eng die Verkündung drei Viertel Jahre vor seinem Tode anschließt. „Aus der Entschiedenheit, mit welcher in der Erinnerung der Jünger alles nach der Verkündung Geschehene unter dem Gesichtspunkt des Herabsteigens in das Leiden fiel, läßt sich verstehen, warum Mat- thäus und Marcus über eine lange Reihe von Monaten mit fast völligem Stillschweigen wegschreitend zur letzten Reise eilen, Lucas Alles, was ihm seine eigenthümlichen Quellen aus dieser Zeit berichteten, in den Rahmen der Todesreise faßt. Johannes giebt über diese Zeit eine chronologische Darstellung.“ Auf die galiläische Wanderung folgt im Oktober der Besuch des Laubhüttenfestes (Joh. 7.) mit den bedeutenden Reden, welche Johannes berichtet, sowohl über seine Person (bes. 8. 48—58), als die Anforderungen an seine Jünger, und der sich an die Blindenheilung anschließenden 9. 1—10. 21. (Mit Recht wird S. 97 die Freiwilligkeit des Sterbens Jesu hervorgehoben; wenn aber dann gesagt wird: ist dies freiwillig, so muß ihm ein ge- heimer Zweck zu Grunde liegen — welcher Zweck, sagt Jesus nicht, so wird dabei über- sehen, daß derselbe in den vorhergehenden Worten wiederholt in dem *ὅτι* τῶν προ- βλεπῶν angedeutet ist; es ist hier der stellver- tretende Opfertod deutlich angegeben, während hernach die Kraft seines Opfers in der Frei-

willigkeit der Hingabe ausgesagt wird.) Es folgt dann die Rede am Feste der Tempelweihe mit dem großen Wort von seinem „Einssein mit dem Vater, dem gegenseitigen Durchwohnen, nicht etwa bloß im Wollen.“ Darauf die Worte am Grabe des Lazarus, die Abschiedsreden in Kapernaum (Matth. 17. 24—18. 35) mit dem Wort über die Gegenwart Jesu in der Gemeinde (wie Jehova im alten Bundesvolke); das an den reichen Jüngling über die Sündlosigkeit Jesu, wobei der Verfasser den Beweis, daß Jesus das Prädikat „gut“ nur zu pädagogischen Zwecken vorläufig von sich ablehnt, um zuvor die Bedeutung dieser Anrede ins Licht zu stellen, noch dadurch hätte erweitern, ja abschließen müssen, daß er auf die von Jesu geforderte Nachfolge zur Vollkommenheit verwiesen hätte; nur weil Jesus *τέλειος*, wie sonst von seinem Vater aus sagt, wird seine Nachfolge der Weg zur Vollkommenheit. Der Abschnitt schließt nach einigen Aeußerungen zu seinen Jüngern mit dem Gleichniß vom vornehmen Mann. (Das Wort vom Lösegeld an der Statt von Vielen ist doch wohl nicht das erste vom Zweck seines Sterbens — im Gleichniß vom guten Hirten hat der Verf., wie wir oben bemerkten, es doch wohl übersehen.)

5. Die Zeugnisse in der Leidenswoche — beginnen mit drei Thatzeugnissen (Einzug, Tempelreinigung, Verfluchung des Feigenbaumes); es folgen dann die Gleichnißreden bei Matth. 21. u. 22; die Worte beim Kommen der Griechen (Joh. 12.), und mit den Pharisäern über den Messias (Ps. 110); der Abschied vom Tempel und die besonders eingehend behandelten eschatologischen (bei Matth. 24 u. 25) an die Jünger; bei der Stiftung des Abendmahles (146—150 und bes. 166. 167), die Trostreben beim Abschiede (Joh. 13—16), und das hohenvorsteherliche Gebet und das in Gethsemane. Bei Veranlassung, daß im hohen Rath Jesus sich den Menschensohn nennt, wird die Untersuchung über diesen Namen wieder aufgenommen, in der wir wieder das Bestreben finden zu zeigen, daß der Herr zwar weniger auf Ps. 8, aber indirekt auf Gen. 3. 15 sich bezogen habe; wir können diese aber in keiner Stelle finden; die Beziehung auf die Danielstelle lehnt der Verf. nicht gänzlich ab, hebt aber die Unterschiede mit Jesu Aussagen hervor, um so „die souveräne Originalität seines Selbstbewußtseins“ zu beweisen, so daß wie Jesu Bewußtsein überhaupt so auch sein sich Wissen als „den Sohn des Menschen“ und deshalb seine Bezeichnung seiner mit diesem Namen das gemeinsame Ergebniß seiner Selbstanschauung und seiner Schriftforschung war.“ Während

dann die 7 Worte des Sterbenden zu kurz erörtert werden und der Verf. das vierte von der Gottverlassenheit, wie das Gebetswort in Gethsemane, nach unserer Meinung unrichtig nur davon versteht, daß „wie hier die Willen der Angst, so dort die Wogen des Schmerzgefühls die Klarheit der Erkenntniß bedeckt“, und beim letzten Wort meint, es sei vorausgesetzt, daß „sein Geist in Ohnmacht versinkt“ — werden dagegen die des Auferstandenen gründlicher, namentlich das Matth. 28 entwickelt.

Auf diese sechs die Grundlage bildenden und daher auch von uns eingehender besprochenen Capitel (1—207) folgt in Cap. 7 (S. 208—247) eine Besprechung verschiedener anderer Auffassungen über den Menschensohn, den Sohn Gottes, den Sühnungstod und die Wiederkunft Jesu. Der Verf. vertheidigt hier seine Auffassungen 1) vom Menschensohn gegen die von Baur, Weizsäcker und Keim aufgestellte Behauptung, daß im Gebrauch dieser Bezeichnung zwei Stadien zu unterscheiden seien, ein früheres und späteres; gegen Holzmann und Benschlag, daß darunter der ideale Mensch zu verstehen, und gegen Keim, daß der Vermittler der Schöpfung von Uran Mensch gewesen sei; 2) den Begriff Sohn Gottes, daß er nicht zu fassen sei nach Baur's und Strauß's pantheistischer Grundanschauung, — weil Jesus eine neue Vorstellung von Gott gegeben habe; oder wie Hase, Ewald, Weizsäcker, Keim annehmen, daß bei ihm eine neue Weise des Verkehrs zwischen Gott und den Menschen begonnen habe, woran sich auch die Auffassung Benschlag's anschließt, daß er kraft seiner übernatürlichen Erzeugung so genannt sei; hier hätte auch von Hofmann's Auffassung, wie die von Rösgen noch eine Berücksichtigung verdient. 3) Was den Sühnungstod anlangt, so zeigt der Verf., wie vergeblich Baur's Bemühungen ist, die betreffenden Ausprüche Jesu kritisch zu beseitigen; ebenso Ewald's und Weizsäcker's Ausflüchte und Schenkel's Umdeutungen; Keim erkennt zwar den Sühnungsgedanken an, bewegt sich aber doch in „unklaren Halbheiten“, weshalb diese auch alle den Beweggrund zur letzten Reise Jesu alteriren müssen. Endlich 4) im Betreff der Wiederkunft erörtert er die Meinung Schenkel's und Hase's, daß Jesus vom Ende Jerusalems und des Heidenthums, nicht aber vom Ende der Welt gesprochen habe; die Baur's und Strauß', daß er von seiner Wiederkunft zum Gericht, aber nicht von der Zerstörung Jerusalems, Weizsäcker's und Keim's, daß er von beidem geredet habe. Zum Schluß zieht er aus diesen Erörterungen bedeutsame kritische

Folgerungen für die Ursprünglichkeit mehrerer hierher gehöriger Aussprüche.

Es folgt das sehr lehrreiche Capitel 8: Der Stufengang in Jesu Selbstbezeugung (S. 247—299). Nachdem er negativ den Wahn Schenkel's, daß Jesus nur aus Zweckmäßigkeitsgründen sich zur Messiasrolle entschlossen habe, dann das Irrige in der Meinung von Strauß, daß Jesus erst bei Cäsarea oder nach Hase, Weizsäcker, Keim kurz vor Cäsarea angefangen, sich als Messias zu bezeugen, und nach letzteren zuerst nur als Messias für die Juden betrachtet habe, abgewiesen, folgt die positive Darlegung, die zunächst in der Wirksamkeit Jesu vor und nach Cäsarea einen Wendepunkt aus pädagogischen Rücksichten findet, und dann noch die Lehrweise des Auserstandenen als abschließend betrachtet; der Verf. zeigt den Stufengang an den Hauptunterweisungen im Betreff der Messianität, des Sterbens, der Wiederkunft, der unsichtbaren Gegenwart zwischen Hingang und Wiederkunft, des Wetens und der inneren Wesenheit seiner Person; endlich im Betreff der Stellung der Gemeinde zum mosaischen Gesetz, worüber Jesus keine abschließende Erklärung gegeben, obwohl er selbst sie klar durchschaut hat; er konnte sie nicht vollständiger geben, weil allein die Gabe des heiligen Geistes die richtige Lösung bringen konnte.

Das folgende neunte Capitel ist in seinen beiden ersten Abschnitten vorzugsweise kritisch, im dritten biblisch theologisch. Der Verf. behandelt die Grunddifferenz des synoptischen und johanneischen Zeugnisses und prüft im zweiten die Baur'sche Hypothese über den Ursprung des vierten Evangeliums. Von diesen beiden Untersuchungen gehört nach unserer Meinung diese letztere nicht streng in den Plan des Ganzen, wohl die erstere; die Grunddifferenz findet er darin, daß die synoptischen Reden das Reich Gottes, die johanneischen den Sohn Gottes zum Ausgangs- und Mittelpunkt haben; zwar gingen beide in Wirklichkeit nebeneinander her, da jedes das andere voraussetzt und in das andere einmündet; den Grund, warum die Synoptiker vorzugsweise Reden der erstern Art darlegten, finde er darin, weil zunächst in Israel die Reden vom Reich beständig wiederholt werden mußten, auf dieses die Weissagung zielte, als auf Israel's Grundbegriff; auch für die Römer, denen Marcus, und für Theophilus, dem Lucas sein Evangelium schrieb, mochte die Reichspredigt die verständlichste sein; auch den meisten der Apostel war sie die, welche sie am besten wiedergeben konnten; zudem gab sie Anlaß genug zur Darlegung von Jesu Majestät in ihrer äußeren Erweisung in seinem

Thun, besonders bei seiner Wiederkunft. Johannes dagegen hatte für die Mystik in Jesu Reden ein offenes Ohr, daher er den vorhandenen Berichten über Jesu Reden vom Reich die von dem Sohne und dessen Leben in den Seelen beifügte. — So richtige Andeutungen hier in großer Kürze gegeben werden, so hätten diese Sätze doch wohl einer weiteren Begründung bedurft. Der Verf. berücksichtigt nicht genug ein Moment, das von nicht geringer Bedeutung ist: die Verschiedenartigkeit der Zuhörerkreise und die in denselben vorhandenen messianischen Reichsgedanken.

In dem dritten Abschnitt dieses Capitels wird der ganze Gehalt des Selbstzeugnisses über seine Person und Werk recapitulirt, und weitere Schlußfragen besprochen, so das gegenseitige Verhältniß der Begriffe Sohn Gottes, Messias und Menschensohn; die Hauptmomente seines Werkes und die zur Ausrichtung desselben nöthige Wesenheit des Sohnes, — die Präexistenz und die uranfängliche Zusammengehörigkeit der Creatur (S. 336 — ein etwas unbestimmter Ausdruck) mit Jesu Person, worüber Jesus nur Andeutungen geben. Nachdem der Verf. schließlich versucht, Jesu Zeugniß von sich und seinem Werk auf einen möglichst kurzen Ausdruck zurückzuführen —, der nach unserer Meinung nicht ein selbstgemachter, sondern ein Wort Jesu hätte sein müssen, folgt im letzten (10.) Capitel ein Rückblick vom Selbstzeugniß Christi auf das des Täufers von Christo. (338—355.)

Wir schließen diese eingehende Anzeige und Besprechung, deren Ausdehnung durch den reichen Inhalt gerechtfertigt sein wird mit der wiederholten Anerkennung über die Trefflichkeit des Werkes nach seinem Plane und der bis jetzt vorliegenden Durchführung. Es sind geschichtliche auf sorgfältiger kritischer und exegetischer Grundlage beruhende Darlegungen und Zusammenfassungen; nur selten zeigt sich der kenotische Standpunkt des Verf. (wie z. B. S. 196); die Exegese ist unbefangene, klar und doch in die Tiefe eindringend und einführend, Neues bietend und darum anregend; die Darstellung ist sehr übersichtlich gruppiert, besonders in Cap. 7 und 8; vielleicht hätte sich auch das über den Menschensohn Gesagte, das wohl an fünf Stellen des Buches zerstreut ist, passender zusammenfassen lassen. Wir wünschen das Buch in den Händen der Studirenden als sicheren Leitfaden in die christologischen Fragen, in den Mittelpunkt unseres Glaubens, wie in den der Geistlichen, zur Orientirung über diese Fragen in der Gegenwart und zur Vertiefung in den reichen Gehalt der Reden des Herrn; aber auch gebildeten Laien dürfte es sehr empfohlen werden

können. Möchte es dem Verf. vergönnt sein, recht bald die Fortsetzung zu liefern.

Magdeburg.

Schulze.

Nitzsch, Dr. Carl Immanuel, Gesammelte Abhandlungen. 2 Bände. Aus den „Theolog. Studien u. Kritiken.“ 330 u. 456 S. Gotha, 1870 u. 1871. F. A. Perthes.

Man muß der unermüdblichen Verlagshandlung Dank wissen, daß sie eine Fülle trefflicher Arbeiten des seligen Nitzsch, welche seiner Zeit von eingreifender Bedeutung gewesen sind und noch jetzt einen hohen wissenschaftlichen Werth beanspruchen, aus der Zerstreuung gesammelt und in wohlgeordneter Reihenfolge in den vorliegenden Bänden dem theologischen Leserkreise geboten hat. Wie wir aus dem Vorwort des Herausgebers ersehen, hat Nitzsch selbst noch in seinem höheren Alter den Plan gehabt, die zahlreichen Aufsätze, die er während einer mehr als fünfzigjährigen Periode theologischen Schriftthums veröffentlicht hatte, zu sammeln; durch das Entgegenkommen des Herrn Perthes in Gotha ist es erreicht worden, daß dieser Plan nicht gescheitert ist. Die beiden Bände enthalten alle die Abhandlungen, welche in den „Theologischen Studien und Kritiken“ sich zerstreut befinden, doch steht zu hoffen, daß auch aus andern Zeitschriften die Arbeiten des theuren Mannes in einem weiteren Bande zusammengestellt werden. Es ist jedenfalls nur zu billigen, daß bei dieser neuen Ausgabe von einer chronologischen Anordnung abgesehen und vielmehr die innere Zusammengehörigkeit als leitender Gesichtspunkt aufgestellt worden ist. Es ergeben sich so ungesucht folgende 6 Abtheilungen: 1) Zur Religionsphilosophie und Religionsgeschichte; 2) Zur Apokalypstik und Patristik; 3) Zur Symbolik; hierunter ist der berühmte Aufsatz: „Eine protestantische Beantwortung der Symbolik von Dr. Nöhrer“, aus den Jahren 1834 und 35 zu finden, welcher den größeren Theil des ersten Bandes ausmacht. Die Darlegung des Verfassers, welcher 100 protestantische Thesen angehängt sind, gehört zu den schönsten Zeugnissen für die evangelische Wahrheit und für das Recht des Protestantismus gegenüber der römischen Verirrung, und verdient noch in unsern Tagen eine sorgfältige Beachtung. 4) Zur biblischen Theologie und Dogmatik. Von den elf Artikeln dieser Abtheilung nennen wir blos die eingehende Recension der Twesten'schen Vorlesungen über Dogmatik; — das Sendschreiben an Rüdke über die wesentliche Dreieinigkeit, welche Lehre er in neuer und spekulativer

Weise zu begründen sucht; — und die theologische Beantwortung der philosophischen Dogmatik von Strauß, eine der gründlichsten und zugleich würdigsten Abfertigungen, die der negative Kritiker vom Standpunkt biblischer Gläubigkeit aus erfahren hat. 5) Zur Ethik, enthaltend die zwei Aufsätze: a. Die Gesamterscheinung des Antinomismus oder die Geschichte der philosophirenden Sünde in Grundriß (1846), — leider ist diese Abhandlung, welche auf einen bedeutenden Umfang angelegt war, nicht vollendet worden. b. Verteidigung der lutherischen Lehre vom Ehestande gegen leichtsinnige Auslegung und rigoristischen Tadel (1846). — 6) Zur Kirchenordnung und Katechetik. Zur Empfehlung dieser inhaltsvollen Sammlung, welche schon deshalb zeitgemäß ist, weil es nur Wenigen möglich sein wird, aus den „Studien und Kritiken“ das Zerstreute sich selbst zu sammeln, brauchen wir Nichts hinzuzufügen. Man kann von dem theologischen System des verklärten Nitzsch abweichen und sich doch in seine Schriften mit Liebe vertiefen, weil dem Leser allenthalben das Bild dieses Jüngers entgegentritt, in welchem Lehre und Leben auf wunderbar harmonische Weise vereint waren, und das durch die Weihe einer christlich verklärten Persönlichkeit predigte ohne Worte!

St.

F.

Wieseler, Dr. A., Consistorialrath und Prof. der Theologie in Greifswald, Geschichte des Bekenntnißstandes der lutherischen Kirche Pommerns bis zur Einführung der Union. Zugleich ein Beitrag zur Urgeschichte des Lutherthums. VI und 104 S. Stettin 1870. v. d. Nahmer. 18 sgr.

Eine ebenso interessante als lehrreiche kleine Schrift! Veranlaßt durch die gegen Ende des Jahres 1869 zu Stettin versammelte außerordentliche Provinzial-Synode der Provinz Pommern und die dort beschlossene Festsetzung des Bekenntnißstandes der lutherischen Kirche Pommerns, entwickelt sie die Geschichte dieses Bekenntnißstandes von der Reformation an bis zur Einführung der Union, durch welche ja die bis dahin zu Recht bestehenden Bekenntnisse nicht aufgehoben sind. Ist somit für Alle, die an der Kirche Pommerns ein Interesse haben, die Schrift des Prof. Wieseler von besonderer Wichtigkeit, so gewinnt sie auch eine über diese Grenzen hinausreichende Bedeutung durch die in Abschnitt VI enthaltene Darlegung der Lehrweise Melancthon's, namentlich über das heil. Abendmahl und ihr Verhältniß zu derjenigen

Luther's und der lutherischen Bekenntnisschriften. Eine kurze Uebersicht des Inhalts wird daher willkommen sein.

Abshn. I. enthält den Bekenntnißstand der luther. Kirche Pommerns bis 1600. Die von Augenhagen verfaßte, von Luther gebilligte und 1535 gedruckte Kirchenordnung nennt als Bekenntnisse der evangelischen Kirche Pommerns: die Augsburgische Confession, welche 1530 überreicht ward, deren Apologie und den kleinen Katechismus Lutheri. Im Jahre 1558 ward diese Kirchen-Ordnung durch die drei Generalsuperintendenten Paul vom Rode, Jakob Kunge und Georg Venetus (v. Eden) einer Revision unterworfen, und diese „auf Rath der Theologen und Bewilligung der Landstände erneuerte und vermehrte“ R. O. im Jahre 1563 publicirt: denn der Rath der kirchlichen Synode und die Zustimmung der Landstände war nothwendig, um kirchlichen Verordnungen der Herzöge gesetzliche Kraft zu verleihen. In dieser revidirten R. O. wurden noch besonders die altkirchlichen Symbole, ferner die zu Trident 1552 übergebene Repetition der Augsburgischen Confession neben den andern Symbolen aufgeführt und außerdem in dem Corpus doctrinae Pomeraniae noch einige Schriften Luther's und Melancthon's hinzugefügt, welche weniger Bekenntnisse aller Glieder der Kirche als Instruktionen für die Geistlichen sein sollten. Dies Corp. doct. enthält die deutsche veränderte Augsburgische Confession von 1540, welche sonach in Pommern neben der ungeänderten kirchliche Geltung erhalten hat, nebst der Apologie, außerdem Melancthon's loci theol. von 1553 u. aa. — Die Unterschrift der Concordienformel aber haben die Pommern wiederholentlich verweigert, „weil sie darin theils keine bloße und immer richtige Wiedergabe des Sinnes der Augsb. Confession, theils eine ungerechtfertigte Herabsetzung der Wirksamkeit Melancthon's und ihres Corpus doctrinae fanden.“ Doch haben sie die Lehren Zwingli's und Calvin's stets von sich gewiesen. Auf der 1593 zu Stettin gehaltenen allgemeinen Synode wurde daher zur Abwehr des Calvinismus die Schrift: „Bekenntniß und Lehre der Kirche in Pommern“ angenommen. Dieselbe enthält „zu christlicher Erklärung unsers hie bevor für 30 Jahren angenommenen Pommer'schen Corporis doctrinae“ die Artikel der Concordienformel vom heil. Abendmahl, von der Person Christi und von der Prädestination. Dieses durch fürstliche Verordnung eingeführte Bekenntniß genoß als Beschluß einer General-Synode großes Ansehen, ist aber, da es nicht mit Zustimmung der Stände publicirt ward, kein eigentliches Landesgesetz.

Abchnitt II. behandelt die kirchlichen Verhältnisse Hinterpommerns seit 1600. Hier wurde, weil die Calvinisten sich auf die veränderte Augsb. Confession bezogen, gewöhnlich ausdrücklich die ungeänderte als Bekenntniß der Pommer'schen Kirche bezeichnet; in einer ohne Rath der Stände erlassenen interimsistischen Instruction vom 13. Mai 1636 stellte Bogislaw XIV. neben dem ausdrücklich angeführten Corpus doct. auch das Pommer'sche Bekenntniß von 1593, aber nicht das Concordienbuch als libri normales auf. Die Concordienformel ist jedenfalls in Hinterpommern nie eingeführt. Denn da es im Westfälischen Frieden an Brandenburg kam, so bestätigte der große Kurfürst 1654 den Pommer'schen Ständen alle ihre Rechte, darunter ihre kirchlichen Bekenntnisse einschließlich des Bekenntnisses von 1593, jedoch unbeschadet der den Reformirten im Westfälischen Frieden gegebenen Rechte. 1656 u. 1667 wurde die Verpflichtung der Geistlichen auf die Concordienformel aufgehoben, und in der mit Rath der Stände und des Consistoriums in Hinterpommern erlassenen Consistorialverfassung von 1697 wird ausdrücklich gesagt, „daß zu den in Pommern angenommenen libris symbolicis die formula concordiae nicht zu rechnen, weil selbige auctoritate publica niemalen angenommen.“

Abchnitt III. Der Bekenntnißstand des Wolgastischen Theils und Alt-Vorpommerns seit 1600. Auch in diesem Theile Pommerns hatte das Bekenntniß von 1593, da es auf einer allgemeinen Synode beschlossen war, dasselbe Ansehen, wie in Hinterpommern. Die Concordienformel aber ist zuerst in die Statuten der Greifswalder theologischen Facultät von 1623 aufgenommen. Diese theolog. Facultät war natürlicher Weise der Mittelpunkt des Pommer'schen Lutherthums; obgleich im Lande und den Ständen gegenüber nur die ungeänderte Augsb. Confession Geltung hatte, so wurden doch ohne Bedenken auch verschiedene Anhänger der Concordienformel als Professoren angestellt; und als die Facultät die Anerkennung dieser Bekenntnisschrift beantragte, trug Herzog Philipp Julius kein Bedenken, das ihm vorgelegte Statut zu bestätigen, ohne daß damit die Verpflichtung auf das Pommer'sche Corpus doctrinae, welche die Professoren mit der gesamten Geistlichkeit theilten, irgend alterirt worden wäre. Diese Verpflichtung der theologischen Facultät auf die Concordienformel ist 1775 aufgehoben. Für das ganze Land aber haben die Pommer'schen Herzöge des Wolgastischen Theiles weder die Concordienformel, noch das Pommer'sche Bekenntniß von 1593 publicirt. —

Als nun im Westfälischen Frieden Vorpommern in Schwedens Besitz kam, blieb es doch ein beständiges deutsches Reichslehen, und als seine sämtlichen Rechte und Privilegien bestätigt wurden, geschah dies auch ausdrücklich mit dem kirchlichen Bekenntniß, indem dabei die Concordienformel natürlich nicht erwähnt, das Bekenntniß von 1593 aber ebenfalls nur theilweise mit genannt wurde. — Als aber um 1690 die Pommer'sche Kirchenordnung und Agende neu aufgelegt werden sollte, machte die schwedische Regierung in dem Königl. Edict vom 28. Juni 1688 den Versuch, das in Schweden geltende Kirchenwesen nebst der Anerkennung der Concordienformel auch in Pommern einzuführen. Es sollten nämlich nach diesem Edict zugleich mit der Kirchen-Ordnung und Agende auch das Bekenntniß von 1593 und das Concordienbuch gedruckt, und diese so zusammen gedruckten Bücher überall als Norm der Lehre anerkannt und beobachtet werden. Der Sinn dieses Königl. Edicts ist nach dem Wortlaut unzweifelhaft, aber seine Geltung blieb sehr unsicher. Einmal war nur die Herausgabe der R. D. und Agende mit den Ständen vereinbart, die Concordienformel wurde nur durch das Königl. Edict hinzugefügt. Aber es ist auch dieses Edict nicht einmal vollständig ausgeführt und bald wieder aufgehoben worden. Die Stände und Theologen Hinterpommerns baten nämlich, von dieser Verbindung der Concordienformel mit der R. D. abzusehen, damit nicht der Gebrauch dieser neuen Auflage der R. D. in jenem Theile Pommerns erschwert oder vielleicht gar untersagt werden möchte. Diese Vorstellungen, denen der Kurfürst v. Brandenburg leicht größeren Nachdruck beim Reiche hätte geben können, wirkten mit dem Widerstreben der Stände zusammen, und so wurde die R. D. und Agende ohne die Concordienformel und ohne das Bekenntniß von 1593 gedruckt und publicirt. Noch zwei Königl., aber ebenfalls ohne Zustimmung der Stände erlassene Verordnungen von 1691 u. 1692 erwähnen die Verpflichtung der Geistlichen auf die Concordienformel, dann wurde von Karl XII. diese Verpflichtung stillschweigend aufgehoben, indem jenem Edict vom 28. Juni 1688 die Deutung gegeben wurde, daß dadurch nur die wirklich publicirte R. D. und Agende nebst den Satzungen für die Präpste und den Synodalsatuten als Norm der Lehre hingestellt sei. Auch die folgenden Regierungen haben wiederholt das Recht der Stände, kirchliche Aenderungen zu genehmigen, confirmirt, ohne des Concordienbuchs irgend Erwähnung zu thun.

Abschnitt IV. Der Bekenntnißstand in Stettin und Neu-Vorpommern seit 1720. —

Als nach dem nordischen Kriege Vorpommern bis an die Peene nebst Stettin an Preußen fiel, bestätigte Friedrich Wilhelm I. in dem Friedensinstrument den Untertanen auch die freie Religionsübung „zufolge der unveränderten Augsburgischen Confession nach Maßgebung Tit. I. der Pommer'schen Kirchen-Ordnung als des Landes Fundamentalgesetz“, so daß in diesem abgetretenen District weder das Bekenntniß von 1593, noch die Concordienformel zu Recht bestehen. — In Schwedisch-Pommern aber wurde noch einmal der Versuch gemacht, die schwedisch-lutherische Kirchenform einzuführen, durch eine Königl. Bekanntmachung vom 12. Juli 1806, welche auch die Concordienformel vorschrieb. Diesmal wurde auch die Zustimmung der Stände am 18. August 1806 erlangt. Aber die französische Occupation und der Sturz Gustav Adolfs verhinderte die wirkliche Einführung jenes Königl. Mandats: Karl XIII. führte auch im Kirchenwesen die früher zu Recht bestehenden Ordnungen zurück, und als 1815 Neu-Vorpommern und Rügen an Preußen kamen, wurde ebenfalls die Aufrechthaltung aller Rechte von Friedrich Wilhelm III. zugesagt.

Abschnitt V. faßt die Resultate der Untersuchung dahin zusammen, daß die Pommer'sche Kirche ihren ursprünglichen Bekenntnißstand mit seltener Treue bis zu Ende bewahrt hat. Die Concordienformel hat in ganz Pommern (mit Ausnahme von Stralsund, wo die Geistlichen auf die Concordienformel verpflichtet werden) keinen Eingang gefunden, obgleich dies von Schweden aus versucht worden ist; auch das Bekenntniß von 1593, welches drei Artikel der Concordienformel in ihrer Uebereinstimmung mit dem Pommer'schen Corpus doctrinae annimmt, besitzt in Pommern nirgends, auch nicht in Hinterpommern, staatsrechtliche Geltung. „Was die Annahme des Concordienbuchs in Pommern hinderte“, sagt der Verfasser wörtlich, „das war namentlich das pietätvolle Festhalten auch an Melancthon, dem praeceptor Germaniae, und darum an dem, was Luther und Melancthon in der Kirche des Evangeliums gemeinsam geschaffen, sich gegenseitig anerkennend oder doch Raum gebend; es war ferner das Hervorheben der im Schriftwort bezeugten, einsichtigen gefunden Form der christlichen Lehre, die Zurückweisung des Flacianismus in der Lehre von der Sünde und Gnade, von dem sie auch in der Concordienformel Spuren fanden; es war endlich das Bewußtsein, in der Kirchen-Ordnung und dem Pommer'schen Corpus doctrinae alles Wesentliche des reformatorischen Bekenntnisses bereits zu besitzen, und darum die Besorgniß,

zumal sie von den Kämpfen über das Interim und andern kirchlichen Händeln mehr als andere Kirchen verschont, unter ihren frommen Fürsten eine ungestörte friedliche Entwicklung gehabt hatten, in dem neuen Kirchenbuche neben dem, was sie für irrig hielten, und worüber sie mit den Urhebern der C. F. zu disputiren sich erboten, eine von der ursprünglichen einfachen Lehrweise abweichende, zu viele Theologie enthaltende Lehrform anzunehmen.“ — Andererseits hat die Pommersche Kirche neben der unveränderten Ausgabe der Augsb. Confession stets auch die variata von 1540 in Quart, namentlich die deutsche, welche im *Corpus doctrinae* steht, anerkannt, so indeß, daß sie letztere im Sinne der ersteren und als ihre deutlichere Erklärung versteht: die Pommern wollten nicht das Verhalten des Flacius und ähnlicher Gegner Melanchthon's gutheißen, welche unter den Evangelischen die variata zuerst verdammt hatten.

Demgemäß macht der Verfasser in Abschnitt VII., abweichend von den Beschlüssen der Provinzial-Synode von 1869, welche doch den bestehenden Bekenntnißstand zu ändern weder befügt, noch Willens war, den Vorschlag, „daß neben der Augsb. Confession von 1530 auch die in wesentlich gleichem Verstande gemeinte und auszulegende variata von 1540, besonders die deutsche Ausgabe, außerdem die repetitio conf. Augustanae, nicht aber die Concordienformel als die in Pommern zu Recht bestehenden lutherischen Bekenntnisse zu nennen seien.“

Weil aber die dargelegte Gestalt des Bekenntnißstandes der Pommerschen Kirche wesentlich durch die treue Anhänglichkeit derselben an Melanchthon und durch die Ueberzeugung, daß dieser im Wesentlichen in voller Uebereinstimmung mit Luther gewesen und geblieben sei, bestimmt wurde, so giebt der Verfasser in Abschnitt VI. eine Darstellung der Lehrweise Melanchthon's besonders rücksichtlich des Abendmahls nach Angabe der alten Pommern und der sonst beglaubigten Geschichte. Die Resultate dieser S. 38 bis 64 angestellten Untersuchung sind etwa folgende: Melanchthon hat nicht nur in der ersten, 1530 dem Kaiser überreichten Confession besonders auch hinsichtlich des heil. Abendmahls in voller Uebereinstimmung mit Luther sich befunden, sondern auch in der variata von 1540 „weder seine eigene Ansicht vom Abendmahl verändert, noch eine Ansicht vorgetragen, welche nicht bereits recipirt war.“ Das beweist die allgemeine Anerkennung der variata auf den Reichstagen, auch namentlich die Aeußerungen des streng lutherischen Herzogs Johann Friedrich auf dem Raumburger Fürstentage 1561, wie auch die

Pommern wiederholt erklären, daß sie beide Confessionen stets in gleichem Sinn angenommen haben. Auch die Schmalkaldischen Artikel, welche oft im Besondern als „Luther's Bekenntniß“ benannt wurden, bezeichnet man mit Unrecht als antimelanchthonisch; denn Melanchthon hat diese Artikel nicht nur unterschrieben, sondern auch später stets verteidigt, und sie sind stets als Bekenntniß der lutherischen Kirche angesehen, obgleich auf den Reichstagen gewöhnlich nur die Augsb. Confession und die Apologie genannt wurden. — Wie Luther und Melanchthon in den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche bis zu dieser Zeit nicht zu trennen sind, so ist Melanchthon auch nach 1540 nicht von seiner Kirche abgewichen und zu Calvin übergetreten. Dafür dienen als Zeugniß mehrere Aufzeichnungen Melanchthons aus der Zeit des Regensburger Reichstages von 1541. „Danach lehrte er eine mystische (nicht physische und substantielle) Verwandelung der Elemente, und zwar eine freiwillige Gegenwart Christi und seines Leibes im Momente der Niesung, da er sich selber in seinem Worte an das Brod bei der Niesung gebunden habe.“ Luther erkannte überhaupt die Wirksamkeit seines langjährigen Genossen auf's Lebhafteste an und rühmte noch in den letzten Jahren seines Lebens besonders seine loci, welche in den 20 Auflagen, die bei Lebzeiten Melanchthon's erschienen, in der Lehre vom Abendmahl keine Veränderung erfahren haben. Noch 1557, nachdem schon die flacianischen Streitigkeiten begonnen hatten, hat Melanchthon sich mehrmals ausdrücklich zu den schmalkaldischen Artikeln bekant und seinen Unterschied von den Reformirten hervorgehoben. Auch in dem am 1. Novbr. 1559 an den damals noch lutherischen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz erstatteten Gutachten hat Melanchthon nicht, wie öfter gesagt worden ist, seine Abendmahlslehre zu Gunsten des Calvinismus geändert: er beruft sich hier besonders auf 1 Kor. 10, 16, und erklärt das Wort *κοινωνία* näher „als das, mittelst dessen die Gemeinschaft mit dem Leibe Christi geschieht, welche geschieht in der Niesung und zwar nicht ohne Denken.“ Auf's heftigste streiten die Papisten und ihres Gleichen dafür, daß gesagt werde, der Leib Christi sei außerhalb der Niesung dem Brode eingeschlossen, u. s. w.“ Eben deshalb erhob sich Melanchthon auch gegen die Lehre Brenz's von der absoluten Ubiquität als Fundament der substantiellen Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, und er that dies nicht bloß, um die Aboration der Hostie vom protestantischen Cultus fern zu halten, sondern auch im Interesse einer wahrhaft menschlichen Entwicklung des

Lebens Jesu. — Wichtig ist auch, daß, wie Luther mehrfach, so auch Melanchthon in den verschiedensten Perioden seines Lebens eine Wirkung des im Abendmahl empfangenen Leibes Christi auf die Auferstehung unseres Leibes vom Tode gelehrt hat, z. B. in dem wichtigen *judicium de coena sacra* an den Landgrafen von Hessen 1534, und in dem von ihm verfaßten Bekenntniß, welches die protestantischen Stände 1541 auf dem Regensburger Reichstag übergaben. — Für die Beurtheilung Melanchthon's ist es ungünstig gewesen, daß mehrere seiner Schüler, z. B. Peucer, zum Calvinismus hinneigten, und daß der Kurfürst Friedrich von der Pfalz im Streit mit dem Ubiquitismus der Württemberger zur reformirten Kirche übertrat: die Sache der Jünger wurde zum Theil von diesen selbst mit der des Lehrers identificirt. Nur die Pommern haben besonders unter Jakob Runge's Führung ihre Hochachtung gegen Melanchthon stets bewahrt und gegen alle Angriffe auf seine Rechtgläubigkeit protestirt. — Gewiß kann diese Untersuchung über Melanchthon's Lehrweise, die wie die ganze Schrift durch reiche und gründlich gesammelte literarische Nachweisungen gestützt ist, mit vollem Rechte als ein Beitrag — und zwar ein sehr dankenswerther — zur Urgeschichte des Lutherthums bezeichnet werden.

Angehängt ist noch ein Separatvotum über die sogenannte Vorschlagsliste für die Wahlen der Gemeindefkirchenräthe. Es wird in demselben die Beibehaltung der Vorschlagsliste, aber zugleich die Erweiterung der Zahl der Vorzuschlagenden auf wenigstens drei Personen für jede Wahl befürwortet.

Demmin.

Dr. Frand.

Hase, Dr. Karl. Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. 3. verb. Auflage. XXXII. u. 590 S. gr. 8. Leipzig, 1871. Breitkopf u. Härtel. 3 thlr.

Wir dürfen dieses wichtige und sehr interessant geschriebene Werk, welches zunächst durch Möhler veranlaßt, vor Jahren noch im Angesichte der ungekränkten weltlichen Herrlichkeit des Papstthums beschloffen und im Frühling 1862 am Hauptstze der katholischen Kirche vollendet worden ist (das Vorwort zur 1. Aufl. ist datirt: Rom, im Mai 1862), im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Das Vorwort zu der 2. Auflage trägt das Datum vom 31. Oktober 1864, das Vorwort zur 3. Auflage ist geschrieben am 8. December 1870. Die Veränderungen und Erweiterungen der neuen Auflagen sind entstanden theils

durch die Geschichte der römischen Kirche seit 1864, resp. 1862, theils durch einige „nicht unbedeutende“ Gegner dieses Buches, namentlich Bischof Dr. Konrad Martin von Paderborn und Dr. F. Speil, Subregens des fürstbischöflichen Clerical-Seminars zu Breslau, weshalb es durch manches Capitel „wie ein Zwiesgespräch mit der gesammten römisch-gesinnten Streittheologie hindurchklingt.“ Für diejenigen Leser, denen dies Buch noch gar nicht zur Hand gekommen sein sollte, setzen wir zur Charakterisirung des würdigen Tones der Hase'schen Polemik gegenüber seinen erbitterten, ja zum Theil fanatischen Widersachern eine Stelle aus dem Vorwort hierher.

... „Ich habe die katholische Kirche angegriffen mit allen Mächten des Protestantismus, aber mit Achtung, ich könnte sagen mit Ehrfurcht, weil sie doch auch eine christliche Kirche ist. Ich habe diese Polemik nicht geschrieben wie ein Advokat, der die Sache des Gegners nur niederwerfen will, sondern als ein Theolog, der überall gern anerkennt, was von Christus kommt oder zu ihm führt. ... Ich habe den Gegensatz beider Kirchen in seiner prinzipiellen Tiefe dargelegt; aber einen Baum lernt man nicht allein kennen nach seinen Wurzeln, sondern auch an seinen Blättern, Blüthen und Früchten. Ich habe gesucht die Entstehung und religiöse Bedeutung katholischer Dogmen und Culte zu erklären ebenso wie den protestantischen Gegensatz. In solcher Verständigung liegt auch etwas Versöhnendes nach beiden Seiten hin. Daß Katholicismus und Protestantismus Gegensätze sind und von welthistorischer Bedeutung, das werden wir nie verschüllen können, und sie werden noch langhin einen ehrlichen Geisterkampf mit einander führen: aber die Gesinnung ist bereits eine Macht in unserm Volke geworden, und diese Polemik steht ihrer Vertiefung wie ihrer Verbreitung am wenigsten entgegen, daß es etwas Höheres giebt als den Streit der Confessionen, nämlich das Christenthum und das Vaterland. ... Daher macht es mir kein Bedenken, daß diese Polemik noch einmal verjüngt hereintritt gerade in diese große Zeit, in der unter blutigen Kämpfen, Opfern und Siegen, alten Grolles der Volksstämme wie der Kirchen vergessen, unser Volk darüber ist, den Traum auch meiner Jugend erfüllend, sich die Hände zu reichen zum alten deutschen Reiche, und nach der langen kaiserlosen Zeit auch die Traumsage unseres Volkes erfüllend die Hohenstaufen wiederkehren, aber, versöhnt mit der Freiheit des Volkes, einverstanden mit dem Rechte seiner Fürsten, das ganze Herz an Deutschland hingegeben, als — Hohenzollern.“ So werfen die großen politischen

Ereignisse der Gegenwart ihre Streiflichter unwillkürlich bis in ein Handbuch der protestantischen Polemik hinein! Freilich hat Hase, so viel wir wissen, gleich Fris Reuter und vielen alten Burschenschaftlern, den „Traum seiner Jugend“ mit Festungs-Arrest büßen müssen und darum wohl um so mehr den Drang verspürt, dem vollen Herzen Lust zu machen.

Noch sei bemerkt, daß in der neuen Auflage das Papstthum überhaupt 136 Seiten, „der Unfehlbare“ insbesondere 45 Seiten einnimmt, und daß (nach Perrone, T. IX. S. 329) von diesem unfehlbaren Rom aus Döllinger einst das Zeugniß ausgestellt bekam als non minus doctus et eruditus, quam incerus catholicus (Hase, Vorrede S. XII.). — Hauptsächlich wird bei einer neuen Auflage die Verlagsabhandlung für ein genaues alphabetisches Register sorgen und selbiges den Besitzern der ältern Auflagen zu mäßigem Preise separat zur Verfügung stellen.

M.

Goulburn, Edward Meyrick, Dr. theol., Dean of Norwich etc., Gedanken über das persönliche Christenthum oder das christliche Leben in Gottesdienst und Wandel. Aus dem Englischen von Rud. Bartholomäi, evang. Stadtpfarrer in Wilddbad. XXXVI. u. 503 S. kl. 8. Stuttgart, 1870. Belfer. 1 thlr. 2 sgr.

Dieses Buch „Thoughts on Personal Religion“ wird unter die klassischen Werke der erbauenden Literatur England's gerechnet und hat nach der Vorbemerkung des Uebersetzers im Laufe der letzten Jahre eine solche Verbreitung unter den Christen in England gefunden, daß die neuesten Ausgaben gar nicht mehr gezählt werden. Um so mehr ist man Hrn. Bartholomäi zu Dank verpflichtet, daß er das treffliche Werk auch den deutschen Christen allgemein zugänglich gemacht hat, wenn gleich seine Uebersetzung sich nicht allewege wie ein deutsches Original liest, sondern zuweilen etwas steif und schwerfällig klingt.

Der Verf. hat sein Buch in 4 Theile, jeden Theil in Capitel abgetheilt, deren jedes einen geeigneten Bibelspruch zum Ausgangspunkt nimmt. Um dem Leser eine ungefähre Vorstellung von dem reichen Inhalte des Buches zu geben, theilen wir zunächst eine summarische Uebersicht desselben mit: I. Theil. Einleitung. 1. Cap. Ueber den gegenwärtigen niedern Stand des persönlichen Christenthums und dessen Ursachen. 2. Ueber das charakteristische Hauptkennzeichen des persönlichen Christenthums. 3. Von der gänzlichen Abhängigkeit der Heiligung von Christo und von

dem Verhältniß der Gnadenmittel zu Ihm. 4. Persönliches Christenthum nach seinen beiden Seiten, thätig und beschaulich. II. Das beschauliche Leben. 1. Von der Herrlichkeit des Gebets nebst den praktischen Ergebnissen aus dieser Lehre. 2. Von den zwei Seiten des Gebets und der Nothwendigkeit es nach beiden Seiten zu üben. 3. Das Geheimniß des Erfolges im Gebet. 4. Von der Selbstprüfung. 5. Von der Fürbitte. 6. Vom erbauenden Lesen. 7. Vom Fasten. 8. Ueber das Almosengeben. 9. Von der Theilnahme am heil. Abendmahl. 10. Von dem öffentlichen Gottesdienst der Kirche. 11. Von der innern Sammlung und dem Herzensgebet (Stoßgebet). III. Das praktische Leben. 1. Was hält uns auf? 2. Thut Alles Gott, dem Herrn. 3. Von der steten Erinnerung an Gottes Nähe in den Werken unseres Berufs. 4. Von Unterbrechungen in unserem Werk und dem Verhalten dabei. 5. Kämpfe weislich. 6. Ueber die Natur der Versuchung. 7. Kämpfe mit Mißtrauen in dich und mit Vertrauen auf Christus. 8. Kämpfe wachsam. 9. Das hohe Vorrecht des Leidens. 10. Von der Erholung. IV. Ergänzungen. 1. Ueber die Weisheit und den Trost, in unserm Dienst Gottes nicht weiter zu sehen, als den gegenwärtigen Tag. 2. Von dem einheitlichen Streben im Dienste Gottes. 3. Von dem Wege, auf welchem wir Andere zu erbauen suchen sollen. 4. Worin das geistliche Leben besteht. 5. Daß unser Erforschen der göttlichen Wahrheit mit dem Herzen geschehen muß. 6. Ueber den Werth von Lebensregeln. 7. Von dem Nachtheil und der Gefahr von Ausschreitungen in der Religion. 8. Von der großen Mannichfaltigkeit der menschlichen Charaktere in der Kirche Christi. 9. Von der Idee des Opfers, welche das Leben eines Christen durchzieht. 10. Von dem Uebergewicht, welches Kleinigkeiten eingeräumt wird. 11. Von der Ausbildung unserer Gaben. 12. Von dem innern Leben.

Der aufmerksame Leser wird schon ohne unser Erinnern wahrgenommen haben, daß die Logik nicht gerade die starke Seite vorstehender Disposition ist. Denn abgesehen davon, daß die Einleitung (I.) den beiden Haupttheilen (II. u. III.) coordinirt worden ist, hätten sich die „Ergänzungen“, welche als IV. und zwar längster Theil nur einen lockern Anhang bilden, wenigstens zum größeren Theile den beiden Haupttheilen (II. u. III.) recht wohl einordnen lassen. Außerdem muß es auch befremden, daß „das Almosengeben“ (II., 8) nicht dem praktischen (III.), sondern dem beschaulichen Leben zugetheilt worden ist. Sehen wir jedoch von diesen und noch einigen ähn-

lichen Verstößen gegen die Logik ab, welche ohnehin dem praktischen Werth und der ascetischen Brauchbarkeit des Buches keinen Eintrag thun, so dürfen wir die Ueberzeugung aussprechen, dasselbe werde sich auch für den deutschen Leser, insbesondere für den Diener Christi, zur Förderung seines geistlichen Lebens sehr segensreich erweisen, obgleich manche einzelne Stellen und Abschnitte (wie z. B. II., 10) nur auf die kirchlich-religiösen Bedürfnisse englischer Leser berechnet sind. Denn jedes Capitel zeugt von der reichen christlichen Lebenserfahrung, sowie von dem psychologischen Scharf- und Tiefblick des ehrwürdigen Verfassers, welcher sich nicht damit begnügen mag, das schlafende Gewissen zu wecken, sondern auch fruchtbare Rathschläge und Fingerzeige ertheilt, das bereits geweckte Gewissen zu führen und zu pflegen, und zwar in schlichter, einfältiger — nicht bestechender, aber überzeugungskräftiger Sprache. Doch am zweckmäßigsten wird es sein, wenn wir den Verfasser selber einmal reden lassen.

„Was ist persönliches Christenthum?“

So fragt der Verf. im 2. Capitel der Einleitung, und antwortet, nachdem er gezeigt hat was es nicht ist: „Ein positives Kennzeichen des persönlichen Christenthums, vielleicht dessen positives Hauptkennzeichen ist geistliches Wachsthum — das Wachsthum der einzelnen Seele „zu einem vollkommenen Mann, zu dem Maße des vollkommenen Alters Christi.“ Persönliches Christenthum begreift Wachsthum in Gnade in sich, so daß, wo Wachsthum ist, da ist persönliches Christenthum, und wo kein Wachsthum ist, obgleich Interesse für religiöse Gegenstände und Gewandtheit in Streiffragen und eine Vorstellung von der Wichtigkeit der Gotteswahrheit und ein warmes Einstehen für Orthodorie, da ist persönliches Christenthum unbekannt. . . Wachsthum in der Natur ist das sichere Zeichen, und zwar das einzig sichere Zeichen von Leben. . . Nun wissen wir, daß die Natur überall ein Gleichniß der Gnade ist. Diese ihre Beschaffenheit ist die Grundlage all' der schönen Bilder, welche die Gleichnisse unseres Herrn heißen. Und in unserm Fall bietet uns die Natur ein sehr bedeutsames Gleichniß der religiösen Wahrheit. Es giebt kein organisches Leben der Natur ohne Wachsthum, und es giebt auch kein geistliches Leben ohne Wachsthum in der Gnade. . . In einem Leben geistlicher Routine ist kein Wachsthum, auch nicht in einer mechanischen Erfüllung von gleichwohl wichtigen Pflichten, oder in einer mechanischen Beobachtung von sonst geheiligten Ordnungen. Es giebt kein Wachsthum ohne Eifer und Inbrunst und ohne jene Art begeisterten Interesses auch für

Religion, womit ein Mann jedes Ding angreifen muß, wenn er darin Erfolge haben will. . . Es ist kein Wachsthum, wenn man sich mit Respektabilität begnügt und den Fortschritt in der Heiligung abweist. Es giebt kein Wachsthum ohne brünstiges Gebet „im Geist und in der Wahrheit.“ Und endlich giebt es, welches auch die Hoffnungen seien, womit wir uns schmickeln, kein Wachsthum ohne beständige und lautere Anstrengung.“ . . „Wir schließen dieses Capitel mit der Bemerkung, daß, falls eine Gewissensprüfung bei uns kein Wachsthum in der Gnade zeigt, nur eine Wahl (?) ist, nämlich daß wir rückfällig werden. Eine furchtbare Wahrheit, aber so unfehlbar gewiß, als irgend eine andere Thatfache unseres sittlichen Zustandes. — Weder geistig noch leiblich bleibt man in gleichem Stande. . . Wenn die Seele nicht die höheren Einflüsse sich aneignet, so muß sie die niedrigen sich aneignen; wo kein Wachsthum in Gnade stattfindet, da muß ein Wachsthum in Weltlichkeit und Sünde sein. . . Ist's bisher zum Schlimmen gegangen, so wollen wir gleich morgen, in der Kraft der Gnade, einen neuen Anfang machen, indem wir dies Lösungswort in den Mund nehmen (Ps. 87, 7): „Alle meine Brunnen sollen in Dir sein.“ — Das mag genügen, um ernste Leser zum ernstlichen Studium dieser Anleitung zu einem christlichen *γνώσις σεαυτὸν* anzureizen.

M.

Kirchenrecht, Kirchenpolitik.

Gerlach, Hermann (Doktor beider Rechte, Domkapitular, wirkl. geistlicher Rath und Mitglied des bischöflichen Ordinariats zu Limburg): **Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts.** Paderborn, 1869. Ferd. Schöningh. 1 thlr. 18 sgr.

Zu den wissenschaftlich werthvollen Bearbeitungen des Kirchenrechts glauben wir dieses Werk nicht rechnen zu können, da ihm die Symptome wahrer Wissenschaftlichkeit fehlen. Dahingegen ist dasselbe gewiß als praktisch brauchbares Lehrbuch zu empfehlen und entspricht dem Zwecke der kirchenrechtlichen Vorlesungen in Priester-Seminarien vollkommen. Der Stoff ist, soweit es für diesen Zweck erforderlich war, vollständig zusammengestellt, die Darstellung ist klar, einfach und leicht verständlich. Selbstständiges Urtheil oder eingehende Kritik finden wir dagegen nirgends. Fast zu oft begnügt der Verfasser sich mit dem wörtlichen Referate der Ausführungen kirchenrechtlicher Autoritäten. Auch die Logik

der begrifflichen Definitionen läßt oft zu wünschen übrig. So lesen wir z. B. S. 66 über die Autorität der Wissenschaft auf kirchenrechtlichem Gebiete: „Wo das Recht eine Lücke hat, wird diese durch die Wissenschaft ergänzt und in besonderen Fällen nach dem Geiste des Rechts so entschieden, wie der konsequente Gesetzgeber selbst entscheiden würde. Daher (?) hebt Schulte hervor, „daß es viele Punkte giebt, welche im Rechte nicht ausdrücklich entschieden sind.“ Als ob also solche „Lücken“ in der Gesetzgebung nur der Wissenschaft wegen vorhanden wären. Daß der Verf. nur eine Kirche und nur ein Recht der Kirche kennt, versteht sich von selbst. Praktisch macht sich dies besonders in dem letzten Theile seiner Darstellung geltend, wo von den Wechselbeziehungen zwischen der Kirche und den Staaten gehandelt wird, und wo neben jener nur Religionsparteien erwähnt werden. Es ist eben ein Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts; das des evangelischen würde von dem Verhältnisse der Kirchen zu dem Staate sprechen müssen. Als katholischer Geistlicher kann der Verf. auch nicht anders denken, als daß das richtige Verhältniß zwischen den Staaten und der Kirche nicht in dem Mißtrauen jener gegen diese, aus welchem das System der *jura circa sacra* hervorgegangen, sondern allein darin bestehe, daß der Staat der Kirche — wohl zu merken: der Kirche — fördernd diene. Wie anders die Staaten selbst hierüber denken, wird der erste deutsche Reichstag ja bewiesen haben.

Bluhme, Friedrich (Dr. beider Rechte und der Theologie, Prof. der Rechte in Bonn): **Codex des rheinischen evangelischen Kirchenrechts.** Elberfeld, 1870. Friedr. 2. thlr.

Der auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft so ehrenvoll ergraute Verfasser liefert uns hier ein Werk, dessen Ausarbeitung gerade ihm, dem Manne der Wissenschaft, zu besonderer Ehre gereicht. Ein Theil des Gegenstandes besteht aus statistischen Mittheilungen (Kirchenstatistik und Rechtsquellenstatistik), welche dem an tiefer gehende Studien gewöhnten Rechtslehrer mehr Mühe als Genuß verschafft haben, und welche doch für die Kenntniß des rheinisch-westfälischen Kirchenrechts, dieses Prototypen des modernen evangelischen Kirchenrechts, von größter Wichtigkeit sind. Den größeren Theil füllen die abgedruckten Quellentexte (S. 46—67 französisch-bergische Verordnungen und S. 68—264 preussische Gesetze und Verordnungen). Erst in dem Theil „Scholien und Exkurse“ finden wir den

akademischen Kirchenrechtslehrer, und verdanken ihm vortreffliche kritische, geschichtliche und positive rechtliche Erläuterungen der Kirchenordnung von 1835. Einen vollständigen Commentar zu diesem wichtigsten evangelischen Kirchengesetze der neuesten Zeit zu schreiben, hat der Verf. nicht für opportum gehalten, weil ein großer Theil der zu erörternden Punkte bereits in den Ausgaben von Hagens und von Bramesfeld seine Erledigung gefunden habe, und dann auch, weil wir unverkennbar einer Periode zahlreicher Zusätze und Modificationen der Kirchenordnung entgegengehen, die auf den Inhalt des Commentars wesentlich mit einwirken müßten. So beschränkt der Verf. sich auf einzelne Scholien zu der Kirchenordnung und auf einen besonderen Exkurs über das Gesetz vom 14. März 1845 über die Verlaufs der links-rheinischen Kirchengemeinden. Jene sind werthvolle Erläuterungen einzelner Begriffe und Bestimmungen der Kirchenordnung; dieser Exkurs führt uns eben in jenen partikularen Rechtsstreit, welcher sich um die Frage gedreht hat und wohl noch dreht, ob jenes zur Beseitigung der allgemeinen und besonderen Vorschriften über die Verpflichtung, die Kosten für die kirchlichen Bedürfnisse der Pfarrgemeinden in Ermangelung eines dazu ausreichenden Kirchenvermögens aufzubringen, erlassene Gesetz auch auf die Pfarrhäuser Anwendung leide. Aus dem ganzen Werke tritt uns der wissenschaftliche Ernst und die große Sorgsamkeit des Verfassers um das Recht der rheinisch-westfälischen Landeskirche so klar wie ansprechend hervor, und wir derselben nur Glück wünschen, daß sie einen solchen Commentator ihrer Kirchenordnung gefunden hat.

Krenkel, Max, Religionseid und Bekenntnisverpflichtung. Sendschreiben an Herrn Dr. G. A. Fricke, ordentl. Prof. der Theologie u. in Leipzig. 166 S. Heidelberg. Baffermann.

Anknüpfend an einen Aufsatz Fricke's in der „Allgem. Kirchenzeitung“ (1868. Nr. 11. 12.) über den sächsischen Religionseid behandelt der Verf. den bezeichneten Gegenstand in der Form eines offenen Sendschreibens und zwar in sehr anständiger und freundlicher Weise, was wir besonders zu bemerken für nothwendig halten, da solche „offene Sendschreiben“ gar oft durch Verbitterung und persönliche Beleidigungen sich auszeichnen. Zunächst sucht der Verf. nachzuweisen, daß die in Sachsen gesetzlichen Formeln des Religionseides bedenklich und nicht ohne innere Widersprüche seien, und dann geht er zum Allgemeinen über

und sucht zu beweisen, daß überhaupt jeder Religionsseid und jede Verpflichtung auf ein bestimmtes Bekenntniß verwerflich und den Prinzipien der evangel. Kirche widersprechend seien. Er fordert, daß, wie in Baden, „alle Mitglieder und Diener der evangel. Kirche, welche von dem Rechte der freien Forschung Gebrauch machen, mit denen, welche den Standpunkt der Bekenntnisschriften gegenwärtig noch theilen, volle Gleichberechtigung genießen sollen.“ — Jede Verpflichtung auf Bekenntnisse soll also wegfallen; daß ohnedies eine Verpflichtung quatenus consentiunt cum scriptura sacra, oder auf den „Geist“ im Gegensatz zum Buchstaben keinen Werth habe, weist der Verf. nach. Auch eine Verpflichtung auf das „Wesentliche“ oder die „Grundsätze“ der Symbole verwirrt der Verf., scheint uns hierbei aber doch etwas zu summarisch zu verfahren, indem er namentlich den gewiß sehr bedeutenden Unterschied zwischen dem eigentlichen Lehr-Inhalt (positiv und negativ) und der theologischen Begründung ganz außer Acht läßt. — Jede Symbolverpflichtung, die den kirchlichen Behörden ein strafendes Einschreiten ermöglicht, erscheint dem Verf. sittlich unzulässig; er will überhaupt keine solche Verpflichtung und will auch keine Bekenntnisse, höchstens als historische Zeugnisse will er die Bekenntnisschriften gelten lassen. Die Gründe für Geltung der Bekenntnisse und Verpflichtung darauf sucht der Verf. zwar zu widerlegen, wir finden seine Widerlegung aber keineswegs zutreffend, und wenn er den Grund, daß Bekenntnisse nöthig seien, zum Schutz der Gemeinden gegen die Lehrwillkür der Pfarrer damit zu entkräften meint, daß er rath, man solle den Gemeinden das Recht geben, sich ihre Pfarrer nach eigenem Bedürfnis zu wählen, so können wir nur unser Erstaunen darüber ausdrücken, wie der sonst so klare Verf. hier einen in der That mehr als dürftigen Rath geben konnte. Mit allen schönen Reden und Gründen wird es nie gelingen, den sehr einfachen Grundsatz zu widerlegen, daß eine jede Kirchengemeinschaft eine bestimmte Lehre, also ein Bekenntniß haben muß und daß folgerichtig alle ihre Diener verpflichtet sind, selbst wenn sie nicht verpflichtet werden, diesem Bekenntniß gemäß zu lehren. Wir müssen auf diesen Satz eine Phrase des Verf. anwenden: „Es giebt gewisse Wahrheiten, die so einfach und selbstverständlich sind, daß man aus Furcht, in's Triviale zu fallen, sich scheut, sie auszusprechen u. Eine solche Wahrheit ist der Satz“ — den wir hier ausgesprochen, fahren wir fort. Wir meinen, hier hilft kein Drehen und Wenden, keine Gelehrsamkeit und kein Pochen auf protestantische Prinzipien:

ohne Bekenntniß keine Kirche und ohne eine irgendwie bindende Verpflichtung auf das Bekenntniß kein Schutz der Gemeinde gegen Lehrwillkür der Pfarrer, kein Schutz der Pfarrer gegen Majoritäts-Bergewaltigung von Seiten der Gemeinden, keine feste Lehre, keine sichere Erkenntniß, sondern eitel Willkür, Schwanken, Unsicherheit, Subjectivismus, Zuchtlosigkeit, Zerbröckelung und Auflösung. — Vestigia terrent! So müssen wir ausrufen, wenn der Verf. es unternimmt, zur Stütze für seine Anschauung auf die vortrefflichen Früchte des von ihm empfohlenen Verfahrens in Nassau, Coburg und der Pfalz hinzuweisen; wir acceptiren diese Hinweisung insbesondere auf die Rheinpfalz und meinen, damit hat der Verf. sich selbst vollkommen geschlagen und seine Anschauung durch klare Thatsachen widerlegt. — Eine Theorie, welche zu kirchlichen Zuständen führt, wie sie in der Rheinpfalz zu Tage treten, ist gerichtet und bedarf einer weiteren Widerlegung nicht.

D.

Sechzig Thesen für und wider Reformbestrebungen der kirchlichen Gegenwart. Eine Appellation an das Gewissen der ersten Sächsischen Landessynode. Leipzig, 1871. Hinrichs Buchhandlung. 4 sgr.

„Vorliegende Thesen wollen keine wissenschaftlichen Streitfäße, sondern nur Anregungen des kirchlichen Gewissens sein“, sagt uns der Verf. selbst. Demnach darf man nicht eine streng wissenschaftliche Entwicklung erwarten, sondern nur kurze Sätze zur Anregung. Diesem Zwecke können dieselben sehr wohl dienen. Sie behandeln kurz und bündig die falschen Reformbestrebungen, Reformation und Kirche, das moderne Gemeindeprinzip, Glauben und Bekenntniß, Majoritätsprinzip, Verfassungsreform, Reform des Cultus, das kirchliche Gemeindeleben, die innere Mission: — natürlich werden alle diese hochwichtigen Dinge nur in kurzer Thesenform angedeutet. Es bedarf nicht der besonderen Erwähnung, daß gar Manches in den Thesen disputabel ist, doch ist Sinn und Geist derselben gesund und kirchlich richtig. Dies möge aus einigen wenigen kurzen Auszügen erkannt werden. 6. Das allgemeine Priesterthum ist von dem modernen Gemeindeprinzip verschieden wie Tag und Nacht. 15. Die eidliche Verpflichtung auf das Bekenntniß ist das sicherste Schutzmittel, beide gegen Willkür und Despotismus zu schützen: das Lehramt und die Gemeinde. 16. Diesen Eid sollten auch die leisten, welche die Kirche zu bauen, nicht zu zerstören beru-

sen sind, die Mitglieder der Synode. 20. Glaube und Bekenntniß der Kirche darf nicht den Majoritätsbeschlüssen unterworfen werden, es möchte sonst die Räubersynode zu Ephesus nicht die letzte gewesen sein. — Daß die Thesen zunächst für die sächsische Landessynode bestimmt sind, kann uns nicht abhalten, dieselben auch andern Synoden und Synodalverfassungen-Freunden zum Nachdenken zu empfehlen. D.

Politik. Socialpolitik.

Rougemont, Fr. von. Die wohlwollenden Rathgeber des Königs Wilhelm. Aus dem Französischen von C. A. R. 8. 70 S. *) Gütersloh, 1871. C. Bertelsmann. 10 Sgr.

Glückliche Menschen haben keine Rath und Helfer nöthig, die Unglücklichen werden mit viel Rath und mit wenig That unterstützt. Ebenso ergheht es den Völkern. Den Franzosen und indirekt ihren Feinden und deren Oberhaupt sind während des letzten Krieges so viel Rathschläge ertheilt worden, daß ihre literarische Besprechung, wie der Verfasser treffend bemerkt, einen Quarband füllen würde. Die vorliegende Broschüre bespricht nur drei Rathschläge. Es sind dies erstlich der Aufruf von 7 französischen Pastoren in der Eglise libre vom 28. October 1870, mit der Erklärung, „daß der Protestantismus in keiner Weise für die Politik und das Verfahren des Königs von Preußen verantwortlich ist“; ferner der Brief eines Pastors, Namens Delmas, von La Rochelle vom 15. November 1870, wonach sich der König bei Sedan mit einer Geldentschädigung hätte zufrieden geben und die Fortsetzung des von nun an gottlosen Krieges hätte unterlassen sollen; endlich der Brief von Frank im Moniteur universel vom 12. December 1870, der mit zwei anderen Briefen an die deutschen und an die neutralen Mächte in einer Broschüre vereinigt ist. Daß sich der protestantische Verf. vorzugsweise gegen diejenigen Rathgeber des Königs wendet, welche protestantische Geistliche sind, kann nur gebilligt werden. Es geschieht dies in durchaus ruhiger, objectiver Art. Referent muß gestehen, daß er an Rougemont's Stelle nicht veräußt hätte, den Pastoren einige Bemerkungen darüber zu machen, daß es schnurstracks gegen das Evangelium ist, wenn die

Diener Christi, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, sich in Weltbündel mischen und sich zu Gericht setzen über einen König von Gottes Gnaden. Die Pfarrer sollten doch ihre Kräfte für die Kämpfe sparen, welche sie für die Kirche zu kämpfen haben und sollten sich nicht um Dinge der hohen Politik bekümmern, in welche sie wie alle die Millionen Zeitungsleser, welche die Fäden der Politik nicht in der Hand halten, schlechterdings keine Einsicht haben können. Seiner Zeit haben sich die deutschen Pfarrer für das Recht des Herzogs von Augustenburg und gegen Jeden, der dies Recht leugnete, erklärt — eine Sache, in der ihnen doch gar kein Urtheil zustand — als aber das Recht jenes Herzogs im weiteren Verlauf unbeachtet blieb, haben sie stillschweigend ihren protegirten Herzog fallen lassen. Was geht die Diener der Kirche die Frage an, ob dieser oder jener Fürst dieses oder jenes Land von Rechtswegen besitzen soll, ob ein König bis zu einem bestimmten Zeitpunkt Krieg führen oder Frieden schließen soll?

Der Verf. will lediglich eine geschichtliche Broschüre geben, und nicht etwa eine politische, philosophische oder religiöse. Gleichwohl kommt der Standpunkt des Protestanten, der das Vaterland Luther's mehr liebt als das Ludwig's XIV., der das Gict von Nantes widerrief, Schritt für Schritt zur Geltung. Und ebenso kann der Verfasser als Neuburger, dem Hause Hohenzollern dankbar anhänglich, nur einen antifranzösischen Standpunkt haben. Die Broschüre hat daher auch ihre entschieden politische und religiöse Seite. Sie ist nicht parteilos, aber nicht parteiisch.

Der gewandte Uebersetzer der Broschüre hat nach dem Vorwort des Verf. ein paar kurze Bemerkungen eingefügt. Ref. will nicht unterlassen, eine dieser Bemerkungen darum besonders hervorzuheben, weil sie ihm literarisch hier zum erstenmale entgegentritt und weil sie ein Beweis für den klaren Blick ist, mit welchem der Uebersetzer die Dinge dieser Welt betrachtet. Nachdem erwähnt worden, daß das bischen Völkergunst, dessen sich Deutschland in den ersten Kriegswochen zu erfreuen gehabt, nach Sedan verschwunden sei, fragt der Uebersetzer: „Hat denn das Wort „Republik“ für die Nationen bereits solche Anziehungskraft erlangt, daß, sobald himmelschreiend Unrecht sich hinter diesem Namen birgt, es auf die Theilnahme der Welt rechnen darf? Das deutet auf eine bedenkliche Corruption der sittlichen Begriffe.“

Die kleine Schrift zerfällt in sechs Abschnitte. 1. „Die Vergangenheit“ lehrt uns, daß die Franzosenkriege nichts anderes als Raubzüge waren. 2. Die Kriegserklärung war

*) Vgl. die vorläufigere kürzere Besprechung dieser Schrift in Bd. VII, S. dieser Ztschr.
D. Red.

ein, von allen Einsichtigen seit 1866 mit größter Bestimmtheit vorausgesehener Ausbruch der verletzten Eitelkeit und des damit rege gewordenen Reibes der Franzosen. (Wir Franzosen sind wie die Kinder, sagte ein verständiger Kaufmann in Lyon 1867 zu dem Bruder des Referenten; wenn ein Kind steht, daß ein anderes ein Stück Kuchen bekommen hat, gleich schreit es und will auch ein Stück oder das Stück des andern haben. Wir sehen diese Verfehrtheit auch ein, aber aufgeben können wir sie nicht.) 3. Die deutsche Armee vor Sedan und die französischen Armeen der Vergangenheit und Gegenwart bilden den schärfsten Gegensatz, einen Gegensatz, der mit Einzelheiten schlagend nachgewiesen wird. 4. Die deutsche Armee seit Sedan hat den Krieg darum in anderer Weise fortgeführt, weil nicht mehr die französische Armee, sondern das französische Volk sich in's Feld stellte. 5. Die wohlwollenden Rathschläge jener Briefsteller des letzten Quartals v. J. werden in das rechte Licht gestellt und gebührend zurückgewiesen. Uebertriebenen deutschen Anschauungen von der deutschen Frömmigkeit tritt der Verf. nüchtern entgegen. Im letzten Abschnitt Sedan beurtheilt der Verf. erstens vom Standpunkt der Idealpolitik aus die Frage, ob nicht nach Sedan deutscher Edelsinn und deutsche Selbstverleugnung Frieden hätten machen sollen, und dann vom Standpunkt der Realpolitik aus die Thatsache, daß die Fortsetzung des Krieges für Frankreich eine gnädige Heimführung Gottes war. Und für Deutschland ebenfalls! fügen wir bei.

Wer die Schriften Fr. von Rougemont's kennt, wird gerne nach der vorliegenden politischen Broschüre greifen. Wer den Verf. noch nicht kennt, wird mit dankbarer Freude die Bekanntschaft dieses verdienstvollen Schriftstellers machen. D. R.

Stedefeld, G. F. (Kreisgerichtsrath).
Vorträge über Preußen für gebildete Laien. Berlin, 1870. Kortkamp.

Daß uns das Lesen dieses Buches Genuß gewährt oder Belehrung verschafft habe, können wir nicht sagen. Eine solche breite und unklare Ausführung einzelner Ansichten über die Entstehung des Staates, über die Entwicklung des Staatsbegriffes bei den verschiedenen Völkern, über die verschiedenen philosophischen Auffassungen desselben, über die Entstehung und Entwicklung des preussischen Staates, über die preussische Staatsidee, über den christlich-germanischen und den griechisch-römischen Kulturstaat und vieles Andere befriedigt nicht. Es sind die Sentiments eines offenbar reli-

giös warmen Herzens, welche uns hier an Stelle exakter Philosophie vorgetragen werden, und ziemlich jeder Ausföhrung lassen sich Ungenauigkeit, Ungründlichkeit und Einseitigkeit vorwerfen. Wenn der Verfasser seine Darstellung mit dem Sage beginnt: „Der Staat und die Staatsgewalt ist weder juristisch noch philosophisch zu begründen“, so verneint er also die Möglichkeit einer Staatswissenschaft, und es kann nur auffallen, wenn er trotzdem nicht ermüdet, uns auf einigen sechszig Seiten mit den Versuchen, die er allein für möglich hält, zu beschäftigen, nämlich „uns das Entstehen des Staates und der Staatsgewalt nach unsern menschlichen, beschränkten Vorstellungen zu veranschaulichen.“ Eine Analyse dieser hin und her schwebenden Darstellung zu geben, kann nicht von uns erwartet werden; es mögen hier nur einzelne Probefäge citirt werden, aus denen Jeder ein Urtheil über das Ganze leicht sich bilden kann. S. 5 wird uns die Entstehung des Staates so beschrieben: „Die Menschen schritten zu ihrem eigenen Besten, der Vernunft folgend, zur Begründung und Einföhrung einer obersten Gewalt, welche nach religiös-sittlichen und göttlich gerechten Gründen ihre widerstreitenden egoistischen Ansichten und Interessen ausgleichen, sie vor gewaltthätiger Verletzung schützen und ihre gemeinschaftlichen Kräfte in einem Fonds sammeln und dieselben zum gemeinsamen Besten weiter verwerthen und verwenden sollte. Dieses war, nach dem Plane Gottes, die Entstehung des Staates und der Staatsordnung.“ Nun — wer's glauben will. S. 13 wird die Bedeutung des Christenthums mit den Worten geschildert: „Das Christenthum ist das uns, in Folge des Cultur-Schrittes der Menschheit, von Gott geoffenbarte Gesetz des reinen Menschenthums und die richtige Anschauung von seinem Wesen und seinem göttlichen Willen.“ Also ein „göttlicher Wille des Menschenthums“, wenn man den Satz richtig konstruirt. Hätte der Verf. doch an Hebr., Kap. 1. und ähnliche allbekannte und klare biblische Stellen gedacht, so wäre ihm eine solche korrupte Anschauung nicht möglich gewesen; nicht der Cultur-Fortschritt, sondern der Cultur-Rückschritt, d. h. die Sünde, hat Gott gedrungen, auch seines eingeborenen Sohnes nicht zu verschonen. S. 15 lesen wir: „Der Staat vertritt auf Erden das, was wir nach Vollendung unseres Kreislaufes, im ganzen Organismus der Welt und Natur, in Gemeinschaft der reinen Geister, zu erwarten den festen Glauben und die feste Hoffnung haben.“ Zu dunkel ist der Rede Sinn. Seite für Seite werden wir durch solche unwissenschaftliche geföhl-s-philosophische

und politische Auffassungen überrascht und bald erwidert das Interesse an so unerquicklicher Lektüre. Selbst wo der Verf. den für ihn viel zu glatten Boden des Philosophirens verläßt, und auf dem festeren Boden der Geschichte sich bewegt, gelingt ihm nicht, den Gegenstand klar zu erfassen und sachlich richtig darzustellen. Nur zwei Beispiele: S. 62 ergeht der Verf. sich über das Unglück des Konflikt-Landtages und kommt zu dem Resultate: „Der Träger der erblichen preussischen Krone hat sich glänzend aus dem Kampfe mit der Parlamentsregierung der zeitigen Volksvertreter emporgehoben und gezeigt, daß ihr, der Krone, allein die oberste Staatsgewalt gehört, weil ihr Träger allein die Vergangenheit und Zukunft des Staates kennt und nach seiner Stellung und seinem eigenen Interesse am Besten würdigen kann.“ Also der jeweilige König von Preußen ein Prophet! S. 49 wird als Medium, wodurch der preussisch-deutsche Kulturstaat das geworden, was er jetzt ist, genannt, „daß die preussischen Monarchen die Verfassung ihres Staates auf die allgemein vernünftigen Grundsätze, wie sie uns von den Staatsweisen Griechenlands und Roms überliefert worden sind, gegründet haben.“ Doch in der That zu naiv! — Die von dem Verf. benutzte Literatur beschränkt sich im Allgemeinen auf einzelne englische Werke; ein umfassenderes Studium der staatswissenschaftlichen Literatur, namentlich aber unserer deutschen, würde ihm indeß gewiß nicht geschadet haben. Den größten Theil des Buches füllen statistische Mittheilungen, abgedruckte Gesetze und daran geknüpfte staatsrechtliche und moralisirende Raisonnements nach der Art jener philosophirenden Exposés. S. 265 und 266 stellen uns sogar die preussische Flotte in effigie dar. Was der Verf. aber mit den Worten des Titels „Vorträge über Preußen für gebildete Laien“ hat sagen wollen, bleibt uns unverständlich. Abgesehen davon, daß diese „Vorträge“ höchst wahrscheinlich nie gehalten sind und in solcher Form auch kein Publikum fesseln können, fragen wir mit Recht, welchen Sinn der Verf. mit dem Ausdruck „Laien“ auf dem Gebiete des Staatslebens verbindet? — Gute patriotische Gesinnung wollen wir dem Verf. nicht abprechen, das ist aber auch so ziemlich Alles, was wir an diesem Werke loben können.

Gedanken über modernen Conservatismus und Aufruf an die Conservativen. Berlin 1870. Kortkamp.

Wir hätten kaum geglaubt, daß in so realpolitischen Zeiten, wie die Gegenwart ist,

eine solche Ideologie noch an die Oeffentlichkeit zu treten wagen möchte. Auch wenn diese „Gedanken“ vor dem Juni 1870 geschrieben sind, so verrathen sie doch ein so geringes Verständniß der politischen Verhältnisse Preußens und Deutschlands und vor Allem eine so geringe Einsicht in die Geschichte der Parteien, daß wir sie nur als in hohem Grade unfruchtbar bezeichnen können. Der Standpunkt des Verfassers ist der eines conservativen Bureaukraten vom reinsten Wasser; er beschäftigt sich mit der „Partei“, aber nicht mit dem Staat, und beurtheilt selbst die Politik Bismarck's mit dem stillen Bedauern, daß er über den Idealismus des Rundschauers hinausgegangen und zu realistisch geworden ist. Das Possirlichste ist aber der „Aufruf“ an die Conservativen, welcher auf nichts Anderes hinausgeht, als auf Subskriptionen zur Gründung eines „Vereinshauses“ für die conservative Partei, einer conservativen Akademie und von Filialen und Agenturen derselben. An diesen Anstalten sollen dann Leute von feinen gesellschaftlichen Formen mit glänzendem Gehalte angestellt werden und als Prototypen echt conservativer Gesinnung und Manieren ihre Propaganda treiben. Solche Vertreter und solche Vorschläge werden der conservativen Partei gewiß wenig gefallen; sie eignen sich nicht dazu, ihr Ansehen oder ihren Einfluß zu vermehren, und wenn sie nicht bessere Gründe der Existenz und bessere Mittel für ihre Aufgaben hätte, stünde es schlecht mit ihr. Der ganze Aufsatz kränkt an der Blässe seiner Idee.

Schmidt, Dr. Maximilian, Rgl. Preuß. Ober-Stabsarzt. Die culturgeschichtliche Bedeutung des Hilfsvereinswesens, mit besonderer Berücksichtigung der Friedenthätigkeit der Genfer Conventions-Vereine und Begründung eines nationalen Hilfsvereins. Gotha, 1870. C. F. Thienemann.

Die weitgreifende Bedeutung und gleichsam kosmopolitische Nothwendigkeit des Hilfsvereinswesens im Kriege ist ja auch in dem letzten blutigen Kriege wieder glänzend bewährt, zu nicht geringem Theile freilich gerade dadurch, daß die Demoralisation unserer Feinde das Unheil der Mißachtung dieser christlich-sittlichen Grundsätze so schauerlich klar gestellt hat. Der Verf. dieses in Gotha gehaltenen Vortrages gedenkt aber der Friedensaufgabe der Hilfsvereinsthätigkeit und entwickelt nach allen Seiten hin die Bedeutung dieser culturgeschichtlichen Aufgabe der Gegenwart. Nach einer eben so geistvollen wie edlen und richtigen

Skizzirung des Grundzuges der „Gesellschaft“, wie dieses erst in der Gegenwart recht erkannte und fast noch von Mehreren gesüchtete als geliebte Phänomen unter den Menschen der Erde sich im Alterthum, im Mittelalter und in der Gegenwart gezeigt hat, stellt er uns in nicht minder treffender Weise die culturgeschichtliche Bedeutung der Hilfsvereins-Unternehmungen unter dem dreifachen Gesichtspunkte ihres religiösen, politischen und socialen Charakters vor die Augen und weist dann auf die Nothwendigkeit der Ausdehnung des ursprünglich nur auf Hilfsbedürfnisse des Krieges berechnet gewesenen Unternehmens der Genfer Conventions-Vereine auf das nicht minder weite Gebiet der Hilfsthätigkeit im Frieden (Errichtung stehender Hospitäler in der Nähe der Landes- und Provinzial-Hauptstädte zur Entlastung der großen städtischen Hospitäler von Reconvalescenten, Errichtung fliegender Hospitäler bei Epidemien zc., Erweiterung der bestehenden Anstalten der Krankenpflege u. s. w.) in der Sprache warmer Euphuistik und klarer objektiver Beurtheilung der Verhältnisse hin. Wir gestehen, über diesen hochwichtigen und gerade jetzt in seiner großen praktischen Bedeutung uns klar vor die Augen getretenen Gegenstand noch Nichts gelesen zu haben, was uns geeigneter erscheinen könnte, das allgemeine Verständnis und Interesse dafür zu erwecken und zu werththätiger Erweilung solcher helfenden Liebe aufzufordern.

Stroussberg und die Arbeit. Ein Mahn- und Manneswort für Capitalisten und gebildete Arbeiter. Berlin, 1870. Fr. Kortkamp.

„Und unsern Faust-Napoleon-Stroussberg wollen wir hiermit deshalb kurz gewürdigt haben und wissen, weil er mit seiner Zauberkrast dem schlummernden oder feigen Capital Muth giebt und die Fittige des Capitals, die Arbeiter, mit Schwungkraften versieht, mit denen wir immer culturkräftiger und förderlich für die ganze Menschheit alle Welt zu Wasser und zu Lande dampf-, geld- und geisteskräftig durchfliegen können.“ Aus diesem Schlufsworte charakterisirt sich diese Broschüre, deren Verfasser wir von Herzen wünschen, daß ihm die Gnade seines Halbgottes für diesen Hymnus begeisterter Verehrung reichlich zu Theil geworden. Ob dieser sich noch bedanken wird, seinen Namen mit dem ominösen des Erfinders verbunden zu sehen, und ob seine Ideen wirklich so hoch wie seine Eisenbahnlinien lang sind? Es liegt gewiß etwas Dämonisches in diesem Meister der Capitalkonzentration und des „Fertigmachens im gro-

ßen Styl“, allein diese Beweihräucherung seines Genius kann nur Denen gefallen, welche voll allzu großen Respekts vor dem Mammon sind. Daß Stroussberg große Erfolge und Verdienste um die „Fittige des Capitals“ (— o schwarzrückiger Sohn der Krupp'schen Eisen, wie fühlst Du Dich? —) und um den Ausbau von Eisenbahnen und um tausend andere Dinge unter der Sonne hat, — wer wollte das leugnen, und dennoch scheint uns diesem Gotte des Capitals noch Manches zu fehlen, was ihn zu einem Helden der „Culturgeschichte“ stempeln könnte.

Sengelmann, Pastor H. Die Alsterdorfer Anstalten. Ein Lebensbild. 8. 202 S. Frankfurt a. M., 1871. Alt.

Der Gründer der Alsterdorfer Anstalten, H. Sengelmann, bis 1867 Pastor in Hamburg, ist der Herausgeber des vorliegenden kleinen Buches, das in 23 kürzeren und längeren Abschnitten, in Prosa und Poesie, in Predigt und Bericht, in Erzählung und Festsrede darthun soll, daß es Gottes Barmherzigkeit gewesen, welche aus einem unscheinbaren, senfornartigen Anfang im Dorfe Moorfleth bei Hamburg nachmals in Alsterdorf ein Reich von elf Häusern geschaffen und der zuletzt genannten, 120 Seelen zählenden Dorfschaft 150 Insassen in jenen Häusern der Barmherzigkeit zugeführt hat. Die Darstellung des Verf. und seiner Mitarbeiter ist überaus frisch und gesund, lebendig und volksthümlich im besten Sinne. Lutherische Nüchternheit, die das rechte Maß hält mit heiligem Ernste und mit deutschem Humor, hat die einzelnen Beitragenden geleitet. Das Ganze ist, was der Titel sagt, ein Lebensbild. Theoretische Erörterungen und pietistisch gefärbte Betrachtungen findet der Leser nicht, was er aber findet ist ein traues Bild der in Alsterdorf blühenden Anstalten, eine in herzbelebenden Thatfachen redende Predigt über das Wort unseres Herrn: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Was die Noth des Lebens gefordert hat, was Gott zur Steuerung dieser Noth beschert hat, was Pfleger und Pfleglinge in Freud' und Leid erfahren haben, was der in der Liebe thätige Glaube ist, all' dies wird dem Leser in lebensvoller, schlichter Darstellung vorgeführt. Um von den einzelnen Anstalten selbst in Kürze noch ein Wort zu sagen, so ist das St. Nicolaisift (die Kirche in Moorfleth ist nach St. Nicolaus, dem Kinderfreund, genannt) eine Bewahranstalt für nicht verwahrloste Kinder (Kostgeld 50 thlr.); das Asyl für schwach- und blö-

sinnige Kinder (Kostgeld 100 thlr.) ist eine Idiotenanstalt für jugendliche, das Kostgänger-Institut des Asyls (200 thlr.) eine Anstalt für erwachsene Schwachsinnige und Epileptische. Das Pensionat — die erste und bis jetzt einzige Anstalt dieser Art — soll schwachbefähigten Kindern höherer Stände dienen (400 thlr.). An der Spitze des Vorstandes aller Anstalten steht Pastor Sengelmann. Inspector der Anstalten und zugleich Hausvater des Pensionats ist Pastor Th. Schäfer aus Friedberg im Großherzogthum Hessen, einer der deutschen Geistlichen, welche im vorigen Jahre Paris verlassen mußten. Dem geschriebenen Lebensbild dienen 5 gezeichnete Bilder, von welchen das eine die Kapelle der Anstalten mit ihrem Bilderschmuck, sowie das Mädchenhaus des Asyls, das andere das Pfarrhaus in Moorfleth, das dritte das St. Nicolaistift, das vierte den ersten Idioten und das fünfte das Pflinglingshaus des Asyls darstellt.

An theilnehmenden Lesern, die sich zur Unterstützung der mannichfachen, den Herrn in seinen geringsten Brüdern pflegenden Anstalten der Barmherzigkeit in Asterdorf bereit finden werden, wird es dem kleinen Buche nicht fehlen. Möchte das Lebensbild da und dort im großen Vaterlande als ein „Geh' hin und thue desgleichen!“ reichen Segen stiften.

Schließlich die dem praktischen Gesichtspunkt des Buches entsprechende Notiz, daß der Anhang den Prospect der Anstalten mittheilt. Aus diesem Anhang hat Referent die verschiedenen Kostgeltbeträge mitgetheilt.

D. K.

Geschichte.

Elßaß und Lothringen. Geschichtlicher Rückblick in gemeinschaftlicher Darstellung von einem Schweizer. 132 S. Bern, 1871. Mann u. Baeschlin. 15 sgr.

Auf das Schriftchen ist schon im Aprilheft S. 305 hingewiesen worden. Der Verfasser macht in dem Vorwort keinen Anspruch darauf, eine geschichtliche Studie liefern zu wollen, sondern er will „eine Gelegenheitschrift im buchstäblichen Sinne des Wortes“ liefern und wünscht nur, daß sie dazu dienen möge, die fieberhaft aufgeregten Meinungen etwas zu klären und einen höheren Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen. Ref. kann die Schrift nicht tadeln. Die Darstellung ist schlicht und klar; der historische Stoff zum Theil aus guten älteren Quellen, wie Calmet entnommen. Auch gefallen die eingestreuten literarhistorischen

Notizen und die gut angebrachten Dichterstellen. Nur ist der Stoff ungleichmäßig vertheilt. Das Mittelalter nimmt 78 Seiten ein, die Zeit von 1500—1648 (überschrieben: Vom letzten Ritter zum Westphälischen Frieden) reicht dagegen nur von S. 79—107, und der neuesten Zeit seit 1648 sind nur 23 Seiten gewidmet. Das ist jedenfalls nicht zu loben. Die Eroberung von Metz im J. 1553 ist wenigstens auf zwei Seiten behandelt. Der Fall von Straßburg dagegen wird S. 112 bloß in zwei Sätzen abgehandelt, was entschieden viel zu wenig ist. Schade ist es, daß der Verf. S. 109, wo er von Moscherosch als Straßburger spricht, nicht Christoph von Grimmelshausen, den Dichter des Simplicissimus, gekannt hat, welcher um 1670 Straßburger Amtmann zu Renchen war und einer der ersten Deutschen, die in eindringlichster Weise vor Frankreich gewarnt haben. Einige sprachliche Eigentümlichkeiten sind mir aufgefallen z. B. S. 32 „Während den Kreuzzügen.“ Der Satz S. 33 „Zwar verhielten sich die Deutschen noch ziemlich kühl gegen die Kreuzzüge“ ist wohl zu kurz und es ist „Idee der Kreuzzüge“ zu lesen. Nach S. 85 soll im J. 1525 das erste Märtyrerblut in Lothringen geflossen sein; soviel ich weiß, ist das aber schon im J. 1522 in den Niederlanden geschehen. Für diese kleinen Mängel entschädigt aber der volkstümliche und doch nicht breite Ton, in dem die Erzählung fortfließt, und besonders die Objectivität, mit welcher der Verfasser als Schweizer zwischen Frankreich und Deutschland steht, wobei er sich durchweg für Deutschland gegen Frankreich entscheidet. Mir hat der zweite Abschnitt von 1500—1648 am besten gefallen. Es ist zu erwarten, daß recht viele Deutsche das billige Büchlein in die Hände bekommen; sie werden es nicht unbefriedigt aus den Händen legen. Die Schrift ist auch deshalb zu empfehlen, weil sie einen recht handlichen Leitfaden der Geschichte der beiden wiedergewonnenen deutschen Provinzen giebt und dabei doch nicht ein fleischloses Gerippe darbietet.

Berlin.

R. P.

Häuser, Ludwig. Geschichte des Zeitalters der Reformation 1517—1648. Herausgegeben von Wilhelm Anden, Prof. der Geschichte in Heidelberg. XXIII. 867 S. gr. 8. Berlin, 1868. Weidmannsche Buchhandlung. 3³/₄ thlr.

Daß die Reformation zu den größten und erfolgreichsten Thaten des deutschen Volkes gehört, müssen jetzt selbst ihre Gegner eingestehen, mögen sie sich auch dagegen sträuben, so viel sie wollen. Darum ist auch über keinen

Gegenstand so Vieles und Ausgezeichnetes geschrieben als über die Reformation und deren Geschichte. Gleichwohl fehlte es bei alledem an einer gedrungen abgefaßten, übersichtlichen und geistreichen Darstellung des Reformationszeitalters immer noch, und diese Lücke in unserer historischen Literatur ist auf eine erwünschte Weise durch des unvergeßlichen Häuffer's Vorlesungen über das Reformationszeitalter ausgefüllt, durch deren sorgfältige und vollständige Herausgabe sich einer der fleißigsten Schüler Häuffer's, der Professor W. Nöcken in Heidelberg, ein nicht unterzuschätzendes Verdienst erworben hat.

Referent hat das oben verzeichnete Buch mit lebhaftem Interesse bis zu Ende gelesen und fühlt sich um so mehr gedrungen, die Aufmerksamkeit der Leser des Allgemeinen literarischen Anzeigers für das evangelische Deutschland auf dasselbe zu lenken, da diese Blätter ihm seit lange eine Erwähnung und etwas ausführlichere Besprechung schulden.

Während Leopold Ranke in seiner bekannten meisterhaften deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation dasselbe mit dem Religionsfrieden von 1555 schließt, führt es Häuffer bis zum Westphälischen Frieden 1648 herab und erzählt in dreizehn Abschnitten die Reformation und ihre Folgen nicht nur in Deutschland und der Schweiz, sondern auch in den übrigen germanischen Staaten: Dänemark, Schweden und England, sowie in den Niederlanden und in Frankreich. Ueberall sind die wichtigsten Thatfachen mit Umsicht und historischem Takte nach den bewährtesten Quellen hervorgehoben und mit anschaulicher Lebendigkeit und Klarheit dargestellt. Die bedeutenden Persönlichkeiten sind größtentheils treffend in wenigen Zügen geschildert, und manche Charakterbeschreibungen, denen man begegnet, wie Luthers,*) Ulrich's von Hutten, Calvins, Karl's V., Granvella's, Heinrich's IV. von Frankreich, Richelieu's, Gustav Adolf's von Schweden, Wallenstein's und Oliver Cromwell's, dürfen ohne Bedenken musterhaft genannt werden.

Um eine Probe der Darstellung des Verfassers zu geben, möge es erlaubt sein, hier nur eine Stelle über Luther's Bibelübersetzung (S. 69 fg.) mitzutheilen: „Der Junker Georg“ machte sich nun auf der Wartburg an ein Werk, das die bedeutendste aller seiner Arbeiten werden sollte, er begann die Bibelübersetzung für das deutsche Volk. Der Gedanke einer Uebersetzung der Bibel in die Landessprache war, zumal in Deutschland, an sich

nichts Neues. Es läßt sich eine ziemliche Anzahl von Verdeutschungen der Bibel vor dieser Zeit anführen; sie sind alle bibliographische Seltenheiten geworden, von ihrem Einfluß auf die Nation weiß Niemand Etwas, die Luther'sche dagegen ist ein geschichtliches Ereigniß geworden für die, die das Buch als die Richtschnur ihres Glaubens betrachteten, wie für die, die es jetzt nicht mehr der Welt vorenthalten konnten.“

„Die Luther'sche Uebersetzung hat Vorzüge ganz besonderer Art. Nicht als ob sie fehlerfrei wäre, nicht als ob nicht die theologische und sprachliche Kritik eine Menge von Unrichtigkeiten nachgewiesen hätte — es wäre! schlimm, wenn die Forschung in 300 Jahren nicht weiter gekommen wäre, als Luther und seine gelehrten Freunde damals waren — und doch ist seit drei Jahrhunderten keine Uebersetzung gekommen, die im Stande war, diesem Buche auch nur entfernt den Rang streitig zu machen. — Das ist einmal die sprachliche Meisterschaft derselben. — Es giebt Uebersetzungen, die ein eben solches Meisterstück sind, wie das Original, weil eine gewisse Congenialität des Geistes und Gemüthes dazu gehört, den letzten Ton, den Geist des Originals wieder zu geben. Ein solches ist die Luther'sche Bibelübersetzung. Um die patriarchalische Einfachheit, die durchaus slichte, kindliche Art des Alten und Neuen Testaments zu treffen, den poetischen Schwung der Propheten und der Psalmen, und wieder die volksmäßige Unmittelbarkeit der Evangelien treu nachzubilden, dazu gehört eine originale Ader, dazu gehört die Seelenverwandtschaft eines Geistes, der sich die naive, treuherzige Ursprünglichkeit eines unverbildeten Volkes bewahrt hat, die man mit aller Gelehrsamkeit der Welt nicht erlernen, wohl aber über der Welt und den Büchern leicht verlernen kann. — Das gerade besaß Luther; ein echter Sohn seines eigenen Volkes, begabt mit allem Reichtum und aller Tiefe deutscher Gemüthsart, hatte er sich in jene Culturepoche schlichten Volksglaubens hineingelegt, ihren Geist, ihre Sprache sich zu eigen gemacht und so sich die Meisterschaft ausgebildet, die religiös-poetische und poetisch-religiöse Weise ihres Ausdrucks in deutscher Sprache zu verbollmetschen. Das zeigt sich nirgend augenfälliger als in den Psalmen. Die Herder'sche Uebersetzung derselben ist viel poetischer, aber über der Poesie ist der Theolog zu kurz gekommen. Luther war sich dieser Seite seiner Aufgabe wohl bewußt. „Nur keine Schloß- und Hofwörter,“ schreibt er an Spalatin, „dies Buch will nur auf einfache und gemeine Art erklärt sein.“ — Luther gab sich aber auch unsägliche Mühe. Wenige seiner Leser wissen, wie viel saure

*) Doch soll hier nicht unbemerkt bleiben, daß der Verfasser Melancthon im Vergleich zu Luther zu wenig nach Verdienst berücksichtigt hat.

Arbeit dies Werk zu Stande gebracht hat. Wir haben noch einzelne Manuscripte seiner Uebersetzung; da ist oft fünfzehn Mal durchgestrichen, bis er die rechte Wendung fand. — Die Sprache, die Luther im Alten und Neuen Testament braucht, war so rein, so kräftig und zugleich so echt noch nicht dagewesen. Luther hatte Recht, wenn er einmal schreibt: „Ich habe auch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprache innen wäre. Es achtet auch Niemand, echt deutsch zu schreiben“. Die hochdeutsche Schriftsprache mußte erst geschaffen werden und das geschah durch sein Werk.“

Als Anhang ist dem Buche der letzte öffentliche Vortrag Häusser's: „Die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Drleans“ hinzugefügt, ein echt deutsches Charakterbild in einfacher, schöner Sprache.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist in jeder Beziehung zu loben, nur würde es zur Bequemlichkeit der Leser sehr reichen, wenn der allzu starke Band in zwei Theile zerlegt wäre, was hoffentlich bei einer neuen Auflage geschehen wird.

B.

Kl.

Raboulaye, Ed., Mitglied der franz. Akademie der Wissensch., Prof. der vergleich. Gesetzeskunde am Collège de France in Paris, **Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.** Mit einem Vorwort von J. C. Bluntschli. Erster und zweiter Band. 8. Heidelberg, 1868, 1869. C. Winter. 2 thlr.

Der französische Verfasser dieses Werkes wollte neben der Absicht, den Entwicklungsgang der vereinigten Staaten von der Colonisationszeit an bis zum Ende des Unabhängigkeitskrieges und die Geschichte ihrer Verfassung zu schildern, auch einem politischen Zwecke genügen. Als Raboulaye im Jahre 1849 zum Professor am Collège de France ernannt wurde, faßte er den Entschluß, in dem damals republikanischen Frankreich seinen Zuhörern die staatliche Entwicklung der großen transatlantischen Republik vorzustellen. Er wollte für Frankreich auf Amerika hinweisen, dort Beispiel und Hilfe gegen den nahen Sturm suchen. Ihm schien keine Veröffentlichung nützlicher als die eines Werkes, in welchem Amerika zu Frankreich spräche und ihm seine Erfahrungen mittheilte. Als Frankreich abermals eine Revolution machte und seine Regierung wechselte, schob er die angefangene Veröffentlichung seines Buches hinaus, weil er sich damals, 1851, sagen mußte, daß Niemand

im ersten Augenblick auf ihn hören würde. Im Jahre 1855 gab er seine Vorträge so heraus wie er sie 1849 niedergeschrieben hatte, ohne wesentliche Aenderungen daran zu machen. So verspätet das Buch auch erscheint, so glaubte der Verfasser doch, es solle im Stande sein einen unparteiischen Leser zum Nachdenken zu veranlassen; an diesen wendet er sich, er schreibt nicht für die Parthei. Raboulaye gesteht in den Schulen von Lafayette, Mathieu Dumas, Melouet erzogen zu sein; das Studium der Geschichte hat ihn in den Gefühlen seiner Jugend nur befestigt, die Revolution hat ihm keinen Widerwillen gegen die Freiheit eingeblößt.

Dieses in Frankreich als ausgezeichnet anerkannte Werk ist jetzt dem deutschen Publikum durch eine gelungene Uebersetzung von Dr. H. Dörpens und Theodor Winter in der obigen Ausgabe zugänglicher gemacht. Wie Tacitus, schreibt Bluntschli in dem Vorwort S. XII, seinen römischen Mitbürgern das Bild der Germanen vorgeführt hat, in der Absicht, auf ihren Charakter und ihre Sitten eine veredelnde Einwirkung zu üben, so hat es Raboulaye unternommen, bald in wissenschaftlicher Form, wie hier, bald in populärerer, wie in der Schrift „Paris in America“, seine Landsleute durch die Hinweisung auf amerikanische Tüchtigkeit zur Selbstprüfung und Selbstverbesserung anzuregen. Ob sein Bestreben glücklicher sein werde, als das des römischen Republikaners, mag man bezweifeln; aber es verdient unsere Anerkennung. In der That zeugen diese Vorlesungen von einer scharfen Auffassung der Verhältnisse und einem gründlichen Studium der einschlagenden Geschichtsarbeiten. Bancroft war seine Quelle für die Geschichte der Colonien, welche der Gegenstand des ersten Bandes ist, Storch für die Geschichte der Verfassung; mit diesen seinen beständigen Führern, welchen er laut eigenem Bekenntnisse alles verdankt was allenfalls Gutes an diesem Buche ist, verband, er noch alles, was er an Urkunden und Biographien aufreiben konnte. So darf man also rühmen, daß der Verfasser ein sehr vollständiges Material zusammen gebracht hat.

Der erste Band behandelt die Geschichte der Gründung der vereinigten Staaten von Amerika 1620—1763. Die Geschichte der einzelnen Colonien, deren politische und bürgerliche Einrichtungen werden dargestellt. „Amerika ist eine Republik, sagt der Verfasser (I, 23), nicht eine eingebildete sondern eine wirkliche, ja eine lebendige, von Menschen unserer Zeit und unseres Standes geschaffen, in der jedes Jahr zweihunderttausend Europäer, Engländer, Deutsche, Franzosen sich mit dem Strome

vermischen, ohne daß er davon getrübt wird, eine Republik endlich, deren Verfassung reichhaltig und dehnbar genug ist, um sich seit einem halben Jahrhundert und ohne zu altern, jeder Entwicklung einer sich vergrößernden Nation, allen Fortschritten des Handels, der Industrie und der Civilisation anschließen zu können. Die Selbstherrschaft ist in den vereinigten Staaten die große Triebfeder der Regierung und gleichsam ein nie stillestehender Regulator.“ Ein besonderes Interesse erregen die Stellen, wo der Verfasser auf den schneidenden Unterschied zwischen den französischen und amerikanischen Einrichtungen hinweist. „In Frankreich machen wir aus allen Bedürfnissen der Gesellschaft politische Fragen. Socialisten oder das Gegentheil, sehen wir uns Alle in dem Punkte ähnlich, daß wir vom Staate, von den Verfassungsurkunden eine Lösung verlangen, welche keine Regierung, keine Urkunde geben können. Wir mögen wohl die Republik auf die Monarchie, und den Socialismus auf die Republik thürmen, immer werden wir doch nur eine unzeitige Geburt zu Tage bringen. Die politischen Einrichtungen sind nur ein Theil des gesellschaftlichen Lebens, eine Form, ein Mittel, um die freie Entwicklung der Einzelnen, die rechtmäßige Befriedigung der allgemeinen Bedürfnisse zu sichern. Aber der Staat ist nicht die Gesellschaft; er ist weder Religion, noch Moral, noch Erziehung, noch Industrie, noch Handel, seine Aufgabe ist, das freie Spiel jener verschiedenen Gebiete zu schützen, und nicht zu seinem Vortheil auszubeuten (I. S. 37). Die papiernen Verfassungen sind von kurzer Dauer; diese Erfahrung ist uns theurer zu stehen gekommen. Damit eine Verfassung lebenskräftig sei, muß die aus ihr entstehende Regierung den Ideen, Bedürfnissen und sogar den Vorurtheilen der Nation entsprechen. Ihr Verdienst ist nicht unbedingt, sondern relativ.“ (I. S. 44.) Mit Recht behauptet der Verfasser einen auch durch die neueste Geschichte bestätigten Satz, daß Frankreichs Centralisirungs-System, welches das Leben von dem Centrum nach den Enden führt, (I. S. 224) das geistige Leben niederdrückt und lähmt, auch wesentlich Schuld trage, daß die französische Nation ihren eigenen Angelegenheiten fremd geblieben ist. „Heute, wo das allgemeine Stimmrecht aus allen Franzosen Bürger macht, fehlt es im höchsten Grade an jener politischen Erziehung, welche das selbstständige Leben in der Gemeinde allein geben kann. Der fundamentale Grundfatz einer Republik oder einer freien Regierung ist immer der, daß der Staat in die Verwaltung der örtlichen Interessen sich nicht einzumischen hat, noch die Gemeinde ihrerseits sich um das bekümmere, was nur den

Einzelnen angeht. Kurz, ohne selbstständige Gestaltung der Gemeinden kann eine Nation sich zwar zur Republik erklären, aber den wahren Geist der Freiheit hat sie nicht und wird ihn nie haben; sie kann sich die Formen und die Außenseite einer freien Regierung geben, aber der Despotismus, wenn auch einen Augenblick unterdrückt, wird doch immer wieder zum Vorschein kommen. Das ist unsere Geschichte seit siebenzig Jahren, denn so lange schon versuchen wir uns an dem Fels des Sympbus.“ (I. S. 228). Erfreulich ist von einem katholischen Franzosen die Anerkennung zu hören: „dem Protestantismus gebührt der Ruhm, daß seine Urheber von dem ersten Tage an die Bedeutung und die Heiligkeit des Unterrichts anerkannten. Luther besonders begriff, welche Kraft in einem solchen Hebel liegt. Luther und sein Schüler Melancthon sind in Deutschland die wahren Gründer des Volksunterrichts gewesen; ihr Gedanke ist heute noch lebendig in den Schulen und bei den Regierungen jenseits des Rheins“ (I. S. 231). — Der zweite Band des Werks, welchem, wie dem ersten, eine ausführliche Vorrede des Verfassers voran geht, enthält in zwanzig Vorlesungen die Geschichte der Revolution der vereinigten Staaten 1763—1782, den Kampf um die Unabhängigkeit. Mit Meisterhand schildert der Verfasser sowohl die Ursachen wie den ganzen Verlauf des Unabhängigkeitskrieges. Während er in treffenden Zügen die Helden dieses Riesenkampfes James Otis, Franklin, Patrick Henry charakterisirt, verweilt er mit sichtlich Vorliebe bei Georg Washington „dem größten Mann der Neuzeit“ (II. S. 5). „Washington hat der Civilisation den größten Dienst geleistet, welchen ihr ein Mensch leisten kann; er hat die politische Ehrenhaftigkeit wieder eingeführt und geheiligt. Nur zu oft war das Genie nichts als der Sieg des Eigennuzes und hatte zu unvermeidlichen Begleitern die Gewaltherrschaft und Knechtschaft; die großen Politiker, welche die Geschichte thörichter Weise bewundert, sind der Fluch der Menschheit gewesen; Washington hat uns gezeigt, wie Genie und Freiheit sich vereinigen lassen, und wie es keine wohlthätigere und schönere Regierung giebt, als die eines großen und rechtlichen Mannes“ (II. S. 280). Wenn wir nun auch Laboulaye's Bewunderung für Washington — „dessen Name noch mehr bedeutet als Gründer eines Reichs; Washington eröffnet eine neue Aera in der Geschichte; größer als Cäsar hat er das Werk des Römers zerstört, er hat der unseligen Scheidung, die seit Cäsar auf Erden bestand, ein Ende gemacht, indem er die Welt mit der Freiheit wieder aussöhnte“ (I. S. 9) — vollkommen begreifen, so läßt

sich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unser Verfasser tendenziös diese amerikanische Helbengefalt so wiederholt und bedeutend hervorgehoben hat, weil er glaubte in Napoleon I. und III. das gerade Gegentheil erblicken zu müssen. Er konnte deshalb sagen (II. S. 4): „Wie oft und traurig habe ich, wenn ich die Geschichte der amerikanischen Revolution las oder vortrug, auf mein Vaterland zurückgeblickt! Wo ist unser Washington? Wo finden sich in Frankreich solche Patrioten, deren Mäßigung ihrer Aufopferung gleichkommt? Nicht eitler Erinnerungen bedarf das junge Frankreich, sondern der Einsicht und der Liebe zur Freiheit. Die Vergangenheit ist nicht der Maßstab für die Freiheit; sondern umgekehrt hat man die Vergangenheit nach der Freiheit zu beurtheilen, dieser kommt es zu, zu richten und, wo es nöthig ist, zu verdammen. Sobald man die Rollen vertauscht, verfällt man in thörichte, theatrale Nachahmerei, oder in endlose, gegenseitige Vorwürfe. Lassen wir doch die Todten ihre Todten begraben; wir wollen unserer Zeit ganz angehören und der Zukunft gedenken“ (II. 5). Diese Worte sind ehrlich und offen, sie schleudern den Franzosen bittere Wahrheiten ins Gesicht, verdienen aber auch unsere Anerkennung, weil sie zu einer Zeit, im Jahre 1866, niedergeschrieben wurden, wo die Allmacht Napoleons III. in Frankreich den kühnen Schreiber wegen des Muthes seiner Ueberzeugungstreue leicht empfindlich treffen konnte. Sollte Laboulaye's Werk in Deutschland die verdiente weitere Verbreitung finden und deshalb eine neue Auflage bald nothwendig werden, so könnte für diese der Herausgeber den Aufsatz benutzen, welchen Reimann über die Anfänge Washington's in Sybels historischer Zeitschrift IV. München, 1860 S. 70—89 veröffentlicht hat. Die Richtigkeit der Ansicht Laboulaye's (II. S. 360) „in Amerika liebt man Frankreich, man könne nochmals nützlich werden, wäre es auch nur durch das Gewicht der öffentlichen Meinung, Frankreich und Amerika seien durch ewige Freundschaft verbunden“ möchten wir übrigens bezweifeln. Ganz abgesehen von den neuesten Vorgängen in Frankreich, hat bereits Napoleon III. verstanden, durch seine Sympathien für die rebellischen Slavenhalter das Andenken an die Bande enger Freundschaft, welches sich an die Namen Washington's und Lafayette's knüpfte, fast gänzlich auszulöschen. Ein Deutscher, der Mitkämpfer Washingtons, General von Steuben ist wenigstens wegen seiner Thaten und einfachen biederer Sitten in Amerika ebenso geehrt und gedacht als Lafayette.

Man darf in Zweifel sein, ob Laboulaye's zum Nutz und Frommen seiner Lands-

leute geschriebene Werk bedeutender ist durch die klare übersichtliche Erzählung der geschichtlichen Begebenheiten oder durch das offene Bekenntniß über die Schäden in Frankreich und den Reichtum politischer Grundsätze, welche auch dem prinzipiell anders geschulten Mann mindestens erstes Nachdenken abnötigen. Das Buch liest sich angenehm und regt weitere Gedanken an, weil der Verfasser mit der ruhigen Forschung eines Deutschen das lebhafteste Urtheil und die geschmackvolle Form seiner Landsleute, der Franzosen, verbindet. Rdlff.

Biographien. Briefwechsel.

Ziegler, S., Gymnasiallehrer. **Savonarola** ein Vorläufer der Reformation. 8. 52 S. Berlin, 1870. F. Henschel. 8 fgr.

Vorliegendes Lebensbild ist aus einem Vortrage erwachsen, den der Verf. zum Besten der Gustav-Adolf-Stiftung hielt, und auch von dem Ertragnisse dieses Büchleins sollen 10 p. Ct. jener Stiftung zufallen. Er stützt sich in seinen Mittheilungen auf das treffliche, neuerdings erst erschienene Werk des Pasquale Villari, das vieles Unklare in früheren Biographien erst gelichtet hat, und hat für seinen Zweck nur die religiöse Bedeutung des Mannes vor Augen; die tiefsten Motive seines Handelns will er erforschen und sie von der gefährlichen Richtung abcheiden, die sein Werk in verzeihlicher Selbstverblendung genommen hat. Der Verf. gehört dem Protestantismus an und zählt von der Grundlage dieses Vereins aus Savonarola zu den Vorkämpfern der Reformation. Die Grundlage des Protestantismus ist ihm der persönliche Muth eines eigenen selbständigen Gewissens, die Appellation von der Kirchengewalt an den im Gewissen sich untrüglich anzeigennden göttlichen Willen, an das innerlich durch Gott gebundene Gewissen. Allein damit hat er doch nur einseitig dargestellt, was Savonarola sein wollte. Sein Leitstern war die heilige Schrift; diese konnte er ganz auswendig, an ihr hat er sich herangebildet, aber allerdings so, daß er nun nicht bei ihr stehen blieb, sondern sich selbst für einen Inspirirten Gottes hielt. Der Verf. scheint die eingehende Untersuchung Rudelbachs über seine profetische Gabe nicht gekannt zu haben, denn das, was er selbst hierüber bemerkt, kann uns nicht genügen. Die bloße Ursprünglichkeit seines Denkens ist nicht das, was Savonarola für seine profetische Gabe hielt. Was nun die Darstellung des Verfassers betrifft, so läßt sie allerdings in Bezug auf chronologische Ord-

nung, die gerade für das Verständniß der Geschichte des Mannes sehr wichtig ist, und Aufzählung der politischen Begebnisse, die hier außerordentlich bedeutsam eingreifen, Manches zu wünschen übrig, allein es ist im Ganzen eine begeisterte, schön geschriebene Schilderung seines Lebens, die man mit Vergnügen liest. Hätte er die etwas breite Einleitung weggelassen, Savonarola öfters mit eigenen Worten reden lassen, und besonders die anziehenden Details aus den letzten Tagen des Lebens des großen Mannes uns genauer mitgetheilt, so wären wir ihm noch mehr zum Danke verpflichtet.

E.

Burkhardt, Dr. C. A. S., großherzogl. sächsischer Archivar. **Briefe der Herzogin Sibylla von Jülich-Cleve-Berg** an ihren Gemahl Friedrich den Großmüthigen, Churfürsten von Sachsen. Bonn. A. Marcus.

Die Gemahlin dieses großen Fürsten, Schild- und Leidträgers in den Religionskriegen der Reformationszeit, tritt uns in ihren Briefen als ein schönes Frauenbild entgegen. Nicht war es äußere Schönheit — wenn man nicht die demuthsvoll bescheidene, stille und anspruchslose Erscheinung so nennen will, sondern vielmehr die ungleich höher geltende der Keuschheit und Weiblichkeit des Herzens und der festen Gottesfurcht, des unerschütterlichen Gottvertrauens und der echt evangelischen Treue. Die uns mitgetheilten Briefe sind aus der Zeit vom 8. September 1546 bis zum 4. Decbr. 1553, also aus der Periode der unglücklichen Gefangenschaft des Churfürsten Johann Friedrich, dem die jülichische Prinzessin Sibylla 1526 im 16. Lebensjahre vermählt war. Dadurch läßt sich schon von vornherein der Grundton dieser Briefe errathen. Das Schicksal ihres fürstlichen Gemahls erfüllte ihr weiches treues Herz, stärkte aber dessen christlich evangelische Gesinnung und veranlaßte sie zu einer Correspondenz, in welcher sich die Noth jener Zeit und die Wahrheit und Kraft des Evangeliums spiegeln. So begrüßen wir diese sorgfältige Sammlung aus dem Weimarischen Archiv als einen willkommenen Beitrag zu dem Urkundenmaterial der Reformationsgeschichte.

Vennes, J. S., Prof. in Mainz. **Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg**, aus ihren Briefen und andern archival. Quellen. Mainz, 1870. Kirchheim. 2 thlr. 24 sgr.

Ist es unbedingt in hohem Grade dan-

kenstwerth, wenn Leben und Persönlichkeit bedeutender Männer aus der Klostergötterischen Periode uns durch Mittheilung von Briefen und Dokumenten vor Augen geführt wird, so verdient der Herausgeber des vorliegenden Werkes doppelten, ja dreifachen Dank, da es nicht nur einer der bedeutendsten Hainbunds-dichter (den man um der Reinheit seines Versbaus willen wohl den Platen seiner Zeit nennen dürfte) sondern auch einer der edelsten — christlich-edlen Menschen ist, dessen äußern und innern Lebenslauf von 1750—1800 wir hier kennen und dessen Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche (1800) wir zugleich verstehen und bedauern lernen, und da nun überdies mit diesem Bilde zugleich uns das eines der edelsten, reinsten und besten Fürsten geboten wird, die je ein deutsches Land regiert haben. Diesen stofflichen Werth des Buches erhöht der formale Vorzug, daß der Herausgeber außer den nöthigen, sehr sorgfältig gearbeiteten Geschichtsnotizen nichts den Briefen und Dokumenten beigelegt, vielmehr allen eigenen Urtheils und subjektiver Reflexion sich enthalten hat — was gerade bei diesem Stoff eine wahre Tugend ist.

Er erzählt uns S. 1—32 die Jugendgeschichte Fr. L. Stolbergs, seine Erziehung von frommen gläubigen Eltern in echt evangelischem Glauben (S. 10 Abschiedswort der sterbenden Mutter: „nichts hält im Leben und im Sterben mit uns aus, als Christi Blut“) von 1750—79; dann S. 32—77 die Jugend- und Erziehungsgeschichte des Prinzen Peter von Holstein-Gottorp, Neffen und nachherigen Nachfolgers des Herzogs Friedrich August von Oldenburg, in dessen Diensten als Diplomat und Kammerpräsident Stolberg den größeren Theil seiner amtlichen Laufbahn (1779—1800) verlebt hat, und der ihm nicht bloß als Fürst sondern als ein wahrhafter Freund zugethan war. — Zwei wahrhaft wohlthuende Familien-gemälde, ein fürstliches und ein gräfliches, entfalten sich in diesen verschiedenen Briefwechseln. Stolberg erscheint uns als ernster, wahrer, durchaus evangelischer Christ, dessen Glaube in den schwierigsten Fällen durch edelste Selbstverleugnung — im herbsten Schmerz durch felsenfesten Trost sich bewährt hat. Als seine geliebte herrliche erste Gattin völlig unerwartet durch plötzlichen Tod ihm entrisen ward, schrieb er an den befreundeten Arzt Hensler: „Oh Tiefgebeugter binde Kätzchen und Zuckeln auf Ihre Seele; sagen Sie Ihnen, daß ich mit innigem Gefühl den Gott preise, der die Seele schuf, der sie mir Unwürdigen anvertraute, der mich auf ewig mit ihr vereinigen wird. Sagen Sie ihnen: „keiner Trübsal Tiefsen scheiden, weder Tod noch Leben scheiden,

nichts was ist und künftig ist, scheidet uns von Jesus Christ. "Seinem Bruder schreibt er: „Gott stärke dich und Luise! Stärket einer den andern, preiset den Allbarmherzigen, der meine Agnes sanft zu sich nahm. Ich weiß nicht, wie mir ist, ich kann mich noch nicht bestimmen, aber ich kann doch den Alllebenden preisen, und kommt' es gestern. Die Holselinge war todt, eh ich Gefahr glaubte z.“

Nirgends macht Stolberg den Eindruck eines Schwärmers, vielmehr den eines ebenso praktisch-klugen als ehrenhaften Staatsbeamten und eines hoch und allseitig gebildeten Mannes. Die griechischen Classiker sind und bleiben ihm geistiges Labial; 1782 schreibt er (S. 155): „Heute las ich in der Apologie des Sokrates, wie er . . . sagt, er könne nicht aufhören, von Haus zu Haus zu gehen und jeden zu bitten, alle Sorgen gering zu achten gegen die Sorge für die Seele. Wahrlich, Sokrates war ein Heiliger. Armuth, Schmach und Bande achtete er nicht. Ohne Jesus Christum zu kennen, war er ihm ähnlicher, als selbst die meisten besten Briefter.“ Vgl. S. 178 seine Freunde über Plato's Phädon. — Sehr natürlich aber war sein Zorn über die damaligen rationalistisch-deistischen Kirchenverwüster, und daß er sich bibelgläubigen Katholiken näher verwandt fühlte, als einem Vahrdt, Teller u. s. w. wird ihm gewiß niemand verdenken wollen. Schon 1781 schreibt er (S. 127): „Wenn unsre Theologen vollends, wie jetzt die angesehensten unter ihnen, die Hauptlehren: das angeborene Verderben, die Gottheit Christi und seine Verkömmerung leugnen, so halte ichs für Frevel, sie Christen zu nennen, und begreife nicht, warum ich nicht viel lieber mich mit unsern Brüdern, den Katholiken, verbinden, als mit diesen Kirchenräubern eine Gemeinde ausmachen sollte.“ Indessen blieb er damals mit Lavater, Claudius und Hamann freundschaftlich vereinigt, sorgte an seinen Wohnorten für gläubige evang. Prediger (S. 127 und 373) und lebte mit ihnen verbunden; er übersah noch nicht über die einzelnen evangelischgesinnten Persönlichkeiten unter den Katholiken den unevangelischen Charakter der Kirche und ihrer objektiven Lehre und Institute. Beim ersten Besuch in Münster (1791) fühlt er sammt seiner zweiten Gemahlin von der Fürstin Gallitzin, von Fürstenberg und Oederberg sich allerdings sehr angezogen; aber seine Gemahlin schreibt (S. 435): „Heute sahen wir ein Nonnenkloster; auch diese Nonnen erfüllen mein Ideal nicht; die meisten haben etwas widerstehend meines.“ So war Beider Urtheil noch unbestochen, und an der Gallitzin gefiel ihnen (S. 436) gerade dies ganz besonders, daß sie „unsrem Luther Gerechtigkeit wider-

fahren läßt.“ Unbestochen bleibt er auch noch auf seiner italienischen Reise 1791 (S. 444) wo das moderne Rom ihm hinter dem antiken zurück zu stehen scheint. Aus dem Jahr 1799 sind leider keine Briefe mehr vorhanden; 1800 überrascht er plötzlich die Welt und seinen Herzog mit dem geschenehen Ueberritt, einem Schritt, wozu die Gallitzin ihn bearbeitet hatte. Da er nicht länger als Präsident dem prot. Landesconsistorium vorstehen konnte, gab er seine Entlassung. Der edle Fürst nahm diese an, und schrieb ihm: „So hätte ich die Obliegenheiten meines Amtes erfüllt. Ob ich dieses gegen Sie, und bloß dieses, übte, sage Ihnen Ihr Herz; und finden Sie ein Mehreres, so erlauben Sie mir hinzuzufügen, daß Sie mich, und die mit mir gleich über Sie denken, ungemein betrübt haben . . . Daß Sie mit krankem Herzen, zu lebhafter Phantasie und siechem Körper, keinen Freund mehr haben wollten, keinen mehr zu befragen hatten über die vielen Ihnen gewiß selbst noch verborgenen Folgen jenes Schrittes, dessen Billigung Sie gewiß von mir erwarten, das bekümmert mich und Ihre Freunde ungemein. Gebe Gott, den wir auf eine verschiedene Weise anbeten, daß Sie die Ruhe finden, von der ich Sie weit entfernt glaube, und die ich und Ihre Freunde Ihnen von so ganzem Herzen wünschen, als wir Ihnen willig die Sorgen verzeihen, die Sie uns verursachen.“ An seine Schwägerin, die Kaiserin von Rußland, schrieb der Fürst: „Man hat ihm eine ideale Religion vorgespiegelt; von derjenigen, wovon er den Namen angenommen, kennt er nichts; mit einem Wort: man hat ihm vollständig Sinn und Auge wie durch Zauber verblendet.“ — Und so werden auch wir wohl am richtigsten urtheilen, wenn wir sagen, daß der edle christliche Mann um jenes Schrittes willen mehr zu bedauern, als zu verurtheilen sei.

Auch nach andern Richtungen hin finden wir in dieser Briefsammlung viel des Interessanten. Ein höchst merkwürdiger Fall von Ahnungsvermögen ist S. 7 constatirt; von einer Erscheinung der weißen Frau „am hellen Tage in Gegenwart der Königin und etwa zehn andrer Personen“ (1781) ist (S. 128) die Rede. Die Kaiserin Katharina lernen wir (S. 33 ff.) von einer sehr guten Seite kennen. Aus Stolberg's Feder finden sich manche treffende Urtheile z. B. 1799 über Klopstock, in welchem der Cansculotte den Sänger des Messias überlebt habe. Von höchstem Interesse sind Stolberg's sowie des Herzogs Urtheile über das französische Volk und dessen Revolution. Schon 1775 that Stolberg in Straßburg „das Herz im Leibe weh beim Anblick des nun französischen Ufers.“ 1790 fragt er:

„Sind die Menschen moralisch genug, um jetzt frei zu sein? . . . Die unausbleibliche Gefährdung der Irreligion wird immer die Anarchie sein.“ Bald nachher: „Freiheit, wie alles was groß ist, war immer das Resultat der ernstesten und stillen Kräfte. Zur Freiheit ist vielleicht keine Nation so unreif wie die französische.“ Und 1799 bei der Einsetzung des Directoriums und dem Auftreten Napoleons: „Ich sehe nur, daß die Macht aus ruchlosen Händen in andre ruchlose Hände übergegangen sei.“ (Vgl. auch S. 514 das Urtheil des Herzogs über die Sittenlosigkeit der Emigranten.)

Niemand wird dies höchst interessante Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Der Druck ist korrekt (nur S. 224 Z. 10 v. u. ist Nachst. Noth offenbar Schreib- oder Druckfehler); Kommata zwischen den Vorder- und Nachsätzen wären zur Erleichterung des Verständnisses wünschenswerth gewesen, gesetzt auch, daß sie in den Originalien fehlten, ebenso (S. 158) der korrekte (schwache) Akkusativ: den Großfürsten, statt des incorrekten starken. Ein Widerspruch ist, wenn als Entstehungszeit des Liedes „süße heilige Natur“ (S. 11) der halbsächsische Aufenthalt 1770, S. 18 aber der Schweizer Aufenthalt 1775 angegeben wird. Ein Irrthum Göthe's in „Wahrheit und Dichtung“, als ob er 1775 Klopstock noch in Karlsruhe getroffen hätte, wird (S. 12 ff.) unkundlich berichtet. Die Meinung aber (S. 14), daß Göthe den Titel „Wahrheit und Dichtung“ in dem Sinne gewählt, daß er neben Wahrem über sein Leben auch Erdichtetes, bewußt Unwahres, habe geben wollen, hat darum noch keine Berechtigung. A. E.

Ernestine v. L. König Jerome und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. 322 S. 8. Leipzig, 1870. Brochhaus.

Die Verfasserin veröffentlicht Briefe und Tagebücher einer Freundin, der Frau v. B. aus Cassel, welche an einen Offizier, einen geborenen Braunschweiger, verheiratet war, der, weil er unter Jerome in der westfälischen Armee gedient hatte, nach der Rückkehr des Churfürsten weder Anstellung noch Pension bekam, und froh sein mußte, eine Charge an der Hofhaltung des exilirten Napoleoniden, des „Fürsten von Montfort“, wie er nun hieß, zu erhalten. Diese verschiedenen Aufzeichnungen nebst Briefen des Exkönigs, seiner Gemahlin, der Exkönigin Karoline Murat u. a. geben ein überaus anschauliches Bild von dem Charakter, Leben und Treiben jener Personen. Unter ihnen leuchtet Jerome's Gemahlin, Ka-

tharine geb. Prinzessin von Württemberg, durch die Treue, womit sie gegen ihres Vaters Willen ihrem Gemahl in's Exil folgte, hervor. Auch sonst fehlt es diesen hohen Personen nicht an aimablen Eigenschaften. Aber so sehr in Frau v. L. eine höchst natürliche Anhänglichkeit an dieselben uns von vorn herein für die höchste Unparteilichkeit bürgt, so tritt uns gleichwohl in ihren objektiven Mittheilungen an ihre Freundin und an ihr Tagebuch nur zu sehr der egoistische und dabei wetterwendische Charakter des Hieronymus Rex entgegen, sammt dem fast lächerlichen Anspruch auf Größe bei einer — gefallenen Größe. Davon war auch Katharine nicht frei; als sie einst das Bad Theinach gebrauchen sollte, ließ sie sich — zum Schrecken ihres Gemahls — aus Paris ein halbes Duzend Negligesjackets kommen, die 1800 Franken kosteten, dazu noch hundert, sage hundert Paar Schuhe! während ihres Gemahls Kaffe immer an Geldmangel litt, und er auch das, was er hatte, an schwindelerregende Unternehmungen vertrödelte, indeß die nothwendigsten Summen zur Instandhaltung der Deconomie seiner Güter mangelten.

Es ist keine besonders erquickliche Lektüre, aber auch keine unerquickliche. Gewinnt uns König Jerome kein Interesse ab, so doch desto mehr die eble Frau v. L. mit ihrem grunddeutschen Charakter, welche schlicht und wahr das glänzende Elend schildert, in welchem sie sich an jenem Hofe befand. A. E.

Naturwissenschaften.

Klein, G. J. Astronomisches Handwörterbuch für Freunde der Himmelskunde. 1. Lieferung. Berlin. Th. Grieben.

Die vielbeschäftigte Gegenwart läßt es nach der Meinung des Verf. nur für verhältnißmäßig Wenige thunlich erscheinen, sich aus einem systematischen Lehrbuche diejenigen Kenntnisse in der Astronomie zu erwerben, welche nothwendig sind, um den Fortgang der Wissenschaft zu verfolgen, um die zahlreichen Berichte, welche politische und Unterhaltungsblätter regelmäßig über neue astronomische Entdeckungen und dergleichen bringen, mit Nutzen und Verständniß zu lesen. Das hier angekündigte Werk ist nun für alle diejenigen bestimmt, welche nicht Zeit und Gelegenheit haben, sich systematisch über die Lehren der Astronomie zu unterrichten und die dennoch mit Interesse der Entwicklung dieser Wissenschaft folgen.

Das Werk ist auf 30 Bogen berechnet,

das vorliegende Heft geht bis Breite, geographische. Es ist als ein astronomisches Conversations-Lexicon zu bezeichnen mit den Vortheilen und Nachtheilen eines solchen. Die einzelnen Artikel sind mit der dem Verf. eigenen Klarheit, natürlich in der größten Kürze geschrieben; doch würde Ref. Jedem, der ihn fragte, den Rath ertheilen, sich doch lieber an ein systematisches Lehrbuch der Astronomie, z. B. an die von Klein selbst verfaßte „Himmelskunde“ zu halten, wenn er sich über etwas Rath erholen will. Ein gutes Register, wie es ja diesen Handbüchern nie fehlt, wird ihn jeden nicht verständlichen Ausdruck leicht auffinden lassen, und er wird dann jedenfalls eine gründlichere Belehrung finden, da der Natur der Sache nach bei einem alphabetischen Handwörterbuch trotz aller Verweisungen einerseits vielfache Wiederholungen, andererseits ebenso häufige Zerstückelungen eines und desselben zusammengehörigen Themas unvermeidlich sind. Wenn aber eine derartige fragmentarische Behandlung nach seinem Geschmack ist, dem kann das vorliegende Handwörterbuch wohl empfohlen werden. Druck und Ausstattung sind gut. P.

Wirth, G. Die Fortschritte der Naturwissenschaften, mit besondrer Berücksichtigung ihrer praktischen Anwendung. Heft 1 u. 2. Langensalza, 1870. Greßler. 24 sgr.

Daß namentlich für technische Verwerthung chemischer und physikalischer Entdeckungen in der neueren Zeit außerordentlich viel geleistet worden ist, bedarf wohl keines Beweises. Vor allem ist es die Chemie, welche uns unablässig Stoffe kennen lehrt, welche wir Alle fast täglich sehen oder gebrauchen. Gewiß ist es daher ein dankenswerthes Unternehmen, die Natur, Gewinnung und Geschichte dieser Stoffe, sowie die übrigen wichtigsten naturwissenschaftlichen Entdeckungen in allgemeinverständlicher Weise Jedem, der sich dafür interessiert, vorzuführen. Das erste Heft der hier vorliegenden Arbeiten enthält 1. Der Theer und seine Producte (wobei dem Anilin besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist). 2. Das Petroleum. 3. Die Spectralanalyse. Das zweite: 1. Sternschnuppen, Feuerkugeln und Kometen. 2. Das Glycerin (mit dem Nitroglycerin, der bekannten furchtbar explosirenden Substanz). 3. Sauerstoff und Ozon. 4. Künstliche Eisbereitung.

Die einzelnen Artikel sind durchgängig mit Sachkenntniß geschrieben und die Darstellungsweise eine solche, daß der auch nicht mit Chemie und Physik Bekannte vollständig Alles

mitgetheilte verstehen und sich eine hinreichend genaue Einsicht in die mannichfachen Vorgänge und chemischen Prozesse verschaffen kann, welche hier zur Sprache kommen. P.

Grobe, Dr. W. R. Die Verwandtschaft der Naturkräfte nach der 5. Auflage des engl. Orig. herausgegeben durch E. v. Schaper, nebst einem Vorworte von Clausius. XVIII u. 269 S. Braunschweig, 1871. Vieweg. 1 thlr. 15 sgr.

Das vorliegende Buch behandelt einen Gegenstand, der in Deutschland ebenfalls vielfach besprochen worden ist, und führt eine Theorie über die nahe Verwandtschaft und Wechselbeziehungen der verschiedenen Naturkräfte Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus, chemische Affinität näher aus, deren Fundamente durch R. Mayer in Deutschland schon 1842 gelegt wurden, der sie vorzugsweise aus den Erscheinungen der Wärme ableitete. Diese Theorie ist auch in deutschen Schriften häufig in populärer Form und in Vorträgen vor einem größeren Publikum vielfach behandelt worden, unter andern in den Vorträgen von Fick, „die Naturkräfte in ihrer Wechselbeziehung“ in sehr anregender und leicht faßlicher Weise. Trotzdem bietet das vorliegende Werk noch viel Eigenthümliches und Neues dar und kann schon wegen der größeren Ausführlichkeit, ohne daß es breit genannt werden könnte, und wegen der großen Menge interessanter Experimente, die es mittheilt, Jedem, der sich für die so wichtige Frage interessiert, in wieferne sich die mancherlei Naturkräfte auf eine zurückführen lassen, aufs Beste empfohlen werden. Dazu kommt noch, daß die Arbeit durchaus als eine originale bezeichnet werden muß, indem der Verfasser schon im Januar 1842, also noch etwas früher als Mayer, diese Idee von der Verwandtschaft der Naturkräfte in einer Vorlesung am R. Institute öffentlich aussprach und später in erweiterter Form herausgab. Neu und dem Verfasser eigenthümlich ist die Ansicht, daß alle diese Kräfte nicht in Bewegungen des Aethers, dieses von den meisten Physikern als unerlässlich zur Erklärung derselben angenommenen hypothetischen Fluidums oder gasartigen imponderablen Stoffes, bestehen, sondern in Bewegungen der Theilchen der Materie selbst. Der Verf. bekämpft sehr energisch und mit guten, experimentellen Gründen die Annahme eines solchen besonderen und absonderlichen stofflichen und doch wieder die Eigenschaften des Stoffes verläugnenden Dinges wie der Aether. Er nimmt an und sucht diese Ansicht mit allen Erscheinungen in Einklang zu bringen, daß

alle die Zustände der Materie, die wir als Electricität, Magnetismus zc. bezeichnen, sowie die Wärme, das Licht, „lebiglich in bewegter oder nach gewissen bestimmten Richtungen molecular erschütterter Materie bestehen.“ Um dieser Theorie willen verdient die vorliegende Schrift ganz besondere Aufmerksamkeit.

Der Anhang, (57 Seiten stark), eine Rede des Verf. bei der englischen Naturforscherversammlung zu Nottingham 1866, giebt eine Uebersicht über den Stand der Naturwissenschaften mit etwas ausführlicherer Erörterung der Darwinischen Theorie. Sie bietet nichts Neues und hätte nach Ansicht des Ref. füglich weggelassen werden können. P.

Martius-Maxdorff, J. Die Elemente der Kystallographie mit stereoskopischer Darstellung der Kry stallformen. Mit 188 in den Text eingedruckten Figg. X. 105 S. Braunschweig, Vieweg. 1 thlr. 20 sgr.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, sämtliche Hauptkry stallformen und Combinationen aller Kry stallsysteme kurz zu beschreiben und stereoskopisch darzustellen. Für jeden, der eine klare Anschauung der Kry stallen erlangen will und dem nicht Kry stallmodelle, die, wenn sie brauchbar sein sollen, immerhin kostspielig sind, sind stereoskopische Darstellungen als das geeignetste Hilfsmittel zu empfehlen. Die großen Schwierigkeiten, welche sich der stereoskopischen Zeichnung entgegenstellen, oder richtiger die unglaublich große Mühe und Zeit, die darauf verwendet werden muß, um sie zu überwinden, mag wohl manchen Kry stallographen der sie gerne gehabt hätte, abgehalten haben, sie anzufertigen, und es ist höchst dankenswerth, daß der Verf. sich dieser Mühe unterzog. Ref. hätte nur gewünscht, daß die Figuren dieses Mal nicht in den Text sondern auf besonderen Blättern geliefert worden wären. Der Effect wäre insoferne ein besserer, als sie dann auf die gewöhnliche Weise in das Stereoscop hätten gesteckt und bei günstigerer Beleuchtung betrachtet werden können. Der Preis ist für die vielen Figg. gewiß mäßig zu nennen. Daß die Figg. wie gewöhnliche Zeichnungen auch ohne Stereoscop gebraucht werden können, bedarf wohl keiner Erwähnung. P.

Postel, Emil. Der Führer in die Pflanzenwelt. Hilfsbuch zur Auffindung und Bestimmung der wichtigsten in Deutschland wild wachsenden Pflanzen. Mit 4 Chromolithographien und

mehr als 600 in den Text gedruckten Abbild. 5. Aufl. 832 S. Langensalza, 1870. Schulbuchhandlung. 2 thlr. 24 sgr.

Dieser zum Selbstbestimmen der einheimischen Pflanzen geschriebene Führer nimmt nur solche Pflanzen auf einmal vor, welche zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Standort blühen. Er ordnet den reichen Stoff nach jezeitigen Excursionen und verlangt nicht, daß der Anfänger irgend eine beliebige Pflanze aufnehme und bestimme (was erst nach erlangter Kenntniß von etlichen Hunderten von Arten versucht werden möge), sondern daß er sich bemühe, diejenigen Gewächse aufzufinden, welche die jedesmalige Excursion im Voraus bezeichnet. „Findet er, so heißt es in der Vorrede, von der stets vorangeschickten Uebersicht geleitet auch nur einige derselben, so genügt dies für den Anfang. Die Kraft wächst mit der Uebung.“ Nun besitzen wir zwar gegenwärtig fast von jedem der Wissenschaft zugänglichen Landstriche eine Flora, d. h. ein Verzeichniß der dort wachsenden Pflanzen, nach irgend einem System zusammengestellt und gewöhnlich auch mit beigefügter Beschreibung. Aber was soll ein Anfänger damit beginnen? Dies führt auf die in Nr. 41 des lit. Anzeigers (Febr. 1871) ausgesprochene „Mißlichkeit“ der hergebrachten „anatomischen Methode der Lehrbücher“, deren Anwendung eine vollkommene Vertrautheit mit dem System und der Terminologie der Pflanzenkunde voraussetzt, also nur eine Sache eingeweihter Kenner ist, mithin auf die Nothwendigkeit, „leichtere, faßlichere, in die Augen fallende und Jedem zugängliche Merkmale zur Orientirung in der Pflanzenwelt zu Hilfe zu nehmen.“ Und in dieser Hinsicht ist der hier besprochene Führer, der jetzt schon in 5. Auflage erscheint, vor unzähligen sonstigen Anleitungen zur Botanik bevorzugt. — Er unterscheidet in Bezug auf den Standort der Pflanzen: 1) Wald, und zwar Laubwald (mit Borchszen, Büschen und Strauchwerk), dann Nadelwald, und zwar mit sandigen Stellen, feuchten Grasplätzen, und dann Waldsümpfen und Mooren; 2) Acker und Brachen, wobei fruchtbares Ackerland (Grunus) und Sandfelder (mitunter unbebaut); 3) Grasplätze und zwar: trockne Äger und Tristen, feuchte, gute Wiesen und Sumpf-, Moor- und Torfwiesen; 4) Weg- und Landstrassenränder; 5) Bäume, Gassen, Schutzplätze zc. in Vorstädten und Dörfern; 6) das Wasser und zwar: Ufer der Flüsse, Teiche, Seen, Lachen, sodann die Gewässer selbst, besonders stehende. — Was die Zeit der Pflanzen betrifft, so ist jedesmal diejenige der vollen Blütenentwicklung gemeint,

wenn sie in den einzelnen Monats-Exursionen vorkommen. Viele zeigen sich das ganze Jahr, oder doch mehrmals im Sommerhalbjahr; doch sind diese gerade die bekanntesten und machen dem Anfänger die geringste Schwierigkeit. Beispielsweise heißt es bei der ersten Exursion: März, Laubwald. Uebersicht: I. Röschenblüther (zwar A. Blumen weiß (beschrieben: Schneeglöckchen und Knotenblume, botanisch: *Galanthus nivalis* und *Leucojum vernum*). B. Blumen gelb, und zwar theils lang und schmal, grasblättrig, unten mit Zwiebeln (beschrieben: *Gagea lutea* und *minima*), theils rund- und eckigblättrig (beschrieben: *Ficaria ranunculoides*). C. Blumen blau (beschrieben: Leberblume, botanisch: *Hepatica triloba*, noch nicht Veilchen, die erst im April zur Betrachting kommen). D. Blumen roth. Strauch (beschrieben: Seidelbast, *Daphne Mezereum*). —

Wir sehen, hier sind „leichtere, faßlichere, in den Augen fallende und Jedem zugängliche Merkmale“ zu Hilfe genommen „um des lesenden Publikums willen.“ Auch giebt die eingehende, ausführliche Beschreibung des Textes überall jedem gebildeten Leser von dem Gelesenen alsbald ein so deutliches Bild, daß dem strebsamen, sich selbst unterrichtenden Naturfreund eine leichte und bequeme, dabei aber recht sichere und zuverlässige Grundlage des Selbstbestimmens und der selbstthätigen Erkenntniß verschafft wird. Bei möglichst wissenschaftlicher Sprache wird überall das augenblickliche Verständniß absichtlich angestrebt und von schwierigen Unterscheidungen der eigentlichen anatomischen Pflanzenwissenschaft abgesehen. Außerdem sind es der gut erläuternden Abbildungen so viele, daß gerade Anfängern hier ein sehr willkommenes, leicht verständliches Lehrbuch, wie es die oben berührte Beschreibung im liter. Anzeiger vor Kurzem forderte, wenigstens in Bezug auf hier einheimische Pflanzen gegeben ist. Es wäre nur zu wünschen, daß es auch die überall eingeführten Garten- und Zierpflanzen, wie es der kleine botanische Kalender von Franz Schulz in Berlin thut, ebenso mitberücksichtige. Bei einer künftigen weiteren Ausgabe des Postel'schen Buches dürfte anzurathen sein, die hauptsächlichsten in Gärten und Anlagen bei uns eingeführten Gewächse mit aufzunehmen und dagegen den Text in der Beschreibung unserer gemeinsten, Jedermann zur Genüge bekannten Blumen und Gewächse kürzer zu fassen, so daß das Werk an Vollständigkeit gewönne, ohne an praktischer Brauchbarkeit zu verlieren.

W.

G.

Strohecker, Dr. Jonas Rud. Systemas

tische Anleitung zu botanischen Exursionen in Mitteleuropa. München, 1869. Gummi.

Neben den bereits zahlreich vorhandenen Anleitungen zum Botanischen soll diese dem Bedürfnisse des Anfängers des botanischen Studiums besonders entsprechen, und wird deshalb auch nur auf diejenigen Pflanzen in Mitteleuropa aufmerksam gemacht, welche auf den meisten Spaziergängen zu sehen sind. Die systematische Vertheilung des Stoffes berücksichtigt zunächst die einzelnen Monate, in welchen botanische Exursionen vorgenommen zu werden pflegen, und nennt dann in einem jeden Monate die dann hauptsächlich hervortretenden Pflanzen je nach ihren geographischen Verhältnissen. Das Ganze ist übersichtlich geordnet und die Beschreibung der einzelnen Pflanzen (Familie, Etymologie, Geographie, Morphologie) kurz und genügend; so wird diese Anleitung ihrem Zwecke vollkommen entsprechen.

Borggrebe, Dr. Bern., (Königl. Oberförster und Docent an der Forstacademie zu Münden). Die Vogel-Fauna von Norddeutschland. Berlin, 1869. Julius Springer. 25 fgr.

Der Verf. giebt uns hier eine kritische Musterung der europäischen Vogel-Arten nach dem Gesichtspunkte ihrer Verbreitung über das nördliche Deutschland und liefert damit einen bedeutungsvollen Beitrag zu der Ornithologie. Mit dem Gewinne aus umfassenden theoretischen Studien dieses in der letzten Zeit sichtbar vernachlässigten Theiles der Zoologie und Naturkunde verbindet er den Vortheil langjähriger eigener Beobachtungen in den verschiedensten Theilen des nördlichen Deutschlands, und mit vollem Rechte kann das Resultat dieser Gesamtarbeit, wie dasselbe uns in diesem Buche vorliegt, nur als ein sehr glückliches, das Werk selbst als ein sehr gutes bezeichnet werden. Den praktischen wie den wissenschaftlichen Werth desselben halten wir für gleich bedeutend und hat der Verfasser von Neuem einen Beweis seiner naturwissenschaftlichen Befähigung gegeben.

Krumme, Dr. Wilhelm, Oberlehrer an der Realschule I. Ordnung zu Duisburg. Lehrbuch der Physik für höhere Schulen. Berlin, 1869. Grote. 1 thlr.

Wir können dieses mit 144 in den Text gedruckten Abbildungen gezielte und erläuterte Werk nur als einen sehr bedeutenden Beitrag und als eine wahre Bereicherung der physika-

lischen Literatur, sofern sie die Aufgabe des höheren Schulunterrichts theilt, bezeichnen. Es ist eine durchaus selbständige Ausarbeitung und die Prinzipien derselben sind so rationell und didaktisch-richtig, daß wohl keine der früheren und ähnliche Ziele verfolgenden Arbeiten sich ihr ebenbürtig zur Seite stellen dürfte. Der Verf. appellirt nicht nur an das Gedächtniß- und Anschauungsvermögen seiner Schüler (von Sekunda aufwärts), sondern stellt sich vielmehr die Aufgabe, ihnen eine Reihe von Gesetzen so einzuprägen und begrifflich klar zu legen, daß ihnen deren Anwendung auf die Jeden umgebenden Erscheinungen möglich, also das physikalische Verständniß dieser sicher geöffnet ist. Die Selbstthätigkeit des Schülers ist es, worauf besonders gerechnet wird, und, wenn dies auch eine der Pädagogik sehr geläufige Forderung ist, so ist doch nicht zu verkennen, daß gerade in dieser Disziplin am Meisten gegen dieselbe verstoßen und gesündigt ist. Den Stoff zertheilt der Verfasser in drei Abschnitte: den Text als Grundlage der Repetition (das zu Behaltende), die zur Begründung oder Ableitung des Textes dienenden Beweismittel, und die zur Einübung des Textes dienenden und sich demselben eng anschließenden Aufgaben. Das ist wohl eine sehr naturgemäße Zerlegung des physikalischen Lehrstoffes, indeß noch keineswegs eine allgemein übliche, und jedenfalls gebührt dem Verf. die Anerkennung, seine Aufgabe in jenen drei Richtungen vollständig gelöst zu haben. Alles Gegebene ist methodisch durchdacht und logisch systematisirt, sowohl was die allgemeine Ordnung der Darstellung als die Behandlung jedes einzelnen physikalischen Gesetzes und seiner Konsequenzen und realen Gestaltungen betrifft. Wird nirgends Fassungs- und Anschauungsvermögen der Schüler, für welche dies Buch geschrieben, überschätzt, so wird demselben doch auch stets eine Aufgabe gestellt, an deren Lösung er sowohl den Umfang seines Wissens als die Klarheit und Selbstständigkeit seines Verständnisses erproben kann.

Darwin, Ch. The Descent of Man and Selection in Relation to sex.
2 Voll. London, 1871.

Der bekannte Verfasser der Natural Selection hat hier seine Meinung hinsichtlich der Abstammung des Menschen von einem thierischen Vorfahren ausführlich entwickelt. Wie er selbst in der Einleitung sagt, enthält sein Werk keine wesentlich neuen Thatfachen; es giebt uns nur in ausführlicher Weise ein Beispiel der natürlichen Zuchtwahl: die Entwicklung des Menschen aus einem affenähnlichen Thiere, und

schildert, wie sich Darwin denkt, daß dieselbe vor sich gegangen. Er sucht zu erklären, wie der Mensch allmählich zu sprechen gelernt habe, wie er als ein mit socialen Instincten versehenes Thier dadurch zum Begriff der Moral und zu einem Gewissen gekommen sei, und wie sich nach und nach der Glaube an Gott entwickelt habe. Das letztere geschah in der Weise, daß der Mensch über die Erscheinungen um sich spekulirend, Geister zu deren Erklärung annahm und auf diese kam er durch seine Träume.

Den größten Theil des Buches nimmt die Verfolgung der sexual selection durch die verschiedenen Thierklassen ein. Darunter versteht Darwin die Abweichungen im Körperbaue der Männchen und Weibchen von einander, die sich wenn auch nicht direct, auf die Fortpflanzung beziehen und hinsichtlich dieser das eine Individuum in vortheilhaftere Bedingungen versetzen, als das andere, wie z. B. verschiedene Waffen bei den Männchen (Hauer, Hörner, Sporen etc.) oder augenfällige Zierathen, die den Weibchen gut gefallen. Derselben wird auch bei dem Menschen eine große Rolle zugetheilt. So ist sie hauptsächlich die Ursache, daß die Menschen nach und nach die Haare verloren. Zuerst wurden zufällig Weibchen der Urahnen etwas weniger haarig, solche gefielen den Männern mehr, dadurch wurden nun wieder einige Männer, die Abkommen dieser Weibchen, etwas weniger behaart. Diese fanden dann auch mehr Beifall und so kamen nach und nach die Haare aus der Mode und verloren sich.

Es versteht sich von selbst, daß die Frage, ob irgend welche Thatfachen vorliegen, welche eine derartige Entwicklung des Menschen bezeugen, gar nicht aufgeworfen wird. Das ganze Buch enthält in dieser Beziehung weiter nichts als eine Legion von Vermuthungen, wie diese als unumstößlich angenommene Ausbildung des Menschen sich Schritt für Schritt vollzogen habe. Wer sich nicht dafür interessiert wie Darwin sich das denkt, kann das Buch füglich ruhig bei Seite legen. Hädel und Konforten haben ungefähr dasselbe schon früher gesagt. P.

Philosophie.

Laò-Tsè's Tao te King. Aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt. Eingeleitet und commentirt von Viktor von Strauß. Leipzig, 1870. Fleischer. 4 thlr.

Daß in demselben Jahre zwei deutsche Uebersetzungen und Erklärungen des Werkes

des chinesischen Philosophen Lao-tse erscheinen konnten, deutet um so mehr auf einen hohen Werth desselben als beide Uebersetzer und Erklärer von ihrem Autor sich begeistert zeigen. Soweit man, ohne die Uebersetzungen mit dem Original vergleichen zu können, zu urtheilen vermag, scheinen Uebersetzung und Erklärung des Herrn B. von Strauß den Vorzug zu verdienen. Jedenfalls ist sein Bemühen anzuerkennen, sich streng mit Vermeidung von Paraphrasen in modernen Abstraktionen an das Original zu halten und das eigenthümliche Gepräge des Autors möglichst wiederzugeben, ist nur zu loben. H. v. Strauß schickt seiner Uebersetzung und Erklärung eine Einleitung voraus, welche den Leser lehrreich über die Literatur der Chinesen und ihr später allmähliges Bekanntwerden in Europa orientirt. Es werden hiebei die Verdienste der älteren gelehrten Jesuiten besprochen und dann besonders die Verdienste Abel Rémusat's und Stanislas Julien's um Lao-tse hervorgehoben. Die Forschung der Orientalen des Alterthums zeigt sich überall einseitig und in ihren höchsten Erscheinungen theosophisch, während in der Forschung der Occidentalen die Reflexion vorherrscht und nur in den genialsten Geistern der letzteren sich des Streben nach Ausgleichung beider Richtungen bemerklich macht. Die vollkommene Ausgleichung derselben findet der Uebersetzer so schwierig, daß nach ihm selbst den größten Geistern nur eine Annäherung gestattet zu sein scheint. So befremdend es manchem scheinen mag, so ist doch auch bei den alten Chinesen Theosophie aufgetreten. Mit Recht nennt der Verf. Lao-tse's Spekulation in ihren Grundlagen theosophisch und hierin darf man es denn auch suchen, daß sein Werk zwar eine einheitliche Weltanschauung, aber nicht in Form eines methodischen und systematischen Ganzen enthält. Alle Theosophie ist aber in ihrem tiefsten Grunde theistisch, insofern sie, wie sie auch den Schöpfungsbegriff fasse und ob sie ihn richtig oder unrichtig fasse, stets die Geistigkeit Gottes festhält und ihr jede Zeugung des bewußt-wollenen göttlichen Geistes als verhüllter oder offener Naturalismus gilt. Da alle Theosophie zuletzt auf innerer höherer Erfahrung, eigener und in der eigenen bestätigter fremder Erfahrung beruht und aus ihr schöpft, das Empfangene neubildend und ausgestaltend, so reicht sie in die Anfänge der Menschheit zurück. Der Uebersetzer ist ganz im Rechte, wenn er behauptet, daß alle positive Aussage über Gott und göttliche Dinge auf eine höhere Empirie, auf eine ursprüngliche Wahrnehmung zurückgeführt werden müsse, die ohne Offenbarung nicht denkbar sei. Schon Plato gilt ihm als ein be-

wußter, unverwerflicher Zeuge hiefür und die christlichen Forscher bestätigen die Behauptung des Uebersetzers. Daher ist auch der Annahme desselben nicht zu widersprechen, daß die religiöse Grundlage der Lehre Lao-tse's aus früherer Zeit herstamme, ältere Entwicklung und Uebersetzung voraussetze. Damit stimmt auch zusammen die Nachweisung des Uebersetzers, daß wir, soweit unsere Kenntniß des chinesischen Alterthums hinaufreicht, das religiöse Bewußtsein in ihm entschieden monotheistisch finden. Daher ist er auch vollberechtigt zu sagen: „An diesen Monotheismus knüpfte Lao-tse an, läuterte, vertiefte ihn und entwickelte aus ihm die höchsten und edelsten Prinzipien einer trefflichen Ethik. Sein System aber, so groß und schön es ist, war nicht für das Begriffsvermögen der Menge, konnte, wie er es gefaßt, nie populär werden.“ Die Folge dieser paradoxen Erhabenheit der Lehre Lao-tse's war, daß sie keine allgemeinere eingreifende Wirkung üben konnte, daß unter dem Einfluß des ohne religiöse Tiefe moralisirenden Khäng-tse (Confucius) das religiöse Bewußtsein der Chinesen ermattete, verflachte, einschlummerte, um dann später, wie der Uebersetzer sagt, dem Buddhismus zu verfallen.

Das Werk Lao-tse's zerfällt in 81 fortlaufende Capitel, die indeß in zwei Bücher getheilt sind, deren erstes 37 Capitel enthält. Nach B. v. Strauß's Uebersetzung trägt das Ganze den Charakter einer gedrängten Darstellung, die vielfach in paradox aussehenden Sätzen verläuft, nicht selten mit eingestreuten metrischen Stellen versehen, die der Uebersetzer als aus alten Dichtern stammend ansieht. Man kann sie füglich den Sinngedichten und Sprichwörtern beizählen.

Der Eindruck der Lektüre der 81 Capitel bestätigt die Aeußerung des Uebersetzers in der Einleitung, daß das Tao-te King zwar unsystematisch, aber doch keineswegs planlos sei. „Sein Inhalt ist erstens Metaphysik und Theologie in jener Einheit, worin die theosophische Spekulation sie erfaßt, zweitens Ethik, drittens Politik. Auf diese drei Stücke vertheilen sich, wie ankündigend, die drei ersten Capitel. Dann ist der Hauptinhalt von Cap. 4 bis C. 37 metaphysisch-theologisch; von C. 38 bis C. 52 ethisch, von C. 53 bis 80 politisch, worauf dann C. 81 „einen allgemeinen Abschluß enthält.“ Ueber das Nähere der Anordnung des Inhalts spricht sich der Uebersetzer S. 67 der Einleitung sehr richtig und treffend aus. Jedem Capitel läßt er seine Erklärungen folgen, in welcher er sich meist mit tiefem Eindringen bemüht, den eigentlichen und genauer erfaßten Sinn der Lehren des tief sinnigen Theosophen in helles Licht zu stellen und seine Paradoxien

zur möglichsten Verständlichkeit zu bringen. Man kann sich aus ihnen von der Behauptung des Uebersetzers überzeugen, daß Lad-tse's Anschauungsweise vielfach mit dem zusammen treffen, was theosophischer Tiefinn der Weltwelt in älter und späteren Zeiten erschaut und ausgesprochen hat. Mit Meisterhand zeichnet der Uebersetzer die Grundlehren Lad-tse's mit folgenden vollkommen zutreffenden Worten: Tad war, als unbegreiflich vollkommenes Wesen, vor Entstehung Himmels und der Erde C. 25. körperlos und unermesslich C. 4, unsichtbar und unhörbar, geheimnißvoll und kündlich, gestaltlos und bildlos C. 14, übersinnlich und verborgen C. 25, 41, ist er der ewige Urgrund von Allem C. 1 und aller Wesen Urvater C. 4; als solcher aber unaussprechlich und unnenbar C. 1, 32, nennbar nur als durch die Schöpfung Offenbarer C. 1, 32 und in dieser Duplicität alles Geistigen Ausgang C. 1, 6. Denn durch Ihn ist Alles entspringen C. 21, Alles kehrt auch wieder zu Ihm zurück C. 16, und es zu sich wieder zurückbringen, ist sein Thun C. 40; denn obwohl ewig ohne Verlangen oder Bedürfniß C. 34, und daher ewig ohne Thun, ist er doch nie unthätig C. 37, da er, nie alternd C. 30, 55, allgegenwärtig, selbst unwandelbar und nur sich selbst bestimmend C. 25, alle Wesen erschafft, erhält, gestaltet, vollendet, nährt und schirmt, die deshalb alle Ihn ehren und seine Wohlthat preisen C. 51, weil er sie alle liebt und keines Herrscher ist C. 34, gleich als wäre er machtlos C. 40. In ihm ist Geist, und sein Geist ist das Zuverlässigste C. 21, aber nur der Begierdelose erschaut ihn C. 1. Wer sein Thun nach Tad bestimmt, der wird eins mit Ihm C. 23; Tad ist daher auch der Grund höchster Sittlichkeit C. 38. Er ist der große Geber, Vollender C. 41 und Friedebringender C. 46; aller Wesen Zuflucht, der Guten Schatz, der Rechtguten Retter, und der da Schuld vergiebt C. 62."

Wer, der diese Zeichnung mit den bezüglichen Capiteltexten genau vergleichen will, kann sich noch verwundern, wenn der Uebersetzer sagt: daß Lad-tse ein überraschend großes und tiefes Gottesbewußtsein, einen erhabenen und sehr bestimmten Gottesbegriff gehabt habe, der sich fast durchgängig mit dem Gottesbegriff der Offenbarung deckt, sofern dieser nicht über ihn hinaus tiefer und reicher entwickelt ist." Der Verf. behauptet daher auch nicht zuviel, wenn er dafür hält, daß außerhalb Israels aus allen vorchristlichen Jahrhunderten nichts Aehnliches nachzuweisen sei. Wenn Lad-tse dem Tad Intelligenz, Vernunft, Denken nirgends ab-, indirekt aber bestimmt zuspricht, so mag der Uebersetzer recht haben, den Grund

davon darin zu suchen, daß er bei seinen Lesern (in einer monotheistischen Nation) soviel Einsicht voraussetzte, daß das Vernunftlose nicht das Prinzip der Vernunft, das Bewußtlose nicht das Prinzip des Bewußtsein sein könne. Wenn diese Wahrheit von den Pantheisten und auch den edelsten Geistern unter ihnen so vielfach verkannt worden ist, so liegt es wohl in der täuschenden Vorstellung, daß die Möglichkeit einer bewußtlosen Vernunft nicht ausgeschlossen sei, welcher Möglichkeit die Wirklichkeit und Nothwendigkeit zu vindiciren sei, weil — neue Täuschung — in Verwechslung der unbestimmten Unendlichkeit mit der bestimmten, concreten — nur das Endliche als eingeschränktes bewußt sein könne. Und doch reden dieselben Philosophen oder doch einige von ihnen von einem absoluten Wissen desselben endlichen, eingeschränkten Bewußten. Wenn nur der Uebersetzer das Vertrauen Lad-tse's auf die weltumbildende Kraft gottinniger reiner selbstloser Sittlichkeit dem Sinne des Evangeliums entsprechend findet, so kann man es nicht mehr so sehr befremdend finden, wenn (C. 69) noch in anderem Bezug an die Möglichkeit gedacht wird, daß der chinesische Theosoph mit versprengten Israeliten in Beziehung gekommen sein könnte, wenn auch seine Grundgedanken ihm aus altchinesischen Quellen, die zur Urzeit hinaufreichten, geschlossen sind. Vergl. C. 74. Der Uebersetzer findet sogar, daß Lad-tse in nicht geringen Punkten gewissen neutestamentlichen Anschauungen näher stehe, als den alttestamentlichen.

Und so erwarten wir mit dem Uebersetzer und Commentator, daß christliche Weltanschauung und Bekanntschaft mit der alten, mittleren und neueren Philosophie, insbesondere Verständniß mit der theosophischen Strömung derselben, eine ganz andere Auffassung Lad-tse's als die bisherige herbeiführen werde. Aber das Studium dieses chinesischen Philosophen wird auch dazu beitragen, die schon im Durchbruch begriffene Anerkennung vollends zur Geltung zu bringen, daß die Geschichte der occidentalischen Philosophie nicht die gesammte Geschichte der Philosophie ist, sondern daß sie auf die Uransänge aller Philosophie bei den Nationen des Orients zurückgehen muß.

Der Commentar des Verfassers ist reich an eindringenden Nachweisungen und geistreichen, nicht selten wahrhaft tief sinnigen Gedanken. Man erstaunt in dem Werke des alten Chinesen über ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt unwiderleglich Grundideen des Christenthums theils angedeutet theils ausgesprochen zu finden und an theils verwandte, theils identische Gedanken des Meister Eckhart,

J. Böhme, Leibniz und Baader erinnert zu werden.
Fr. Hoffmann.

Beckers, Huber. Ueber die wahre und bleibende Bedeutung der Naturphilosophie Schellings. München, 1867. Verlag der Akademie.

Beckers hat uns bereits wiederholt Be-
weise seines nahen geistigen Verhältnisses und
Verständnisses seines Lehrers Schelling gege-
ben. Er war es, der durch seine Uebertra-
gung von Cousin's „Abhandlung über fran-
zösische und deutsche Philosophie“ auf deutschen
Boden die Veranlassung gab zu Schellings
gewaltiger Vorrede, und ebenso war er es, der
dem Versuche Göschel's, die persönliche Un-
sterblichkeit vom Hegelschen System aus zu
erweisen, entgegentrat und uns Schellings be-
deutende Unsterblichkeitslehre mittheilte. Hier
tritt er mit dem Nachweis der wahren und
bleibenden Bedeutung der Naturphilosophie
Schellings den verwerfenden Urtheilen entge-
gen. Bereits vor ihm, auf ähnliche Weise
veranlaßt, hat Frohschammer die Naturphilo-
sophie im Allgemeinen in Schutz nehmen müssen.
Hier war es die Verurtheilung des Botanikers
Kohl, dem gegenüber Beckers die Bedeutung
der Naturphilosophie nachweist. Die Vor-
würfe Kohl's haben ihren Grund und Ur-
sprung besonders in der herrschenden Abwei-
chung unserer Zeit gegen alle Philosophie und
philosophisches Studium. Diese bedauerungs-
würdige herrschende Abneigung gegen das phi-
losophische Studium hat nicht bloß in der
strengen Beobachtung, dem Ruhme unseres
Jahrhunderts, ihren Grund, sondern auch in
der Leugnung alles Ueber sinnlichen, Ueberna-
türlichen. Auch die Aneignung einer positiven
Philosophie trägt zu diesem merksam bei. Die-
sem Allen gegenüber weist nun der Verf.
nach, in welchem Sinne überhaupt bei Schel-
ling von einem höheren Empirismus als dem
gewöhnlichen die Rede ist; zugleich entwickelt
er den eigentlichen Grundgedanken der Schel-
ling'schen Naturphilosophie und ihrer Methode
und weist auf den mächtigen Einfluß hin, den
sie nach allen Richtungen hin lange Zeit aus-
geübt hat und hebt hervor, was zu seinen
bleibenden Errungenschaften für immer zu zäh-
len ist.

Schelling selbst hat diesen höheren Empi-
rismus im Gegensatz zu demjenigen, der alle
Erkenntniß auf die Sinneverfahung beschränkt
oder gar die Existenz alles Ueber sinnlichen
leugnet, als metaphysischen Empirismus be-
zeichnet. Beckers hat die Bedeutung dieses
metaphysischen Empirismus und sein Ver-
hältniß zum Rationalismus in seiner Abhand-

lung, „Ueber die Bedeutung der Schelling's-
chen Metaphysik“ eingehend behandelt. Mit
Recht weist nun der Verf. auf die ebenso
schöne als tiefe Aeußerung Schellings hin, daß
auch dem Empirismus in seiner bisherigen
Entwicklung etwas anderes zu Grunde liegt,
als es auf den ersten Blick scheinen kann, näm-
lich nichts weniger als bloße Sammlung von
Thatfachen. „Wer diesen Eifer in Ausmitte-
lung reiner Thatfachen zumal in der Natur-
wissenschaft betrachtet, kann nicht umhin, in
denselben etwas höheres, wenn auch nur in-
stinkartig Wirkendes, einen im Hintergrunde
stehenden Gedanken, einen über den unmittel-
baren Zweck hinausgehenden Trieb zu erkennen.“
— „Wie soll man sich den Enthusiasmus des
ächten Naturforschers erklären, ohne ein dun-
keles Gefühl, das ihm sagt, daß dieser bis zu
seinen letzten Grenzen erweiterte Empirismus
zuletzt einem höherem Systeme begeben muß,
das mit ihm vereint ein unerschütterliches Gan-
zes bilden wird.“ Die positive Philosophie
geht in die Erfahrung selbst hinein und ver-
wächst gleichsam mit ihr. In dem Vorworte
zu Steffens nachgelassenen Schriften äußert
Schelling: „Dem Philosophen zählen die For-
men und Erscheinungen der Natur nicht für
sich, sondern als Momente eines Zusammen-
hanges, der über die Natur hinausgeht. Im
Zweck der empirischen Naturforschung liegt es,
sie vielmehr als abstract zu betrachten. Die
Gegenstände sind also in der Philosophie von
anderer Bedeutung als in der abstracten Na-
turforschung. In den allgemeinen Zusammen-
hang, den nur die Vernunft darzustellen ver-
mag, gehören die Dinge der Natur nicht nach
dem Zufälligen ihrer Existenz, sondern nach
dem, was in ihnen ein Nothwendiges, was ihr
Wesen, ihre Natur ist. Dieses Nothwendige
einzusehen, wird man über die Dinge hinaus-
gehen müssen; aber dieses „Jenseits der Dinge“
ist noch in der Natur selbst.“

Der Grundgedanke der Schelling'schen
Naturphilosophie ist die Ueberzeugung, daß,
was in uns erkennt, dasselbe ist mit dem
was erkannt wird. Dieser Gedanke ist so
alt als die Philosophie selbst. Diese Ueber-
zeugung mußte zum wirklichen Verständniß
und zur wissenschaftlichen Ueberzeugung erho-
ben werden und dieß geschah durch das Sy-
stem, welches in die Philosophie zuerst den
Begriff des Processes eingeführt hat. Diese
Methode, das eigentliche Prinzip des Fort-
schreitens, das Aristoteles schon bei der Behand-
lung der drei Stufen der Seele ausgesprochen
hat, war keine bloß äußerliche, sondern eine
immanente, dem Gegenstande selbst innewoh-
nende! Dieser Methode begegnen wir bei
Schelling schon in voller Anwendung in seinem

System des transcendentalen Idealismus. Das Wesentliche in der Wissenschaft besteht in der Bewegung, die Natur wahrer Wissenschaft nur in der Fortschreitung. Es ist Seelenstärke nöthig, den Zusammenhang der Bewegung von Anfang bis zu Ende festzuhalten. Im Weltmäßigen durchdringe sich Form und Materie, Begriff und Anschauung. Im Geiste sei Ideales und Reales absolut vereinigt. In jeder Organisation sei etwas Symbolisches und jede Pflanze sei der verschlungene Zug der Seele. Die Philosophie solle die Thatsache der Welt erklären und diese Thatsache könne, wie jede wahre Thatsache nur etwas Innerliches sein. Die Naturphilosophie hat diese Thatsache tiefer als jede vorhergehende aufgefaßt, ja in ihrer ganzen Eigentlichkeit zuerst ausgesprochen. Als den reinen Gewinn, den die Naturphilosophie brachte, hebt Schelling die Einsicht in die Thatsache hervor. Es sind dieß die großen Prinzipien des Werdens. Aus den Prinzipien der Naturphilosophie und des Identitätssystems in deren Steigerung bis zur eigentlichen Erkenntniß der Causa causarum ergeben sich fast mit Nothwendigkeit die großen die ganze bisherige Philosophie von Grund aus umgestaltenden Ideen eines freien Gottes, einer freien Schöpfung. Die Natur, die Welt ist nun kein Gegensatz mehr gegen die Vernunft. In der Natur ist Persönlichkeit und Geist. Die Schöpfung ist keine Begebenheit, sondern eine That, und die Person Gottes ist das allgemeine Gesetz und alles was geschieht, geschieht vermöge der Persönlichkeit Gottes.

Eine solche Philosophie, die zuerst wieder die wirkliche Welt in sich aufnahm, mußte einen unermesslichen Einfluß auf die ganze Welt- und Lebensanschauung der nächsten Vergangenheit und Gegenwart ausüben. Diese Philosophie, welche die gesammte Wirklichkeit, Natur, Geschichte, Kunst, alles Niedere und Höhere umfaßte, mußte mehr oder weniger auch auf den Geist der anderen Wissenschaften wirken und in der Ansicht und Betrachtungsweise der Dinge überhaupt eine Veränderung hervorbringen.

Wie dem einseitigen Idealismus gegenüber die Naturphilosophie als Wendepunkt zu betrachten ist, so war sie es auch einer geistlosen Empirie gegenüber. Durch sie gewann die deutsche Naturforschung eine geistvollere Behandlung. Es ist das Verdienst der Naturphilosophie auf den innern nothwendigen Zusammenhang wie der Naturerscheinungen überhaupt, so insbesondere auch jener großen Entdeckungen zuerst das Forscherauge gerichtet zu haben. Der Naturforscher kann, sowie er in seinen Untersuchungen auf Kräfte, allgemeine Eigenschaften und Gesetze oder das im-

mer näher herbeikommende Gebiet der zwischen Physischem und Geistigem mitteninneliegenden Erscheinungen kommt, des Philosophen nicht entbehren. Nur die gemeinschaftlichen Feinde wahrer Philosophie und ächter Erfahrung können versuchen, Zwietracht zwischen beiden zu stiften. „Es ist wahr,“ heißt es bei Schelling, „daß uns Chemie die Elemente, Physik die Silben, die Mathematik die Natur lesen lehrt; aber man darf nicht vergessen, daß es der Philosophie zusteht, das Gelesene auszu-legen.“

In der lichtvollen quellenmäßigen Darstellung tritt uns die Philosophie Schellings in ihrer bleibenden weltgeschichtlichen Bedeutung entgegen.
Dr. M.

Franz, Const., Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft. Leipzig und Heidelberg, 1870. Winter. 1 thlr. 20 sgr.

Das vorliegende Werk zerfällt in fünf Bücher: 1. Von der Aufgabe und Methode der Naturlehre des Staates. 2. Von den Bestandtheilen des Staates. 3. Von den Staatsgewalten. 4. Von der Volksvertretung. 5. Von der auswärtigen Politik.

Der Verfasser hat nicht sowohl eine neue Seite des Staates, die Naturseite desselben, entdeckt, als vielmehr sie schärfer und umfassender beleuchtet, als seine Vorgänger. Wer den Verf. behaupten hört, wie das individuelle Menschenleben durchaus eine physische Seite habe, welche selbst die Grundlage der höhern geistigen Entwicklung bilde, so verhalte es sich auch mit dem menschlichen Gemeinleben, d. i. dem Staat, der wird, wenn er nicht Neuling in staatsphilosophischen Untersuchungen ist, nicht etwas schlechthin Neues darin entdecken können, wohl aber wird er sich gern zeigen lassen, was in diesem Gedanken Alles verborgen liegt. In der That weiß der Verfasser seine richtige Behauptung für die Staatslehre nach verschiedenen Richtungen hin ergiebig zu machen. Aus ihr folgt, daß kein Staat durch Vertrag entstanden sein kann, daß die Grundlage des Staates die Nothwendigkeit ist, aus welcher sich die Freiheit herausarbeiten soll, daß das Recht nicht schöpferisch und constitutiv, sondern nur formirend und regulativ ist und in der Mitte zwischen dem Physischen und Moralischen liegt, daß der Staat zugleich organisch, architektonisch und mechanisch (Mechanismus) ist, daß die geschichtliche Entwicklung dem Staate wesentlich ist und mit ihr das Gesetz der Continuität, womit die Individualität und moralische Persönlichkeit der Staaten im innigsten Zusammenhange steht. Die

Grundeigenschaften des Staates sind also dem Verfasser die organische, architektonische, mechanische, geistige, geschichtliche, individuelle und persönliche Eigenschaft, während die Bedingungen seiner Existenz und die Richtung seiner Lebensentfaltung dreifach zu unterscheiden sind, nämlich nach der physischen, rechtlichen und moralischen Seite. Der Staat ist ihm nach seiner physischen Seite ein Produkt zu nennen, nach seiner rechtlichen Seite eine Anstalt, nach seiner moralischen Seite eine Aufgabe. Der Verf. verwirft demnach sowohl das Prinzip der Volkssouveränität, als das des göttlichen Rechtes wie das sogenannte Vernunftrecht. Seine Polemik gegen die bisherigen Staatslehren ist nur gelegentlich und läßt daher gar Manches vermissen. Dem Kenner der Geschichte der neueren Philosophie kann aber nicht entgehen, daß der Verf. durch die Neu-Schelling'sche Philosophie auf seinen Standpunkt geführt worden ist. Am deutlichsten tritt dieß hervor da, wo er (S. 18 ff.) von Freiheit und Nothwendigkeit spricht und wo man ganz Schelling zu hören glaubt, wenn er sagt: „Sehen wir nicht überall, wo eine lebendige Entwicklung stattfindet, daß die Grundlage sehr verschieden ist von dem, was sich daraus entwickelt? Das Licht geht aus dem Dunkel hervor, nicht umgekehrt, wie schon die Genesis sagt: es war finster auf der Tiefe, ehe das Licht war. So senkt die Pflanze ihre Wurzel in die kalte finstere Erde, von der Schwere beherrscht, während der Stamm nach aufwärts strebt und die Blume im Farbenglanze strahlt. Auch der Mensch wird aus der Nacht geboren, im dunkeln Schooße der Mutter empfangen, und sein erstes Dasein ist ganz durch die blindwirkenden Triebe der Natur beherrscht, woraus sich erst allmählig das freie und lichte Bewußtsein entwickelt, das doch gleichwohl immer auf diesem dunkeln Hintergrunde fortbe ruht, woran sich alle Regungen des Bewußtseins anschließen, so daß selbst in dem Allerentwickeltesten die natürliche Basis noch immer fortwirkt.“ Unter den nachantischen Philosophen soll nach dem Verf. (S. 33) nun Schelling in den theosophischen Werken seiner spätern Zeit für die Untersuchung des eigentlichen Freiheitsproblems etwas geleistet haben. Es ist schon auffällig, daß der Verfasser die Leistungen Krause's für die Rechts- und Staatsphilosophie wie die bezüglichlichen Werke seiner Jünger, Ahrens und Röder, ganz und gar ignoriert. Noch auffälliger aber ist, daß er nichts davon weiß, daß Baader weit mehr als der spätere Schelling für die Philosophie des Staates geleistet hat, daß der Grundgedanke der Neu-Schelling'schen Philosophie, die Lehre von der ewigen Natur in Gott, dem

absoluten persönlichen Geist und Schöpfer der Welt, von Baader vor Schelling gelehrt worden und Schelling nur in unzureichender Weise in die Fußstapfen Baaders getreten ist. Der Gedanke des Verfassers von der Naturseite des Staates ist eine Consequenz der Baaderschen Philosophie, weil wenn Gott nicht naturlos, sondern naturfrei, der seiner Natur mächtige absolute Geist ist, auch der Mensch, auch der Staat der Naturseite nicht entbehren kann.

Nur ganz nebenher erfährt man, daß der Verf. sich gleich Baader dem Pantheismus entgegenstellt, indem er (S. 32) sagt: „Giebt es nichts Uebernatürliches, so giebt es keine Freiheit, die daher der Pantheismus nicht kennt, wie auch Spinoza unumwunden erkennt.“ Daher polemisiert er fortwährend gegen Fichte und Hegel, während er den späteren Schelling für einen reinen Theisten zu nehmen scheint. Daß des Verfassers Staatslehre auf dem Grunde des Theismus ruht, hätte denn doch durchgreifender principiell nachgewiesen werden sollen. Wenn er sagt (S. 55): „Nur durch das Ideale tritt ein belebendes Element in die Welt, was vordem nicht da war (?) und dieß allein ist ein positiver Gewinn; in diesem Sinne sind alle Wohltäter der Menschheit Idealisten gewesen,“ so hätte er zeigen sollen, daß der Theismus der Hort des Idealismus ist und was sich sonst noch Idealismus nennt, höchstens ein verkümmertes sein kann.

Im zweiten Buch: Von den Bestandtheilen des Staates, weiß der Verf. den Gedanken der Naturseite des Staates nach verschiedenen Richtungen hin für die Staatswissenschaft fruchtbar zu machen, indem er mit der Betrachtung des Staatsgebietes beginnt, zu der der Staatsgesellschaft fortchreitet und mit der der Staatsgewalt schließt. Ueber raschend wahre und gute Gedanken werden hier in Fülle ausgestreut. Von den gleichen Grundsätzen aus handelt das dritte Buch von den Staatsgewalten. Vortrefflich werden hier das Verhältniß des Herrschens und Beherrschens im Staate, das Verhältniß von Macht und Recht auseinandergelegt, das göttliche Recht und die Volkssouveränität, das Verhältniß der Staatsgewalt zu den verschiedenen Bestandtheilen des Staates beurtheilt und die Functionen der Staatsgewalt nachgewiesen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Betrachtungen des Verfassers über das Militärwesen, welches er als Wehrsystem mit Recht nicht von den Staatsgewalten ausgeschlossen, sondern vielmehr mit der Verfassung in Verbindung gebracht wissen will. Schon hier deutet der Verfasser zur Beendigung der Eroberungstendenzen auf die Ideen einer allgemeinen

Conföderation der europäischen Staaten hin. Doch könnte auch diese, so viel schon mit ihr gewonnen wäre, nicht das letzte Ziel sein, sondern nur die Conföderation aller Staaten der Erde, so fern ihre Verwirklichung auch jetzt noch stehen mag. „Kein Recht ohne Frieden, kein Frieden ohne Bund, und ohne die drei auch keine Freiheit.“ Der Volksvertretung ist das ganze vierte Buch gewidmet. So viel Treffliches hier der Verf., namentlich über die wahren Grundlagen der Repräsentation vorträgt, so wird er sich doch noch genöthigt finden, die Ereignisse seit 1866 noch von andern Gesichtspunkten aus zu betrachten, als er gethan hat. Jedenfalls aber muß ihnen in der Politik Rechnung getragen werden, besonders seitdem sie durch die Wassenerfolge des aufgenöthigten Kriegs gegen Frankreich zur Herstellung des deutschen Reiches geführt haben. Auf den Boden des hergestellten Reiches ist sich zu stellen und vorwärts zu blicken und danach zu streben, daß es sich auf das Beste gestalten und entwickle.

Das fünfte Buch: Von der auswärtigen Politik, stellt sich auf den erhabenen Standpunkt der Staaten- und Völkergesellschaft. Die Lebensbedingungen der neueren Welt erkennt der Verf. als der Art, daß kein Staat, so groß er auch wäre, sich durchaus selbst zu genügen vermöchte, sondern wie jeder Staat auf seine Umgebungen einwirkt, so erleidet er andererseits Einwirkungen. „Wie der Mensch selbst nur Mensch unter den Menschen ist, so sind die Staaten und Völker, was sie sind, nur in der Staaten- und Völkergesellschaft, denn sie selbst sind nur Concentrationspunkte der allgemeinen Entwicklung, in die Mitte gestellt zwischen der Familie und dem großen Ganzen der Menschheit.“ Diese große Idee ist das Thema der geistvollen Ausführungen des Verfassers in diesem Buche seines bedeutamen Werkes. Wie er im einzelnen Staat den Individualismus mit der Gemeinschaft des Ganzen auszugleichen sucht, so im Verhältniß der einzelnen Staaten und Völker zur gesammten Menschheit. Das heilige römische Reich deutscher Nation findet von diesem Gesichtspunkte aus seine Würdigung, nicht wesentlich anders als es Baader aufgefaßt hatte, der auch hier seine Verwandtschaft mit dem vom Verf. hochgefeierten Leibniz nicht verleugnet, wenn er auch mehr Andeutungen als Ausführungen giebt. Wäre die Schrift des Verfassers nicht kurz vor dem französischen Krieg, sondern erst nach der Wiederherstellung des deutschen Reiches erschienen, so würde wohl der Ausdruck der Mißstimmungen über die Ereignisse des Jahres 1866 hinweggefallen sein. Wenigstens würde der Verf. die Größe

und Bedeutung des mit dem neuen deutschen Reiches Erreichten doch wohl zu würdigen gewußt und die Einsicht gezeigt haben, daß nur auf dem Grund und Boden dieses Erreichten fortzubauen sei.

Hochbeachtenswerthes trägt der Verf. gegen Ende seiner gedankenreichen Schrift über Rußland und die orientalische Frage, über die Colonialwelt und England, die drei Hauptfactoren der Weltpolitik und über den Orient vor. Man darf dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er vielfältig große Blicke in das Staatsleben eröffnet, wenn er auch nicht selten mit der genügenden Ausführung seiner Gedanken zurückhält. Er geht im Grunde von derselben Philosophie (oder doch gewissen Grundgedanken derselben) aus wie Stahl in seiner Rechtsphilosophie, erhebt sich aber zu kühneren und freisinnigeren Ideen, die sich in größerem Einklang mit dem Geiste des späteren Schelling bewegen, als dieses bei Stahl der Fall war, über den sich Schelling bekanntlich nicht ohne Grund mehrfach beklagte. Dennoch steht der Verfasser unbewußter Weise Baader noch näher als Schelling, schon weil er den Theismus bestimmter ausspricht als dieser, der immer noch einem Halbpanteismus huldigt.

Fr. Hoffmann.

Belletristik. Poesie.

Beck, Andreas. Gedichte. Stuttgart, 1871. C. Grüninger.

Der Mann scheint ein unruhig Leben hinter sich zu haben, der uns hier einen Kranz von Dichtungen anbietet, die in einer langen Reihe von Jahren entstanden sind. Politische Verhältnisse, der Schmerz über den Zustand des deutschen Vaterlandes scheinen ihn hierhin und dorthin geworfen zu haben, ohne daß sie es vermochten, in seiner Brust den Born der Lieder zu schließen. Das älteste vorliegende Gedicht trägt die Jahreszahl 1846, und aus dem Jahre 1870 findet sich wenigstens eine Strophe, eine Nachschrift zu dem Gedicht „die That“ aus dem Jahre 1849. Was ist in jenem Zeitraume für unser Volk und durch unser Volk alles geschehen, wodurch eines Mannes Herz bewegt werden kann! Wir freuen uns, daß der Verfasser wenigstens durch diese eine Strophe das Zeugniß ablegt, daß auch ihm, dem weit vom Vaterlande entfernten, der schmerzliche Druck von der Brust genommen ist, der die Besten unseres Volkes beschwerte, welcher politischen Ueberzeugung sie immer sein mochten. Was nun die Dichtungen selbst angeht, so können wir es nicht leugnen, daß

es uns zuerst fremdbartig anmuthete, kaum einen einzigen Anklang an den hohen Wellengang unserer heutigen Volksgeschichte zu finden. Aber indem wir das schmutze Hest wieder und wieder zur Hand nahmen, haben wir die Gedichte und den Dichter immer lieber gewonnen, der in eigenen Compositionen und meisterhaften Uebertragungen uns oft genug in Stimmungen zurückversetzte, die auch wir in den schönsten Zeiten unserer jüngeren Jahre erfahren haben. Es sind nicht vorwiegend fröhliche, ja nicht einmal frohe Töne, welche unser Dichter seiner Leser entlockt. Aber sein Sang ist rein und sein Gang ist edel, und selbst unscheinbare Gegenstände weiß er in einer Art zu behandeln, welche herzbeweglich und in ihrer Art auch herzerquicklich ist. Zudem besitzt er, was nicht Vielen nachgerühmt werden kann, eine solche Sicherheit in der Form, daß der Leser ihm nur selten mit einigem Widerstreben in seinen Weisen folgt. Und selbst wo die Form nicht glatt ist, da werden wir doch kaum an einer einzigen Stelle eine erhebliche Härte finden. Der Dichter behandelt zwar vorwiegend das alte Lieberthema der Liebe; aber wer einmal recht geliebt hat, der liebt ja noch, und so wird die Liebe nicht alt, und Liebeslieder veralten nicht. Mögen es unsere Leser und Leserinnen getrost wagen, das Hestchen zur Hand zu nehmen, welches wir denselben noch ohne besondere Wahl empfehlen durch die folgenden acht Zeilen. Dr. D. S.

Maßliebe.

Mir will von den Blümchen allen
Der sommerlichen Fuir
Nur Eines nicht gefallen,
Und um den Namen nur:

Wer nennt' es doch Maßliebe!
Maß? — Liebe? — wie reimt sich das?
Kein Maß ermißt die Liebe;
Die Liebe liebt nicht das Maß!

v. Schad, Adolf Friedrich. Durch alle
Wetter. Roman in Versen. Berlin,
1870. Wilt. Herz. 1 thlr. 10 sgr.

Ein seltsames Produkt, womit der Uebersetzer des Jirufst den literarischen Büchermarkt beschenkt hat. Wenn jener Quartaner gewiß ein genialer Kopf war, der in Ermanglung gründlicher Präparation die Worte des lat. Dichters: *tibia foramine pauco* frischweg mit: „eine Flöte in der Form einer Pauke“ übersetzt hat, so ist noch höheren Lobes werth, wer wirklich eine Flöte in der Form einer Pauke, einen Roman in der Form eines Epos, uns herstellt. Denn da man unter Roman ge-

meinthin eine Epopöe in Prosa versteht, warum sollte man nicht auch die Sache auf den Kopf stellen dürfen, und eine Epopöe als einen „Roman in Versen“ bezeichnen? Der formgewandte Autor hatte hiezu noch einen besondern Grund. „Epos“ konnte er sein Gedicht nicht wohl nennen; denn, weil „in Misgunst das Antike jest,“ und ihm selbst von den Rezenfenten schwere Vorwürfe gemacht worden, daß er mit Urweltfabeln die Welt langweile, so wollte er nun einen Zeitungsfeuilletonroman allerneusten Datums und allermodernsten Schnittes liefern. Eine Satire also auf die schlechten Feuilletonsromane — so möchte es scheinen. Und halbwegs ist es so; der Stoff der Erzählung ist so erbärmlich, als möglich: ein Gesandtschafts-Attaché verliebt sich in eine Sängerin, geht mit ihr durch; sie wollen über England nach Neapel; ein nordamerikanischer Theaterdirector raubt durch List die Sängerin und entführt sie nach Newyork und Californien; ein amerik. Seekadett verliebt sich in sie, folgt ihr in der Rolle und Kleidung einer Jofe, rettet sie aus Erdbeben und Urwald. Der Attaché reist inzwischen nach Neapel, geräth in den Abzuzzen einer Räuberbande in die Hände; die Tochter des Räuberhauptmanns verliebt sich in ihn, rettet ihn, folgt ihm als Diener verkleidet. In Neapel — nach einem Intermezzo, das zu unflätig ist, als daß es hier referirt werden könnte, finden sich die beiden Liebenden wieder, werden gegenseitig eifersüchtig wegen des Seekadetten und der Räubertochter, vergiften sich — aber nur vermeintlich, da der Apotheker einen bloßen Schlaftrunk hergegeben hat. Vom Schlaf erwacht, versöhnen sie sich, und der Seekadett heirathet die Räubertochter.

Aber trotz der geflißentlichen Erbärmlichkeit und Fadsheit dieses Stoffes wird dieser Roman sicherlich nicht so vernichtend auf die moderne Romanschreiberei wirken, wie etwa Cervantes' Don Quixote seinerzeit vernichtend auf die Literatur der Ritterromane gewirkt hat. Denn zu solcher vernichtenden Wirkung würde unerlässlich dies gehören, daß nicht nur der Stoff sondern auch die Form jener Feuilletonprodukte persiflicend nachgeahmt würde. Statt dessen hat Hr. v. Schad den faden Stoff in eine in ihrer Art meisterhafte Form gekleidet. Wir rechnen dahin nicht nur die vielen wahrhaft brillanten Schilderungen von Naturscenen und Naturereignissen, sondern auch die wigige Komik des Versbaus, die uns die Armseligkeit des Stoffes oft ganz vergessen läßt, und wobei die wunderlichsten Reime oft eine überraschende Wirkung üben, w. z. B.

Nach langen Trennungsscenen sinkt beglückt
Dir deine Sängerin an's Herz, die stets ja
Dir treu blieb, so wie ihrem Hön Nezia,

oder:

Die Wellen, wie sie schäumen um den
Dampfer,
(Hilf mir, Reimlexicon!) sind weiß wie
Kampfer,

oder:

Tanze, Welle, Pomeranze, Castelle, Stanze,
Gasthof le Crovelle.

oder:

Das gibt ein Schauspiel, wie man's
kaum gekannt
Zur Zeit, als Kaiser Heinrich vor Con-
tessa

Mathilde fror im här'nen Bußgewand,
Wie kaum man's auf dem heiligen Con-
greß sah,

Bei dem voll Andacht sie den Fuß
verbrannt.

Bischöffe von Palmyra, von Odesa
Und Ephesus, mit Insul und mit Stola —
Habt Dank dafür, ihr Schüler des
Kohola!

oder:

Ja du, die du die Farben aufsträgt
wandbild,

Steh bei mir, neufranzösische Romantik.

Während nun hiebei die Satire auf die schlech-
ten Feuilleton-Romane moderner Fabrik ganz
verloren geht, drängt sich dagegen eine andre,
vom Autor weit erstter beabsichtigte Satire
breit in den Vordergrund. Sie ist in erster
Linie gegen das Concil, gegen die Jesuiten,
gegen das Romkirchenthum gerichtet, aber mit
dem Romkirchenthum identificirt sich dem Au-
tor das Christenthum. Er verhöhnt letzteres
(S. 207) in bitterster Weise, daß es durch die
Erfindung der Scheiterhaufen, Damschrauben,
des Herzenbrennens und der Judenmorde sich
verdient gemacht habe, im Gegensatz zum tole-
ranten Muhammedanismus. So kämpft er
denn auch gegen Rom nicht im Namen des
Christenthums, sondern im Namen des Chri-
stenhasses, mit Waffen die zu roh sind, als
daß damit etwas ausgerichtet werden könnte.
Die abscheulich blutigerige und grausame Räu-
berbande, die er im sechsten Gesang schildert,
läßt er mit Medaillen, Kreuzen, Heiligenbil-
dern geschmückt und „für Thron und Altar
begeistert“ sein; „an Dogmenstärke mißt und
festem Glauben sich ihnen keiner unsrer Pietis-
ten;“ eh sie auf Raub ausziehen, gehn sie in
die Kapelle, „und alle Dolche, Messer, Kara-
biner einsegnet am Altare Christi Diener;“ ja
einen ihrer Gesangenen machen sie in der Art
zur Zielscheibe ihrer Schüsse, daß diese Schüsse
auf seinem Leibe die Gestalt eines Kreuzes
bilden. Dabei murren diese Räuber über die
„Liberalen und Atheisten.“ Ein würdiges

Seitenstück zu diesem Gesang ist jene Geschichte
im 7. Gesang, die wir anstandshalber nicht
referiren können. Wenden wir uns lieber der
Rechtsseite des Werkes zu. Diese finden wir in
dem prophetisch-tiefen politischen Scharfblick des
für Demokratie schwärmenden Autors. Wenn
„Bismark mit Beust sich versöhnen wird, wird
Deutschland sich in ein Land wandeln, wo
Milch und Honig fließt“ (S. 324). Das ist
schon etwas; aber der wahre Heiland ist ihm
nicht Bismark, nicht einmal Beust, sondern
— Garibaldi. Den friedlichen Weisen von
Caprera apostrophirt er:

„Ja Herrlicher! vor dir ist nicht Parteilung;
Gefeiert von der Völker Zubeilhor,
Hoch über Haß und Hader und Entzweiung
In stiller Glorie ragst du hervor.“

Solch einen ganz verwünschten Schabernack
spielt hier der Genius dem Dichter Schach!
Wir bedauern lebhaft, daß uns dieser Roman
in Versen nicht einige Monate früher zu Ge-
sicht gekommen; wir würden ihn avec empres-
sement zur Lectüre für die gefangenen Tur-
kos empfohlen haben. Denn welches Buch hätte
so, wie dieses, vermocht, den Repräsentanten
muhammedanischer Toleranz und Milde einen
Begriff von dem neuesten Fortschritt deutscher
Geistes- und Herzensbildung zu geben?

A. E.

Patriotische Gedichte.

**Osterwald, W. Deutschlands Auferste-
hung.** Vaterländische Dichtungen aus
dem Jahre 1870. Halle in der Buchh.
des Waisenhauses. 20 Sgr.

In einer Zeit, wie der unseren, wo die
Nation im größten Maßstabe ein Heldenge-
dicht mit ihrem Blute geschrieben hat, wie es
mächtiger noch nicht über dem Strome der
Weltgeschichte gehört wurde, darf man nicht
verlangen, daß alle die gelegentlichen Ergüsse
dichterisch angelegter Naturen von bleibendem
Werthe sein sollen; ja auch das würde schon
Thorheit sein, zu wünschen, daß nur wahre
Dichter ihre Stimme erheben sollten, und daß
sie nur ihre besten Weisen vor dem Ohre des
Volkes sollten erklingen lassen. Ist auch ge-
wisß eine kritische Auslese für die Sammlun-
gen, welche bereits jetzt entstehen, berechtigt
und wünschenswerth; doch würde gar zu pein-
liche Strenge auch hier für die Zeitgenossen
nicht geeignet sein, weil damit manches beschei-
dene Blümchen unseren Blicken entzogen würde,
das auch neben dem mächtiger aufschießenden
Gewächs es verdient, von den Vorübergehenden
betrachtet zu werden. Der Sonnenbrand und

der Sturm der Zeit wird für die kommenden Geschlechter die Sichtung schon herbeiführen. Auch unter der vorliegenden Sammlung wird manches Blümlein, das in dem blutigen Frühling des neuen deutschen Reiches seinen Dienst mit gethan hat, verweht werden. Aber namentlich von den kürzeren Gedichten werden gewiß einige den späteren Geschlechtern überliefert werden, zumal von den zum Theil trefflichen Sonnetten am Schluß. Auch die größeren Dichtungen, welche eigentlich Betrachtungen in Versen sind, verdienen gelesen zu werden, und unter den humoristischen Stücken sind namentlich einige plattdeutsche recht gelungen. Am wenigsten gefällt uns die Vorrede, weil wir meinen, daß in so großer Zeit der Dichter hinter dem Gedichte, der Redner hinter der Rede verschwinden sollte.

Weitbrecht, A. Kriegslieder von 1870.
Stuttgart. Paul Neff. 9 fgr.

Es spricht sich in diesen Versen eine brave deutsche Gesinnung und auch mehrfach eine gewisse poetische Begeisterung aus. Aber das junge Blut schreibt, wie's quillt, und ohne eine taktvolle Wahl der besonderen Form für jeden Stoff, ohne eine sorgfältige Gestaltung des Stoffes in der einmal gewählten Form kann auch das Gute nicht zu der Schönheit gelangen, welche dazu anreizt, sich wieder und wieder an einem Gedichte zu erfreuen.

Wed, Dr. Gustav. Krieg und Sieg.
Deutsche Lieder. 2. Aufl. Zum Besten der deutschen Invalidenstiftung. Gbrlik.
E. Remer. 6 fgr.

Das Heftchen enthält nur 15 Nummern, aber genug um zu beweisen, daß der Verfasser eine dichterische Natur ist. Bei der Gewandtheit im Versbau, welche die meisten vorliegenden Gedichte zeigen, würden wir gerne einige Härten und sogar Plattheiten des Ausdrucks vermieden gesehen haben, um ohne jede Einschränkung das schöne Heftchen begrüßen zu können, dessen erste, schon 1867 geschriebene Nummer, ein wahrhaft prophetisches Wort, es allein schon verdient, daß wir dem Verfasser für seine Gabe Dank sagen.

Lieder aus Frankreich. Berlin. A. Duncker. 20 fgr.

Ausstattung sauber, Inhalt meist recht nüchtern. Manche Leute lachen bei jeder Gelegenheit, andere suchen den Narrenreiz durch ein paar Verse los zu werden.

Lieder zu Schutz und Trutz. Berlin.
Franz Lipperheide. 10 Hefte. à 10 fgr.

Von diesem schönen Unternehmen liegt uns eben die zehnte Lieferung vor, auch diese wieder mit trefflichen Beiträgen, wie z. B. der Adler v. R. A. Mayer, Eine alte Geschichte v. R. Gerok, Deutsche Siege von E. Geibel, An Straßburg v. Kladderadatsch, Ablösung v. H. Ringg, Der Thränenstein v. A. Kaufmann, Zwei Berge Schwabens v. R. Gerok, Kaiser Wilhelm v. Hoffmann v. Fallersleben, während auch die übrigen Nummern des Heftes sich noch recht wohl hören lassen dürfen. Aber um ein Gesammturtheil über die Sammlung abzugeben ist es noch zu früh; und nachdem sie bereits so ausgedehnte Verbreitung erlangt hat, scheint es zu spät, sie noch empfehlen zu wollen. Ist sie erst abgeschlossen, so wird sich wohl eine interessante Untersuchung an dieselbe knüpfen lassen z. B. über die Frage, in wiefern auf dem Boden der Prinzipien unserer deutschen Reformation oder auf demjenigen der französischen Revolution der Geist deutscher Dichtung die schöneren Blüten entwickelt, oder auch darüber, ob die deutschen Dichter als solche mehr royalistisch oder parlamentarisch gesinnt sind. Und da dürfte man denn wohl auch unter den Dichtern finden, daß bei uns Gott sei Dank weder die Dichter, noch die Männer ausgestorben sind, die treuen Männer nämlich, welche Gott fürchten und den König ehren. Und wenn allezeit die Treue der Deutschen erste Tugend gewesen ist, so wird man wohl auch finden, daß die treuen Sänger die besten Lieder gesungen und die treuen Schwerter die besten Schläge gethan haben.

Dr. D. S.

Deutsche Oftern. Zeitgedichte von R. Gerok. Stuttgart u. Leipzig. 1871.
Greiner und Amelang.

„Das Inter arma silent Musae ist diesmal nicht eingetroffen; die deutsche Kriegeslyrik ist in's Kraut geschossen, wie noch nie,“ schrieb uns in diesen Tagen ein Dichter, dessen Namen ich nicht verrathen will. Aber eine Freude ist's, daß, wenn wir uns in dieser poetischen Kriegsflora ergehen, wir nicht nur frischen Schmalz- und Butterblümchen, Wald-erblen und Wiesenschamkraut, Schlüsselblümchen und Hirtentäschlein begegnen, sondern daß unter den Eichen des seit Jahrhunderten mit Füßen getretenen deutschen Vaterlandes auch hohe Lorbeern aufgeschossen sind, die Stirn der Sieger zu kränzen, kräftige Stechpalmen, den geschlagenen Uebermuth zu geißeln, rothe Rosen unter den Lilien des Feldes, der wundenheilenden Liebe zum Kranze, Immortellen, das erstarkende deutsche Reich mit Gewinden der Hoffnung zu schmücken, und für die ver-

weinten Wimpern trauernder Mütter und Wittwen der Augentrost, der auf den Gräbern sproßt. Wohl die besten und reichsten Blüthen hat uns das alte Dichterland Schwaben geliefert; hier hat Kemmler seine begeisterten Lieder gelungen, hier Geroß in seine silberne Leier gegriffen und in seinen „deutschen Oestern“ ihr Klänge entlockt, so rein und harmonisch wie immer, aber so frisch und ergreifend, so herzerschütternd und brustdurchglühend wie noch nie: Deutsche Oestern! Deutschlands Auferstehn!

Aber solch ein Frühlingswehen
Hat noch nie die Flur durchbebt,
Aber solch ein Auferstehn
Hat noch nie ein Volk erlebt!

Gott zerbricht das Schwert der Schlachten;
das Osterfest bringt uns die Grüße des himmlischen Friedefürsten, den Trauernden den Trost der Auferstehung; möge es zu einem neuen Leben in Gott das deutsche Volk wecken — das sind die Grundtöne des ersten Liedes, das unter der Aufschrift: deutsche Oestern, wie eine gewaltige Symphonie den Reigen der übrigen eröffnet. „Am Hünengrab“ auf der Insel Sylt vernahm der Dichter das Donnerrollen des Kriegsrußs; heimelnd sieht er aller Orten „das Volk in Waffen“ kampflustig nach dem Rhein eilen:

Und wie ich betrete mein eigen Haus,
Da kommt ein junger Krieger heraus,
Da kommt mein Sohn mir entgegen:
„Grüß Gott, und gib mir den Segen!“

Auch „an die Prediger“ ergeht „das Aufgebot“; sie waffnen sich in Gottes Arsenal, und führen die alten Kraftgestalten des betenden Moses, des Jericho-fürzenden Josua, des Goliathbezwingers David, der weissagenden Propheten und des über die zum As gewordenen Stadt weinenden Menschensohns in den Kampf. Auch „die Geister der Helden“ der Freiheitskriege machen sich auf, mit zu streiten fürs Vaterland. — Der Krieg beginnt. „Die Turko's“ sind gegen unsrer Knaben blauäugig blond Geschlecht losgelassen. O schad um diese, die auf ritterlich Gesecht sich gerüstet haben. Doch getroßt; „es bleibt geschrieben stehn: Auf Löwen und auf Drachen und Ottern sollst du gehn.“ Und siehe, schon rollt ein Zug gesangener Turko's in den Bahnhof,

Mit Troddeln und mit Quasten
Durchs Fenster grinsen sie,
Ein wahrer Affenkasten.
O Spottmenagerie!

„Der erste Sieg“ ist erfolgt:
Was rennt das Volk? was lärm't durch die
Straßen der Nacht?

Vom Rissen fahr ich, aus halbem Schlummer
erwacht;
Fast will mir's grausen,
Da hör' ich's brausen:
Ein Sieg! ein Sieg! eine große gewonnene
Schlacht!

Laut ließt es einer beim Schein der Laterne:
Hört!
Der Kronprinz Sieger in blutigem Kampfe
bei Wörth!
Mac Mahon geschlagen,
Noch dauert das Jagen,
Der Feind macht auf der ganzen Linie Kehrt! u.

So wird Gravelotte, so Sedan besungen:
Sie haben ihn, den Schelm Napoleon!

Ein fecker Spieler warst du, doch kein Held!

So wird Straßburgs Wiedergewinnung, so das rothe Kreuz, der Tod der beiden jungen Grafen von Taube, das Friedensfest gefeiert, und die braven 61er Pommern aufs herrlichste über den ehrenvollen Verlust ihrer Fahne getröstet.

Wir haben hier nur über vierzehn dieser Lieder kurz andeutend referirt; es sind ihrer aber dreißig, darunter noch „des deutschen Knaben Tischgebet“, „zwei Berge Schwabens“, beide schon in Zeitschriften gedruckt, und das tiefergreifende „Schlachtfeld.“ Keine Empfehlung will diese Anzeige sein; deren bedarf es nicht; die einfache Nachricht, daß diese Lieder erschienen sind, wird genügen. A. E.

Sadenschmidt, Karl. Vaterlandslieder eines Gläffers. 31 S. 16. Straßburg 1871. Schauenburg.

Der liebe Verfasser ist als Mitarbeiter dieser Zeitschrift, wie durch seine theologischen Abhandlungen über Irenäus und über die Lehre von der Sünde*), uns vortheilhaft bekannt. Um so mehr freuen wir uns, ihm hier auf einem Felde zu begegnen, wo wir den Herrn Licentiaten kaum zu finden gedachten. Als geborener Straßburger, der in seiner Jugend den Druck der Fremdherrschaft tief empfunden, schon als Student in einer die vaterländisch deutsche Gesinnung vertretenden Verbindung zu Straßburg, der Argentina, einem Zweige des deutschen Wingolf, sich heimisch gefühlt und dann in Erlangen im fortgesetzten Studium seine Begeisterung für deutsches Wesen gesteigert, auch in späterer Zeit Deutschland bis in den Nordosten hinein aus eigener Anschauung kennen gelernt hat,

*) Vgl. die anerkennenswerthe Besprechung von B. im Märzheft dieser Blätter S. 180 f.

mußte Hackenschmidt auf seiner stillen Pfarre im Jägerthal bei Niederbrunn, an dem die Flucht der geschlagenen Armee Mac Mahon's vorüberbrauste, mit ganz besonderer Theilnahme den Fortgang dieses wunderbaren Krieges verfolgen, dem die deutschgesinnten Elsäßer, wie es in einem Briefe von dort heißt, „wie die Träumenden“ (Ps. 126) voll Jubel zuschauten. Andererseits mischte sich Wehmuth in die Freude um der welschen Gesinnung willen, die in dem urdeutschen Lande weithin Platz gegriffen hatte und namentlich von der Damenwelt in verletzender Weise zur Schau getragen sein soll. Dazu erweckte in den durch den anfänglich so zauberisch raschen Siegeslauf verwöhnten Gemüthern der nun verhältnißmäßig lange andauernde Uebergangszustand ein Gefühl des Mißbehagens, und manche Maßnahmen der Regierenden vermochten selbst die gutgesinnten Kreise nicht zu befriedigen.

In diese Lage der Dinge führt uns mit frischen Farben, welche der unmittelbarsten Erfahrung entnommen sind, das vorliegende, eben so niedlich ausgestattete, als nach Inhalt und Darstellung höchst empfehlenswerthe Heft, das selbst schon nicht ohne Anfeindung im Elsaß geblieben ist. Spott über die eiteln Franzosen, wie über die welschen Geberden der Landsmänninnen, deren „ehrlich deutsche Züge“ sammt dem „Auge blau und klar“ und dem „blond gezöpfen Haar“ zu Zeugen wider diese unedeln „Französinen“ aufgegeben werden, dann Dank gegen den deutschen Kaiser und vor Allem gegen den gnadenreichen Gott, fröhliche Wonne an der kaum gehofften und doch lange ersehnten Befreiung der väterlichen Provinz und wiederum erste Mahnung zu einem gottgefälligen Leben, damit nicht auch Deutschland's „schöner Morgenstern“ zur Erde sinke, Beugung unter die wohlverdienten Gerichte Gottes und Freimuth gegen die neuen Machthaber, allgemeine Liebe zum großen deutschen Reiche, wie Pietät für das engere Heimathsland — das sind die Gefühle, welche sich hier in lebendiger Herzenwärme ausdrücken und wie duftige Blumen zu einem lieblichen Kranze verschlingen.

Mögen diese Lieder in ganz Deutschland zünden wie der Blitz, daß wir mit dem Sängern beten können:

Du aber, Gott der Gnade,
Laß unsre Noth und Pein
Laß all' das Blut, die Thränen,
Ein süßend Opfer sein.

Laß sein getilgt, vergessen
Vergang'ner Tage Schuld,
Und wieder mög' uns strahlen
Das Antlitz Deiner Huld!

Und wieder grün' und blühe,
Aus Blut gezeugt auf's Neu',
Auf freiem deutschen Boden
Ein Straßburg deutsch und frei!

Stettin.

Dr. Kolbe.

Chrenthal, Wilh. Das Rutschlied auf der Seelenwanderung. Forschungen über die Quellen des Rutschliedes im grauen Alterthum, nebst alten Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. Mit einer Hieroglyphen-Tafel. Herausgegeben zum Besten der deutschen Invalidenstiftung. Sechste verm. Auflage. VIII. 72 S. 8. Leipzig, 1871. Brockhaus. 10 sgr.

Unter den sehr zahlreichen Volks- und Kriegsliedern, welche durch den deutschen Freiheitskampf des letztverfloffenen Jahres hervorgerufen sind, hat kein anderes in so kurzer Zeit einen solchen Beifall und eine so weite Verbreitung im Volke gefunden, als das Rutschlied. Was indessen die Aufmerksamkeit des Literarhistorikers für dies Lied in einem noch höheren Grade als das Natürliche und Ansprechende des Volksliedes in Anspruch nimmt, ist das Alter desselben. Denn indem man, wie es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, neugierig geworden, sich genauer nach dem Verfasser des Liedes erkundigte, entdeckte man, daß dasselbe einen weit älteren Ursprung als die Jetztzeit habe, ja, daß es sogar in das graueste Alterthum hinaufreiche.

Die vorliegende, innerhalb weniger Wochen in sechs Auflagen erschienene Schrift von Wilhelm Chrenthal giebt darüber eine eben so belehrende als unterhaltende Auskunft, weshalb wir es für vollkommen gerechtfertigt halten, sie hier kurz anzuzeigen, um so mehr, da sie zugleich einen redenden Beweis nicht nur von der Tiefe und dem Umfange der Kenntnisse, sondern auch von dem bewunderungswürdigen Scharfsinne und Fleiße der deutschen Gelehrten liefert.

Auf die erste Spur in's Alterthum leitete ein dem Sinne und Inhalte nach mit dem deutschen übereinstimmendes lateinisches Gedicht aus einem in einer alten Klosterkirche des Ostseestrandes aufgefundenen Codex membranaceus minio eleganter scriptus, dessen Majuskelschrift mit Varianten von verschiedenen Händen und Tinten auf das dreizehnte Jahrhundert hinwies. Daß dieses lateinische Gedicht die Vulgata eines hebräischen Kriegspsalms sei, ergab sich unzweifelhaft aus einer uralten, von dem gelehrten Rabbiner Dr. Jakobson in einem bisher unbeachtet gebliebenen geheimen Fache einer Lade von schwarzem

Eichenholze entdeckten, stark verschimmelten und von den Tempelmäulen schrecklich geschändeten Schriftrolle, welche den hebräischen Text enthält.

Dieser Entdeckung folgte bald eine andere Mittheilung des Dr. Kirchhoff, welche den Fund des Rutschkeliades in persopolitanischer Keilschrift, ja in Hieroglyphenschrift auf einem Gebälk- und Säulenfragment unter den Tempelresten zu Karnak nachweist und mit bewunderungswürdigem Scharfsinne erklärt. Nimmt man dazu die allerfrüheste Fassung des Rutschkeliades aus einem hieratischen Papyrus aus der Glanzperiode des neuen Reiches (im 14. Jahrh. v. Chr.), welche Professor Übers einsandte; die Sanskritprobe, welche Professor Brockhaus in Leipzig von einem Mitgliede der Asiatic Society of Bengal erhielt; den arabischen Versstreifen, den der Professor Fleischer von dem Kriegsgefangenen Ben Mohammed, der ihn bei Wörth als Amulet auf der Brust trug, erhandelte; ferner das aus Keiflavik auf Island von Dr. Bische eingeschickte Lied eines Skalden; die alt-französischen, provenzalischen und mittelhochdeutschen Rutschkeliader, sowie das vom Professor Th. Nöldeke aus einer Handschrift vom Jahre 472 mitgetheilte syrische Lied, zu dem derselbe ein in das Jahr 2333 v. Chr. scharfsinnig verlegtes syrisches Original vermuthet; sodann einen von Dr. Pauli in dem Archive der St. Negidientirche zu München aufgefundenen jüngeren Sanskrittext, und eine gothische Version, die in Begleitung des vielbesprochenen Hildesheimer Silberfundes aufgefunden ist; endlich ein von Leskien eingesandtes alt-bulgarisches Lied: — so erhält man eine Summe von unwiderleglichen Beweisen für die mythisch-symbolische Bedeutung des Rutschkeliades, durch die dasselbe in die Zeit vor der Trennung der Indogermanen und Semiten hinaufgerückt wird. Auch über die Etymologie der Namen Naposium, Rutschke und Paris hat der deutsche Scharfsinn eine Erklärung gefunden, die sich mit geschichtlich, wie sprachlich beglaubigten Thatsachen vollkommen vereinigen läßt.

Und daß die Forschung, einmal ange-regt, bei weitem noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden darf, sieht man aus der in der sechsten Ausgabe der Schrift von dem Verfasser hinzugefügten Nachricht, nach welcher ein deutscher Gelehrter kürzlich im Britischen Museum zu London unter den handschriftlichen Papieren, die von den Engländern als Beute aus Abyssinien mit zurückgebracht sind, in einem Zauberbuche, Auda Nagat, d. h. der Kreis der Könige, genannt, ein Gedicht von fünf vierzeiligen Versen gefunden hat, worin

er schon nach flüchtigem Lesen eine aus dem Arabischen oder Syrischen angefertigte äthiopische Uebersetzung desselben Liedes erkannte, das jetzt in Deutschland so viel gelesen wird und auch in's Englische übersetzt ist.

Treffend faßt der Verfasser das Resultat seiner fortgesetzten Forschungen S. 38 in folgenden Worten zusammen: „Hiermit bin ich denn zum Schlusse dieser Abhandlung gelangt, wenn auch nicht zum Schlusse der Forschungen, die immer noch fortgesetzt zu werden verdienen. Immerhin haben wir Ursache, uns der bisher gewonnenen Ergebnisse zu freuen. Aus ihnen folgt, wie mir scheint, schon jetzt: daß Rutschke ein bereits bei den ältesten Völkern gefeierter Heros war, in welchem wir symbolisirt sehen die mit heiterem Humor schön gepaarte, von Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache durchdrungene, unüberwindliche Kraft, mit welcher ein friedliches Volk zur Vertheidigung des Vaterlandes aufsteht, wenn es von räuberischen Feinden angefallen wird.

„Darum finden wir auch das Rutschkeliad auf einer förmlichen Seelenwanderung durch alle Culturvölker. Darum verstummt es in Zeiten der Erschlaffung, und erhebt dann wieder seine Stimme, sobald sich der Volksgeist von Neuem ermannt, wie im Jahre 1813, wo bereits die beiden ersten Verse von unsern Kriegern gesungen wurden. Jetzt in dem neuen großen Befreiungskriege erschallt es in vollen Tönen durch das ganze deutsche Land, und der Held des Liedes erscheint von Neuem herrlich verkörpert in der Gestalt eines braven Füsiliers, oder vielmehr eines Heeres von Hunderttausenden todesmuthiger Kämpfer. Ihr sieggewohnter Kriegsherrzog, Kaiser Wilhelm, führt sie an, den Lorbeerfranz im Silberhaar, Barbarossa's Schwert in der Heldenfaust. So Gott will, werden sie den Erbfeind vollends zu Boden schlagen, daß er nimmer wieder aufkommt.“

Der Ertrag der gehaltreichen und sauber ausgestatteten Schrift ist vom Verfasser und der Verlags-handlung zum Besten der deutschen Invalidenstiftung bestimmt.

B.

H.

Musikalische Literatur.

Musikalisches Conversationslexikon, eine Encyclopädie der gesammten musikal. Wissenschaften, für Gebildete aller Stände, unter Mitwirkung der liter. Commission des Berliner Tonkünstlervereins, sowie der Herren Willert, David u. bearbeitet

und herausgegeben von Hermann Mendel. Erster Band (A bis B, 636 S. gr. 8.). Berlin, 1870. Oppenheim. 1 thlr. 25 sgr.

Ein großartiges und äußerst dankenswerthes Unternehmen ist es, dessen vielversprechender Anfang hier vor uns liegt. Je allgemeiner musikalische Thätigkeit und musikalisches Interesse unter allen Schichten der Bevölkerung verbreitet sind, um so willkommener muß jedem Gebildeten ein solches Werk sein, welches nicht bloß, wie die gewöhnlichen „musikal. Conversationslexika“, über die gebräuchlichsten technischen Ausdrücke und die berühmtesten Componisten und Virtuosen nothdürftige Auskunft giebt, sondern als eine wahre Encyclopädie alle Theile und Partien der musikalischen Theorie (Musik und Harmonielehre), der Technik, der Lehre von den Instrumenten und der Instrumentation, sowie der Geschichte dieser verschiedenen Zweige, sammt der Geschichte der Composition in wissenschaftlich gründlicher und wissenschaftlich umfassender Weise, und dabei in einer klaren, jedem Gebildeten verständlichen Sprache zur Darstellung bringt.

Wenden wir unsern Blick zuvörderst auf die, die Geschichte der Musik betreffenden Artikel, so finden wir in dem vorliegenden Bande die alten und neuen Meister in Theorie, Composition und Ausübung in seltener Vollständigkeit aufgeführt und bündig und gründlich behandelt. Unter den Theoretikern haben wir nur den Pietro Aron (16. Jahrh.) vermisst, dessen „Toscanello“ kein unbedeutendes Werk ist, unter den niederländischen Zeitgenossen Josquin's nur Baldouin, falls dieser nicht als „Noel Baldouin“ für den Buchstaben B bestimmt ist. Doch dann müßten consequenterweise Anton de Fevin und Anton Divitis unter A. aufgeführt sein, was nicht der Fall ist. Auch Acaen vermissen wir; wahrscheinlich wird er in der richtigeren Bezeichnung Arnold Caen unter C auftreten; doch hätte „Acaen“ immerhin aufgeführt und und dabei auf „Arnold Caen unter C“ verwiesen werden dürfen.

Nächst den biographisch-historischen Artikeln fesseln die auf die Geschichte der Musikentwicklung bezüglichen unsere Aufmerksamkeit. Nicht nur bis in die Anfänge der Kirchenmusik reichen dieselben hinaus — wir erinnern hier an den ganz ausgezeichneten, von Thierfelder bearbeiteten Artikel über Ambrosianischen Gesang — sondern hinaus bis in die Geschichte der Musik der ältesten Culturvölker. Unter der (vielleicht nicht ganz

passenden) Aufschrift: „Musik, geschichtlich Entwicklung“ giebt Musikdirector C. Billert eine Darstellung der chinesischen Musik, welche nach dem Urtheil von Kennern der chinesischen Literatur durchaus vortrefflich ist. Kürzer ist seine Darstellung der ägyptischen, indischen, assyrischen Musik (für die assyrische, babylonische und arabische sind besondere Artikel von Arends und Billert vorhanden). Am mindesten hat uns die Darstellung der griechischen Musik oder Musik befriedigt, in welcher wir die nöthige Klarheit vermisst haben. Es hätte hier doch vor Allem erwähnt werden müssen, daß die Griechen alle Tonintervalle der Scala aus dem Quinten- und Quartenzirkel ableiteten; dabei wäre dann klar geworden, warum ihre Terz — $\left(\frac{3}{2}\right)^4 \cdot \frac{1}{2}$ d. i. $\frac{81}{64}$ — zu groß

wurde. Sodann mußte der Aufbau der Scala aus zwei Tetrachorden, welche auf zweifach verschiedene Weise, entweder *συνηµένως*: g a h c — c d e f, oder *διεσπυµένως*: c d e f — g a h c, verknüpft wurden, klar gemacht werden, woraus sich dann der Sinn der Bezeichnungen: Hypate, Mese, Paramesos, Nete = Prime, Quarte, Quinte, Octave, unschwer hätte klar machen lassen, was zum Verständniß des Artikels: „Neolische Tonart“ unumgänglich nöthig gewesen wäre. Ebenso hätten die drei Tondifferenzen *λείμμα*, (f:ges = $\frac{243}{256}$), *ἀποτομή* (ges:g = $\frac{2048}{2187}$) u. *κόμμα* (fis:g = $\frac{524288}{531441}$) erläutert werden müssen. Doch dies wird hoffentlich in einem Artikel über „Griechische Musik“ noch nachgeholt werden.

Vortrefflich sind sämmtliche Artikel, welche die Beschreibung und Geschichte der einzelnen Instrumente, unter denen sogar der arabische Argbul nicht vergessen ist, zu ihrem Gegenstande haben (wobei wir nur etwa einen verweisenden Artikel: Bagpipe, siehe Sackpfeife, vermisst haben), ebenso diejenigen, in welchen technische Ausdrücke erklärt werden. Nicht durchgängig ebenso haben uns die rein theoretischen, auf Musik und Harmonielehre bezüglichen Artikel befriedigt. Es gilt dies insbesondere von Tappert's Artikel: „Accord“, wo die Definition: Akkord ist eine drei- oder mehrstimmige Verbindung von Terzen, ebenso künstlich ist, als die Entwicklung der einzelnen Akkorde. Referent gesteht, daß ihn keine Entwicklung der Harmonie- und Akkordlehre in gleichem Maße befriedigt hat, wie die von Marx in dessen Compositionslehre gegebene. Die Octave (2 im Verhältniß zur Prime 1) läßt sich betrachten als Quarte der Quinte $\left(\frac{4}{3} \cdot \frac{3}{2}\right)$ und als Quinte der Quarte $\left(\frac{3}{2} \cdot \frac{3}{4}\right)$,

die Quinte $\frac{3}{2}$ ebenso als kleine Terz der großen Terz ($\frac{6}{5} \cdot \frac{5}{4}$) oder als große Terz der kleinen Terz ($\frac{5}{4} \cdot \frac{6}{5}$). Damit sind die Durgrundafforde der Tonika und Dominante, sowie die Mollgrundafforde beider gegeben. Wie sich nun durch Beifügung der kleinen Terz des Dominanten-Mollaffords (d. i. der kleinen Septime der Tonika) zum Dur- und Molldreiklang der Tonika der Dominantsepten- und der kleine Septenafford, und analog durch Beifügung der großen oder kleinen None die beiden Nonenafforde — aus diesen aber durch Weglassung des Grundtons wieder der verm. Septenafford und der übergroße Septenafford — und zwar alle sofort in grammatisch-richtiger Schreibart — entwickeln, das hat Marx so schön und klar entwickelt, daß sich eine principiellere Entwicklung der Affordlehre wohl kaum denken läßt. — Der treffliche Artikel „Akustik“ von Prof. E. Mach giebt eine äußerst gründliche Entwicklung der physikalischen und musikalischen Akustik in der Gestalt, welche dieselbe durch die Arbeiten und unter der Autorität von Helmholtz jetzt angenommen hat, obgleich Mach zu unserer Freude in manchen Punkten sich von Helmholtz emancipirt hat und namentlich dessen Erklärungsversuch der Ursachen der Harmonie für ungenügend, weil für bloß negativ erklärt (S. 123). „Zu unserer Freude“ sagen wir, nicht daß wir die außerordentlichen Verdienste von Helmholtz in der exakten Beobachtung verkennen wollten, sondern weil wir überzeugt sind, daß diese Akustik der Jetztzeit an einem principiellen Fehler oder Mißverständniß leidet. Es sei mir erlaubt, mich in wenigen Worten darüber zu erklären. „Ein Geräusch ist eine große Menge verschiedener Klänge, welche fort und fort wechseln“, definiert Mach im Sinne der modernen Akustik. — Das primitivste Element wäre hiernach der Klang. Zu dieser Anschauung gelangt man dadurch, daß man die Vibration des klangerzeugenden Körpers (z. B. eines Stabes, einer Saite, Glocke u. dgl.) ohne weiteres als gleichartig betrachtet mit den Vibrationen der atmosphärischen Luft, welche unser Gehörner als Klang vernimmt, obgleich man dann doch hinterher gelegentlich zugeben genöthigt ist, daß jene Schwingungen fast durchgängig transversale, diese aber entschiedene longitudinale „Wellenbewegungen“ darstellen. Ich habe nun schon in meinem „System der musikalischen Akustik“ (Erlangen, 1866. Deichert) an die Thatsache erinnert, daß das primitivste Element überhaupt nicht der „Klang“, sondern der Schall

ist, bei welchem von Schwingungen, die sich mit Wellenbewegung vergleichen ließen, noch gar keine Rede ist. Ein Schlag oder Stoß mit einem Stein auf einen andern giebt einen einmaligen, einfachen Schall, d. i. eine einzige Höhlkugel verdichteter Luft, die von der Centrafstelle der Schallerzeugung aus concentrisch sich ausdehnt, so daß jedes Ohr, es stehe näher oder ferner, einmal von ihr getroffen wird, und einmal den Schall des „Stoßes“ oder „Schlages“ vernimmt. Eine Reihe ungleichartiger Schalle giebt ein Geräusch. Ein Klang oder Ton (ich habe meine Gründe, beides vorberhand als identisch zu setzen) entsteht erst, wenn künstlich auf mechanischem (oder beim Gesang auf organisch-mechanischem) Wege eine Reihe gleichartiger Schalle hervorgebracht wird, so daß Verdichtungs- und Verdünnungshöhlkugeln gleicher Dichte (sogenannter „Wellenlänge“) in gleichen Zeitintervallen auf einander folgen. Man bedient sich hierzu entweder der schwingenden Stimmriße oder schwingender Saiten, Stäbe, Glocken, Metallzungen, oder ruft (wie beim Anblasen der Flöte, Trompete u. s. w.) unmittelbar in einer Luftsäule einen solchen regelmäßigen Wechsel von Verdichtung und Verdünnung hervor. Diese Reihe von Zwiwellschalen ähnlichen Verdichtungs- und Verdünnungshöhlkugeln, die alle von der tonerzeugenden Quelle aus concentrisch sich ausdehnend weiter schreiten, kann nur bildlich als eine (longitudinale) Wellenbewegung bezeichnet werden (indem der Grad der Verdichtung bildlich als Höhe eines Wellenberges, und die Art der Abnahme der jedesmaligen Verdichtung als Form dieses Wellenberges dargestellt wird. — Wenn nun der tonerzeugende Körper, z. B. die Saite, eine complicirte Schwingung macht, so erzeugt sie gleichzeitig mehrere „Klänge“ oder „Töne“, und es ist irreführend zu sagen, daß der Klang selbst als solcher aus mehreren „Tönen“, einem Hauptton und verschiedenen Obertönen bestehe. Vielmehr sind es eben mehrere Klänge, die durch den Einen Tonerzeuger (vermittelt komplirter Schwingung) erzeugt werden. Und so ist es denn auch durchaus kein Beweis (was S. 118 als solcher angeführt wird) für das Bestehen je eines Klanges aus mehreren Tönen, daß, wenn man auf einem Clavier die Saite C entdämpft und G kurz anschlägt, man auf der C-Saite g (nicht G!) nachklingen hört. Vielmehr hat man bei diesem Experiment die C-Saite auf mechanischem Wege gezwungen, sich in drei Drittel so zu theilen, daß jedes dieser Drittel für sich schwingt und somit den Ton g ertönen läßt. Ich habe in meinem „System der musikalischen Akustik“ gezeigt, daß man auf analogem Wege die C-Saite zwingen

kann, die Töne *e*, *h* und *c*, oder die Töne *e*, *g* und *c* u. s. w. mit einander ertönen zu lassen! — Mit diesem Theorem, daß der Klang als solcher aus einer Mehrheit von „Tönen“ bestehe, fällt aber von selbst der Versuch, das harmonische Verhalten gewisser Intervalle (z. B. der Oktave, Quinte, Terz) daraus erklären zu wollen, daß diese Intervalltöne sammt ihren Obertönen minder auffällige „Schwebungen“ oder Stöße hervorbrächten, wie denn Mach selbst das Unzureichende dieser Erklärung anerkannt hat. Nach Helmholtz stellt sich im Vokal u der reine Grundton ohne Obertöne dar; wenn nun drei Sänger auf die Töne *c* *e* *g* die Silbe „du“ singen, so ist das harmonische Verhalten dieser drei Töne ganz das nämliche, als wenn sie „da“ oder „der“ oder „die“ singen, was doch nicht der Fall sein könnte, wenn von den mehr oder minder leidlichen Stößen der Obertöne oder auch nur von der Congruenz dieser Obertöne der Wohlklang und das harmonische Verhalten abhinge. Daß Helmholtz jenen Obertönen seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, ist in hohem Grade verdienstlich; nichtsdestoweniger glaube ich, daß er aus ihnen zu viel abzuleiten sucht. Alle viel, von jenen Obertönen (S. 118 ff.) hergenommenen Argumente, ebenso wie die von Nettingen aufgestellte Unterscheidung physischer Tonverwandtschaft, reduciren sich am Ende doch nur auf das überaus einfache Gesetz, in welchem ich (System der Musik §. 114—134) die Ursache des harmonischen Verhaltens nachgewiesen habe. Nicht ein physikalischer Hergang außer uns, sondern ein seelischer Akt in uns ist es, der uns die Töne, welche ein und derselben Zerfallungsreihe (der Reihe $2 = \frac{4}{3} \cdot \frac{3}{2}$

$= \frac{4}{3} \cdot \frac{6}{5} \cdot \frac{5}{4}$ d. i. *C* *e* *g* *c*, oder der andern

Reihe $2 = \frac{3}{2} \cdot \frac{4}{3} = \frac{6}{5} \cdot \frac{5}{4} \cdot \frac{4}{3}$, d. i. *C* *f* *a* *c*)

angehören, als harmonisch zusammenklingend, adäquaten Combinationen von Tönen aus entgegengesetzten Reihen (wie *e* und *f*, *g* und *a*) als disharmonisch empfinden läßt, analog, wie das Auge die Verhältnisse des goldenen Schnittes unmittelbar als wohlthuende empfindet, ohne eine Rechnung vorgenommen zu haben. — Auch den Unterschied der Vokale möchte ich nicht ausschließlich auf die mitklingenden Obertöne zurückführen, um so minder, als Helmholtz selbst zugiebt, daß nur in gewissen Tonlagen dies Mitklingen deutlich stattfindet. Und so hat Mach gewiß Recht, wenn er (S. 115) auf Donders verweist, welcher aus der Form der sogenannten Wellencurven (d. h. der Art der Beschleunigung der Ab- und

Zunahme der Verdichtungshohlkugeln) den verschiedenen vokalischen Klang ableitet. Und mit eben solchem Rechte sagt er (S. 116): „die Klangfarbe kann nur von der Form der Schwingungen abhängen“, freilich im Widerspruch mit S. 118, wo er auch die Klangfarbe mit Helmholtz aus den Obertönen ableitet. Doch schließt freilich das Eine das Andere nicht aus, und wir sind selbst der Meinung, daß, namentlich bei Saiteninstrumenten, neben der Form der Schwingung (die für die Streichinstrumente als edlige nachgewiesen ist) auch das Mitklingen von Obertönen bestimmend auf die Klangfarbe einwirke.

Man versehe diesen Excurs über einen einzelnen Artikel, freilich eben einen Artikel von fundamentaler Wichtigkeit, und einen Excurs, worin die Herausgeber und Mitarbeiter dieses Conversationslexicons einen Beweis sehen wollen, zu welch' gründlichem Studium das vortreffliche Werk den Referenten angeregt hat. Wir wünschen diesem hochverdienstlichen Unternehmen die weiteste Verbreitung, und möchten schließlich nur noch den Wunsch aussprechen, daß der in der Geschichte der älteren Musik so ausgezeichnet bewanderte Hofrath Ambros in Prag als Mitarbeiter gewonnen werden möchte. A. Ebraud.

Frank, Paul. *kleines Tonkünstler-Lexicon.* Leipzig, 1869. Carl Neeseburger. 4. Auflage. 9 sgr.

Ein ganz handliches Bändchen voll bio- und bibliographischer Notizen aus der Tonkünstlerwelt. Die eingeflochtenen kritischen Bemerkungen erhöhen den Werth derselben kaum, da sie selten von einer richtigen und tieferen Auffassung der Schöpfungen unserer Meister ausgehen.

Gock, Friedrich. *30 neue Lieder für Mädchen.* op. 8. Berlin, 1868. Adolph Stubenrauch.

Gute Texte, melodiose Compositionen und correcter zweistimmiger Satz. Diese Lieder-sammlung wird dem Zwecke des Gesangs-Unterrichts in den Oberklassen unserer Mädterschulen vollkommen entsprechen.

Bahn, Johannes. *Liederbuch für den Männerchor.* Nördlingen. C. H. Beck. 3. Auflage. 15 sgr.

Eine sehr empfehlenswerthe Sammlung der besten Männerchorgesänge, von welchen Alles ausgeschloffen ist, „was dem Text nach unrein und anstößig, nichtsagend und ordi-

nair erschien, und was nicht auch eine bedeutende, ausdrucksvolle und doch zugleich ansprechende und einfache Melodie hat." Im Allgemeinen sind es nur gute ältere Choralieder, welche uns hier gegeben werden, und wir können dies nur loben, weil auch wir der Uebersetzung sind, „daß die meisten dieser alten Lieder noch neu sein werden, wenn die meisten der jetzt für neu geltenden veraltet sein werden.“ Nur damit können wir uns nicht einverstanden erklären, daß auch ursprünglich für den gemischten Chor geschriebene Lieder, für den Männerchor arrangirt, aufgenommen sind. Das war nicht nöthig und nicht im Interesse der ursprünglichen Composition.

Schubert, F. C. Die Orgel, ihr Bau, ihre Geschichte und ihre Behandlung. Leipzig, 1867. Carl Merseburger.

Eine Abhandlung über Allerlei, was die Orgel, Orgelbauer und Organisten angeht. Neben der Beschreibung des Baues und der Einrichtung der Orgel und ihrer einzelnen Theile findet sich ein alphabetisches „Verzeichniß der Register mit Hinweisung auf ihre Struktur, Tongröße und Toncolorit und anderer (?) dabei gebräuchlicher Kunstausdrücke.“ Daran reiht sich ein Verzeichniß bekannt gewordener Orgelspieler und Orgelvirtuosen, in welchem indeß noch mancher gute Name zu vermissen ist. Das Ganze schließt zur Kurzweil mit einem Anhang: „Merkwürdige Episoden und Curiosa aus dem Leben einiger Organisten und Orgelspieler“, in welchem Abschnitte dann besonders Mittheilungen aus dem Leben des gänzlich verkommenen Louis Böhmner im Thüringen'schen figuriren. Für Organisten wird dieses Büchlein manches Interesse haben. Zum Studium der Orgel für Dilettanten wird es dagegen nicht ganz genügen, da die Darstellung oft zu viel voraussetzt, oft aber auch den Gegenstand nicht ganz klar behandelt.

Frank, Paul. Geschichte der Tonkunst, ein Handbüchlein für Musiker und Musikfreunde. Leipzig, 1870. Carl Merseburger. 2. Auflage. 22½ sgr.

Als solches Handbüchlein wohl zu empfehlen; Darstellung geläufig, übersichtlich, nicht erschöpfend, aber für nicht wissenschaftliche Anforderungen genügend.

Schubert, F. C. Instrumentationslehre nach den Bedürfnissen der Gegenwart.

Leipzig, 1869. Carl Merseburger. 2. Auflage. 9 sgr.

Praktisch gut, vor Allem wohl allen Musikdirigenten, welche zum Arrangiren von Clavier- oder Gesangsstücken für das Orchester oft veranlaßt sind, willkommen. Jedes Instrument ist richtig und leichtfaßlich beschrieben, sowohl nach seiner Eigenart, wie nach seiner Bedeutung für das Orchester.

Wolfram, Ernst G. Wegweiser zur musikalischen Fortbildung der Volksschullehrer. Leipzig. C. Merseburger. 7½ sgr.

Ein zweckmäßiges Hülfsbüchlein für den Volksschullehrer, welcher eine nicht zu unterschätzende musikalische Aufgabe zu lösen hat, aber selten so glücklich ist, selbst die nöthige Vorbildung zu besitzen oder sich auf dem nothwendigen Standpunkte der musikalischen Befähigung zu erhalten. Der Verf. giebt dem Volksschullehrer kurz die Gesichtspunkte an, aus welchen er den Unterricht im Gesang, im Clavierspiel, auf der Orgel, der Violine zu ertheilen hat, und können wir diese nur sehr rationell nennen. Außerdem wird eine übersichtliche Nachweisung der auf den verschiedenen Gebieten und für die verschiedenen Stufen der musikalischen Bildung erscheinenden Literatur gegeben, und wird auch hiermit den zahllosen Lesern, welchen in ihrer ländlichen Umgebung die Gelegenheit, sich über die musikalischen Erscheinungen zu unterrichten, fehlt, besonders gebient sein.

Gentschel, Ernst. Liederhain, Auswahl volksmäßiger deutscher Lieder für Jung und Alt, zunächst für Knaben- und Mädchenschulen. 3. Heft. Leipzig, 1869. C. Merseburger. 1½ sgr.

Erk, Ludwig u. Ben. Widmann. Neue Liederquelle, periodische Sammlung einstimmiger Lieder für Schule und Leben. Heft II. Leipzig, 1869. Ders. 3 sgr.

Erwünschte Beiträge zu dieser in den letzten Jahren, besonders durch das hohe Verdienst Ludwig Erk's wohl, aber doch noch immer nicht genügend gepflegten Theil der musikalischen Literatur. Der billige Preis (das erst genannte Heft kostet 1½, das andere auch nur 3 sgr.) ermöglicht die größte Verbreitung dieser Sammlungen, welche um ihres Inhalts willen Schulen nur willkommen sein können.

Frank, Paul. Taschenbüchlein des Musikers. Leipzig, 1870. C. Merseburger. 7. Aufl. 4 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Vollständige Erklärung der in der Tonkunst gebräuchlichen Fremdwörter, Kunstausdrücke und Abbreviaturen, welche dem Lehrer und Freunde der Musik nützlich ist. Der übrige Inhalt des nett gedruckten Bändchens („Anfangsgründe des Musikunterrichts und manches andere Wissenswerthe“) ist unbedeutend und in diesem Umfange ziemlich werthlos.

Wallner, Edmund. Die Oper im Salon. Ein reichhaltiges Repertoire von ein- und mehrstimmigen Gesängen, welche ohne oder mit Scenerie und Costüm von Dilettanten leicht besetzt und ausgeführt werden können. Erfurt. Friedr. Bartholomäus.

Der Titel giebt Zweck und Inhalt dieses Heftes genau an. Wenn an einem solchen Repertoire gelegen ist, kann es empfohlen werden.

E. Ertl u. A. Jacob. Patriotischer Sängerkhain. Lieder über den deutschen

Volkskrieg von 1870 u. 1871. Für gemischten Chor, zunächst für Gymnasien, Real- und Bürgerschulen. Heft I. Berlin. Ad. Stubenrauch.

Der große nationale Krieg hat alle Kräfte unseres Volkes angeregt und alle Künste in Bewegung gesetzt, — das ist nicht der kleinste Segen der großen Zeit. Welch' reiche Blüthen hat die Poesie getrieben! Und mit der Poesie Hand in Hand geht ihre freundliche Schwester, die edle Musica. Eine sehr gediegene Auswahl (39 Stück) aus der Fülle unserer Lieder bietet obengenanntes Heft, dem noch fernere folgen sollen. Die wohlbekannten und wohlverdienten Herausgeber sind uns sichere Bürgschaft, daß wir Tüchtiges und Frisches in dem Hefte finden. Neben bekannten Melodien und besonders Volksweisen enthält das Heft auch manche neue Weisen von Ertl, Jacob, A. Kern u. A. — Eine ganz ähnliche Sammlung für Männerchor haben dieselben Herausgeber unter dem Titel „Teutonia“ erscheinen lassen. Beide Sammlungen werden den zahlreichen Gesang-Vereinen unseres sanglustigen und sangkundigen Volkes willkommen sein.

D.

III. Referate aus Zeitschriften.

Das Ausland, 1871. Nr. 1—18.

Nr. 1. — Rückblicke auf die auswärtige Politik. 2) Frankreich. Frankreich und der Norddeutsche Bund werden in ihrem Verhältnisse und Verhalten zueinander, wie es sich seit 1866 gestaltet hatte, zweien Eisenbahnzügen verglichen, welche auf derselben Schienenpiste einander entgegenreisen und, obgleich sie sich bemerkt haben und beiderseits ihren Lauf zu hemmen suchen, doch ihren Zusammenstoß nicht mehr zu verhindern im Stande sind. Auf Grund dieses, aus einer Rede Brévoist-Paradol's, des jüngst verstorbenen franz. Gesandten in New-York entlehnten Vergleichs fragt der Ref.: „Warum mußte der Zusammenstoß bei der Bahnzüge stattfinden?“ und antwortet: „Ein wenig Bedachtsamkeit, der Blick eines Thiers, hätten ausgereicht, Geschehenes nie geschehen zu lassen. Und wenn es französischer Eitelkeit zu schmer gefallen wäre, die deutsche Stärke anzuerkennen, so hätte man sie mit der Ausrede beschwichtigen können, man halte Friede aus Scheu vor der Hoheit eines secularen Gedankens. Ohne

diese Scheu und ohne jene Erkenntniß den Zeitpunkt des einzig möglichen Gelingens versäumen, und im ungeschicktesten aller Momente alles zu überflürzen — wie konnte das anders endigen, als mit einer Waffenerstreckung, die beispiellos in der Geschichte dasteht?“ —

Nr. 2. — Ueber die geograph. Verbreitung der Schmetterlinge und die drei Hauptfaunen der Erde. Von Gabr. Koch. 1) Die abendländische Fauna (Europa und ganz Nordasien); 2) die indische oder asiatische Fauna (Hochasien, Oceanien, N.-Holland, Ostafrika); 3) die transatlantische oder amerikanische Fauna. — Rückblicke u. 3) Rußland. Die neuliche schroffe Kländigung der pontischen Friedensbestimmungen seitens des russ. Cabinets sei keineswegs ohne Weiteres mit fertigen Anschlägen Rußlands wider die Türkei in Verbindung zu denken; es sei schon an sich hinreichend begreiflich, daß eine Nation, wie die russische, sich nicht länger gefallen lassen will, auf dem Pontus, „der doch gewiß von Rechtswegen ein russischer See heißen sollte,“ entwaffnet sich

herumtrollen zu müssen. Freilich sei die Rücksichtslosigkeit, womit R. im vor. J. den Schritt dieser Kündigung gethan, daraus begreiflich, daß die russ. Kriegsmacht dormalen unter der Leitung eines schöpferischen Kopfes, des Generals Miljutin, stehe, und daß die von diesem theils schon eingeführten, theils vorbereiteten Verbesserungen (wie die demnächstige Einführung allgemeiner Wehrpflicht mit dreijähriger Dienstzeit) Rußlands Zuversicht und das Gefühl seiner Kraft, zumal gegenüber England, mächtig gehoben hätten. — Große Vervollkommnung des Mikroskops (durch Dr. Hoxton = Pigott's „aplanatischen Sucher“, eine ganz neue Erfindung, welche die Kraft, Annäherung und Bestimmungsfähigkeit des Mikroskops außerordentlich vermehren soll).

Nr. 3. — Die Cosmogonie der Edda von naturwissenschaftlichem Standpunkte (Mit einer Welttafel der Edda). Von F. W. Noad (fortg. aus Nr. 2). Sämmtliche charakteristische Grundzüge der mythologischen Weltanschauung der Edda, — die Lage des menschenbewohnten Midgard (mit Asgard als Centrum) inmitten des „Eisernen Ring“, d. h. des Weltmeers, jenseits dessen die ungeschlachtigen Niesen oder Riesen wohnen, das Verhältniß von Niflheim zu Muspelsheim, der Weltbrand Raunrofr als vulkanartig zerstörende Katastrophe der fernsten Zukunft zc. — sind nach dem Verf. (seinem Bruder des bekannten Religionsphilosophen Ludw. Noad), als Reflexe der von der Insel Island dargereichten merkwürdigen Natureindrücke zu betrachten, wie denn insbesondere die Lage dieses vulkanreichen eisbedeckten Eilands inmitten des arktischen Oceans sich den ebbischen Schilderungen von Midgard's Lage im Weltmeere aufs Nächste vergleiche. Es sei also diese mythologische Dichtung als „eine sinnlich-geistige Pflanze des isländischen Bodens“ zu betrachten, die, wenn auch einst von Scandinavien her auf diesen Boden verpflanzt, „doch sicher acclimatisirt worden sei.“ Die Ausführung dieses Gedankens, wie der Verf. sie versucht, bietet neben manchem Geistreichen und Schönen doch nicht wenig des Gezwungenen dar. — Dr. Nachtigals Reise von Silma nach Kufa in Bornu (zur Ueberbringung der Geschenke des Königs von Preußen an den dortigen Sultan). — Rückblicke zc. 4) Großbritannien (Ueber die unbillige Beurtheilung der Bismarck'schen Politik und der deutschen Kriegsführung und Friedensschließung mit Frankreich seitens vieler Engländer, sowie über die erbliche Feindschaft zwischen England und der Nordamerikanischen Union). — Entwicklungsgeschichte des Kosmos (Referat über die so betitelte Schrift von H. J. Klein, Braunschw. 1870).

Nr. 4. — Ueber die technischen Fertigkeiten der Chinesen (gebiegender Beitrag zur Culturgeschichte der Chinesen, insbesondere der Geschichte ihrer mechanischen Erfindungen und industriellen Fortschritte). — Charles Darwin und seine Gegner. Ein Ref. über Dr. J. Huber's krit. Beleuchtung der „Lehre Darwin's“ (München 1871), das in der Hauptsache den Darwinismus gegen die Einwürfe dieses Philosophen vertheidigt und sowohl die Annahme eines Descendenzverhältnisses zwischen den unwillkürlichen Pflanzen- und Thierarten

und den gegenwärtigen, als auch die Theorie vom „Kampfe ums Dasein“ für ausgemachte Wahrheiten erklärt, welche kein Naturforscher von Bedeutung (Agassiz, Murchison und Göppert etwa ausgenommen) mehr für bloße Hypothesen halte. Nur die von Wallace gegen einige Punkte der Darwin'schen Lehre von der natürlichen Zuchtwahl vorgebrachten Argumente seien wirklich erheblicher Art. „Wenn übrigens etwas für die Trefflichkeit der Darwin'schen Hypothese spreche, so sei es dies, daß sie zu solchen schätzenswerthen Schriften angeregt habe, wie die Kritik von Huber.“ —

Nr. 5. — Das Leben auf der Landenge von Panamá (Schilderung der Eisenbahn von Aspinwall nach Panamá, ihrer merkwürdigen Bedeutung, sowie der sittlichen und Cultur-Zustände der Bewohner Panamá's). — Dr. Adolf Bastian's Reisen in China und Peking bis zur mongolischen Grenze. Ein Ref. über Bd. VI. des bekannten Bastian'schen Reisewerks: „Die Völker des östl. Asiens“ (Jan. 1871). Interessant sind besonders einige darin mitgetheilte Bemerkungen Bastian's über die Fortschritte der Naturforschung und deren Verhältniß zum Glauben an Uebersinnliches: „So zieht sich überall im Fortgange der Geschichte die Gottheit mehr und mehr aus der Natur zurück, und enthält sich der selber bei jeder Gelegenheit supportirten Eingriffe in den Gang derselben. . . . Trotz aller Partial Siege, welche wir hier und da errungen haben, steht uns doch die Natur im Großen und Ganzen noch ebenso schroff und starr, noch ebenso stumm gegenüber, wie unsren Vorfahren und den culturlosen Wilden. Diese Hoffnungslosigkeit würde zermalmend für das Bewußtsein sein, wenn sich nicht hier und da einige Durchblicke auf Harmonien ewiger Gesetze eröffnen hätten. Die Civilisation steht am Rande eines gefährlichen Absturzes. Gelingt es ihr nicht bald, aus der Naturforschung (?) sich eine neue Grundlage ihrer moralischen Weltordnung zu bilden, so ist sie rettungslos verloren (!). Denn die Götter, welche wiederholt in ihre subjective Entstehung zerlegt sind und in der Dehnbarkeit ihres Begriffs längst die äußerste Grenze erreicht haben, könnten ihr diesmal nicht wieder helfen!“ Als ob die dauerhafte „Grundlage der moralischen Weltordnung“, deren Bildung hier postulirt wird, nicht schon längst in der biblischen Offenbarung vorhanden wäre! — Ein Besuch bei Munzinger in Moskau (Ostasien). Von Heinr. Frhen. v. Maschan (mit verschiedenen gütigen Seitenhieben auf die „Missionäre“ insgesamt, sowie insbesondere auf einen gewissen schwedischen Missionar in Massaua, „einen der unwissendsten und bornirtesten Menschen, der je nach Afrika geschickt wurde, um Heiden zu bekehren“ . . . „Mit der Sprache unbekannt, in ihrer nationalen Egothät sich streng abschließend, haben diese Leute auch fast mit Niemanden Umgang, mit „Heiden“, die es in Massaua nicht gibt, natürlich auch nicht. Sie leben also hier ein gemüthliches Stilleben, halten Vetsunden, schreiben erbautliche Briefe nach Schweden, und damit ist wahrscheinlich den dortigen „frommen Seelen“ gedient . . . Ganz anders ist dagegen der Eindruck, welchen die kathol.

Missionäre machen. Diese schlauen Mönche sind zwar überall gehaßt und gefürchtet, aber sie fassen trotzdem doch Fuß“ u.

Nr. 6. — Moritz Wagner über die Entstehung der Arten durch Colonisten. Zur Entstehung einer neuen Art fordert M. Wagner (in seiner früher im „Ausland“ publicirten Abhdlg. über „das Migrationsgesetz der Arten“) „daß von Zeit zu Zeit entweder ein Individuum oder ein Paar vom Verbreitungsgebiete oder Stationsorte der Stammart räumlich sich lostrennt und an einem neuen Standort, meist in der Nachbarschaft der früheren Heimath, aber gewöhnlich durch die Schranke eines Gebirgs, einer Wüste oder eines Meeres, oft auch nur eines breiten Stromes von ihr geschieden, eine isolirte Colonie gründet. Ist eine Colonie durch räumliche Hindernisse gegen ein Nachrücken der unveränderten Stammart gut geschützt, so kann dann durch Kreuzung nicht wieder ein Rückschlag in die Urform eintreten. Durch geschwisterliche oder nächste verwandtschaftliche Paarung müssen vielmehr die Sondermerkmale des abgetrennten Stammpaares oder Einzelwesens in dessen nächsten Nachkommen sich steigern, also im Laufe mehrerer Geschlechter sich schärfer ansprägen“ . . . „Zwei Darwinianer, Hädel und Weißmann, hatten gegen diese Ansicht Einwände geäußert, auf welche Wagner jetzt in einer neuen Schrift antwortet: „Ueber den Einfluß der geographischen Isolirung und Colonienbildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen.“ Der Ref. stimmt den Darlegungen dieser Schrift in allen Hauptpunkten zu, und behauptet insbesondere die vorzügliche Eignetheit des Wagner'schen Migrationsgesetzes zur Erklärung jener schon früher vielfach wahrgenommenen Erscheinung der „vicarirenden Species“ oder der „Aequivalente“ der Thier- und Pflanzenwelt in verschiedenen Ländern oder Welttheilen.

Nr. 7. — Ueber alte Geographie von Indien (Referat über des Generals A. Cunningham Werk: „The Ancient Geography of India“, London 1870, nach dem „Athenäum“). — Die Indianer in Britisch Guayana. 1) Die Indianerstämme der Rüste. Von Karl Ferd. Appun. Reichhaltige Mittheilungen über die Stämme der Arawaaks, Warrans und Garraons, Caribis und Accawais, besonders über ihre Pflanz- und Zaubergeister, ihren Aberglauben und ihren jetzt verschwundenen, aber aus den Muschel- und Knochenresten ihrer Tumuli (vermittelt der durch W. Bretts seit 1865 betriebenen Nachgrabungen) als einst in hohem Grad bei ihnen vorhanden gewesenem Kannibalsmus. Ueber den Werth und Erfolg der bei diesen Stämmen durch englische Missionare angestellten Missionsversuche urtheilt Appun zwar mild und billig, was die persönliche Thätigkeit und Vortrefflichkeit der Missionare (namentlich jenes Dr. Bretts) betrifft, aber doch überwiegend ungünstig, sofern er dazu neigt, lediglich Scheinbesserungen bei den Indianern anzunehmen, neben welchen angeblich heimliche Ausschweifungen arger Art bei Trinkfesten und dergl. hergehen. Er behauptet in dieser Hinsicht die Indianer besser zu kennen, als die Missionare selbst, und tiefere Blicke in ihr Leben gethan zu haben.

Nr. 8. — Gegenwärtige Zustände in Nordamerika. 1) Canada. 2) Ein Picnic nach den Felsgebirgen (Lebendige Reisebilderungen und Sittengemälde, erst Grund des Werks von John White Fellow des Queens-College zu Oxford): Sketches from America. London 1870. Besonders die in Nr. 2 beschriebene Reise nach den Felsgebirgen, welche der englische Tourist von Chicago aus zusammen mit einer Gesellschaft amerikanischer Journalisten im J. 1867 unternahm und wobei die Pacific-Bahn, soweit sie damals fertig, benutzt wurde, bietet nicht geringes Interesse dar. — Indische Literaturerzeugnisse im J. 1870 (auf Grund von Garcin de Tassy's Schrift: „La Langue et la Littérature Hindoustanie en 1870“). Interessant ist in dieser Rundschau die Beurtheilung der Brahma-Samabsh-Secte des Babu Keshab Chander Sen und ihre Einwirkung auf das dermalige religiöse Culturleben Indiens. Der Ref. verpricht sich von derselben wesentlich nur negative Resultate. „Eine neue Kirche zu gründen wird ihnen nicht gelingen, wohl aber 1000jährige Vorurtheile, besonders aber das unerträgliche Kastensystem durch solche Contreminuten zu zerstören. In den Städten Bengalens und Hindustans hat das Band, welches früher die Menschen zu Genossenschaften verknüpfte, und der Dämon, welcher diese Genossenschaften aneinander hegte, — es hat der religiöse Fanatismus seine Macht verloren; und eine Kirche ohne den Ritt des Fanatismus bleibt ohne Consistenz, und ist nur ein momentanes, wenn auch erkenntliches Symptom des allgemeinen Fortschritts.“

Nr. 9. — Englische Urtheile über Frankreich und Deutschland (Auszug aus dem der deutschen Sache sympathischen Aufsatze des Quarterly Review: Political Lessons of the War, sowie aus mehreren derselben Sache abholden Artikeln eines Dr. Gladstone [nicht des Premier-Ministers] im Edinburgh Review). — Ergebnisse der Sonnenverfinsternung am 22. Dec. 1870. Die verschiedenen wissenschaftlichen Beobachtungen dieser Finsterniß waren hauptsächlich der Erforschung der sog. Corona oder Lichtkrone gewidmet. Nach einem Referenten in „Cornhill Magazine“, der wohl kein anderer als Rich. A. Proctor ist, soll sich in Bezug hierauf ergeben haben, daß die Lichtkrone erzeugt wird „durch das Einstürmen von Meteorischwärmen, die auf geringen Abstand von der Sonne glühend und leuchtend werden und daher ein lickenloses Farbenbild liefern müssen.“ „Innerhalb der Lichtkrone erzeugen zugleich magnetisch-electrische Entladungen einen Polarlichterglanz; ja, da der elektrische Funke, wenn er von einer Eisenspitze auf die andere springt, das Spectrum der Eisendämpfe zeigt, welches von winzigen kleinen flüchtig gewordenen Eisentheilchen herrührt, so könnte es sich auch erklären, daß bei den fortbauenden Entladungen in der Corona Eisentheilchen in glühende Dämpfe verwandelt, und so im Spectrum die Eisenlinien zum Aufglänzen gebracht werden.“

Nr. 10. — Ueber die zoroastriische Religion. Von Prof. Ferd. Justi. Dieser an lehrreichen Details, namentlich über die Generaltüre, das Be-

grünlich-Ceremonien und den Unsterblichkeitsglauben der Parfen, reiche Aufzug, geht, ähnlich wie Spiegel, von der Voraussetzung aus, daß die Religion Zoroasters, dieses mythischen Weisen aus nicht näher bestimmbarer vorchristlicher Zeit, eine auf Grund des polytheistischen Naturdienstes der alten Arier aufgebaute, diesen Grund theils verschüttende, theils noch schwach durchblicken lassende religionsphilosophische Speculation von ethisch-dualistischer Grundrichtung war, welche sich ähnlich zu ihrer vollstehmlichen mythologischen Grundlage verhalte, wie der Brahmanismus zum altindischen Naturdienste der Beden, oder wie die hebräische Jahve-Religion zum Cultus der ursemitischen Naturgewalten. Ahuramazda stehe dem hebr. Jahve ganz nahe, ebenso Ahriman dem Satan; dagegen sei die Eschatologie der alten (vorexilischen) Hebräer eine andere, als die des Zoroastrismus; es fehle ihr nämlich der Glaube an eine Auferstehung und jenseitige Vergeltung (wofür der Verf. Hiob 14, 7 ff., aber freilich auch nur diese Stelle anführt) und sie scheine demnach erst in ihrer spätern, nachexil. Entwicklung diesen Glauben unter parthischen Einflüssen übernommen zu haben; jedenfalls „könne man, erst lange nachdem die parthische Lehre über diese Dinge ausgebildet war, die Keime der Lehre von einer Wiederbelebung der Todten in den Schriften der Hebräer wahrnehmen“ (?).

Nr. 11. — Zur Geschichte des alten Yufatan. Von Friedr. v. Sellwald. Im Widerspruch mit seiner früher (in der Schrift „Die amerikan. Völkerwanderung“, Wien 1866) aufgestellten Behauptung, daß sämtliche amerikanische Stämme Autochthonen seien, tritt der Verf. jetzt der früher schon von A. v. Humboldt vertheiligten, dormalen von den meisten bedeutenden Anthropologen adoptirten Ansicht eines Einwandererthums dieser Stämme aus der alten Welt, jedoch einer von letzterer gänzlich unabhängigen, rein amerikanischen Culturentwicklung derselben bei, bekennet sich also zum Monogenismus auf Darwin'scher Grundlage, ähnlich wie früher Bessel in seinem Aufsatze „über die Lage des Paradieses“. Zur Charakteristik der außerordentlich hohen Culturstufe, welche die einstigen totekischen Bewohner Yufatan's schon im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung erreichten und von welcher die zahlreichen Ruinen ihres Landes noch ein beides Zeugniß ablegen, liefert der Verf. ebenso interessante als lehrreiche Beiträge.

Nr. 12. — Ueslan el Dar Demana. Von Gerh. Kossik. In der ost-marokkanischen, der Grenze von Algier benachbarten Stadt am Fuße eines der höheren Atlasberge, auf welche sich diese Reise Skizze bezieht, residirt ein wunderlicher Heiliger des modernen afrikanischen Islam, der Großscherif Sidi-el-Hadj-Abd-es-Salam, Sprößling und dormaliger Chef einer uralten muhamedanischen Priester- und Adelsfamilie (derselben, aus welcher einst die Dynastie der Erididen hervorgegangen), deren jeweiligem Oberhaupt der Sultan von Marokko so gewaltigen Respect bezeigen und so bedeutende Privilegien und Einkünfte (besonders aus Peterspfennig-artig gesammelten Beisteuern der frommen Muselmanen bestehend)

überlassen muß, daß derselbe fast die Stellung eines Mikado oder Papstes neben ihm, dem politischen Reichsoberhaupt einnimmt. In diesem muhamedan. Mikado des marokkanischen Kaiserthums lernte nun Kossik zu seiner Ueberzeugung einen erst 31 Jahre alten, europäisch aufgeklärten und gekleideten, durchaus heiteren und lebenslustigen jungen Mann kennen, der ihn in französ. Generalsuniform empfing, aufs Ungezwungenste und Gastfreundliche mit ihm verkehrte, auch über sein Christsein unter vier Augen unbefangen und ohne allen Fanatismus mit ihm sprach (denn daß sein muslim. Name „Mustapha“ nur eine aus Accomodation angenommene Rolle sei, hatte er sofort durchsagt), und einen ernstlichen Anfang mit der europäischen Cultur bei seinen Untergebenen machen zu wollen schien. — Zweijährige Wanderungen durch Kamschatska, das Korjaken- und das Tschuktschenland. Anziehender, trefflich geschilderter Bericht über die Reise des Amerikaners George Kennan von Petropaulowsk nach Schiginsk (am Norbende des oboestischen Meerbusens) und von da nach der Mündung des Anadyr; auf Grund von dessen Reisebeschreibung: „Tent Life in Siberia.“ London 1871, 2. edit.

Nr. 13. — Neue Beiträge zu den Streitfragen des Darwinismus. Von Moriz Wagner. 1) Die Descendenztheorie und die Geologie. Es ist nicht dasjenige, was ihn von Darwin trennt (seine Theorie von der Migration der Organismen s. oben Nr. 6), sondern hauptsächlich das ihm mit demselben Gemeinname, seine Annahme einer Descendenz sämmtlicher dormaliger Thierarten von der fossilen Fauna der Vorwelt, was Wagner in diesem Aufsatze darlegt. Besondere Sorgfalt widmet er der Betrachtung der jetzt ausgestorbenen Bindeglieder oder Mittelformen des zoologischen Stammbaums, welche in ziemlicher Zahl durch die fossilen Reste der Tertiärfauna dargeboten werden, namentlich den die Luft zwischen Dickshäutern und Wiederkäuern ausfüllenden Gattungen Hyotherium, Elotherium, Protochoerus etc., dem zwischen Dickshäutern und Cetaceen vermittelnden Dinotherium, dem Pterodactylus und Archaeopteryx, als Mittelgliedern zwischen Amphibien, Säugethieren und Vögeln zc. Gegen die „starren Systematiker älterer Schule“ (wie Agassiz, Burmeister zc.), welche trotz der Entdeckung solcher Mittelglieder doch das unmittelbare Hervorgehen der Thierarten auseinander leugnen, verfährt der Verf. eine leidenschaftlich gezeigte Polemik, welche da, wo sie sich gegen sog. „fromme“ oder „orthodoxe Naturforscher“ (wie z. B. gegen seinen Namensvetter Andreas Wagner) kehrt, einen wahrhaft unangenehmen, bitter spotenden Ton annimmt (der Artikel geht durch die Nrn. 13–15).

Nr. 14. — Ueber den Einfluß der Gliederungen Europas auf das Fortschreiten der Gesehung. Von Oscar Bessel. Ein Vortrag, dem Nachweise gewidmet, wie Europa sich bisher als die zur Förderung des Culturlebens am vorzüglichsten geeignete Gliederung des Erdkreises erwiesen habe. In der sog. Kenntnizzeit seien die Umrisse unfres Weltkreises allerdings noch todte Vergünstigungen für seine Bewohner gewesen;

der älteste Aufschwung zu höherer Gesittung habe sich auch nicht in Europa zugetragen, sondern „dort, wo unweit der Berührung von Afrika und Asien der Nil strömte.“ Zur Aufnahme dieser morgenländischen Cultur sei der Südrand Europa's durch seine Gliedmaßen und Gefäße vorzüglich ausgestattet gewesen; allein diese Vorrichtungen hätten aufgehört, „sobald durch eine Steigerung menschlicher Leistungen der Werth der gegebenen Naturverhältnisse sich änderte.“ Höher als alle Umriffe von Land und Meer stehe also die That, die man sogar „als das Höchste verehren“ müsse. So erscheinen demnach alle geographischen Vergünstigungen als vergänglich; „auch Europa selbst wird nur vorübergehend der Schauplatz der höchsten Leistungen des Menschengeschlechts bleiben können.“ Es war bis jetzt der schicksalichste Erbraum zur Ausbildung von Völkern mit scharf ausgeprägter Persönlichkeit. Aber nun regt sich die Besorgniß, ob die Entwicklung einer Mehrzahl stark individualisirter Völker nicht bald so kleinlich erscheinen möchte, wie das Sonderleben von Athen, Lacedämon, Corinth und Vöotien erschien, als die Zeit für größere geschichtliche Schöpfungen eingetreten war. Diese „größeren geschichtlichen Schöpfungen“ werden nach der Erwartung des Verf. von Amerika ausgehen. „Sobald bei uns die Sonne im Mittag steht, röthet ihre ersten Strahlen die Küstenlandschaften der neuen Welt. So ist es auch mit der menschlichen Cultur. Europa steht jetzt im Mittag ihrer Bahn, und drüben dämmert bereits der Morgen.“ — Erän und die Eränier (Anzeige von Bd. 1 der Spiegel'schen „Eränischen Alterthumskunde“, als einer Nachbildung der Lassen'schen „Indischen Alterthsk.“, welche diesem ihrem Vorbilde in jedem Betradhte ebenbürtig zur Seite trete. Besonders rühmt der Ref. Spiegel's Behandlung der mythischen Vorgeschichte Altpersiens, als Quelle für welche er mit Recht Firdosi's Schah-Name oder Königsbuch benutzt habe. Denn es lasse sich nachweisen, daß Firdosi, obwohl erst um das Jahr 1000 unsrer Zeitrechnung lebend, sich streng an die uralten Ueberlieferungen des eränischen Volks gehalten und dieselben nur poetisch reproducirt habe. Chronologischer oder überhaupt politisch-geschichtlicher Werth komme den Sagen dieses Königsbuchs allerdings in keiner Weise zu. Aber um so höher sei ihr cultur- und sittegeschichtlicher Werth anzuschlagen, da sie die Eränier, deren frühestes Volksleben dieser Mythoskreis gleichsam porträtierte und mit photographischer Treue abbilde, als „einen ganz unvergleichlich edlen und reinen“, insbesondere auch außerordentlich wahrheitsliebenden Volksstamm zu erkennen gäben). — Ein Polarlicht im nordöstlichen Sibirien (Nach dem Amerikaner Kennan [s. oben, Nr. 12] soll der Anblick dieses Phänomens in diesen Gegenden alles, was der Himmel sonst von meteorologischen Wundern darbietet, an großartiger Schönheit und überwältigender Majestät weit übertreffen).

Nr. 16. — Darwin über die Abstammung des Menschen I. (Eingehendes Ref. über „The Descent of Man“ etc., auf Grund des britischen Originals, wie auch der W. Carnus'schen deutschen

Ausgabe, deren Bogen, soweit sie fertig, dem Berichterstatter bereits vorgelegen haben. Derselbe verfährt rein objectiv referirend oder vielmehr ex-cerpierend, bes. ausführlich bei R. 1—3 des Darwin'schen Werkes, welche die körperliche Structur und die geistigen Kräfte von Mensch und Thier miteinander vergleichen, um in beiderlei Hinsicht eine möglichst enge Verwandtschaft, ja eine ursprüngliche Identität beider organischer Wesen wahrscheinlich zu machen. Den Abschluß des weitschichtig angelegten Berichts sammt Kritik werden erst die späteren Nummern (nach Nr. 18] bringen). — Der internationale Congress für Alterthumskunde und Geschichte zu Bonn im Sept. 1868, geschildert auf Grund des erst jetzt im Buchhandel erschienenen authentischen Berichts über diese Versammlung, herausg. von deren General-Secretär Prof. E. aum Weerth. Unter den manichfachen Gegenständen der in kurzem Auszuge mitgetheilten Verhandlungen sind vorzugsweise interessant: Prof. Schaaßhausen's Bemerkungen über den Neanderthal-Schädel, welchen er der Redner vorlegte und wie schon früher, als „das älteste Denkmal der früheren Bewohner Europa's“ zu erweisen suchte, sowie eine Discussion zwischen dem jüdischen Sprachgelehrten Dr. Lazar. Geiger aus Frankfurt a. M. und einem Grn. Geh.-R. v. Duapf über die Frage, ob die Anfänge der menschlichen Culturentwicklung ausschließlich als das Product eines von thierischer Rohheit allmählich emporsteigenden Vervollkommungsprocesses zu betrachten, oder ob auch eine theilweise Degradation der Urmenichheit zu statuiren sei. Also eine Wiederholung des Streites zwischen Lubbock'schem Evolutionismus und Whately-Arghyl'scher Degradationstheorie auf deutschem Boden! Der Ref. nimmt für die von Geiger vertretene und von jenem Schaaßhausen eifrig unterstützte Bekämpfung der Degradationslehre Partei und erklärt die v. Duapf'schen Darlegungen zu Gunsten der letzteren Theorie für Producte dogmatischer Befangenheit. So denkt auch die Redact. des „Auslands“, welche in unmittelbarem Anschlusse an diesen Bericht jene Geiger'sche Rede: „Die Urgeschichte der Menschheit im Lichte der Sprache“ ihrem vollständigen Wortlaute nach mittheilt. Welche trostlosen Rückblicke auf unsere Urzeit („Die Nacht der Urzeit“!) in diesem Vortrage geworfen werden, fann u. a. der Satz lehren: „Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß es eine Zeit gegeben haben muß, wo der Mensch Geräthe und Werkzeuge nicht besaß; daß hierauf eine Zeit folgte, wo er schon im Stande war, diesen Organen ähnliche, zufällig aufgefundenen Gegenstände zu erkennen, zu nutzen, die Kraft seiner natürlichen Werkzeuge durch sie zu erweitern, zu erhöhen, zu bewahren, z. B. eine Pflanzenschale als Surrogat für die hohle Hand zu benutzen u. c. Erst nachdem der Gebrauch dieser zufällig sich darbietenden Geräthe geläufig geworden war, trat auf dem Wege der Nachbildung die schöpferische Thätigkeit ins Leben“ u. c. An und für sich scheinen diese Darlegungen allerdings unwerfänglich zu sein; aber auf dem düstern Hintergrunde der Hyell'schen Chronologie und der Darwin-Bogt'schen Affinverwandtschafts-Hypothese, welchen der Redner von

ganzer Seele ergeben ist, liefern sie ein hinreichend trauriges Bild von den Grundlagen der heutigen geistigen und sittlichen Bildung unseres Geschlechts! — Südamerikanische Stufenländer. Von F. Mosbach. I. Vertikale Verhältnisse, Klima, Pflanzen, Thiere und Bevölkerung von Peru-Bolivia (mit interess. Mittheilungen über derartige Naturproducte dieser Länder, wie der Coca-Baum, der Fiebertindenbaum u.). — Die ältesten Sprüche des Buddha. Ref. über Max Müller's englische Uebersetzung der „Sprüche des Dhammapada“ aus dem Páli, enthalten in der Einleitung zu dem London 1870 erschienenen Werke: Buddagosha's Parables, translated from Burmese by Capt. P. Rogers. Von den 423 Sprüchen des „Pfades der Tugend“ werden 90 zum Theil abgelezt und zusammengezogen in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, welche eben nicht geringes sittengesichtliches Interesse darbieten, übrigens aber weit hinter den Erzeugnissen der gnomischen Literatur der hl. Schrift A. Es. zurückstehen, besonders sofern sie nicht entfernt an deren martige, schlagend-kurze und concise Fassung hinanreichen, und sofern ihr Inhalt durchschnittlich ein weit trivialerer ist.

Nr. 17. — Drei Studien. Von Dr. Hugo Essig. 1) Die Darwin'sche Theorie. Von den beiden Elementen der Lehre Darwin's: der sog. Descendenztheorie, und der Hypothese von der natürlichen Zuchtwahl (als dem Wege, auf welchem die Descendenz der jetzigen Organismen von denjenigen der Urwelt sich vollzogen habe und noch vollziehe) erklärt der Verf. das Erstere für eine von keinem namhaften Naturforscher außer von einigen hartnäckigen Systematikern aus Cuvier's Schule mehr bezweifelte Annahme, während bezüglich der Zuchtwahl allerdings noch mit einigem Rechte gegenwärtig werden kann, ob sie als ein objectiv begründetes und für die Descendenz in ihrem vollen Umfange beweiskräftiges Princip zu betrachten sei. Doch erwachsen auch dieser Theorie (welche das eigentlich Neue in der darwinistischen Lehre, die eigenthümliche, dem genialen Scharfsinn des großen Briten zu verdankende moderne Fortbildung und Vervollkommenung der an und für sich schon älteren Descendenzlehre sei) von Jahr zu Jahr neue Stützen und ihre allseitige Approbation seitens aller rationellen Forscher stehe gewiß in naher Aussicht. Als eine wichtige Wirkung dieser sicher zu erwartenden Meinungsherrschaft des Darwinismus würde (so zeigt der Verf. in einem zweiten Artikel: „Der Typus und seine Bedeutung im System“ in der sg. Nr.), die endliche Schlichtung des Streits zwischen denjenigen Classificatoren, welche den Classen und Ordnungen der Thier- und Pflanzenwelt eine objective Bedeutung zurechnen, und denjenigen, welche mehr nur Producte unserer abstrahirenden Verstandesthätigkeit in ihnen erblicken, sich herausstellen. Denn sofern Darwin's Descendenzlehre sämmtliche verschiedene Typen der Pflanzen- und Thierwelt gleichsam als die Stämme eines und desselben Baumes, hervorgegangen aus der gleichen Wurzel erkennen lehre, verbleibe einerseits der Annahme einer relativen Verschiedenheit der Typen sammt den in ihnen enthaltenen Classen, Ordnungen u., andrerseits aber auch der Erwä-

gung, daß wegen der gemeinsamen Abstammung oder Urverwandtschaft Aller jener Unterschied stets nur ein fließender, mehr oder minder subjectiver sein könne, — Beidem gleicherweise verbleibe sein Werth und seine Berechtigung. Und der Streit der Subjectiven mit der objectiven Auffassung erscheine sonach als ein unfruchtbarer. — Vorarbeiten zu einer doppelten interoceänischen Telegraphenverbindung Südamerika's mit Europa. (Zwei Linien seien projectirt und dürften demnächst ernstlich in Angriff genommen werden: 1) von Europa nach New-York [bisheriges transatl. Kabel], von da nach Havana [eine gleichfalls bereits ausgeführte Linie], von da unterseeisch nach Panama, und von da theils zu Land theils unterseeisch der Ristike Südamerika's entlang bis Valparaiso in Chile; 2) von Lissabon unterseeisch über Madeira, Teneriffa, die Capverdischen Inseln nach Cap San Roque in Südamerika, u. Amerika werde durch Herstellung dieser doppelten „Ueberbrückung“ mit Telegraphendrähten eine erhöhte Bedeutung für den Weltverkehr erhalten und zum Centrum des internationalen Lebens auf unserm Planeten werden). —

Nr. 18. — Der Grabfund von Wald-Algesheim. Ref. über die so betitelte Schrift des gelehrten Bonner Archäologen E. ausm Werth, im Festprogramm zu Winkelmann's Geburtsfeier am 9. Decbr. 1870, herausg. vom Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Bonn 1870. Der betr. Fund, am 18. Oct. 1869 bei Wald-Algesheim, 1 St. südl. von Bingen gemacht, kommt an Bedeutung dem ber. Hildesheimer Silberfunde wenigstens sehr nahe, wenn auch nicht ganz gleich. Er schließt in sich sein eisernes celtisches Goldschmuck bestehend in Hals- und Armringen, Bronze-Eimer und -Kannen von elegantester Form, und Fragmente eines doppeltegehörnten celtischen Helmes, der an den bekannten von Canosa erinnert. Ausm Werth hält die Arbeiten für etruskischen Ursprungs, wenigstens die Ringe und Kannen (weniger sicher den Helm), wagt aber über die Handelsstraßen, auf welchen solche Kunstgegenstände aus Italien zu den Galliern der Rheinlande gekommen sein möchten, keine bestimmtere Vermuthung zu äußern. — Fes, Hauptstadt von Marokko. I. Von Gersh. Kofl's (mit interess. Mittheilungen über die dortigen Paläste des Sultans, über das marokkanische Militärwesen, und sonstige innere Einrichtungen). — Die Indianer von British-Guyana. II. Die Indianerstämme des Innern. Von R. Ferd. Appun (zunächst die Acauwas als die „Indianer des Urwalds“ und die Macushi's, nebst den Wapishiana's, Aorai's, Arefuna's, Serelongs u. als die „Indianer der Savane“; beide Gruppen wegen ihrer körperlichen Schönheit vom Verf. sehr gerühmt). — Ein vergessener Archäologe. (Der eigentliche Erfinder des berühmten dänischen Dreiperioden-Systems sei nicht Staatsrath Thomsen, sondern schon Bedel Simonson, der in seiner 1813 veröffentlichten Schrift: Udsigt over Nationalhistoriens ældste og maerkeligste Perioder bereits deutlich ein Hindurchgehen der ältesten skandinavischen Cultur-entwicklung durch drei Zeitalter: ein „Stein- und Holz-, ein Kupfer- und ein Eisen-Zeitalter“ behauptet hätte).

IV. Kurze Literaturberichte.

Politische Broschüren.

- Gras, Dr. W. S.**, Handelspolitische Aufgaben nach dem Kriege und bei der Annexion des „Generalgouvernement Oesäß.“ gr. 8. 48 S. Berlin, 1871. Kortkamp. 8 fgr.
- Lammers, A.**, Deutschland nach dem Kriege. Ideen zu e. Programm nationaler Politik. gr. 8. 135 S. Leipzig, 1871. Duncker u. Humblot. 20 fgr.
- Schulze-Delitzsch**, Briefe an die italienischen Patrioten über den deutschen Krieg und seine Folgen. 8. 32 S. Berlin, 1871. Jante. 2 1/2 fgr.
- Rougemont, Frédéric de.**, Les conseillers bénévoles du roi Guillaume. gr. 8. 80 S. Basel, 1871. Georg. 12 Sgr. — Deutsch von E. A. R. gr. 8. 70 S. Gütersloh. Verlagsmann. 10 fgr.
- Venedix, Roderich**, Das Franzosenthum. Ein Spiegelbild aus dem letzten Kriege. 16. 127 S. Leipzig, 1871. D. Wigand. 1/4 thlr.
- Auerbach, Berth.**, Wieder unser! Gedenkblätter zur Geschichte dieser Tage. 2. Aufl. 8. 208 S. Stuttgart, 1871. Cotta. 1 thlr.
- Die Kaiserfarben.** Eine geschichtl. Untersuchung. gr. 8. 45 S. Wiesbaden, 1871. Limbarth. 10 fgr.
- Rabouhère, Henry**, Paris während der Belagerung. Aus d. Tagebuche e. Belagerten. 8. 68 S. Leipzig, 1871. Webel. 5 fgr.
- Löwenthal, J.**, Culturgeschichtliche Beiträge. gr. 16. 322 S. Wien, 1871. Braumüller u. Sohn in Comm. 20 fgr.
- Die Wahrheit in Betreff der Verfassung d. Fürstenth. Rugeburg.** (Aus d. Fürstenth. Rugeburg). gr. 8. 23 S. Berlin, 1871. Puttkammer u. Mühlbrecht. 6 fgr.
- Seyler, Gust.**, „Das grollende Rauschen in den Falten des alten Kaisermantels auf der Hofburg zu Wien.“ Fliegender Literatur-Bericht über d. Malers u. Literaten L. Clericus zu Berlin Broschüre: „Das Wappen des deutschen Kaisers u. d. deutschen Reichsfarben.“ 8. 12 S. Witzburg, 1871. Stachel. 4 fgr.
- In der zwölften Stunde.** Ein ernstes Wort in ernster Zeit. gr. 8. 80 S. Wien, 1871. Gronemeyer. 1/3 thlr.
- Ein deutsch-österreichisches Wort zur Verfassungsfrage.** gr. 8. 23 S. Wien. Gerold's Sohn in Comm. 6 fgr.
- Fontane, Th.**, Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. 8. 336 S. Berlin, 1871. v. Dedek. 1 1/2 thlr.
- Ganzhorn, W.**, Löwenwirth Peter Feinr. Merkle v. Neckarjulin u. Kaufm. Gb. Pmt. v. Heilbronn, die Genossen des am 26. Aug. 1806 erschossenen Buchhändlers Palm v. Nürnberg.

- Nach mündl. Mittheilgn. u. schriftl. Ueberliefern. gr. 8. 29 S. Heilbronn, 1871. Scheurlen in Comm. 4 fgr.
- Coup d'oeil sur la politique du second empire.** Mars, 1871. gr. 8. 72 S. Regensburg. Manz. 12 Sgr.
- Du Bois-Reymond, Emil**, Das Kaiserreich und der Friede. — Leibnizische Gedanken in der neuen Naturwissenschaft. Zwei Festreden in öffentl. Sitzgn. der königl. preuss. Akademie d. Wissensch. gehalten. gr. 8. 36 S. Berlin, 1871. Dümmlers Berl. 1/4 thlr.
- Schneider, Joh. Phil.**, Die deutsche Münzfrage. Ein Beitrag zur Lösung derselben. gr. 8. 32 S. Gießen, 1871. Roth. 5 fgr.
- Sybel, Heinrich v.**, Der Frieden von 1871. gr. 8. 115 S. Düsseldorf, 1871. Buddeus. 16 fgr.
- Am Scheidewege.** Von einem Deutsch-Oesterreicher. gr. 8. 43 S. Leipzig, 1871. D. Wigand. 6 fgr.
- Curtius, Ernst**, Der Geburtstag des deutschen Kaisers. Festsche in d. Aula d. Friedrich-Wilhelms-Universität am 22. März 1871. gr. 4. 19 S. Berlin. Vesser. 1/4 thlr.
- Ribbeck, Prof. Dr. Otto**, Gesundheit des Staates. Rede zur Feier d. Geburtstages d. Kaisers u. Königs Wilhelm I., geh. an der Christian-Albrechts-Universität am 22. März 1871. 4. 7 S. Kiel. Universitätsbuchh. 4 fgr.
- Rupertus**, System der politischen Chemie mit besonderm Hinblick auf Oesterreich 8. 32 S. Leipzig, 1871. D. Wigand. 5 fgr.
- Bachhaus, Schulinsp. J. C. N.**, Frankreichs Raub- und Eroberungskriege gegen Deutschland von 1444—1809. Ein Rückblick in ernster Zeit. Nebst e. Anh. 2. Aufl. gr. 8. 24 S. Döna-brück, 1870. Nachhorr. 3 1/2 fgr.
- Sarsch, Francisque**, Die Belagerung v. Paris. 1870—1871. Ereignisse und Einbrüche. Aus dem Französ. überf. 3. (Schluß) Liefer. Mit e. chromolith. Plane der Fortificat. v. Paris 8. (S. 225—346). Wien. Gerold's Sohn. à 12 fgr.
- Schneider, Ph.**, Deutschlands Grenzen. Mit e. chromolith. Sprachkarte v. Deutschland. 8. 18 S. Mannheim 1871. Schneider. 1/2 thlr.
- Napoleon III.**, Bemerkungen üb. d. militärische Organisation d. norddeutschen Bundes. Aus d. Französ. v. Wels. Ver. 8. 87 S. Berlin, 1871. Simion. 1 thlr.
- Frankreich und seine Stellung zu den anderen europäischen Mächten vor Ausbruch d. Krieges im J. 1870.** gr. 8. 49 S. Wien, 1871. Gerold's Sohn in Comm. 1/3 thlr.
- Herrmann, Ernst**, Das neue deutsche Reich. Akademische Festsche am 75. Geburtstage d. deut-

- ischen Kaisers Wilhelm I. gr. 8. 15 S. Marburg. Elvert. 3 sgr.
- Godenberg, Frhr. v.,** Voltaire und Friedrich II. Du Bois-Reymond u. Droysen. Kein Widerspruch, sondern Fortschritt. 2. verb. Aufl. gr. 8. 47 S. Altona, 1871. Bauer. 9 sgr.
- Das neue deutsche Kaiserreich u. seine Gegner.** Ein Mahnruf an die deutschen Patrioten und Conservativen. gr. 8. 28 S. Güttersloh, 1871. Bertelsmann. 6 sgr.
- Löwe, Lic. Dr. F. A.,** Ueber den Fall v. Paris u. die heutige Weltlage. Zwei Vorträge. gr. 8. 37 S. Zürich, 1871. Meyer. 7½ sgr.
- Maurenbrecher, Prof. Wilh.,** Das deutsche Kaiserthum. Festrede geh. im Namen der Albertus-Universität zu Königsberg am 22. März 1871. (Aus dem „Grenzboten“). gr. 8. 18 S. Leipzig. Grunow. ¼ thlr.
- Pape, Geh.-R. u. Ob.-Appell.-Ger.-Vize-Präs. a. D. v.,** Hoffnung u. Gefahr. 2. Aufl. 8. 15 S. Hannover, 1871. Brandes. 2½ sgr.
- Religion, Staat und Kirche** in ihrem Verhältniß der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Ansprache an den Orthodoxismus aller Confessionen v. e. alten Historikus. gr. 8. 57 S. Hannover, 1871. Brandes. ¼ thlr.
- Schmid, Mr. Rud.,** Die Bedeutung unserer Zeit nebst e. Anh.: E. M. Arndt u. Zeitgedichte. gr. 8. 96 S. Jena, 1871. Neuenhahn. ½ thlr.
- Söber, Prof. Dr. J.,** Das Verhältniß der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung. Vortrag gehalten am 15. Decbr. 1870 in der Westendhalle. gr. 8. 24 S. München. Fritsch. ¼ thlr.
- Mayer, Sigm.,** Politische Briefe e. ABC-Schützen. A. An den König v. Preußen. 2. Aufl. gr. 8. 15 S. Wien, 1871. Herzfeld u. Bauer. 2 sgr.
- Stoffel, Oberst v.,** Berichte über Preußens Heer u. Volk. Aus d. geheimen Papieren der Tuilerien. gr. 8. 27 S. Berlin, 1871. (E. Duncker's Berl.).
- Erziehung des Volkes zur Freiheit.** Eine Seriepädag. socialer Briefe. Zur Aufklär. u. Mahn. f. d. Volk u. f. Freunde. gr. 8. 51 S. Leipzig, 1871. Fintel. 7½ sgr.
- Stanger, Dr.,** Ueber nationale Erziehung. Vortrag geh. am 29. Decbr. 1870 in Westendhalle. gr. 8. 20 S. München, 1871. Fritsch. ¼ thlr.
- Snuer, Dr. Max,** Von der Maas-Armee. gr. 8. 91 S. Dresden, 1870. (Halle. Pfeffer). 10 sgr.
- Preußen und Frankreich** zur Zeit der Julirevolution. Vertraute Briefe d. preuß. Generals v. Rogow an d. preuß. Generalpostmeister v. Nagler. Hrsg. v. Ernst Kelsner u. Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy. gr. 8. 117 S. Leipzig, 1871. Brockhaus. 24 sgr.
- Kieffelsbach, Wilh.,** Der amerikanische Federalist. Politische Studien f. die deutsche Gegenwart. 3. (Titel-) Ausg. 2 Bde. 455 u. 441 S. Bremen, (1864). Rühlmann u. Co. 4 thlr.
- Otto, F. W.,** Arbeit und Christenthum. Eine zeitgeschichtl. Studie. 8. 147 S. Güttersloh. Bertelsmann. 12 sgr.
- Goldschmidt, Henriette,** Die Frau im Zusammenhang mit dem Volks- und Staatsleben. Vortrag. geh. am 3. März 1871 in Cassel. 8. 30 S. Leipzig, 1871. Amelang. ¼ thlr.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar - historischen Inhalts.

Zur synoptischen Frage.

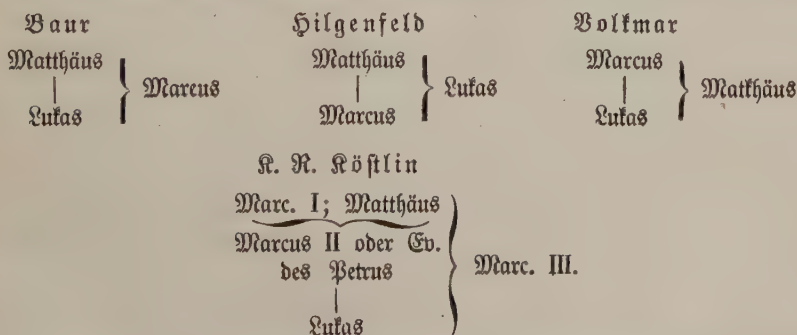
Von Consistorialrath und Prof. Dr. W. F. Gese in Breslau.

Mit besonderem Bezuge auf:

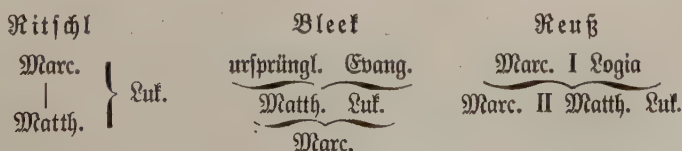
Commentaire sur l'évangile de Saint Luc, par F. Godet, docteur et professeur en théologie. Tome premier 1871. p. LXX et 484, tome second 1871. p. 553. Neufchatel, librairie générale de Jules Sandoz.

Der Herr Verfasser des 1864 und 1865 zu Paris französisch, 1869 zu Hannover in deutscher Uebersetzung erschienenen Commentars zum Evangelium des Johannes hat die theologische Litteratur mit einem nach Umfang und Methode diesem entsprechenden, gleich werthvollen Werke über das des Lukas beschenkt. Die deutsche Theologie welche in erfreulicher Weise angefangen hat den Johannescommentar zu gebrauchen wird den über Lukas mit gleichem Interesse begrüßen.

Derselbe ist geeignet, nicht bloß das Verständniß des dritten Evangeliums zu fördern, sondern auch in die synoptische Frage überhaupt einen neuen Zug zu bringen. Wie sehr sie dessen bedarf, kann man schon aus der Tabelle sehen welche der Verfasser entwirft von den verschiedenen Weisen wie die heutigen Kritiker die 3 synoptischen Evangelien auseinander ableiten. Schon innerhalb der Tübinger Schule zeigt sich da ein fast komisches Durcheinander:



Unter dem Namen „unabhängige Systeme“ werden dann noch folgende von Godet verzeichnet:



Ewald	Beiß	Roßermann
Evang. Philippi; Logia	Matthäus I	Matthäus
Marc. I	Marc.	Marc. } Luk.
Matth.	Matth. II; Luk.	

Godet selbst eröffnet einen sehr energischen Feldzug gegen die ganze Anschauung, in welcher diese so sehr auseinandergehenden Kritiker zusammenstimmen, nemlich daß die drei Evangelien-schriften auseinander erwachsen seien: er erkennt als einzig richtigen Weg den einst von Gieseler versuchten, alle drei Evangelien, von einander unabhängig, aus der Ueberlieferung der apostolischen Gemeinde abzuleiten. Je mehr für Viele jetzt, daß der eine Evangelist den andern halb abgeschrieben, halb umgeschrieben habe, zu einer Art von Dogma geworden ist, desto geeigneter ist Godet's wohlmotivirte Heterodoxie, hohes Interesse zu wecken.

Jedoch ich muß zuerst über seine Charakteristik des Lukas referiren.

Dieses Evangelium 1) aus historischem Gesichtspunkte untersuchend findet er es ausgezeichnet durch Reichthum, Genauigkeit, inneren Zusammenhang. Durch Reichthum. Wenn man den synoptischen Stoff in 172 Sectionen theilt, so finden sich von ihnen bei Lukas 127, bei Matthäus nur 114, bei Markus nur 84. Von diesen 172 gehören 48 dem Lukas allein, während nur 22 dem Matthäus allein, nur 5 dem Markus allein. — Durch Genauigkeit. Für Jesu wunderbare Geburt, diesen Mittelpunkt der Lukanischen Kindheitsgeschichte, tritt als Bürgen ein Jesu unerschütterliches Bewußtsein seiner Sündlosigkeit. Wozu noch kommt der durchaus jüdische Charakter der Erzählungen und Reden in diesen zwei ersten Kapiteln. Der dem Lukas eigenthümliche Reisebericht enthält bei gründlichem Studium keine der ihm nachgesagten Unwahrscheinlichkeiten, ist vielmehr die willkommenen Ausfüllung einer Lücke die bei Matthäus und Markus sich findet, wo die galiläische Arbeit und der letzte Aufenthalt in Jerusalem in schroffem Gegensatz stehen und die südlichen Theile Galiläas von Jesu unbefucht bleiben. Für die gleichfalls dem Lukas eigenthümliche Himmelfahrts-erzählung liegt die Bestätigung in der Anschauung der apostolischen Briefe von Jesu himmlischer Herrlichkeit, sodann in Joh. 6, 62 und 1 Cor. 15, 7 (zweite Hälfte). Wie viel besser ist die Stellung die Lukas dem Worte von den Lilien und Vögeln bei der Parabel vom dem reichen Bauer giebt (12, 16. 24. 27) als die in des Matthäus Bergrede wo diese Worte ohne passenden Anschluß sind! Das Vaterunser unterbricht in der Matthäus-Bergrede den Zusammenhang, in Luk. 11, 1 ist Jesu Mittheilung dieses Gebets trefflich motivirt. Das schwere Wort gegen die galiläischen Städte folgt bei Lukas 10, 13 ff. vortrefflich sofort nach Jesu Abschied von Galiläa 9, 51; bei Matthäus hat es 11, 20 ff. mitten in der galiläischen Arbeit eine ungeschichtliche Einreihung. Die Antworten Jesu an jene drei, seine Nachfolge betreffend, erhalten gleichfalls durch den eben erzählten Ausbruch Jesu von Galiläa hinweg bei Lukas ihr rechtes Licht (9, 57 ff.), in Matthäus 8, 19 ff., wo es sich nur um einen Ausflug Jesu über den See hin handelt, lassen sie sich nicht verstehen. Ganz mit Unrecht hat man die geschichtlichen Motivirungen die Lukas manchen Reden Jesu gibt verdächtigen wollen, sie sind vielmehr für das Verständniß der Reden der beste Schlüssel (z. B. 13, 23; 14, 25; 15, 1 f.; 16, 1. 14; 17, 20; 19, 11), und sollten gegen die Beschuldigung willkürlicher Erfindung auch dadurch geschützt sein, daß der Evangelist manches Wort ohne geschichtliche Motivirung läßt z. B. 17, 1—10. Daß Lukas was Gott bei der Taufe und auf dem Verklärungsberg Jesum erleben läßt durch ein Gebet Seitens Jesu einleitet (3, 21; 9, 29), ist der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit entsprechend, bei Matthäus und Markus fehlt die psychologische Vermittlung für das was an Jesu geschieht. Die Ordnung der drei Stufen in der Versuchungsgeschichte ist bei Lukas die der inneren Wahrscheinlichkeit angemessenste: zuerst soll sich der Mensch Jesus dem menschlichen Niedrigkeitsweg entziehen, dann der Messias Jesus zu einem fleischlichen Messiasweg verlockt werden, dann der Gottessohn Jesus, indem er seines Vaters Macht mißbrauchen würde, vom Herzen des Vaters, also von seinem Sohnesstand, losgerissen werden. Matthäus welcher die zweite zur dritten macht folgt hierbei der judenchristlichen An-

schauung welche die Abklopfung auf den falschen Messiasweg für den Gipfel alles Versuchens hielt. Die Verkündigungs-geschichte erhält bei Lukas durch seine Mittheilung dessen worüber Jesus mit Moses und Elias redete ein wesentlich helleres Licht. Von den historischen Irrthümern deren man den Lukas in Bezug auf Pythias und Quirinius beschuldigt hat, ist er nach dem heutigen Stande der geschichtlichen Forschung völlig freizusprechen zc. Unabhängig in seinem Erzählen von den andern Evangelisten erhält Lukas dennoch durch Jeden eine Bestätigung, denn Matthäus stimmt mit ihm zusammen in Betreff des Inhalts von Jesu Unterweisungen; Markus oftmals in Betreff der Reihenfolge; Johannes aber zeugt für den von Lukas zwischen Jesu galiläischer Arbeit und der Passionswoche eingefügten längeren Zeitraum; wozu noch kommt die Harmonie in ihren Schilderungen des Hauses von Maria und Martha, sammt der zwischen Lukas 22, 24 einerseits, der Fußwaschungserzählung in Joh. 13 andererseits. — Wie sehr sich die Erzählung des Lukas durch inneren Zusammenhang und Darlegung des Fortschritts der Entwicklung auszeichnet erhellt aus Folgendem. Zuerst des Täuflers Geburt und Wachsen, dann Jesu Geburt und Wachsen. Nun die Entfaltung des Wirkens Christi. Zuerst Kapernaum der Mittelpunkt, Nain im Westen, Gergesa im Osten, Bethsaida Julias im Norden die Peripherie; dann Evangelisirung des Südens von Galiläa und Peräa's, endlich der Gang nach Jerusalem. Zuerst eine Schaar von Gläubigen um Jesum her (4, 38—42), dann Auswahl Etllicher zu beständigen Schülern (5, 1—11; 27—28), zum dritten mit dem Wachsen des Werks Bezeichnung von Zwölfen als Apostel, zum vierten, als diese den Bedürfnissen der Predigt nicht mehr genügen, Beifügung von 70, nach der Auferstehung Bestätigung des Apostolats, durch die Himmelfahrt Erhebung des Meisters auf den Thron von welchem aus er seine Diener führen kann auf die volle Höhe ihres Berufs. Parallel mit der Entwicklung von Christi Wirken läuft aber bei Lukas die Entwicklung seines Bruchs mit dem jüdischen Wesen. In Kap. 4 der Widerspruch der Nazarener, in 5 und 6 der der Schriftgelehrten die von Jerusalem kommen, in 9 Jesu Ankündigung seiner Tödtung, in 10 sein Wehe über die galiläischen Städte und dieses ganze Geschlecht, in 11 das Wehe über die geistlichen Führer des Volks, in 13 die Ankündigung von Jerusalem's Verwerfung, endlich durch des Messias Hinausstößung, Auferstehung, Himmelfahrt die Entledigung seines Königthums von jeder jüdischen Fessel. Ganz entsprechend ist die Darstellung in der Apostelgeschichte: sie zeigt einerseits der Gemeinde Geburt und dann ihr Wachsen, wie das Evangelium dargestellt hat Jesu Geburt und Wachsen, schreitet von Jerusalem nach Antiochien, von Antiochien nach Rom, wie das Evangelium geschritten ist von Bethlehem nach Kapernaum, von Kapernaum nach Jerusalem; andererseits zeigt sie den Bruch der Gottesgemeinde mit Israel, das die Apostel verfolgt, den Stephanus tödtet, die Gemeinde zersprengt, den Jakobus umbringt, an so vielen Orten der Diaspora dem Paulus widersteht, ihn in Jerusalem morden will, endlich auch noch in Rom seine Botschaft verwirft. Diese schriftstellerische Gleichartigkeit des Evangeliums und der Apostelgeschichte erstreckt sich bis auf die im Neuen Testament sonst nirgends sich findende Gewohnheit den Gang der Erzählung von Zeit zu Zeit durch Ruhepunkte zu unterbrechen. Dabei wird dann im Imperfectum die jedesmal erreichte Situation gezeichnet, wogegen die Wiederaufnahme des Fortschritts im Aorist geschieht. Beispiele aus dem Evang. 1, 80; 2, 40. 52; 3, 18; 4, 15. 37. 44; 24, 53; aus der Apostelgeschichte 1, 14; 2, 42—47; 4, 32—34; 28, 30 f. Man sieht: Lukas ist ein wirklicher Historiker der dem „*πᾶσι*“ in seinem Programm Ev. 1, 3 durch den Reichtum seines Stoffes, dem „*ακριβως*“ durch die Genauigkeit, dem „*κατεξης*“ durch die Continuität seines Erzählens Ehre macht; wogegen man Matthäus nennen könnte den Prediger, weil er die Lehrworte Christi in große Reden gruppiert, Markus den Chronisten, weil er die Sachen vorträgt wie sie sich seiner Vorstellung darbieten.

Auf diese Charakteristik des Evangeliums als Geschichtswerks folgt 2) die Darlegung seiner religiösen Anschauungsweise. Schon in dem Lobgesange der Engel ist die Bestimmung des Heils Christi für Alle angedeutet. Simeon ahnt den Conflict zwischen dem Messias und Israel's Masse. Nur bei Lukas 3, 6 ist in der Deutung von Jes. 40, 3 ff. auf das Auftreten des Täuflers auch noch B. 5 des Propheten angeführt: alles Fleisch soll sehen Gottes Heil. Er führt die Genealogie bis zu Adam zurück. So-

gleich bei Beginn von Jesu Arbeit der Widerspruch der Nazarener. Der Glaube allein ist es der dem Sichtbrüchigen und der Sünderin die Vergebung bringt. Die Sendung der Siebzig bildet die Evangelisirung der Völker vor. Der dankbare Samariter in der Geschichte von Kap. 17, 16, der barmherzige Samariter in der Parabel von Kap. 10, 33 stellen die Samariter in besseres Licht als Israel. In 14, 22 f. die Berufung der Heiden. In 17, 7—10 Entwurzung der Wertgerechtigkeit. Das verlorene Schaf, die verlorene Drachme, der verlorene Sohn, der Phariseer und Zöllner lauter Preis der freien Gnade. So bald Zachäus glaubt wohnt das Heil in seinem Haus. Am Kreuz die Fürbitte für die Hentker, das Wort der Gnade an den Schächer, das Wort des Glaubens vor dem Scheiden. Allen Völkern befiehlt der Auferstandene das Heil zu predigen. Der Abendmahlsbericht entspricht dem paulinischen in 1 Cor. 11, die Erzählung von den Erscheinungen des Auferstandenen fast Punkt für Punkt der Aufzählung in 1 Cor. 15; die Erwähnung von Jesu Segnen der Seinen beim Scheiden athmet den paulinischen Geist. — Aber auf der anderen Seite viele Elemente jüdischer Art. Im Tempel beginnt das Evangelium. Davids Thron, Jakobs Haus, Israels Gottesdienst in sicherer Ruhe vor seinen Feinden, soll der Messias aufrichten. Zacharias, Elisabeth, Simeon, Hanna sind durch ihre gesetzliche Frömmigkeit des göttlichen Wohlgefallens werth. Jesu Eltern sorgen für pünktliche Erfüllung aller gesetzlichen Vorschriften an ihm. Nur Werke der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit verlangt der Täufer als Bedingung der Theilnahme am Messiasreich. Nur die Zusätze der Ältesten überschreitet Jesus, die Ordnung Moses hält er selbst in Betreff des Sabbaths pünktlich ein. Der Aussätzige muß nach seiner Heilung durch ein Opfer in Jerusalem seinen Respekt gegen Moses beweisen. Der „Tochter Abrahams“ soll geholfen werden 13, 16. Das Halten der Gebote führt zum Leben 10, 26 ff. 18, 18 ff. Die Phariseer, dargestellt unter dem reichen Mann, gehen verloren weil sie Moses und die Propheten nicht hören. Nichts vom Geseze darf fallen 16, 17. Die Frauen, welche Jesum einbalsamiren wollen, halten zuvor den Sabbath „nach dem Geseze.“ In Jerusalem sollen die Apostel den Geist erwarten, von dort die Predigt beginnen. Die Erzählung schließt im Tempel wie sie im Tempel begonnen hat.

Von der Darlegung dieser zwei Reihen deren erste paulinischen, deren zweite judenchristlichen Charakter trägt, wendet sich Godet zu der Frage wie das Nebeneinanderlaufen beider in demselben Evangelium sich erklären lasse. Die Tübinger Schule sieht hier den Beweis, daß das dritte Evangelium nicht die wirkliche sondern eine gefärbte Geschichte gebe. Bei der Erklärung dieser Färbung stellt sich freilich sofort ein *quot capita tot sensus* innerhalb der Schule ein. Denn bei Baur heißt es das Lukasevangelium sei ursprünglich ganz aus paulinischem Stoff gewoben gewesen, allein ein Ueberarbeiter habe hernach ebionitische Streifen an dieses Kleid genäht, daher sei es jetzt ein so bunter Rock. Zeller aber, der die Einheit der Tendenz und des Stils in unserem jetzigen Lukas anerkennen muß, versichert, der Verfasser, für seine Person decidirter Pauliner, sei klug genug gewesen, das Buch von vorn herein so zu schreiben, daß es neben seinem eigenen Geschmacke zugleich dem Geschmacke solcher Leser die bis jetzt antipaulinisch waren zusagen konnte. Nein, ruft Overbeck, sondern des Verfassers eigener Paulinismus war schwach geworden. Keim dagegen meint, der Pauliner Lukas habe auf Grund eines ebionitischen Evangeliums gearbeitet, das sei der Grund warum der Ebionitengeist sich noch spüren lasse. Volkmar endlich ist so kühn zu versichern daß dieses Evangelium ein rein paulinisches Erzeugniß sei. Dagegen führt nun Godet aus, daß gerade das Nebeneinander jener zwei Reihen die geschichtliche Treue unseres Evangeliums konstatire. War denn nicht der Mosaismus in Wirklichkeit der Ausgangspunkt für den neuen Bund? Der zweite das Ziel das mittelst des ersten zu erreichen war? Zuerst der Buchstabe, dann der Geist. In der Schale wächst der Kern. Gott hat Israel behandelt nach Jesu Wort: wer vom alten Wein getrunken hat mag nicht bald vom neuen. Jesus eigene Entwicklung und die seines Wirkens mußte im Element der mosaischen Lebensordnung beginnen, aber um in der Richtung vorzuschreiten welche in Pauli Anschauung zu ihrem Abschluß kommt. Jesu eigene Unterweisung, wie dieselbe nicht bloß im dritten sondern auch im zweiten und ersten Evangelium vorliegt, ist es aus welcher der Paulinismus seine Grundgedanken: die Sinnfälligkeit des Gesezes, die Verwerfung Israels, die Berufung der Heiden entnommen hat,

nur daß Jesus die Folgerungen noch nicht praktisch machen konnte. Man vgl. Mrc. 2, 28; 7, 18 ff. Mtth. 12, 8; 15, 11; 8, 11; 21, 43; 28, 19, vor Allem aber Mrc. 2, 21 und Mtth. 9, 16 f. — Auch was die Baur'sche Kritik im Einzelnen vorbringt um literarische Alterationen der wirklichen Geschichte in paulinischem Parteinteresse zu beweisen, ist eitel Wind, obwohl von der Revue des deux mondes den Gebildeten Frankreichs schon anno 65 als sicheres Resultat der Wissenschaft vorgelegt. Und in welcher echt französischen Sauce! „Luc ôte aux Douze le merite d'avoir fondé la religion du Christ, en leur ajoutant 70 envoyés dont la mission est contraire aux usages israélites les plus autorisés.“ Zeller hat allerdings in seinem Buch über die Apostelgeschichte die von seinem Meister behauptete Feindseligkeit des Lukas gegen die Zwölfe bereits in Abrede gezogen, doch mag es bei dem auch in Deutschland noch so Viele beherrschenden Aberglauben an die Baur'sche Kritik von Interesse sein, auch das Detail der Gobel'schen Antikritik hier beizufügen. Durch das Vorgeben längeren Verweilens Jesu unter den Samaritern will Lukas im Reisebericht nach Baur Pauli Wirken unter den Heiden rechtfertigen. Aber ist denn Jesus in Samarien wenn er mit einem Gefeglehrer spricht 10, 25, bei einem Pharisäer speist, mit Schriftgelehrten im Kampfe liegt 11, 37—53, eine Abrahamstochter 13, 16 in der Synagoge heilt? Und heißt es die Samariter herausstreichen wenn in 9, 53 erzählt wird, daß sie Jesum nicht annahmen? Will man behaupten, daß Jesu Worte in Mtth. 10, 5 f. und 15, 24 mit Absicht von Lukas weggelassen seien, so muß man die Weglassung des ersten bei Markus ebenso deuten, diese Deutung scheitert aber an dem was Markus in 7, 27 berichtet hat. Und wenn Lukas aufnimmt und wegläßt je nachdem ihm als Pauliner ein Wort gefällt oder mißfällt, warum läßt er die in Mtth. 11, 28 ff. und 24, 14 weg? Nach Baur soll aus Lukas 8, 53 ff. und 9, 32 folgen, daß er die Zwölfe heruntermachen wolle, während es doch auf der Hand liegt, daß die Laster von 8, 53 solche waren, die bei dem Sterben der Tochter zugegen gewesen, und das in 9, 32 erwähnte Schlafen Simons wunderliches Wort in 33 entschuldigen soll. Ganz besonders schließt Baur jene Tendenz, den Zwölfen ihre Autorität zu schmälern, daraus, daß Lukas die Ausendung der Siebzig berichtet und in 10, 1 f. einen Theil der in Mtth. 10 den Zwölfen geltenben Instructionsrede an die Siebzig gerichtet sein läßt. Aber wenn ihm die Siebzig gegen die Zwölfe dienen sollen, warum läßt er sie späterhin gar keine Rolle spielen, erwähnt sie in der Apostelgeschichte gar nicht mehr, erzählt vielmehr in Ev. 24, 47, daß die Zwölfe von dem Auferstandenen den Auftrag an die Heiden empfangen, und macht die Zwölfe in der Apostelgeschichte für Alles zum Ausgangspunkt? Auch Marcus theilt nicht die ganze Rede mit die Jesus nach Matthäus an die Zwölfe hielt. Die Erwähnung des anhaltenden Wetens Jesu vor der Auswahl der Zwölfe 6, 12, die der großen Verheißung an sie in 22, 28—30; die Weglassung der von Matthäus und Markus gegebenen Erzählung von der ehrfurchtigen Frage der Zebedäusöhne, die Weglassung des Wortes Mtth. 20, 16, a das gegen die Zwölfe so scharf war und sich so leicht zur Hervorhebung des Paulus gebrauchen ließ; die Weglassung der von Matthäus und Markus gemachten Bemerkungen, daß am Abschiedsabend auch die 10 andern in Simons vermessene Worte einstimmten, nach der Gefangennehmung aber flohen; die von Lukas allein gegebene Entschuldigung ihres Schlafens in Gethsemane durch Traurigkeit 22, 45 und ihres Unglaubens bei der Erscheinung des Auferstandenen durch Freude 24, 41 — dieß Alles, wie stimmt es mit der Verdächtigung, daß Lukas die Zwölfe bemängeln wolle? Ebenso nichtig ist die Behauptung, daß insbesondere Petrus dem Lukas antipathisch sei. Fehlt bei Lukas das für Petrus Rühmliche von Mtth. 16, 17 ff. und 14, 27—29, so fehlt auch das für ihn Unrühmliche von 16, 23 und 14, 30 f., während Markus das ihn Satan scheltende Wort erwähnt, die vorhergegangene Seligpreisung aber nicht erwähnt. Petri Berufung ist gerade bei Lukas in der ehrenvollsten Weise erzählt, vgl. besonders 5, 4, a und 10 b. Petrus wird in den Abschiedstagen sammt Johannes mit der Zurückkunft des Passah bestraunt 22, 8, Petrus soll einst seine Brüder stärken B. 32, Petrus ist wie nach Paulus in 1 Cor. 15, 5 so nach Lukas in 24, 34 der erste der Zwölfe dem der Auferstandene erscheint, seine Verleugnung ist bei Lukas schonender als bei Matthäus (vgl. 26, 74, a) erzählt. — Dafür daß in dritten Evangelium neben paulinischem Parteitreiben auch ein (nicht

blos israelitisch gesetzliches, sondern) ebionitisch parteimäßiges Element vorhanden sei, hat man sich bekanntlich besonders auf 6, 20 f.; 12, 33; 16, 9 und 23—25 berufen. In dieser Beziehung macht Gobet zu 6, 20 die feine Bemerkung, das Mißverständniß als ob die Armut als solche ins Himmelreich führe, sei schon dadurch ausgeschlossen gewesen, daß Jesus bei Lukas nicht (wie bei Matthäus) in der dritten sondern in der zweiten Person rede, also seine Jünger anrede. Wie denn auch in B. 22 bei der Selbigerpreisung der Geschäften ausdrücklich beigelegt wird „um des Menschensohnes willen.“ Zu 12, 33 wird bemerkt, daß die Entlebigung vom irdischen Besitze für die Mitglieder des engeren Jüngerkreises (vgl. B. 32) die notwendige Voraussetzung ihrer Nachfolge und ihrer Zubereitung zum Evangelisten-dienst war. Der Mammon der Ungerechtigkeit 16, 9 ist „das Geld Gottes das der Mensch ungerechter Weise betrachtet als das seinige.“ Warum der reiche Mann in die Hölle muß, ist in B. 21 deutlich zu lesen, vergeblich läßt er den Lazarus nach einem Bißen schmachten. Wäre der Reichthum als solcher verdammt, so wäre Abrahams Schooß ein böser Ort, denn wer war reicher als er? Das Eigenthumsrecht wird in Apg. 5, 4 ausdrücklich anerkannt, die Lüge ist es was jenes Ehepaar ins Verderben stürzt. Das Wort in Ev. 18, 22 stammt von Jesu selbst, denn auch Matthäus und Markus berichten es.

„Es ist erschienen die Menschenfreundlichkeit Gottes“ dieses paulinische Wort (Tit. 3, 4) erscheint Herrn Gobet als das beste Motto über das dritte Evangelium. Dabei liebe aber der Evangelist darauf zu deuten, daß auch in manchem Menschenherzen noch ein Strahl der göttlichen Güte leuchte. Beispiele der Samariter, Zachäus, Cornelius. *καλὴν καὶ αγαθὴν* nenne der Grieche Lukas das Herz worin der Same des Wortes gute Früchte trage 8, 15. Und in Jesu zeige er mit Vorliebe den Menschen wie er sein soll und seiner Brüder barmherzigen Pfister 2, 40. 52; 7, 13; 19, 42; 23, 34. 43; 24, 50 f.

Das dritte Evangelium 3) unter dem literarischen Gesichtspunkt betrachtend findet Gobet, daß es seinen Zweck, das Wachsthum der Sache Christi und ihren Bruch mit dem israelitischen Volke darzustellen, in dieser Ordnung verfolge: in den zwei ersten Kapiteln Gottes Pflanzung des Keims; in Kap. 3 bis 9, 50 das galiläische Wirken Christi, nemlich sein Heranziehen der Elemente der künftigen Gemeinde und ihrer Apostel; in 9, 51 bis 19, 27 die Reise von Galiläa nach Judäa, eine Uebergangszeit, in welcher Christi Sache innerlich und äußerlich wächst, aber auch der Haß sich steigert; dann die Entwicklung in Jerusalem, da die Kreuzigung das Band zwischen Israel und seinem König vollends zerreißt, aber Auferstehung und Himmelfahrt Jesum, seiner Sehnsucht entsprechend, zum Herrn des Universums erhebt. Den Gang der Apostelgeschichte findet er dem des Evangeliums auffallend parallel: ihr erstes Kapitel eine Einleitung, entsprechend den zwei ersten des Ev.; Pfingsten für die Gemeinde was für Jesum die Taufe; dann die Gründung der Muttergemeinde in Jerusalem und der Beginn des jüdischen Widerstands; dann von Kap. 6—12 eine Uebergangszeit, nemlich die Vorbereitung des Uebergangs des Reichs zu den Heiden durch das Martyrium des Stephanus, die Ereignisse in Samarien, die Befehring des Kämmerers, des Saulus, des Cornelius, die Pflanzung der Gemeinde in Antiochien; Schluß dieser Darstellung das Martyrium des Jakobus und der Tod Herodis, dieses letzten bedeutenden Repräsentanten der jüdischen Nation; endlich Pauli Gründung der Heidengemeinden und die Gipfelung des jüdischen Widerspruchs in seiner Festnahme zu Jerusalem. — Weiter wird hier der Styl des Lukas geschildert: im Prolog des Evangeliums klassisch-griechisch; in der Kindheitsgeschichte so aramaisirend, daß das Uebersetzstein dieser Erzählung aus einer aramäischen Urkunde am Tage liegt, zugleich aber so viele eigenthümlich lukanische Ausdrücke enthaltend, daß man sieht, Lukas selbst sei der Uebersetzer gewesen; andere Partien, z. B. Kap. 14, 7 bis Kap. 15, Kap. 22 und 23 zu aramaisirend, um frei von Lukas geschrieben, zu wenig aramaisirend um Uebersetzung einer aramäischen Urkunde zu sein, folglich ohne Zweifel nach mündlicher Mittheilung durch Lukas oder einen Vorgänger desselben griechisch niedergeschrieben.

4) Ein vierter Abschnitt untersucht was Lukas durch seine Schriften wirken wollte. Nur eben eine möglichst getreue Darstellung der geschehenen Dinge geben? Bei der Apostelgeschichte sei das schwer zu glauben. Warum erzählt sie nur von zweien der Apostel? Woher die offenbare Parallele zwischen Petrus und Paulus? Warum die Wiederholungen von

Pauli Befeherungsgeſchichte, die ungemeine Ausführlichkeit in Pauli Prozeß, ſeiner Schifffahrt, warum das plögliſche Abbrechen nach ſeiner Ankunft in Rom? Will die Apoſtelgeſchichte den Lauf des Evangeliums von Jeruſalem nach Rom ſchildern? Aber Paulus bringt ja das Evang. nicht erſt hin ſondern trifft es ſchon an. Zellers Annahme, daß ein Pauliner die Anerkennung des Heidenthums durch Conceſſionen an das Judenthum in ihr erkaufen wolle, ſei durch Overbeck treffend widerlegt, aber Overbeck ſeinerſeits befindet ſich mit ſich ſelbſt in wunderlichem Widerſpruch wenn er einerſeits meint, daß der Paulinismus durch die Schrift zu einem klaren Bewußtſein über ſeine Vergangenheit, ſeine Entſtehung, ſeinen Grund gelangen wolle, andererseits bewußte Geſchichtsfäſchungen, ſogar ſyſtematiſche Oppoſition gegen Angaben pauliniſcher Briefe in ihr finde. Die erſte hiſtoriſche Abſicht des Schriftſtellers iſt wie durch Ev. 1, 3 ſo durch die Menge geographiſcher, chronologiſcher u. dgl. Notizen in Evangelium und Apoſtelgeſchichte ſattſam dargethan. Gebildete Heidenchriſten mußten ein großes Bedürfniß empfinden für ihren Glauben an die thörichte Predigt vom Kreuz eine ſolide Baſis zu erhalten. Anekdotenſammlungen ohne inneren Zuſammenhang und Zuverlässigkeit, wie ſie nach Ev. 1, 1 f. in ziemlicher Zahl vorhanden waren, konnten ihnen nicht genügen, es bedurfte eines wirklichen Geſchichtswerks mit den 1, 2 angegebenen Eigenſchaften, um Sicherheit (B. 4) darzureichen. Auch mußten ſolche Heidenchriſten ein lebhaftes Bedürfniß empfinden von der erſtaunlichen Thatſache der Verbreitung des Glaubens zu den Heiden eine genaue Erzählung und für das befremdliche Ausgeſchloſſenſein des alten Gottesvolks eine Erklärung zu erhalten. Dieſen Bedürfniſſen wollte Lukas entſprechen: im Evangelium zeigend, wie in der Perſon Jeſu Gott der Welt ihren Heiland und König gegeben, in der Apoſtelgeſchichte zeigend, wie dieſer Heiland und König ſein Reich in Mitten der Menſchheit aufgerichtet habe, inſbeſondere in Mitten der Heiden, wegen des Widerſtands Iſraels. Nicht eine Apologie des Paulus iſt die Apoſtelgeſchichte, ſondern eine Apologie Gottes der das Volk Iſrael, nachdem es ſeinen Meſſias getödtet, dennoch durch die Zwölfe, allermeiſt durch Petri mächtige Stimme zum Glauben weſen wollte, als aber Iſrael trotzig blieb, in Paulus der Heidenwelt einen gleich mächtigen Herold gab, damit dieſe, die Gott eine Zeitlang ihre eigenen Wege haben gehen laſſen, das von Iſrael verworfene Heil empfangen. Erzählt die Geſenſis wie Gott von dem urſprünglichen Uniſerſaliſmus ſich himwandte zur Erwählung Abrahams, ſo erzählt die Apoſtelgeſchichte wie er von den Abrahamiden ſich zurüchwandte zur Geſamtheit der Völker.

Betreffend 5) die Abfaſſungszeit kann Gobet keinen der Beweiſe, welche man für Abfaſſung nach Jeruſalems Zerstörung angeführt hat, kraftvoll finden. Warum ſoll es nicht ſchon in den drei erſten Jahrzehnten nach Chriſti Tod jene größere Anzahl ſchriftſtelleriſcher Verſuche Ev. 1, 1 über die großen Ereigniſſe gegeben haben? Wie konnte Lukas ſchon damals anders als dieſe auf ihren geſchichtlichen Werth anſehen (B. 1 und 3), wenn er ſich anſchickte zur Aufzeichnung einer eigenen Darſtellung? Legendentartige Züge ſollte Niemand, der die Erzählung des Lukas mit den von Juſtin, Papias, dem Hebräerevangelium beigebrachten Legenden vergleicht, in ihr behaupten wollen. Daß der Verſ. den Paulus nicht ſo geſetzesfrei darſtelle als dieſer wirklich geweſen, alſo der Zeit eines abgeſchwächten Paulinismus angehöre, iſt unerwiefen, weil in den betreffenden Fällen Paulus ſelbſt auf den vollen Gebrauch ſeiner Freiheit verzichtet haben kann. Jeſus hat unſtreitig Jeruſalems Zerstörung geweißagt (Beweis dafür Mtth. 26, 61; Apg. 6, 14), warum ſoll es unmöglich ſein, daß er auch ſolche Spezialitäten wie Luk. 19, 43; 21, 24 beigeſügt habe, ſei es kraft prophetiſcher Erleuchtung, ſei es kraft natürlicher Scharfblicks? — Daß Jeſus ſeine Paruſie ſofort an Jeruſalems Zerstörung knüpfte, iſt unmöglich, denn Jeruſalems Fall verkündigte er für die Zeit der damaligen Generation, ſeine Paruſie aber erwartete er erſt nach beträchtlichem Zwiſchenraum (Mrc. 13, 35; Mtth. 25, 6; 13, 33), demnach ſtammt die Einfügung der „Heidenzeiten“ Luk. 21, 24 nicht vom Evangeliiſten als vaticinium ex eventu, ſondern von Jeſus ſelbſt. Wie denn auch die Annahme, daß Lukas bewußte Aenderungen der Worte deſſen der ihm für den Sohn Gottes galt, ſich erlaubt hätte, eine moraliſche Unmöglichkeit in ſich ſchließt. — Dagegen ſprechen viele Gründe für die Abfaſſung vor Jeruſalems Zerstörung. Seine Anſchauungsweiſe iſt dem Schriftſteller offenbar in Umgang mit Paulus erwachſen. Lukas will in

der Apostelgeschichte den Uebergang des Reichs zu den Heiden als göttlich geordnet nachweisen, denselben Zweck hat Paulus in Röm. 9—11. Die zwei ersten Kapitel des Evangeliums wollen die Davidische Abstammung Jesu durch seine Mutter, seine Gottessohnschaft durch seine übernatürliche Geburt zeigen, damit vergleiche Röm. 1, 3 und 4. Dann erzählt das Evang. Jesu Unterstellung unter das Gesetz 2, 21—24, das entspricht Pauli Worten in Röm. 15, 8 und Gal. 4, 4. Mit Röm. 1, 19 f. vergleiche Apg. 14, 17. Mit Röm. 2, 14 f. 26 f. vergleiche den Samariter im Evangelium welcher barmherziger ist als Priester und Levite. Mit Röm. 3, 25 f. (*παρεσις ανοχη*) vergleiche Apg. 14, 16, (und noch mehr, fügt Referent bei, 17, 30). Mit dem „dem Juden zuerst“ Röm. 1, 16 vergleiche, daß beide Schriften des Lukas auf das Prioritätsrecht Israels weisen. — Nur wenn die Informationen des Lukas aus der noch im heiligen Lande versammelten Gemeinde flossen, erklärt sich die Reinheit der von Lukas aufgezeichneten Tradition, die Frische, die Einfachheit der Erzählungen, die gute Kunde der Veranlassungen bei welchen Jesus seine Worte sprach. — Das Fehlen jeder Andeutung von Jerusalems Zerstörung und Pauli Tod in der Apostelgeschichte ist unbegreiflich, wenn sie erst nach diesen Ereignissen geschrieben ist, die Abfassung des Evang. geschah aber vor der Apostelgeschichte. — Hat Lukas als er sein Evang. schrieb die Evangelien des Matthäus und Markus nicht gekannt, so kann er nicht lange nach ihnen geschrieben haben, diese aber müssen vor Jerusalems Zerstörung geschrieben sein, weil sie Jesum das Weltende mit dieser konfundiren lassen. — Alle diese inneren Anzeichen werden bestätigt durch die einzige genaue Angabe des Alterthums über die Entstehung des Evang., die des Clemens von Alexandrien, welcher als eine *απο των αυτε καθεν προεστυτερων* überlieferte Thatsache meldet, daß die mit Genealogien versehenen Evangelien zuerst, das des Markus aber zu Rom noch zu Petri Lebzeiten, geschrieben sei, eine Ueberlieferung gegen deren Glaubwürdigkeit nichts Triftiges sich einwenden läßt. Durch alle diese Gründe ist die Zeit zwischen 64 und 67 für die Abfassung von Evangelium und Apostelgeschichte angezeigt.

In einem fünften und sechsten Abschnitt führt Godet aus, wenn die Abfassung beider Schriften in der apostolischen Zeit feststehe, so sei kein Grund denkbar gegen die Richtigkeit der einstimmigen Angabe des Alterthums, daß Lukas der Verfasser sei, zumal auch was den paulinischen Briefen über Lukas sich entnehmen lasse mit dieser Ueberlieferung stimme; als Abfassungsort aber will er für das Evangelium am liebsten Achaia, für die Apostelgeschichte Rom vermuthen.

Nun über die Quellen des Lukas und das Verhältniß und den Ursprung der synoptischen Evangelien! Folgendes sind die Ergebnisse von Godets Untersuchung. Lukas ist vollständig unabhängig von Matthäus; das erhellt aus der Verschiedenheit erstlich seines Plans, zweitens der Reihenfolge der Stoffe, drittens aus den Abweichungen in den gemeinsamen Erzählungen, viertens aus der verschiedenartigen Redaction von Jesu Worten, fünftens aus dem (schon von Weiß hervorgehobenen) völligen Fehlen vieler Lieblingsworte des Matthäus bei Lukas, sechstens dem durchzugesen des ganzen Lukas von Aramäismen, während diese bei Matthäus sich nicht finden, so daß also der für Griechen schreibende Lukas die sonderbare Grille gehabt hätte bei seinem Benutzen des für Hebräer geschriebenen Matthäusevangeliums von sich aus eine aramäische Sprachweise beizufügen; endlich mußte Lukas, welcher jetzt mit Matthäus in einigen Worten zusammenstimmt, jetzt plötzlich von ihm sich scheidet, wenn man das Zusammenstimmen durch Copiren erklären wollte, in der launenhaftesten Weise zwischen Hintendreingehen und Abspringen gewechselt haben. — Aber auch von Markus ist Lukas völlig unabhängig, was aus denselben und ähnlichen Gründen wie in Betreff des Matthäus erhellt. — Als Quellen des Lukas treten vielmehr zu Tage: 1) ein rein jüdisches Dokument genealogischer Art 3, 23 ff.; 2) ein judenchristliches, die Kindheitsgeschichte des Täufers und Jesu enthaltend; 3) auch die übrigen Theile des Evangeliums zeigen fast alle eine aramäische, also judenchristliche Grundlage; 4) diejenigen Abschnitte, in welchen der hebräische Charakter nach Form und Inhalt weniger spürbar ist, wie namentlich die Leidensgeschichte, sind wahrscheinlich auf Grund von öffentlichen oder privaten Ueberlieferungen in griechischer Sprache redigirt worden, sei es von Lukas selbst, sei es von einem der in 1, 1 erwähnten Schriftsteller; 5) die Erzählung der Abendmahls-Einsetzung mag aus 1 Cor. 11 oder

aus des Lukas Theilnahme bei Abendmahlsfeiern des Paulus geflossen sein. — Umgekehrt ist aber auch Matthäus und Markus unabhängig von Lukas. Weder die Vermuthung (z. B. Bleek's), daß Markus aus Matthäus und Lukas, noch die Volkmar's daß Matthäus aus Markus und Lukas geflossen seien, stimmt mit der Beschaffenheit des Markus und Matthäus überein. Nicht minder falsch ist die Meinung, Markus sei geflossen aus Matthäus, in welchem Falle die immer neuen Differenzen, sowohl die kleinen als die großen, unbegreiflich bleiben; oder umgekehrt, Matthäus sei geflossen aus Markus, wobei man fast meinen müßte, Matthäus habe geflissentlich seinen Vorgänger vererbt. — Nicht besser ist die Herleitung der Synoptiker mit ihrer Gleichheit und Ungleichheit aus einer gemeinschaftlichen schriftlichen Quelle, sei es die von Matthäus verfaßte Redensammlung, deren Existenz zwar nicht aus jenen paar Worten des Papias, wohl aber aus unserem Matthäusevangelium selbst mit Sicherheit sich erschließen läßt, sei es der Urmarkus der freilich nur eine Chimäre ist, sei es eine sonstige von den Kritikern vorausgesetzte Schrift; stets bleibt es ein Ding der Unmöglichkeit, sich begreiflich zu machen wie beim Schöpfen aus derselben Quelle die Evangelisten auf die Menge von Verschiedenheiten kommen konnten, wenn man nicht diese Männer, die doch voll Glaubens und Ehrfurcht zu Jesu hinaufschauten, eines ganz leichtfertigen, kindischen Spiels mit den von ihm überlieferten Geschichten und Reden bezichtigen will. — Aus all diesen Gründen, deren Widerlegung in der That schwer sein wird, bleibt nach Godet's Ueberzeugung Nichts übrig als, trotz der enormen Mühe, welche so viele scharfsinnige Männer verwendet haben um auf diesem Wege die Gleichheit und Verschiedenheit der synoptischen Evangelien zu erklären, zur gänzlichen Verlassung dieses Wegs sich zu entschließen, weil ein Holzweg nun eben einmal nur in Wald und Sumpf führen kann, und dagegen zurückzukehren zu der Ableitung unserer Evangelien aus der mündlichen Ueberlieferung von Jesu Geschichte und Zeugniß. — Die Weise wie Godet diesen Gieseler'schen Gedanken theils entwickelt theils fortzubilden sucht ist folgende. Apg. 2, 42 bemerkt, die an Pfingsten gegründete Gemeinde sei geblieben in der „Lehre der Apostel.“ Was hat man unter „der Apostel Lehre“ zu verstehen? Unmöglich konnte sie sich auf die beständige Wiederholung der Thatfachen seines Sterbens und Auferstehens beschränken, es mußte auch das Detail aus der Geschichte seines Wirkens und es mußten seine Worte erzählt werden. Zeugen dessen was sie bei Jesu gehört und gesehen hatten, sollten die Apostel sein. Dabei werden sie sich an das Gemeinverständliche in seinen Worten gehalten haben. Also heute Erzählung der Bergrede, ein anderes Mal der Worte über das Verhalten der Gläubigen zu einander (Matth. 18), ein drittes Mal der eschatologischen Reden u. s. f. Nicht von dem Interesse chronologischen Gesamtüberblicks, sondern von dem der Erbauung geleitet wählte man gewisse Hauptpunkte in den Erlebnissen und Zeugnissen Jesu heraus und sammelte um sie was mit ihnen sachliche Verwandtschaft hatte oder auch durch Zeit und Ort verbunden gewesen war. So bildeten sich für die Wiedererzählung bestimmte Gruppen, z. B. von Sabbathscenen, von Parabeln, ferner über die ersten Tage in Kapernaum, Missionswanderungen, Reisen in ferner gelegene Landschaften, über die letzten Tage des galiläischen Wirkens, die Peräareise, den Aufenthalt in Jerusalem. Innerhalb der Gruppen stellte man die Einzelheiten nicht immer in die gleiche Reihe, nicht so leicht aber kam es zur Versetzung von Elementen der einen Gruppe in eine andere. Es ist begreiflich, daß sogar die Ausdrucksweise beim Wiedererzählen ein ziemlich gleichförmiges Gepräge erhielt. Schon bei den Geschichten. Sie waren den Aposteln so heilig, daß man sich hütete durch Wechsel in der Erzählungsform den Inhalt zu alteriren. Vollends aber bei Jesu Worten. Und wie leicht hatte Jesus es den Jüngern gemacht, seine Worte genau zu behalten durch ihre frappante, originelle, plastische Art! Entsprungen aus der Tiefe seiner Seele haben seine Worte den ganzen Menschen gepackt, das Gewissen, die Intelligenz, die Phantasie, das Gefühl. Die Reden mancher Leute könnte man zehnmal hören ohne daß die einzelnen Ausdrücke sich einprägen; es gibt aber auch Männer, welche so zu reden wissen, daß zehn verschiedene Hörer einen sogar in Einzelheiten gleichförmigen Bericht erstatten werden. Und wie oft werden seine Worte den Gegenstand der Besprechung im Jüngerkreise gebildet haben! Und die Apostel wußten, daß sie das ins Ohr Gehörte einst auf den Dächern predigen sollen. Auch die Armut der aramäischen Sprache (und in Mitten der palästinensischen Gemeinde hat sich ja der Typus der christlichen Predigt gebildet) mußte mitwirken zu der Gleichförmigkeit der Ausdrucksweise. Bald

traten allerdings auch Hellenisten in die Gemeinde ein (Apg. 6), daher nun auch in griechischer Sprache die Verkündigung geschehen mußte. Aber die angegebenen Ursachen waren stark genug, auch im Kreise der Hellenisten eine Gleichförmigkeit der Mittheilung zu bewahren, welche sich bis in die Weise die aramäischen Worte zu übersetzen erstreckte (vgl. *ἐπιουσιος, πλεονιον*). Was nun den Uebergang zu schriftlicher Fixirung dieser mündlichen Ueberlieferung betrifft, so geschah zuerst wohl nur fragmentarische Aufzeichnungen, indem ein Hörer aus Interesse, ein Verkündiger zum Zweck seines Verkündigens gewisse Geschichten oder Herrnreden, die ihm besonders wichtig waren, niederschrieb, der eine aramäisch, der andere griechisch, der eine in Jerusalem, der andere in Antiochien &c. Dann wird man solche Fragmente zusammengestellt haben zu größeren Ganzen die aber noch nicht von einem einheitlichen Gedanken beherrscht, sondern compilerischer Art waren. Solche Schriften waren es ohne Zweifel die Lukas in 1, 1 im Auge hat. Blicken wir aber nun auf unsere drei Evangelien, diese dritte Stufe von Aufzeichnungen, so haben wir an der ursprünglich mündlichen Ueberlieferung ein Erklärungsprincip, festgeprägt genug um die Uebereinstimmung, elastisch genug, um zugleich die Verschiedenheiten zu begreifen. Bei der Menge der Erzähler traten natürlich unwillkürliche Abweichungen in der Reihenfolge sowie im Detail der Erzählungen ein. Die Uebereinstimmung betreffend ist vor Allem die gleichmäßige Weglassung der Jerusalemreisen auffallend. Sie erklärt sich daraus, daß die Jerusalemreden für die durch die mündliche Mittheilung bezweckte populäre Unterweisung weniger geeignet waren. Die Thatsache, daß die Uebereinstimmung in den Worten Christi viel größer ist als in den Geschichten, läßt sich bei der Ableitung unserer Evangelien aneinander oder aus gemeinschaftlichen schriftlichen Quellen nicht verstehen, bei der Ableitung aller drei aus dem Strome der mündlichen Ueberlieferung erscheint sie natürlich. — Im Einzelnen wird über die Entstehung der drei Evangelien Folgendes bemerkt. Dem Worte worin Christus den Jüngern sagt, daß sie den Creuel der Verwüstung auf heiliger Stätte als Mahnung zur Flucht betrachten sollen, fügt das erste Evang. die Paränese bei „wer das liest merke darauf“ (24, 15), daraus ist zu ersehen, daß es noch vor dem Jahre 66 in welchem die Flucht nach Pella geschah geschrieben ist. Von Matthäus selbst stammt aber wohl nur die (aramäisch geschriebene) Redensammlung; das Geschichtliche ist ziemlich später, und zwar sogleich in griechischer Sprache beigelegt, denn jener Presbyter bei Papias erinnerte sich der Zeit, da man noch keine griechische Uebersetzung der Logia hatte. Uebersetzung und Beifügung des Geschichtlichen rührt ohne Zweifel her von einem Schüler des Matthäus, dessen mündliche Erzählungen dabei zur Quelle dienten. — Auch bei Markus findet sich jenes „wer es liest der merke darauf“ (man war in Palästina wohl gewöhnt bei der Erzählung der eschatologischen Rede eine solche Beifügung zu machen), und die Alten sagen, daß er während des Aufenthalts Petri in Rom oder kurz hernach geschrieben habe; von einer Benutzung der Logia durch ihn kann also schon deshalb keine Rede sein. Seine Quelle waren die Missionsreden des Petrus. Nehmen wir an, daß die mündliche Ueberlieferung ihre Ausprägung, was die Reden betrifft, hauptsächlich durch Matthäus, was die Geschichten betrifft, hauptsächlich durch Petrus erhalten habe, so können wir die vielfache Aehnlichkeit des ersten und zweiten Evangeliums um so besser erklären: Matthäus folgte in seinen mündlichen Mittheilungen beim Geschichtlichen dem Petrus, deshalb auch dessen Schüler bei der schriftlichen Fixirung; Petrus folgte in seinen Mittheilungen bei den Reden dem Matthäus, deshalb auch Petri Schüler bei der schriftlichen Fixirung. — Ungefähr zur selben Zeit, da Matthäus in Palästina seine Logia, Markus in Rom sein Evangelium, schrieb Lukas auch das seinige, vermuthlich in Griechenland. Er hat also jene zwei andern Schriften nicht benutzen können. Auch hatte er schwerlich eine mündliche Unterweisung des Matthäus und Petrus genossen. Seine Quellen waren geschriebene Urkunden, meist aramäische, ihrerseits geflossen aus der mündlichen Ueberlieferung, und zwar, weil aramäisch, ohne Zweifel den Anfangszeiten der apostolischen Verkündigung angehörig, demnach einer Zeit wo die Worte Christi noch nicht so sehr um Hauptgesichtspunkte gruppirt und die geschichtlichen Veranlassungen derselben noch frischer im Gedächtniß waren. Die geschichtliche Reihenfolge im Ganzen hatte er wahrscheinlich durch besondere Informationen zu erkunden vermocht.

Nachdem dann Godet in einem letzten Kapitel aus den von Baur selbst als apostolisch

anerkannten Schriften gezeigt hat, daß zwischen Paulus und den Uraposteln ein principieller Gegensatz nicht bestand, indem Paulus die Judenthristen nicht zur Emancipation vom Gesetze drängte und die Urapostel nicht um der Seligkeit willen dem Gesetze Moses getreu blieben, Petrus vielmehr durch seine Tischgemeinschaft mit den antiochenischen Heidenthristen die Freiheit sogar der Judenthristen vom Gesetze thatsächlich anerkannte, — nachdem hienüt der Verf. dem Geschichtsroman der Baur'schen Schule die wirkliche Geschichte gegenübergestellt, also der Heraushebung unserer Evangelien zu Parteimanifesten das Fundament entzogen hat, schließt er seine Arbeit mit einer Gegenüberstellung des Grundgesichtspunkts von welchem aus jeder der Evangelisten die Geschichte Christi schrieb: Markus zeigt die göttliche Größe Christi während seines Erdenlaufs, Matthäus weist die Erfüllung von Gesetz und Prophezie in Christo nach, bei Lukas wird Christus als die Hoffnung der Herrlichkeit für die Heiden so gut wie für die Juden offenbar, bei Johannes wird die ewige Gottheit des Menschensohnes enthüllt, Gottes Sein in Christo, Christi Sein in uns, unser durch Christum vermitteltes Sein in Gott. Dem Markus könnte man Matth. 16, 16 f., dem Matthäus Luk. 24, 45, dem Lukas Gal. 1, 15, und 16 dem Johannes Joh. 16, 14, a, und 14, 26, b, zur Aufschrift geben. Lukas hat deshalb in Betreff seines religiösen Gesichtspunkts die Mittelstellung zwischen Markus und Matthäus einerseits und Johannes andererseits, wie er auch rücksichtlich der geschichtlichen Vollständigkeit diese Mittelstellung einnimmt, indem er zwar nicht wie Johannes die früheren Aufenthalte in Jerusalem mittheilt, aber doch dem von Matthäus und Markus berichteten Wirken im Norden die Predigtreisen in den Süden beifügt. (Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Literatur des deutschen Staatsrechts.

(Fortsetzung von S. 174 des vorigen Bandes.)

Kehren wir nun zu den Zachariä'schen und Zöpfl'schen Werken zurück, so bemerken wir zunächst, daß in jenen das eigentliche Staatsrecht zuerst und erst darnach das mehr dem Völkerrecht angehörende Bundesrecht dargestellt ist. An sich freilich war es ehemals ziemlich gleichgültig, welchen von beiden Theilen des öffentlichen Rechts in Deutschland die wissenschaftliche Darstellung desselben voranstellen wollte. Zöpfl begann mit dem Bundesrecht, Zachariä mit dem Staatsrecht, und Beide stellten im Wesentlichen dasselbe dar. Indes so ganz unwesentlich finden wir diese Verschiedenheit der systematischen Reihenfolge nicht, denn Zöpfl dokumentirte in seinem Arrangement nicht so, wie Zachariä, das Festhalten an der historischen Perspective, welche doch auf die vor dem 8. Juni 1815 vorhandene Souveränität der Staaten als des Ausgangspunktes der weiteren Entwicklung des deutschen Staatensystems hinwies. Doch wir können dies immerhin als minder wesentlich betrachten, und nehmen lieber auf die Systeme dieser beiden Werke, welche in derselben Zeit und unter denselben wissenschaftlichen Conjunctionen entstanden sind, besondere Rücksicht.

Der verschiedene Charakter der beiden, an gelehrtem Wissen vielleicht nicht unebenbürtigen Verfasser spiegelt sich in der Verschiedenheit der Lösung der gemeinsamen Aufgabe deutlich ab. Die Zöpfl'sche Darstellung geht mehr von politischen als von staatsrechtlichen Gesichtspunkten aus, während die Zachariä'sche freier von Tendenzen, d. h. eben objectiver und historischer ist. In jener finden sich wohl reichlich so viel politische Apercus und Ausführungen, als Erörterungen der staatsrechtlichen Begriffe und Institute. Namentlich gilt dies von dem ersten, 778 Seiten zählenden Theile. Da handelt der 2. Abschnitt „vom Staatszweck“, der 3. „von dem Rechtsgrunde und der Entstehung des Staates“, der 11. „von der Legitimität des

Staatsherrschers" und der letzte (14.) Abschnitt schließt mit einer fragmentarischen Abhandlung „von der Revolution". Die einzelnen Ausführungen in diesen und auch in anderen, an sich mehr historische Gegenstände betreffenden Abschnitten bewegen sich aber ungleich mehr auf dem Boden politischer und staatsphilosophischer Expectationen, als auf dem Gebiet staatsrechtlicher Untersuchungen, obwohl der Titel des Zöpfl'schen Buches uns doch die „Grundsätze des deutschen Staatsrechts" verspricht und die Vorrede zur 5. Auflage uns ausdrücklich die Darstellung des geltenden Staatsrechts der Gegenwart und nicht eines Staatsrechts der Zukunft verspricht. Dieses Schwanken in der Absteckung der Ziele dieser wissenschaftlichen Darstellung macht sich aber auch bei der Behandlung eines jeden einzelnen Begriffes und Institutes geltend, und zwar im Allgemeinen nur sehr nachtheilig. Es fehlt eben Zöpfl an jener Präcision des Gedankens und der Form seines Ausdrucks, die wir von jedem Juristen verlangen und an den großen Meistern der römisch-rechtlichen Wissenschaft so hoch schätzen. Unter dem Gebränge der Worte verlieren sich nicht selten die Begriffe, welche sie darstellen sollten.

Was in aller Welt haben jene längst überwundenen philosophischen Ansichten über die Entstehung des Staates in abstracto mit den positiv-rechtlichen Grundsätzen der heutigen deutschen Staats-Verfassungen zu thun? Würde es nicht gerade umgekehrt behufs Klärung der öffentlichen Meinungen und Stimmungen, welche um ihrer Leidenschaftlichkeit willen sich sogar in den Schulen der bodenlos spekulirenden Philosophen und Politiker Nahrung und Beweisgründe suchen, von großem Gewinn sein, wenn ein Lehrer des deutschen Staatsrechts dieses in seiner thatsächlichen Gestaltung, mit seinen thatsächlichen Vorzügen und Nachtheilen darstellte, ohne die mehr oder minder wesenlosen Theorien des Rousseau'schen Irrthums, der Haller'schen Restauration, des Locke'schen Moralisirens hineinzuziehen. Der Beispiele von der Ungenauigkeit der Zöpfl'schen Begriffsdefinitionen könnten wir eine große Menge geben; wir beschränken uns hier auf einige, dem ersten Abschnitt entlehnte. „Die Staatsidee der europäischen christlichen Völker — heißt es S. 6 — ist aber die, daß durch ein weise geordnetes völkerschaftliches Zusammenleben alles Vernünftige zur Entwicklung und Geltung komme, was in einem Volke (im Volksgeist) Entwicklungsfähiges liegt." Wir wollen nicht urgiren, daß hier Staatsidee und Staatszweck verwechselt sind und dadurch der Definition oder Umschreibung jener von vornherein eine verkehrte Richtung gegeben ist; aber welche begriffliche Unklarheit tritt uns aus jenem Satze entgegen! Anklänge an das Nationalitätsprinzip, an die Idee einer Volkssouveränität, an Hegelianismus, und dann: was heißt ein „weise geordnetes völkerschaftliches Zusammenleben"? Ist dabei an die völkerschaftlichen Gruppen in dem bunten österreichischen Reiche oder an welche Abgrenzung völkerschaftlicher Vereinigungen zu denken? Und wo ist der Maßstab, darnach das „weise Geordnetsein" zu bemessen? Wüßten wir jene Zöpfl'sche Begriffsbestimmung als zutreffend anerkennen, so würden wir in Verlegenheit kommen, einen der europäisch-christlichen Staatsidee in der That entsprechenden Staat zu nennen, würden aber nicht zweifelhaft sein, daß das Königreich Preußen nebst allen Staaten in Deutschland nicht dazu gehören. Trotz eines gewissen Idealismus, welchem Zöpfl beim Niederschreiben jener Definition der Staatsidee sichtlich huldigte, warnt er im folgenden Paragraphen vor dem Glauben an ein Staatsideal. Ein solches ist nach Zöpfl „die Vorstellung von einem Staatszustande, wie er dem Wesen — dem vernünftigen Gedanken der Idee — des Staates und somit der menschlichen Natur am Vollkommensten entspricht." Also verwechselt Zöpfl das Produkt einer geistigen Thätigkeit mit dem Prozeß derselben; das Staatsideal ist nicht die Vorstellung, sondern das Vorgestellte. Auch ist ganz verkehrt das Wesen der Staatsideale darin zu finden, daß sie dem vernünftigen Gedanken, der Idee des Staates am Vollkommensten entsprechen wollen, sondern der Idealismus der philosophisch-politischen Betrachtung des Staatswesens kennzeichnet sich nur in dem Verlassen des realen Bodens der staatlichen Entwicklungen und in der Hinweisung auf Ziele derselben, welche — wenn auch vielleicht an sich nicht unrichtig und nicht unerreichbar — außerhalb der Schranken liegen, welche die gegebenen Verhältnisse eines bestimmten Staatswesens, sei es überhaupt oder nur zeitweise, seiner inneren und äußeren Entwicklung setzen. Der Idealismus ist ein rein Subjectives, und Thomas Morus beschäftigte sich ebensowohl mit staatlichen Uto-

pieen, wie heut zu Tage die Social-Demokratie, obwohl doch Beide, um ihre Ideale befragt, Grundverschiedenes nennen. Zur Kennzeichnung des „rechtlichen Charakters des Staates“ sagt Zöpfl § 5, III: „Eben darum aber, weil der Staat den Rechtsgrund seiner Existenz in sich selbst (in seiner Vernünftigkeit) trägt, kommt ihm auch als einem lebendigen Organismus eine Persönlichkeit, nämlich die Eigenschaft einer sogenannten moralischen oder juristischen Person und zwar absolut zu, und ist er somit auch ein nach Außen unabhängiges und selbständiges, oder im völkerrechtlichen Sinne souveränes Gemeinwesen.“ Hier verirrt sich Zöpfl wieder in jene Unklarheit der Auffassung des Wesens des Staates und seines Rechtes, welche bis in dieses Jahrhundert hinein die römisch-rechtlich denkenden Staatslehrer beherrschte und ihre Werke so bald für praktische Zwecke entwerthete. Zöpfl nimmt die einseitige Auffassung des Staates als eines privatrechtlichen Subjectes — denn nur das ist die sogenannte moralische oder juristische Person — wieder auf und hängt an diesen Begriff einige politische und völkerrechtliche Epithete, vielleicht in dem Gefühle, wie unzulänglich die Definition des Staatsbegriffes nach den Formeln des Privatrechts ist. Von einem Rechtslehrer des öffentlichen Rechtes der Gegenwart fordert man nicht unbillig, daß er mit den Traditionen einer Zeit, die nicht mehr ist, bricht und sich auf die Höhe stellt, welche die politische Entwicklung des Staates und seiner Angelegenheiten ihm anweist. Wer vor der Architektur der res publica, vor dem Aufbau des politischen Organismus, wie ihn die Gegenwart vollendete, mit klar sehenden Augen steht, muß doch trotz aller Erinnerungen an eine unpolitische Vergangenheit, deren Spuren auch das heutige Staatsgebäude noch an sich trägt, sehen, daß der Staat zwar auch des Rechtes, welches das Privatrecht neben dem Menschen auch den in vermögensrechtlichen Beziehungen mit diesem stehenden Gemeinschaften oder Anstalten zuweist, sich erfreut und um seines und der Menschen willen sich erfreuen muß, daß aber doch der Staat seinem innersten Wesen nach ein ganz Anderes ist, als was auch ein hereditas jacens oder eine pia causa. Hat nicht der Staat höhere, ethische Ziele und Zwecke und weist der Grund seiner Existenz nicht auf ganz andere Sphären und Vorgänge zurück, als welche auf dem Gebiet des Privatrechts irgend eine juristische Person in's Leben riefen und mit Rechten ausstatteten? Dies zu verkennen und das Wesen des Staates in einer nebensächlichen Eigenschaft zu erblicken, ist aber ein Fehler, welchen auffälliger Weise fast alle Staatsrechtslehrer auch der Gegenwart zu verantworten haben. Auch Zachariä, der sonst ungleich klarer das selbststellige Wesen des öffentlichen Rechtes und in diesem des Staatsrechts erkannt hat, definirt den Staatsbegriff so wenig anders als Zöpfl, daß dieser selbst sich auf die Worte seines Collegen berufen kann.

Doch — gehen wir zu der Zöpfl'schen Darstellung des eigentlichen Staatsrechts über! Nach einer Darstellung des Staatsrechts zur Zeit des deutschen Reichs und der staatsrechtlichen Veränderungen zur Zeit des Rheinbundes finden wir „die deutsche Bundesverfassung“ in gerade 100 §§ und danach die Geschichte „der Versuche der Umgestaltung des deutschen Staatenbundes in ein Reich (Bundesstaat) und der Wiederherstellung der Bundesverfassung.“ Trappirt da nicht, daß Zöpfl das ganze Bundesrecht nur in seiner historischen Bedeutung, nur als die eine der mannichfachen Phasen der politischen Entwicklung Deutschlands darstellt? Im Jahre 1863 war dies ein systematischer und praktischer Fehler, wenigleich wir heute, nach den Ereignissen von 1866 und in den Ereignissen von 1870 stehen, darin eine (unbe-
nutzte) Prophetie erkennen möchten. Dann folgt ein längeres Exposé über das Legimitätsprinzip (§ 202—210), zu welchem aber die deutschen Erlebnisse seit 1866 einen Manches berichtenden Commentar gegeben, und schließt sich hieran der 12. Abschnitt: „Der Fürst und sein Haus oder das Familien- und Thronerbrecht der souveränen deutschen Familien.“ Dieser Abschnitt ist vorwiegend aus den Gesichtspunkten des „Privatfürstenrechts“, wie es die Schule des vorigen Jahrhunderts nennt, behandelt, d. h. eben, es ist der Souverän und sein Recht an den Thron, sowie das Thronfolgerecht in dem fürstlichen Hause noch mehr in der Weise des privatrechtlichen Erbrechts, als nach den davon unabhängigen Prinzipien des öffentlichen Rechtes dargestellt. Schon der Ausdruck „Erbrecht“ sollte, als dem Privatrecht entlehnt, für das Thronfolgerecht um so weniger gebraucht werden, als es das Wesen dieses staatsrechtlichen Instituts gar nicht verlangt. Wahr ist ja, daß wir in früheren Zeiten auch

das Staatsoberhaupt — das freilich dies nur quasi war — und sein Haus mitfammt dem Successionsrecht desselben ganz in der Weise eines fideicommissarischen Erbrechts betrachtet wurde, und das lehnrechtliche „ex pacto et providentia majorum“ spielte dabei eine wichtige Rolle. Indeß was damals nicht so verkehrt, weil auch der Staat noch nicht seinen wahren Charakter ausgeprägt hatte, ist heut zu Tage eine unhaltbare und für die Sache des Staats und seines Fürsten nur nachtheilige Auffassung. Auch hier zeigt sich wieder die Folge einer unklaren Anschauung des Staats. Der Thron ist eben kein Object, wie die hereditas der privatrechtlichen Subjecte, und der Souverän gleicht nicht dem Fideicommiss- oder Lehns-Inhaber des römischen oder deutschen Privatrechts oder des longobardischen Feudalrechts. Der Tod des Souveräns ruft freilich den Thronfolger, wie der Tod des hereditarius den heres, und die Existenz des Thronfolgers steht unter den Voraussetzungen, welche den Menschen in das Dasein rufen und zu einem Subject von Rechten erheben: allein wie der Thron eine Sache des Staates und seines Rechts ist, so ist es auch nur das Staatsrecht, welches den Inhaber des Thrones zum persönlichen Souverän macht und welches die Bedingungen feststellt, von welchen der Erwerb und Besitz und Verlust desselben abhängt. Alle persönlichen Beziehungen und Verhältnisse des Souveräns erscheinen auf dem Gebiet des öffentlichen Rechts in ganz anderem Licht, als auf dem des Privatrechts. Die Vormundschaft hier ist ein Anderes als die Regentschaft dort, und sind die Folgen der Minderjährigkeit beiderwärts verschieden. Der Souverän kann als privatrechtliche Person leghwillig verfügen, aber ein Testament des „Fürsten“ giebt es nicht, es sei denn, daß man die frommen Wünsche des Sterbenden, welche die politische Moral des Thronfolgers beeinflussen sollen, so nennen wollte. Kurzum — hätte Zöpfl Wesen und Werth des Staatsrechts richtig erfaßt, so würden die §§ 211–268 gewiß ein anderes System und großen Theils andern Inhalt haben erhalten müssen.

Der 13. Abschnitt in Zöpfl's Grundsätzen handelt „von den Rechten des Souveräns oder den Hoheitsrechten im Allgemeinen“, und giebt uns im Wesentlichen die traditionellen Formeln von der Eintheilung der sogenannten Hoheitsrechte in wesentliche und nicht-wesentliche, in Majestätsrechte, materielle und formelle Hoheitsrechte. Ob es logisch war, wenn Zöpfl mit dem Satze (§ 269, I) beginnt: „Obgleich die Staatsgewalt als das Herrscherrecht des Souveräns ihrem Begriffe nach untheilbar ist, so äußert sie sich doch theils in verschiedener Weise, theils in verschiedenen Beziehungen thätig“, und ob nicht vielmehr die Identificirung von „Staatsgewalt“ und „Herrscherrecht“ zu tadeln und die Verschiedenheit der Thätigkeitsbezeichnungen der einheitlichen Staatsgewalt so wenig verwundern kann, wie daß das einheitliche menschliche Individuum ja auch in tausend Richtungen und Arten thätig sein kann, — wir wollen dies dahin gestellt sein lassen und nur darauf Acht geben, wie Zöpfl die sogenannten Hoheitsrechte eintheilt. Daß diese Frage nicht etwa nur eine formale Angelegenheit betrifft, ergiebt sich vielleicht aus den folgenden Bemerkungen. „Das philosophische Recht — heißt es § 269 — kennt keine anderen Hoheitsrechte als nur absolut-wesentliche, d. h. nur solche Befugnisse des Souveräns, welche ihm schon vermöge des Begriffes als Staatsherrscher in Bezug auf den Staat zukommen und daher auch schon im Begriffe der Staatsgewalt selbst liegen und durch logische Entwicklung derselben anerkannt werden.“ Das positive Recht pflege aber wenigstens „der Staatsgewalt auch noch einige besondere Rechte aus besonderen positiven (historischen) Titeln beizulegen.“ Diese seien dann entweder relativ-wesentliche Hoheitsrechte (weil sie wegen der eigenthümlichen Verhältnisse im Staate dem Staatsherrscher zufolge des Begriffes der Staatsgewalt unmittelbar beigelegt werden müssen), oder zufällige Hoheitsrechte (welche in einem Staate aus Rücksicht auf den materiellen Nutzen, welchen sie gewähren, der Staatsgewalt ausschließlich beigelegt worden sind, obwohl sie an sich für Privatrechte zu achten wären). Nach einer allerdings sehr fragmentarischen Uebersicht der verschiedenen Ansichten über die Eintheilung der wesentlichen Hoheitsrechte fährt dann Zöpfl § 270, V fort: „Nach der dreifachen Rücksicht auf das Subject, die Objecte und die Thätigkeitsformen der Staatsgewalt sind jedoch drei Klassen der wesentlichen Hoheitsrechte zu unterscheiden, welche am geeignetsten I. als Majestätsrechte, II. als materielle Hoheitsrechte und III. als formelle Hoheitsrechte oder als politische Gewalten bezeichnet werden.“

An dieser Ausführung nehmen wir zunächst deshalb Anstoß, weil die Worte „Staatsgewalt“ und „Staatsherrscher“ ganz promiscue gebraucht sind, obwohl sie doch gar Verschiedenes bezeichnen. Dies ist aber wieder eine Folge jener Unklarheit Zöpfl's über das Wesen des Staates. Hätte er daran gedacht, den Staat als solchen und die Staatsgewalt ohne Bezugnahme auf ihren persönlichen Repräsentanten zum Gegenstand der Untersuchung zu nehmen und erst darnach die Beziehungen, in welchen der persönliche Souverän zu Beiden steht, mit ihren rechtlichen Konsequenzen zu behandeln, so würde ihm nicht entgangen sein, daß aus dem Wesen und Begriffe der Staatsgewalt sich ganz andere Rechte und Rechtsverhältnisse ergeben, als aus dem Wesen und Begriffe der persönlichen Souveränität. Gefühlt hat auch Zöpfl dies, indem er die sog. wesentlichen Hoheitsrechte „nach der dreifachen Rücksicht auf das Subject, die Objecte und die Thätigkeitsformen“ verschieden findet, aber daß er die Rechte verschiedener Subjecte, der Staatsgewalt an sich — allerdings ein Subject in der Idee, aber dennoch ein Subject für die wissenschaftliche Contemplation des Staates — und des persönlichen Repräsentanten derselben — der Fleisch und Bein gewordenen Staatsgewalt — auf nur ein Subject bezog, weil er über das Wesen dieses Subjects sich nicht klar geworden war, das ist ihm entgangen.

Was sodann die — allerdings vulgäre — Eintheilung der sogenannten Hoheitsrechte in absolut- oder relativ-wesentliche und in zufällige betrifft, so lag es doch nahe zwischen dem Staat und seiner Gewalt als eines politischen und staatsrechtlichen Subjects und dem Staat als der von dem Privatrecht anerkannten vermögensrechtlichen (juristischen) Person zu unterscheiden. Der Staat als solcher steht nur in öffentlich-rechtlichen Beziehungen, hat nur politische Zwecke zu erfüllen und deshalb auch nur dem Gebiet des Staatsrechts angehörige Gewalten oder Rechte. Welche Rechte ihm das Privatrecht anweist, hat auch nur dieses darzustellen; sie liegen außerhalb des Begriffes des Staates und berühren auch sein Wesen nicht. Die Functionen und Rechte der Staatsgewalt sind sammt und sonders wesentliche und hat die Wissenschaft des Staatsrechts um die sog. *regalia minora* — eine Bezeichnung, welche dem unklaren staatsrechtlichen Verständniß unserer Vorfahren angehörte und nicht länger beizubehalten ist — sich gar nicht zu kümmern, wenn sie nicht die gesammten Rechtsverhältnisse, in welchen der Staat als Subject steht, darzustellen sich vornimmt.

Den ersten Band des Zöpfl'schen Werkes schließt der 14. Abschnitt: „Von der Beendigung der Souveränität“ und in diesem das 3. Capitel „Von der Revolution“, ein Capitel, das in den „Grundsätzen des Staatsrechts“ füglich fehlen und den Lehrbüchern der Politik überlassen werden kann. Durch seine Aufnahme beweist Zöpfl wieder seine Neigung zu einer politischen Behandlung des Staatsrechts.

Den zweiten Band eröffnet Zöpfl mit dem Abschnitt: „Das Volk und die Volksrechte.“ Zum Theil füllen denselben — wenige Paragraphen abgerechnet — die Grundsätze der Bundes-Acte von 1815 und der sonstigen Verträge der Glieder des deutschen Bundes über die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse ihrer Unterthanen, zum Theil aber — und man darf sich darüber wundern — „die Grundrechte des deutschen Volkes nach der (Frankfurter) Reichsverfassung vom 28. März 1849.“ Also diese ephemeren Ergebnisse der Frankfurter Nationalversammlung, welche schon 1851 nirgends mehr, bis dahin aber nur in einigen deutschen Staaten, praktische Gültigkeit gehabt haben, nimmt Zöpfl zum Text seiner Darstellung der „Grundsätze des deutschen Staatsrechts!“ Nur in den begleitenden Noten werden Nachweisungen aus den deutschen Verfassungsgeetzen gegeben, welche die Abweichungen derselben von jenen Prinzipien einer politischen Partei in Deutschland erkennen lassen. Wir können dies Verfahren nur ein völlig unwissenschaftliches nennen und finden es in keiner Hinsicht gerechtfertigt. Wollte Zöpfl diese, jetzt längst vergessenen „Grundrechte“ als die Ziele der politischen Entwicklung in den deutschen Staaten hinstellen und dieselben in lebendiger Erinnerung erhalten? Gerade von Zöpfl läßt sich dies am Wenigsten denken. Die große Bequemlichkeit aber, mit welcher ein solches Referat an Stelle einer wissenschaftlichen Behandlung des positiven Rechts gegeben werden konnte, rechtfertigt das gänzliche Vergessen der Aufgabe eines wissenschaftlichen Werkes über das geltende deutsche Staatsrecht, wie Zöpfl es sich offenbar hat zu Schulden kommen lassen, keineswegs.

In dem folgenden Abschnitt finden sich die Rechtsverhältnisse des Adels dargestellt, und zwar im Wesentlichen die bundesrechtlichen Grundsätze über die Rechtsverhältnisse der sogenannten Standesherrn referirt. Da von einer besonderen staatsrechtlichen Stellung des Adels im Allgemeinen heutiges Tages kaum mehr die Rede ist, so bleibt auch der Darstellung des deutschen Staatsrechts ein anderer Gegenstand unter jenem Rubrum nicht mehr übrig.

Die Lehre von den Landständen behandelt Zöpfl zuerst rein historisch. Namentlich berücksichtigt er in aller Vollständigkeit die Bestimmungen der Wiener Schlußacte und späterer Bundesverträge über die in allen Bundesstaaten zu stellenden Anforderungen an die landständischen Einrichtungen. Es würde wissenschaftlicher gewesen sein, wenn dieses für die Gegenwart nicht eben mehr bedeutungsvolle Material mehr wissenschaftlich verarbeitet und der Einfluß jener einstigen Anschauungen auf die positiv-rechtliche Gestaltung des landständischen Wesens in den deutschen Staaten klarer nachgewiesen wäre. Einen großen systematischen Fehler nennen wir es aber, daß Zöpfl in diesem Abschnitt (§ 341) eine „Uebersicht der gegenwärtig bestehenden deutschen Verfassungsurkunden und Landesgrundgesetze der monarchischen deutschen Staaten seit der Stiftung des deutschen Bundes“ giebt. Der Schwerpunkt der verfassungsrechtlichen Entwicklung und Codification lag und liegt allerdings in den Paragraphen der Verfassungsgesetze, welche der Organisation der Volksvertretung gelten, und es ist nicht umgekehrt, die moderne Verfassungsgeschichte als von jenem Punkte ausgehend zu betrachten. Aber — betreffen denn die deutschen Verfassungsgesetze nicht noch eine große Reihe anderer staatsrechtlichen Verhältnisse, nicht minder wichtig, als jene Grundsätze der landständischen Verfassung? Ein Blick in das Preussische, Baiेरische, Württembergische, Sächsische, ja! in die Riechenstein'schen Verfassungsgesetze zeigt uns die Absicht dieser Codificationen, alle Pfeiler des öffentlichen Lebens zu festigen und nach allen Richtungen hin sichere und klare Prinzipien der Verfassung und Verwaltung des Staates zu geben, und es erscheint als eine allzu oberflächliche Auffassung, das Wesen dieser Verfassungsgesetze nur aus dem Gesichtspunkte ihrer den Landständen geltenden Prinzipien zu behandeln. Indes es möchte der § 341 immerhin seine Stellung behalten; frappirt doch noch mehr, daß den Abschnitt: „Die Landstände“ der § 325: „Verschiedenheit der Staatsverfassungen überhaupt; Unterschied von Beherrschungs- und Regierungsform“ eröffnet, also ein Capitel, welches unzweifelhaft in den allgemeinen Theil der Darstellung des Staatsrechts gehört oder doch nur den Theil derselben, welcher das Verfassungsrecht betrifft, einleiten könnte. Daß Zöpfl dies nicht beachtet, ist eben eine Folge seiner Systemlosigkeit, wie diese wieder eine Folge davon ist, daß er nicht Ruhe genug besessen, das Wesen des Staates in seiner objectiven und historischen Gestaltung zu studiren und sich darüber völlig klar zu werden. Will man hierfür noch weitere Beweise verlangen, so bieten sie schon die §§ 343 und 344, wo — in dem Abschnitt „Die Landstände“ — „das monarchische Prinzip in der repräsentativen oder sogenannten constitutionellen Monarchie“ und „die Grundgedanken, worauf die repräsentative Monarchie beruht, insbesondere die Trennung der Regierung und Verwaltung“ behandelt werden. Diese Grundfragen des Verfassungsrechts nur in ihrer Beziehung auf die Organisation der Landstände zu berühren, ist einseitig und stellt sie von vornherein unter ungenügende Gesichtspunkte.

Erst im § 345 ist von dem „Begriff und publicistischen Charakter der Volksvertretung“ die Rede, indeß in sehr oberflächlicher, den innersten, in dem Begriff des Staats selbst liegenden Grund dieser allem modernen Staatswesen gemeinsamen Einrichtung nicht erwähnenden Weise, wie es ja auch sehr bedenklich ist von einem „publicistischen“ Charakter der Volksvertretung zu sprechen. Eben diese Kenflichkeit und — man möchte fast sagen — Unwissenschaftlichkeit in der Zöpfl'schen Auffassung des Staatswesens zeigt sich auch in dem § 363: „Von den Hoheitsrechten des Souveräns über die Volksvertretung oder von der fürstlichen Prärogative“, wo die „Nothwendigkeit solcher Hoheitsrechte“ darin gefunden wird, „daß eine Ständeversammlung, wenngleich ein politisch hochberechtigter Körper, doch keine souveräne Versammlung ist, sondern eben darum, weil sie kraft der Verfassung das gesetzliche Organ des Landes oder Volkes in seiner Gesamtheit gegenüber von der Staatsregierung ist, sie, wie dieses selbst, fortwährend der Staatsgewalt des Monarchen unterworfen ist.“ Falsch ist, daß die Ständeversammlung fortwährend der Staatsgewalt des Monarchen unterworfen

ist, denn der Wille der Ständeversammlung ist so selbständig und unabhängig wie der des Monarchen, und es enthält die Geschäftsordnung manche Bestimmung zur Anerkennung des Self-government der Landstände. Die sog. fürstlichen Prerogative — eine nicht glückliche Bezeichnung dieser Rechte des Souveräns — fließen unmittelbar aus dem Begriff der Staatsgewalt und dem der persönlichen Souveränität des Fürsten, und es ist ungleich logischer, von diesem aus jene Rechte zu bestimmen, als sie an dem Wesen der Ständeversammlung zu begründen. Eben dann schwindet auch jene in dem Worte „Prerogative“ gegebene Auffassung, nach welcher jene Rechte dem Monarchen vorbehalten, d. h. also von der Volksvertretung nicht erworben sein würden, während sie in Wirklichkeit unveräußerliche Rechte der Krone sind und mit dem Wesen der Monarchie stehen und fallen. Die allerdings übliche Rede-weise „Prerogative der Krone“ erinnert immer an die Idee des „souveränen Volkes.“

(Fortsetzung folgt.)

II. Recensionen.

Theologie.

Heinrich, Georg, Lic. Dr. Die Valentinianische Gnosis und die heilige Schrift. Eine Studie. VI u. 192 S. Berlin. Wiegandt u. Grieben. 1 thlr.

Der Verfasser dieses ebenso gelehrten als lehrreichen Beitrags zur Geschichte der gnostischen Systeme hat sich die Aufgabe gestellt: „aus der Art und Weise, wie in den Darstellungen der Kirchenväter und den uns erhaltenen Fragmenten die verschiedenen Strömungen der Valentinianischen Speculation sich reflectiren, einen Einblick zu gewinnen in die Stellung der Gnosis zur heiligen Schrift und in das Verhältniß ihrer treibenden Principien zum Schriftinhalte.“ Zu diesem Ende sucht er vor Allem die verschiedenen Quellschriften zur Gewinnung einmal einer vollständigen und klaren Uebersicht über das Valentinianische System, (resp. dessen verschiedene Redactionen, Ausgestaltungen und Umbildungen älteren und jüngeren Datum's) auszubenten, um auf Grund dieser Analyse „eine übersichtliche Darstellung des von den Valentinianern verwendeten Schriftmaterials und der Methode ihrer Benutzung der heil. Schrift“ zu bieten.

In einem ersten Abschnitte (S. 5—62) beleuchtet er „die Relationen der Kirchenväter“ über Valentin und das Valentinianische System, unter besondrer Hervorhebung des Irenäus und der von unfrem Verf. unbedenklich dem Hippolyt beigelegten Philosophumena. — Hierbei scheint uns Tertullian in s. Schrift *Adversus Valentinianos*, die keineswegs so unbedingt von Irenäus abhängig ist, wie der Verf. annimmt, einigermaßen zu kurz zu kommen, während bezüglich der späteren Häresiologen, wie Epiphanius, Theodoret, Philastrius, allerdings mit Recht geurtheilt wird, daß ihnen verglichen mit jenen ältesten Berichterstattern kaum irgendwelche Selbstständigkeit zukomme. — Bei der Darstellung des valentinianischen Religionsystems auf Grund von Irenäus (I, 22 ff.) hätte Einiges von vornherein in größerer Vollständigkeit mitgetheilt werden können; denn da es sich um eingehende Vergleichung der Relation des Irenäus mit der des Hippolyt handelte, so würde z. B. was der Erstere über Zahl, Namen und Gruppierung der Aeonen des Pleroma sagt, zweckmäßigerweise schon S. 21 specieller anzugeben und nicht erst späterhin, bei Besprechung des Hippolytischen Berichts (S. 30) bloß beiläufig nachzubringen gewesen sein. Obendrein wäre hier im Interesse der Klarheit und Leichtver-

sündlichkeit des Mitzutheilenden wohl jene graphische Veranschaulichung durch Stammbäume oder Stockwerke (die *tabulata Tertullians adv. Val. c. 7 sq.*) anzurathen gewesen, deren schon verschiedene ältere Ausleger des Irenäus, Tertullian und anderer Häresiographen sich bedient haben. Der Mangel eines solchen Mittels zur anschaulichen und scharfen Fixirung der Unterschiede zwischen den verschiedenen Darstellungen wird an der bereits hervorgehobenen Stelle (S. 30) um so fühlbarer, da dem Verf. hier unglücklicherweise auch noch ein kleines Versehen (ob Druckfehler?) begegnet ist, geeignet dem auf diesen Gebieten weniger bewanderten Leser eine nicht geringe Confusion zu bereiten. Statt zuerst 10, dann 12 Aeonen (laut dem Berichte des Irenäus über das *Val. Pleroma*) emaniren zu lassen, läßt der Verf. zuerst 10, dann 12 Aeonenpaare emaniren.

Abschn. II: „Die Fragmente“ (S. 63—148) enthält die detaillirtesten und dankenswerthesten Partien der gesammten Untersuchung, dasjenige, worin die Specialforscher auf dem Gebiete der Geschichte des Gnosticismus vorzugsweise werthvolle Bereicherungen ihrer Wissenschaft anzuerkennen haben werden. Der Verf. prüft hier die directen Quellen der Valentiniän. Lehre, welche in Gestalt einer Anzahl von Fragmenten aus den Schriften Valentins, Theodots, Herakleons und Ptolemäus' bei mehreren Kirchenvätern, insbesondere bei Clemens (Opp. ed. Koch, T. IV, p. 1—31) und Origenes (in *Grabe, Spicileg. II, p. 83—117*) überliefert sind, unter sorgfältiger Vergleichung ihres Inhalts mit jenen Relationen des Irenäus, Hippolyt u., und unter vorzugsweise eingehender Darstellung der charakteristischen Art, in welche diese Häupter der Valentiniän. Häresie die heil. Schrift Alten und Neuen Testaments benutzten (s. bes. S. 81 ff. 116 ff. 143 ff.), also der eigenthümlichen Methode ihrer allegorischen Schriftauslegung, die ja das Eine Hauptobject der Untersuchung des Verf. bildet.

In einem dritten Abschnitte: „Ergebnisse“ (S. 149—190) präcisirt er das Resultat dieser vergleichenden Würdigung dessen, was die Kirchenväter, und was die eignen fragmentarischen Hinterlassenschaften der Valentiniäner über ihr System und ihre hermeneutischen Grundsätze aussagen. Und zwar bestimmt er dieses Resultat im Allgemeinen dahin, daß die letzteren, also die directen Quellen, von der bei den R.V.V. so stark hervortretenden Aeonenlehre völlig schweigen und überhaupt vom Pleroma nur ganz nebenbei reden, also das metaphysisch-mythologische Element gegen das soteriologisch-ethische sehr in den Schatten treten lassen und dabei, von ihrem weniger systematischen als

apologetischen Interesse geleitet, vor Allem die Aufgabe verfolgen, mittelst allegorischer Exegese des N. u. A. T.s. „die Einheit von Gnostik und christlicher Offenbarung zu erweisen.“ Das Außerschriftliche sei das am wenigsten stark hervortretende Moment am Valentiniänismus, in dessen System sich allerdings die Einwirkungen Dhytischer und Pythagoräischer Speculation (jene der früheren, diese der späteren Epoche seiner Entwicklung angehörig) nachweisen ließen, doch so daß der Grundcharakter der Valentiniänischen Gnostik immer der christliche bleibe. Von den beiden Hauptbestandtheilen der heil. Schrift erscheine das A. Test. als der bei weitem feltener benutzte. Von den sehr zahlreichen neutestamentlichen Citaten, wie sie die Fragmente Valentiniänischer Schriften aufzeigen und wie sie der Verf. (S. 191 f.) in einer Tabelle übersichtlich zusammenstellt, sind die meisten den Evangelien, insbesondere denen des Matthäus und des Johannes (der notorischen Lieblingsurkunde dieser gnostischen Partei) entnommen, ziemlich zahlreiche auch dem Römer-, 1. Corinth.- und besonders dem Epheser-Briefe, nur einzelne aber dem Philipper-, 2. Timotheus-, 1. Johannes- und Hebräerbriefe. Das kritische Urtheil bezüglich der Entstehungszeit und Autentie der einzelnen Bestandtheile des neutestamentlichen Kanons, welches der Verf. (S. 183 ff.) an dieses Ergebnis anknüpft, ist ein sehr vorsichtiges und besonnenes. Er hütet sich aus dem Fehlen der Thessalonicherbriefe, des Philemon-, Titus und 1. Timotheus-Briefs, der Petrusbriefe, der Apokalypse u. in der Reihe der überhaupt in den uns erhaltenen Fragmenten Valentiniänischer Schriftsteller vorhandenen Schriftcitaten irgend etwas zu Ungunsten der Apostolicität oder Canonicität dieser Schriften zu folgern. Und wie er in dieser Hinsicht die bekannten Abwege der Tübinger kritischen Schule vermeidet, so tritt er derselben, was die Beurtheilung der zahlreichen Citate aus Joh., den übrigen Evangg. und den meisten Briefen Pauli betrifft, auf das Entschiedenste gegenüber, indem er (S. 189 f.) seine hierauf bezügliche Untersuchung mit den Worten abschließt: „So viel ergibt sich evident aus der Weise des Citirens, daß die Valentiniäner die Schrift als eine allgemein anerkannte Autorität benutzten, dieselbe also dieses Ansehen schon vor dem Emporkommen des Systems besessen haben muß . . . Die Schriftbenutzung der Valentiniänischen Gnostik bezeugt, daß das Evang. Joh., der Colosser- und Epheserbrief in der 1. Hälfte des 2. Jhdts. als apostolische Schriften anerkannt und gebraucht wurden. Wenn 2. Tim. 2, 13 von Herakleon nicht direct als apostolischer Ausspruch angeführt, sondern ohne nä-

here Bezeichnung in die fortlaufende Erörterung eingefügt ist, so entspricht das der auch sonst von ihm beobachteten Praxis. Das Citat beweist, daß der Brief vor dem J. 160 im Gebrauch war, also schwerlich, wie Baur meint, gegen die Gnostiker des 2. Jhds., insbesondere die Marcioniten, gerichtet ist."

Vielleicht hätte der Verf. bei diesen apologetischen Resultaten, welche an die früher von Tischendorf („Wann wurden die Evang. verfaßt?") und von Hoffede de Groot („Basiliens Ausgänge des apostolischen Zeitalters, als erster Zeuge für Alter und Autorität der neutestamentl. Schriften, insbesondere des Johannesevangeliums," Leipzig, 1868) auf unmittelbar angrenzenden Gebieten gewonnenen erinnern, etwas eingehender verweilen und die Tragweite derselben mit stärkerem Nachdruck und größerer Anschaulichkeit darlegen sollen. Doch kann weder, was er in dieser Beziehung etwa veräumt haben sollte, noch was sonst Irriges oder Mangelhaftes an seiner Arbeit nachweisbar ist, sein Verdienst schmälern, die ältere Kirchen- und Dogmengeschichte durch einen ebenso gründlichen, als lehrreichen und in seinen Hauptergebnissen interessanten und erfreulichen kritisch-historischen Beitrag bereichert zu haben. 3.

Bilder aus der französisch-reformirten Kirche. König Heinrich IV. Das Edikt von Nantes. Die Kirche der Wüste, — von Herm. Ludw. Roquette, franz. ref. Prediger zu Königsberg in Pr. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Kl. 8. 133 p. 12 sgr.

Der Verf. theilt hier Vorträge mit, die er zu verschiedener Zeit vor einer gemischten Versammlung hielt. Er hat hiebei die bedeutendsten Geschichtswerke benutzt, aber auch die Quellen selbst zu Rathe gezogen. In unserer Zeit wird der hier behandelte Gegenstand von doppeltem Interesse sein, wo aller Augen sich nach jenem unglücklichen Lande richten und theilnehmende Herzen, sowie denkende Menschen sich fragen, welches die Quellen des furchtbaren sittlichen Verfalles sind, der den politischen Ruin nothwendig nach sich ziehen mußte. Das können wir aus diesem Büchlein lernen. Es zeigt uns den furchtbar destruierenden Einfluß, den die Jesuiten in Frankreich hatten, jenen heillosen Hof, der die grauenvollste Sittenlosigkeit mit schmählicher Bigoterie verband, es deckt uns auf, mit welcher Liebe die heilige Winter-Kirche und der Hirte in Rom in ihren schönen Tagen die Befenner des Evangeliums aufgesucht und umfaßt haben. Ein furchtbar ernstes Bild führt der Verf.

uns in Heinrich IV vor, geschrieben mit Meisterhand; herrlich zeichnet er uns das Bild seiner hoffnungsreichen Jugend, führt uns dann in die Zeit seines Kämpfens und Ringens und läßt uns schließlich den so tiefen Fall des so hoch begabten Menschen schauen. Die Spannkraft seines Wesens, sagt er von dieser letzten Periode, ist verloren, alles Eble dahin, er ist eine gemeine Seele geworden, seine höchste Bestimmung hat er verloren. Wir erkennen die Wahrheit dieser ernsten Censur im Ganzen an, glauben aber doch, daß der Verf. den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt zu grell gezeichnet habe. Die Reime des späteren Wesens liegen schon im Jünglinge, er hatte nie die Glaubensstärke seiner Mutter, und einzelne Züge einer edlen Sinnesweise finden sich auch noch später, aber allerdings sein Uebertritt ist für sein sittliches Leben eine furchtbare Katastrophe. Vortrefflich ist auch der Vortrag über das Edikt von Nantes und Louis XIV hier meisterhaft gezeichnet. Von ihm sagt er: sein Ich war seine einzige Gottheit, am tiefsten schnitt in jenen Glauben an sein göttliches Ich das Dasein der Hugonotten, in deren ganzem Leben „das Gott allein die Ehre" der eigentliche Pulsschlag war. Die ganze Schlechtigkeit der Frau von Maintenon tritt hier zu Tage. Es ist wahrhaft entsetzlich, die Greuelzüge zu lesen, die hier in lauten Thatfachen vor Augen geführt werden, und unwillkürlich kommt dem Leser immer wieder der schreckliche Gedanke: und das konnten Christen thun, das hat die römische Kirche als etwas Großes und Herrliches gepriesen! Das sind Blutstrecken, die noch immer nach Sühne schreien und durch die gräßlichsten Heimsuchungen kaum abgewaschen werden können. Und das hat man damals schon mit dreifacher Lüge wegzugehen zu können geglaubt; damals hat sich die Heuchelei in das Herzblut Frankreichs eingefressen. Mit den Reformirten, sagt der Verf. treffend, verlor jenes Land das Salz des Evangelii, die Kirche Frankreichs den letzten Stachel, der sie antrieb, sich zusammen zu nehmen, und ein Jahrhundert lang herrscht jetzt die offizielle Lüge: Es gibt keine Protestanten in Frankreich mehr. Den größten Segen aber von jener Verfolgung erntete Preußen; damals ein verarmtes und verwüstetes Land, ist es bald durch sie gehoben worden, und unter den fruchtbaren Reimen seiner späteren Größe ist dieß nicht der unbedeutendste. Der Verf. hat diesen Gegenstand hier erschöpfend behandelt. Der dritte Vortrag bespricht die Lage der Million Reformirten, die in Frankreich verblieb, die Kirche der Märtyrer mit all den Betrüebenden und all den Erhebenden, was alle Märtyrerkirchen darbieten, jene Gemeinden mit ihren treuen

Predigern, die unsere ganze Bewunderung und Liebe verdienen. Wir können hier einen Blick thun in die unermesslichen Leiden, welche die reformirte Kirche Frankreichs durchzumachen hatte, aber auch in die männliche Treue, in die starke Glaubensfreudigkeit, die sie unter den schrecklichsten Verfolgungen bewahrte. Das Alles aber schließt sich hier an das Lebensbild der zwei bedeutendsten Persönlichkeiten an, des Antoine Court, den man mit Recht den Wiederhersteller des Protestantismus in Frankreich nannte, und des Paul Rabaut, welcher in hervorragender Weise der Pastor der Kirche der Wüste war. Sie gleichen, wie der Verf. schon sagt, den höchsten Gipfeln des Gebirges, neben denen viele andere Berggipfel stehen, und sie zusammen ruhen wieder auf der breiten, mächtigen Bergmasse. Man erhält hier in gedrängter Uebersicht einen klaren Einblick in die Leiden der prot. Kirche Frankreichs. Das Ganze aber ist so vortrefflich geschrieben, daß wir es allen gebildeten Kreisen auf das wärmste empfehlen möchten. E.

III. J. Fr. Die evangelische Kirche Frankreichs. Vortrag. 32 S. Bremen 1871. C. E. Müller.

Ein mit Sachkunde und Wärme gehaltenen Vortrag, dessen Darlegungen der Leser mit Interesse und innerer Zustimmung folgen wird. Ausgehend von der Thatsache, daß Frankreich durch Ausstoßung der evangelischen Kirche sich selbst auf's Tiefste gefährdet und durch die verübten Greuel sich selbst die Strafgerichte Gottes zugezogen hat, ohne doch das Evangelium selbst ausrotten zu können, gibt der Verf. zunächst in kurzem Abriss die Geschichte des französischen Protestantismus und schildert in klaren Zügen die Schicksale der evangelischen Bewegung, die der reformirten französischen Kirche mit Recht den Ehrennamen einer Märtyrerkirche erworben haben. In Bezug auf den heutigen Zustand der evangelischen Kirche Frankreichs erfahren wir, daß 1—2 Millionen Seelen ihr angehören, und daß sie auch heute noch eine große Lebenskraft entfaltet, besonders seitdem sie wiederum von Genf und der französischen Schweiz her die kräftigsten Antriebe empfangen hat. Die société évangélique und die vom Staat emancipirte Freikirche, aber auch das rege Leben in der evangelischen Staatskirche selbst sind Zeugnisse dafür, daß das Evangelium in Frankreich noch eine Zukunft hat. — Der zweite Theil des Vortrags sucht die Gedanken zu sammeln, welche in Bezug auf das heutige Gottesgericht über Frankreich und auf unsre Hoffnungen für Frankreich die wichtigsten sind. Es

ist nicht neu, kann aber nicht entschieden genug betont werden, daß der französische Nationalcharakter nach seiner religiös-sittlichen Seite durch den Einfluß der römischen Kirche nicht gehoben, sondern herabgedrückt ist, und daß sich der Romanismus außer Stande gezeigt hat, einer innerlichen Erneuerung Bahn zu brechen. Im Gegensatz dazu bietet sich die merkwürdige Erscheinung, daß der französische Calvinismus in der Hauptsache den ersten sittlichen Zug bewahrt hat, ja daß in der evangelischen Kirche der französische Volksgeist fast in sein Gegentheil umgeschlagen ist, sodaß zu erkennen ist, wie in der ersten Schule Calvins der französische Geist das Correctiv wieder fand, dessen er bedurfte. — „Was Frankreich Großes und Vorzügliches befißt, — erscheint uns nirgends schöner und vergeistigter, als bei seinen Protestanten.“ „In der evangelischen Kirche Frankreichs concentrirt sich der beste Volksgeist.“ Frankreich hat sich mit der Bekämpfung des Protestantismus selbst den größten Schaden zugefügt, namentlich den, daß es damit seine Besserung von sich gewiesen hat und seitdem die strafenden Gerichte Gottes fühlen muß. Aber das tief gesunkene Land kann durch die Annahme des Evangeliums auch wieder genesen, und man darf nicht aufhören zu hoffen, daß die evangelische Kirche noch eine große Mission hat für Frankreich.

Dies in Kurzem der Inhalt dieses beachtungswerthen Schriftchens.

St.

F.

Bevöglag, Dr. Willibald. Die Einsetzung des heiligen Abendmahls. Vortrag. 24 S. Bremen, 1871. C. E. Müller.

Der Gesichtspunkt, unter welchem die Einsetzung des heiligen Abendmahls in diesem Vortrag betrachtet wird, ist ein apologetischer, und wir müssen es dem verehrten Herrn Verfasser Dank wissen, daß er mit der bekannten ihm eigenen Gabe, dem schwierigen Gegenstand eine bisher im dogmatischen Streite der Parteien wenig beachtete Seite abgewonnen und eine Handhabe gewonnen hat nicht sowohl zur Schärfung des inner-confessionellen Gegensatzes, als zur Bekämpfung der ungläubigen Leugnung des positiv-christlichen Gehaltes. Man sieht sich bei der grenzenlosen Verwirrung der Ansichten nach festen Punkten, von denen aus die Frage nach dem eigentlichen Kern des Christenthums entschieden werden kann. Ein solcher fester Punkt ist die Abendmahls-Einsetzung, die zu den verbürgtesten und bedeutungsvollsten Thatsachen im Leben Jesu gehört; und von diesem Punkte aus über Christi ganzes Werk und Bewußtsein ein Licht zu verbreiten, ist die

Aufgabe des Vortrags. Durch eine vorwie-
 gend biblisch-theologische Untersuchung, welche
 den Haupttheil der Schrift ausmacht, wird das
 Resultat gefunden, daß der Inhalt des heili-
 gen Abendmahls kein anderer ist, als der we-
 sentliche Inhalt des ganzen Evangeliums:
 Christus für uns gestorben, um in uns zu
 leben; es ist die Feier der in dieser Todeshin-
 gabe und Lebensgemeinschaft des Heilandes be-
 ruhenden Erlösung. Es kommt Alles an auf
 die Mittheilung und Aneignung seines in den
 Tod gegebenen Lebens; denn da Christus in
 seinem Tode nur dann das Pfand der Sün-
 denvergebung für uns ist, wenn er zugleich die
 Macht der Sündenüberwindung in uns ist, so
 beruht unser Heil nicht sowohl auf der bloßen
 Thatfache des Todes, als auf seinem für uns
 in den Tod gegebene Leben, als einer in uns
 übergehenden und wirksam werdenden Macht.
 Mit kurzen Zügen beleuchtet der Vortrag als-
 dann von diesem Ergebnis aus die verschiede-
 nen historischen Abendmahlsbegriffe und findet,
 daß am richtigsten von allen Reformatoren
 vielleicht Melancthon darüber gedacht habe,
 dem es aber nicht gegeben war, seine Ansicht
 klar und fest auszuprägen. Aber die Abend-
 mahlsfrage ist nicht mehr diejenige, welche die
 Zeit bewegt; die Hauptfrage ist die nach Jesu
 von Nazareth, — ist er nur Menschenkind,
 vielleicht der frommste und beste, oder der Ein-
 geborene vom Vater, der Welt Heiland? Nun
 ist die Einsetzung des Abendmahls eine kritisch
 unanfechtbare Thatfache, wie denn die lange
 Reihe der Abendmahlsfeiern in der Christenheit
 zurückführt bis in jene Nacht des Verraths,
 und mit vollkommener Sicherheit sehen wir von
 diesem unanfechtbaren Punkt aus in das Leben
 und Bewußtsein Jesu, wie durch ein kleines
 Fenster in einen weiten, hellen Raum. Da
 erblicken wir einen Mann, angesichts des To-
 des, dem er freiwillig entgegengeht, den er im
 Voraus mit den Seinen zum ewigen Gedäch-
 niß feiert. Er betrachtet seinen Tod als Opfer-
 tod für die Seinen, welche, obgleich die Besten,
 Frömmsten, die er auf Erden gefunden, in sei-
 nen Augen Sünder sind, außer Stande, sich
 selbst in Gott zu versöhnen. Er aber weiß sich
 rein und heilig, so daß er sein Leben zum Sühn-
 opfer für sie bieten kann. Er giebt sich aber
 nicht bloß für sie, sondern weiß sich in seinem
 Opfertode als Mittler des neuen Bundes zwis-
 schen Gott und der Menschheit; und die Men-
 schen haben an dem neuen Bunde Theil da-
 durch, daß sie sein in den Tod dahingegebenes
 Leben zu ihrer Seelen Speise und Trank ma-
 chen, daß sie sich in persönlicher Lebensgemein-
 schaft mit ihm befinden, denn er kann sein Re-
 chen mittheilen zu allen Zeiten und an allen
 Orten. Somit hat man nur die Wahl, die-

sen Jesus von Nazareth für den thörichtesten
 und vermessenen Schwärmer zu halten, oder
 ihn anzuerkennen als den eingeborenen Sohn
 Gottes, den wahrhaftigen Heiland der Welt!
 — Der geistvolle, feinsinnige Vortrag verdient
 sorgfältige Beachtung.

St.

F.

Ehrard, Dr. Aug. Sola! Wissenschaft-
liche Beleuchtung von Dr. J. L. Beck's
Rechtfertigungslehre. In Briefen. —
68 S. Erlangen. A. Deichert. 10 sgr.

Diese mit vielem Geist und Geschick ab-
 gefaßte kleine Schrift ist dem Nachweise ge-
 widmet, daß Prof. Beck in Tübingen neuer-
 dings, wie sowohl seine Vorlesungen als sein
 „Leitfaden der christl. Glaubenslehre“ (Stuttg.
 1870) zeigen, zu dem evangelischen Rechtfertig-
 tigungsprincip, das er noch 1840 in der
 „Christl. Lehrwissenschaft“ in ziemlich correcter
 Weise vertreten habe, in einen nicht unbedent-
 lichen Widerspruch getreten sei. Statt mit der
 reformatorischen Dogmatik die Rechtfertigung
 durch den Glauben allein zu lehren, unterscheide
 er zwischen einer vorläufigen „begnadigenden
 Rechtfertigung“, welche der viel wichtigeren bega-
 benden Rechtfertigung, auf Grund deren der Christ
 allein im jüngsten Gericht zu bestehen vermöge,
 erst den Weg bahnen müsse. Er behauptete:
 „nachdem Gott vorläufig eine Nichtzurechnung
 und Vergebung der Sünden hat eintreten las-
 sen, thue Er das zweite, größere, daß er die
 Gabe der Gesetzeserfüllung und hiedurch zu
 erwerbenden besseren, ja einzig wahren Gerech-
 tigkeit dem Menschen verleiht.“ Auf solche
 Weise entwerthe er die eigentliche Glaubens-
 rechtfertigung die *justitia imputativa*, ganz
 und gar, um von einer auf geheimnißvolle
 Weise von Gott zu schenkenden zuständigen
 Gerechtigkeit, einer *just. infusa s. habitualis*,
 allein alles Heil für die Ewigkeit zu erwarten.
 Ausgehend von seinem religiösen Individualis-
 mus und logischen Nominalismus falle er ei-
 nem der gesetzlich-wertheiligen Justifications-
 theorie des Romanismus sowie der mythischen
 des Psindrismus ziemlich gleich nahe verwand-
 ten Standpunkte anheim, der zwar dadurch
 eine gewisse Milderung erfahre, daß er jeden
 Gedanken an irgendwelche Beeinträchtigung des
 erlöserischen Verdienstes Christi durch eignes
 Verdienst der Menschen abzuwehren suche,
 immerhin aber doch in ziemlich unevangelischer
 Weise die Heiligung auf Kosten des rechtfertig-
 tigen Glaubens betone. Kurz, „indem Beck
 nicht ohne einen gewissen Eigensinn auf allen
 einzelnen Punkten seiner exegetischen und dog-
 matischen Untersuchung immer und immer wie-
 der dem schriftmäßig-kirchlichen scharfen und

klaren Begriff der Gerechtigkeit seinen Schillern- den und unklaren Begriff derselben in polemiz- schem Bruritus gegenüberstellt, geschieht es, daß auf allen Punkten die eigne Leistung des Menschen in den Vordergrund — die stellver- tretende Gemuthuung bis zum Unsichtbarwer- den in den Hintergrund geschoben wird und es dann schließlich den Anschein gewinnt, als ob Bed die nach Heil und Erlösung fragende Seele auf gar nichts anderes zu verweisen wüßte, als für die Zeit auf das meritum de congruo und für die Ewigkeit auf das meri- tum de condigno.“ — Alles dieß wird auf ebenso ansprechende als überzeugende Weise in Form eines Briefwechsels zwischen drei jungen Freunden, Studierenden der Theologie darge- legt, von welchen Einer (Agathon) die Rolle eines eifrigen Bekämpfers spielt, während ein Anderer (Gottfried) vom lutherisch-kirchlichen Standpunkte aus mit überlegener Gelehrsam- keit, Witz und Scharfsinn die Blößen der von ihm vertheidigten Lehre aufdeckt und ein Drit- ter (Willibald) zu vermitteln sucht, jedoch ohne andren Erfolg als den, daß er einiges zur theilweisen Entschuldigung des Bed'schen Stand- punktes Dienende hervorhebt. — Allen Freun- den der evangelischen Wahrheit in ihrer gesun- den und einzig heilsamen kirchlichen Fassung sei das Schriftchen zu wohlwollender Beachtung bestens empfohlen.

Rothe, Dr. Richard. Theologische Ethik.

Bd. 3. 4 u. 5. Zweite Auflage. Wit- tenberg, 1870/71. Koelling. Vollstän- dig 12 $\frac{1}{2}$ thlr.

Wenn der sel. Wuttke in der wenige Mo- nate vor seinem Tode geschriebene Anzeige der beiden ersten Bände dieser neuen Auflage von Rothe's Ethik (Allg. lit. Anzeiger, Bd. IV, S. 181 ff.) mit Bezug auf die nur zum aller- geringsten Theile seitens des Verf. selbst aus- und durchgeführte Neubearbeitung des Werks sagte: „das Werk bleibt ein Bruchstück, denn der angekündigte Wiederabdruck der betr. Theile der 1. Aufl. als Fortsetzung der 2. gibt eine durchaus unharmonische Zusammenstückelung zweier sehr verschiedenartiger Theile,“ so er- scheint diese Vorherhersagung durch Aussehen und Inhalt der vorliegenden drei Schlußbände al- lerdings im Wesentlichen erfüllt. Doch ist die kundige und geschickte Hand des Herausgebers, Prof. Holtmann, mit anerkennenswerthem Fleiße bemüht gewesen, jene greßliche und un- angenehme Heterogenität der beiden Hälften, welche durch einen einfachen Wiederabdruck des vom verstorbenen Verf. umgearbeitet Gelassenen entstanden sein würde, dadurch zu vermeiden, daß er möglichst alle von demselben nachge-

lassenen schriftlichen Notizen, aus welchem sich die Richtung, in welcher er bei seinem Neube- arbeitungsgeschäft den früheren Text abgeän- dert oder erweitert haben würde erkennen ließ, dem Texte des aus der 1. Aufl. Herüberge- nommenen hinzufügte und so wenigstens eine Reihe von Beiträgen zu der unausführte ge- bliebenen „Verbesserung und Vermehrung“ des größeren Theiles der neuen Ausgabe lieferte. Die in diesem Sinne verwertheten schriftlichen Aufzeichnungen des Verf. entstammen, laut Angabe des Herausgebers (in f. Vorwort zum 3. Bd. S. VII), theils dem hie und da mit Absicht auf die bevorstehende neue Aufl. mit Randbemerkungen, Zusätzen u. dgl. versehenen Handexemplar des Verf., theils der letzten, be- reits nach dem Schema der 2. Aufl. umge- stalteten Form des Festes seiner Vorlesungen über Ethik. Die letztere Quelle spendete frei- lich ihre Beiträge kaum über den Schluß der (mit Bd. III, S. 200 beendeten) Güterlehre hinaus, weil Rothe in seinen Collegien über Ethik nur selten bis in's Reich der Tugend- oder Pflichtenlehre vordrang. Doch hat der Herausgeber, soweit die ihm vorliegenden Hefte auch für diese letzteren Abtheilungen Verwerth- bares darboten, mit Sorgfalt Gebrauch davon gemacht und überall, wo er Aenderungen oder Zusätze nach dieser Quelle anbrachte, dieselben durch die Zeichen [. . . .] kenntlich gemacht, wo er aber den Bemerkungen des Handexem- plars folgte, sich der Zeichen > < bedient (s. z. B. Bd. III, S. 390 und 391; S. 456 ic.). Freilich reichen diese Aenderun- gen über das im III. Bande der gegenwärti- gen neuen Auflage Enthaltene nicht mehr hin- aus. Was in Bd. IV und V (von Hauptst. 2 der Pflichtenlehre: „Die besonderen Selbst- pflichten“ an bis zum Schluß geboten wird, das stimmt fast durchgängig wörtlich mit Bd. III S. 186—1125 der 1. Auflage überein. Hier ist es also wirklich kaum etwas Anderes als ein neuer Abdruck, was geboten wird; nur findet, veranlaßt durch verschiedene innerhalb der Güterlehre in Bd. I und II stattgehabte Ver- änderungen und Reductionen eine abweichende Zählung der Paragraphen statt, welche jetzt, statt von 895—1188, von 887—1179 laufen.

Gewissermaßen um denjenigen Abnehmern der vorl. neuen Auflage, welche bereits die erste besitzen, einen Ersatz für diese fast voll- ständige Identität der Schlußabschnitte Beider zu bieten, hat der Herausgeber als Beilagen zur Vorrede des IV. Bds. mehrere von dem verewigten Verf. hinterlassene kleinere Arbeiten ethisch-theologischen Inhalts abdrucken lassen, nemlich

1. „Rothe's Ethica,“ eine Reihe von aphori- stischen Aufzeichnungen aus der Wittenberger

Periode des Verfassers, ja vielleicht noch aus den zwanziger Jahren, bestehend in vermischten Gedanken, Bemerkungen, kleineren und größeren Studien, und gleichsam den (noch vorwiegend pietistisch gefärbten) Embryo des 1845 zuerst erschienenen Systems der Ethik bildend (Vb. IV, S. VIII ff.).

2. „Rothes Geschichte der Ethik,“ eine gleichfalls aus der Zeit vor der Publikation von Aufl. I der Ethik herrührende, ziemlich gebrängte Skizze (a. a. O., S. XXII—XLII), welche, nach des Herausgebers Bemerkung, „zwar fast auf allen Punkten durch die neuere, der Geschichte der Philosophie und der Dogmatik zugewandten Studien überholt ist,“ aber doch schon um deswillen unverändert und ohne etwaige Ergänzungen mitgetheilt zu werden verdiente, weil aus manchen Einzelheiten ihrer Darstellung das Verhältniß Rothe's zu seinen Vorgängern mit größerer Klarheit erhellt, als aus den Andeutungen seiner übrigen Schriften.

3. „Rothe's Ansprache an seine Zuhörer,“ eine Reihe von Vorbemerkungen,“ womit Rothe regelmäßig sein akademisches Collegium über Ethik zu eröffnen pflegte, bezüglich auf die Art seines Vortrags und das Verhältniß desselben zur Darstellung des Lehrbuchs, und entnommen der letzten Ausarbeitung des Collegenheftes, wie es dem Herausgeber vorlag, der durch Mittheilung dieser Ansprache den zahlreichen Zuhörern und Verehrern des Verstorbenen einen Dienst zu thun glaubte (S. XLIII—L).

4. „Rothe's Vorrede zum III. Bande der 1. Auflage.“ (S. XLVII—L).

Außer diesen Beigaben, von welchen ein bedeutender wissenschaftlicher Ertrag natürlich nicht erwartet werden kann, verspricht der Herausgeber später noch eine, in Gestalt eines besonders Buchs auszugebende Zusammenstellung einer größeren Zahl ethischer Aphorismen aus dem handschriftlichen Nachlasse Rothe's publiciren zu wollen. Er bemerkt hierüber S. VI der gedachten Vorrede: „An die Excerpte (d. h. an die von R. hinterlassenen Auszüge aus verschiedenen philosophischen und ethisch-theologischen Werken) schließen sich zunächst an 3—4000 meist kürzere Sätze, Sentenzen, Streiflichter, Paradoxieen, Richtblicke, — eine der ausgebreitetsten Rectüre entsprossene Sammlung, in ihren älteren Theilen meist schon für die Ethik verwerthet; in den neueren Theilen gehen die Citate mehr und mehr in eigne Aphorismen des Verf. über, die ich, weil sie in der That in einziger Weise genüßreich sind, aus der Masse des Materials ausscheiden und zum Gegenstande einer besondern Publikation machen werde.“ — Wir halten es in der That,

bei der hervorragenden Bedeutung eines Mannes wie Rothe, für dankenswerth, wenn selbst dieser sein nicht für die Presse bestimmt gewesener Nachlaß so weit als möglich zu nachträglicher Veröffentlichung gelangt, möchten übrigens dem Hrn. Herausgeber doch möglichste Zurückhaltung bei Ausführung des betr. Vorlages anrathen, da es doch immerhin seine Bedenken hat und nicht in jeder Beziehung leicht zu verantworten ist, wenn unser ohnehin schon allzu bücherreiches Zeitalter auch noch mit allen möglichen geistreichen Einfällen und hingeworfenen Bemerkungen aus dem Papierkorbe verstorbenen berühmter Männer behürdet wird.

Uebrigens verdient, was der Herausgeber geleistet hat, im Ganzen die dankbare Anerkennung unfres evangelisch-theologischen Publikums. Ist auch die von Rothe begonnene Neubearbeitung seiner „Theologischen Ethik“ in Folge seines frühzeitigen Hinscheidens wesentlich nur „ein Torso“ geblieben, so haben doch die fleißigen und gewissenhaften Handlangerdienste, welche der jüngere College behufs Verwerthung des irgendwie zur Ergänzung oder Verbesserung der unüberarbeiteten gebliebenen Partien benutzbaren handschriftlich nachgelassenen Materials geleistet hat, wenigstens zu zeigen vermocht, was aus jener Neubearbeitung hätte werden können, falls Gott dem Autor die Vollendung seines Unternehmung gestattet hätte. — Auch bildet ein doppelter Index: 1. über die in dem Werke citirten Bibelstellen, sowie 2. über die behandelten Materien (der letztere dem 5. Bande bei seinem Erscheinen zu Anf. d. J. noch nicht gleich beigegeben, sondern als demnächst separatim nachzuliefern angekündigt) eine schätzenswerthe Beigabe zum Ganzen, welche besonders denjenigen Abnehmern dieser 2. Auflage, die schon die 1. besaßen, willkommen sein dürfte. Denn das Fehlen eines Real-Index am Schlusse der letzteren hatte in der That zu den empfindlichsten Mängeln dieses Werkes gehört, so gewiß als überhaupt umfangreichere Werke von streng systematischer Anlage in eben dem Maße, als ihr System durch beträchtlichere Eigenthümlichkeiten charakterisirt ist, der leichteren Zugänglichkeit durch alphabetische Inhaltsregister bedürftig sind. Auch das wohlgetroffene Porträt Rothe's (in Stahlstich) zu Anf. des V. Bandes wird den zahlreichen Schülern und Freunden des Verewigten, wie überhaupt allen Abnehmern des Werkes eine sehr willkommene Zugabe sein.

Luthardt, Dr. Chr. Ernst. Die Synoden und die Kirchenlehre. Den Synoden der evangelisch-lutherischen Kirche

gewidmet. 56 S. Leipzig. Dörffling und Franke. 8 Sgr.

Dieses um die Zeit des Zusammentritts der ersten sächsischen Landessynoden im Mai d. J. erschienene Schriftchen will einerseits den Mitgliedern dieser Synode deren Standpunkt und Competenz in Bezug auf Fragen des Bekenntnisses und der Kirchenlehre klar machen. Andererseits soll es als Antwort dienen auf einen ziemlich heftigen Angriff, welchen ein Jurist Dr. E. Bierling (in seinen „Zehn Fragen an Hrn. C. E. Luthardt, die angebliche Lehrmeinheit der luth. Kirche betreffend,“ Göttingen 1871) wider den auf der vorjährigen allgemeinen luth. Konferenz zu Leipzig gehaltenen Vortrag des Verf. über „Die Bedeutung der Lehrmeinheit für die Lutherische Kirche in der Gegenwart“ gerichtet hatte. Gegenüber den ziemlich radikal protestantismevereinlichen Grundsätzen, wie sie dieser Schriftsteller sowohl in der gedachten Streitschrift als auch in dem schon etwas früher veröffentlichten Buche: „Das Gesetzgebungsrecht evangelischer Landeskirchen im Gebiete der Kirchenlehre“ (Leipzig, 1869) ausgesprochen, führt Dr. Luthardt in vorliegender Broschüre aus: einmal, daß kirchliche Synoden im Allgemeinen als ein Erforderniß der Gegenwart zu betrachten seien und insbesondere auch der lutherischen Kirche eine auf conservativer Grundlage ruhende Synodalverfassung entschieden Noth thue; sodann aber auch, daß irgendwelches Gesetzgebungsrecht auf dem Gebiete der Lehre den Synoden unmöglich zugestanden werden könne, ohne heillose Verwirrung und Zerstörung auf kirchlichem Gebiete anzurichten, daß also die Synoden nicht über, sondern unter dem überlieferten Bekenntnisse der Kirche stehen müssen. „Lehre zu machen, oder Lehre zu ändern, oder über Lehre zu entscheiden, ist nicht ihres Berufes. Aber das Haus der Kirche weiter auszubauen, so daß die Schätze der Kirche und ihre Verwaltung — und die vordevsten und heiligsten Schätze sind Wort und Sakrament — gesichert sind und ihr seliges Werk ungehemmt treiben können, das ist ihres Berufes. Denn der Verwaltung der Gnabemittel zu dienen, das ist die schönste Aufgabe und die höchste Ehre aller kirchlichen Thätigkeit.“ — Wir können das in jeder Beziehung lehrreiche, kernhafte und an heilsamen praktischen Winken für das kirchliche Leben der Gegenwart reiche Schriftchen der Aufmerksamkeit kirchlichgesinnter Leser nur bestens empfehlen.

Meurer, Wilh. Herm., a. o. Pfr. und Oberlehrer am Gymnas. zu Rinteln.
Zur Orientirung über den Bekennt-

nistand der niederhessischen Kirche.
 Eine kirchenrechtliche Studie. 54 S.
 Rinteln, 1871. C. Bösenbahl. 5 Sgr.

Der Verf. plaidirt für den wirklich reformirten, nicht factisch lutherischen und nur dem Namen nach reformirten Charakter der Kirche Niederhessens. Er vertritt also die von den Kirchenrechtslehrern Richter und Büß, sowie von den Theologen Heppe, Sudhoff, Klemme, Martin, Scheffer und A. behauptete Auffassung vom Confessionsstande dieser Kirche, und polemisiert, wie auch schon in seiner größeren Schrift: „Dr. A. Bilmars und seiner Anhänger Stellung zu den wichtigsten politischen und kirchlichen Streitfragen“ (sowie in seinem Nekrolog Bilmars, in Bd. III S. 69 ff. dieser Ztschr.) gegen die Bilmars'sche Darstellung des Confessionsstandes derselben als eines überwiegend lutherischen. Er pflichtet namentlich bezüglich des entscheidenden Hauptpunktes, betreffend die Stellung der niederhess. Kirche zur Abendmahlslehre, dem Sage in §. 33 des Büß'schen Hess. Kirchenrechts bei. „Die hess. Kirche war darum von der Moriz'schen Reform an eine Kirche Augsburg. Confession mit reformirter Auffassung der Abendmahlslehre in Art. X. Rechtlich hat die so geartete Kirche erst durch den westphäl. Frieden Anerkennung erhalten, und so besteht sie in Niederhessen, Ziegenhain und Hersfeld bis auf den heutigen Tag“ u. Er meint daher: denjenigen niederhessischen Geistlichen, welche in fortwährender Aufrechterhaltung der von dieser Rechtsanschauung abweichenden Bilmars'schen Grundsätze sich zur unveränd. A. C., ja zur Concordienformel bekennen, gebühre im Grunde nicht mehr der Name „reformirter“ Theologen und Kirchendiener, und man dürfe billig fragen, warum dieselben „nicht förmlich zur lutherischen Schwesterkirche übertreten, damit Namen und Sache wie bei ihren luth. Brüdern in Oberhessen in Uebereinstimmung komme?“ Es werde die niederhessische Kirche wahrhaft lebendige Glieder und Diener, auch wenn sie in dieser Weise lutheranisirt, nicht leicht von sich stoßen. „Aber freilich: eine bestimmte Schranke müsse auch sie der Lehrwillkür setzen; sie dürfe, ohne sich selbst aufzugeben, wenigstens keine Polemik gegen ihr Bekenntniß und ihren Namen seitens ihrer Diener dulden; denn das wäre kirchliche Anarchie.“ — Ohne in der betreffenden Streitfrage Partei zu nehmen, will Ref. hier nur dieß constatiren, daß das vorliegende Schriftchen auf gründlichem Studium der einschlägigen kirchenrechtlichen Literatur, wie überhaupt auf genauer Kenntniß der fraglichen Verhältnisse fußt, und daß dasselbe nicht etwa einen der Miturheber oder Gönner des (in-

zwischen glücklicherweise seitens des preuß. Abgeordnetenhauses zurückgewiesenen (abstract-unionistischen und demokratisirenden Verfassungsentwurfs für die evangel. Kirche Hessens zum Autor hat.

- 1) **Das Büchlein von der Union.** Kurze Geschichte der Preuß. Union. 1871. 72 S. 8. Gekrönte Preisschrift. —
- 2) **Die wahre und falsche Union 1871.** 76 S. 8.

Beide Schriften, (zu beziehen beim Geschäftsführer des ev. Bithervereins in Hannover Pastor Bodemann auf Finkenwerder, und im Buchhandel bei E. Bredt in Leipzig,) sind anonym erschienen und polemischen eifrig gegen die Union der Landeskirche Altpreußens, erstere Broschüre in würdiger, gemessener Form; letztere in freierer Briefform und in einer Ausdrucksweise, die manchmal die Grenze des ästhetisch Erlaubten streift, wo nicht überschreitet. Neue Anschauungen gewinnt man aus diesen Büchlein nicht, die nur darauf angelegt zu sein scheinen, in mittleren und niederen Schichten in Hannover eine Bekanntheit mit der Union zu verbreiten, um mit allen erlaubten Mitteln die noch intact zu Recht bestehende luth. Kirche in Hannover davor zu bewahren, in „das drohende Unionsnetz“ hineingezogen zu werden.

Die Verfasser gehen davon aus, daß eine Union zweier Kirchen ohne Ausgleichung der Lehrenterschiede nicht möglich sei. Sie finden aber in den Lehren von der Gnadenwahl, den Gnadenmitteln und der Person Christi einen solchen Unterschied in den beiden Confessionen, daß keine kirchliche Gemeinschaft, namentlich nicht am Altare im heil. Sacrament des Nachtmahls, zulässig erscheine. Sie sehen in der reformirten Auffassung der genannten Loci eine gefährliche Irrlehre, bei deren Festhaltung oder auch nur Indifferenterklärung eine kirchliche Gemeinschaft unmöglich wird. Man könne sich mit den Reformirten wohl zu christlichen Liebeswerken vereinen aber nicht kirchlich uniren, da müsse es bleiben bei dem: Schiedlich friedlich.

Im einzelnen ist dem Refer. nichts aufgefallen, was seinen Widerspruch besonders herausforberte, sind es doch meist nur bekannte Thatsachen, auf die sich die Verfasser beziehen. Nur das ist nicht recht verständlich vom Standpunkte der Lutheraner innerhalb der evangel. Landeskirche (die den Verfassern nur „ein Rahmen“, nur eine „Zusammenskoppelung“ Disfentirender ist) wie sie sollen „das Unionsnetz zerreißen“, so lange es ihnen nicht unmöglich gemacht wird, das Wort Gottes lauter zu lehren und die heil. Sacramente rite zu verwalten. Alle falschen Unionsbestrebungen und

aller Druck, der auf die Lutheraner innerhalb der Landeskirche ausgeübt wird, schaffen doch nur einen Nothstand, der durch Separation wahrlich nicht gebessert wird, sondern, wenn überhaupt, durch treues Kämpfen und Bekennten innerhalb des „Rahmens.“ Wohl aber ist begreiflich, wie die luth. Brüder, die noch unverbunden sind mit der Union, sich dagegen wehren, so gut sie können und mißtrauisch werden gegen den „Geist der Mäßigung und Milde,“ der solches Rumoren angerichtet hat und anrichtet, denn alles, was links ist in der Landeskirche, eifrig anhängt.

Für eine richtig verstandene Conföderation beider Kirchen scheinen auch die Verfasser ein Verständniß zu haben nach einigen Andeutungen. Es ist ja anzuerkennen, daß die Reformirten oft in lebenswüthiger Inconsequenz die letzten Consequenzen ihrer verkehrten Grundanschauungen nicht ziehen, z. B. trotz der falschen Lehre von den Gnadenmitteln doch noch eine Taufe und ein Abendmahl haben. Mögen sie es auch nicht ansehen als Gnadenmittel, so bleibt's doch ein Gnadenmittel auch von ihnen verwaltet, denn nicht von der rechten oder verkehrten Lehre über die Gnadenmittel hängt die Wirksamkeit der Gnadenmittel ab, sondern von Gottes Erbarmen. Die Verf. bekennen sich aber zu der Communio Sanctorum im 3. Artikel, und suchen die Sancti in allen Confessionen in wahrhaft ökumenischer Anschauung.

Lührs, Dr. A., Superintendent in Peine.
Schutz- und Trutzwort wider die Papstisten. 8. 112 S. Berlin, 1871.
 G. Schlawig.

Ein Baptistenpredicant mit Namen Moriz Geißler hat 1869 in dem bekannten Baptistenverlag von Nöden in Hamburg ein Schriftchen herausgegeben, betitelt „die lutherische Kirche und die Bibel neben einander gestellt und mit einander verglichen von Moriz Geißler, Prediger.“ Gegen dieses Preßzeugniß eines literarischen Flagellanten, welches in der verächtlichen Baptistenmanier, scharf wie Essig und bitter wie Galle, alle Künste elendester Buchstabenklauberei, plattester Vernünftlelei und hochmüthigster Sectirerei zur Darstellung der luth. Kirche als einer zur Babel gewordenen Gemeinschaft zu verwenden sich bestrebt, tritt Lührs mit der ganzen Energie, mit dem warmen Eifer eines Lutheraners auf, der das von dem Baptisten in schlauer Rechnung der Kurzsichtigkeit harmloser, unwissender Leser entstellte und beschmutzte Angesicht seiner Kirche reinigen und ihm die von der Nothe herabgerissene Krone wieder aufsetzen will. In echt volksthümlicher Weise kennzeichnet der Verf. den

Baptismus als ein fremdes, undeutsches Gewächs, welches deutscher Art und lutherischer Art im innersten widerstrebt. Wo bei Luther und der nach ihm genannten Kirche in die Tiefe dringender Glaube ist, da findet sich bei den Baptisten ordinärer Weltverstand und Cassenweisheit. „Raum bis zum Buchstaben halten sie es auf den Schulbänken aus, dann müssen sie hinaus und anderen predigen.“ Und wenn predigen sie? Nicht den Heiden unter uns wie die rechten Streiter Christi, nein, wie „kirchliche Freibeuter“ gehen sie auf Raub aus. „Und wenn sie dann nur, da sie einmal vom Raub leben müssen, sich die Ungläubigen und Gottlosen unter uns ausersähen für ihre Bekehrungsveruche! Aber nein! Unsere Bekehrten baptistisch umbekehren, das haben sie sich zur Aufgabe gestellt, wie sie ja auch unsere Getauften baptistisch umtaufen.“ — „Sie trogen uns in unserm eignen Hause, lästern und schmähen, ihre Sendlinge schleichen umher in unseren Gemeinden und reizen mit lügenhaften Anschuldigungen die Mitglieder unserer Kirche auf gegen ihre Prediger und alle kirchlichen Behörden, und es wird ihnen nicht gewehrt oder auch nur ein Haar darum gekrümmt. Dennoch klagen sie uns als Unbulsame, Verfolgungssüchtige an, die nach dem Blut derer dürsten, die nicht unsers Glaubens sind.“

Den 4 Abschnitten des Baptistenbuchs folgt Luthers in Besprechung der gegen die Verfassung, gegen die Lehre, gegen die Gnadenmittel und gegen die Gottesdienste vorgebrachten, theilweise geradezu dummen Anschuldigungen. Dabei versäumt der Verf. als echter Lutheraner, dem die Wahrheit über alles geht, auch dann, wenn sie wehe thut, bei keiner Gelegenheit auf die großen Schäden und Bebrängnisse hinzuweisen, in welcher sich die deutsche Kirche befindet — Gott der Herr segne das Buch durch Bewahrung vieler Seelen vor den löcherigen Brunnen der Wiedertäufer, die sich Luther gegenüberstellen und in alle Welt hinausschreien: „Wasser thut's freilich!“ D. R.

Erbauungsschriften. Predigten.

Augustinus. Der Unterricht der Anfänger im Christenthum in deutscher Uebersetzung von Dr. Th. Ficker. Mit Vorrede, Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. C. A. Gerhard von Zeßschwiz. Leipzig, 1868. Dörffling und Franke.

Die Schrift Augustins de rudibus catechi-

zandis gehört zu den Schriften desselben, die auch noch jetzt für einen größeren Kreis einen unvergänglichen Werth haben und wir theilen die Freude des Herausgebers, daß durch die vorliegende Uebersetzung dieselbe in einen weiteren Kreis eingeführt wird. Die kleine Schrift Augustins ist ein pädagogisches Kleinod für alle Zeiten. Mit besonderer Liebe erwähnt Neander ihrer, und Prof. Zeßschwiz findet in ihr eine Fundgrube der Weisheit, aus welcher die Catechetik aller Zeiten schöpfen und lernen könne; mit wenigen Strichen entworfen enthält sie eine Theorie aus heiliger Praxis erwachsen. Wie schön und umsichtsvoll sind seine Bemerkungen und Anweisungen, wenn er in R. 9 sagt, daß solche, welche von der hellenischen Philosophie eine oberflächliche Kenntniß besäßen, daran gewöhnt werden müßten, die Schrift zu hören und sie wegen ihrer einfachen und unrhethorischen Sprache nicht zu verachten; oder wenn er in C. 5 auf die Prüfung der Beweggründe hinweist, welche den Heiden die Taufe suchen ließen; oder wenn er in C. 6 den Catecheten auffordert, er solle Mittheilungen benutzen, um den Heiden an's Herz zu legen, wie groß die Sorge Gottes für die Menschen sei, er müsse den Sinn derselben von Wundern und Träumen zu dem festeren Wege und den sicheren Aussprüchen der heiligen Schrift hinführen u. d. Der Unterricht, für welchen Augustinus hier die Anweisung ertheilt, ging der Taufe voran und war nicht der eigentliche Glaubensunterricht des Bischofes in der Kirche. Dithmar weist auf die Bedeutung des catechizari hin als den Ausdruck, nicht für die Unterweisung der getauften Jugend in der christlichen Lehre, sondern für ein unbestimmtes Etwas vor der Taufe. Derselben Meinung sind auch Palmer und Zeßschwiz. Die Unterweisung Augustins betrifft etwa den Unterricht, den wir den Religionsunterricht der Schule nennen und in dieser Beziehung erscheint mir die Schrift Augustins von ganz besonderer Bedeutung. Wenn der Herausgeber die Schrift besonders den Volkslehrern und den Studierenden empfiehlt, so möchte ich sie noch ganz besonders den Religionslehrern an höheren Schulen empfehlen, besonders in Hinsicht der hinleitenden, anregenden und geschichtlichen Weise. Auch in unserer Zeit darf der Unterricht des Diacon's und des Bischofs, der geschichtliche und der Glaubensunterricht nicht vermischt werden, wenn der Unterricht durch planlose Verwirrung und Ueberhäufung nicht schädlich werden soll. In dieser Beziehung erscheint mir der tiefe Blick des großen Meisters besonders wichtig, indem er zum Unterschiede des dogmatischen Charakters des späteren Glaubensunterrichts in der

Kirche diesem freien Unterricht einen geschichtlichen Charakter zuertheilt und ihn Erzählung, narratio nennt. Die Geschichte der großen Thaten Gottes zur Erlösung der Menschheit ist so groß und reich, daß aller dogmatische, systematische Unterricht, der menschlicher ist, als der historische, dem Schulunterrichte fern bleiben sollte, dem auch die Entwicklungsstufe eines Schülers jeder Art nicht entspricht. Der Religionsunterricht der höheren Schule sollte mehr erweckend und bildend für das Verstandniß der Belehrung der Kirche sein und so mit der bildenden Absicht des anderen Unterrichtes in Einklang stehen.

In dem ersten Theile erörtert Augustinus die Weise des Verfahrens, giebt Rathschläge für den Katecheten selbst, für die erzählende Darstellung, für die Vermittlung des Gebotes der Liebe durch die Liebesthat Gottes in Christo, in Betreff der Herzensstellung des Lehrers, der Behandlung der rudes und der bereits mehr Gebildeten, wie der Lehrer sich die unentbehrliche Freudigkeit erhalten könne und wie jeder äußere störende Einfluß sowie jede niederbeugende Erfahrung fern gehalten werde; im zweiten Theile fügt er zwei Mustervorträge hinzu.

Die Uebersetzung von Dr. Fider ist eine schöne und würdige und wir begrüßen sie um so freudiger, als die Uebersetzung von Gruber, dem Bischofe von Salzburg, sonst so werthvoll auch durch die Erläuterungen, doch eines theils etwas breit und veraltet ist, und andererseits, einer größeren Sammlung einverleibt, nicht so leicht in einem größeren Kreise Eingang finden konnte. Ein guter Abdruck der Schrift Augustin's findet sich im ersten Hefte der *Opuscula patrum selecta* von Keander.

Dr. M.

Isabelle de Bourbon, Infante d'Espagne, Princesse de Parme et Archiduchesse d'Autriche, Meditations chretiennes, publiées de nouveau par les soins de Madame la duchesse de Ratibor, née Princesse de Fürstenberg. Berlin, 1869. Duncker. 22 1/2 sgr.

Die Schrift gehört der Mystik der katholischen Kirche an, deren schönste Blüthen Franz von Sales und Fenelon sind. Die Verfasserin, Tochter Philipps II. von Spanien und Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, Statthalters der Niederlande, betrachtet in diesen Meditationen das innere christliche Leben des Herzens mit einer Innigkeit und Feinheit, welche dieser Mystik der katholischen Kirche einen Werth verleiht, wie ihn die deutsche evangelische Mystik durch ihre Tiefe und Kraft besitz. In den verschiedenen Medita-

tionen wird die Nothwendigkeit und die selige Freude der stillen Einsamkeit, die Lausheit des Herzens und ihre Folgen, die Vereitung zum Tode, das Weltleben in seiner Unthätigkeit, mit seiner Unruhe und mit seinem Genuße, die uns gefangen halten, der Tod in seinem Verhältnisse zur Welt, zu sich selbst und zu Gott, die Liebe zur Creatur in ihrer Unvollkommenheit und Gefahr, unsere Undankbarkeit gegen Gott und der Tod als eine Gemüthung der Gerechtigkeit Gottes und als ein Zeichen der Liebe und der Dankbarkeit behandelt. Und alles dieses bespricht die Verf. mit jener innigen Zartheit und durchsichtigen geistigen Feinheit, wie sie bei Franz von Sales und Fenelon in ihrem Reichthume der Ideen tief bewegen und fördern. Die Herausgeberin, die Herzogin von Ratibor, geborene Fürstin von Fürstenberg, die von dem Cardinal Hohenlohe, ihrem Schwager, das Büchlein empfing, durch die Lesung desselben tief bewegt, empfand das Verlangen, dasselbe in die Oeffentlichkeit treten zu lassen, damit es in vielen Herzen eine lebendige Frömmigkeit erwecke. Wir wünschen dem innigen und lebensvollen Büchlein den Eingang in möglichst viele Hände und Herzen und hegen Verehrung und Dankbarkeit gegen die Beförderer seiner Veröffentlichung.

Dr. M.

Juan de Valdés. Ueber die christlichen Grundlehren. Fünf evangelische Tractate, gedruckt zu Rom 1545, jetzt zuerst ins Deutsche übersetzt. Halle, 1870. Schwabe. 10 sgr.

Der Herausgeber Ed. Böhmer in Halle bemerkt in dem Vorworte: „Die vorliegende Uebersetzung, die von derselben Hand wie die Uebersetzung der Betrachtungen herrührt und gleichfalls von mir durchgesehen worden ist, folgt meiner emendirten Textausgabe. Das Büchlein enthält zwei bisher vergeblich gesuchte Abhandlungen, die erste und letzte der fünf, und von den mittleren drei hatte keinerlei Kunde verlautet. Der römische Druck schien spurlos vertilgt, bis vor einigen Monaten ein Exemplar zum Vorschein kam. Möge die kleine Sammlung, die im Jahre der Eröffnung des Tridentiner Concils ans Licht trat in der Stadt der Päpste, vielleicht das einzige protestantische Buch, das jemals dort gedruckt worden ist, jetzt, wo wiederum ein römisches Concil tagt, als ein evangelisches Zeugniß auf's Neue an die Herzen floss.“ Bereits im Jahre 1860 hat Böhmer einen Wiederabdruck der *Cento e dieci divine considerazioni de Giovanni Valdiesso* besorgt und in seinen *Cenni biografici*, sowie in dem Anhang zu der deut-

schen Uebersetzung der Betrachtungen, die auch im Jahre 1870 erschien, die Ergebnisse seiner Forschungen über die Geschichte des Zwillingssbrüder Juan und Alfonso de Valdés aus Cuenza in Castilien veröffentlicht. Der Erstere, der seit 1534 in Neapel in stiller Zurückgezogenheit lebte und sich auf den schönen Höhen des Paustippo unter Orangen und Feigenbäumen Angesichts des offenen Meeres ungestört religiösen Betrachtungen überließ, wurde dort der zündende Mittelpunkt des evangelischen Lebens. Die, welche durch die Lieblichkeit seiner Lehre und sein heiliges Leben sich angezogen fühlten, vermochten die schönen Stunden in Chiaja nie zu vergessen. Von den fünf Tractaten, welche die vorliegende kleine Schrift umfaßt, behandelt der erste, „Wie man zu Werke gehen soll, die Grundlehren der christlichen Religion zu lehren und zu predigen,“ der zweite, „Von der Rechtfertigung durch den Glauben und von den guten Werken,“ und der dritte, „Ueber die christliche Gewisheit von der Rechtfertigung und Verklärung.“ In dem Jahrhunderte, wo die Lehre der Rechtfertigung alle Geister bewegte, sind auch die Schriften von Valdés wie die des Paleario in Italien von dieser Lehre erfüllt. Auch in dieser kleinen Schrift wird sie mit der Klarheit einer tiefen und vollen Ueberzeugung und mit der Innigkeit eines seligen Herzens vorgetragen. Die Schrift hat nicht bloß geschichtliche Bedeutung, sondern sie bietet auch kräftige Nahrung zu christlicher Belehrung und Erbauung, wie dieß bei bedeutenden Erfahrungen aus der Geburtszeit der Reformation vielfach in höherem Maße stattfindet, als in Schriften einer späteren Zeit.

Dr. M.

Hollaz, David, weil. Pastor zu Günthersberg (H. P.). **Evangelische Gnadenordnung in vier Gesprächen. Anhang: Evangelischer Augenschein**, in welchem sich ein kurzer Abriss vom Vorsatz Gottes zum Heil der Menschen darstellt, von W. Phil. David Burk, weil. Specialsuperintendent in Kirchheim (Württemberg). XXVI u. 164 S. Basel, C. F. Spittler. 5 Jgr.

Eine der köstlichsten Früchte, welche an dem reichbelaubten, von Segen triefenden Stamme der evangelisch-lutherischen Erbauungsliteratur des 18. Jahrhds. erwachsen sind, ist die „Evangelische Gnadenordnung des jüngeren Hollaz (Sohn des bekannten, 1713 als Probst zu Jakobshagen gestorbenen Dogmatikers) mit ihren vier ebenso kernhaften als salbungsvollen und glaubensinnigen Gesprächen:

1. wie eine Seele von der eignen Gerechtigkeit zur Erkenntniß ihres Sündelendes gelangen kann;
2. wie eine um ihr Heil bekümmerte Seele zum Glauben an Jesum Christum gelangen kann;
3. Anleitung zur Befestigung im Glauben und Gnadenstande;
4. von der Heiligung und darauf folgenden seligen Vollendung.

Die durch ihre Fürsorge für Verbreitung guter Erbauungsschriften rühmlich bekannte Spittler'sche Verlagshandlung in Basel liefert in dem Vorstehenden einen neuen, einfachen aber solid und freundlich ausgestatteten Textabdruck des Büchleins, versehen einmal mit Hollaz' eignem kurzem Vorworte, mit der längeren Vorrede des früheren Herausgebers Kramsch zu Görlitz (aus dem J. 1742), sowie mit denselben „Anweisung zum fruchtbaren Lesen dieser Gnadenordnung“ (S. XVI—XXII). Als Anhang ist Ph. Dav. Burks, eines der beliebtesten Württembergischen Erbauungsschriftsteller des vorigen Jahrhds., „Evangelischer Augenschein“ beigegeben, eine kurze, aus aneinandergereihten Bibelstellen gebildete tabelleartige Uebersicht über die sämmtlichen Stufen des Erlösungs- und Heilsaneignungs-Processes, vom ewigen Rathschlusse Gottes an bis zur seligen Vollendung im Jenseits (S. 155—164).

Möchte diese Vereinigung zweier edler Erzeugnisse der Andachtsliteratur der „guten alten Zeit,“ deren eines die pietistische Richtung des Nordostens, das andre die des Südwestens unsres Vaterlandes repräsentirt, im Norden wie im Süden des neu geeinigten deutschen Reiches viele andächtige Leser finden und durch sie reiche Früchte des Glaubens und der wahren Liebe bringen.

Herm. Reßler und Friedr. Senf, evangelisch-lutherische Pff. **Fromme Betrachtungen aus alten Tagen**. Nach der Ordnung des Kirchenjahrs. VIII. 453 S. Leipzig, 1870. B. G. Teubner.

Die Herausgeber bieten hier für jeden Sonntag des Kirchenjahrs eine Betrachtung, ausgewählt aus den Schriften der alten Väter meist vor Luther. Diese alten Zeugen werden vorgelührt, daß ihre Worte die spätem Enkel erbauen und erquicken. — Der Gedanke ist gewiß ein sehr glücklicher und auch die Ausführung können wir als eine im Ganzen gelungne bezeichnen, wenn wir auch manchen bekannten Namen vermissen. Natürlich sind die einzelnen Betrachtungen von sehr verschiedenem Werthe, wie auch Ton und Art ma-

nichtsfaltig ist. Daß man einen genauen Zusammenhang und eine lückenlose Behandlung der Heilslehre nicht erwarten darf von einem Werke der Art, versteht sich von selbst. Die Herausgeber haben übrigens „von der Oberfläche der lebendigen Wasser, die aus den Herzen der Väter geflossen sind und die so klar und hell das Bild Christi widerspiegeln, mit leiser Hand Alles hinweggenommen, was störend obenauf schwamm.“ Dieß Verfahren war auch in der Ordnung, da es sich ja nicht um eine historisch-treue Wiedergabe der alten Auslegungen handelte, sondern um die Erbauung. Uebrigens würde dieser Zweck durch einige kurze Mittheilungen über die verschiedenen Väter nicht beeinträchtigt, vielmehr gefördert sein. Das Buch ist nicht sowohl für das schlichte Christenvolk gemeint, als vielmehr für etwas höhere Gebildete; diese möchten aber doch auch von den verschiedenen Männern, deren Zeugnisse uns hier geboten, etwas Näheres hören. Die Herausgeber haben aber nicht einmal das in der Vorrede angekündigte Namens-Verzeichniß mit Angabe des Todesjahrs am Schlusse des Buchs vollständig gegeben. Die persönlichen Verhältnisse der Zeugen des Herrn geben ihren Worten oftmals besonderen Werth. Wir wollen noch die hauptsächlichsten Namen der Alten, von denen uns hier Betrachtungen mitgetheilt werden hersehen, damit hieraus ungefähr ersehen werden kann, was das Buch bietet. Anselm von Canterbury (7 Betrachtungen), Steph. von Langkrona (11), Danichius (17), B. von Clairveaux (5), Petrus Chrysologus (6), Arnoldus Carnotenfis (6), Savonarola (2), Hugo von St. Victor (2), Eibert (3), Tauler, Rufinus, W. von Rheims.

Funte, O., Pastor an der Friedenskirche zu Bremen. **Die Schule des Lebens, oder: Christliche Lebensbilder im Lichte des Buches Jonas.** 8. XXXII und 298 S. Bremen, 1872. E. Ed. Müller. 1 thlr.

Die vor nicht langer Zeit in diesen Blättern angezeigten „Reisebilder und Heimathsklänge“ desselben Verfassers haben binnen Jahresfrist die 3. Auflage erlebt. Einen ähnlichen Erfolg glauben wir auch dieser seiner „Schule des Lebens“ versprechen zu dürfen, welche die einfachen aber vielverkannten Wahrheiten Gottes in klarer, frischer, concreter Weise, in lebensmäßiger, praktischer und — recht verstanden — zeitgemäßer Form in's Volk zu bringen strebt, und zwar im Anschluß an das so viel verkannte und bespöttelte Jonabuch als den lehrreichsten Spiegel für unser menschlich Herz und Wesen. Fast scheint

es (S. 294), als wenn wir die Entstehung dieses trefflichen Büchleins, welches so treffend geschrieben ist, daß es nicht nur den gläubigen Leser, sondern auch das zweifelsüchtige Weltkind unwiderstehlich festhält, zunächst dem Bremer Protestantenverein zu verdanken haben, indem die mehr als wunderliche Ansicht des Hrn. Dr. Schmalz, welcher in dem Jonabuch „nur eine Satyre auf die herzlosen Druthodoxen“ gefunden hat, ein Correctiv zu erheischen schien. Der Verfasser, welcher einen beneidenswerthen Antheil an jener köstlichen Gabe des sel. Mallet empfangen hat, vermöge deren derselbe selbst dann, „wenn er über ein Glas Wasser sprach, immer originell und interessant blieb;“ welcher zudem ein so weites liebevolles Herz besitzt, daß er am Schlusse des Vorwortes „allen Lesern, die diese Schrift lieb gewinnen, und auch denen, die sie nicht lieb gewinnen werden, Gottes Gruß und einen herzlichen Händedruck im Geiste“ entbietet, erschließt uns, trotz seiner verhältnismäßigen Jugend, in diesem Buche, eine solche Fülle christlicher Lebensweisheit und psychologischen Scharf- und Tiefblickes, daß man gern als Hörer zu seinen Füßen sitzt, zumal da er das Horazische *circum praecordia ludere* und das *ridendo dicere verum* so lieblich in die christliche Praxis zu übertragen versteht. Auf das treffliche Vorwort, welches, geschrieben unter dem überwältigenden Eindrucke der Botschaft von der Katastrophe von Sedan, goldene Worte redet über „die Ernte aus der Blut- und Thränenfaat“ und über „die Speise die unserm Volke jetzt Noth thut,“ möchten wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen. Auf Auszüge aus dem Buche müssen wir verzichten; denn wenn wir anfangen zu excerptiren, wüßten wir in der That kaum, wo wir aufhören sollten. Nur ein eben so kurzes als treffendes Wort möge hier seine Stelle finden, das der Verf. über König Wilhelms Siegesberichte ausspricht: „Seine kurzen Siegesnachrichten waren ebenso viele demuthsvolle und gewaltige Zeugnisse von Gottes Macht und Gnade, und sie haben im deutschen Volke vielleicht mehr gewirkt wie die besten Predigten dieser Zeit“ . . . „Wohl nie, sagt der Verf. mit Rücksicht auf den Brief, den der greise Held nach der Schlacht bei Sedan an seine Gemahlin schrieb, „wohl nie hat ein Fürst auf Erden nach so unermesslichen Erfolgen Worte dieser Art geschrieben, von denen schwer ist zu sagen, ob sie mehr demüthig oder mehr erhaben zu nennen sind.“ . . . M.

Mallet, Fr., weil. Pastor prim. an St. Stephani in Bremen. **Passions- und**

Festpredigten. 2. Aufl. Bremen, 1870.
C. Ed. Müller. 1 1/3 thlr.

Es ist dies die einzige Predigtsammlung, welche der liebe selige Mallet selber veröffentlicht hat, und zwar erst auf vielseitige dringende Aufforderung im Jahr 1859 (Verlag von Heyder und Zimmer in Frankfurt a/M.). Der Name Mallet macht jede Recension überflüssig. Doch können wir uns nicht versagen, einige charakteristische Sätze aus dem Vorwort hierher zu verpflanzen. Er sagt u. a.: „Seit beinahe 43 Jahren habe ich die große Freude und Ehre, das Wort vom Kreuz zu verkündigen, und der treue und barmherzige Gott hat auf mein, oft so armes und schwaches, Zeugniß seinen reichen Segen gelegt. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß ich oft zur Herausgabe einer Predigtsammlung bin dringend aufgefordert worden; ich konnte mich aber nie dazu entschließen. Ich dachte, Reden, nicht Schreiben, sei meine Sache, und überdem sei an guten und erbaulichen Predigten kein Mangel.“ Doch endlich überwog der eigne Wunsch, „ein schriftliches Zeugniß von meinem Herrn zu hinterlassen.“ Sämmtliche Predigten sind erst gehalten und, da Mallet keine Predigten aufschrieb, nachher dictirt worden. Wähne in dessen Niemand, der theure Gottesmann habe es mit seiner Vorbereitung leicht genommen. „Durch dieses freie Reden kommt wohl die Vernachlässigung der Form (?), die ich selbst bebaure und nicht ändern konnte, wenn ich nicht statt der gehaltenen ganz andere Predigten hätte geben sollen. Dagegen habe ich meinen Text nie vernachlässigt, sondern immer mit Gebet und Arbeiten darnach gerungen, daß er mir und denen, die mich hören, ein Licht der Seele und eine Leuchte auf unserm Wege werden möge. . . . Aus dem stehenden Wasser der ascetischen Literatur, daß ich aber nicht verachte, habe ich nicht geschöpft, sondern mich bemüht, aus dem Brunnen, der sehr tief ist und in's ewige Leben hindüber quillt, frisches Wasser darzureichen den Dürstenden.“ Weiterhin spricht M. die beschöne Hoffnung aus, daß diese seine Predigten „hoffentlich ein Plätzchen auf dem so reichen Gebiet der homiletischen Literatur finden“ werden, setzt aber, gleich als wenn er zuviel gesagt hätte, alsbald hinzu: „Wenn ich daran denke, daß die reichen köstlichen Predigten unseres seligen Menten nach vielen Jahren erst jetzt mit seinen andern Schriften in einer 2. Auflage erschienen sind, dann kann ich mir freilich keine große Hoffnung machen.“ . . . Nun, erlebt hat zwar der theure Mallet die 2. Auflage seiner Predigtsammlung nicht; aber erfolgt ist sie darum doch nach 11 Jahren. Zugleich ist das Werk in Frn.

Müllers Verlag übergegangen, so daß dieser nun sämtliche Malletiana in seinem Verlag vereinigt hat. Die Sammlung enthält 14 Passionspredigten, 3 Oster- und 2 Pfingstpredigten, sämmtlich mit einer Ausnahme im J. 1866 gehalten. Wir empfehlen diese anregenden, lebensfrischen Zeugnisse, ebenso wie die folgende gedankenreiche und gedankentiefe Predigtsammlung, besonders der jüngern Generation unserer Theologen und Pastoren.

Fest-Predigten aus dem schriftlichen Nachlasse Gottfried Menten's, Dr. der Theologie und weil. Past. Prim. an der Kirche St. Martini in Bremen. Eine Jubiläumsgabe zum hundertjährigen Geburtstag Dr. Gottfr. Menten's den 29. Mai 1868. Bremen, 1868. C. Ed. Müller. 1 1/3 thlr.

Dr. Mallet sagte in der Vorrede zu der von ihm im J. 1863 herausgegebenen 18. October-Predigt Menten's über Jes. 12, 1: „Unser lieber Pastor Dr. Menten hat viele Predigten hinterlassen, die des Druckes werth sind und hoffentlich mal aufhören werden, ein verborgener Schatz zu sein.“ Dieser herrliche Schatz ist gehoben und der Welt zugänglich gemacht worden durch den bekannten verdienstvollen Biographen Menten's, Dr. C. H. Gildemeister, welcher sich zwar auf den Titel nicht genannt, jedoch das Vorwort unterzeichnet hat. Auf dieses sehr lehrreiche Vorwort, welches auf 19 Seiten über Menten's eigenthümliche Predigtweise handelt, machen wir insbesond're die jüngere Theologenvwelt hiermit ausdrücklich aufmerksam. M.

Schulze, Prof. Dr. Rudw., geist. Inspector am Kloster U. L. Frauen zu Magdeburg. **Friede im Herrn.** Predigten aus der Kriegszeit des Jahres 1870 und 1871. VI und 119 S. Gotha. F. A. Perthes. 10 sgr.

Der Verf. nennt diese kleine Predigtsammlung ein „Denkmal von Friedensgedanken und Friedenskräften, welche der Gott des Friedens in seinem Worte seiner Gemeinde erschlossen hat, damit die Seinen auch mitten in Kriegzeiten den Frieden bewahren, welcher höher ist als alle Vernunft, den die Welt nicht kennt und weder geben noch nehmen kann.“ Sie ist in der That eine rechte Friedensgabe, die um ihres eignen inneren Werthes willen Verbreitung in weiteren Kreisen verdient, nicht bloß deshalb, weil ihr Reinertrag „für den Invalidenfond's deutscher Kämpfer aus dem letzten Kriege“ bestimmt ist. Die sechs in der Samm-

lung enthaltenen Predigten tragen die Ueberschriften: „Stille in Gott“ (über Ps. 62, 2, gehalten am ersten der drei Schlachtstage von Metz, den 14. Aug. 1870); „Schutz der Flügel Jesu“ (über Matth. 23, 37, gehalten am 21. Aug., dem Gedächtnistage der Zerstörung Jerusalems); „Gewisser Trost“ (über Matth. 9, 2, gehalten am 28. October, zur Vorbereitung auf die Abendmahlsfeier im Kloster U. L. Fr.); „Des Christen Waffenrüstung“ (über Eph. 6, 10—17; Dankfeier nach dem Gemisse des heil. Abendmahls); „Erkennt, daß ich Gott bin“ (über Ps. 95, 6—10; zum Schluß des 3. 1870 gehalten im Dom zu Magdeburg); „Friede und Treue“ (über Jerem. 33, 6—9), Friedensdankpredigt, gehalten am 3. März 1871 im Kloster U. L. Fr.). — Ref. kann nur einstimmen in den Wunsch, womit der als Predigt- und Erbauungsschriftsteller (z. B. durch seine Predigtsammlung über die 7 Worte Jesu am Kreuz: „Passions- und Osterfeier“) bereits weiteren Kreisen bekannte Verfasser das Vorwort zu dieser neuen Publikation beschließt: „Der Herr gebe auch diesem Worte die Erfüllung seiner Verheißung, daß es ausrichte, wozu er es gesendet.“

Guyssen, G., zur Kriegszeit Militär-Oberpfarrer des II. Lazarethbezirks der Armee, Ritter des eis. Kreuzes. **Acht Predigten.** Ein Friedensgruß an die Heimath, bei der Rückkehr aus dem französisch-deutschen Kriege. V und 82 S. Kreuznach. J. H. Maurer.

Der unsren Lesern bereits wohlbekannte Verf., zur Zeit der Veranstaltung dieser Sammlung (im März d. J.) noch zu Amiens, also im eroberten Feindeslande stationirt, sendet in derselben „einige friedliche Früchte seiner Arbeit, zu einem Bündlein gesammelt, als Friedensgruß in die Heimath hinüber,“ und zwar solche Arbeitsfrüchte, welche in einer für ihn rühmlichen Weise zu erkennen geben, daß er mit Erfolg bestrebt gewesen ist, „an den armen, vom Kriegesleben geplagten Soldaten, wenn er so glücklich war, sie zum Gehör des Wortes um sich versammelt zu sehen, den Befehl des Herrn an Jesajas auszurichten: „Tröstet, tröstet mein Volk“ etc. Die acht in der kleinen Sammlung vereinigten Predigten behandeln die Themata: 1. Von der rechten Siegesfreude des Christen (über Ps. 118, 14—16, nach dem Siege bei Sedan in der Hospital-Kapelle zu Gorge bei Metz am 4. Sept. 1870 geh.); 2. Gott der Herr unser Panier (über Ps. 20, 6—10; Feldpredigt vor dem Thore zu Pont-à-Mousson, am 21. Sept.); 3. Von der Frucht des Geistes (über Eph.

5, 9—12, Feldpredigt am Erntefest, ebendas. 2. Oct.); 4. Die Hülfe des Herrn in schwerer Zeit (über Ps. 121, 1. 2.; im Saale der großen Präfectur zu Laon, 23 Oct.); 5. Treue bis in den Tod (über Offb. 2, 10, am Todestage, 20. Nov., im Saale der großen Mairie zu St. Mihiel bei Verdun); 6. Adventsfreude im Kriege (über Joh. 12, 12, 13, im großen Refektorium des zum Lazareth eingerichteten geistl. Seminars in Pont-à-Mousson, am 1. Advent); 7. Gottes Wort und Gebot in Krieg und Frieden (über Ps. 119, 105, am 22. Jan. 1871 in der St. Remy-Kirche zu Amiens); 8. Gott mit uns (über Ps. 84, 6—13, ebendas. am 5. Febr.). — Wer einen Einblick darein zu gewinnen wünscht, wie die großartigen Ereignisse des jüngsten Krieges im Mikrokosmos der Amtsthätigkeit eines der höchsten und begabtesten Militärggeistlichen der deutschen Armee zur Abspiegelung gelangten, dem sind diese ebenso kernhaften und kräftigen als formell wohlgerundeten Feldpredigten vorzüglich zu empfehlen. Auch was der Verf. im Vorwort, kurz zwar aber sehr treffend, über Wesen, Aufgabe und Bedeutung der Feldpredigt überhaupt sagt, verdient alle Beherzigung. Den am Schluß seitens des Verf. ausgedrückten Wunsch: „Gebe Gott, daß weder wir, noch irgendein Anderer je wieder genöthigt sei, in einem Kriege Feldpredigten zu halten,“ müssen wir zwar für unerfüllbar halten, schließen uns ihm aber nichtsdestoweniger, soweit er wenigstens die gegenwärtige Generation betrifft, von Herzen und nicht ohne Hoffnung des Erfolgs an.

Meier, Dr. ph. G. Jul., Stadtpred. und Suprint. in Dresden. **Feststunden brüderlicher Gemeinschaft.** Ephoralansprachen und Festreden. VI und 93 S. Leipzig. L. G. Teubner.

Von den sieben Reden dieser Sammlung sind die vier ersten als Ansprachen an die Pastoralconferenz der Diocese Dresden II während der Jahre 1867—70, die fünfte als Ansprache an eine Lehrerconferenz eben dieser Diocese, die sechste, vom „Liebesdienst der Frauen an der Reformation“ handelnde, als Vortrag im Dresdener Frauen-Gustav-Adolph-Verein (Nov. 1869), die siebente als Weiherede bei der Grundsteinlegung der Kirche zu Deuben (am 6. Mai 1868) gehalten. Sie sind nach Inhalt wie Form wahre Muster jener pastoralen Berechtbarkeit höheren Stils, welche sich an gebildete und gereifte Christen wendet, um die wichtigsten Zeit- und Lebensfragen der Gegenwart im Lichte des göttlichen Wortes zu erörtern. Von besonderer Bedeutung sind sie als theils apologetisch theils polemisch gehaltene

Zeugnisse gegenüber dem Unglauben unsrer Tage, jenem „wildgewachsenen Protestantismus, der immer auf die engherzigen veralteten Dogmen schilt, die er gar nicht kennt.“ Wer eine gründliche Orientirung über die vornehmsten Fragen der Gegenwart vom christlichen Standpunkte aus und insbesondere eine Einführung in die wesentlichsten Aufgaben des geistlichen Amtes begehrt, der studire diese Ephoralaransprachen und Festreden, die in der That mehr sind und mehr bieten als die meisten Predigtsammlungen gewöhnlicher Art. Sie bilden einen aus den Erfahrungen einer reichen und geeigneten Amtswirksamkeit heraus geflossenen werthvollen Beitrag zur Pastoraltheologie und praktischen Apologetik, und wollen ebendeshalb nicht sowohl gelesen als studirt sein. Der kirchliche Standpunkt des Verfassers ist jener mild-lutherische, den auch Kohnschütter, Meiers Amts- und Hausgenosse vertritt, bei dessen 25jährigem Ephoral-Jubiläum das Büchlein als Gratulationschrift dargebracht und überreicht wurde.

Antikirchliches und Antichristliches.*)

Nicht als geradezu antichristliche Kundgebungen zwar, aber doch als charakteristische Aeusserungen einer entschieden antikirchlichen, auf Zerstörung der bestehenden Ordnungen der Kirche und auf gänzliche Entwerthung ihrer Bekenntnisse ausgehenden Richtung sind die seit dem vor. J. bei F. Henschel in Berlin erscheinenden, auf Veranlassung des deutschen Protestantenvereins herausgegebenen und von verschiedenen Notabilitäten dieses Vereins bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltenen „Protestantischen Vorträge“ zu bezeichnen.

Es liegt uns augenblicklich der zweite Band dieser in raschen Intervallen aus's Licht tretenden, ja gleich den reizenden Fluthen eines wilden Bergwassers den Büchermarkt überschwemmenden neuen Vortragsammlung vor. Derselbe enthält in 7 Heften Vorträge von

1. Lic. Hofbach, Pastor zu St. Andreas in Berlin. Wie steht es mit dem Glauben in der modernen Orthodorie und in dem angeblich ungläubigen Protestantenverein?

2. Prof. Dr. R. A. Lipsius: Ueber Glauben und Wissen.

3. Prof. Dr. v. Holtzendorff: Der Kirchenstaat; eine Gedächtnisrede, im Berliner Unions- und Protestantenverein.

4. Prof. Dr. J. W. Hanne: Der Christenglaube und die Erziehung zur wahren

Christlichkeit; Einweihungsrede zur Eröffnung des neuen städtischen Gymnasialgebäudes in Greifswald, am Luthertage 1870.

5. Dr. th. B. Spiegel, Past. zu Dönnabrück: Die Unfehlbarkeit des Papstes und die deutsche Nationalkirche;

6. H. Ziegler, Gymnasiallehrer: Paulus der Apostel und Jesus der Christ;

7. G. A. Schiffmann, Die evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben.*)

Welchen Standpunkt diese Vorträge im Allgemeinen repräsentiren, läßt sich besonders deutlich aus den beiden ersten sowie aus dem letzten ersehen, von welchen jene die Stellung der Theologen dieser Richtung zum Formalprincip, dieser ihr Verhalten zum Materialprincip der evangelischen Wahrheit darlegen. Einseitige Betonung der fides qua creditur auf Kosten der fides quae creditur, also starker religiöser Subjectismus und in Folge davon ein vornehm geringschätziges Urtheil über die positive Kirchenlehre als ein „veraltetes Dogmensystem“, nebst hartnäckiger Verwechslung kirchlicher Orthodorie mit ungesundem zelotischem „Orthodoxismus“ — dieß dürfte als das Gemeinsame ihrer Lehrabweichungen in beiderlei Hinsicht und überhaupt als das charakteristische Grundprincip und — Grundgebrechen der protestantenvereintlichen Theologie zu bezeichnen sein. Sämmtliche Redner dieser Richtung geben eine stichtliche Vorliebe dafür kund, wahre Christlichkeit und achten Glauben als lediglich in ihrem Feldlager vorhanden nachzuweisen, also den Glauben der Orthodoren als entweder nicht frei von unsittlichen Beimischungen, insbes. von Heuchelei, oder doch als schwach und gebrechlicher Stützen bedürftig.

*) Der etwas früher zum Abschlusse gelangte 1. Band derselben Sammlung enthält Vorträge von:

1. Prediger Wihl. Müller: Die Schule und der Religionsunterricht;

2. Gymnasiallehrer H. Ziegler: Ueber das Ansehen der Bibel in der protestantischen Kirche;

3. Dr. Paul Schmidt: Ueber Pöbel und Christenthum;

4. Prof. Dr. Baumgarten: Die kirchliche Gegenwart in dem Lichte des tridentinischen Concils;

5. Prediger Dr. G. Risco: Berlin und der Protestantismus;

6. Pfarrer Dr. Schellenberg: Jesajas als religiöser Volksredner mit Blicken auf das römische Concil;

7. Prediger Dr. G. Risco: Schleiermacher's Reden über die Religion und Chateaubriand's Geist des Christenthums;

8. Prediger F. Remh: Ueber den Werth der Lehre von den letzten Dingen.

*) Vgl. die Rubrik: „Antichristliche Literatur und Verwandtes,“ in Bd. VI, S. 187. 348 ff. dieser Ztschr.

tig zu verdächtigen. „Gerade je stärker der Glaube ist,“ meint Lic. Höffbach, „um so freudiger läßt er die Wissenschaft (mit ihrer Kritik der Sätze der Kirchenlehre und der Bücher der Bibel) gewähren. Wenn die Orthodoxie dagegen feindselig der Wissenschaft entgegentritt, wenn ihr Glaube erschüttert wird, sobald gewisse Thatfachen des Lebens Jesu, gewisse Lehresätze nicht mehr gelten, so bezeugt sie einen Mangel an Glauben, bezeugt sie, daß das Herz noch nicht so lebendig von Gott, von Christo ergriffen ist, daß es Ihn sich hingiebt auch ohne Zeichen und Wunder.“ Der gar fromm und evangelisch klingende Anfang dieser Auseinandersetzung kann nicht verhindern, daß an ihrem Schlusse doch der Pferdefuß der protestanteneinlichen Weltansicht: die Wundersehen und Wunderflucht, die principielle Negation der übernatürlichen Elemente der Offenbarung, deutlich genug hervorguckt. Ähnlich verhält es sich mit den schönklingenden Redensarten, womit Herr Schiffmann für die Wahlvereinbarkeit der „Freiheit in der dogmatischen Form“ mit dem „Festhalten an der evangelischen Wahrheit und den Principien der evangelischen Kirche“ plaidirt, oder womit derselbe fordert, daß „die Frömmigkeit höher gestellt werde als die dogmatische Formulirung der Lehre,“ daß „man dessen eingedenk bleiben müsse, auch die Lehre sei dazu da, der Gemeinde zu dienen,“ u. dgl. m. Die vielgerühmte „geschichtliche Entwicklung,“ mittelst deren er sein Gemeindepincip allmählich zur Verwirklichung zu bringen hofft, ist nichts Anderes als der bekannte friedliche Revolutionsweg des ordinären Liberalismus, der Proceß eines schrankenlosen Fortschrittes in infinitum, der schließlich nichts Positives an Kirche und Christenthum mehr übrig läßt. — Eine eingehendere kritische Beleuchtung oder gar Widerlegung dieser Ansichten kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Es genügt, zu constatiren, daß der Protestantenverein, außer anderen Wegen zur Verbreitung seiner bekannten Lehren und Grundsätze in möglichst weiten Kreisen, auch diesen Weg der populären Brochüren- oder Vortrags-Literatur (ein modernes Aequivalent des etwas altmodischen Instituts der Tractat-Schriftstellerei) betreten hat.

Im gleichen Verlage wie diese, „Protestantischen Vorträge“ erscheinend, auch ganz ebenso ausgestattet wie sie, nur nicht förmlich in ihre Reihe eingegliedert und, wie auch ihr meist ansehnlicherer Umfang zeigt, zum Theil nicht aus Vorträgen hervorgegangen, liegen uns noch mehrere andere Schriften protestanteneinlichen Ursprungs vor, die wir gewissermaßen als Extravaganzen der Henschel'schen Vortrags-Sammlung bezeichnen können.

Es gehören dahin bis jetzt folgende Brochüren:

1. Aug. Werner, Pfr., Segnungen und Gefahren des deutschen Protestantismus in der Gegenwart. Ein Neujahrsgruß an die Freunde des Protestantenvereins und seine Gegner;

2. J. R. Hanne, Lic. Dr., Der ideale und geschichtliche Christus;

3. S. Seebens, Pfr., Das Recht der religiösen Ueberzeugungen in der evangelischen Kirche;

4. W. Müller, Pred. an der Jerusalemskirche in Berlin: Sechs Vorträge [1. Die Verwischung von Religion und Christenthum; 2. die Religion; 3. das Gottesbewußtsein und die Frömmigkeit; 4. das Christenthum; 5. die Religion im Christenthum; 6. die Kirche];

5. J. Kradolfer, Prediger in Bremen: Zwingli in Marburg. Zur Beurtheilung des Unterschiedes von zwinglischer und lutherischer Reformation dargestellt;

6. M. Baumgarten, Prof. und Dr. der Theol. in Rostock, Der deutsche Protestantenverein, ein heiliges Panier im neuen deutschen Reich.

Zu eingehenderer Besprechung dieser Schriften können wir uns ebenso wenig veranlaßt finden, wie zu speciellerem Eingehen auf den Inhalt jener Vorträge. Wer eines dieser Pamphlete, die alle genau die gleiche Tendenz verfolgen, gelesen hat, der hat sie alle gelesen. Wissenschaftliche Belehrung ist in keinem von ihnen zu finden; auch z. B. die Kradolfer'sche Brochüre über: Zwingli in Marburg bietet keineswegs etwa eine solide geschichtliche Darstellung des Marburger Religionsgesprächs, oder, was der secundäre Titel vielleicht vermuthen lassen könnte, eine nützliche dogmenhistorische oder popular-symbolische Untersuchung, — sondern in Anlehnung an das betreffende reformationshistorische Factum, welches im Wesentlichen als bekannt vorausgesetzt wird, wird mittelst des bekannten, sämtlichen Schriftstellern dieser Richtung geläufigen Raisonnements über die Reformatoren als Vertreter einer veralteten dogmatisch befangenen Weltansicht zu Gericht geseßen, wobei natürlich Luther ungleich schlimmer weglommt, als Zwingli, und das „höher gehende, aber freilich von jener Zeit auch nicht verstandene religiöse Streben“ des Letzteren als in gewissem Sinne vorbildlich für das des Protestantenvereins gepriesen wird. — Das Hohle, Seichte, Phrasenhafte der überhaupt in diesen protestanteneinlichen Publikationen zum Ausdruck gelangenden theologischen Denk- und Schreibweise ist bekanntlich jüngst in der auf eine der hier genannten Brochüren bezüglichen Flugschrift

des Literaten Sandboß: „Offener Brief an den Verfasser der Schrift: Der ideale und der geschichtliche Christus“ 2c. (Berlin, Jul. Vohne) auf ziemlich schonungslose Weise, und zwar vom ultraradikalen Standpunkte aus dargelegt worden. Daß das im Gewande christlicher Redensarten einhererschreitende Antichristenthum der s. g. „modernen Theologie“ des Protestantenvereins seinen letzten Consequenzen nach unaufhaltsam dem Antichristenthum, d. h. dem offenen Bruche mit aller christlichen, ja mit aller positiv-religiösen Tradition zustrebt, und das es nur eine klägliche Halbheit, Unklarheit und phrasenhafte Verschwommenheit ist, welche die Vertreter dieser Richtung noch an gewissen Resten positiver Religiosität festhalten macht, hat dieses Schriftchen mit vielem Geschick und in einer Weise gezeigt, welche lebhaft an Dr. Fr. Straußens „die Halben und die Ganzen“ erinnert. Der Straußianer Sandboß und der Orthodoxe Vilmar (in seiner „Theologie der Thatfachen“ 1856) kommen auf die bemerkenswertheste Weise darin überein, daß sie die halbherzigen, im Princip aber doch ganz dem Cultus des Zeitgeistes fröhnenden Vertreter dieser modernen Theologie als Männer der Phrasen, als „Rhetoriker par excellence“ charakterisiren — eine Bezeichnung, deren sich leider keiner neuerdings würdiger gemacht hat, als der einst unter den Stützen kirchlicher Rechtgläubigkeit aufgezählte Dr. Baumgarten, der nicht bloß in dem obigen Schriftchen, sondern mehr fast noch in seinem jüngst in Manichots „Norddeutschem Protestantenblatt“ veröffentlichten Offenen Sendschreiben an das Consistorium zu Stettin eine Meisterschaft in pompösem Phrasengeflügel, üppigem Wortschwall und hohlem, auf Captivation des großen Hauses berechnetem Pathos entfaltet, welche unbefangene, vom leidenschaftlichen Parteigeiste der Gegenwart nicht erhitzte oder verblendete christliche Gemüther nur aufs Tiefste betrüben kann.

Struhneck, Dr. Fr. Wilh. Herrschaft und Priesterthum. Geschichtsphilosophische Skizzen. Berlin. F. Henschel.

Ogleich im nemlichen Verlage, wie die bisher betrachteten Publikationen erschienen, vertritt diese Schrift doch einen bedeutend weiter nach links zu „avancirten“ Standpunkt; sie steht der Kategorie der gerabezu antichristlichen Rundgebungen näher, als derjenigen der bloß antikirchlichen. Ihr Verfasser ist eifriger Passalleaner; er plaidirt, unter ziemlich heftigen Ausfällen gegen Hierarchie, Priesterthum, Dogma 2c. für „das humane Princip der priesterlosen Religionsgemeinschaft“, wie dasselbe

von Buddha für die Völker Ost- und Südasiens, von Jesus für diejenigen Westasiens und Europa's begründet worden sei. In der Beseitigung allen priesterlichen Trugs und Zwangs, der sich im Laufe der Jahrhunderte, trotz seines ächt humanen und socialistischen Princips im Christenthume eingenistet habe, sowie in der Herstellung einer vollständigen (abstract indepenthischen) Gleichheit der Rechte aller Christen und Christengemeinden bestche die kirchenpolitische Hauptaufgabe der Zukunft. Das Werk erinnert mehrfach an das früher in diesem Blatte besprochene von Roth: Religion und Priesterthum (Allg. lit. Anz. Bd. VI, S. 189); doch ist der Ton seiner gegen die geoffenbarte Wahrheit und ihre Vertreter gerichteten Polemik ein einigermaßen würdigerer und gemäßigterer.

Gottschall, Rudolf, Porträts und Studien. 1. und 2. Thl. N. u. d. Tit. Literarische Charakterköpfe. Leipzig, 1871. Brockhaus. 3 $\frac{3}{5}$ thlr.

Der wohlbekannte Feuilletonist drückt in dieser Zusammenstellung literatur- und culturgeschichtlicher Bilder und Skizzen, die eine ebenso gewandte Federführung als oberflächliche Geistesbildung beurkunden, Herrn Schenkel sowie mehreren anderen Coryphäen des religiösen Liberalismus seine lebhaften Sympathien aus. „Schenkel hat den Nagel auf den Kopf getroffen, — sofern er nemlich Jesus als ersten Vertreter des „Gemeindeprinzips“ hinstellte, — meint er in seiner auf „das Leben Jesu“ bezüglichen Skizze. Er bevorzugt hier Schenkels Darstellung entschieden vor derjenigen sowohl Straußens als Renan's; das „Charakterbild Jesu“ sei wahrhaft erbaulich, eine ächte sittliche Tendenzschrift, von ähnlichem Charakter und Werthe wie Sallet's Laienevangelium [!]. In einem anderen Aufsatze: „Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste Philosophie“ erklärt sich Hr. Gottschall über die Fortdauer des Lebens nach dem Tode in einem ganz ähnlichen Sinne, wie einst Sokrates, mit einem Entweder-Oder nemlich, das ein seliges Jenseits und eine absolute Vernichtung der Seele als zwei gleichwerthige Hypothesen einander gegenüberstellt. — Wie nahe er den Aposteln des ordinären materialistischen Pantheismus, ja selbst den Propheten der Fleischesemancipation steht, beweisen die Lobsprüche, die er nicht bloß einem Byron spendet, als einem „Dichter von Gottes Gnaden,“ oder einem Victor Hugo, dem Inhaber „jener wahren Religiosität der Gesinnung, die ein geheimes Band zwischen ihm und allen geistigen Helden der Wahrheit schlingt“ [!!], sondern sogar einem Robert

Hamersling, dem „Dichter des Incests,“ dem poetischen Verherrlicher „des Sinnenraums, des Lasters nahe dem Punkte, wo es sich erbricht.“ Selbst seinen Dichtungen legt er eine nicht geringe Bedeutung bei, erklärt sie für Kunstschöpfungen von analogem Werthe wie Hans Matsarts Gemälde von den sieben Todsünden, und behauptet die gleiche ästhetische Berechtigung, ja Nothwendigkeit Beider.

Naturgesetz und Menschenwille. Hamburg, 1871. D. Meißner. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Eine materialistische Brandschrift vom reinsten Wasser, zwar nicht rein, aber doch ziemlich wässrig. Der Verfasser nennt seinen Namen nicht und schiebt so die Verantwortlichkeit für dieses Attentat auf den gesunden Menschenverstand und noch verschiedenes Andere, was verdient geehrt zu werden, allein auf den Verleger. Verfasser, Verleger und Leser versichern wir hiermit unserer aufrichtigen Theilnahme an ihrem Geschick, die Leser ebenso, wenn sie dem neuen Propheeten zustimmen, als wenn sie sich mit Abscheu von den Aufstellungen desselben abenden.

(Die Fortsetzung dieser Uebersicht folgt im nächsten Heft).

Philosophie.

Lewes, G. S. Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. Deutsch nach der 3. Ausgabe von 1867. 1. Bd. Berlin, 1871. Oppenheim. 2 $\frac{2}{3}$ thlr.

Dies Werk des berühmten Englischen Goethe-Biographen ist die Uebersetzung einer 1845—46 zuerst erschienenen, für das große Publikum berechneten Geschichte der Philosophie. Er hat jetzt zunächst eine umfangreiche Einleitung (S. 1—108) vorausgeschickt, darin er Begriff und Methode der Philosophie bespricht; dann sind die Kapitel über Plato, Aristoteles, Kant neu geschrieben, andere über Scholastik, Arabische Philosophie und Roger Bacon sind ganz neu hinzugekommen. Sein philosophisches Ideal ist Auguste Comte, mit dem er seine Darstellung daher auch schließt.

In der Einleitung theilt er das Gebiet des Wissens in 3 Domänen, die Theologie als Systematisierung unserer religiösen Vorstellungen, die Fachwissenschaften als Systematisierung unserer Kenntniß von der Ordnung der Phänomene als Phänomene, dann die Philosophie — als die Gesammt- und Universalwissenschaft — welche die umfassendsten, von den andern ihr dargebotenen Begriffe zu einer Erklärung

der Welt und der menschlichen Bestimmung verarbeitet.

Er will nun, wie in der früheren Ausgabe, so auch jetzt gegen eine falsche, d. i. metaphysische Philosophie ankämpfen, welche über das Gebiet der Erfahrung oder der Sinnlichkeit hinausgehend, ihre Thatfachen aus einer höheren Quelle meint beziehen zu können. Als solche Begründung der Verhältnisse übersinnlicher Erscheinungen hat die Metaphysik kein wissenschaftliches Recht und ist sie überall nicht möglich; wohl aber, wenn sie Psychologie oder die letzten Ergebnisse der Physik, also Probleme, welche eine Bestätigung, eine Messung an den Dingen zulassen, behandelt. Denn das ist Aufgabe der Philosophie, jene Wahrheit zu finden, welche in der Uebereinstimmung der Ordnung der Ideen mit der Ordnung der Erscheinungen, damit in der genauen Anbequemung des Gedankens an die Bewegung der Dinge ihren Grund hat. Solches relative Wissen, das nicht in das Wesen der Dinge an sich, z. B. was Körper, was Fall u. an sich sind, sondern nur in die Verhältnisse der Dinge zu uns, also in die Ordnung der Erscheinungen eingehen will, genügt dem Geiste und kommt allein zum Ziel. So ist dann die richtige Methode jene „Objektivität,“ welche ihre Ansichten nach den Realitäten modelt, genau und in jedem Moment der Bewegung der Sinnendinge folgend. Sie braucht zwar auch die Konjektur, die das eigentliche Wesen der falschen „subjektiven“ Methode ausmacht; aber sie geht zur „Verifizierung“ der Konjektur, zur Messung und Unterwerfung derselben unter das Objektive fort, während die subjektive, die Richtung des Gedankens nur logisch-formal bestimmende und nicht durch das Objekt kontrollirbare Art in der baren „Hypothese“ stecken bleibt. Zenes falsche „Influströmen“ des Geistes, wonach er sich selbst die Direktion geben, in seiner Thätigkeit den Stoff erzeugen will, wodurch er doch bestimmt, kontrollirt, erfüllt werden sollte, ist die Quelle alles Irrthums.

Nach solchen im Ganzen und Großen gewiß richtigen Skizzirungen geht der Herr Verfasser zur Geschichte über. Ihr Anfänger ist Thales, der die erste Epoche: „Trennung der Philosophie von der Theologie und Unternehmen einer vernünftigen Erklärung der Welterscheinungen“ einleitet. In kühn entschlossenem Griff führt man die Naturkräfte zu einem Princip zurück. Den vielen Göttern als Faktoren der Naturerscheinungen, deren Willkürspiel sich nicht erklären läßt, treten ganz gewöhnliche Elemente und Stoffverbindungen, ahnend durch das unmittelbare Anschauen als die Lebensnährer erfaßt, Wasser Luft und

Feuer gegenüber. In dieser ersten Epoche scheiden sich wieder — äußerlich zum Theil — die Physiker, zu denen L. neben Thales und Anaximenes auch Diogenes von Apollonia (460 v. Chr.) als Fortbilder des Anaximenes rechnet, von den Mathematikern Anaximander und Pythagoras und den Eleaten Xenophanes, Parmenides, Zeno.

Pythagoras Leben ist in die trübe Pracht der Fabel — hoffnungslos über uns — eingehüllt, aber eben deshalb können wir sicher sein, daß der Held groß genug war, mindestens die Wucht dieser Krone zu tragen. Er war ein „Freund der Weisheit,“ dem Denken für die höchste Thätigkeit des Menschen, für in sich selbst werthvoll und heilig galt. Sein System will L. nur nach der charakteristischen Methode und Tendenz bezeichnen, weil er überhaupt nur „die Landkarte der philosophischen Welt“ entwirft. „Die Methode war rein deuktiv.“ Das unveränderliche Princip der Existenz, das schon Anaximander — im „All“ gesucht, wird durch P. in der Zahl fixirt. „Bei allen Veränderungen bleibt eben das Ding Ein Ding; diese numerische Existenz kann nichts zerstören“ (S. 139). Und so schließt P. weiter, daß alle Dinge nur Kopien der Zahlen, diese nicht Ursachen der konkreten Existenz seien. So sind denn Abstraktionen der einzig wahre Stoff der Wissenschaft.

Unter den Eleaten ist Xenophanes der, welcher zuerst aussprach: „Der Eine ist Gott.“ Das tiefblaue unendliche, unbewegliche Gewölbe des Himmels, diese Kugel war ihm Gott. Und er legte seinem Göttlichen nicht bloß die Einheit, sondern auch das Selbstsein und die Intelligenz bei.

In allen diesen Untersuchungen ist der idealistische Gegensatz gegen die physische oder empirische Erklärung der Natur gegeben, aber sie kommen selbst nicht zum Ziel. Eine neue Epoche wendet sich dem psychologischen Dragen zu. Heraclit, der logische Vorläufer Hegels, unterscheidet sich doch von ihm dadurch, daß er den Geist ohne Sinnennahrung keine wahre Erkenntniß, keine Thätigkeit haben läßt. Die Sinne sind es, die das allgemeine Vernunftleben, den umgebenden Aether uns zuführen; in uns wird er Bewußtsein. „In Bezug auf die „Täuschung“ und ihre Ursache bei P. ist Lenes anderer Meinung als Lassalle; er schreibt die „ewige Täuschung im Geiste“ — nach P's. Ansicht — nicht den Sinnen, sondern der individuellen Beschränktheit der Einzelvernunft zu. Der Sinn und Inhalt des Seienden aber ist: ewige Wandlung, Einheit von Widersprüchen; Alles ist und Alles ist nicht, Entstehen und Vergehen fallen zeitlich zusammen. In der Bewegung des ewig leben-

den Feuers ist der Streit der Erzeuger der Harmonie. Dem gegenüber stellt Democrit eine Vielheit existirender Ur-Elemente, die Atome, auf. Sie sind ohne sinnliche Qualität, alle dem Wesen nach gleich. Die Verschiedenheit der Dinge sind nur Erscheinung und Form. Die Sinneneindrücke führen nicht in den Grund der Wahrheit, aber sie sind subjektiv wahr. Das ist im Wesentlichen auch Leibnizens Philosophie. — Aus diesem Zweifel also an der Erkenntniß der Dinge, soweit sie sich auf die Sinne stützt, erhebt sich — das ist der Fortschritt, die Psychologie, die Erforschung der geistigen Thatsachen, — in Zeno zuerst — und als weiteres Resultat die Dialektik, da die Untersuchung zeigt, daß die Sinne trügerisch, die Vernunft unzuverlässig ist. Eine Kritik des menschlichen Denkens und eine Darlegung der Quellen des Irrthums war damit nothwendig geworden, und diese negative Anwendung der Dialektik bringt der Ketter Socrates, nachdem in den Sophisten aus der Unmöglichkeit, einen Grund der Gewisheit zu legen, skeptische Gleichgültigkeit erwachsen war. Die letzteren sind ein natürliches Produkt der Ansichten ihrer Zeit, von Plato oft mehr karikirt als geschildert. Man protestirt gegen die Möglichkeit metaphysischer Wissenschaft, weil sie „nirgends hinführt.“ Aber mit Socrates nimmt die Philosophie auf neuem Wege und durch neue Entwicklung der alten Methode ihre Herrschaft wieder auf. Er, „der erklärte Examiner“ aller als Weise Gepriesenen, führt Gespräche mit keinem andern Zweck, als — Irrthümer aufzudecken; seine einzige positive Wahrheit ist, „daß der Mensch unwissend ist, — und sich für weise hält.“ Aristoteles sagt von ihm: „von zweierlei muß Socrates mit Recht als der Urheber angesehen werden, von dem induktiven Verfahren und von abstracten Definitionen.“ In der That, hiedurch hat Socrates seine Revolution hervorgebracht, das ist die neue Entwicklung, die in ihm anhebt. — Der Gegensatz der scharf bestimmenden Dialektik zur Rhetorik, das ist sein Gegensatz zu den Sophisten. Ueberredung oder Erörterung, Hinnahe und Gebrauch der vorhandenen Ueberzeugungen, als sei doch eben die Wahrheit nicht erreichbar, oder In-Frage-Ziehen von allem Alten, „Feststehenben,“ damit der gereinigte Geist durch in sich zusammenhängende, klar erkannte, objektive Begriffe (z. B. was Gerechtigkeit sei, was Frömmigkeit) wirklich das Eine, Allumfassende in dem Vielen erkenne — das war der brennende Gegensatz beider.

Freilich hat Socrates darin Unrecht, daß er Gerechtigkeit u. s. für etwas objektiv Existirendes nimmt, während diese Begriffe als Be-

griffe doch nur subjektive Schöpfungen des Geistes sind.

S. nun hat auch zuerst aus dem Chaos der Kosmologie die Ethik als selbständige, ja gar als einzig mögliche Wissenschaft losgelöst. Seine Philosophie war Ausführung der Inschrift: „Erkenne dich selbst!“ In den menschlichen Bewußtseinsthatsachen fand er die Gewißheit, die sonst nirgends zu finden war. „Etwas zu erforschen, was ihn selbst nichts angeht, während er noch unwissend über sich selbst ist,“ findet er äußerst lächerlich (Phaedon S. 8). Freilich scheint er an dieser Schwäche doch im Anfang irgendwie theilgenommen zu haben, sonst würde Aristophanes ihn, den Allbekannten, nicht als Lustwandler haben verspotten können. — Was seinen Dämon oder richtig „das Dämonische“ angeht, das in den entscheidenden Augenblicken seines Lebens warnend, zurückhaltend ihm zusprach, so weist Leves darauf hin, daß Socrates als tief religiöse und zugleich melancholische Natur in Augenblicken ungewöhnlicher Erhebung diese für eine göttliche Erscheinung werde genommen haben.

Nachdem L. nun die Entwicklung der sokratischen Ethik bei den Megarikern, Cyrenaiern, Cynikern (diese letzteren namentlich schildert er sehr freisinnig und gerecht) in Kurzem verfolgt hat, geht er zu Plato über, indem die Philosophie zu ihren höchsten Aufgaben wiederhergestellt und der Versuch gemacht wird, Socrates verneinende Dialektik mit einer positiven Lösung der Haupt-Probleme weiter zu führen. Seine Methode spricht er im Phaedon offen also aus: „Ich stellte eine allgemeine Hypothese auf, welche ich für die beste hielt, und nahm als Wahrheit an Alles, was mit ihr stimmte.“ Es ist also im Princip die subjektive Methode, durch abstracte, sogenannte „ewige“ Begriffe die alle Dinge beherrschende Wahrheit zu finden. Plato nun klassificirt die Begriffe, theilt die Gattung in Arten und Unterarten, führt die „Definitionskunst“ des Socrates zur ausgebildeten Logik weiter. Sie heißt ihm „Dialektik“ und begreift die höchsten Erkenntnisse, denen Wahrheit ausschließlich angehört (S. 354). Erst indem der Geist bei dem ersten Princip von Allem ankommt, und von hier aus nun das ergreift, was sich an dieses erste Princip anschließt, mit einfacher Anwendung abstracter, bildloser Formen — erst so hat der Geist die reine, intellektuelle Wahrheit erkannt. Denn die vorübergehenden Erscheinungen sind ja bloße Abbilder des wahren Seins; das Unveränderliche und Nothwendige, als der Kern der Dinge, ist die Idee. — In der Lehre von diesem selbständigen Dasein der Ideen geht Plato über Socrates hinaus. Und wie er in den allgemeinen Begriffen nun

den Grund der Gewißheit gefunden, weil in den Ideen das Maas der Existenzen liegt, so hat er damit positiv und affirmativ die Probleme des Seins zu lösen gesucht; freilich ruht das alles doch auf schwankendem Grunde.

Ihm zur Seite tritt der Stagirite; dem nach Hegel „die meisten philosophischen Wissenschaften ihren Ursprung und ihre Unterscheidung verdanken“ (Gesch. der Philos. II, 298), der durch die induktive Richtung seines Geistes, in allen Fächern erst die Thatsachen zu sammeln und dann zu urtheilen, wie auch durch seine univervelle Gelehrsamkeit über Plato hervorragt.

In ihm, „der alle Speculationen seiner Vorgänger aufnahm und in ein klareres Licht stellte,“ müssen wir die Morgendämmerung zugleich der objektiven Methode begrüßen, die auf Erfahrung, auf Induktion gegründet ist. Im Gegensatz zu Plato, der die Sicherheit der Sinne leugnete und intellektuelle Anschauungen zum Grunde aller wahren Erkenntniß machte, suchte Aristoteles seine Basis in sinnlicher Wahrnehmung.“ Er nahm den Ausgang vom Einzelnen zum Allgemeinen; denn „ohne Sinnlichkeit ist der Gedanke unmöglich.“ Nicht die Sinne täuschen, sondern wir legen ihr Zeugniß nur falsch aus. Ideen sind aber die abstrakten Beziehungen der Objecte und darum ein Späteres, ein Unselbständiges. In den Thatsachen muß man sie aufsuchen und an ihnen sie kontrolliren.

Nun aber gilt es doch, um die einzelne Erscheinung zu verstehen, sie auf ihre Ursache zurückzuführen; diese Ursache wird offenbar durch das Allgemeine. Und so ist der Schluß das wahre wissenschaftliche Werkzeug; er zeigt, vom Allgemeinen zum Besonderen gehend, die Nothwendigkeit der Sache. In seinem „Organon“ hat Aristoteles die Gesetze der Gedankenverbindung, wenn auch noch nicht systematisch, ausgesprochen. Jedoch ist es ein Grundfehler nach L., wenn er die Definition, welche nur über den Sprachgebrauch, über die Anwendung und den Sinn eines Ausdrucks unterrichten soll, als Werkzeug der Untersuchung der Sache betrachtet. Auch in der Metaphysik wirft Leves ihm vor (S. 436), daß er, unter der Herrschaft der metaphysischen Täuschung, trotz Anerkennung der Wichtigkeit der Thatsachen eine bessere Erklärung der Erscheinungen aus den Ideen, als aus ihnen selbst glaubt schöpfen zu können.

Ar. betrachtete bekanntlich die vier obersten Principien oder Ursachen, aus denen man das Einzelne dann herleiten könne: „das Wesen oder die charakteristische Form, die materielle Grundlage, die bewegende, Veränderungen wirkende, und die End-Ursache. Die letzter

das Gute eines jeden, ist der letzte Zweck und Grund." Das alles, sagt Lewes, soll äußere Wirklichkeit vorstellen und erklären, und ist doch nirgends nachzuweisen, zu verificiren: „Die Wissenschaft lehnt die Kenntniß solcher Absichten des Schöpfers bescheiden (?) ab; sie sucht Thatsachen in Zusammenhang zu bringen.“ Ob freilich mit dieser Bescheidenheit auch in den Geisteswissenschaften auszukommen, und ob nicht damit ein berechtigter Trieb unseres Geistes unberechtigt zum Schweigen gebracht ist, wäre eine andere Frage. Für die Wissenschaft der Natur mag Lewes im Ganzen Recht haben.

Oberste Principien und Ursachen, wie Aristoteles sie meinte, sind hier nicht Object der Forschung. Gegen die Fanatiker des „Naturgesetzes“ aber gilt seine Aeußerung (S. 431): „Gesetze selbst in ihrer größten Tragweite sind nur Ausdrücke von Erscheinungen und bloß relativ, sie enthüllen keine absoluten Ursachen.“

Rehren wir zum Ergebnis der Aristotelischen Arbeiten zurück, so war es dies: „er brachte die Philosophie wieder in die Lage, aus der Sokrates sie gerissen hatte; er öffnete der Spekulation wieder die Pforten“ (S. 459). In der Systematisirung aber der Sokratischen Methode bahnt er den Weg für eine neue Epoche: die des nicht mehr hilflosen sondern methodischen und dogmatischen Skepticismus. Pyrrho ist sein Träger; und seine Feste ist uneinnehmbar: es giebt keinen Prüfstein der Wahrheit. Warum sollen die Erscheinungen wahr sein, die doch Verschiedenen — und uns selbst zu verschiedenen Zeiten verschieden erscheinen? — Wenn wir noch 3 Sinne hätten, würde ein Ding, ein Apfel z. B. 8 statt 5 Seiten der Wahrnehmung bieten. — Und diese Verschiedenheiten der Eindrücke, zeigen selbst bei Gleichorganisirten, daß die Eigenschaften der Dinge von der Sinnesenergie abhängen. Auch die Vernunft, wer bürgt, daß sie richtig unterscheide und nie irre? So untergräbt die mildeidlose Hand des Sceptikers das Riesengebäude der Spekulation. —

Zu dieser skeptischen Richtung gehören die Epikuräer und Stoiker und Neu-Platoniker nicht minder. Alle Weisheit der antiken Welt war gegen diese zweite Krise ohnmächtig. „Der Glaube an philosophische Wahrheit war erloschen“ (S. 497). Aber der ethische Zug des Sokrates war lebendig geblieben; der gesunde Menschenverstand war als moralisches Princip noch wirksam genug. Der Geist der Erkenntniß freilich, der mit der Frage eines Kindes begonnen, endete jetzt nach jahrhundertlangem Ringen mit dem hoffnungsleeren Zweifel des Greises. Die Vernunft konnte gegen diesen Angriff nur im Glauben eine Zuflucht

finden; so erhebt sich in der 9. Epoche eine religiöse Philosophie, die Alexandrinische Schule, der Neuplatonismus. Von ihm und seinem Antagonismus zum Christenthum handelt der Schluß des ersten Bandes. Wir hoffen, dem geehrten Leser von dem ebenso sorgfältig basirten wie interessant und frisch geschriebenen Werke durch unsere dürftige Inhalts-Angabe doch eine Vorstellung gegeben zu haben und sind auf den 2. Band gespannt. L. Weber.

Bedt, Dr. J. L., ordentl. Prof. der Theol. in Tübingen. **Umriss der biblischen Seelenlehre.** Ein Versuch. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. XIV und 152 S. Stuttgart. J. F. Steinkopf. 22 Sgr.

Die erste Auflage dieses Büchleins erschien 1843, die zweite 1862. Schon im Vorworte zu der letzteren, welche immerhin mit einigem Rechte als „vermehrte und verbesserte“ bezeichnet zu werden verdiente, mußte der Verf. sich wegen fast gänzlicher Nichtberücksichtigung der verschiedenen „seit der 1. Aufl. erschienenen umfangreicheren Darstellungen der biblischen Seelenlehre und schätzenswerthen Beiträge dazu“ bei seinen Lesern entschuldigen. Für ein Vorwort zur gegenwärtigen neuen Aufl., falls der Verf. eins beizugeben für gut befunden hatte, würde eine solche Entschuldigung in noch höherem Grade am Orte gewesen sein; denn Nichts aus dem Bereiche der während des letzten Decenniums an's Licht getretenen biblisch-psychologischen Literatur hat darin Berücksichtigung oder gar eingehendere Verwerthung gefunden (auch nicht die 2. Aufl. der Delisch'schen bibl. Psychologie, erschienen 1862), und die knappe, umriß- oder vielmehr schattenrißartige Anlage des Ganzen mit der aus mehr als Einem Grunde ungenügenden und ansehbaren Vertheilung des Stoffes unter die 3 Kapitel: „Seele, Geist und Herz“, also mit jener grundsätzlichen Ausschließung des biblisch-anthropologischen Materials, welche auf heutigem Stande der Wissenschaft ungewisselhaft als ein empfindlicher Mangel zu beklagen ist, — dieß alles ist genau ebenso wie in den beiden früheren Ausgaben verblieben; ja im Verhältniß zur zweiten hat Ref. überhaupt keinerlei „Vermehrungen“ noch „Verbesserungen“ wahrzunehmen vermocht. — Daß das Büchlein trotzdem zahlreiche Käufer und Leser finden wird, bezweifeln wir durchaus nicht. Ob aber das Bedürfniß, dem es sonach „bei Manchem immer noch entgegenkommt“, wirklich ein wesentliches und in der Sache begründetes sei, dieß will uns fast mehr als zweifelhaft bedünken. Denn im Grunde ist es doch nur der

während der letzten 10 Jahre abermals an Ansehen, Einfluß und Zahl seiner Verehrer gewachsene Name des Autors, der dem Büchlein in dieser neuen Gestalt seinen Leserkreis verschaffen wird, nicht irgendwelches innere Gewachsen- und Erstarrtsein des Werkes selber, das unsres Erachtens einen durch das von Delitzsch Geleistete ein für allemal überwundenen Standpunkt in der Bearbeitung der betr. Disciplin bezeichnet.

Geschichte.

Barmann, Rudolf, Lic. th. Inspector des evangel. Stiftes und Privatdocent an der Universität zu Bonn. **Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII.** Erster und zweiter Theil. gr. 8. Elberfeld 1868—69. R. L. Friederichs. 4 Thlr.

Der am 2. Juli 1869, demselben Tage, an welchem ihm die theologische Facultät der Universität Göttingen das Ehren Diplom eines Doctors der Theologie zuerkannte, in Bonn verstorbene Licentiat Rudolf Barmann (geb. 1832 zu Stendal), beabsichtigt in dem vorstehenden Werke die „Politik der Bischöfe Roms in einem theilweise so dunkeln, theilweise durch emsige Forschung glänzend beleuchteten Zeitraum, vom ersten Gregor an, der am Eingang des Mittelalters steht, bis zu dem siebenten Träger des Namens, der in seinem Fallen noch den Sieg seiner schöpferisch wirksamen Gedanken für Jahrhunderte in weitem Umkreis entschied, Schritt vor Schritt zu verfolgen und in einer Reihe historischer Bilder mit aller möglichen Treue und Unparteilichkeit zu zeichnen.“ Mit außerordentlichem Fleiße hat der Verfasser ein sehr vollständiges Material für seine Darstellung zusammen getragen. Diese gründet er durchgängig auf die Quellen selbst, er hat die Acten, Concilien, Briefe der Päpste und Schriften der Zeitgenossen nicht nur sorgfältig durchforscht, sondern auch selbstständig benutzt. Die spätern auf den Quellen beruhenden Forschungen aus der neuesten Zeit hat er ebenso wie die guten Leistungen englischer, französischer und italienischer Forscher auf diesem Gebiete berücksichtigt. Vertraut mit dem Detail, wie es nur ein Forscher sein kann, welcher seit Jahren seine ganze Kraft einem engbegrenzten Gebiete mit Hingebung gewidmet, verliert Barmann doch nie die allgemeinen Gesichtspunkte aus dem Auge. Den unscheinbarsten Einzelheiten weiß er durch Beziehung auf die allgemeinen Verhältnisse eine historische Bedeutung abzugewin-

nen. Der Standpunkt, von dem der Verfasser die Ereignisse in dem bezeichneten Zeitabschnitt betrachtet, ist der gläubig protestantische. Personen und Begebenheiten werden natürlich nach den Grund-Anschauungen der evangelischen Kirche beurtheilt und gewürdigt. Der Verfasser glaubt (S. 1) sich kaum gegen den Vorwurf verwahren zu dürfen, als ob der protestantische Standpunkt unfähig sei, dem innersten Getriebe der römischen Kirche, ihrem heiligen, ökumenisch angelegten Wesen bis auf den Grund zu sehen, noch gegen den andern Vorwurf, als sei mit der Bezeichnung des römischen Regiments als einer Politik unmittelbar den Päpsten ein Makel angehängt. „Dieser Begriff wird in dem Sinne verstanden, daß auch für die Leitung der Gemeinden ein *χάρισμα κυβερνήσεως*, eine Regierungskunst, als nicht eben unwesentliches Moment für den Bau der Kirche als realen Rechtsinstituts anzuerkennen ist: und an solchem staatsmännischen Sinne und staatsmännischen Walten hat es der Kirche nie und nimmer gefehlt.“ (S. 3.) Freilich muß zugestanden werden, daß bei neueren bedeutenden Darstellungen der alten und mittelalterlichen Kirchengeschichte auf protestantischer Seite der gewählte Standpunkt die historische Treue und Objectivität beeinträchtigt hat. Die Geschichtsauffassung unseres Verfassers, welcher namentlich bei Darstellung der großen Wendepunkte der Entwicklung das gebührende Recht einräumt wird, ist gemäß seinem kirchlichen Standpunkte auch eine durchaus conservative; „ohne das segnende Gängelband der Kirche hätte die Weltgeschichte ganz andere, schwerlich heilvollere, Bahnen eingeschlagen. Ihre Pädagogie ist die Festhaltung der unveräußerlichen sittlichen Grundsätze, die Stärkung der anfangs hin und her schwankenden Staatsbildungen, die aus dem Verfall der römischen Weltmonarchie auftauchten, zum großen Theil zu danken.“ (S. 5.) „Von dem geheimnißvollen Herübergreifen der göttlichen Mächte in die Dinge dieser Welt ist herzuleiten, wenn in einzelnen bedeutungsvollen, dem Gedächtniß der Völker unvergeßlich eingepägten Stunden Principien, gleichsam mit Händen zu greifen, aus der wunderbaren Verflechtung des Einzelnebens mit den Geschehnissen ganzer Nationen plötzlich als vollendete Thatfachen gewappnet und gerüstet an's Licht treten.“ „Aber dem historischen Prozesse ist wieder so viel Menschliches beigemischt, daß der plötzliche Anbruch einer neuen Welt seit langer Zeit vorbereitet, ja mit kluger Absicht geplant und herbeigeführt zu sein scheint.“ „Vermöge dieser Grundanschauung hat der protestantische Verfasser manche Ereignisse des früheren Mittel-

alters milder beurtheilt, als sonst einzelne katholische Geschichtsschreiber.“

Das ganze Werk umfaßt in zwei Theilen drei Bücher. Nach einer Einleitung über die vorconstantinische Zeit bis zum Papst Pelagius II. faßt der Verfasser das Ergebniß der dargelegten Entwicklung dahin zusammen, daß die römische Kirche mitten unter den nach eigenem Gesetz sich entfaltenden Nationalitäten mit ihnen zusammen stand, aber auch gegen sie wirkend, wenn es die Umstände geboten, wie wenn auch sie eine Weltmacht zu sein hätte. (S. 42.) Das erste Buch handelt von Gregor I. bis auf Gregor II. (590—715). Die große weltumfassende Thätigkeit Gregor des Großen, des ersten Mönchspapstes, hat Barmann meistens treffend geschildert und im Ganzen richtig beurtheilt. Gregor I. verdient mit Recht den Namen des Großen, denn für das Kirchenregiment und die Dogmatik, für Seelsorge und Cultus faßte er den Ertrag der letzten Jahrhunderte in der lateinischen Kirche zusammen und schrieb der Folgezeit die Normen vor, die ziemlich unerrückt dieselben geblieben sind (S. 46). Er hat sich mit Kraft und Energie in den politischen Wirren Italiens benommen, dem Cäsareopapismus des byzantinischen Kaisers nach Möglichkeit gewehrt, feste Fäden nach dem Reich der Franken und nach England hinüber angelegt, als Anfang für ein feines Gewebe der großen Politik (S. 47). Was in allen Verhältnissen den Ausschlag zu Gunsten Gregor's gab, war die Consequenz seiner Seele, mit der er die irdischen Dinge an sich vorüber strömen ließ (S. 100). Großes hat er für das sittliche Leben der Mönche und den ganzen Clerus geplant und geleistet. (S. 101.) Am lebendigsten unter allen Werken Gregor's vergegenwärtigt doch immer sein großartiger Briefwechsel das innerste Leben und Streben seines Herrschergeistes, seine angespannte Willenskraft, mit der er das Nahe und das Entfernte zusammenschloß und seinen Zwecken dienstbar machte (S. 142). Ungerechtfertigt scheint uns aber der S. 48 erhobene Vorwurf „seiner Diplomatie und Unwahrheit den Fürsten gegenüber, Trotz gegen den Kaiser Mauritius, Schmeichelei gegen einen Phocas und einer Brunhilde Schwärmerei und Aberglaube, Ehrgeiz und Anmaßung.“ „Allerdings bleibt auffallend, daß Gregor dem Kronräuber und Mörder Phocas, den die Geschichtsschreiber mit seltener Einstimmigkeit als ein entsetzliches Scheusal, als einen elenden Wüthherd gebrandmarkt haben, zur Thronbesteigung Glück wünschte“ (S. 136), allein während Gregor's Leben hatte Phocas seine wahre Natur noch keineswegs gezeigt. Wegen der Schmeicheleien

an Brunhilde hat schon Gfrörer (Geschichte der christlichen Kirche II. S. 1064) bemerkt, daß nicht allgemeiner Gebrauch und allgemeine Menschenpflicht wäre, den Mächtigen der Erde die Wahrheit frisch in's Gesicht zu sagen; wie alle Welt wisse, geschehe stets überall das Gegentheil: „Wer von Königen verlangt, was Recht ist, muß ihre Großmuth bewundern, ihre Gnade anrufen, sonst verfehlt er sein Ziel.“ „Die Behauptung S. 46, Gregor sei in Auffassung der Gnadenlehre ein Gegner der absoluten Prädestination des Augustin gewesen, und daß aus der semipelagianischen Anschauung allmählich die ganze mittelalterliche Hierarchie mit ihrem Anspruch auf alleinige Heilsmittel, das Mönchtum, die lateinische Liturgie, die Katholicität des römischen Primates in kräftigem Wachsthum sich heraus entwickelt habe“, ist nicht ganz richtig. (Vgl. Hettinger, Apologie des Christenthums II., 3 S. 265. Freiburg i. B. 1869). Der Verfasser konnte übrigens die S. 242 Anm. 2 citirte Hegel's Geschichte der Städteverfassung von Italien schon hier S. 155 allegiren, da Hegel aus Gregor's eigenen Briefen dessen Gedanken und Bestrebungen vor Augen gelegt hat und ihm deshalb den Beinamen des Großen gegeben hat, „weil er, gleich einem feindlichen Eroberer, die geistliche Oberherrschaft der römischen Kirche theils wieder herstellte, theils erweiterte und für die Zukunft begründete, und deshalb, weil er ihr zuerst den Weg gewiesen hat, auf welchem sie nicht nur eine ganz unabhängige Stellung als politische Macht, sondern selbst die Leitung der Weltangelegenheiten erstreben durfte.“ Gregor's Person und Werk steht als bedeutsame Weissagung nicht für die nächste, sondern für eine ferne Zukunft am Eingange der mittelalterlichen Kirchengeschichte. Der Verfasser schildert die Kirchenpolitik seiner Nachfolger bis auf Constantin, nachdem gleich die römische Politik entschieden Front in der feindseligen Weise macht (S. 192).

Das zweite Buch behandelt die päpstliche Politik zur Zeit des Widerstreites und der carolingischen Herrschaft. Unter dem Pontificat Gregor's II. wird der Bestrebungen gedacht, die bis dahin nur sporadisch der Autorität Roms unterworfenen germanischen Lande in ein festes amtlich geordnetes Abhängigkeitsverhältniß zu bringen. Die Darstellung über die Bonifatius'schen Briefe und Synoden wird durch Benützung der Untersuchung von Jaffé's Forschungen zur deutschen Geschichte X. (Göttingen 1870 S. 397—426) eine Erweiterung bezüglich Berichtigung erfahren müssen. Ohne Eingenommenheit erzählt der Verfasser die Entthronung der Merowinger und beurtheilt

die Wahl wie Salbung Pipin's mit dem richtigen Verständniß der damals maßgebenden Factoren. „Pipin wollte seinem Geschlechte auch in der äußeren Form dasjenige Amt erwerben, das thatächlich seit einem Jahrhundert von denselben geführt war. Pipin handelte nicht aus Ehrgeiz, noch im plötzlichen Einfall. Er bedurfte Antwort auf eine Gewissensfrage. Der Papst Zacharias war der Mann, die Wege der Vorsehung zu erforschen und zu deuten. (S. 232.) Dagegen er hat über den Umfang der Schenkung, welche Carl der Große der römischen Kirche gemacht hat, allerdings die verschiedenen sich mehrfach widersprechenden Ansichten aufgeführt, aber selbst „alles ungewiß gelassen“, wie auch in dem neueren bekannten Werke „Der Papst und das Concil von Janus. Leipzig 1869 (S. 148)“ getadelt wird. Die Ansicht schwankt nach dem Verfasser noch heute (S. 264), ob Carl's des Großen kriegerische Kraft oder der Glanz seiner Weisheit, die Erfahrung in allen edlen Künsten des Friedens höheres Staunen verdienen.“ Das Urtheil über die pseudoisidorischen Decretalen ist maßvoll. „Will man einen einzigen Zweck dieser Fälschung suchen, so darf er nicht allzu eng gefaßt werden: es handelte sich um eine Reform der fränkischen Kirche, um den Schutz der Bischöfe vor den Uebergriffen des weltlichen Armes, um ein sehr zusammengefügtes Beweisverfahren, wenn ein Bischof mal angeklagt würde: die so oft lezt hin vom politischen Parteitreiben zerfressenen Synoden der Provinzen sollten stets durch den Papst berufen sein, der Verklagte sollte das Recht haben, noch während des Prozesses an das Forum des Primas oder des Papstes die Sache zu bringen, ohne daß ein Spruch gefällt würde. Das ist die großartige Verfälschung, die folgenreichste für die Entwicklung der Weltgeschichte, die es je gegeben hat.“ (S. 358.) Dies Resultat stimmt mit den Untersuchungen überein, welche neuerdings Hinschius in der Ausgabe der Decretalen niedergelegt hat. Pseudo-Isidor hat bekanntlich den in unseren Tagen erneuerten Gedanken einer Unfehlbarkeit des Papstes bereits dahin formulirt: die römische Kirche bleibt bis zum Ende von jedem Mafel des Irrthums unberührt. Als weitere Fälschung erwähnt der Verfasser am Schluß die Fabel von der Päpstin Johanna; zu der angeführten Literatur (S. 360) bemerken wir, daß auch ein katholischer Priester, Dr. Wilhelm Smets („Kurze Geschichte der Päpste. 6. Auflage. Köln 1835“, das Märchen von der Päpstin Johanna (S. 259—285) nach Ursprung und Veranlassung behandelt hat.

Das dritte Buch im zweiten Theile führt

die Geschichte von Nikolaus I. bis Gregor VII. (858—1058) weiter. Die drei Päpste, Nikolaus I., „einer der kühnsten und klügsten Priester, die je die Welt gesehen, ein Mann des Geistes Gottes voll, ein tapferer Streiter Christi, edel und bedeutend“ (II. 2), — Hadrian II., „scheinbar maßvoll und versöhnend, wenn man ihn mit der Leidenschaftlichkeit seines Vorgängers in Vergleich stellt, aber im Grunde genommen doch voll Schwäche und doppelgängiger Intrigue, ohne die Festigkeit des Nikolaus, meist nur die Früchte aus dessen Ernte einheimend, und an zahlreichen Punkten auf das empfindlichste in seine Schranken zurückgewiesen (S. 28) — und Johann VIII., „ein echter verschmitzter Diplomat, je nach dem Augenblick seine weltumspannenden Pläne und Forderungen gestalten, auch beim Aufgeben eines Postens noch den Schein des Vorwärtsbringens bewahrend, und eben deshalb in fast schimpflichem Lichte erscheinend“ (S. 38) — sind treffend und vortrefflich geschildert. In Erzählung der Erniedrigung des Papstthums bis zum Eingreifen Otto's I. (883—955, S. 58—99) folgt Weymann vorzugsweise den Berichten der gelehrten Bischöfe Rather von Verona und Ludprand von Cremona. Da man sich, wie bereits Wattenbach bemerkt hat, auf ersteren nirgends verlassen darf, so erscheint auch die Auffassung der Zeitverhältnisse trüber, als diese in Wirklichkeit war. Bei Schilderung des Papstes Sergius III. (S. 77—81) ist unbeachtet geblieben, daß eine geachtete Autorität der katholischen Kirche (Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik I. Tübingen 1864. S. 241) diesen Papst gegen die Verleumdungen in Schutz genommen hat. Den Höhepunkt des Zerfalls erreichte das Papstthum unter dem Einflusse des sächsischen Kaiserhauses. Unter Papst Johann XII. hatte „die tiefe Verweltlichung der Kirche und des Papstthums diesen gewaltigen Umschwung mit sich gebracht, daß als Träger der reinen christlichen Idee wieder, wie in Carl's des Großen Tagen, der Kaiser dastand; ja, noch weiter als der Frankenkönig ging der Sachse, als ob er das Urrecht der Gemeinde, sich das geistliche Oberhaupt selbst zu setzen, wieder in ein helles Licht stellen wollte.“ Nach der Auffassung unseres Verfassers soll Kaiser Otto I. bei der Eidesleistung dem Papste nicht persönlich, sondern durch den Mund königlicher Boten geschworen haben, „weil es nicht Brauch war, daß Fürsten selbst in eigener Person den Eid ablegten.“ (S. 106.) Dieser Grund ist irrig. Das Zeitalter Hildebrand's (1024—73, S. 186—322) giebt Veranlassung, die Bedeutung des Kaisers Heinrich III., eingehend hervorzuheben,

welcher „wie für Wissenschaft und Bildung, so auch für den inneren Ausbau der Kirche und eine straffere Disciplin alle Kräfte angespannt wissen wollte, dessen sich auch bewußt war“ (S. 194.), um „der höchsten Immoralität einen Damm entgegen zu setzen und die Pfade zu einer besseren Zukunft zu ebenen.“ (S. 203.) Ueber das viel besprochene Decret des Papstes Nicolaus II. wegen der Papstwahl, dessen ursprünglicher Text S. 279 ff. behandelt wird, kann jetzt noch die Abhandlung von Wais, Forschungen zur deutschen Geschichte X. Göttingen 1870, S. 614—620, eingesehen werden. Die weltgeschichtliche Bedeutung Gregor's VII. (1073—1085) hat Bazmann S. 322—443 im Geiste der Zeit scharf und richtig gezeichnet; da auf das große Bild auch die nicht zu vermeidenden Schatten fallen, so wird die Charakteristik wahrscheinlich als einseitig bezeichnet werden, obgleich Gregor VII. als ein Heros unter den Päpsten bezeichnet ist; „das Ideal, das ihm vor Augen stand, hatte schon die frühen Geister Gregor I., Nicolaus I. gelockt: Unabhängigkeit der obersten kirchlichen Gewalt von allen anderen Potenzen in der Welt, seien dieselben kirchlicher oder staatlicher Natur, ja nicht bloß Unabhängigkeit, als sollten die Sphären schieblich friedlich neben einander ruhen, sondern das Papstthum sollte die Angel der Welt sein, um die sich Alles drehte, der bewegende, lebendige Mittelpunkt, von dessen Kraft und Glanz alle anderen Mächte dieser Erde nur die Radien und Ausflüsse bilden. Man kann seine Bedeutung nicht kürzer und schlagender bezeichnen, als der Erzbischof Ramoald von Salerno gethan hat; er war der erste, der die Regierung des Landes wie ein König an sich nahm; und man erkennt den noch näherstehenden Zeitgenossen, unter dem das römische Gemeinwesen und die ganze Kirche Gefahr liefen, durch neue schismatische Irrthümer zerrüttet zu werden.“ (S. 323.) Aber in dem pfäffischen Wesen, das unter dem Scheine des Heiligen, angeblich voll Antipathie gegen alles Irdische, dennoch das Weltliche sucht und der Selbstsucht dient, ist Hildebrand ein getreuer Spiegel Gregor's I. Namentlich zu Anfang seines Pontificats, als er noch in voller Action war und den Sturm seiner Colonnen anführte, tritt jener häßliche Zug hervor, den Gegnern die Blößen abzulauern, nur zu suchen, was dem Augenblick fröhnt und nützt und nichts, was vorläufig außer dem Bereich des Möglichen liegt, anzurühren, geboten es auch die eigenen Principien oder selbst die höchsten Principien aller Sittlichkeit und Frömmigkeit.“ (S. 327.) Der Verfasser controlirt durch den vorhandenen Urkundenschatz die Partheistellung der Be-

richterstatter aus der Mit- und Nachwelt über Gregor VII. (S. 330—344); wir glauben den Ueberblick als vollständig bezeichnen zu dürfen. In der gelungenen Darstellung des gigantischen Ringens, das zur Zeit des Pontificats Gregor's unter den deutschen und italienischen Geistern stattfand, unterscheidet Bazmann fünf große Acte dieses Drama's „so kunstvoll geordnet von dem die Weltgeschichte dachtenden Geiste, wie nur je ein menschlicher Dichter im Gebiete des Wortes versuchte.“ (S. 344.) Die Erhebung Gregor's VII., welcher das Wahl- edict des Nicolaus als nicht vorhanden betrachtete, soll ohne jegliche Mitwirkung des Königs erfolgt sein. (S. 346.) Der Ansicht ist aber entgegen zu halten, daß, wenn die in Deutschland bekannten Vorschriften des Wahl- decret's vom Jahre 1059 von Gregor nicht beachtet worden wären, aller Wahrscheinlichkeit nach in jener Zeit der großen Erbitterung auf sie eine Berufung geschehen wäre. Da aber weder von dem Könige, noch von den Bischöfen opponirt wurde, so darf man folgern, daß bei Erhebung Hildebrand's von Saona zum Papst die bestehenden Bestimmungen befolgt worden sind. Wegen der Buße in Canossa im Jahre 1077 wird dem Papst Mangel an Aufrichtigkeit und Hinterlist vorgeworfen (S. 399 ff.); es wird aber wohl auf beiden Seiten gefehlt sein. Bei der Wahl Rudolf's von Rheinfelden zum Gegenkönig soll Gregor mitgewirkt haben, während dieser doch sehr bestimmt das Gegentheil behauptet. Den Schluß des Werkes bildet eine Darstellung der gregorianischen Auffassung über das Verhältniß von Kirche und Staat. „Fast bei einander lagen in der Seele Gregor's VII. die überspannteste Idee von der Kirche und dem Papstthum, der niedrigste Begriff von dem Staat und der fürstlichen Gewalt; er hat auch bereits die jetzt so oft wiederholte Maxime ausgesprochen: die römische Kirche hat nie geirrt und wird in Ewigkeit nicht irren nach dem Zeugniß der Schrift (S. 433). — Ein sehr sorgfältig gearbeitetes Register über beide Theile ist beigegeben. Der Verfasser hat eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Päpste würdig ausgefüllt, deren Politik während der beschriebenen Zeit sich um die beiden Brennpunkte bewegte, ebensowohl in Italien als eine mit weltlicher Hoheit bekleidete Macht festen Fuß zu fassen, als auch in der ganzen christlichen Welt das höchste geistliche Amt zu verwalten. Rdlff.

Breger, Wilhelm. Albrecht von Oesterreich und Adolf von Nassau. 2. Aufl. Leipzig 1869. Dörffling u. Franke. 7 1/2 Sgr.

Unzweifelhaft ist die Erhebung Albrecht's von Oesterreich gegen den zum König gewählten Adolf von Nassau noch nicht in der Grünlichkeit historisch untersucht, welche die politische Bedeutung dieses Ereignisses fordert. Das Quellen-Material war, so lange man sich auf die Chroniken der Zeitgenossen beschränkt, ungenügend und trug deutliche Beweise an sich, daß die Verfasser dieser Zeitberichte in die inneren Motive jenes reichsgerichtlichen Vorganges nicht eingeweiht waren, und Widersprüche und Unklarheiten waren deshalb nicht zu verwundern. Preger greift darum auf die jenen Ereignissen angehörenden Urkunden selbst zurück und untersucht die darin dokumentirten Vorgänge in ihren wechselseitigen Beziehungen. Die mit richtigem historisch-politischen Tacte durchgeführte Arbeit enthüllt denn auch in der That den ursächlichen Gedanken der gewaltsamen Erhebung Albrecht's gegen den König Adolf und die Umstände, welche auf seine Entwicklung einwirkten. Wir können dieses Schriftchen nur als einen sehr schätzenswerthen Beitrag zu der inneren deutschen Geschichte bezeichnen. Wenn die mehr als hundertjährige Geschichte der deutschen Frage interessiert, der wird auch dieser historisch-kritischen Untersuchung gern mit Aufmerksamkeit sich zuwenden. Es ist eben das Ringen des Hauses Habsburg, sich in dem Besitze der deutschen Königskrone zu erhalten und die Macht des eigenen Hauses zu erweitern, welches auch diesen Theil der deutschen Geschichte füllt. Der 1806 abgelaufene Faden des deutschen Kaiserthums der Habsburger ward am Ende des 13. Jahrhunderts von dem Sohne Rudolf's angeknüpft.

Petong, Richard. Ueber publicistische Literatur beim Beginn der Nymweger Friedensverhandlungen. Berlin, 1870. Fr. Kortkamp. 16 Sgr.

Die weitgreifende Bedeutung dieser Friedensverhandlungen, an welchen sich fast das ganze Europa theilnahmte, weil der Ehrgeiz der französischen Politik Ludwig's XIV. fast ganz Europa in Krieg und Feindschaft gestürzt hatte, erklärt den regen Eifer der damaligen Publicisten, sich an der Lösung der dort zum Austrag zu bringenden politischen und staatsrechtlichen Fragen zu betheiligen, und in der That entstand eine zahlreiche und bedeutsame publicistische Literatur beim Beginn der Nymweger Friedensverhandlungen, deren Kenntniß nicht nur für das Studium der allgemeinen äußeren Geschichte der europäischen Staaten, sondern auch für die innere staatsrechtliche Gestaltung Deutschlands von großer Bedeutung

ist. Der uns vorliegende, zugleich kritisch referirende Nachweis dieser publicistischen Literatur ist deshalb als ein schätzenswerther Beitrag zu der Geschichte der völker- und staatsrechtlichen Literatur zu begrüßen. Der etwas unbestimmt gehaltene Titel läßt vermuthen, daß der Verf. selbst nicht ganz sicher war, ob er die gesammte Nymweger Friedens-Literatur erwähne, und allerdings kann dieses kaum erwartet werden, da noch manches Material in den Archiven, namentlich in denen der ehemaligen Reichsstände verborgen ist, aber auch das bereits eröffnete Licht noch nicht allgemeiner zugänglich sein wird. Nur das wäre wohl zu erwarten gewesen, daß der hoch patriotischen Publicist des edelsten der damaligen Patrioten, Leibniz, eingehender gedacht und nicht nur sein Casarino Fürstenerino erwähnt wäre, sondern und vor Allem auch seine agitatorische Denkschrift: „Der allerchristlichste Mars, ausgerüstet von Germano Gallograeco, oder Schutzschrift der Waffen des Allerchristlichen Königs wider die Christen“, in welcher die Annahmen der französischen Politik mit bitterem Spotte bloßgestellt werden.

Conzen, Leopold, Dr. u. ordentl. Lehrer an der Realschule I. Ordn. zu Köln. Französische Geschichte bis zur Revolutionszeit. Ein Hülfsbuch für den geschichtlichen Unterricht in den oberen Classen höherer Lehranstalten. 229 S. 8. Köln, 1870. Du Mont-Schauberg.

Bei den nahen und innigen Beziehungen, in die unser nationales Leben besonders seit Erfindung der großartigen Verkehrsmittel der Neuzeit zu dem unserer großen Nachbarvölker im Westen, der Engländer und Franzosen, getreten ist, müssen wir es für eine unabwiesbare Forderung an unsere höheren Schulen erklären, daß sie ihre Zöglinge mit dem geschichtlichen Entwicklungsgang dieser Völker und ihrer Stellung unter den Nationen der Erde genauer und gründlicher vertraut machen, als dies früher nöthig erscheinen konnte. Am wenigsten aber kann dem Realschulunterricht, der ein Verständniß der modernen Cultur, zu deren Hauptträgern die genannten Völker gehören, vermitteln soll, diese Zumuthung erlassen werden, und mit Recht ist darum auch durch die preussische Unterrichts- und Prüfungsordnung außer der deutschen die zusammenhängende Behandlung der französischen und englischen Geschichte den oberen Classen der genannten Anstalten zugewiesen worden. Zunächst mit Rücksicht auf dieses Bedürfnis der Schule hat nun unser Verf. die Geschichte des französischen Volks behandelt. Nach kurzer

Einleitung beginnt er mit einer gebrängten Darstellung der Gründung des Frankenreichs unter den Merowingern und Karolingern, unter denen Karl der Große übrigens als durch und durch deutscher Herrscher (S. 20) in Anspruch genommen wird, schildert dann das französische Königthum im Kampfe mit der Feudalmacht unter den Capetingern und den ältern Königen des Hauses Valois bis zu Ludwig XII., entwickelt sodann den Uebergang zur absoluten Monarchie in Frankreich von Franz I. an, zeigt uns darnach das unumschränkte Königthum auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung zur Zeit Ludwigs XIV., dem auch mit Recht der größte Raum verstatet ist, und schließt endlich mit der Geschichte Ludwigs XV. und der Verhältnisse Frankreichs namentlich zu England und Preußen bis zum Tode dieses Herrschers 1774. Die Darstellung der französischen Revolution wie auch der neueren französischen Geschichte schloß der Verf. mit Absicht von seiner Arbeit aus, weil er meint, erstere gehöre einmal „in den Rahmen der allgemeinen Geschichte“ und führe andererseits auch „ganz neue Elemente in das öffentliche Leben der französischen Nation ein, so daß eine allein auf Frankreich gerichtete Darstellung kein befriedigendes Gesamtbild ergeben könne.“ Wenn wir ihm in dieser Beziehung auch zustimmen, so glauben wir doch des Verf. Ansicht nicht dahin verstehen zu sollen, als ob er die französische oder die allgemeine Geschichte überhaupt nur bis zu diesem Zeitpunkt in Schulen vorgetragen wissen wolle, wie es freilich vielfach in unsern Gymnasien geschieht. Für Realschulen (1. Ordn.) schiene uns das nicht gerechtfertigt, und wir hätten darum auch gewünscht, wenn Herr Conzen auch die spätere Geschichte nach Ludwig XV. wenigstens in den Hauptzügen und kurzen Andeutungen bis auf die Gegenwart fortgeführt hätte. Diese Vollständigkeit würde das Buch für Schüler und namentlich auch für gebildete Laien, die sich sonst desselben etwa bedienen wollten, noch werthvoller gemacht haben, als es ohnedies ist.

Denn was die Ausführung des Verf. im Einzelnen anbetrifft, so können wir uns darüber im Ganzen nur anerkennend aussprechen. Vor Allem ist das Wichtige und Wesentliche in der Entwicklung der französischen Nation mit Ausschluß alles gelehrten Apparats und anecdotischen Beiwerkes auf Grund der besten Meisterwerke der Neuzeit gebührend hervorgehoben, eine das objectiv Thatsächliche gebende Darstellung angestrebt und ein ruhiges, gemäßigtes Urtheil über Personen und Verhältnisse zu verschiedenen Zeiten gefällt, namentlich auch soweit sie das religiöse Gebiet betreffen.

Die ganze Darstellung bewegt sich dabei in wohlthuend einfacher, klarer, anziehender Lebendigkeit keineswegs ermangelnder Sprache, wie sie dem Bedürfniß heranwachsender Jünglinge gerade angemessen ist. Wir glauben darum, daß das Werkchen reiferen Schülern mit rechtem Nutzen in die Hand gegeben werden kann und ihr Interesse an der Geschichte zu fördern und zu beleben wohl geeignet ist. Auch der Geschichtslehrer findet darin in ausreichendem Maße gesichteten Stoff für seine Vorträge, ohne ihn indeß weiterer eingehender Studien zu entheben. Denn mit Rücksicht auf die Jugend, für die das Buch zunächst berechnet ist, mußte gar Vieles nur glimpflich angedeutet oder geradezu übergangen werden, wie z. B. die Schilderung des sittenlosen französischen Hoflebens zu verschiedenen Zeiten und anderer Verhältnisse, was in einem Geschichtswerk anderer Tendenz nicht fehlen dürfte. So ist z. B., um nur eins hervorzuheben, von den Verirrungen im Privatleben Heinrichs IV. nicht das Geringste gesagt, so daß er als ein vollkommen fleckenloser Herrscher erscheinen könnte, und auch über seinen politischen Motiven entspringenen Glaubenswechsel keinerlei Urtheil ausgesprochen, was beim mündlichen Vortrage doch gewiß nicht umgangen werden kann. Ueberhaupt läßt sich darüber streiten, ob nicht hier und da Zusätze und weitere Angaben erwünscht gewesen wären. Zur leichteren Uebersicht und Einprägung der Hauptthatfachen sind übrigens genealogische Tafeln an den geeigneten Stellen in den Text eingedruckt, und ferner ist eine Zeittafel und eine Karte Frankreichs unter den Häusern Valois und Bourbon beigegeben, die freilich uncolorirt die Orientirung über die Territorialverhältnisse zu verschiedenen Zeiten nicht so leicht macht, als es zu wünschen wäre.

Trotz der kleinen Ausstellungen, die wir hier und da zu machen haben, empfehlen wir das auch einen deutsch-patriotischen Standpunkt bekräftigende und im ganzen sauber und correct gedruckte Werkchen des Verfassers nicht nur unserer Jugend, sondern auch der Lehrwelt als recht brauchbar und versagen es uns nicht, den Wunsch auszusprechen, daß uns in ähnlicher Weise vom Verf. eine gebrängte Bearbeitung der englischen Geschichte geboten werden möchte, die gewiß als ein Bedürfniß bezeichnet werden darf. D. B.

Treskow, Curt. v., Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 u. 1871, mit vorwiegender Benutzung amtlicher Quellen dargestellt. IV. u. 188 Seiten. I. Theil: Der Krieg mit dem

Kaiserreich. Leipzig. F. E. C. Neuckart
(Constantin Sander). 20 Sgr.

Dieses Werk verspricht eine der gebiegensten populären Darstellungen des jüngsten Krieges zu werden. In schmuckloser Einfachheit und Kürze, aber mit rühmlicher Objectivität und historischer Treue und dabei doch in echt patriotischem Geiste, berichtet der Verf. in der vorliegenden ersten Hälfte die Genesis und den Fortschritt der welterschütternden Ereignisse während des 1½ monatlichen Zeitraums von den Emser Verhandlungen über die spanische Throncandidatur an bis zu den Schlachten von Sedan und Noisseville und der Pariser September-Revolution. Er hält sich dabei vorzugsweise an amtliche Quellen, als diplomatische Actenstücke, Kriegs- und Siegesdepeschen, officiële Zeitungsartikel u., von denen er aber keineswegs blos eine trockene Aneinanderreihung giebt. Vielmehr läßt er das pragmatische Moment der Darstellung überall in gehöriger Weise zu seinem Rechte kommen, unter gleichmäßiger Berücksichtigung der politischen wie der militärischen Factoren der Entwicklung. Zahlreiche Abbildungen, Rärchen und Portraits — die letzteren nach Originalzeichnungen von Ab. Neumann theils als Holzschnitte dem Texte einverleibt, theils als feinere Tondruckbilder beigegeben — beleben die Darstellung und machen die Lectüre des mit solcher Schönheit ausgestatteten, nicht verschwenderisch überladenen Buches zu einer wahrhaft genussreichen.

Wir hoffen auf eine baldige Vollendung des Werkes, das sich auch durch seinen billigen Preis empfiehlt, und überhaupt in jeder Hinsicht dazu geeignet erscheint, als Bestandtheil von Hansbibliotheken auch minder Vermittelten, also als echtes Volksbuch, eine weite Verbreitung zu erlangen.

Baron, Richard, Königl. Consistorial-,
Regierungs- und Schulrath. **Der Deutsche Krieg und Sieg in Frankreich.**
1870. 1871. 8. 203 S. Oppeln,
1871. A. Reisewitz. 12 Sgr.

Der Verf. hat sein Buch nicht nach erfolgtem Friedensschluß geschrieben, sondern während des Krieges. Unter dem unmittelbaren Eindrucke der einzelnen Ereignisse hat er, Schritt für Schritt dem Gange der Geschichte folgend, das zusammengestellt, was für eine Gesamtübersicht des Krieges nach dem Bedürfnisse des schlichten Volkes, vorzugsweise des jungen Volkes in der Schule, unentbehrlich war. Wenn darum das Buch auf der einen Seite die objective, zur Zeit überhaupt

noch nicht mögliche Ruhe des Historikers vermissen läßt, so entschädigt es auf der andern Seite durch seine frische, lebendige, den Eifer lebendiger, ja erregter Theilnahme schon durch die reichliche Verwendung cumulativer Ausdruckszeichen verrathende Darstellung. Etwas Mäßigung hätte bei dem Abschluß — das Vorwort ist am 3. März 1871, „dem Tage der Friedensfeier“, geschrieben — und bei der Veröffentlichung des Ganzen stattfinden sollen. Das Buch schließt mit den Friedenspräliminarien und mit der Aussicht auf einen in Brüssel zu schließenden Frieden. Nun ist es aber in Brüssel gar nicht zum Frieden gekommen. Vor Austausch der Ratificationsurkunden hätte das Buch nicht hinausgegeben werden sollen. Zwischen den Präliminarien und dem Frankfurter Friedensschluß liegt ein Stück Kriegerlebung, das Deutschland zur höchsten Ehre gereicht.

Beim Lesen des kleinen, ohne Zweifel überall Beifall findenden Buches wird der Leser hier und da auf einen unpassenden Ausdruck stoßen. Beispielsweise kann Referent den in der Ideenverbindung mit „Paris“ gebrauchten Ausdruck „pomphafter Phrasengelächter“ nicht für einen glücklichen halten. Das Gelächter der Glocken hat einen viel zu hehren Klang, als daß man es mit den ordinären, aber witzigen Phrasen der Pariser Zeitungsschreiber und Kammerhetoren verbinden kann. Referent schlägt für die zweite Auflage vor: das Schellengelingel anmaßender Phrasen. Die Schellen erinnern obendrein an die Kappe des Hanswurst, welche ein deutsches Auge überall in Frankreich sieht.

Vermißt hat Referent in dem Buche einen Mahnruf an das deutsche Volk, inne zu halten auf dem von Gott wegführenden Wege moderner antichristlicher Cultur. Es ist eine ganz unbestreitbare Thatfache, daß wir in höchst bedenklicher Weise nach wie vor dem Kriege an Franzosenhum leiden. Beispielsweise sehe man sich einmal in den Städten die schamlosen Pariser Cancan- und Orisetten-Photographien an, welche viele Optiker, als Beförderer einer frechen Fleischeslust, in ihren Läden ausstellen. Wir haben nicht die geringste Ursache, uns den Franzosen gegenüber zu rühmen und an die Brust zu schlagen mit dem Worte pharisäischer Sicherheit: „Ich danke dir Gott u.“ Es ist lebigh die Gnade Gottes, welche unser Volk bis jetzt bewahrt hat vor der Erreichung eines Zieles, das von Millionen in Deutschland bewußt oder unbewußt erstrebt wird. Die Gnade Gottes aber hat Kaiser Wilhelm dem deutschen Volke in ebenso nachdrücklicher als einfacher Weise gepredigt.

Ein Buch, das wie das vorliegende die Bestimmung hat darzuthun, daß die Sünde ein Volk verdirbt und daß nur die Gerechtigkeit, d. i. das Geseh der von Gott gewiesenen Wege, ein Volk erhöht, sollte diese ewige Wahrheit nicht bloß an dem besiegten Feinde, sondern auch Schritt für Schritt am eigenen Volke darlegen. Damit würde das Buch wohl einen kleineren Leserkreis finden, es würde aber der Wahrheit nachdrücklicher dienen, als es in der jetzigen Gestalt möglich ist. Uebrigens mag für die Jugend, welche nicht die Gedanken des reiferen Alters hat, auch die jetzige Gestalt ausreichen und in dieser Richtung sei das Werkchen Eltern und Lehrern bestens empfohlen. D. K.

Fontane, Th. Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. H. 8. 336 S. Berlin, 1871. R. v. Decker. 1½ thlr.

Die Kriegsgefangenschaft des in der friedlichsten Absicht nach Frankreich gegangenen Verfassers hat in den ersten Tagen des Oktober 1870 in Doureny begonnen und in den letzten Tagen des folgenden Monats auf der Insel Oléron im atlantischen Meere ihr Ende erreicht. Wer das vortrefflich geschriebene Buch F.'s liest, wird sich sagen, daß es dem Verf., wenn er nicht in Kriegsgefangenschaft gerathen wäre, vielleicht nicht so leicht geworden sein würde, ein so anziehendes Buch zu schreiben wie das vorliegende.

Einem Kriegsgefangenen werden niemals Rosen auf den Weg gestreut. Hartes, sehr Hartes hat F. erdulden müssen, aber das Unangenehme läßt er zurücktreten. „Die Dinge liegen hinter mir, und es thut nicht gut,“ ja, es schädigt einen geradezu, die ganze petite misère eines solchen Daseins auf den Tisch zu legen. Misère weckt Mitleid, aber auch dégoût. Es ist, als ob es auch von diesen Dingen hieße: aliquid haeret. Ich lasse Gras darüber wachsen und führe lieber Erlebnisse vor, über die leichter und lachender zu berichten ist.“

In höchst ansprechender, leichter, lebendiger Darstellung, in einer formellen Gewandtheit, die auch aus sachlich Unbedeutendem etwas zu machen weiß und selbst über die mannichfaltigsten Erscheinungen der Langweile mit Kurzweil Herr wird, versteht es F., den Leser von Anfang bis zu Ende zu fesseln. Die meisten Leser werden das Buch, wie Referent, in sehr kurzer Frist lesen und mit Vergnügen, wie Ref., wieder lesen. Was bei vielen Darstellungen von Selbsterlebtem unangenehm wird, die Art, wie sich ein Schriftsteller in's Licht zu stellen sucht, fällt hier völlig weg.

F. steht — nicht kühl, aber mit der Ruhe eines gereiften Mannes — über seinem Selbsterlebten und über den Gegenständen und Zuständen, die ihm auf französischem Boden begegnet sind. Darum ist er auch gerecht und unbefangen in der Beurtheilung der Franzosen; darum kann er auch seinen Humor sprudeln lassen, mag sich dieser über des Verf. eigene „Conjectural-Strategie“ oder über die „Durchschnittsgebildetheit“ der Thüringer, über die Ratten im Gefängniß zu Neuschateau oder über die mangelhafte Ausstattung eines andern cachot ergießen. Dazu kommt das gesunde Urtheil eines auf das est modus in rebus haltenden Mannes, dessen nobles Auftreten gegen Freund und Feind allein schon hinreichen würde, um dem Verf. Sympathie entgegen zu bringen. F.'s kleines Buch wird viele dankbare Leser finden. D. K.

Mejer, Otto, Dr. Der Freiherr von Stein über deutsche Einheit und deutsches Kaiserthum. Ein Vortrag. Pöstock u. Malchin, 1871. 12. 88 S. Stillcr'sche Hofbuchhandlung (Hermann Schmidt). 10 sgr.

Dieser Vortrag, am 5. December 1870 gehalten, giebt einen schlagenden Beweis dafür, in welch' hohem Grade der Erwartung des deutschen Volkes, daß „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“ endlich ein Ende haben möge, die Aufforderung des Königs Ludwig II. von Baiern, König Wilhelm von Preußen wolle den Namen eines deutschen Kaisers führen, entgegen gekommen ist. Während im deutschen Süden der junge Baiernkönig mit sich zu Rathe geht über die Wiederaufrichtung des Reiches, arbeitet im deutschen Norden, am Ostseestrande, ein ehrwürdiger Universitätsprofessor einen Vortrag aus, der in ansprechender Weise darlegt, wie der Freiherr von Stein, der beste aller deutschen Männer unseres Jahrhunderts — „für Humboldt ging Preußen vor, für Wessenberg Oesterreich, für Gagern das Haus Dranien u. s. w. Stein war nicht einer von diesen alten deutschen Staatsmännern: er war der deutsche, der ganz deutsche und bloß deutsche Staatsmann“ — wie Stein mit dem Blicke eines genialen Politikers durch alle Nebel einer trüben Zeit, durch den Schutt und Staub des zusammengefallenen alten Reiches hindurch das Heil Deutschlands nur in einem Wiederaufbau des Reiches gesehen hat. Stein war kein Mann, der sich vom Zeitgeist täuschen ließ — mochte der Zeitgeist in Werther's Leiden oder in Kant's Speculationen sich darstellen — Stein

war ein sich stets gleichbleibender deutscher Christ, ein Character, ein deutscher Character. Nicht aus den Nachbarländern her, aus deutschem Boden heraus nahm er sich die Steine zum Neubau des Reiches. „Herstellung des Reiches unter dem Kaiser, Herstellung Einer Reichsgesetzgebung mit unmittelbarer Verbindlichkeit für alle Reichslande, — die Leitung der äußeren Verhältnisse, des öffentlichen Einkommens, der Vertheidigungsanstalten den Landesgewalten entzogen und der Reichsgewalt reservirt: das waren schon drei Jahre nach Untergang des alten Reichskörpers Stein's ausgesprochene deutsche Verfassungspläne.“

Dr. Mejer's Vortrag giebt dem Leser den wohlthuenden Eindruck, daß wir — Gott sei Dank dafür — nicht eine so schnellebige veränderungsflüchtige, revolutionäre Nation sind als die Franzosen. Wie langsam und schmerzlich-mühevoll muß sich bei uns das Gute durcharbeiten, wie gesund-reactionär kommen wir wieder auf das Alte zurück, indem wir das veraltete abstreifen. Das in der bekannten maßvollen Weise eines Mannes, der es versteht, geschriebene kleine Buch wiegt schwerer als ein ganzer Ballen ordinärer, modern-großmäuliger, gallistir- liberaler Prahlereien über des deutschen Volkes Größe, wie sie in Reden und Abhandlungen, Zeitungsartikeln und Broschüren täglich veröffentlicht werden.

D. K.

Stimmen des Auslandes über deutsche Heeres-Einrichtung und Kriegsführung. Erstes Heft. Aus den Bemerkungen Napoleon III. über die Armee-Organisation des Norddeutschen Bundes. Mit Genehmigung des Verfassers. gr. 8. 44 S. Berlin, 1871. Fr. Kortkamp, Buchhandlung für Staatswissenschaften und Geschichte. 10 sgr.

Die Verlagshandlung beabsichtigt unter dem angegebenen allgemeinen Titel drei bis vier käufliche Hefte, jedes Heft 3—4 Bogen stark, zum Preis von je 10 Silbergroschen, herauszugeben. Der Gedanke ist augenscheinlich ein glücklicher. Durch Veröffentlichung derartiger Preßzeugnisse werden wir des leidigen Selbstlobes überhoben, das sich mit der neuen Machtentfaltung unseres Vaterlandes zu regen beginnt.

Das vorliegende erste Heft enthält „im Auszuge, unter Weglassung der deutschen Quellen entnommenen, rein statistischen Mittheilungen, des Kaisers Napoleon III. neueste Schrift: „Bemerkungen über die Armee-Organisation des Norddeutschen Bundes.“ Diese

Bemerkungen sind im Januar l. Js. auf Wilhelmshöhe geschrieben worden. Im Einleitungs-Capitel ist als Ziel der Bemerkungen angegeben, daß die beste Art den Franzosen darzutun, woran es ihnen fehle, darin bestehe, „daß man das preussische System, welches bei fortwährender Verbesserung schon mehr als sechszig Jahre besteht, mit Aufmerksamkeit studirt.“ — Im zweiten Capitel eröffnet der Verf. die Hauptbestimmungen des preussischen Militärgesetzes, das sich das doppelte Ziel gesteckt sei: „die Organisation eines beträchtlichen Volksheeres und die größte Rücksicht auf die Privatinteressen und die bürgerlichen Beschäftigungen.“ — Nachdem im dritten Capitel von dem Ertrag der Armee-Cadres die Rede gewesen, giebt der Verf. im Schlußcapitel einen Ueberblick. Er stellt die Vortrefflichkeit der preussischen Armee-Organisation der Mangelhaftigkeit der französischen mit folgendem treffenden Vergleiche gegenüber: „Die Kriegsadministration in Frankreich gleicht einer vortrefflichen Maschine, deren Theile mit Kunst gearbeitet, aber alle einzeln in den Werkstätten aufbewahrt werden. Wenn man sie in Bewegung bringen soll, ist die Arbeit lang und schwierig, denn man muß alle Räder zusammenfuchen und mit einander verbinden, mit einem Wort die Maschine vollständig wieder zusammensetzen, von der einfachsten Schraube bis zu dem complicirtesten Theile. In Deutschland hingegen ist die Maschine zusammengelegt: damit sie in Gang kommt, braucht sie bloß ein bißchen Wasser, Kohlen und Feuer.“

Die „Bemerkungen“ sind im ganzen nüchtern und verständig geschrieben. Als Absonderlichkeiten, die man nicht ohne Lächeln lesen kann, führt Ref. folgende auf den beiden letzten Seiten enthaltenen Bemerkungen an. Im Rückblick auf den Krieg von 1870/71 sagt Napoleon: „Zu unserm Trost aber können wir sagen, daß es mit Ausnahme des Norddeutschen Bundes keine Macht in Europa giebt, die im Stande wäre, binnen vierzehn Tagen eine Armee von 300- bis 400,000 Mann kampfbereit in's Feld zu stellen. Es giebt keine Macht, welche vor uns hätte schlagfertig sein können.“ Mit Ausnahme! Das erinnert an jenen Knaben, der sich rühmte, daß er nicht von seinem Plaze in der Schule zu verdrängen sei, er saß aber auf dem untersten Plaze. Ein zweites Trostwort Napoleon's lautet: „Kurz und gut: wenn bei unserm Unglück eine große Verantwortung auf die Menschen fällt, der größte Theil fällt auf die Dinge zurück. Bei einer besseren Militär-Organisation war unser Vaterland gerettet.“ Auf die Dinge! Demnach hätten unsererseits nicht die braven

Generäle und die wackeren Soldaten, sondern die Dinge den Hauptantheil am Sieg. Welche Macht die Phrase ausüben kann, dafür bietet dieser zweite Trostspruch ein schlagendes Exempel. Die Dinge, die Organisation, die sich doch wahrhaftig nicht aus der Urzelle entwickelt, soll mit Verantwortlichkeit belastet werden! Napoleon scheint für sich nur ein ganz kleines Stück Verantwortlichkeit übernehmen zu wollen, die Verhältnisse, die Zustände müssen ihr Gewissen belasten lassen. Eßt französisch. Selbsttäuschung und Täuscherei. Wir Deutsche sagen: Antworten kann nur der etwas, der antworten kann, antworten kann nur der, der einen Mund hat — der Mensch. — Die letzten Sätze der Bemerkungen lauten: „Aber was vor allem noth thut: man muß von der deutschen Armee die strenge Disciplin lernen, ferner die unermüdliche Thätigkeit, das Pflichtgefühl und die Achtung vor der Autorität. Diese Eigenschaften besaßen unsere Väter einst, wir haben sie geerbt; wenn sie augenblicklich in dem Strudel der Revolutionen verschwunden sind, so wird das Unglück, welches die Gemüther stählt, sie wieder in's Leben rufen.“ — Welche Begriffsverwirrung! Wir fügen als Glosse bei: Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben!“ D. R.

F. de Rougemont. La chute d'une idole. Page de l'histoire contemporaine. Bale et Genève, 1871. Georg.

Eine interessante Schrift, die der künftige Geschichtschreiber nicht wird unbeachtet lassen dürfen.

Daß die Kämpfe unserer Zeit politischer Natur sind, ist wohl richtig, allein es läßt sich nicht läugnen, daß sie einen religiösen Hintergrund haben. Indem der Verf. es sich zur Aufgabe macht, dies für den eben beendeten Krieg zu beweisen, entrollt er vor unsern Augen ein Gemälde, das nicht verfehlen wird, besonderes Interesse zu erregen. Thatfachen werden angeführt, welche in Deutschland kaum bekannt geworden sind.

In seiner jüngst veröffentlichten Broschüre: *Les conseillers bénévoles**) stellt Herr von Rougemont die Behauptung auf, daß die deutschen Siege Frankreich vor einer Bartholomäusnacht bewahrt haben. „La chute d'une idole“ soll diese Behauptung erhärten.

In den zwei ersten Abschnitten (die Unfehlbarkeit des Papstes und die ultramontane Parthei; die Pläne und Hoffnungen der Ultramontanen) wird gezeigt, wie die Jesuiten seit Langem als letztes Ziel die Proclamation der Infallibilität in's Auge gefaßt hatten, um darnach die äußeren Beziehungen der Kirche zur Welt zu regeln, wie ihnen recht eigentlich das aufstrebende Preußen ein Stein des Anstoßes war. Zur Ausführung ihrer Pläne bot sich ihnen Napoleon dar, dessen Thron je länger, je mehr zu wanken begann. Den Krieg zwischen Frankreich und Preußen erkannten die Jesuiten als unvermeidlich; in der Voraussicht, daß er kommen müsse, ist das Concil zusammenberufen. Die Zeit war günstig. Die mächtige ultramontane Parthei in Frankreich, die ihre Befehle vom Jesuitengeneral in Rom empfängt, ließ Napoleon, seine Lage benutzend, die Wahl, das protestantische Preußen anzugreifen oder auf ihre Unterstützung zu verzichten. So ist Napoleon von den Jesuiten zum Kriege gedrängt worden, die den siegreichen Ausgang desselben in ihrem Interesse auszuheuten gedachten. Sie haben den politischen Krieg zu einem religiösen gemacht. Interessant ist ein französischer patriotischer Volksgefang, den der Univers beim Beginne des Krieges veröffentlichte.

In Abschnitt III und VI zeigt der Verf. aus Thatfachen, die wir bisher nicht kannten, daß vom August bis zum November gegen die Protestanten Frankreichs eine allgemeine Verfolgung beabsichtigt war, ja, daß eine förmliche Bartholomäusnacht ihnen drohte. Davor haben sie allein die deutschen Siege behütet, welche den Fall Napoleon's herbeiführten, der hinwieder den Papst in seinem Sturz nachzog.

Was der Verf. über die Zukunft des Papstthums und des Katholicismus, insbesondere des deutschen, sagt, wird mannichfachen Widerspruch erregen. Mag man ihm vielleicht auch zugeben, daß mit dem Falle der weltlichen Macht der geistige Einfluß des Papstthums gebrochen ist, so wird man schwerlich die Hoffnungen theilen, die er für den Katholicismus Deutschlands hat. „Er wird das Joch Rom's abschütteln, den Laien den Kelch zurückgeben, das Eölibat aufheben, die Messe in der Landessprache feiern und sich in einer Nationalkirche constituiren.“ Dies erkennt der Verf. als die Folgen des gegen die Infallibilität beginnenden Kampfes. Wir vermögen seine Hoffnungen nicht zu theilen, glauben vielmehr, daß die Kämpfe in der katholischen Kirche nur dem Aberglauben und dem Indifferentismus Vorschub leisten.

Schön ist der letzte Abschnitt der Schrift,

*) Vgl. die Anzeige der deutschen Bearbeitung dieser Schrift im Juli-Feste S. 41 des Blattes. Das französische Original ist inzwischen in bedeutend vermehrter neuer Auflage erschienen.

in welcher Kaiser Wilhelm als der Gustav Adolf des neunzehnten Jahrhunderts gefeiert wird.

Daß von Rougemont die großen Ereignisse der Zeit von den hohen Zinnen des prophetischen Wortes betrachtet, giebt seinen Ausführungen besondern Reiz und Färbung. Allen, denen es darum zu thun ist, tieferes Verständnis der die Zeit bewegenden Fragen zu gewinnen, seien seine Schriften bestens empfohlen. R.

Culturgegeschichte. Politik. Socialpolitik.

Schwarz. Die ethische Bedeutung der Sage für das Volksleben im Alterthum und in der Neuzeit. (Aus Virchow u. Hölzendorff's Samml. wissenschaftl. Vorträge.) Berlin. Charisius. 5 Sgr.

Der Vortrag von Schwarz weist auf eine sinnvolle Weise auf die ethische Bedeutung der Sage im Leben des Volkes hin. Wie Poesie, Geschichte und Philosophie die höchsten geistigen Gebiete der menschlichen Bildung im Kreise der höher Gebildeten umfassen, so finden sich dieselben Gebiete des geistigen Lebens des Volkes im Volksliede, Sage und Sprichworte oder der Weisheit auf der Gasse. Je ursprünglicher ein Volk, desto lebensvoller ist seine Poesie und Sage, und je urkräftiger ein Mensch, um so weniger ist er ohne die Poesie des Lebens und ohne die Weisheit desselben. „Nicht bloß eine Fülle von Ideen“, heißt es in dem Vortrage (S. 14), „werden dem Volke durch die Sagenwelt vermittelt, sondern überhaupt ein menschlich-ethischer Einfluß auf dasselbe durch jene ausgeübt, indem gerade in der empfänglichen Jugendzeit in den Sagen dem Menschen eine Reihe typisch-ethischer Gestalten näher gebracht werden, bestimmend auf ihre Geistesrichtung einwirken.“ Der Verf. weist dies am griechischen und deutschen Volke nach. Wie beschönigt die Sage das Kaster, verhöhnt die Tugend, läßt sie den Gottesleugner und Gotteslästerer, den Verdränger und Mörder der Unschuld, den Frevler am Heiligen strafbar ausgehen. Sie übt ein unerbittlich strenges, obgleich ein gerechtes Richteramt. Die aus der Naturanschauung entstandenen, mythologischen Elemente, wunderbare Natur- und Kunstbildungen, sowie historische Reminiscenzen gestalten der Volksgeist menschlich-ethisch und zwar um so tiefer, je mehr ein Volk sich selbst geistig entwickelt. So wird der Sagenstoff zum Träger sittlicher Gedanken, und wird

durch die plastische Gestaltung zur typischen Form, die als ideales Vorbild für die nachfolgenden Geschlechter wirkt. Die ganze griechische Sagenwelt zeigt fast überall ein solches ethisches Gepräge im poetischen Gewande, so daß sie in Verbindung mit griechischer Poesie und Kunst einen Zauber ausübt, dem kein empfindendes Herz widerstehen kann und der Griechenland selbst als die ideale Jugendwelt der Menschheit erscheinen läßt. Wie das gesammte geistige Leben der Germanen, so wurde auch das Leben der nationalen Sagen durch das Christenthum und die antike Bildung gebrochen. In der eigentlichen deutschen Volksage, wie sie fast jedes Dorf aufzuweisen hat, treten überall ethische Beziehungen und Ideen mit Ernst und in Fülle hervor, in denen sich das sittliche Leben und Denken des Volkes ausdrückt. Dieses weist der Verf. in vielen ausgewählten Fällen nach. Die Sage erfüllt mit einer Menge ethischer Gedanken und Empfindungen, und der Verf. erinnert mit Recht an das schöne Wort Jacob Grimm's, Märchen und Sage sei ein guter Engel, der dem Kinde mitgegeben. Der Verf. wendet sich an Kirche und Schule, um diese poetische Eigenschaft des Volkes mit seiner Fülle sittlicher Elemente so viel als möglich zu schonen und mit keuscher Hand zu behandeln. Aber wenn die Kirche auch mit ihrer rechten Lehre ein christliches Leben und die Schule mit ihrem verständigen Unterrichte auch eine religiös-sittliche Erziehung des Herzens und Charakters verbände, was beides nicht der Fall ist, so würde ihnen dennoch der Kampf mit den feindselig zerstörenden Mächten in Einrichtung und Gesetzgebung ein sehr schwerer sein. Diese sittlichen Elemente im Volke zerstören heißt das Volk zerstören in dem innersten Keime seines Lebens. „Deutsche Volksage“, sind die schönen Schlussworte des Verfassers, „gehört wie der landschaftliche Dialekt zu den Elementen, auf denen deutsches Volksthum beruht, das aus der Mannichfaltigkeit deutschen Wesens stets frische Kraft schöpft.“ Dr. M.

Krabbe. Der christliche Staat und seine Aufgaben in der Gegenwart. Rostock, 1867.

Der Vortrag des Verfassers trifft in seiner Anschauung vom christlichen Staat, sowie in der Bekämpfung der naturrechtlichen Gegner und in der Nachweisung der Aufgaben desselben mit den Ansichten Stahl's zusammen. Hier wie dort dieselbe Vermischung des Kirchlichen und Staatlichen, des Christlichen und Natürlichen. Nach der Ansicht des Verfassers hat die Reformation den Begriff des christ-

lichen Staates durch die Hervorhebung des göttlichen Rechtes der Obrigkeit erst hervorgerufen und verwirklicht. Während die Reformation im Staate eine von Gott gewollte Stiftung sah und ihn auf den Willen Gottes gründete, suchte die mit Hugo Grotius beginnende Richtung des Naturrechtes den Staat an sich, sowie seine Formen aus dem Willen der Individuen abzuleiten. Dieser Richtung, wie sie in Grotius, Hobbes, Spinoza, Rousseau und Kant sich darstellt und sich allein in der materialistischen endlichen Sphäre vollzieht, wird nun der Staat entgegen gestellt, der die Wurzeln seines Lebens und seiner Rechtsordnung im Christenthum hat. Es ist eine bedenkliche Täuschung, das christliche Element, welches für den Staat das constitutive gewesen ist, auszuspielen zu wollen, um statt dessen eine abstract-ethische Basis für ihn zu gewinnen. Die Genesis des Staates ist ein Geheimniß, das sich in feiner tieferen Bezügen der geschichtlichen Erkenntniß entzieht. Sein Ursprung kann nicht ohne Weiteres auf die Familie zurückgeführt werden, als ob derselbe sich von dieser nur quantitativ unterscheide. Der Staat ist weder erdacht, noch aus Noth erfunden, weder durch Vertrag, noch durch Eroberung entstanden. Uns scheint es mehr als dem Verf. der Wahrheit näher zu liegen, wenn Schelling den Staat durch den instinctartig geschäftigen Naturtrieb entstehen läßt. „Die göttliche Führung der Menschheit, die sich insbesondere bei der Bildung des Staates zeigt, objectivirte das den Menschen in das Herz geschriebene Gesetz.“ Aber der Staat bedarf der göttlichen Hülfe und darin kommt die Kirche dem Bedürfnisse des Staates entgegen. Dieser christliche Staat steht nicht zu der Kirche im Gegensatze, sondern zu ihr in enger und naher Verbindung, und seine Gesetzgebung ist in ihrem letzten Grunde durch den Willen Gottes im geoffenbarten Gesetze bedingt.

Die erste Aufgabe, welche der christliche Staat in der Gegenwart zu lösen hat, besteht darin, die Autorität der Obrigkeit zum Bewußtsein und zur Anerkennung zu bringen. Die Obrigkeit des christlichen Staates hat den Beruf, das Christenthum im legislativen Leben des Staates zur Anerkennung zu bringen. Das Regiment des christlichen Staates soll das Volk für christliche Lehre und christliches Leben zu gewinnen suchen; es soll dahin wirken, daß das Volk sich am gottesdienstlichen Leben betheiligen könne. Der Staat schuldet der Kirche die Förderung aller ihrer Thätigkeiten zum Zwecke ihrer Seelen Seligkeit; er muß für die Pflege der Kirche und ihrer Institutionen, und insbesondere für die öffentliche

Erziehung eintreten. Auch die Heilung der socialen Schäden, die Lösung der socialen Frage erwartet der Verf. nur, wo der Staat als ein christlicher mit der Kirche Hand in Hand geht.

Bei allem diesem legt der Verf. ein zu großes Gewicht auf den Einfluß der staatlichen Regierung und die Kirche kommt nicht zu ihrem Rechte. Der Irrthum unserer Zeit, von dem christlichen Staate zu viel zu verlangen, liegt der Anschauung von der Allmächtigkeit des Staates mit Verleugnung oder Hintenansetzung der Kirche nicht so fern als es scheint. Je wichtiger es ist, daß die sittliche Gemeinschaft des Staates von dem christlichen Geiste durchdrungen werde, um so freier und um so selbstständiger in dem Bereiche ihrer Wirksamkeit muß die Kirche sein, um durch ihr religiöses Leben die Sittlichkeit des Staates zu einer christlichen zu machen. Keine Staatsgesetze und besonders die des bloßen Rechtsstaates, wie er jetzt selbst von christlichen Händen gehandhabt wird, sondern nur die in sich freie und starke Gesinnung schafft Sitte, christliche Sitte und christliches Leben, und die Freiheit ist nur in dem Maße möglich, als der Staat sich möglichst auf sein Gebiet beschränkt. Daher widerspricht die Omnipotenz sowohl des modernen entchristlichten wie des christlichen Staates ebenso sehr dem deutschen Charakter wie dem christlichen Bewußtsein.

Dr. M.

Harleß. Staat und Kirche oder Irrthum und Wahrheit in den Vorstellungen von „christlichem“ Staat und von „freier“ Kirche. Leipzig, 1870. Duncker u. Humblot. 16 Sgr.

Die Schrift des verehrten Verfassers hat nicht die lebendige Fülle an Gedanken und die Frische der Darstellung seiner Schrift „Ueber das Verhältniß des Christenthums zu den Cultur- und Lebensfragen der Gegenwart“, auf deren Bedeutung wir früher in diesen Blättern hinwiesen. Wie der Verf. mittheilt, lagen drei Vierteltheile der Schrift fast zwei Jahre zum Drucke bereit, als ihn eine Unlust zur Vollendung und Veröffentlichung beschlich, da er dieselben Dinge in gleicher Weise bereits behandelt hatte und nun hoffte, das Geschriebene in eine Form zu bringen, die einem weiteren Leserkreise leichter zugänglich und verständlich wäre. Daß dem Verf. nicht so sehr, wie er meint, die Begabung dafür fehlt, das beweiset seine ebenso schöne und höchst anziehende als tiefe Schrift „Ueber das Verhältniß des Christenthums“ 2c. Der Verf. gehört zu den Männern der Gegenwart, die zur Be-

handlung des Gegenstandes des vorliegenden Buches ganz besonders durch ihre Stellung in der Wissenschaft wie im Leben berufen sind, und jeder, dem das öffentliche Leben unserer Tage am Herzen liegt, wird eine Schrift des Verf. über diese Fragen mit besonderer Freude begrüßen.

Um Irrthum und Wahrheit in den Vorstellungen von christlichem Staate und freier Kirche nachzuweisen, behandelt der Verf. zuvor die Fragen, ob in dem Evangelium die vorhandene Staatenordnung an sich als etwas dem Christenthume und dessen eigenthümlichem Wesen Entgegengesetztes, ihm Widersprechendes ist und ob hinsichtlich der allgemeinen Aufgabe des Staates das Wesen und die Gründungs- und Erhaltungsmittel des Reiches Christi als identisch mit dem Wesen und den Erhaltungsmitteln staatlicher Ordnung im Evangelium dargestellt werden. Durch eine eingehende Erörterung gelangt er in ersterer Beziehung zu dem Ergebnisse, daß in den Schriften des Neuen Bundes sich nichts von einem neuen Gesetze findet, welches in gesetzlicher Form von Gott oder Christus oder den grundlegenden Zeugen einer Wahrheit gegeben die Bestimmung hätte, die gesetzliche Grundlage eines neutestamentlichen staatlichen Gemeinwesens zu sein oder zu werden. Christus und seine Apostel bezeichnen die vorhandene staatliche Ordnung nicht als feindlichen Gegensatz zum Reiche Christi. Inhaltlich ist im N. T. nicht ein neues Gesetz für die gesellschaftlichen Verhältnisse des irdisch bürgerlichen Gemeinlebens und Gemeinwesens gegeben. Gleich der staatlichen Ordnung hat das Reich Gottes seinen Grund und seine Ordnung von demselben Gott, aber die Reichsordnung Christi beruhet auf der That Gottes in Christo. Nur wenn die Verschiedenheit des Staates und der Kirche und des Kirchenthums bestimmt anerkannt wird, läßt sich erkennen, ob und wie der Staat ein christlicher sein könne. In seinem Wesen kann es nicht liegen, wie es bei der christlichen Kirche der Fall ist. Ehe, Familie, Volksgemeinschaft sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern dieselben ursprünglichen Grundlagen staatlicher Ordnung gewesen. Der Staat erleidet, auf dieser Naturgrundlage erbaut, keine Aenderung, wenn seine Glieder und Leiter Christen sind. Die Christlichkeit des Staates besteht in der Anerkennung der Kirche, des Kirchenthums als des für das religiös-christliche Gemeinwesen und dessen Pflege organisierten bürgerlichen Rechtsinstituts. Die Gnadenherrschaft Christi, deren Wirkung die Kirche ist und deren Erhaltung das Kirchenthum dient und dienen soll, hat eine andere Quelle, als die der Rechts-

ordnung des Staates, und ruhet auf Mitteln ganz verschieden von denen des Staates. Die Gottesordnung des Staates wie der Kirche und des Kirchenthums sind nicht gegen einander, sondern für einander. Aber falsch würde eine Vereinerleung ihres Wesens, ihres Zieles, ihrer Mittel sein, und wo es irgendwie stattfindet, geschieht es zum Nachtheile der Kirche.

Der Verf. wendet sich nun mehr dem geschichtlichen Gebiete zu und seine Behandlung des Gegenstandes wird eine lebensvollere. Mit Recht und sehr schön weist er in Beziehung auf die falsche Hingabe der Kirche an den Staat auf den Ursprung und die Entstehungsgeschichte der Kirche, sowie auf die gewöhnlichen irdischen Endgeschicke derselben hin. „In eine gottentfremdete Welt hinein von Gott gezeugt, hatte die Kirche alles eher als den Staat und die staatliche Obrigkeit zur Säugamme.“ Und wo in der Zwischenzeit zwischen den Tagen des Anfangs und des Endes das feindliche Verhältniß sich in ein freundschaftliches umwandelte, da darf es zwar die Kirche als ein „zufallendes“ Gut hinnehmen, sie soll und darf es aber nicht als ein unverlierbares und unverzichtbares Besitzthum ansehen. Dies um so weniger, als nach der Weissagung der Schrift dem Ende nicht ein Einflang der Völker mit der Kirche und der Wahrheit in Christo, sondern ein Abfall derselben von dieser Wahrheit vorangeht.“ Das Reich Gottes, die Kirche, die Wurzel ihres kirchenthümlichen Daseins ist nicht von dieser Welt und bringt nicht die Gestalt eines Reiches dieser Welt, und deshalb soll die Kirche nicht mit den Machtmitteln der Reiche dieser Welt ihre Ziele verfolgen. Sie darf sich nicht scheuen, mit selbstverleugnender Hingabe bis zur Höhe und Tiefe des Blutzeugenthums auf die ihr fremde Macht des Staates und auf die Autoritätsansprüche des Unfehlbarkeit prätendirenden äußeren Kirchenthums zu verzichten. Die Signatur falscher Herrschaft trägt das angestrebte Weltkirchenthum, die Signatur falscher Botmäßigkeit, deren Umschlag eben das Staatskirchenthum ist. Sehr bemerkenswerth ist die Aeußerung des Verf., der überall gegen die thatlose Unterwerfung der Kirche unter den Staat mit Berufung auf das „vierte Gebot“, auf das Recht der „christlichen“ Obrigkeit, auf die Verpflichtung zum Gehorsam gegen das Königthum „von Gottes Gnaden“ Widerspruch erhebt, daß es keinen rechtlichen Sinn habe, wenn der Satz aufgestellt werde, daß, um ein eingetretenes Verhältniß zu rechtfertigen, der christliche Träger obrigkeitlicher Gewalt ein hervorragendes Glied der Kirche oder des Kirchenthums sei. Es liegt die Ge-

fahr zu nahe, daß eine christliche Obrigkeit mißbraucht werde, um von Staats wegen und mit Machtmitteln der staatlichen Ordnung zu setzen und zu erzwingen, was Sache der Kirche ist. Die Verschiedenheit der Kirche und des Staates ist und bleibt in Kraft, so lange das Wort des Herrn in Kraft bleibt, daß nicht die Gesamtheit der in den creatürlichen Lebensordnungen Stehenden der christlichen Heilsgemeinschaft angehören, sondern daß die Wesenswirklichkeit der Kirche und die Wesensberechtigung des Kirchenthums zur Voraussetzung die Existenz jener allezeit kleinen Herde habe, in welcher Christus Gestalt gewonnen und an welcher das Wort des Evangeliums sich als eine Kraft Gottes, selig zu machen, bewährt hat. Diese „Wenigen“ sind das Salz der Erde, wie alles Kirchenthums. Die rechtliche Gestaltung der Kirche zum Kirchenthum ist nicht schlechtthin Gottes Werk und Wirkung, sondern in ihrer Form menschliche Einrichtung, in öffentlicher Bethätigung menschliches Thun und deshalb der Möglichkeit menschlicher Verirrung und Ausschreitung unterworfen. Nicht in der gegenseitigen Unabhängigkeit, sondern in der gegenseitigen Beschränkung und Anerkennung findet die Wahrheit und Freiheit ihren Ausdruck. Schwierig ist die Grenzbestimmung, wo die Thätigkeit des Staates und der Kirche auf einem Gebiete zusammen trifft, wie bei der Ehe und der Schule. Was in Bezug auf die Ehe als irdisch-menschliche, sittliche Lebensgemeinschaft Rechtens ist, und zum äußern Schutz des Gutes der Ehe dient, ist Sache des Staates. Sache der Kirche ist es, in ihren kirchenthümlichen Ordnungen dasjenige auszusprechen und aufrecht zu halten, was zur Heiligung der Ehe im Geiste Christi nach Christi Wort dienlich ist und wider dessen Verletzung die Kirche nur mit den ihr eigenen Zuchtmitteln einzuschreiten befugt ist, nicht mit weltlichen Machtmitteln. — Jeder Unterricht, der nicht zur Erziehung und Charakterbildung dient, ist verfehrt. Die Kirche soll nicht den Besitz irdisch-menschlichen Wissens vermitteln, sondern den Geist, in welchem man dasselbe beßzt, durch die von Gott geschenkten Gnadenmittel reinigend, heiligend und verklärend durchbringen. Sehr treffend sind die Bemerkungen des Verf. in Beziehung auf die Schule und Pädagogik. Der Staat hat für nichts zu sorgen, als daß über der religiös-kirchlichen Erziehung nicht die grundlegende Vorbereitung zu bürgerlicher Berufsthätigkeit versäumt oder beeinträchtigt werde. — Zuletzt fragt der Verfasser: was denkt ihr von den Zuständen und der Beschaffenheit des gegenwärtigen Kirchenthums? Wenige vermögen die sogenannte Freiheit nur zu

vertragen; geschweige denn ihr Gut recht zu gebrauchen und ihre Gefahren mit starkem Muth und Arm nieder zu halten. Zunächst müssen wir innerlich frei und stark werden.

Das sind nur skizzenhafte Hinweisungen auf den reichen Inhalt des Buches, das nach dem Wunsche des Verf. Vielen, denen das öffentliche Leben der Gegenwart am Herzen liegt, als *Fermenta cognitionis* dienen möge.

Dr. M.

Wiese, L., Dr. Deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart. Ein Vortrag. 53 S. Berlin, 1871. Wiegandt u. Grieben. 8 sgr.

Die Vorträge des geehrten Herrn Verfassers erfreuen sich mit Recht einer allseitigen Anerkennung, weil er es versteht, die zeitgemäßen Fragen in geistvoller, anregender Weise, und nach neuen Gesichtspunkten in dem knappen Rahmen eines Vortrags zu beleuchten. Auch der vorliegende Vortrag verdient eine erste Beachtung, da er Fragen berührt, welche nicht nur den Pädagogen, sondern überhaupt allen Gebildeten nahe liegen müßten, und die sich jedem näheren Beobachter von selbst aufdrängen. Es wird von dem Verfasser anerkannt, daß im Volke ein anerkennenswerthes Streben nach Kenntnissen vorhanden ist, und daß Bildungselemente in reichem Maße verbreitet werden. Aber über die Ziele und Mittel der Bildung herrscht die größte Unklarheit; Kenntnisse seien verbreitet, aber verbunden mit bedenklicher Oberflächlichkeit, und das Schlimmste sei der Zwiespalt zwischen der weltlichen wissenschaftlichen Bildung und der Religion. Ohne an einer Herstellung der verlorenen Harmonie zu verzweifeln, macht der Verfasser besonders auf eine Gefahr und einen Mangel aufmerksam, der für unser Volk bedrohlich werden kann. Durch eine kurze Darstellung des historischen Bildungsganges, den die Menschheit genommen hat, wird erwiesen, daß an Stelle der Einfachheit die vielseitige Mannichfaltigkeit getreten ist, welche allerdings ein Erforderniß allgemeiner Bildung, doch aber auch die Noth unserer Bildung von Jugend auf ist; es müßte darauf ankommen, der Vererblichkeit des Vielen zu begegnen, um seiner dennoch froh zu werden. Um den Schaden der jetzigen Zeit in Bezug auf die Bildung zu charakterisiren, erinnert der Verfasser an die zwei Wege des wissenschaftlichen Verfahrens: *Analysis* und *Synthesis*, von denen er sagt, daß die analytische Betrachtungsweise auflöse, zerstücke, daher auch negativ zu sein und zu isoliren geneigt sei, die synthetische dagegen auf die Totalität und den lebendigen

Zusammenhang hinstrebt. Während nun das Alterthum, sowohl das klassische, als das christliche bis über das Reformationszeitalter hinaus den synthetischen Charakter trägt und überall den Eindruck des Einheitlichen macht, so steht unsere Zeit unter der Herrschaft der Analysis, seitdem der falsche Protestantismus das einzelne Subject von den objectiven Mächten auf sich selbst gewiesen hat. Die Wahrheit dieses Satzes wird durch den Hinweis auf die moderne Kunst, das religiöse Leben, und besonders auf die Schule dargethan, in welcher die Herrschaft der Analysis zu erheblichen Gefahren, besonders der Entleerung des Gemüthslebens und des ursprünglichen Vermögens, führt. Eine Rückkehr zur alten Einfachheit ist unmöglich, es muß die Bildung, wie jetzt die Dinge liegen, vielfach den Weg durch die Analysis nehmen, — aber führt er nicht zur Synthesis, und fehlt die zusammenhaltende Einheit, so ist es verderblich; denn das zusammenhangslose Wissen versperrt den Weg zur Wahrheit. Das Geschrei nach Confessionslosigkeit der Schule beruht ebenfalls auf der einseitigen analytischen Zeitrichtung, welche der Religion ihre centrale Stellung rauben möchte; und ebenso läßt sich das einseitige Fachstudium auf Universalitäten, die immer geringere Anzahl der Theologie Studierenden auf jenen Fundamentalschaden zurückführen. Wie auch im praktischen Leben die allgemein gültigen sittlichen Begriffe, in denen sonst Alle einig waren, mehr und mehr aufgelöst werden, wird an verschiedenen Beispielen klar gemacht, z. B. den Begriffen Recht, Freiheit, Gewissen, u. a., bei denen die jetzt herrschende Sprachverwirrung recht einleuchtend ist. Somit thut es gewiß Noth, sich einzuschränken und auf eine organische, zusammenhängende Auffassung bedacht zu sein. Vor Allem muß der Zusammenhang des Menschlichen mit dem Göttlichen festgehalten werden, und somit ist der christliche Glaube, der Göttliches und Menschliches verbindet, die tiefste Synthesis.

Wir hoffen mit dieser dürftigen Skizze des inhaltsreichen Vortrags vielen Lesern Lust zu eingehender Betrachtung desselben gegeben zu haben. Möchte er recht vielseitige Verherrlichung, besonders von Seiten der Pädagogen finden.

St.

F.

Auch eine Ansicht von der Todesstrafe.

Von einem Laien. 37 S. gr. 8. Berlin, 1871. J. Springer. 5 sgr.

Der ungenannte Verf. nennt mit Recht seine Anschauungsweise „nagelneu“ und „un-

erhört“, denn er leugnet einfach, daß die Todesstrafe eine Strafe sei. „Mit dem Tode ist's gerade genug! Die beiden letzten Sylben, die Strafe empfindet der Todte nicht mehr.“ Das ist ein ganz oberflächliches Gebrede. Der Tod und die Schrecken des Todes vor, bei und nach dem Fallen des Beiles — das ist die Strafe, die schwerste Strafe, welche von Menschen verhängt werden kann. Ein Reflectiren über den Vollzug der Strafe ist ja überhaupt nicht erforderlich. Jedemfalls kommen einem zum Tode verurtheilten armen Sünder schwerere Gedanken über die Todesstrafe, als dem seine Einfälle zu Papier bringenden Verfasser.

Die Todesstrafe läßt sich nur mit der Bibel verteidigen, alle anderen Begründungen sind nichts werth. Man kann nun nicht sagen, daß der Verfasser der Offenbarung feindlich gegenübertritt, aber das muß man sagen, daß er bei aller Aufrichtigkeit, der es noch gelingen kann, außerhalb der Anschauung steht, welche uns die Offenbarung darbietet. Während die heilige Schrift sagt, daß die Obrigkeit Gottes Dienerin ist, daß sie als Rächerin zur Strafe über Den, der böses thut, das Schwert nicht umsonst trägt (Röm. 13), ist der Verf. der Meinung, daß es unbefugte Annahme sei, wenn der Staat pure Strafe, daß der Staat nur aus Gründen „ganz egoistischer Selbsterhaltung“, aus Nothwehr dem Leben eines Menschen ein Ende machen könne. Utilitätsrücksichten, Zweckmäßigkeitsgründe sollen, nicht etwa bei Mord allein, nein, überhaupt die Entfernung des unverbesserlichen und allzugesährlichen Individuums durch den Tod nothwendig machen. Ein ganz unhaltbarer, gesetzlich gar nicht zu fixirender Standpunkt, dem u. a. schon die Thatsache ins Gesicht schlägt, daß wenige Mörder ihre Enthauptung als die ihnen von Gottes und Rechts wegen zukommende Strafe verlangt haben. Vom Standpunkt des Verf. aus hat der Staat, als die bürgerliche Gesellschaft gedacht, welche ohne göttliches Mandat ihre Geschäfte beforzt, überhaupt gar kein Recht zur Strafe. Giebt die Obrigkeit, welche Gottes Dienerin und als solche an die in der heiligen Schrift klar ausgesprochenen Grundsätze aller Criminaljustiz gebunden ist, ihren göttlichen Beruf in der Gesetzgebung auf, dann verbient sie von den Mächten des Abgrundes verschlungen zu werden.

Im Uebrigen erkennt Referent gerne an, daß die Broschüre des Laien nach verschiedenen Richtungen hin eine gesunde, gegen unsere heutige Criminalgesetzgebung reagirende Anschauung kundgibt. Dahin ist zu rechnen: das Dringen auf allgemeine Durchführung der Einzelhaft — was der Verf. in dieser

Rücksicht zur Sprache bringt, ist alles schlagend und aus dem Leben gegriffen — die Zurückweisung aller albern, gedankenlosen Sentimentalität bei der Beurtheilung der Todesstrafe und die Einschränkung der „seit Jahrhunderten hergebrachten, durchaus unveränderlichen Gefängnißstrafe.“ Da der Verf. nicht vor dem höchst bedenklichen „Brandmarken“ zurückscheut, muß es auffallen, daß er die so sehr empfehlenswerthe, populäre und wirkliche Prügelftrafe nicht erwähnt.

Was der Verf. zur Hauptsache ausführt, ist ohne Bedeutung; was er gelegentlich zu anderen Dingen bemerkt, verdient Beachtung. Schaden wird die Broschüre nicht verursachen.
D. K.

Geographie. Reisen.

Jahresbericht des steiermärkischen Landes-Archives zu Graz. 1. Jahrgang, 1869. Graz, 1870. Leuschner u. Lubensky.

Wie die Statistik, so gewinnt die archivalische Wissenschaft mit jedem Jahre an Bedeutung und Interesse, und obwohl diese ungleich älter ist als jene, so wetten wir doch beide noch in dem Ringen nach allgemeiner Anerkennung ihrer wissenschaftlichen und praktischen Wichtigkeit. Wir können darum ein Unternehmen nur willkommen heißen, welches vorläufig noch vereinzelt dasteht, aber voraussichtlich und hoffentlich doch bald zur Nachahmung auffordern wird. Das steiermärkische Landesarchiv führt sich mit dem oben genannten Jahresbericht in den weiteren Kreis der Bekanntheit ein und, indem dasselbe zunächst seine eigene Lebensgeschichte an die Öffentlichkeit bringt, giebt es uns den Beweis, mit welchem Interesse einsichtsvolle Männer sich schon vor Jahren diesem provinziellen Institute gewidmet und wie richtig sie die Anforderungen an dasselbe erkannt und befriedigt haben. Daß aber gerade die österreichischen Lande an archivalischen Schätzen besonders reich sind, kann bei dem Hinblick auf die geschichtlichen Erlebnisse derselben von vornherein vermuthet werden, und wir werden die urkundlichen Mittheilungen der Jahresberichte stets willkommen heißen. Der vorliegende 1. Jahrgang schließt mit drei historisch werthvollen Beilagen: 1) Maueranschlag wider Kaiser Friedrich III., 1478 (eine Mahnung, die Lande wider die Türken zu vertheiligen); 2) Absagebrief Bischof Siemons Broderich von Spanien an König Ferdinand I., 1527; und 3) Vorlage der i. ö. Regierung an den st. Landtag,

betreffend die Ursachen des Krieges mit Venedig, 1616.

Tschudi, Ivan. Graubünden und Veltlin, Reisetaschenbuch für Freunde der Alpenwelt. St. Gallen, 1868. Scheitlin u. Zollikofer. 20 Sgr.

Sehr brauchbarer und sicherer Führer in diesem Theile der pfadbereichen Schweiz. Die beigegebene Karte der Ostschweiz und die Uebersichtskarte der Schweiz, nebst den Gebirgsparnamen Piz Mundem und von Piz Langwerd, erhöhen den Werth des in sehr bequemen Format herausgegebenen Reisetaschenbuchs als einer nur zu empfehlenden Schrift.

Freiligrath, Ferd., u. Levin Schüding. Das malerische und romantische Westphalen. 2. Auflage. Paderborn, 1870. Ferd. Schöningh. In Lieferungen zu 10 Sgr.

In fast noch unbekannter Schönheit prangt das an dunklen Hochwäldern und felsigen Bergschluchten, an hohen Bergen und fruchttugenden Ebenen, an zahllosen Höhlen und Effen des Gewerbefleißes und an Stollen und Schächten des Bergbaues so reiche Westphalen. Fast ebenbürtig reihen sich die wechselvollen Bilder der malerischen Landschaften an die, welche wir schon längst am Harz, im Thüringerwalde, im Erzgebirge und anderen Orten bewundert haben, und kaum ist zu bezweifeln, daß der Tag schon gekommen, wo die Touristenpläne auch der rothen Erde und ihrer Naturschönheiten gedenken, und dieses Buch wird sich dann als willkommener Wegweiser Allen empfehlen. Aber über diesen Theil der deutschen Erde zog auch eine sagen- und thatenreiche Geschichte, und wenn das erste Blatt dieses Buches uns die Behmünde zeigt und das erste Gedicht uns vom dem Freisühl zu Dortmund singt, so steigen alsbald tief-ernste Erinnerungen an eine blutige Zeit vor uns auf und ziehen unsere Gedanken in fast räthselhafte Zustände eines urkräftigen Volkslebens zurück. Durch Westphalen ziehen sich aber auch die Spuren, welche einst die sieghaften Schaaren des Arminius gezogen, um in dem Teutoburger-Walde zum ersten Male die deutsche Erde von fremdländischen Cohorten zu befreien. Hier erinnert uns so Manches an die Blutbäder der heidnischen Sachsen und an die endliche Befehrung derselben und ihres großen Feldherrn Wittekind. So hat gerade dieser Theil des romantischen Deutschlands auch ein hohes geschichtliches Interesse, und gerade hierauf haben die Verfasser an

jeder Stelle ihrer Wanderung Rücksicht genommen, und neben den Schilderungen der herrlichen Landschaften auch der geschichtlichen Erinnerungen, welche daran haften, erzählend oder durch Einschaltung dichterischer Behandlung der Sagen oder geschichtlichen Ereignisse in bester Weise gedacht. So kann dieses Buch, welchem die feilende Hand der Herausgeber wie des Malers eine noch vollendetere Gestalt gegeben, sich getrost Allen als Führer anbieten, welche die lohnende Wanderung durch die Gauen der rothen Erde antreten wollen, und wäre es auch nur daheim im stillen Lesezimmer.

Walbmeier, Theophil (Pilgermissionar). **Erlebnisse in Abessinien** in den Jahren 1858—1868. 2. Auflage. Basel, 1869. C. F. Spittler. 11 Sgr.

Die einfache und gute, offenbar sehr lebenswahre Darstellung des schauerlichen Drama's mit dem Titel „Theodoros, König von Abessinien“ bietet in mancher Hinsicht Interessantes. Sie öffnet uns nicht nur einen klaren Blick in diese grauenvolle Heidenwirthschaft, in das Leben eines blutdürstigen Despoten und in die Folgen der sittenlosen Leidenschaft eines launenhaften Tyrannen, sondern es tritt uns auch das wunderliche Schauspiel entgegen, welches das momentane Erwachen des Glaubens an einen persönlichen, allmächtigen und gerechten Gott inmitten der Nacht des gottlosesten Treibens darbietet. An manchen Stellen des Buches sehen wir in dem König Theodoros ein seltsames Gemisch von weicher Wehmuth mit Zorn- und Rachedurst, von Gottvertrauen und Gottesfurcht mit der bodenlosesten Selbstvergötterung und Gottverspottung, den schändlichsten Mißbrauch der heidnischen Majestät mit dem Bekennen der eigenen jämmerlichkeit und Nichtswürdigkeit. Wie seltsam klingt doch der Ausruf dieses sich so übermächtig fühlenden und so despotisch regierenden Königs: „Habe ich nicht schon oft gesagt, daß ich lieber ein gewöhnlicher Arbeiter in Europa wäre, als hier in Abessinien König?“ Aber nicht nur die Person des Königs Theodoros erweckt unser Interesse, sondern ebenso sehr der uns gewährte Einblick in die jammervollen Zustände dieses so tief umnachteten und durch heidnische Tyrannei trotz einer nicht ungünstigen Veranlagung verwürsteten Volkes. „Es ist merkwürdig — sagt der König bei dem Anblick der im englischen Heere befindlichen Elephanten —, daß in andern Ländern selbst die unvernünftigen Thiere gezähmt und abgerichtet werden können, und hier in Abessinien wollen nicht einmal die Menschen

sich unterrichten und bilden lassen.“ Aber welche eine Tiefe der Selbstverblendung gehört dazu, wenn der über alle Begriffe grausame König seinem Volke diesen Vorwurf machen mochte, während er doch in der That Nichts anderes that und erstrebte, als was den Leuten seines Landes Verderben und Unheil brachte. — Die Geschichte der Gefangennahme der europäischen Missionare seitens des Königs in Folge seines durch unglückliches Zusammentreffen nach abessinischen Ansichten gefährlicher Umstände genährten Mißtrauens gegen dieselben und die Geschichte der englischen, mit der Niederlage und dem Tode des Königs Theodoros und der Befreiung der Gefangenen endigenden Expedition ist im Allgemeinen schon durch Zeitungen und Journal-Artikel bekannt; indeß diese ausführlicheren Schilderungen eines der unglücklichen Mitgefangenen werden doch zu einem specielleren Verständniß dieser Tragödie dienen und gern in weiteren Kreisen gelesen werden.

Jowa, die Heimath für Einwanderer.

Eine Abhandlung über die Hülfquellen Jowa's, enthaltend werthvolle u. nützliche Aufklärungen in Betreff des Staates, für Immigranten u. Andere. Veröffentlicht auf Anordnung der Immigration-Board von Jowa. 103 S. Mit 1 Karte. Des Moines, 1870. Druckerei des Jowa-Staatsanzeigers.

In dem Vorwort der Schrift von Fulton, Secretair der Einwanderungsbehörde, heißt es: Daß Jowa nicht nur dazu bestimmt ist, ein großer Staat zu werden, sondern es in Wirklichkeit schon ist, werden, wie wir hoffen, diese Zeilen einem Jeden, dem sie zur Hand kommen sollten, deutlich darthun. Möge die einfache Darlegung der Thatfachen Tausende bewegen, ihre Heimath in unserem Staate aufzuschlagen, um den Segen zu genießen, welcher denen, die kommen, zu Theil wird.“ — Die Schrift giebt historische Skizzen des Landes, sodann eine geographisch-topographische, sowie eine geologische Beschreibung des Landes, eine eingehende Besprechung des Feld- und Gartenbaues, der Staatsinstitute und Erziehungsanstalten (besonders Eisenbahnen), eine Erörterung der Kaufsbedingungen für Einwanderer, der verschiedenen Rechte und gesetzlicher Einrichtungen, eine allgemeine Auskunft über Volk und Leben des Staates, endlich statistische Tabellen über die Zustände und besonders auch über die klimatischen Verhältnisse von Jowa. Daß wegen der geographischen Lage und des Klima's dieser Staat gerade

für Deutsche geeignet ist und er deshalb bisher vielfach von deutschen Einwanderern aufgesucht wurde, muß hier hervorgehoben werden. — Das Mitglied der Staatsgesetzgebung und des Einwanderungs-Bureau's M. J. Kohns in Davenport erbietet sich in einer besonderen Beilage der Schrift, seinen deutschen Landsleuten gutes und billiges Land anzuweisen und dafür zu sorgen, daß Käufer einen genügenden Kaufbrief (deed) erhalten. Etwaige frankirte Briefe mit Anfragen wird er bereitwillig beantworten.

W.

G.

Göke, Karl, Professor Dr., Oberlehrer am Pädagogium des Klosters Unser lieben Frauen in Magdeburg. **Geographische Repetitionen** für die oberen Klassen von Gymnasien und Realschulen. 95 S. gr. 8. Mainz, 1871. E. G. Runze's Nachfolger. 12 sgr.

Der Verfasser des genannten vor wenig Wochen erschienenen Buches will im Anschluß an das „Historische Hilfsbuch für die oberen Klassen von Gymnasien und Realschulen“ von Probst Dr. Herbst „dazu beitragen, dem Unterrichte in der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit in den obersten Klassen unserer höheren allgemeinen Bildungsanstalten eine feste geographische Unterlage zu geben.“ Referent hat die Schrift mit großem Interesse gelesen. Es ist ja richtig, was der Verf. in der Vorrede selbst auch ausgesprochen hat, daß es geographische Lehrbücher genug giebt und daß von Jahr zu Jahr neue erscheinen. Aber trotzdem kann unser Buch mit dem Anspruch auftreten, einem dringenden Bedürfnis abhelfen zu wollen. Der Geschichtslehrer gebraucht kurze, übersichtliche, in medias res einführende, durch schlagende Parallelen und geschichtliche Andeutungen orientirende geographische Bilder. An dergleichen geographisch-historischen Uebersichten ist aber durchaus kein Ueberfluß. Das vorliegende Buch bietet uns solche der Geschichte jedes Landes vorauszuschiebende geographische Skizzen. Der Verf. hofft, daß der kundige Leser es selbst am besten merken werde, was das Buch den einschlagenden Werken von „K. Ritter, v. Noon, Petermann, Pütz, Rapp, v. Klöden, Daniel, v. Sydow, Foß, Guthe u. a. zu verdanken habe“, und verzichtet deswegen mit Recht auf einzelne Citate. Nur zuweilen sind charakteristische, gleichsam klassisch gewordene Bezeichnungen aufgenommen, auch in kurzen Anmerkungen noch eine Anregung für denkende und reisere Schüler gegeben, die auch den meisten Lehrern nicht unwillkommen sein möchte. So

wird, um nur einiges zur Illustration herauszuheben, die Stadt Wittenberg als am „Uebergang aus Franken und Thüringen nach der Mark“ gelegen veranschaulicht, dazu in der Anmerkung auf „die Linie Berlin, Großbeeren, Dammowitz, Wartenburg, Leipzig“ hingewiesen (S. 10). Nachdem an einer andern Stelle (S. 50) als die Hauptursachen der englischen Macht und Seeherrschaft „die vermittelnde Stellung zwischen dem maritimen Europa und der oceanischen Welt, die an Griechenland erinnernde Küstenentwicklung, die günstigen Erhebungsverhältnisse, die durch das Seeklima begünstigte Ertragsfähigkeit des Bodens, der Reichtum an Erzen und Kohlen und die glückliche Mischung der Bevölkerung zu einem charaktervollen eigenartigen Ganzen auf germanischer Grundlage“ — als ein in sich abgeschlossenes kleines ethnographisches Bild gleichsam vor unsern Augen dargestellt sind, wird wieder in einer Anmerkung sehr ansprechend der Uebergang zu den englischen Colonien gemacht mit den Worten des Ministers Fox: „England ist nur unser Absteigequartier, aber die Welt, das ist das eigentliche England.“ Zuweilen ist der Stoff zu massenhaft gehäuft, wie z. B. bei der Schilderung der Rheinufer und der angrenzenden Gebiete, wo fast jeder Fuß breit historischer Boden ist. Aber das ist überhaupt, wie bei jedem andern Schul-Compendium, so auch bei diesem Unterrichtsmittel als unerläßliche Bedingung vorzusetzen, daß der Lehrer den in seiner ganzen Fülle dem Schüler noch nicht lebendig gegenwärtigen Stoff diesem erst recht zum Bewußtsein bringe. Das Buch will nur der Rahmen sein, innerhalb dessen sich in enger Verbindung mit der Geschichte die geographische Anschauung besonders unserer Primaner, denen oft Deutschland eine größere terra incognita ist als Hellas und Italien —, auf Grund des früheren elementaren Unterrichts erneuern und vervollständigen, dann gleichsam vergeistigen oder besser beleben und als ein Charakterbild von jedem einzelnen Lande befestigen soll. — Leicht ist die Aufgabe nicht. Aber gerade deswegen hat man ein großes Verlangen nach kundigen Führern. Wir können das obige Buch dazu auf das dringendste empfehlen und wünschen ihm zu diesem Zwecke eine möglichst große Verbreitung.

M.

F. G.

Schwerdt, H. **Jahrbuch der neuesten und interessantesten Reisen**, für Jung u. Alt bearbeitet. Langensalza. Grefßer. 15 sgr. à Heft.

Es liegen von diesem Werke bis jetzt

5 Hefte, je 2 ein Bändchen bildend, vor:
I. 1) Eine Ferienreise im Thüringer-Walde.
I. 2) Reise nach Aethiopien. II. 1) Deutsche
Nordfahrt. II. 2) Die Länder der Bibel.
III. 1) Die Pacificbahn und die Indianer in
Nordamerika.

Wie uns der Verf. in der Einleitung zu
seiner Reise nach Aegypten und Palästina er-
zählt, hat er von Jugend auf schon eine ganz
besondere Vorliebe für's Reisen und für Reise-
beschreibungen gehabt. Sein Beruf als Lehrer
hat ihm zunächst wieder das Studium der
über die Länder der Bibel erschienenen Bücher
nahe gelegt, und ihm endlich auch den Wunsch,
jene Länder selbst zu besuchen, zu einem un-
widerstehlichen werden lassen. Wiederrum war
es der Wunsch, zunächst seinen Schülern und
dann auch in weiteren Kreisen der Jugend ein
aus eigener Anschauung gewonnenes Bild
jener Gegenden zur Belehrung und Unterhal-
tung vorzuführen, was ihn jene Reise zu be-
schreiben veranlaßte.

So viel nun auch über diese Länder schon
geschrieben ist, so sehr kann doch jede Schilder-
ung derselben immer noch auf Theilnahme
rechnen, wenn sie, wie dieses hier entschieden
der Fall ist, von einem Manne herrührt, der
mit gründlicher Vorbereitung dieselbe antritt,
eine gute Beobachtungsgabe und eine klare
einfache Darstellungsweise hat, und was bei
der Schilderung der Verhältnisse dieses Landes
vor Allem nöthig ist, ebenso weit davon ent-
fernt ist, mühsam und künstlich Empfindungen
zu forciren oder zu erheucheln, die man etwa
für zeitgemäß halten könnte, als auch davon,
wo sie einfach und lauter sich einfinden, sie zu
unterdrücken. Gerade dieser Einfachheit und
Lauterkeit wegen, die sich überall zu erkennen
gibt, wird dieses Büchlein auch denen wohl
gefallen, die sonst schon viel und sehr gelehr-
tes über Palästina gelesen haben. Der Ju-
gend ist es aus diesem Grunde ganz besonders
zu empfehlen. — Die andern Bändchen —
mit Ausnahme des I. Heftes — geben eine
Darstellung der verschiedenen genannten Län-
der und Gegenden nach den besten Quellen.
Auch an diesen giebt sich überall die Gründ-
lichkeit und der redliche Wille zu erkennen, der
Jugend eine belehrende und wahrheitsgetreue
Schilderung der Verhältnisse in den verschie-
densten Ländern zu geben. Besonders anre-
gend ist das Heft „Deutsche Nordfahrt.“ Bei
dem regen Interesse, das durch Petermann's
Bemühungen in ganz Deutschland für die
Nordpolarländer erweckt wurde, wird dasselbe
sehr vielen auch nicht mehr der Jugend An-
gehörigen sehr willkommen sein, indem es eine
gründliche Uebersicht über alle früheren Expe-
ditionen, sowie eine klare Unterweisung darüber

gibt, welche Wichtigkeit und welche Schwierig-
keit derartige Unternehmungen haben. Möchte
der Verf. noch eine große Reihe solcher Hefte
zum Nutzen unserer Jugend folgen lassen.
P.

**Möhl, G., Dr. Oro-hydrographische u.
Eisenbahn-Wandkarte von Deutsch-
land.** Kassel. Fischer. Auf Steinwand
in Mappe 6 $\frac{2}{3}$ thlr.

Gute Karten sind das wesentlichste Hilfs-
mittel der Geographie, beim Unterrichte in den
Schulen ganz unentbehrlich. Gerade in diesen
sollte man das Beste, was man haben kann,
verwenden und jede Karte, die sich bemüht,
das Beste für den Unterricht zu bieten, ver-
dient auch die beste Empfehlung. — Von den
vielen guten und großen Wandkarten, die wir
in Deutschland besitzen, zeichnet sich die vor-
liegende höchst vortheilhaft aus, indem sie die
in unseren deutschen Kartenwerken allgemein
angenommene Lehmann'sche Methode der Dar-
stellung der Reliefverhältnisse (bei angenom-
mener verticaler Beleuchtung) verlassen hat
und durch Annahme einer schiefen Beleuchtung
ein mehr plastisches Bild der Bodenbeschaffen-
heit zu erreichen sucht. Diese Methode, die
bei großen nicht deutschen Generalstabskarten,
z. B. der Dufour'schen für die Schweiz, an-
gewendet wurde, bietet mancherlei Vortheile.
Bei dem kleineren Maßstabe, der bei einer
Wandkarte eines größeren Landes allein an-
gewendet werden kann (bei der vorliegenden
Karte 1:1,000,000) bietet sie jedoch man-
cherlei Schwierigkeiten dar. Jeder, der die
Karte sieht, wird bei näherer Betrachtung er-
staunt sein zu bemerken, wie glücklich dieselben
von Möhl fast sämmtlich überwunden sind,
und beim ersten Blicke schon wahrnehmen, wie
sehr die Karte den Anblick eines Reliefs er-
zeugt, wie scharf und bestimmt die verticale
Uebersicht des Bodens aus derselben her-
vortritt.

Zweierlei wünschte Referent an der Karte
etwas anders. Einmal, wenn auch nur mit
schwachen Punkten angegeben, die fehlenden
politischen Landesgrenzen. Sie würden den
Eindruck des Reliefartigen nicht stören und
den Werth der Karte erhöhen; dann die An-
gabe der Höhen nicht in Metern. Dieselben
sind bei uns noch gar nicht eingebürgert,
stimmen mit den Lehrbüchern der Geographie
noch gar nicht überein, weil in diesen alle
Höhenangaben nach Fußern verzeichnet sind.
Ob sich dieselben auch für diese Anwendung
verschaffen werden, selbst wenn im gewöhn-
lichen Leben das Metermaß eingeführt sein
wird, ist doch noch sehr zweifelhaft, nach der

Ansicht des Referenten auch gar nicht wünschenswerth, indem das Metermaß für Berg Höhen weniger praktisch erscheint als das Fußmaß, insofern als es dem Gedächtniß leichter wird, bei höheren Zahlen etwa um je 1000 Fuß Höhe die Differenzen zu merken, als um zwischenliegende Zahlen. Man kann gewiß ganze Zahlen mit Tausenden 2, 3, 4, 10 Tausend leicht merken; wollte man ebenso mit den Metern verfahren, so wären die Differenzen denn doch zu groß, da ja bekanntlich 1000 Meter mehr als 3000 Fuß betragen. Um dieselbe Genauigkeit zu erreichen, müßte man dann immer Tausende und Hunderte bei Anwendung des Metermaßes im Gedächtniß haben.
P.

Pädagogik.

Jäger, Oskar, Dr., Dir. des R. Friedrich Wilhelm-Gymnasiums u. der mit demselben verbundenen Realschule I. Ordn. zu Köln. Gymnasien und Realschule I. Ordnung. 52 S. Mainz, 1871. 7 1/2 fgr.

In dieser Broschüre wird auf die im Königreich Preußen eben obschwebende Frage wegen Zulassung von Realschul-Abiturienten zum Universitäts-Studium in verneinendem Sinne geantwortet. Der Verf. steht als Philolog auf dem streng humanistischen Standpunkt und bestreitet, daß irgend ein anderes Fach, als das der altclassischen Sprachen, den Menschen harmonisch und eigentlich wissenschaftlich zu bilden geeignet sei. Und zum Studium will er in allen Fällen nur classisch gebildete Jünglinge zugelassen wissen. Er zieht in dieser Hinsicht Parallelen zwischen den Abiturienten einer Gymnasialprima und denen einer Realprima I. D. (mit Latein und Englisch statt Latein und Griechisch) und findet die ersteren, was sich am unzweideutigsten aus dem deutschen Aufsatz jedesmal ergebe, im Durchschnitt unbestreitbar geistig überlegen. Als Einwendungen dagegen, daß die Realschulen I. D. nach ihrer jetzigen Einrichtung geeignete Vorbildungsanstalten für die Universität seien, führt der Verf. dreierlei an: den Mangel an einem centralen Unterrichtsfach; die principiell unrichtige Stellung desjenigen Fachs, welches allein für künftige Studirende diese centrale Stellung einnehmen könne (des Lateins); und die Untauglichkeit derjenigen Unterrichtsgegenstände, in denen man den Ersatz für jenes mangelnde Fach finden zu können meine, ihre Untauglichkeit zu diesem besondern Zweck, möge sonst der Werth

derselben sein welcher er wolle. Die energische Concentration, welche das Gymnasium mit seinem Latein und Griechisch festhält, fehlt dem Realschulplan auch in der Oberrealschule mit seiner größtmöglichen Menge von Fächern; der Lehrplan, nach Möglichkeit die Kraft auf wenige durchgreifend bildende Gegenstände zu concentriren, damit sie für einen späteren höheren wissenschaftlichen Unterricht geübt sei, sei es nicht. Und die Stellung des Lateinischen in der Realschule I. D. als einer Anstalt, welche auf die Universität vorbereiten soll, sei das gerade Gegentheil des Richtigen. Unter allen Unterrichtsgegenständen ist dem Verf. das Latein derjenige, welcher den wissenschaftlichen Charakter am reinsten trägt: diesen Gegenstand, der, nirgends mit dem Tagesbedürfniß zusammenhängend, recht eigentlich für den Schüler das Wissen um des Wissens selbst willen repräsentire, in der Weise zu behandeln, daß man die Forderungen in jeder höheren Klasse herabstimme (VI 8 St. Latein, V u. IV 6 St., III 5 St., II 4 St., I 3 St.), heiße den streng wiss. Sinn abstumpfen, den die Vorbereitung zu akademischen Studien vielmehr steigern und schärfen sollte.

Dem Einwand: „Haben wir das Latein nicht, so haben wir dafür andere Dinge, die ebenso gut sind, und dem Griechischen gegenüber das Englische“, erwidert er, daß dieses Rechenexempel falsch sei und 20 Maulthiere doch immer kein Pferd machen, wo man ein Pferd brauche, sie mögen an ihrer Stelle so gut sein wie sie wollen. Der Bildungswert der Mathematik, Naturwissenschaft und der neueren Sprachen für Knaben und Jünglinge von 9—18 Jahren stellt er weit unter den der classischen Sprachen und vergleicht sie in ihrem Nahrungswert mit der Kartoffel, von der man wisse, daß ihr Gehalt geringer sei als der des Weizenbrodes, ob wir sie gleich als Gericht an ihrem Ort festhalten und nicht missen wollen. Und indem er zugiebt, daß ein Werk, wie Liebig's chemische Briefe etwa, mehr werth sei, als ganze Stöße philologischer Plunders, und die Verachtung begreift, welche die philologische Wichtigkeitserei mit kritischen Armseligkeiten erweckt, so sei aber damit noch gar nichts gesagt über den Werth oder Unwerth eines intensiven Betriebs der alten Sprachen als Grundlage für die höheren Studien. — Von Niemandem werde bestritten, daß die Mathematik dem jugendlichen Geist das nicht leisten könne, was ihm eine Sprache biete, allseitige Anstrengung des Geistes, und sie sei nicht geeignet, das centrale Fach zu sein. Und die Frage: „Sind die Naturwissenschaften einer Behandlung fähig, bei der für jugendliche Altersstufen, ebenso wie bei alten

Sprachen, ein nahezu vollständiges Gleichgewicht der receptiven und der productiven Thätigkeit stattfindet“, beantwortet der Verfasser gleichfalls mit Nein. Eine naturwissenschaftliche Wahrheit könne der Schüler recipiren, er könne sie nachdenken und sich repetirend einprägen; aber durch sein Denken erschaffen könne er sie nicht in dem Sinne, wie er die Periode, die er aus einer Sprache in die andere übertrage, durch sein Denken erschaffe. Und ehe der Mensch seinen Blick mit einigem wissenschaftlichen Erfolg auf die äußere Natur mit ihrer kosmischen Gliederung richten könne, müsse er an dem ihm Nächsten geschult sein, — der Welt des menschlichen Gedankens und seines Organs und Produkts, der Sprache. Der Vorzug gerade, von allen Gegenständen der genußvollste zu sein, reiche schon allein hin, sie zum centralen Unterricht ungeeignet zu machen. — Und der Geschichtsunterricht für sich, so unentbehrlich neben dem sprachlichen, könne den letzteren unmöglich ersetzen. Er habe eine belebende, erfrischende, erwärmende Kraft, aber nur eine geringe eigentlich bildende und nährnde für solche, welche die Geschichte noch nicht studiren können, sondern dies erst lernen sollen. Ueberhaupt irgend eine Wissenschaft zu studiren, dies könne man nur an den classischen Sprachen lernen. — Was die neueren Sprachen betrifft, so heiße es gewöhnlich, „man lernt an ihnen auch Grammatik, aber dabei dann auch statt Sprachen, die man für's Leben nicht brauchen kann, lebende Sprachen zur Conversation, zum Handelsverkehr, zum Briefschreiben, wie denn überhaupt der Triumph dieser neuesten Vorbereitung zum Studiren sei, daß man zwei Fliegen mit Einer Klappe schlage. Dies sei so einleuchtend, daß zwar nicht der große Kaufmann, der wisse was eine streng geschulte Denkraft für die Verhältnisse des heutigen Verkehrslebens bedeute, und nicht der Handwerker, der einen gesunden Respekt vor dem Latein und den studirten Leuten sich bewahrt habe, wohl aber der halbwissnerische Bourgeois und der Epicier, der sich nie größer dünke, als wenn er die Frage aufwerfen könne, wozu denn das Latein nütze? — des Griechischen zu geschweigen, das er mit dem Wissen von Königsberg selbstverständlich nur für einen alten Pöps erkläre. Jetzt gebe es einen neuen Pöps, den, daß zum Studiren wirklich praktische Erlernung unserer neueren Sprachen z. B. selbst für Mediciner, Juristen, Philosophen u. vor ihrem Eintritt in das akademische Studium ebenso richtig sei, als die intensive und selbst erarbeitete Kenntniß der alten Sprachen und der alten Culturwelt. Vinet sage in seiner klassischen Vorrede zur französischen Chrestomathie: „Die Unterdrückung

des Lateinstudiums sei ein directes Attentat auf dasjenige der franz. Sprache selbst. Das Latein enthalte die Wurzeln und das Verständniß des Französischen, so daß eine höhere Unterweisung hierin ohne jenes unmöglich sei; und die eigene Sprache gründlich zu lernen erheische jedenfalls das Studium der einen oder anderen fremden. Eine solche aber, wie etwa die deutsche, biete nie dieselbe Verührung und enthalte zumal nicht die Ausgangspunkte der Muttersprache.“ Das bishen Latein der Realschule I. D., das zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig sei, suche man wohl durch „berühmte Uebersetzungen“ zu vervollständigen, was übrigens nicht auch etwa für Shakespeare oder Macaulay gefordert werde. Aber die Einbuße, die ein Plato oder Sophokles sich bei der besten Uebersetzung müsse gefallen lassen, sei viel größer, als bei neueren, deren Denkweise in der verschiedenen nationalen Ausprägung sich im Ganzen so nahe berührt, daß die Verschiedenheit der Sprachen kein so großes Hinderniß bilde, wie bei den Uebersetzungen der Schriften des Alterthums. Der nächste Grund, welcher die neueren Sprachen als centrales Fach für eine Umstalt ungeeignet mache, deren Schüler den Höhen der Wissenschaft entgegen geführt werden sollen, sei gerade der, daß sie Sprachen des lebenden Marktes seien. Dies mache sie trivial und flach, bloß nützlich, so daß das utilitarische Princip, das dem Erlernen der neueren Sprachen mit Nothwendigkeit anhafte, durch alle Poren eindringe und ein rein wiss. Interesse an diesen Sprachen bei den Schülern nicht aufkommen lasse. Und wenn, wie Alles auf der Welt, auch die neuere Grammatik sich rein wissenschaftlich auffassen und behandeln lasse, so wäre damit dem Publikum, für welches die Realschulen ursprünglich und eigentlich bestimmt seien und das allerdings „ein Wort mitzusprechen habe“, am allerwenigsten gebiet. Die neueren Sprachen seien zugleich zu leicht, um 7—9 Jahre lang die Denkraft der Schüler als centrales Unterrichtsfach zu beschäftigen, und andererseits zu schwer, um von untern Menschen in einer Weise aufgenommen zu werden, wie sie dem Zeitaufwande für einen centralen Unterrichtsgegenstand entsprechen würde. Daß der Realschüler und gar der Primaner einen englischen Text, dessen Wörter er weiß und zu $\frac{3}{4}$ aus dem Deutschen, Französischen und Lateinischen errathen könne, ohne sonderlichen Denkaufwand glattweg übersehe, wisse jeder ebenso gut wie das andere, daß bei der griechischen Lecture die rechte Schwierigkeit und eigentliche Denkarbeit erst dann recht angehe, wenn er alle Wörter aus dem Lexikon beisammen habe. Ähnlich,

wenn wir Französisch mit Latein vergleichen, z. B. mit dem gebrungenen Styl nur eines Cornelius Nepos in seinen Feldherrn u. dgl. Französisch und Englisch stellen eben dem künftigen Studirenden im Vergleich mit den alten Sprachen zu leichte Probleme, als daß sie das centrale Fach sein könnten, welches wir haben müssen, wenn die Realschule I. D. für Universitäten ebenso gut vorbereiten soll, wie das Gymnasium. Uebersetzen aber aus dem Deutschen in's Englische oder Französische erfordere eine Routine und einen sprachlichen Feinsinn, wie er ohne längeren Aufenthalt im Lande selbst nicht zu erreichen sei. In der That sind Anglicismen und Gallicismen Sache der leiblichen Erfahrung, nicht der grammatischen Deduction. Der Charakter strenger Gesetzmäßigkeit, welcher dem Griechischen und mehr noch dem Latein eigene, fährt der Verf. fort, fehle beiden neueren Sprachen. — Und was das Deutsche betrifft, so habe zwar, wie der Verf. sagt, der abgehende Realobersecundaner in 5 Jahren 600, der abgehende Gymnasialobersecundaner nur 400 Stunden gehabt, und gleichwohl sei das Ergebnis, sowohl das Verständnis der gelehrten Klassiker, als was den deutschen Aufsatz betreffe, entschieden zu Ungunsten der Realschule. In der Realprima, wo immer nur ganz wenige Schüler sitzen und solche, denen es bewußtermaßen um höhere Ausbildung zu thun sei, ändere sich dies etwas zu Gunsten derselben, und doch stehen die Leistungen der Realprimaner um eine ganze Klassenlänge hinter denen der Gymnasialprimaner zurück, während sie allerdings im Uebertragen des Deutschen in's Französische oder Englische mündlich wie schriftlich an Gewandtheit und Sicherheit natürlicher Weise voranstehen.

Als Resultat zieht der Verf., ehe man die einheitliche Bildungsgrundlage unserer Hochschulen zerstöre und damit Realschule und Universität zugleich verpasse, müsse unparteiisch geprüft werden, ob wirklich, wie behauptet wird, die gegenwärtige Realschul-Organisation ihren Schülern diejenige geistige Kraft und Reife biete, welche notwendig sei für solche, welche studiren wollen. Ein Bedürfnis nach einer neuen, anders gearteten Vorbereitungsanstalt für akademische Studien neben dem Gymnasium existire nicht; wohl aber ein Bedürfnis für die Realschule I. D., eine vollere Prima zu haben. Es gebe Götterhaine und folglich müsse es auch Götter geben; und wir haben einmal diese Organisation, folglich müsse sie auch lebensfähig gemacht werden. Die betreffenden Petitionen entspringen nicht dem Gefühl der Stärke, sondern der Schwäche; man halte die Leere der Realprima für ein

acutes Leiden, zu heben durch Ertheilung akademischer Rechte, während es ein organisches Leiden sei, dem nur durch andere Organisation abgeholfen werden könne. Es ist das Symptom eines Dualismus. Die Einen wollten das Latein aus der Realschule verbannen, die sie als eine praktische Schule, als höhere Bürgerschule auffassen; die Anderen wollten die akademischen Rechte, d. h. sie wollten die Realschule als modernes Gymnasium. Damit aber sei die Sprengung der gegenwärtigen Realschule I. D. ausgesprochen. In der Realschule hole sich der Schüler bestimmte Kenntnisse und technische Fertigkeiten. Er orientire sich in seinen Fächern und auch in denen, die, wie z. B. Geschichte, über das Tagesbedürfnis hinaus liegen, aber er studire sie nicht. Der Verf. sagt: „Es ist klar, daß diese Schulen eine herrliche Mission und eine schöne Zukunft haben, und, sollten wir denken, es ist keine Herabsetzung der Realschule, wenn man sie erinnert, daß dies ihre erste und ursprüngliche Sphäre war. Diese Schulen sind einer sehr weitgehenden Entwicklung fähig und können ihre Fortsetzung, glauben wir, in einer technischen Hochschule finden. Aber Eins können sie nicht: sie können nicht studiren lehren in dem Sinne, wie das Gymnasium und die Universität studiren lehrt. Und was die Vorbereitung für die Universität betrifft, so ist zu einer doppelten Art von Vorbereitung, einer realistischen neben der gymnastischen, ein öffentliches Bedürfnis schlechterdings nicht vorhanden, und es scheint nur im Interesse der Realschule I. D. zu liegen. Und wenn die Realschulen I. D. nur lebensfähig sind durch Verleihung akademischer Rechte, d. h. dadurch, daß man ihnen einen Charakter aufsprüht, der ihrer ursprünglichen Idee entgegen ist, dann sind sie es überhaupt nicht.“ Man kann hier hinzufügen, es möchten gar viele den Vorzug einer höheren Gymnasialbildung, ohne dessen Anstrengung, im Griechischen zumal, und ohne die große Ausdehnung des Lateins. Am liebsten hätte man Gymnasien, worin man vom Griechischen dispensirt und dafür eine oder zwei neuere Sprachen (Englisch, Italienisch) gelehrt würde, wo das Latein mit weniger Anstrengung getrieben würde und man doch auf alle Privilegien und Ehren eines Gymnasiums einer gewöhnlichen Realschule gegenüber Anspruch machen könnte. Und dies würde wohl am meisten auf die Idee jener Oberrealschulen und ist es auch eigentlich, was nun den Verf. auf den Vorschlag einer eigenthümlichen Gymnasialreform führt. Er will nämlich außer den eigentlichen Realschulen: Gymnasien mit Realparallellassen ohne Griechisch, oder auch die Ausstattung von Realschulen mit Gymna-

sialparallelklassen und giebt dafür folgende gewichtige Gründe an. Für Unterklassen (9- bis 12 jährige Knaben) — Sexta und Quinta — welche die elementaren Grundlagen für die wissenschaftliche Bildung geben sollen, ist eine Verschiedenheit des Lehrplanes, ein Auseinanderhalten der realistischen und humanistischen Seite noch absolut unnöthig. Ein Auseandertreten geschieht erst in der Quarta (mit dem 12. bis 13. Jahre). In den Klassen von IV aufwärts ist in den einzurichtenden Realparallelklassen der Plan mit Ausnahme des Griechischen für sämtliche Fächer identisch mit den Gymnasialklassen und nur, wo Frequenzverhältnisse dazu nöthigen, brauchen besondere Klassen gebildet zu werden. Im andern Fall erhalten die Nichtgriechen im Besonderen in IV: Naturgesch. 2, prakt. Rechnen 2, Zeichnen 2 Stunden, in III: Englisch 4, Zeichnen 2 St., in II: Englisch 2, Französisch 1, Naturgesch. 3, Zeichnen 2 St., in I: Englisch 2, Franz. 1, Chemie 2—3, Zeichnen 2 Stunden. In der eigentlichen Gymnasialprima könnte aus Rücksicht auf die Forderungen der auseinandergehenden Fakultätsstudien der bisherige Plan dahin modificirt werden, daß 1) Latein mit 8, Griechisch mit 6, Mathematik mit 4, Religion mit 2, Deutsch mit 2, Geschichte und Geographie mit 3 St. (im Ganzen 25 St.) obligatorisch und daneben 2) Hebräisch mit 2, Zeichnen mit 2, ebenso Französisch, Englisch und Chemie je mit 2 St. fakultative Fächer wären. — Mit der anfänglichen Verbindung der Klassen wird nach Ansicht des Verfassers einem sehr ernstlichen Uebelstand abgeholfen, indem bei der bisherigen durch nichts gerechtfertigten Trennung die ganze Zukunft eines Knaben schon in seinem 9. oder 10. Jahre präjudicirt wird. Denn komme später, wenn die Eigenthümlichkeit des Schülers sich deutlicher zeige, in Quarta oder Tertia die Erkenntniß, daß man fehlgegriffen, so koste die Umkehr in der Regel ein volles Jahr und unterbleibe dann häufig auf Kosten vielleicht eines menschlichen Lebensglücks. Frühes Auseinanderhalten der Lehrpläne habe nur bei der eigentlichen praktischen Real- oder höheren Bürgerschule Sinn. Bei der vorgeschlagenen neuen Organisation erhalte auch der realistische Bildungsweg sein centrales Fach (während es bei der bisherigen Realschule I. D. hieß: non multum sed multa), es werde für höhere wissenschaftliche Bildung ein gemeinsamer, einheitlicher Grund gewonnen, der nöthige wissenschaftliche Halt und große Erleichterung des Erlernens neuerer Sprachen; er mindere sodann die Verschwendung an Geld und Lehrkräften und erleichtere die Aussonderung der minder befähigten, für die Stra-

pazen des Griechischen nicht gemachten Schüler, die sich gleichwohl höheren Studien in mehr praktischen Fächern zu widmen gedenken. Ob solchen Realklassen die akademischen Rechte einzuräumen seien? Dies könne zunächst eine offene Frage sein, obgleich der Verf. seinerseits nicht den geringsten Anstand nehme, sie zu bejahen. Uebrigens würden der Regel nach in jene Realklassen vorwiegend solche eintreten, die nicht studiren wollten, die Studirenden aber würden jedenfalls besser vorbereitet sein, als die Abiturienten der gegenwärtigen Realschulen I. D., gegen die er übrigens auch jetzt nicht rigorös sein wolle, da für einzelne Fälle immerhin Zulassung gestattet werden könne und es billig sei, den Zutritt zu Studien zu erleichtern. Uebrigens wünscht der Verf. nicht ein rasches Zustandekommen eines Unterrichtsgesetzes in Bezug auf Gymnasien und Realschulen, da die Realschulfrage in der That zu dem Abschluß durch einen legislatorischen Akt noch nicht reif sei.

In Allem zeigt sich das gereifte, gebiegene Urtheil eines sachverständigen und in dieser Angelegenheit sehr competenten Beurtheilers der vielbesprochenen Frage, eines Schulmannes, der, ohne Vorurtheil und ohne Voreingenommenheit für die eine Seite, auch gegen die andere nicht wegwerfend urtheilt, der die Dinge nimmt wie sie sind und jeder Partei gerecht wird. Vielen wird die lezenswerthe Broschüre, deren eingehende Besprechung wir uns nicht versagen konnten, zur Läuterung des eigenen Urtheils vielfach beitragen, und sie verspricht zum endlichen Austrag der Sache ihr gutes Scherflein beizutragen.

W.

G.

H. Rahl. Lehrplan für einlässige ultrakristische Schulen. Nebst einer Einleitung, betreffend den Unterricht in ultrakristischen Schulen, besonders Ostpreußens. IV u. 128 S., nebst angehängter Sections-Tabelle (Stundenplan) für die Wochentage. Berlin, 1871. Wiegandt u. Grieben. 15 gr.

Schon vor einer Reihe von Jahren hat sich der Verf. durch seine in gleichem Verlage erschienene Schrift „Clandius und Hebel nebst Gleichzeitigem und Gleichartigem“, worin er vor allem Seminaristen und Lehrer zur Beschäftigung mit der deutschen, zunächst der volksthümlichen Sprache und Literatur anzuregen suchte, einen rühmlichen und weit genannten Namen erworben; ja, seiner Schrift widerfuhr die doppelte Auszeichnung, daß sie durch Preussischen Ministerial-Erlass vom

27. Juni 1865 als ein in sehr vielen Beziehungen gelungenes Buch empfohlen ward, und daß sie 2 Jahre später auf der allgemeinen Ausstellung zu Paris unter den Fortbildungsmitteln und methodischen Handbüchern neben so vortrefflichen Sammlungen, wie denen von Wackernagel und Schtermeyer, ihren Platz fand.

Auch die vorliegende Arbeit darf der Lehrerwelt, soweit sie nach einfacher Methode strebt, über den Bereich der mehrsprachigen (utraquistischen) Volksschulen hinaus, mit bestem Grunde empfohlen werden, und beansprucht überdies ein culturgeschichtliches Interesse, indem sie mitten in die Entwicklung des geistigen Lebens in Ostpreußen seit Jahrhunderten hineinführt und eine lebendige Anschauung des fortschreitenden Germanisirungs-Processes gewährt. Letzteren will der Verf., was wir ihm lebhaft danken, in rechter Gewissenhaftigkeit nicht überstürzt sehen und warnt mit Rücksicht auf das geistliche Leben und im Einklange mit den einschlagenden rechtsbeständigen Verordnungen der Behörden für utraquistische Schulen, welche hier vollständig zusammengestellt sind, nachdrücklichst vor einem den nicht deutschen Kindern doch äußerlich bleibenden Religions-Unterricht in der deutschen Sprache, deren fleißigen Gebrauch als Unterrichtssprache er übrigens für den gesammten Preussischen Staat, auch zum Besten der fremdsprachigen Stimme selbst angelegentlichst anrath, da diese im praktischen Leben zu vielfach auf die deutsche Sprache angewiesen seien. Nothwendig ist daher auch in seinen Augen der Fortgang des Deutschwerdens; aber er will eben ein Werden, kein Machen. Entsprechend ist seine ganze Anschauung in Betreff des Unterrichts — eine einfache und gesunde, deren tief religiöse Grundlage wohl zu merken ist, obschon sie sich nirgends vordrängt. Im Einzelnen der Methode giebt sich überall der erfahrene Praktiker zu erkennen, dem man eben so gern bei allgemeinen Auseinandersetzungen, wie bei der besondern Durchsprechung des Anschauungsunterrichts, des Rechnunterrichts u. s. f. folgt. Auch die Winke für den Religionsunterricht, vorzugsweise für die einfältige Behandlung des Katechismus, sind recht werthvoll; namentlich weisen wir noch auf die Auswahl der Lieder und Sprüche zum Auswendiglernen hin.

Kurz das Buch zeigt uns einen Seminar-Director, der Herz und Kopf auf der rechten Stelle hat und auch mit dieser Gabe reichen Segen zu stiften vermag. Möge er jetzt in Brilon wie ehemals in Angerburg kräftig das Werk des Herrn weiter treiben!

Stettin.

Dr. A. Kolbe.

Wehrensennig-Hertlein, Luise. Kommt! Laßt uns den Kindern leben. Skizzen über weibliche Erziehung und Fr. Fröbel's Erziehungs-Idee, nebst einer kurzen Uebersicht der Fröbel'schen Spiel- und Beschäftigungsgaben. Wien. Fackner. 20 Sgr.

Die Erwartungen, welche mit dem Erfinder selbst Viele an eine allgemeine Einführung des Kindergarten-systems knüpften und knüpfen, sind theilweise zwar überspannt; die Grundidee ist aber so berechtigt und namentlich die Bedeutung des Spieles für die Erziehung eine so unleugbare, sowie die frühzeitige Gewöhnung an eine sorgsame Beschäftigung so wichtig, daß auch in Anstalten, welche nicht als Kindergärten gelten wollen, und in Familien genug von dem Samen bereits ausgegangen ist, den Fröbel gesäet hat. Genug? Nein, das nicht; auch wenn man weiß, daß Fröbel's System weder Alles leistet, noch auch nur das Alles, was Manche von ihm erwarteten, ist es zu wünschen, daß Viele, die dazu berufen sind, sich mit dem Wesen desselben vertraut machen. Dazu bietet das vorliegende Schriftchen eine gute Gelegenheit, indem es in übersichtlicher Darstellung die Hauptsache erläutert und für das Einzelne auf diejenigen Publicationen hinweist, welche zur praktischen Ausführung nöthig sind. In der ersten Abtheilung der Broschüre spricht sich die Verfasserin in wohlthuender Wärme dahin aus, daß die ganze Erziehung des weiblichen Geschlechts darauf zu richten sei, daß dasselbe seiner Erziehungsaufgabe gewachsen werde. Es ist wahr, daß die Anordnung des Stoffes und die Sonderung desselben hier und da in dieser Schrift einer Frau angefochten werden kann; aber die Verfasserin schreibt klar genug, um zu überzeugen, und gefällig genug, damit man das Heftchen gerne zur Hand nehme.

Dr. D. S.

Geßtel, Johannes. Die Kleinkinderschule in ihrer Bedeutung für die Arbeiterfrage. Magdeburg, 1871. Heinrichshofen. 5 Sgr.

Das kleine Schriftchen ist aus einem Vortrage entstanden und im Auftrage des Provinzialausschusses für innere Mission in der Provinz Sachsen herausgegeben, und die Thüringische Conferenz für innere Mission hat es für geeignet gehalten, das Heft an die Magistrate von 100 Thüringischen Städten zu schicken. Der Verfasser dringt auf die Vermehrung der Mutterhäuser zur Heranbildung von Kleinkinder-Lehrerinnen und spricht natür-

lich nur für die christliche Kleinkinderschule, nicht für die Spielschule oder die Kinder-Vereinanstalt überhaupt. Es ist zu wünschen, daß Viele das Schriftchen lesen, welche Veranlassung und Gelegenheit haben, dem Gegenstande praktisch nahe zu treten.

Dr. D. S.

Buchner, Director in Grefeld. Zur Schulbankfrage. Berlin, 1869. Guttentag. 9 Sgr.

Fast parallel mit dem Streit um die Confessionalität der Schulen geht die Schulbankfrage; auch diese ist eine brennende Frage des Schulwesens und die größten sanitätspolizeilichen Kapazitäten haben es für der Mühe werth gehalten, dieser Angelegenheit ihre Untersuchung und Feder zu widmen. Die angezeigte Abhandlung des Dr. Buchner behandelt den Gegenstand auf Grund eigener praktischer Erfahrungen, und können die darin ertheilten Winke und Vorschläge nur der Berücksichtigung Aller, welche mit der Ordnung dieser Angelegenheit zu thun haben, empfohlen werden.

Stade, Ludwig, Dr. Erzählungen aus der alten Geschichte. 7. Auflage. II. Theil: Römische Geschichte. Oldenburg, 1869. Gerh. Stalling. 15 Sgr.

Die Anerkennung, welche das Publicum diesem Werkchen bereits erwiesen, ist im vollsten Maße berechtigt. Vortreffliche Darstellungen, welche Alt und Jung gern lesen und aus denen Viele die Grundzüge der römischen Geschichte und ihre Helden kennen lernen werden.

Geißler, Adolf, Dr. Die Weltgeschichte (für Kinder) vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten; mit 24 Stahlstichen, in biographischer Form bearbeitet. Neue Ausgabe. Leipzig, 1868 fg. G. Senf. 4 Thlr.

Auf dem Titel muß die Stellung jener Parenthese frappiren, da es keine Weltgeschichte für Kinder giebt, wohl aber eine Bearbeitung derselben für diese. Doch das ist nebensächlich und soll unsere Anerkennung der die gestellte Aufgabe sehr gut lösenden Darstellung nicht beeinträchtigen. Diese ist sachlich gehalten, in erzählendem Tone, aber doch mehr lehrhaft, als zur Unterhaltung geschrieben, und behandelt den großen Gegenstand so knapp und so vollständig, wie Kinder des mittleren Alters ihn fassen können.

Dieltz, W. Die deutsche Geschichte,

mit Berücksichtigung der preussischen. Ein Wiederholungsbuch für Schulen. 2. Aufl. Quedlinburg, 1869. Ludw. Leop. Franke. 8 Sgr.

Sehr übersichtliche, den inneren Zusammenhang der geschichtlichen Thatfachen kurz und klar entwickelnde Darstellung, dem ausgesprochenen Zwecke völlig entsprechend.

Beder, J. Ph. Brandenburgisch-Preussische Geschichte, für Bürger-, Real- und Töchter Schulen. 6. Aufl. Altona, 1869. Aug. Prinz. 6 Sgr.

Sehr gut erzählt, auch wohl von Nicht-Schülern gern gelesen.

Lateinische u. griechische Sprachlehren

1) **Schulz, Ferd., Dr., Provinzial-Schulrath zu Münster. Lateinische Sprachlehre für Gymnasien.** Paderborn, 1871. Schöningh. 1 1/3 Thlr.

Diese Sprachlehre, die sich bereits der siebenten Auflage (seit 1848) erfreut, ist auch unter der letzten Hand den Grundsätzen treu geblieben, die sie den Sprachvergleichenden Anforderungen gegenüber in der Vorrede zur zweiten Auflage des Buches seiner Zeit ausgesprochen hat. Sich stützend auf eigene Erfahrung und auf das Urtheil praktischer Lehrer weist der Verfasser Weissenborn's Ansicht zurück, daß in der Formenlehre die sanskritischen Sprachforschungen wesentlich herbeigezogen werden müßten. Wenn wir auch nicht gerade der Meinung des Verfassers sind, daß dies für die Schule nachtheilig sein würde, so halten wir doch dafür, daß mit Einigem aus der Sprachvergleichung es nicht gethan ist, wenn diese wirklich intensiv sich verwerthen soll. Dafür ist aber das Gymnasium noch nicht der Ort, um auf derartige Standpunkte wirklich schon die lernende Jugend zu stellen, und erst die Hochschule wird und kann, aber auch nur für den künftigen Philologen oder Theologen, nachhaltige Anregung durch Sanskrit-Curse oder Sprachvergleichende Vorlesungen bieten. Zudem ist aber auch für das formale und reale Aufnehmen und Erlernen einer alten Sprache die Saglehre die Hauptsache, die Ethymologie hat nur eine secundäre Bedeutung!

Was die Methode für die Sprachlehre anbelangt, nach welcher das Lateinische zu erlernen ist, so ist diese — so urtheilt der Verf. vollständig richtig — nicht willkürlich erfunden und erfornen, sondern geworden und gewachsen und demnach den praktischen Bedürfnissen

angepaßt. Sie behandelt zunächst die Entwicklung der sprachlichen Formen, von den mehr konkreten Begriffen und einfacheren Bildungen des Nomens und seiner Unterarten fortschreitend zu den mehr abstrakten Begriffen und zusammengesetzten Formen des Zeitwortes. Auch wird ganz in derselben Ordnung und Reihenfolge in der Syntax (Satzlehre) das Zusammentreten dieser etymologischen Formen zum Satze dargestellt. In Bezug auf die lateinische Orthographie ist eine wesentliche Aenderung nicht nöthig gewesen in dieser letzten Ausgabe. Der Verfasser hatte schon in der Ausgabe vom Jahre 1862 die orthographischen Principien adoptirt, wie sie die Frankfurter Philologen-Versammlung besagten Jahres veranlaßte. Zu Neuerungen und Aenderungen konnte ihn selbst Brambach's Schrift: „Die Kestgestaltung der lateinischen Orthographie, Leipzig, Teubner 1868“ nicht veranlassen. Schätzenswerth muß die dem Buche beigegebene „Uebersicht der Römischen Literaturgeschichte“ genannt werden. Sie ist ein Surrogat am passenden Orte für einen Gegenstand, der auf dem Gymnasium doch sonst nicht systematisch getrieben wird.

G.

Gl.

2) Schnorbusch und Scherer, Dr. Dr. Griechische Sprachlehre für Gymnasien. Paderborn, 1871. Schöningh. 1 Thlr.

Vorliegende in zweiter Auflage erschiene Sprachlehre schließt sich in äußerer Hinsicht an die Schulz'sche lateinische Sprachlehre an. Auch merkt man in der Vertheilung und der Dekonomie des Materials die Winke, die der Verfasser obiger lateinischer Grammatik den Bearbeitern vorliegenden Werkes gegeben hat. Praktische Uebersichtlichkeit und richtiges Maßhalten zwischen dem Zuviel und Zuwenig, dieser Scylla und Charybdis der Schul-Grammatikschreiber, giebt sich auch in dieser Sprachlehre überall kund; wie beispielsweise in der Formenlehre beim Capitel über die Augmentation der Verba. Hier sind, was in den meisten andern griechischen Grammatiken vermißt wird, rücksichtlich des Augments der zusammengesetzten Verba sehr übersichtlich die Besonderheiten nachgewiesen, die nach und vor den Präpositionen zu beobachten sind, während andere Capitel, die in anderen Sprachlehren zu ausgedehnt behandelt sind, auf ihr richtiges, knappes Maß beschränkt werden.

G.

Gl.

Deter, Dr. Lateinisches Regelbuch für

den Schulgebrauch. Berlin, 1871. Hempel. 20 Sgr.

Ein recht praktisches, wie der Verfasser, Vorsteher eines Vorbereitungsinstitutes für Realschulen und Gymnasien, versichert, als Frucht aus einer vieljährigen Erfahrung und Unterrichtsthätigkeit hervorgegangenes Lehrbuch zum Einüben der lateinischen Grammatik! Es soll diese letztere nicht theoretisch-abstract von den Schülern zu Hause als Vorbereitung für die Schule auswendig gelernt, sondern die Regeln sollen an Beispielen sofort entwickelt dem Sprachbewußtsein beigebracht werden. Damit aber nun der Schüler beim Erlernen nicht von vornherein vor der Fülle der grammatischen Formen und Geseze zurückgeschreckt, so ist ein Weg immerhin geboten, auf welchem, gleichweit vom Zuviel, wie vom Zuwenig, ein mittleres Maß von Vocabeln und Regeln zum Einüben und Verbauen dem angehenden Sextaner und Quintaner gereicht wird. Es ist dem Verfasser gelungen, dies Ziel der Kürze und Einfachheit, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sowie der genügenden Vollständigkeit nach Kräften zu erreichen. Bei der Wahl der Beispiele ist es sogar zu billigen, daß nicht ewig Sentenzen oder historische Sätze gegeben werden, die in ihrer zu häufigen Auseinanderfolge leicht abspannen und ermüdend auf den Schüler wirken. Es dürfen schon auch einmal hausbacene Gedankenproben und Sätze mit unterlaufen. Die Hauptsache ist ja doch, daß sie zum klaren Verständniß der Regeln mit beitragen. In der sogenannten Syntaxis-ornata ist die Grammatik von Zumpt benutzt worden.

G.

Gl.

Zell, Wilhelm, Dr. Lateinisches Lesebuch für Sexta und Quinta, im Anschluß an die Grammatik von Ellendt-Sehffert. Berlin, 1871. Weidmann. 15 Sgr.

Dies Lesebuch, ein Seitenstück zu dem Haacke'schen Lesebuch, hat sich zur Aufgabe gestellt, mit Voraussetzung der Declinationen, des Hilfsverbs sum und der 4 Conjugationen — also ohne pronomen — den angehenden Lateinern so schnell als möglich fortlaufende, zusammenhängende Übungsstücke, statt der abgerissenen Sätze darzubieten. Natürlich war und ist bei diesem Bestreben eine gründliche Einübung der Formen und Regeln nicht möglich und letztere muß eben lediglich dem parallel nebenher laufenden deutschen Lesebuche zum Uebersetzen in's Latein überlassen werden. Die zusammenhängenden Stücke sind meist aus der Schirlitz'schen Historia romana

entnommen oder Paraphrasen des Geschichtswerkes von Livius. Letztere sind nun, bei dem natürlichen Streben, das schwierigere Material für die Zunge der Tironen zu präpariren, manchmal etwas deutsch-lateinisch ausgefallen, wie z. B. die Wendung jam quid fit? u. dergl. — Den Vorwurf allzu großer Schwierigkeit der Lestücke wird wohl nicht leicht Jemand erheben.

G.

G.

Magnin, J. P. Manuel pour l'enseignement pratique de la langue française. Wiesbaden. Kreidel. 1) Französisches Lesebuch, als Grundlage der franz. Conversation. 14 Sgr. 2) Gespräche zu dem franz. Lesebuche. 28 Sgr.

Darüber ist man längst im Reinen, daß die modernen Sprachen so erlernt werden müssen, daß man später dieselben auch praktisch-conversatorisch handhaben könne. Diesem Zwecke sollen beide hier angezeigten Schulbücher entsprechen. Bei dem obigen Lesebuch ist besonders hervorzuheben, daß daraus alle jene albern und abgedroschenen, längst aller Welt bekannten Anekdoten ausgeschlossen sind, welche an und für sich wenig zur Reproduktion eintreten, dann aber auf Geist und Geschmack des Lernenden nachtheilig und fälschend einwirken. Dem Gebiete des wirklichen Lebens entnommene Begebenheiten, belehrende Darstellungen von culturhistorischem Interesse aus Geschichte, Geographie und Statistik bilden den Inhalt des Buches. Sehr empfohlen wird dadurch das Lehrmaterial, daß darin das gegenwärtig herrschende französische Sprachidiom in allen seinen besonderen, oft durch die Mode bestimmten Farben und Schattirungen wiedergegeben wird, so daß der Lernende wirklich auf dem Laufenden (au courant) erhalten wird. Es ist gewiß sonderbar und höchst unpraktisch, wenn ein Schüler nach jahrelangem Studium der französischen Sprache dahin gelangt, Einiges aus Bossuet oder Racine zu interpretiren und commentiren, aber nicht im Stande ist, auch nur einigermaßen mit einem Industriellen über gegenwärtig existirende, actuelle Verhältnisse conversatorisch sich auszulassen. Durch Benutzung unseres Lesebuchs und der sich daran anschließenden analisirten Conversationen wird dem wahren Bedürfnis entsprochen, indem durch derartige Übungen nimmehr der Schüler an freies Handhaben des Französischen bei vollständig von ihm beherrschten und ihm zum geistigen Eigenthum gewordenen Sprachstoffen gewöhnt wird. Für alle Lehranstalten, welche für das praktische Leben vor-

zubilden berufen sind, wie Real-, Bürger-, Mädterschulen und Privatinstitute, wird die Benutzung dieses Buches die Zweite wesentlich fördern, und solchen ist es darum ganz besonders zu empfehlen.

G.

G.

Literaturgeschichte.

Hettner, Hermann. Göthe und Schiller. (Separatabdruck aus Hettner's Literaturgeschichte des 18. Jahrh.) Zweite Abtheilung. Das Ideal der Humanität. Braunschweig, 1870. Bieweg und S. 2 5/6 thlr.

Der Titel paßt nicht recht, da neben Göthe und Schiller, welche allerdings den größten Raum einnehmen, auch der Philosoph Kant, die Philosophen Hegne und Wolf, die Geschichtsschreiber J. Müller u. a., die Componisten Mozart, Beethoven und Weber, die plastischen Künstler Thorwaldsen und Schinkel, die Maler, die romantischen Dichter und der Humorist Jean Paul eingehend besprochen werden, sodaß das Buch nicht nur über „Schiller und Göthe,“ sondern sogar über eine „Literaturgeschichte“ hinausgreift und eigentlich „Geschichte der Literatur und Kunst“ betitelt sein müßte.

Das Werk ist mit vielem Fleiß, vieler Kenntniß und tüchtigem Studium gearbeitet; ein idealer Sinn, welcher zum Nil admirari einen Gegensatz bildet, vor Göthes und Schillers Größe sich beugt, und gegen unverständige und beschränkte Angriffe beide in Schutz nimmt, berührt wohlthuend, und wir begegnen in dem Buche vielen feinen und wahrhaft geistreichen Gedanken. Ganz besonders gelungen durch Treue und Klarheit bei großer Kürze erscheint das Referat über Schillers Abhandlung „über naive und sentimentale Dichtung.“ Bei all diesen aner kennenswerthen Vorzügen leidet das Buch aber doch an erheblichen Mängeln, ja an prinzipiellen Fehlern. Einen idealen Sinn zwar sprechen wir dem Verf. zu, aber an Klarheit der Erkenntnißprinzipien fehlt es ihm durchaus. Er zeigt sich abweisend beeinflusst von zwei Dogmen des Zeitgeistes, die sich durchaus nicht mit einander vertragen: dem idealistischen Pantheismus und der modernen materialistischen Naturforschung. Einig sind beide (und mit ihnen der Verf.) nur in der ablehnenden Stellung zum Christenthum. „Nicht eine christelnde (sic) und alterthümelnnde Kunst, sondern eine rein und frei menschliche“ ist Hettner's Ideal (S. 563). In diesem Sinne ist er durchaus Idealist

(und zwar pantheistischer), und legt für die „unverbrüchliche Idealität“ von Göthes *Iphigenia*, *Tasso*, *Hermann* und *Dorothea* eine ritterliche Lanze ein. „Das Ideal des modernen Menschenthums“ ist sein Prinzip. Daß ihm von diesem Standpunkt aus die Religiosität der *Jer. v. Klettenberg* als „Schwärmeri und Phantastik“ (S. 121) erscheint, ist in der Ordnung; aber wie verträgt sich nun mit diesem Idealhumanismus der materialistische Empirismus, den der Verf. in andern Partien seines Buches an den Tag gelegt? Besonders da, wo er philosophische Systeme zu beurtheilen sich unterfängt. Von Schellings Naturphilosophie wagt er zu behaupten (S. 441), „diese phantastische Naturbetrachtung habe lange Zeit verderblich die gesammte deutsche Naturforschung beherrscht.“ Ganz anders urtheilte bekanntlich *M. v. Humboldt*; auch sollte und könnte der Verf. wissen, daß Schellings naturphilosophisches Denken der empirischen Forschung vorgearbeitet und auf wichtige chemische Entdeckungen hingeleitet hat. Ein solcher Denker, wie Schelling, thäte unser heutigen, mehr und mehr in Gedankenlosigkeit versinkenden Naturforschung wahrlich recht Noth! — Auch *Fichte's* abstracter Idealismus, (seine *Jah-Lehre*) ist dem Verf. nichts weiter als „Phantastik“!! (S. 438). *Kant's* Annahme angeborener Denkformen und eines angeborenen Sittengesetzes erklärt *Hettner* für verkehrt; wahr sei in *Kant* nur „die Rückführung aller Erkenntniß auf empirische Erfahrung“ (!) — eine Rückführung, die man bei *Kant* vergeblich suchen wird! — Jene Lehre von den Kategorien sei „ein zopfiger Unterbau, trotz welchem der übrige Bau feststehe.“ Mit der Lehre von der Unsterblichkeit und vom Dasein Gottes sei es *Kant* nicht Ernst gewesen; beides habe er nur aus „weltfluger, äußerer Unbequemung vorgetragen. Was bleibt denn nun, wenn die Kategorien und Anschauungsformen, der Kateg. Imperativ, die Unsterblichkeits- und Gotteslehre weggenommen sind, vom ganzen System *Kants* noch „fest stehen“?! *Kant's* Lehre von Raum und Zeit als aprioristischen Anschauungsformen soll „vor der heutigen Naturwissenschaft schlechterdings unhaltbar sein;“, „die heutige Wissenschaft weiß unumstößlich, daß auch die Begriffe von Raum und Zeit und die sogen. Kategorien sich erst erfahrungsmäßig in uns entwickeln.“ Daß Raum und Zeit ein mehr als bloß subjektives Sein haben, ist richtig; aber hat *Hr. Hettner* sich wohl schon einmal die Frage vorgelegt, wie es komme, daß in einem Steinblock, der doch auch in Raum und Zeit und in den Kategorien der Wirklichkeit und Nothwendigkeit existirt und den verwit-

ternden Einfluß der Zeit an sich erfährt, sich gleichwohl kein „Begriff“ des Raumes, der Zeit, der Nothwendigkeit zc. entwickelt? Damit Begriffe zu Stande kommen, wird also doch wohl noch etwas anderes nöthig sein, als die, von außen an das *Ens* herantretende objektive empirische Erfahrung; ein *Ens cogitans* wird nöthig sein, das jene Kategorien nicht in dem Empirisch-erfahrenen finden könnte, wenn es sie nicht in sich trüge. Wahrlich, jenem gedankenlosen Empirismus gegenüber möchte man rufen: *Vivat Hegel!*

Ueber Philosophie mitzusprechen, hat der Verf. offenbar keinen Verus. Seine starke Seite liegt in der Kunstgeschichte; aber freilich auch hier wirken seine empirischen und dem Christenthum abgewendeten Anschauungen oft genug hemmend und verwirrend. Das „rein Menschliche“ im pantheistischen Sinn ohne jegliches Walten einer die Geschichte regierenden Gottheit ist sein Element. So kommt es nun, daß er, wo irgend ein Geschick ihm begegnet, das nicht vom Menschen selbst herbeigeführt ist, kopfscheu wird und „die antike Schicksals-idee“ vor sich zu sehen glaubt. Damit hat er sich den reinen Genuß gerade der schönsten Schiller'schen und Göthe'schen Werke verbaut. Nach *Hettner's* ästhetischen Kathedismus gibt es dreierlei Gattungen von Tragödien, erstlich Charaktertragödien, wo der Mensch mit freiem Willen rein durch eigne Schuld Unglück über sich herein ziehe, zweitens Schicksalstragödien wo eine übermenschliche Macht, ein blindes Schicksal, Unglück und Untergang über ihn verhängt, und drittens Prinzipientragödien, wo zwei gegeneinander berechnete sittliche Prinzipien im Kampfe mit einander liegen. Die Erfindung dieser dritten Gattung vindicirt er wesentlich der Neuzeit, während doch *Antigone* und *Philoctet* die wahren Urtypen dieser Gattung sind. Die begriffliche Scheidung der zweiten und dritten Gattung ist grundverkehrt. Beide fallen in eins zusammen; denn wo zwei entgegengesetzte sittliche Forderungen zugleich an den Helden herantreten, denen er nicht zugleich gerecht werden kann, da liegt in einem Nicht-können, nicht in einem Nicht-wollen, also in einem über ihn kommenden Geschick, und nicht in seinem freien Thun, die Ursache seines Untergangs. Aber selbst die Gegenüberstellung der Charaktertragödie und der Schicksalstragödie ist unhaltbar. Nach *Hettner's* Meinung sollen Shakespeares Trauerspiele „Charaktertragödien“ sein, wo der Mensch nur durch sein freies Thun Unglück über sich bringe. Wahr ist, daß bei Shakespeare kein Held untergeht ohne eine Schuld, die auf ihm lastet; aber meist ist es eine kleine, oft eine verhüllte Schuld (man denke an *Cordelia* und

Othello!) die durch ein Walten der Gottheit — und bei Shaffpear nie ohne ein solches — an's Licht und vor Gericht gezogen wird.*) Wenn dem Leonatus und dem Macbeth sein Geschick durch Orakel vorausverkündigt wird, und Macbeth seinem Geschick nicht enttrinnen kann, so ist dies gerade so gut „Schicksalstragödie“ in Hettner's Sinn, als die von ihm mit schwerem Unrecht getadelte Braut von Messina. Schicksalstragödie im wahren Sinne des Wortes ist nur die, in welcher über den Helden ohne sein persönliches Verschulden das Unglück — mithin als blindes Schicksal — kommt, wie bei Oedipus und Orest. Zu dieser Gattung gehört die Braut von Messina nicht; es ist eine ganze Kette sündlicher persönlicher Verschuldungen, wodurch hier das Verderben herbeigeführt wird. Die Prophezeiung behält nur darum Recht, weil die Thoren sich ihrer Erfüllung durch Trotz und immer neue Frevelthaten entziehen wollen, anstatt durch demüthige Reue und sittliche Umänderung. Daß der Uebel größtes die Schuld ist (nicht das Orakel!) auf diese Spitze läuft diese ganze Tragödie hinaus. In diesem Sinne behalten „die Götter“ Recht. Es ist kein anti-blindes, sondern ein gerecht-richtendes also sehendes „Schicksal“, eine waltende Göttermacht, die Schiller uns vorführt, gerade wie Shaffpear im Macbeth (dessen Heren beiläufig bemerkt, nicht „bloß die Dämonen des eignen, ehrfürchtigen Herzens“, sondern nach Shaffpear Mächte höllischer Verführung sind, denn sie kennen die Zukunft). In analoger Weise hat Hettner die übrigen Trauerspiele Schillers und Göthes nur halb verstanden. Ueberall meint er nachweisen zu müssen, daß beide Dichter (so wie er!) in der blinden Schicksalsidee das Wesen des Antiken gesucht hätten! In dem klassischen Maß, der klassischen Ruhe, dem Adel der Sprache und metrischen Form suchten — und fanden sie es.

Auch einer andren Entdeckung, auf die der Verf. sich viel zu gute thut, kann Ref. nicht bestimmen. Die ersten zwei Akte von Göthes Tasso sollen zu den drei folgenden nicht passen; dort sei — von der frühern Bearbeitung in Prosa her — Antonio als Typus anmaßlicher vornehmer Beschränktheit stehen geblieben; in den drei letzten Akten werde er zum edelsinnigen praktischen Staatsmann erhoben, Tasso dagegen zum „eiteln phantastischen Träumer“ herabgedrückt. Sollte Göthe wirklich so gedankenlos gewesen sein, etwas nicht zu bemerken, was einem Hettner nicht

entging? Die krankhafte Reizbarkeit Tassos wird schon vor seinem ersten Auftreten in Alphonsens Worten Akt 1, Auftr. 2, bezeichnend gerügt. Wenn im dritten Akt (Auftr. 4) Antonio dieselbe „bitter“ und verächtlich rügt, und nicht einmal seinen Neid gegen Tasso verhehlt, so sehen wir hier ganz die gleichen Schattenseiten in Antonio's Charakter, wie in den beiden ersten Akten; und seine Lichtseiten wiederum treten schon in Akt 1, Auftr. 4 ebenso hervor, wie in den späteren Akten.

Ueber die ethischen Prinzipien des Verf. kann man nicht recht klug werden. Von der „flachen Engherzigkeit, die überall nur den Maßstab des Katholicismus kennt“, will er (bei Gelegenheit von Göthes röm. Elegien) nichts hören. An andrer Stelle (S. 114) redet er aber wieder „der sittlichen Selbstbeschränkung“ im Gegensatz zum lockern Sichgehenlassen das Wort. An Kant lobt er, daß derselbe „der ursprünglich reinen und schönen Idee der (franz.) Revolution“ unerschütterlich treu blieb, und bezeichnet Göthes antirevolutionäre Lustspiele als „Grämlichkeiten“. Später aber gibt er für Göthes Conservatismus eine gute und warme Apologie.

Das Lieblingswort des Verf. ist: „unverbrüchlich.“ Es giebt bei ihm „unverbrüchliche Idealität, unverbrüchliche Wurzeln, unverbrüchliche Züge des Herzens, eine unverbrüchliche Fülle reichster Erfindungskraft“ — nur — trotz vielem Schönen und Geistreichen — keine unverbrüchliche Klarheit des Denkens.

A. E.

Wehl, Feodor. Am tausenden Webstuhl der Zeit. 2 Bände. Leipzig, 1869. Heinr. Matthes.

Zwei größere historische Aufsätze: „Marie Antoinette“ und „Madame Roland“, sonst eigentlich nur Artikel, welche das Feuilleton einer Zeitung oder ein Journal ganz wohl zieren könnten. Auch jene geschichtlichen Darstellungen verfolgen mehr ein Tendenz spannender Unterhaltungslektüre, als daß sie die Aufgabe der historischen Wissenschaft dienen. In dem 2. Bande finden wir einen längeren Aufsatz „Göthe's und Schiller's Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Lyrik“, dann folgen im Wesentlichen Besprechungen berühmter gewordener Männer unserer Tage, wie Ludwig Uhland, Friedrich Friesen, Rudolf Gottschall, Adolf Glasbrenner, Bogumil Davison und Fanny Janauschek. Auch Seume wird als „ein deutscher Charakter“ mit 11 Seiten gefeiert. Der Schauer erregende, etwas gigantisch groteske Titel entdekt uns vielleicht mehr den Gesichtspunkt, aus welchem ein Feuille-

*) Vgl. meinen Vortrag: „Das Verhältniß Shaffpear's zum Christenthum“. Erlangen, 1870. Deichert.

tonist, Theater-Recensent und einstiger Redacteur einer Hamburger Modezeitung große Bewegungen und Erscheinungen der Welt und kleine Riesen betrachtet. Die Schilderungen, Reflexionen und Urtheile selbst werden indeß zu sehr von dem Geiste harmloser Milde durchweht oder verweilen doch zu sehr bei den Epigonen der großen Meister oder bei untergeordneten Interessen der Wirklichkeit, daß wir trotz allen schauerlichen Darstellungen nicht sonderlich ergriffen werden und von dem Sausen des Webstuhls der Zeit gerade nicht Viel vernehmen. Ein minder anspruchsvoller Titel würde den Kontrast des Inhalts nicht so empfinden lassen. Die symbolisch-diabolische Titeloignette ist kaum etwas anderes, als eine Karrikatur des Titels. Im Ganzen ist indeß der Inhalt besser, als der etwas affectirte Titel erwarten läßt und, wenn wir auch nicht gerade einen großen Gewinn von der Lektüre der Feuilletons-literatur erwarten, so brauchen wir doch auch noch keinen Nachtheil zu befürchten, wenn sie Aufsätze, wie diese am hauseigenen Webstuhl der Zeit geschriebenen uns bietet. Oft etwas mehr Redeform, als Gedankenfülle und im Ganzen wenig kritische Schärfe und *Aperçus* für die Beurtheilung der besprochenen Charaktere und Zeitverhältnisse: jedoch im Allgemeinen nichts Unrichtiges und Alles in gewandter Form gesagt.

Buchwald, Otto. Kleine Bausteine. Aesthetische Abhandlungen. Leipzig, 1869.
Heinr. Matthes. ¾ thlr.

Die einzelnen Aufsätze behandeln: „Die mediceische Venus“ (ob dieselbe wirklich ein Bild der Göttin oder des der dem Meer entsteigenden Aphrodite oder des eines sterblichen und gar wohl koketten weiblichen Wesens?), „Ueber die Figur des Geistes in Shakespeares Macbeth und Hamlet“ (wie verkehrt es sei, auf der Bühne einen Geist darzustellen, welchen nach den Worten des Dichters nicht einmal die Schauspieler selbst sehen können); „Shelley und Hebel“; dann Tragödien („Die Cenci“, „Judith“ und „Maria Magdalena“ beweisen, daß nicht jedes tragische Geschick auf die Bühne gebracht werden dürfe, und daß es der ärgste Fehler des Dichters ist, die Handlung eines Stückes auf fernere Verhältnisse zu basiren); „Platon und Aristophanes“ (über die Bedeutung der satyrischen Komödie im klassischen Alterthum und in der Gegenwart Vergleichung jener beiden Repräsentanten der alten und der neuen Komödie); „Die körperlichen Gebrechen auf der Bühne“ (Untersuchung, ob individuelle Krankheiten und unglückliche Körper- oder

Geistesbeschaffenheiten für das Lustspiel der Bühne ausgenutzt werden dürfen). Wir können alle diese Aufsätze nur als lezenswerth und lehrhaft bezeichnen und haben keine Ansicht und kein kritisches Urtheil gefunden, wogegen wir Widerspruch erheben müßten. Eine glückliche Begabung für derartige Studien ist dem Verf. nicht abzuspreehen.

Belletristik. Gedichte.

Brieger, Adolph. Krösus und Abdrastus. Ein Gedicht. Kl. 8. IV. 69 S.
Posen 1870. Joseph Solowicz. 10 sgr.

Im ersten Buch seiner Geschichte erzählt Herodot eine schaurige Episode von einem jungen Fürstensohne Phrygiens, Abdrast mit Namen, der aus Versehen seinen Bruder erschlagen hatte und deshalb zu Krösus nach Sardes geflohen war, um sich hier entschuldigen zu lassen. Der mächtige König nahm den Schutzsuchenden gern auf, vollzog die Sühnungsgebräuche und behielt jenen bei sich. Um dieselbe Zeit verheirathete Krösus seinen einzigen gesunden Sohn Atys (der andere war stumm), weil ihn ein Traum mit der Drohung geängstet hatte, dieser Sohn werde ihn durch einen Speer umkommen; die Liebe zur jungen Gattin sollte den jungen Helden von den Gefahren fern halten, während zu Hause sorglich alle Speere von den Wänden der Säle entfernt und in den Kammern aufbewahrt wurden. Nun vermüdete damals ein furchtbarer Eber die Gegend um den Mythischen Olymp, und vergebens versuchten die dortigen Bauern denselben zu bewältigen. In ihrer Noth wandten sie sich an Krösus um Hülfe, die dieser gerne zusagte, nur den Sohn wollte er nicht mitziehen lassen, da derselbe eben geheirathet habe. Doch den Helden trieb die männliche Begier nach rühmlichen Thaten fort, und die Sorge des Vaters, der ihm nun seinen Traum mittheilte, wagte er leicht zu beschwichtigen, da doch ein Eber nicht Speer oder Hände habe, um ihn zu tödten. Um aber vollends sicher zu gehen forderte der König seinen Mythischen Schützling unter Hinweis auf alles Gute, das er bei ihm genieße, dringend auf seines geliebten Sohnes treulich wahrzunehmen. Freilich war Abdrast noch voll Schwermuth, aber des Wohlthäters Auftrag mochte er nicht zurückweisen und zog aus als Schützer des Atys, — den er unversehrt heimzuführen verhiieß. Indessen ein böses Mißgeschick wollte es anders: während Abdrast auf den Eber zielte, traf er den Königssohn, und dieser starb. Untröstlich wünschte der Vater

Fluch auf den Fremden herab, doch als dieser selbst wehklagend sein Leben zum Opfer darbot, gewann das Mitleid die Oberhand, und Krösus erkannte die Hand einer Gottheit in seinem Leid. Nichtsdestoweniger war dem unglücklichen Phrygier die Last des Lebens, das ihm durch doppelten Todtschlag besetzt war, zu schwer: er endete in Verweisung bei dem Grabmal des Alys durch Selbstmord.

Diese Erzählung Herodots hat Dr. Brieger, Gymnasiallehrer in Posen, der seinen Fachgenossen durch kritische Bemerkungen zu Lucrez sowie durch eine Abhandlung über Blinius bekannt ist, in einer durchaus selbstständigen Weise zu einer aus 2 Gesängen bestehenden erzählenden Dichtung in Hexametern umgearbeitet und uns damit eine Gabe dargeboten, wie sie der Büchermarkt wohl selten hervorbringt. Es ist in keiner Hinsicht eine Modewaare, die der Verf. uns hier gibt; nirgends eine Spur von Rücksicht auf Geschmach des Hausens. Deutlich tritt vielmehr durchweg der künstlerische Sinn für die Form der Darstellung, die Wahl jedes einzelnen Ausdrucks, der Bau der heroischen Hexameter hervor, und man merkt leicht, daß diese unseres Wissens erste Dichtung, welche Brieger veröffentlicht, manche Vorläufer gehabt haben muß. Dabei ist die innere Betheiligung des Dichters an dem Inhalte unverkennbar, wenn dies auch das kurze in Distichen verfaßte Eingangsgedicht nicht eigens hervorhebe. Die finstere Schicksalsidee ist der modernen Anschauung gemäß, welche übrigens außer an einer Stelle*) nirgends störend hervortritt, gänzlich umgewandelt. Krösus süht durch sein Ungemach die Schuld seiner Selbstüberhebung, von der ihm auch Warnungen des vom Verf. eingeführten, weisen Sängers nicht abzubringen vermochten. Alys geräth in einen frühen Tod, den er selbst unruhmlidem, thatenlosem Leben wie ein zweiter Achill vorzuziehen erklärt hat. Adrast endlich läßt das schwerste Mißgeschick auf sich, weil er vor Ehrfurcht seiner Pflicht nicht recht eingedenk gewesen. Es sind dieß Aenderungen, welchen wir ebenso wie einigen Umgestaltungen oder Ergänzungen geringerer Bedeutung, unsere Anerkennung nicht verjagen können. Anders steht es mit dem Schluß. Nach Brieger begnadigt Krösus den Adrast nicht völlig, sondern verbannt ihn;

der Verbannte aber läßt sich vom Selbstmorde durch den bereits erwähnten weisen Sänger „Perimedes“ (d. i. „Weisheitsreich“) zurückhalten, um weiter im Leben der Ewigen Werk zu fördern, das er nunmehr innen im eignen Gemüthe erkannt hat. Jetzt hat er wieder Freude am Leben gewonnen und selbst Hoffnung für die Schrecken des Todes, in dem sich das Leben verjüngt, das im Jenseits der Leiden vergift, mag nun die einzelne Seele fortbauern und ewig dem Höchsten sich nähern und dort nie ganzes erreichen oder mag einst in entzückter Befreiung Alles in Eines zerfließen, und in Gott rückkehren die Welten. Auf diese Gedanken blickte der Eingang hin, wenn er wünschte, die Seele des Liedes möge dem Hörer „tröstlich ins Herz dringen.“ Kann aber diese schwankende, ungewisse Weisheit, welche etwa des Sokrates würdig erscheinen mag, christlichen Lesern tröstlich werden? Warum ließ der Verf. nicht die antike Ueberlieferung, die so tief psychologisch wahr ist, mit ihrer erschütternden Wirkung ungeändert stehen? Uns will es scheinen, als trübte die Gemischung einer, wie es scheint, der eigenen Ueberzeugung entsprechenden philosophischen Anschauung die Reinheit und Ruhe des epischen Gedichtes, dessen geschickte und sorgfältige Durchführung allerdings reiches Lob verdient. Wir können daher zum Schluß nur wünschen, daß Herr Brieger viele kunstsinnige und nachdenkende Leser finden möge, und daß er selbst fortfahren wolle auf dem betretenen Gebiete rüstig weiter zu schaffen.

Stettin.

Dr. Kolbe.

Jäger-Hoff, W. v. Savonarola. Ein dramatisches Gedicht. Frankfurt a/M. Johannes Mt. Broch. 24 Sgr. geb. 1 thlr. 6 Sgr.

Das edle, tragische Bild des Reformators von Florenz verdient in unsern Tagen dem evangel. Volke wieder enthüllt und zur Naheiferung vorgehalten zu werden. Senau's Savonarola ist ja ein anderer, als der geschichtliche. Jäger dagegen hat die geschichtliche Treue bewahrt, ohne der lebendigen Individualität der handelnden Personen Eintrag zu thun. Er wählte für seine Darstellung das Drama, vielfach durchwoben von lyrischen Einzelbildern, in denen das innere Leben, einerseits in evangelischer, gläubiger Verklärung, andererseits in starrer Verhärtung, lebendig hervortritt. Die Sprache ist rein, fließend und gewinnend; und wir zweifeln nicht, daß diese Arbeit den Freunden christlicher Poesie und christlichen Lebens eine willkommene Gabe sein und dem Verf. des Liedes die Erfüllung seines Wunsches zu Theil werde:

*) S. 32 will es uns ein Anachronismus dünken, wenn einer der Handelnden sagt:

Hier ruh'n die Gewaltigen alle,
Fern von dem Saum der Geschichte, die
sich in dämmern Sage
Lustig verliert und Heroen verknüpft mit
der Götter Geschlechterin.

Lebendig mach' der Geist mein schwaches
Wort;
Als Lebenskeim senk' es sich in die Erde.
Gott helfe, daß es da und dort
Ein Stein zum Bau der Kirche werde.

Bühne, Gustab. Christus auf der Wanderschaft. Eine Legende. Leipzig, 1870.
J. F. Hartknoch. 1/4 thlr.

„Christus erschien nochmals auf Erden.

— Nochmals gekreuziget zu werden?

Das wußt' er nicht; er ging so hin
Und dacht' in seinem heiligen Sinn“ —

So beginnt diese Legende und läßt dann den Herrn in etlichen Klöstern und endlich im Vatikan eintreten, um sich zu überzeugen, daß dort keine Christen sind, daß sie vielmehr ihn gar nicht kennen. Endlich stirbt der ewige Jude in seinen Armen und geht in des Herrn Paradies ein.

„Die Menschenwelt in ihren Sünden

Wird lange noch nicht Frieden finden,

Die Priester mit dem Pfauenschweif

Sind bald vielleicht zum Spruche reif.“

Damit schließt das Gedicht, das keinen einzigen nicht längst gedachten Gedanken und das gegen sich hat, daß es dem erhöhten Heiland unterlegt, daß es irgend eine Zeit geben könne, wo er nicht wisse, weshalb er Etwas thue. Es war eben ein Fehler, in dieser Legende Christus, und nicht einen Apostel auftreten zu lassen.

Ellisen, Hans. Der Schönsten. Gedichte. Göttingen, 1869. Ellisen. 10 sgr.

Eine gewisse poetische Veranlagung des Verfassers und Verlegers dieser Gedichte ist wohl nicht zu bestreiten; wenigstens finden sich poetische Empfindungen (allerdings ungleich mehr, als poetische Gedanken) und auch das Formtalent ist bis zu einem gewissen Grade vorhanden. Indes sind diese Gedichte jedenfalls noch sehr unreife Früchte und bereichern den Schatz unserer Lyrik nicht. Oft hinkt oder lahmt der Gedanke, oder die Empfindung karrikiert sich durch die allzu prosaische und unschöne, ja stellenweise geradezu lächerliche Form. Schon der erste Vers des ersten Liedes „Der Schönsten“ bekräftigt dieses Urtheil.

„Was spendet armselige Menschenhand?

Was spendet sie Reichen und Armen?

Ach! ewig ist sie an Flitter gebannt,

Giebt — höchstens ein ärmliches Carmen!“

(Die Hand doch wohl weniger, als das Herz?)

Ebenso der letzte der letzten „Im wahren Licht“?

„Mit armen Liedern nicht will ich erjagen

Die Günst, die mir des Himmels Glück
verheißt,

Mein Dichten nicht soll meine Liebe sagen,
Wo Thatendrang mich stürmisch vorwärts
reißt;

Das Höchste will ich zu erringen wagen,
Daß du den Dichter nicht, — den Men-
schen preist.“

Also verzichtet der „Dichter“ auf sich selbst.

Ferner S. 8 „Stumme Liebe“:

„Losgerissen von der Erde

Steh ich, Holde, neben Dir,

Und mit zitternder Geberde

Bei' ich fromm und innig hier.“

(Jedenfalls ein mitleidswürdiges Bild).

Doch die im Ganzen nicht zu bestreitende Worthlosigkeit dieser noch gar zu jungen Poesie gestattet uns nicht, auf alle in jedem Gedichte vorhandenen Fehler aufmerksam zu machen. Hoffentlich veröffentlicht dieser Jünger des Apoll nicht eher wieder die Ergüsse seiner einigermassen vorhandenen poetischen Veranlagung, als bis er sich selbst klarer und von unseren Dichtermeister erst etwas mehr gelernt hat.

Deutsches Wanderbüchlein. Eine poetische Reisebegleitung für Naturfreunde. Berlin, 1870. Wiegandt und Grieben. 20 sgr.

Sehr geschickte Sammlung von allerlei Liedern und Gedichten, in und von der schönen Gottesnatur gesungen; fröhliche Wanderrufe und Weckstimmen, klingende Weisen auf allen Reisen. Bestens zu empfehlen.

v. Denffer, August. Mein Kreuz und meine Burg. Riga. Brucker u. Comp. 12 1/2 sgr.

Ein Heft Gedichte verschiedener Art: lebensphilosophische Sentenzen, etwas Lyrik, poetische Erzählungen. Diese letzteren sind das Beste davon, während das im Styl der Glosse und Epigramme Gehaltene im Ganzen schwach und oft frivol ist. Zu den epischen Gedichten sind meist alttestamentliche Stoffe gewählt.

Richter, C. und Jacob A. Patriotische Liederharfe oder fliegende Blätter für das Heer, die Schule und das Haus. Nro. 1 u. 2. Berlin, 1868. Stubenrauch. 2 1/2 sgr.

Soldatenlieder aus dem Jahre 1866 nach älteren Melodien. Bei dem geringen Preis

(2½ Sgr. für 76 Seiten) ein willkommenes Gedenkbuch für die Krieger jenes preussisch-österreichischen Krieges.

**Osterwald, Wilh. Deutschlands Auf-
erstehung. Vaterländische Dichtungen**
aus dem Jahre 1870. 186 S. Halle,
1871. 20 Sgr.

Der Verfasser, Gymnasialdirektor zu Mühlhausen, hält es mit Recht für seine Pflicht, so viel er vermag in der Schule, wie unter der Bürgerschaft die großen geschichtlichen Entwicklungen zu bewusster Auffassung und patriotischer Würdigung zu bringen. Er hat dazu jede sich darbietende Gelegenheit benutzt und namentlich durch Reden vor größeren oder kleineren Kreisen zu wirken gesucht. Bei solchen Veranlassungen und zu solchen anerkennenswerthen Zwecken hat der Verf. auch die vorliegenden Gedichte verfaßt und vorgetragen, wie er uns in dem fast etwas zu umständlichen Vorworte mittheilt. Wir mögen ein prosaisch Vorwort vor Gedichten nicht recht leiden; rechte Gedichte bedürfen solcher Einleitungen und Erklärungen nicht. Daß der Verf. seine patriotischen Lieder gesammelt heranzigbt, ist recht dankenswerth; so nur ist es möglich, aus der ungeheuren Menge patriotischer Gedichte das wirklich Werthvolle herauszufinden und als bleibendes National-Eigenthum in Sicherheit zu bringen. —

Die vorliegenden Gedichte sind zum Theil etwas stark reflectirend, was ihrer Wirkung Eintrag thut. Den eigentlich volksthümlichen Ton hat der Verf. nur selten getroffen. Daß ein gewisser Humor nicht fehlt, namentlich auch in einigen Dialekt-Dichtungen nicht, versteht sich von selbst. Die ziemlich zahlreichen Sonette sind zum Theil nicht inhaltsförmig genug für diese edle Form. Fernerhin wird der Sammler einige frische Blüten in dem Büchlein finden, die den reichen Kranz deutsch-patriotischer Poesieen, den unsre Zeit uns darbietet, zieren werden. Zu den gelungensten Liedern können wir Nr. 2. Beim Ausmarsch, 9. Ade!, 11. Gebet. Andere würden durch mehr kernige Gedrungenheit an Volksthümlichkeit gewinnen. — Die früheren Dichtungen des geehrten Verf. sind uns nicht bekannt, dagegen können wir seine sehr ansprechenden Erzählungen aus der alten deutschen Welt (Gudrun, Siegfried und Kriemhilde, Parzival etc.) als eine sehr anziehende Lektüre für die Jugend empfehlen. D.

**Brümmer Franz. Das Evangelium von
Christo** aus dem Munde unserer neu-
eren Dichter. Eine Sammlung religiö-

ser Gedichte. 336 S. Langensalza,
1871. F. G. L. Grefler. 1 thlr.

Vorliegende Sammlung religiöser Gedichte ist eine der gediegensten und besten Sammlungen der Art, welche Ref. kennt. Die Auswahl ist eine sorgfältige und gelungene, und dabei überaus reichhaltig; sie enthält 410 Gedichte von 152 verschiedenen Dichtern. Natürlich sind nicht alle aufgenommenen Gedichte gleich werthvoll, eigentlich werthlose und dürftige haben wie aber nicht gerade viele gefunden. Alle Gedichte ruhen auf dem Grunde des göttlichen Wortes und schließen sich entweder an ein bestimmtes Gotteswort an, oder stellen den Herrn in Seinem Walten und Wirken dar. Es werden also wesentlich biblische Gedichte geboten, meist mit objectivem Inhalte, nicht nur subjective Herzensergüsse. Die historische Aenderungen vom Rathschluß der Erlösung und der Verkündigung der Geburt Jesu an durch das ganze Leben und Walten des Heilands hindurch bis zur Ausgießung des heil. Geistes ist sehr ansprechend und gut. Die Sammlung beweist, welche Macht Gottes Wort hat auch auf dem Gebiete der Poesie, und es ist überaus erfreulich, daß unser deutsches Volk seinem Herrn in solch frischen, manichfaltigen Liedern Lob und Dank darbringt und seine Ehre verkündigt. Wir glauben, daß kein anderes Volk sich hierin mit dem deutschen messen kann. Christus ist überall der Kern und Stern dieser Lieder, und Sein Bild strahlt uns aus denselben entgegen wie die Sonne sich widerspiegelt in tausend und aber tausend Thautropfen auf der Wiese. Neben weit bekannten Namen wie Arndt, Diepenbrock, Geibel, Gerok, Harlez, Hey, Krummacher, L. v. Plönies, Spitta, Sturm u. A. findet man eine Menge von wenig oder ganz unbekannten Namen und auch mancher durch weltliche Dichtungen berühmte Mann hat zu unsrer Freude seine Stelle hier gefunden. Das Buch wird nicht allein zur stillen Erquickung im Kämmerlein gute Dienste leisten, sondern es kann auch in der Schule, besonders auch in Sonntagschulen mit Nutzen gebraucht werden als Zugabe zur biblischen Geschichte. Gewiß wird es dazu beitragen, das tiefere innerliche Verständniß und die rechte erbauliche Wirkung der neutestamentlichen Geschichte zu fördern. D.

An der Pforte des Heiligthums. Neue
Versuche zur Versöhnung von Christen-
thum und Wissenschaft. Vom Verf. der
Vorchhofflänge. 58 S. Barmen, 1870.
W. Rangewiesche. 7½ Sgr.

Der Verf. dieses Büchleins täuscht sich, wenn er sich einbildet „an der Pforte des Heiligthums“ zu sein; er ist vielmehr noch sehr fern davon. „Neu“ sind seine Verführungsversuche auch nicht, denn wir finden nichts darin als alten, abgestandenen Rationalismus sadester Sorte, und von „Christenthum“ und „Wissenschaft“ können wir nicht die Spur entdecken, vielmehr ist alles so schrecklich flach, daß wir wirklich nicht begreifen können, wie der Verf. zu der Einbildung kommt, er könne Christenthum und Wissenschaft verführen. Dazu ist die Form der Gedichte höchst dürftig, entsprechend dem Geiste derselben. Man höre:

Und weil er aus Liebe
Starb, zu entflammen
Unsere Liebe,
Daß wir emsiger
„Das Eine was noth thut,“
Die Heiligung möchten betreiben:
Darum ist er
Wenn wir ihm folgen,
Meidend das Böse,

Wirkend das Gute,
Pfliegend die Liebe —

Auch Heiland uns und Erlöser!
Warum verläßt der Verf. uns die schönen Gottesworte mit Reimen, wie der folgende:

Einem Senffkorn gleich

Ist das Himmelreich;

Der Körner kleinstes wird zu einem Baum,

Auf dem der Vögel viele finden Raum! —

S. 19 findet sich eine vollkommen alberne Parabel, die nur beweist, daß der Verf. die Verführungslehre auch nur wissenschaftlich zu verstehen unfähig ist und zum Ueberflus beweist er uns das noch in Versen unter der Aufschrift: Die Erlösung. Geradezu kindisch wird der Verf., wenn er S. 28 ff. die Abendmahlsdifferenzen dadurch auflösen will, daß er uns belehrt, Christus habe sich bei der Einsetzung des Abendmahls einer poetischen Trope bedient. Wir glauben gerne, daß das Büchlein sehr gut gemeint ist, aber wir wissen nicht was es nützen soll. Schaden wird es nicht viel thun, weil es nicht gelesen wird.

D.

III. Referate aus Zeitschriften.

Quartal-Bericht

über

Neue Evg. Rztg. (Messner) 1—17.
Evangel. Rztg. (Laufer) 1—34.
Luther. Rztg. (Verl. von Schlawitz) Heft 1 u. 2.
Ev.-luth. Rztg. (Luthardt) 1—18.
Rztg. f. Prot. u. A. (Erlangen) Heft 1—4.
Evangel. Rztg. (Zimmermann) 1—9.
Ev.-ref. Rztg. (Helemann u. Stähelin) 12.
Allg. kirchl. Zeitschrift (Schenk) 1.
Zeitsimmen (Bang) 1—9.
Mittheilungen aus Rußland Heft 1—4.
Der Katholik Heft 1—3.

Die großen Ereignisse des verfloffenen Jahres werfen ihre breiten Schatten auch in das neue Jahr herüber und geben den kirchl. Zeitschriften Veranlassung, sich der Tragweite derselben für das religiöse und kirchliche Leben bewußt zu werden. Insbesondere sind die Vorworte, die Rück- und Rundschauen am Beginne des Jahres solchen Reflexionen gewidmet. Im Allgemeinen aber weist das Thermometer der kirchlich-politi-

schen Beurtheilung einen ziemlich kühlen Temperaturstand nach. Daß die Stimmen aus den außerdeutschen Ländern (vgl. hierüber besonders die Mittheilungen der N. Evg. Rztg.) eine sehr ungünstige Gesinnung gegen Deutschland durchklingen lassen, kann uns nicht sonderlich befremden, wiewohl ihre Heftigkeit und Parteilichkeit oftmals unser nationales und religiöses Gefühl stark verletzen; um so schmerzlicher aber muß es uns berühren, wenn wir auch in deutschen Zeitschriften einen Particularismus hervortreten sehen, der unsere warme nationale Freude über den Sieg der deutschen Sache bis zum Gefrierpunkte herabzudrücken sucht. Der „Katholik“ steht in dem Kriege nur die göttliche Strafe über Frankreich und Deutschland und sagt u. A.: „Beide Nationen haben eine große Schuld zu sühnen. Wenn Frankreich die Revolution büßt, so darf Deutschland (das in grauenhaftem Kriege erschöpfte Deutschland) nicht vergessen, daß die Schuld der Reformation und des Bruderkrieges auf ihm lastet. Vor dem Auge der Gerechtigkeit haben beide Nationen das Recht verwirkt, das sie in Anspruch nehmen.“ Die Rettung für beide

Nationen und für die ganze Welt soll dann vom Concile kommen: „Das Concil giebt die positiven Principien, auf welchen die menschliche Gesellschaft allein bestehen kann, das Fundament aller Ordnung in Zeit und Ewigkeit; der Krieg aber übernimmt die Aufgabe, Alles zu zerreissen, was die Menschen erbauten, um sich von dieser Ordnung und Wahrheit zu emancipiren.“ — Nicht weit ab von diesen ultramontanen Anschauungen liegen die Gedanken der confessionalistischen Idiosynkrasie. Von frenetischer Begeisterung ist in den Blättern dieser Richtung nichts zu finden; nur kühle Reflexionen und besorgliche Erwägungen über die Folgen der wachsenden Macht Preussens. Z. B. warnt „die Erlanger Zeitschrift“ vor dem „trüben Patriotismus“: „Laßt uns haben, als hätten wir nicht, uns der nationalen Erhebung freuen, als freuten wir uns nicht, heimisch im Vaterlande sein, als die Ausheimischen. Zeitgemäß ist es, an das Wort der Ep. ad Diognetum zu gedenken: Jedwede Fremde ist ihnen Vaterland und jedeswede Vaterland ist ihnen Fremde.“ Bezeichnend für diese Anschauung ist es dann auch, wenn dieselbe Zeitschrift die Aufnahme der Fürbitte für den deutschen Kaiser in die Agende nur unter gehöriger Vercausulirung zulassen will: „Fürbitte thun für den deutschen Kaiser als für unsere „Obrigkeit“ können wir nicht; ebenso wenig kann die Kirche außer Preußen für ihn Fürbitte thun, als für ihren „Schirmherrn“, sondern nur weil er von großem Einfluß auf das Wohl des deutschen Volkes und mittelbar auch auf das der deutschen Kirche sein wird.“ — Eine ähnliche deprimirte Stimmung herrscht durchgehends in den Blättern der particularistischen Richtung; doch fehlt es in der kirchlichen Presse auch nicht an Zeugnissen eines freudigen gehobenen Patriotismus; namentlich hat die N. Evg. Kztg. eine Reihe von Artikeln aus der Zeitgeschichte geliefert, welche wir mit lebhaftem Interesse und steigender Befriedigung gelesen haben (z. B. Paris; der 18. Januar 1871; der Fall von Paris; der Friede; ist der Friede von Versailles ein deutsches Unrecht? Reichstags-Eröffnung und Kaisers Geburtstag; Kaiser Wilhelm in seinem Reiche; aus dem deutschen Reichstage; Gottes Gerichte über Frankreich). Die großen Thatfachen der letztverflossenen Monate reihen sich in diesen ersten und gründlichen Betrachtungen zu einem geschichtlich werthvollen Bilde zusammen.

Was aber die Freude an den großen Erregenschaften des deutschen Volkes in jenen Wätern des Confessionalismus niederhält, ist vor allem die Furcht vor dem Einheitsdrange, der, nachdem eine politische Einheit erreicht worden ist, auch einer kirchlichen Einigung Deutschlands zustrebt. Zwar ist der Gedanke an eine deutsche Nationalkirche nur ein nebelhaftes Phantasma, und selbst die liberale Presse sieht die Erfüllung dieses Lieblingswunsches noch in grauer Ferne; denn, so klagt oder donnert Schenkel, in Deutschland herrscht noch der „Dogmatismus, das schlechteste aller Gifte“ und der „confessionelle Haß, die brennendste Gefahr für die politische und nationale Einigung Deutschlands“, „pfäffische Spe-

culatun auf die allgemeine Trauer im Lande, jesuitische und lutherische Reaction“ (als ein Zeichen der letzteren behandelt er Zöckler's Buch über die Augsburg. Confession), fern aber ist noch „die protestantische Freiheit, die Deutschland allein seines hohen Berufes würdig macht“ u. dgl. Farnazonaden und Unwürdigkeiten mehr. Entscheidung noch drückt sich Lang in den Zeitsimmen I aus: „Wenn schon der Militarismus, in dem zunächst Deutschlands Einigung ihren Ausdruck finden wird, überhaupt der Freiheit nicht günstig ist, so hat die religiöse insbesondere von der bevorstehenden Neugestaltung der Dinge viel zu fürchten und wenig zu hoffen. In den Kreisen und unter den Persönlichkeiten, welche im Großen und im Kleinen das entscheidende Wort führen, ist ein Protestantismus daheim, dem der Ultramontanismus mit Recht fortwährend freundlich die Hand drückt, denn sie sind im Grunde Fleisch von Einem Fleisch und Bein von Einem Bein. — Es ist der preussischen Hof-Theologie und ihren Ablegern anderwärts viel gelungen, aber sie besitzt nichts weniger als eine gesicherte Herrschaft und wird sie nicht bekommen, selbst wenn ein deutscher Kaiser ihr Schirmherr ist.“ So die Zeitsimmen. Dem confessionellen Gewissen läßt die Furcht vor dem kirchlichen Einheitsdrange keine Ruhe. „Wenn es Gott gefällt, sagt die Erlanger Zeitschrift III, können auch unsere Träume von einer deutschen lutherischen Gesamtkirche und von einem Kirchenbunde der verschiedenen evangelischen Bekenntnisse in Deutschland zur Wirklichkeit werden.“

Diese Besorgniß giebt Veranlassung zu erneuerten heftigen Angriffen gegen die Macht, die einer kirchlichen Einigung Deutschlands vielleicht den Weg bahnen könnte, gegen die Union. Sie bleibt zunächst das enfant terrible, dessen Existenz der confessionellen Presse viel Noth und Sorgen bereitet. Gleich breiten Strömen stürzen von ihr unaufhörliche Angriffe gegen die Union heran und füllen in ungehörlicher Breite die Spalten ihrer Blätter. Zwar erkennt die Evangel. Kztg. (Tauscher) im Vorworte an, daß eine einfache Auflösung der Union und eine Zurückführung auf den status quo ante nicht möglich sei, aber da die Union ihre Impotenz, eine Kirche zu bilden, erwiesen habe, so sei sie in eine Conföderation umzugestalten und zwar mit einer kirchlich geordneten gastweisen Zulassung zur Abendmahls-Gemeinschaft. Ein späterer Artikel: Die gefährdete Lage der luther. Kirche in Preußen, geht schärfer vor und verwirft die Union völlig als ein politisch-preussisches Machwerk, durch welches „der Einheitsstaat auch die ihm erwünschte kirchliche Einheit erstirbt habe.“ — Die Luthardt'sche Kztg. geht von dem Bilde der apokalyptischen Reiter bald in das brennende Thema ein und gelangt zu dem Resultate: „der Versuch, dem jetzigen Deutschland eine einheitliche Kirche zu geben, würde ebenso verderblich wie vergeblich sein; wir wollen, daß den zu Recht bestehenden Kirchen mit gleicher Gerechtigkeit auf Grund ihrer wohl erworbenen Rechte ein rechtlich geordnetes Verhältniß zum Reiche gegeben und gelassen werde.“ Sie mahnt mit ernstlichen Worten von der Union

abzulassen, wenn eine großartige Seceſſion vermieden werden ſolle: „Es iſt vielleicht die letzte Stunde — der Bogen iſt ſo ſtark geſpannt, daß er vielleicht jeden Augenblick brechen kann. Man hat es in der Hand die Spannung nachzuſaſſen. Man hat uns vorgeworfen, wir ſpielten mit dem Feuer, indem wir mit der Freikirche drohen. Von dieſem Vorwurfe fühlen wir uns frei. Denn eine ernſte Gefahr unſeres Volkes — davon ſind wir durchdrungen — wäre die Freikirche. Zu unſerm Programm gehört die Erhaltung der Landeskirche um jeden möglichen Preis. . . Aber das Unmögliche, d. h. das mit dem kirchlichen Gewiſſen ſchlechthin Unverträglich, muß man nicht von uns fordern.“ — Gegen die Union, zum Beweiſe ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutungsloſigkeit, wird auch angeführt, daß ſich in ganz Preußen nur 668 Theologie Studierende befinden, dagegen die Leipziger theologiſche Fakultät allein deren 407 zählt. — Die Lutheriſche Kztg. (Schlawig), deren Redaction nach dem Tode ihres biſherigen Redacteurs, Prof. C. Schiele, zunächſt anonym fortgeſchrieben wird, nimmt ſich zwar vor eine Zeitschrift für die Gemeinde zu werden und verſpricht: „Wir müſſen unſere Waffen nicht zunächſt und zumeiſt gegen die Union richten, ſondern wir müſſen mit geiſtlichen Waffen ſtreiten gegen Sünde, Tod und Teufel“, allein ſie fährt bis zum Uebermaß in ihrer Polemik gegen die Union fort, welche ihr die Duellé alles Unheiles in der Kirche ſcheint. „Es bereitet ſich, ruft ſie u. a. aus, in dem modernen Deutschland eine abermalige Verdunkelung vor, und leider concentrirt ſich dieſe verfinſternde Macht im Unionismus dieſer Tage!“ Gegen die gemäßigten Vorſchläge in der Evg. Kztg. zu einer kirchlich geordneten, gaſtweiſen Abendmahls-Gemeinſchaft erklärt ſie mit entſchiedener Zurückweiſung: „Wir bleiben dabei: Abendmahls-Gemeinſchaft iſt Kirchen-Gemeinſchaft; darum mit denen, mit welchen wir keine Kirchen-Gemeinſchaft und Union wollen, auch keine Abendmahls-Gemeinſchaft, auch keine „gaſtweiſe“ bei unſerm Abendmahle.“ — Eine intereſſante Episode in dieſem confeſſionellen Kampfe bildet die Frage um die kirchliche Geſtaltung von Eſſaß und Lothringen; die Liberalen wollen ſich dieſes Terrain ebenſo begierig erwerben, als die Confeſſionellen. Schenkel verſichert in „Briefen aus Straßburg“, daß dort für eine confeſſionelle Ausgeſtaltung der Kirche kein Raum und Sinn vorhanden ſei („der confeſſionelle Lutheranismus ſtützt in den Gemeinden auf eine entſchiedene Abneigung; eine Orthodorie, wie ſie in Preußen herrſchend iſt, wird ſich die proteſtantiſche Bevölkerung dieſer Provinzen nie aufdrängen laſſen“ u. dgl.). Und im äußerſten Gegenſatz gegen dieſe Ausſaſſungen declamiren die „Mittheilungen der ev. K. in Rußland“: „Eſſaß und Lothringen ſollen ſich wieder beſtreuben mit dem Vaterlande. Verlorene Söhne gewinnt man nur wieder, wenn man ihnen ein Kalb ſchlachtet, nicht wenn man ſie ſelbſt abſchlachtet. Nun ſo opfere Preußen für dieſe Söhne den Moloch der Union und laſſe die Lutheriſche Kirche des Eſſaßes unangeſtaſtet.“ — Die Verſuche, zwiſchen den confeſſionellen Gegenſätzen noch eine Brücke zu ſchlagen werden, von Tage

zu Tage ſeltener und hoffnungsloſer. So hat Zöckler's eindringende und gründliche Auslegung der Anguſtina, zugleich ein Verſuch, ſie zum gemeinſamen Symbol der Lutheraner und Reformirten zu erheben, faſt nur bitteren Widerſpruch gefunden. Die „Erlanger Zeitschrift“ findet, daß ſie als wiſſenſchaftliche Arbeit unnöthig, als „Tendenzſchrift, als welche ſie ſich entpuppe“ verwerflich ſei; das Schenkel'sche Blatt aber ſtellt ſie mit der jeſuitiſchen Reaction auf Eine Linie. — Die praktiſchen Verſöhnungsverſuche endlich durch die Bildung von unirten Kirchenverfaſſungen, z. B. in Kurheſſen, ſind ohne großes Beileid zu Grabe gebracht, und dem erneuerten Verſuche in Heſſen-Darmſtadt wird ein ähnliches Schickſal geweißagt: „die Füße derer, die deine Frau begraben haben, ſtehen vor der Thür und werden dich auch hinaustragen.“

Während dieſes Kampfes intra muros, ſchreitet aber eine dem Chriſtenthume feindliche Wiſſenſchaft mit immer ſtärkeren und dreifteren Angriffen gegen die Kirche vor; warum adhtet die kirchliche Preſſe ſo wenig auf dieſe immer fürchtbarer werdende Macht? Solche Blätter wie die Schlawig'sche und Luthardt'sche Kirchengzeitung bringen Aufſätze über kirchliche Alterthümer, über alte Öferspiele, urdentiſche Weihnachts-Auſzüge u. dgl., und ziehen verhältnißmäßig viel zu wenig die Noth des armen Volkes in Betracht. Auch die Evg. Kztg. iſt ziemlich arm an Aufſätzen belehrenden oder erbaulichen Inhalts, und wir haben dies Mal nur als bemerkenswerth aufzuführen die Artikel: Volkskrieg und Volkslieb, der Idealismus des Chriſtenthums, Deutschland und Frankreich. Dagegen müſſen wir es der N. Evg. Kztg. als Verdienſt anrechnen, daß ſie gegen den Unglauben als Wächter auf der Mauer ſteht und ſeinen Angriffen mit ſcharfen Waffen entgegen tritt. Welch' ein fürchtbarer Blick eröffnet ſich aber, wenn man in das Treiben der ungläubigen Literatur hineinſchaut. Man leſe nur einmal Nr. 12 von Meßner, die Berichte über C. v. Hartmann, die Philoſophie des Unbewußten („ein Buch voll Abſcönlichkeiten und Bummoralitäten), Carnet, Sittlichkeit und Darwinismus, Fr. Friedrich, die Orthodoxen, ein Buch an bitterem Hohne gegen alles Chriſtliche noch ärger, als das andere, um ſo erkennen: Es iſt hohe Zeit, daß die Chriſten ſammenhalten zur Abwehr gegen den gemeinſamen mächtigen Feind! Um ſo mehr, weil, wie von allen Seiten anerkannt wird, die Kirche des ſtaatlichen Schutzes ſich entziehen muß, und für ihre Zukunft keine andere Loſung bleiben kann, als die von der N. Evg. Kztg. ausgeprognost: „Die Kirche muß frei werden vom ſtaatlichen Regiment; weil der Staat ſich entkräftigt, muß die Kirche ſich entſtaatligen.“ (Ueber die hieher gehörigen Fragen aus dem Verhältniß von Kirche, Schule und Staat, aus der ſocialen Bewegung u. dgl. iſt in dieſem Quartale wenig geſprochen worden).

Unterdeß ſegelt auch die römisch-katholiſche Kirche auf hohen, ſtürmischen Wogen. Eine treffliche Ueberſicht ihrer inneren Kämpfe bringt die N. Evg. Kztg. in den fortlaufenden Artikeln: Zur kathol. Bewegung (Nr. 1. 2. 3. 4. 7 u. ff.).

Der „Katholik“ fährt fort, die hart angefochtenen Beschlüsse des vatikanischen Concils zu preisen und zu verteidigen. „Das Jahr 1870 ist in seiner ersten Hälfte geheiligt durch die großartige Erscheinung des öumenischen Concils als eines Heilmittels für die kranke Welt. Auch die (anfängs oppositionellen) Bischöfe haben die katholische Welt durch das Beispiel des Gehorsams und der Hingebung erbaut, in welchem die Gnade des göttlichen Glaubens besteht. — Das große Gut, welches den göttlichen Absichten gemäß aus dem Dogma der päpstlichen Infallibilität für die Kirche erwachsen soll, ist eine größere Glaubens-Einheit. Die Reinheit des Glaubens ist die wesentliche Bedingung des Seelenheils, und die Wohlfahrt der Kirche oder das, geistliche Wohl einer Diocese fällt schwerer in's Gewicht, als die Rücksicht auf einzelne Persönlichkeiten, die etwa (durch eigene Schuld) die ganze Wahrheit des kathol. Glaubens nicht zu ertragen vermögen. Für die Wahrheit ist kein Preis zu hoch. — Der so viel geschmähte Syllabus fordert eine Sühne. Die Ereignisse sollen seine Lehre rechtfertigen. Unsägliches Elend bliebe der Menschheit erspart, wenn sie die Grundsätze des Syllabus beherrschte.“ Von diesen Segnungen des Syllabus und des Concils aber, die der „Katholik“ anpreist, will die gebildete katholische Welt nichts hören und trotz der beruhigenden Hirtenstimmen der Bischöfe, „welche die Welt durch das Exempel ihres Gehorsams erbauten“, nimmt der Kampf gegen die Unfehlbarkeit immer größere und gewaltigere Dimensionen an.

Von den außerdeutschen Ländern und ihren kirchlichen Fragen findet sich wenig zu berichten. Die ritualistische Strömung in England dauert

fort (vgl. N. Evg. Kztg. 2 u. 11); in Italien arbeiten die Waldenser (vgl. Erl. Zeitschrift 3), in Spanien die Evangelischen des Landes und der Engländer an der Evangelisation (N. Evg. Kztg. 4).

An biographischen Mittheilungen sind von weiter reichendem Interesse: Dunken als Theologe (Erl. Zeitschrift 3), Th. Dräsecke, Nekrolog (Zimmermann 2 f.), Dr. Smetshage (N. Evg. Kztg. 9), Papst Sixtus V. Nach Baron v. Hübnert (Katholik 1), Franziska v. Chantal (das. 3). — Einige ereignisse Arbeiten befinden sich: über 1 Tim. 3, 14—16 in der Erl. Zeitschrift, S. 4, Gal. 3, 15—24 in den Mittheilungen aus Rußland, S. 4, Luc. 16, 1—9 in Tauscher u. dgl. — Unsere Mittheilungen über literarische Novitäten beschränken wir auf die Werke allgemein wissenschaftlichen Inhalts, die zugleich von mehreren Zeitschriften der Empfehlung werth geachtet sind. Als solche sind zu nennen; Erhard, Gustav König; sein Leben und seine Kunst. Erlangen. Deichert. VIII u. 358 S. — Sixtus V. von Freiherrn v. Hübnert. 2 Bde. Leipzig. Weigel. — J. Disselhoff, Wegweiser zu F. G. Hamann. Elberfeld. Langewiesche. — Dir. Dr. Gasper, Pauli Brief an die Römer. Im Urtext zunächst für den Schulgebrauch erklärt. Leipzig. Dyk. 190 S. — Helena, Römisches Familien- u. Sittengemälde aus dem 1. Jahrh. Aus dem Engl. Basel. Felix Schneider. 275 u. 258 S. — Droschen, Gustav Adolph. Leipzig. Veit u. Co. — Zuluau Schmidt, Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Neue Folge. Leipzig. Duncker u. Humblot. — Wirken u. Leiden. Erinnerungen an Elisabeth u. Fanny Wicksbeth. Aus dem Engl. Leipzig. Naumann. 284 S.

IV. Kurze Literaturberichte.

Naturwissenschaften.

Astronomie.

Populäre astronomische Encyclopädie. Astron. Handwörterbuch von Herrn. J. Klein. 1. Lief. (vollständig in 10 Lief.). Berlin, Theobald Grieben. gr. 8. 28 fr.

Secchi, le Soleil. Paris.

Bäblich, das Nordlicht. Nach den Resultaten der neuesten Forschungen erklärt. Berlin, Frombach. 5 ngr.

Physik und physikalische Erdkunde.

Wachmann, die erhaltenen Findlinge im Kanton Bern. Bern, Huber u. Co. 1/8 thlr.

Boll, über Entwicklung und Verwendung der Wärme in Eisenhöfen von verschied. Dimensionen. Uebersetzt von Lünner. Leipzig. Felix. 1 1/3 thlr.

Berger, moderne und antike Heizungs- und Ventilationsmethoden. Berlin, Lüderitz. 10 ngr.

Beta, neue Werke und Winke für die Bewirthschaftung des Wassers. Leipzig, Winter. 1/3 thlr.

Christenide, über die Conservirung der Brille. 3. Aufl. Hamburg, Grüning. 1/6 thlr.

Dove, Darstellung der Wärmeerscheinung durch fünfstägiges Mittel. 3 thlr. Enth. die Abweichungen von 1863—69 incl. — Berlin, Dümmler. 2 1/2 thlr.

Faraday, Naturgeschichte einer Kerze. Berlin, Oppenheim. 20 ngr.

Hardtman, die Atome, und ihre Bewegungen. Leipzig, Meyer. 1 $\frac{1}{2}$ thlr.

Gummel, das Leben der Erde. Leipzig, Fleischer. 2 thlr.

Jelinek, über die jährl. Vertheilung der Gewittertage nach d. Beob. d. meteor. Stationen in Oesterreich und Ungarn. Wien, Gerold und Sohn. 3 ngr.

Leo, die Steintohlen in Centralrussland. Petersburg, Röttger. 5 $\frac{1}{2}$ thlr.

Lisch, Römergräber in Mecklenburg. Schwerin, Stiller. 18 ngr.

Soppe, der Begriff „Zeit“ im Lichte der neuesten Forschungsweise. Paderborn, Schöningh. 6 ngr.

Nöggerath, der Saager See und seine vulk. Umgebungen. Berlin, Lüdert. 6 ngr.

Roth, die geologische Bildung der norddeutschen Ebene. Berlin, Lüdert. 6 ngr.

Wolf, Bestimmung d. wasserhaltenden Kraft des Bodens. Jena, Mauke. 6 ngr.

Zöpprit, über die Arbeitsvorräthe der Natur und ihre Benutzung. Berlin, Lüdert. $\frac{1}{4}$ thlr.

Fonseca, Geologie della Isola d'Ischia. Neapel, Detken und Knoch. 15 ngr.

Dr. O. Buß, Lehrbuch der physik. Mechanik. In 2 Theilen. 1. Th. 2 $\frac{1}{2}$ thlr. Braunschweig, Vieweg, 1871.

Ch. Scherling, Grundriß der Experimentalphysik f. höh. Unterrichtsanst. 2. verb. Aufl. Leipzig, Gaeßel, 1871.

Th. Wand, die Prinzipien der mathem. Physik und der Potentialtheorie. Leipzig, Teubner. 1871.

J. Martins-Mahdorff, der Elemente der Krystallographie mit stereoskopischer Darstellung der Krystalformen. Braunschweig, Vieweg, 1871.

Dr. A. Wüller, Lehrb. d. Experimentalphysik. 3. Ausg. 2. hies. verb. Aufl. Leipzig, Teubner, 1871. 2. Band. Die Lehre vom Licht.

Herm. J. Klein, das Gewitter und die es begleitenden Erscheinungen u. Graz, Verl. des „Lectam“, 1871.

Chemie und chem. Technologie.

Fittig, das Wesen und die Ziele der chemischen Forschung. Leipzig, Quandt u. Händel. $\frac{1}{6}$ thlr.

Lewinstein, die Alkemie und die Alchemisten. Berlin, Lüdert. 6 ngr.

Balling, die Eisenindustrie in Mähren und österr. Schlesien. Prag, Hunger. 26 ngr.

Fluhrer, die Diastase. Eine ausführl. Zusammenstellung der Untersuchungen über die Vorgänge beim Maischen. München, Gummi. 1 thlr.

Langhans, chem. Analyse des Trink- und Flußwassers u. Fährh. Nürnberg, Schmidt. $\frac{1}{2}$ thlr.

Vender, Sauerstoff und Sauerstoff nebst ihrer Anwendung bei Verwundeten. Berlin, Seehagen. 6 ngr.

Littke, Studien über unsere Weine, über Mangel ihrer Haltbarkeit u. Pest, Bidel. 1 $\frac{1}{2}$ thlr.

Mex, die Gehaltsprüfung des Glycerins durch das spec. Gewicht. München, Gummi. 6 ngr.

Mex, Analyse des Reiskieres aus rhein. Brauereien in Mainz. München, Gummi. 4 ngr.

Puhlmann, die chem. mikroskop. Untersuchung des

Sarns auf seine wichtigsten krankhaften Veränderungen. Berlin, Hirschwald. 8 ngr.

Bollard, die Begründung d. Chemie durch Lavoisier. Leipzig, Barth. $\frac{1}{3}$ thlr.

Walz, über Dünger und Waldfeuern. Zur Beherzigung für Land- und Forstwirthe. 2 Auflage. Stuttgart, Cotta. 8 ngr.

Wedding, Eisenhüttenwesen II. Abth. Die Darstellung des Stahls und Schmiedeeisens. Berlin, Lüdert. 7 $\frac{1}{2}$ ngr.

Wilmot, Diamonds and South African diamondfields. Cape-Town.

Rummel, le livre des parfums. Bruxelles, Marquardt. 3 $\frac{1}{3}$ thlr.

b. Gorup-Besanez, Lehrbuch der Chemie für Universitäten u. 4. verb. Aufl. 1. und 2. Hef. à 1 thlr. Braunschweig, Vieweg, 1871.

Roscoe, kurzes Lehrb. d. Chemie. Deutsch bearb. von Karl Schorlemmer. 3. verm. Ausgabe. Braunschweig, Vieweg, 1871. 3 fl.

Herm. Dröke, die chemisch-trockne Reinigung. Mit 9 Abbild. Berlin, Th. Grieben. $\frac{1}{2}$ thlr.

Gmelin-Kraut's, Handb. d. Chemie. Anorg. Chemie in 3 Bänden. 6. umg. Aufl. 3. Bd. 1. und 2. Lieferung. Heidelberg, C. Winter. 1871.

Land- und Forstwirtschaft, Handel und Gewerbe.

Reuß, die Lerkentrankeit. Wesen, Ursache und forstl. Bedeutung. Hannover, Klümpler. $\frac{1}{2}$ thlr.

Löwe, die Ernährung der landw. Hausthiere. Leipzig, Weißbach.

Burkhardt, Säen und Ernten von forstl. Praxis. 4. Aufl. Hannover, Klümpler. 3 $\frac{1}{3}$ thlr.

Jäger, der gewerb. Gemüßbau. Leipzig, Weißbach. 16 ngr.

Athenbach, Geschichte, Vaterland und Verbreitung der Rose. Darmstadt, Schorlöff. 4 ngr.

Seitgeß, Aufgabe und Leistungen der modernen Thierzucht. Berlin, Lüdert. 7 $\frac{1}{2}$ ngr.

Zajchenberg, Entomologie für Gärtner und Gartenfreunde. Leipzig, Kummer.

A. Glaser, die schäd. Obst- und Weinstockinsekten u. Verlag des Obst- und Weinbauvereins in Darmstadt. 1871.

Bormi, le commerce de coton depuis la pose du cable. Bruxelles, Muquardt. $\frac{1}{4}$ thlr.

Brehm, gefangene Vögel. Für Liebhaber und Pfleger einheim. und fremdländ. Käfigvögel u. 1. 2. u. 3. Hef. 1870. Leipzig und Heidelberg, C. Winter.

C. Schmeling, das Ausstopfen und Conserviren der Vögel und Säugethiere. Berlin, Mode. 18 ngr.

Jowa, die Heimath für Einwanderer, eine Abhandlung über die Hülfquellen Jowas. Des Moines, Druckerei des Jowa-Staatsanzeigers. 1870.

Naturgeschichte. Anthropologie und Heilkunde, Naturphilosophie.

Emil Postel, der Führer durch die Pflanzenwelt. Langensalza, Schulbuchhandlung von Grefler. 1870.

Bad, Studien und Leseerträge aus dem Buche der

- Natur. 2. Band. 3. Aufl. Köln, Bachem. 24 ngr.
- Gottlieb Sylvestor**, Naturstudien, gebild. und sinnigen Lesern gewidmet. Gütersloh, C. Versteckmann, 1871. 24 ngr.
- Walzer**, die sittliche Seite der naturgemäßen Lebensweise. (Vegetarianismus). Nordhausen, Förstmann. 2 ngr.
- Fürst**, die künstl. Ernährung des Kindes im ersten Lebensjahr. Leipzig, Weber. 1/3 thlr.
- Körner**, der Menschengeist in seiner persönl. und weltgeschichtl. Entwicklung. 1. Abth. Leipzig, Thomas 1 1/2 thlr.
- Bauer**, Gesch. der Aderlässe. München, Gummi. 1 thlr.
- Wintmann**, über vorzögl. Maßregeln zur Verhütung von Epidemien im Kriege. Berlin, Enslin. 2 ngr.
- Ebbinghaus**, die Pilze und Schwämme Deutschlands. Leipzig, Baensch.
- Franz**, die natürl. wagrechte Richtung von Pflanzentheilen. Leipzig, Weißbach. 28 ngr.
- Franz**, Herbarium, Sammlung der landw. Gräser Deutschlands in getrockn. Exempl. Leipzig, Weißbach. 63 Doppelbogen. 6 thlr.
- Gräzer**, über die öffentl. Armenkrankenpflege und den Typhus exanthematicus. Breslau's im J. 1869. Breslau, Aderhols. 12 1/2 ngr.
- Gräzer**, Statistik der Epidemie des Thyp. exanth. in Breslau zc. Ebenb. 1/3 thlr.
- Güdel**, das Thierleben im tiefsten Meeresgrund. Berlin, Videritz. 10 ngr.
- Gahn**, über Menschenpocken (Blattern). Berlin, Grieben. 6 ngr.
- Gallier**, Pilz-Regulativ, für die Verpflegg. der Verwundeten, für Lazarethe zc. Jena, Mauche. 8 ngr.
- Gente**, Auge und Blick. Berlin, Videritz.
- Homöopathie**, die und deren Parasiten im Streite über die Wirksamkeit der Heilmann'schen Heilmethode. Leipzig, Fleischer. 1 1/3 thlr.
- Versuch** einer allgem. Physiologie des Menschen von A. B. Basel, Kriß. 8 ngr.
- Wallace**, Beitr. zur Theorie d. natürl. Zuchtwahl. Eine Reihe von Essays. Deutsch von Meyer. Erlangen, Besold. 2 thlr.
- Wirth**, die Fortschritte der Naturwissenschaften. 2. Heft. Langensalza, Schulbuchhandl. 12 ngr.
- Lubbock**, the origine of civilization and the primitive condition of man: mental and social Conditions of savages. Berlin, Asher & Co. 4 thlr. 24 ngr.
- Tyndall**, discourse on the scientific use of imagination, delivered before the british association at Liverpool. Sept. 16. 1860. Berlin, Asher & Co. 1 sh. 3 p.
- Désor**, Souvenirs de Danemark. Le congrès anthropologique & préhistorique de Copenhague en 1869. Vienne.
- Garnier**. Les Migrations humaines en Océanie d'après les faits naturels. Paris, Bertrand.
- Berge's** Schmetterlingskunde. 4. Aufl. Gänzlich umgearbeitet von H. v. Heineemann. Stuttgart, J. Hoffmann, 1870. 50 col. Taf.
- Gottlieb von Koch**, Synopsis der Vögel Deutschlands. Heidelberg, C. Winter, 1871. 1 thlr.
- Fr. Bauer** in Wien und **Dr. A. Gerstäder** in Berlin, Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen im Gebiet der Entomologie während 1867 und 68. Berlin, Nicolai. 1871.
- Herm. Wagner**, illustr. deutsche Flora, eine Beschreibung die in Deutschland und der Schweiz einheimischen Blütenpflanzen und Gefäßkryptogamen. Stuttgart, J. Hoffmann. 1871.
- Rossmäler**, die vier Jahreszeiten. 3. verb. und verm. Aufl. Leipzig, Leuckart, 1871.
- Sehmann u. Krebs**, physik.-medic. Untersuchungen über die Wirkungsweise der Mineralbäder. Wiesbaden, Limbarch. 1/3 thlr.
- Dopf**, die Einwanderung der Zigeuner in Europa. Ein Vortrag. Gotha, Perthes. 6 ngr.
- Lange**, die substantive Lungen-Emphysem u. dessen Behandlung mit comprim. Luft. Dresden, Burdach. 15 ngr.
- Rußbaum**, Prof. Dr., vier Chirurg. Briefe an seine in d. Krieg ziehenden ehemaligen Schüler. Stuttgart, Cotta.
- Schmidt**, Max Dr., Zoologische Klinik, Handb. der vergleichenden Pathologie u. pathol. Anatomie der Säugethiere u. Vögel (I Bd. 1 Abth. Die Krankheiten der Affen.) Berlin, A. Hirschwald. 1870.
- Prodromus Florae hispanicae**, I & II, auctoribus Mauritio Willkomm et Joanni Lange, proff. botanicae, Stuttgartiae, E. Schweizerbart, 1870.
- Catalogus Coleopterorum hujusque descriptorum synonymicus & systematicus auctoribus Dr. Gemminger et B. de Harold.** Monachii, Gummi. 1870.
- Entomologie für Gärtner und Gartenfreunde** oder Naturgesch. der dem Gartenbau schädlichen Insekten, Würmer zc. von Dr. Taschenberg. Leipzig, E. Kummer. 123 Holzschnitte. 4 fl. 48 fr.
- Der Vogel und sein Leben** von Dr. B. Altum. 4. verm. Aufl. Münster, Neumann. 1869.
- Gefangene Vögel**, ein Hand- und Lehrbuch für Liebhaber und Pfleger einheimischer u. fremdländischer Käfigvögel von A. E. Brehm. 1 Th. Die Stubenvögel. Leipzig u. Heidelberg, Winter'scher Verlag. 1870.
- Die Kleinschmetterlinge der Umgegend Münchens** und eines Theiles der bayerischen Alpen von Aug. Hartmann. München, E. Logeb. 1871.
- Bach**, die Wunder der Insektenwelt. Das Insekt, sein Leben u. Wirken im Haushalt d. Natur. Soest, Rasse. 1 thlr.
- Bandlin**, die Gifte und ihre Gegengifte, II. Bd. Basel, Richter. 1 thlr. 5 sgr.
- Berendt**, ein geologischer Ausflug in d. russischen Nachbargouvernements. Königsberg, Koch. 12 ngr.
- Eulenburg**, über Schmerz und Schmerzstillung. Berlin, Landau. 7 1/2 ngr.
- Fraas**, das Wurzelleben der Kulturpflanzen und ihre Ertragssteigerung. Leipzig, Kormann. 5/6 thlr.
- Rußmaul**, zwanzig Briefe über Menschenpocken- und Kuhpocken-impfung. Freiburg in Br., Wagner. 1/3 thlr.
- Mittheilungen** aus Japan über die Zucht des japanesischen Seidenspinners Bombyx Yama-mag. Berlin, Wiegandt & Hempel. 1/3 thlr.

Naturphilosophie und Geschichte der Naturwissenschaft.

Humboldt-literatur:

- Mohl**, A. v. Humboldt, der Altmeister der neuen Naturforschung. Leipzig, Spamer.
- Glogau**, akadem. Festschrift zur Feier des 100jähr. Geburtstags A. v. Humboldts am 14. Sept. 1869. Frankfurt a/M., Auffarth. 1/3 thlr.
- Ehrenberg**, Gedächtnissrede auf A. v. Humboldt. Berlin, Oppenheim. 10 ngr.
- Haller**, Darwin und Darwinismus. Wien, Beck. 8 ngr.
- Humbert**. Die wissenschaftliche Begründung des Wunders. Oppeln, Clar. 1/3 thlr.
- Vittrou**, über das Zurückbleiben der Alten in den Naturwissenschaften. Wien, Gerold's Sohn. 6 ngr.
- Gottlieb**, die Schöpfungsgeschichte der Bibel ist eine Wahrheit. Heidelberg, Weiss. 4 ngr.
- His**, über die Bedeutung d. Entwicklungsgeschichte für d. Auffassung der organ. Natur. Leipzig, Vogel. 6 ngr.
- Jarisch**, die Tierseele, ihre Existenz und Eigenschaft. Prag, Satow. 9 ngr.
- Krämer**, über die sittl. Werthschätzung menschlicher Grösse. Gera, Strebel. 1/4 thlr.
- Schmid**, Darwin's Hypothese und ihr Verhältn. zu Religion und Moral. Offenes Sendeschreiben an Dr. G. Jäger. Stuttgart, Besser. 1/3 thlr.
- Figueiredo e Mello**, la science et les systèmes. Questions d'histoire et de philosophie naturelle. 2 Edit., Bruxelles, Muquardt. 1 thlr.
- Flammariion**, Contemplations scientifiques. Paris, Hachette & Co. 3 1/2 frs.
- Grellois**, Météorologie religieuse et mystique. Metz.
- Weißner**, die Natur aufgefaßt nach ihren Aeusserungen und Ableitung ihres Begriffs. Jena, Frommann. 12 ngr.
- Meyer**, Charles Darwin und Alfred Russel Wallace. Ihre ersten Publikationen über d. Entstehung d. Arten nebst Skizze ihres Lebens. Verzeichniß ihrer Schriften. Erlangen, Bessel. 15 ngr.
- Frühbier**, Hearspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Gesch. des Aberglaubens in der Prov. Preußen. Berlin, Enslin. 5/8 thlr.
- Hollander**, Geist und Körper. Dresden, Bach. 5 ngr.
- Knauer**, R. Bogt und sein Auditorium, drei Vorträge gehalten in Wien. Mayer u. Co. 6 ngr.
- Recht**, Erkenntnißlehre der Schöpfung nach Grundsätzen der freien Forschung und die Bedeutung dieser Lehre für die Ausbildung des Menschen. 2. Aufl. Berlin, Grieben. 3 thr.
- Figuier**, Vies des savans illustres du XVIIIe siècle avec l'appréciation sommaire de leurs travaux. Bruxelles, Lacroix, Verboeckhoven & Co. 3 1/3 thlr.
- Barnard**, d. neueren Fortschritte d. Wissenschaften nebst einer Prüfung der angeblichen Identität der geistigen Thätigkeit und der physik. Kräfte. Aus d. Englischen von Klöbe. Berlin, Weidemann. 1/3 thlr.
- Caspari**, Leibniz' Philosophie, beleuchtet vom Ge-

- sichtspunkte d. physik. Grundbegriffe von Kraft und Stoff. Leipzig, Bock. 1 thlr. 6 ngr.
- Marenzi**, d. organ. Schöpfung beobachtet im Geiste neuester wiss. Forschungen. Wien, Mayer u. Co. 3 ngr.
- Verstäter**, Jr., Reisen, 5 Bände. Stuttg., Cotta. 7 thlr. 15 ngr.
- Charles Darwin**, über d. Entstehung d. Arten durch natürl. Zuchtwahl u. Aus d. Engl. v. H. G. Bronn. Nach der 5. engl. sehr verm. Aufl. durchgesehen und berichtigt von J. B. Carnus. 4. Aufl. Stuttgart, Schweizerbart. 1870.
- Aus allen Welttheilen**, ill. Familienblatt für Länder- und Völkerkunde, 2. Jahrgang, 1870. Leipzig, Voeg.
- His**, der Mensch u. die Welt von C. Rabenhäusen. 2. veränd. Auflage. 1 Bd. 1 H., Hamburg, D. Meißner. 1870.
- Armans**, die umorgan. Kraft im organ. Körper. Erfurt, Neumann. 4 ngr.
- Cornelius**, über die Entstehung der Welt. Halle, Schmidt. 1 1/3 thlr.

Theologie.

(Die mit † bezeichneten Bücher rühren von römisch-katholischen, die mit * bezeichneten von jüdischen Verfassern her.)

a) Exegese des Alten Testaments.

- Starke**, weil. Past. prim. Ehrph. Synopsis bibliothecae exegeticae in Vetus et Nov. Test., d. i. kurzgefaßter Auszug der gründlichsten und nützlichsten Auslegungen über alle Bücher der hl. Schrift. Correct und vollständig aus Neue hersg. von Erangott Sigmund. Des A. Test.'s. 8. und 9. Kiefig. Das andere Buch Moses. Berlin, Beck. à 6 sgr.
- Seinede**, L. Der Evangelist des Alten Test. Erklärung der Weissagung Jesajas K. 40—66 Leipzig, Pernitzsch. 2 thlr.
- Reil**, Prof. Dr. C. Fr. Commentar über die nach-exilischen Geschichtsbücher Chronik, Esra, Nehemia und Esther. Theil V des Reil-Deilisch'schen Bibl. Commentars über des A. Test. Leipzig, Dörffling und Franke. 3 thlr. 10 sgr.
- Hengstenberg**, weil. Prof. Dr. C. W. Das Buch Job erläutert. 1. Theil. Berlin, Schlauwig, 1 thlr. 20 sgr.
- Heiligstädt**, Dr. Aug. Präparation z. B. Job, mit den nöthigen die Uebersetzung und das Verständniß des Textes erleichternden Anmerkungen. Halle, Anton. 20 sgr.
- Harms**, weil. Past. L. Der Psalter erklärt. 2. Aufl. Hermannsburg — Leipzig, Raumann. 24 sgr.
- Stern**, Wilh. Fünfzehn messianische Psalmen für Verständniß, Belehrung und Erbauung der Freunde des göttlichen Wortes erklärt. Barmen, Klein. 15 sgr.
- Funk**, Past. D. Die Schule des Lebens, oder: christl. Lebensbilder im Lichte des Buches Jonas. Bremen, Müller. 1 thlr.
- Quandt**, Past. C. Sacharias Nachtgesichte und Morgentlänge. C. Auslegung des proph. Buches

Sacharja's für die Erbauung der Gemeinde. Berlin, E. Bedt. 12½ sgr.

† **Kessel**, Dr. Joa. Hubert, Disquisitiones eschatologicae de libro Koheleth. Brixen, Wagner. 1 thlr. 6 sgr.

† **Kaulen**, Dr. Friedr. Handbuch zur Vulgata, E. systemat. Darstellung ihres lateinischen Sprachcharakters. Mainz, Kirchheim. 28 sgr.

* **Zipser**, Oerrabin. Dr. M. Des Flav. Josephus Wert „über das hohe Alter des jüdischen Volks gegen Apion,“ nach hebr. Originalquellen erläutert. Nach des Verf. Tode herausg. und bevorwortet von Dr. Ab. Sellinek. Wien, Bedt. 1 thlr.

* **Fürst**, Prof. Dr. Jul. Geschichte der bibl. Literatur und des jüd.-hellenist. Schriftthums. Histor. und krit. behandelt. 2. und letzter Bd. Leipzig, B. Taubnitz. 2 thlr. 15 sgr. (compl. 4 thlr. 22½ sgr.).

* **Grätz**, Prof. Dr. H. Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen neu bearbeitet. 11. Bd. Leipzig, Weiner. 2 thlr. 20 sgr.

[Inhalt: Geschichte der Juden vom Beginn der Mendelssohn'schen Zeit, 1750, bis in die neueste Zeit (1848).]

* **Auerbach**, Dr. Leop. Das jüd. Obligationenrecht nach den Quellen und mit besonderer Berücksichtigung des römischen und deutschen Rechts systematisch dargestellt. 1. Bd. Umriss der Entwicklungsgeschichte des jüdischen Rechts. Die Natur der Obligationen. 1. und 2. Heft. Berlin, E. Heymann. 2 thlr. 5 sgr.

† **Rämpf**, Prof. Dr. S. J. Die Inschrift auf dem Denkmale Mesa's, Königs von Moab. Mit einem Anhang, betr. die Grabinschrift des Königs Eschmunazar. Prag, Tempsky. 4 sgr.

† **Reusch**, Prof. Dr. T. H. Libellus Tobit e cod. Sinaitico editus et recensitus. Freiburg, Herder. 10 sgr.

b) Exegete des Neuen Testaments.

Tischendorf, Const. Synopsis evangelica. Ex quatuor evangelis ordine chronologico concinnavit, brevi commentario illustravit, ad antiquos teiter denuo recensuit. Editio III. emendata. Lippstadt, 1 thlr. 10 sgr.

Gaffel, Prof. Pasi. Paul. Das Evangelium der Söhne Jebedai (d. 4. Evang.). Eine Abhdlg. Berlin, v. Decker. 10 sgr.

Peiffer, Pfr. R. Ueber die johanneischen Schriften, mit besonderer Beziehung auf die Frage nach dem Verf. Vier Vorträge, geh. im Museums. Saale in S. Gallen. St. Gallen, Huber. 10 sgr.

Wolff, Mar. Das Evangelium Johannes in f. Bedeut. für Wissenschaft und Glauben. Hamburg, D. Meißner. 22½ sgr. [ultrarationalistisch].

Gasper, Dir. Dr. L. W. Pauli Brief an die Römer. Im Urtext zunächst für den Schulgebrauch erklärt. Leipzig, Dyl. 18 sgr.

Delitzsch, Franz, Paulus des Apostels Brief an die Römer, aus dem griechischen Urtexte auf Grund des Sinai-Codex in das Hebräische übersetzt, und aus dem Talmud und Midrasch

erläutert. Leipzig, Dörffling und Franke 20 sgr.

Hofmann, Dr. J. Chr. R. v. Die heil. Schrift Neuen Testaments zusammenhängend untersucht. 4. Theils 2. Abthlg. Die Briefe Pauli an die Colosser und an Philemon. Nördlingen, Bedt. 1 thlr. 7½ sgr.

Koenig, Herm. Das neue Testament Tertullian's. Aus den Schriften des Letzteren möglichst vollständig reconstituirt, mit Einleitungen textkrit. und sprachl. Inhalts. Leipzig, Fues. 4 thlr. 20 sgr.

Reim, Dr. Theod. Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes frei untersucht und ausführlich erzählt. 2. Bd. Das galilä. Jahr. 1. Der galilä. Frühling. Zürich, Orell, Büssli u. Co. 2 thlr. compl. bis jetzt: 5 thlr. 10 sgr.

Lange, Dr. J. P. Die Offenbarung des Johs. theolog. homilet. bearbeitet. 16. und letzter Bd. des Theolog.-homilet. Bibelwerks. Neutestamentl. Abthlg. Viefelsfeld, Velhagen und Klasing. 1 thlr. 4 sgr.

c) Kirchengeschichte.

† **Zingerle**, P. Pius, Ephraemi Syri u. patris Sermones duo. Ex coditibus Syriacis Romanis editi, c. annotationibus et indice vocabulorum. Brix, Weger. 24 sgr.

† **Miklosich**, Fr. Vita S. Methodii. Russico-slovanice et latine. Wien, W. Braumüller. 10 sgr.

Franz, Cl. Des Evangeliums Verfündigung in Deutschland vor Karl d. Großen. Gotha, F. A. Perthes. 12 sgr.

Kau, Gerib. Das Papstthum, seine Entstehung, seine Blüthe und seinen Verfall. 1. Lieferung. Stuttgart, Stöckhardt — auf ca 8 Lieferungen berechnet. à 7½ sgr.

Rehler, Prof. Sup. Dr. G. Vict. Der Kirchenstaat und die Opposition gegen den päpstlichen Absolutismus im Anfang des 14. Jahrhunderts. Leipzig, Ditt. 12 sgr.

Gübner, Alex. Frhr. v. Sixtus der Fünfte. Deutsche Ausg. v. Verf. 2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel. 4 thlr.

Beder, Diak. Rect. Theodor. Geschichte des Bisthums Havelberg, in ihren Grundzügen dargestellt. E. Beitr. z. K. Gesch. der Mark Brandenburg u. Berlin, W. Schulze. 15 sgr.

Lang, Heinr. Martin Luther, E. relig. Charakterbild. Berlin, G. Reimer. 1 thlr. 20 sgr.

Geiger, Dr. Ludw. Joh. Neuchlin, sein Leben und seine Werke. Leipzig, Dunder und Humblot. 2 thlr. 24 sgr.

† **Danko**, Canon. Jos. Johannes Silvester Panonius Erdösi, Professor's der hebräischen Sprache an die Wiener Universität. Leben, Schriften und Bekenntniß. Wien, Braumüller. 26 sgr.

† **Prohart**, Abbé, Leben der Prinzessin Louise von Frankreich, Tochter Louis XV. Karmeliterin unter dem Namen Theresie vom hl. Augustinus. Nach dem Französl. bearbeitet von einer Klosterfrau. Münster, Kassel. 1 thlr. 10 sgr.

† **Hennes**, Prof. J. H. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, und Herzog Peter Friedrich Ludwig

von Oldenburg. Aus ihren Briefen und andern archival. Quellen. 3. Abtheilung. Mainz, Kirchheim. 27 Jgr.

† **Schmüger**, P. K. E. Das Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich. 2. Bd. Letzte Lebensjahre und Tod. Freiburg, Herder. 2 thlr. compl. 3 thlr.

Disselhoff, Wegweiser zu Jo. Geo. Hamann, dem Magus im Norden. Mit einem photogr. Bildnisse Hamanns. Elberfeld, Langewiesche. 1 thlr. 20 Jgr.

Müller, Lehrer, Joh. Hebel als Theolog für die Theologen. Aarau, Christen. 7 1/2 Jgr.

† **Blodt**, Priest. W. Die kirchl. und polit. Zustände Oesterreichs seit den letzten 120 Jahren, hauptsächlich nach glaubwürdigen katholischen Autoren Oesterreichs dargestellt. Lippsstadt, Staats. 1 thlr. 10 Jgr.

Herrnhut und Livland vor 25 Jahren. Von einem Glied der lutherischen Kirche Livlands. Mit Vorwort von Dr. G. E. Ad. v. Harleß. Leipzig, Dunder und Humblot. 7 1/2 Jgr.

Walter, Bischof Dr. Ferd. Gen.-Sup. von Livland. Ein kurzer Abriss seines Lebens. Mit Portr. Eisenach, Baercke. 10 Jgr.

Hagenbach, Prof. Dr. K. R. Vorlesungen über die Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert. Neue, durchgängig bearbeitete Gesamtausgabe. 4. Bd. Leipzig, Hirzel. 2 thlr.

d) Missionsgeschichte.

Germann, Pfr. W. Missionar Christian Friedrich Schwarz. Sein Leben und Wirken aus Briefen des Halle'schen Missionsarchivs. Erlangen, Deichert. 1 thlr. 10 Jgr.

Handmann, Miss. R. Jogi Surappen, der Zemindar von Kiskotei. E. Befehrungsgeschichte aus dem Gebiet der ev.-luth. Missionsstat. zu Trichinopoli in Ostindien. Leipzig, Naumann. in Comm. 5 Jgr.

Fritschel, Prof. G. Geschichte der christl. Missionen unter den Indianern Nordamerikas im 17. und 18. Jahrhundert. Nebst einer Beschreibung der Religion der Indianer. Nürnberg, Löhe 24 Jgr.

Lebensbilder aus der Heiden-Mission. 1. Bd. Gütersloh, Bertelsmann. 1 thlr.

[Inhalt: Jane Ekins, ein Missionsleben; in einer Reihe von Briefen herausgegeben von ihrem Vater].

Plath, Lic. G. Chr. Miss.-Zusp. und Privatd. Missions-Studien. Berlin, W. Schulze. 20 Jgr.

Grüger, Dr. Joh. Christenlehre in Lebensbildern aus alter und neuer Zeit, besonders aus der Missionsgeschichte, nach Anordng. des Hl. Rat. Dr. Martin Luthers für Geistliche und Laien, Lehrende und Lernende, Hausväter und Haus-

genossen zusammengestellt. 2. Ausg. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 17 1/2 Jgr.

Missionsbilder, 9. Heft. West-Afrika. Calw. Stuttgart, J. F. Streinlopf in Commission. 7 1/2 Jgr.

Bunte Bilder zu den Blättern für Mission. Herausgegeben unter Oberleitung von Prof. Dr. G. Jäger und unter Mitwirkung verschiedener Künstler von Diak. R. Häring. 1. Heft. 1-9. Lieferung. Leipzig, Klinkhardt in Comm. 25 Jgr.

e) Systematische Theologie.

Martensen, Bischof, Dr. S. Die christl. Dogmatik. Vom Verf. selbst veranstaltet. Deutsche Ausg. Neuer Abdruck. Berlin, Schlawitz. 1 thlr. 15 Jgr.

Ritzsch, E. Imman. Gesammelte Abhandlungen. Götta, Fr. Andr. Perthes. 1 thlr. 26 Jgr.

Geß, Prof. Dr. Wlfg. Friedr. Christi Person und Werk nach Christi Selbstzeugniß und den Zeugnissen der Apostel. 1. Abtheilung: Christi Zeugniß von seiner Person und sein Werk nach seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Basel, Deloß. 1 thlr. 10 Jgr.

Ritich, Albrecht. Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung dargestellt. 1. Bd. Die Geschichte der Lehre. Bonn, Marcus. 3 thlr.

† **Thalhofer**, Prof. Dr. Valent. Das Opfer des Alten und Neuen Bundes, mit besonderer Rücksicht auf den Hebräerbrief und die kath. Messopferlehre. Ereget.-dogmat. gewürdigt. Regensburg, Manz. 1 thlr. 8 Jgr.

Dreiß, Prof. R. Das Wesen der Kirche nach heil. Schrift. Geschichte und Bekenntniß; insbesondere Art. VII der A. Conf. Eine kirchengeschichtliche Studie. Gestr. Preisschr. Leipzig, Dörffling und Franke. 1 thlr.

Bridmann, Pred. Arth. D. Die Lehren der neuen Kirche, begründet in der hl. Schrift und übereinstimmend mit Vernunft und Wissenschaft. In Briefen an einen bibelgläubigen Christen der alten Kirche. In 2. Aufl. herausgegeben von Theodor Möllensiefen. Basel, Neuh. 1 thlr. 2 Jgr.

Materne, Dir. Konr. Christliche Glaubens- und Sittenlehre nach Ordnung des lutherischen Katechismus. Ein Hilfsbuch zur Fortbildung für evangelische Religionslehrer. 2. Theil. Das 2. Hauptstück. 4. Aufl. Eisleben, Reichardt. 1 thlr.

Roth, Dr. Rich. Theologische Ethik. 2. Aufl. 4. Bd. Wittenberg, Koelling. 2 thlr.

Wilmar, Dr. A. F. C. Theologische Moral. Akademische Vorlesungen nach dessen Tode herausgegeben von C. Chr. Israel. 1. Theil. Gütersloh, Bertelsmann. 1 thlr. 25 Jgr.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Die Mission unter Israel.

Von jeher ist für die Predigt des Evangeliums neben dem gepredigten, das geschriebene Wort als unerlässliches Hilfsmittel angesehen worden. Der geschriebenen, resp. durch den Druck vervielfältigten, Rede steht eben naturgemäß eine viel ausgedehntere Wirksamkeit zu, als dem auf den jeweiligen Hörerkreis beschränkten Rede. Seit der Reformation hat denn auch die Kirche daheim und draußen sich dieses Mittels reichlich und mit sichtbarem Segen bedient. Auch die ev. Arbeit unter Israel konnte dieses Mittels um so weniger entbehren, als dieses Volk seiner ganzen Anlage nach ein literarisches, resp. ein lesendes ist; und hat dieser Umstand Veranlassung zu einer ganzen Reihe von Schriften gegeben, über die hier Bericht erstattet werden soll. — Vorher jedoch dürfte darauf aufmerksam zu machen sein, daß ein aus der Sachlage sich ergebender Unterschied vorhanden sein mußte, zwischen solchen Schriften die für Heiden, und denen die für Juden bestimmt sind. Denn während bei den Heiden selbst die ersten Begriffe göttlicher Wahrheit als nicht vorhanden betrachtet, höchstens nur die, durch Sünde und Gözendienst fast verschüttete, Bezeugung Gottes, Röm. 1, 18 ff.; oder das Schreien nach dem „unbekannten Gott“, Act. 17, als Anknüpfungspunkte für die ev. Predigt gebraucht werden können, — verhält es sich anders in Betreff der ev. Arbeit unter den Juden. Auf diesem Gebiet können und müssen ja, wie der älteste Traktat dieser Art, der Hebräer-Brief uns ein Beispiel giebt, die Principien der göttlichen Wahrheit (4, 12) als vorhanden vorausgesetzt werden, als ein Fundament auf dem die ev. Arbeit fortzubauen hat. Es stellt sich da das eigenthümliche Verhältniß heraus, daß Beide, der Jude und der Christ, eine gute Straße mit einander gehen können, und daß sich ihre Wege erst da scheiden, wo mit dem Letzten der Propheten das Alte Test. zu Ende geht und mit dem Einem Propheten die Erfüllung des gesammten Alten Testaments beginnt. — Während also Schriften für die Heidenmission die Aufgabe haben mit dem A. B. C. des göttlichen Heilsplanes zu beginnen, und die Bibel als göttliche Offenbarung anzupreisen, kann sich eine für Israel bestimmte Arbeit damit begnügen den Nachweis zu liefern, daß eben weil dieses Volk schon theilweise an der Aufrichtung des Reiches Gottes partizipirte, und weil ihm ja übergeben worden sind die Orakel Gottes, das was Gott geredet hat (Röm. 3, 2), daraus die Nothwendigkeit fließe, Christum, wie als den Heiland der Welt, so auch als den seinigen, zu erkennen und anzunehmen. Es wird sich, in erster Linie, darum handeln, den Nachweis zu liefern, daß Jesus Christus der den Vätern verheißene, vom Volke ersehnte, Messias, und sein Reich die Fülle und Krone dessen ist, wozu im Alten Testament, in Bildern und Verheißungen der Grund gelegt wurde.

Diesen Erweis nun zu liefern hat sich eine ganze Reihe kleinerer Schriften gestellt, die schon eine große Verbreitung gefunden haben. Von diesen seien hier genannt:

- 1) בושׁיח בן רוּי, Beweise, daß Jesus von Nazareth der Sohn Davids ist.
- 2) בושׁיח עבדוּה ה', Beweise, daß der Messias, der Sohn Davids, auch der Sohn Gottes ist. Zwei Schriften die, einander ergänzend, auf Grund der Schrift den Nachweis

liefern, wie in Christo sämtliche Verheißungen vom Weibessamen, vom Goel (Erlöser) vom leidenden und verherrlichten Messias zusammentreffen, d. h. sich verwirklichen, lebendig vor Augen stehen. — Weiter ergänzt werden diese Arbeiten durch

3) תְּקוּת יִשְׂרָאֵל, die Hoffnung Israels, oder die Lehre der alten Juden vom dem Messias, wie sie in den Targumim niedergelegt ist, von W. Agerst. — In diesem Schriftchen sucht der, früher selbst im Missionsfeld unter Israel thätig gewesene Verf. den Nachweis zu liefern, daß, zur Zeit der Abfassung der Uebersetzungen, wie der authentischen Erklärungen der Bibel, Targum, und Thalmund, die Hoffnung Israels auf den Messias gerichtet war, und zwar auf Grund der göttlichen Verheißungen. Er weist nichtweniger als zwei und siebenzig Stellen nach, bei deren Uebersetzung die Targumim direct den Messias bezeichnen, — ein, für die Alt-Testamentliche Exegese, in Anbetracht des Alters der Targumim nicht zu unterschätzender Umstand. So z. B. wird in der bekannten Stelle 1 Mos. 49, 10, der Satz יְיָ שִׁילָה עִיר כִּי יָבָא von O. Mos. wiedergegeben mit עִיר דִּי יִישׁוּעָא „bis der Messias kommt“ und ebenso vom Targum Jonathan und Jeruschalmi: עִיר דִּי יִישׁוּעָא „bis zur Zeit, daß König Messias kommt.“ — Diese Zusammenstellung ist auch für den christlichen Exegeten beachtenswerth, der das göttliche Wort nicht bloß mit dürrem Verstand, nach den noch dürreren Regeln einer Grammatik, behandelt, sondern gleichzeitig das religiös-geschichtliche Moment zur Geltung kommen läßt. —

Während die genannten Schriften den biblisch-historischen Plan verfolgen d. h. in der Schrift den messianischen Verheißungen nachspürend, von der ersten, Gen. 3, 15 an bis zur letzten im Maleachi nachgehen und deren Erfüllung in Christo nachweisen, versucht es die unter dem Titel:

4) תְּקוּת יִשְׂרָאֵל וְחִבְקָתָהּ בְּלִבְהִימָה, Israels Hoffnung und aller Völker Verlangen erforscht und dargestellt auf Grund der heiligen Schriften des Alten Testaments, (in neuer Auflage, Canstatt 1866) erschienene Arbeit, den heilsgeschichtlichen Entwicklungsgang zwar festzuhalten, dabei aber genetisch zu Werke zu gehen; d. h. vom persönlichen Gott, Jehovah als Bundesgott, sodann der Offenbarungsbedürftigkeit des Menschen überhaupt ausgehend, von dem Bundeszeichen und dem Bund und dessen Mittler, endlich auf das Bundesvoll, schließlich auf die Bundesentfaltung selbst einzugehen und deren volle Realisirung nachzuweisen, — alles rein auf Grund der Schriften Alten Testaments. Dieses Büchlein hat von Prof. Delitsch eine sehr günstige Beurtheilung erfahren, und ist als sehr brauchbar zur Verbreitung unter den Juden empfohlen worden. Einen ähnlichen Weg hat eingeschlagen Pfr. Reichardt in seinen

5) שְׁנֵי הַבְּרִיתֹת, der Alte und der Neue Bund, oder Mosaismus und Christenthum (Frankfurt a/M.); nur daß in dieser Schrift allein direct von Christus und dem Christenthum die Rede ist, was in der Schrift Aro 4 vermieden, — weil dort rein messianisch geredet wurde. Dies Büchlein bemüht sich nun den Nachweis zu liefern wie beides Mosaismus und Christianismus nicht einander fremde, oder gar ungleichartige, oder vollends abstoßende und zuwiderlaufende Schöpfungen sind, sondern daß beide aus einer Wurzel sproßen, auf einem und demselben Boden stehen, das zweite mit Nothwendigkeit aus dem Ersten sich ergibt; daß der Bundesgott Israels die Scheidewand abgebrochen und ohne das Alte zu zerstören, aus Beiden, Juden und Heiden Eins gemacht hat in Christo; daß was im Alten Testament symbolisch dargestellt worden in Christo realisiert sei.

6) שְׁאֵלוֹת וְתַּשְׁבּוּבוֹת, Fragen und Antworten, oder Widerlegung einiger jüdischer Einwürfe gegen die Wahrheit des Christenthums (Frankfurt a/M.). Die Entstehung dieses Schriftchens hatte folgende Veranlassung: „Eine Anzahl Juden und Christen hatten sich einige Jahre hindurch öfter Abends in Aldermanburg, (in London) zusammen gefunden, um religiöse Fragen zu besprechen. Als sich später die jüdischen Mitglieder von den Konferenzen zurückzogen, um fernerhin diese Besprechungen allein fortzusetzen, überreichten sie dem Vorsitzenden eine Anzahl Fragen, welche sie, als von christlichen Rednern unbeantwortet, ansahen.“ Dene Fragen, 32 an der Zahl, werden nun hier vom Verfasser, der selbst diese Besprechungen leitete dem

lieben, seligen Dr. M'Caul, einem der größten Kenner hebr. und talmudischer Literatur — beantwortet. Christliche Leser können daraus lernen, welche Schwierigkeiten sich dem ernstlich forschenden Juden entgegenstellen, und es ihm schwer machen, in dem Gekreuzigten seinen König und Messias zu erkennen.

7) Ein Gespräch zweier jüdischer Freunde über das Wort Gottes vom sel. Miss. Hausmeister, auch dessen: „Worte der Liebe an meine Brüder.“

8) Moses und Samuel, ein Gespräch von Alfred Meyers, (beide in Frankfurt gedruckt).

Diese beiden Schriftchen nun führen uns in den Gedankengang eines dem rabbinischen Wesen anhängenden Juden ein, dem gegenüber ein anderer Jude eingeführt ist, welcher bereits die Wahrheit in Christo gefunden und liebgewonnen hat. Beide Schriften sind von christgläubigen Juden verfaßt und mit Liebe und Wärme für die Wahrheit zusammengestellt.

9) Die Lehre und Erklärung des 53. Kapitels des Propheten Jesaja, von dem bereits genannten Dr. M'Caul (Frankfurt a/M.) befaßt sich zuerst mit der Widerlegung der irdthümlichen Anschauungen über dieses Kapitel — darunter besonders die — von christlichen Gelehrten wieder aufgewärmt — daß es sich auf das Volk Israel beziehe, — und führt mit Aufwand vieler Gelehrsamkeit aus, wie dieses Kapitel nur auf den Messias sich beziehen kann, resp. in ihm sich erfüllen muß, resp. in Christo erfüllt hat. — In einer anderen Schrift:

10) Die Persönlichkeit und das Wirken des heiligen Geistes, nach den Offenbarungen des Alten Testaments dargestellt, (Frankfurt a/M.), — sucht derselbe gelehrte Verfasser diesen schwierigsten Punkt der Dreieinigkeitslehre vom Standpunkt des Alten Testaments und der frühesten Ausleger desselben zu begründen, und den Juden verständlich zu machen. Ein beachtenswerthes Hülfsmittel zur Behandlung der Lehre vom heiligen Geist.

11) Die mosischen Opfer nach ihrer sinnbildlichen und vorbildlichen Bedeutung, von J. C. Ludwig Hoff, ev. Pfarrer, (Frankfurt a/M.). — Die Bedeutung der Alt-Testamentlichen Opfer- und Priesterordnung ist dem Juden fast ganz abhanden gekommen. Es ist ihm zumeist nur eine historische Reminiscenz; vielfach wird das Ganze nur als eine Unbequemung an die Gewohnheiten Egyptens angesehen, als etwas eigentlich bedeutungsloses, dem der Bundsgott eben nicht entgegenreten wollte, um dem Volke nicht auf ein Mal zu viel zuzumuthen. Deshalb unternimmt es dieses mit Gründlichkeit und Sachkenntniß verfaßte Schriftchen, diesem grundstürzenden Irrthume, welcher dem Opfer auf Golgatha die Basis abgräbt, entgegenzutreten.

12) Zeugnisse für die Erfüllung des prophetischen Schriftwortes als Beweise für die Zuverlässigkeit desselben, von Alexander Reith; aus dem Engl. (Frankfurt a/M.). „Die Absicht, in der die folgenden Blätter geschrieben wurden,“ heißt es in der Einleitung, „ist, dem Leser in gedrängter Uebersicht einige von den zahlreichen Beispielen vorzuführen, in denen die augenscheinliche Erfüllung der Weissagungen es unwiderlegbar beweiset, daß die heilige Schrift von Gott eingegeben ist.“ Der Verfasser, ein gelehrter Schotte, ist den realistischen Weg gegangen, um sich von der Wahrheit des göttlichen Wortes zu überzeugen. Er hat sich aufgemacht um mit der Bibel in der Hand die Länder zu durchziehen und den Spuren der Völker nachzugehen, über die das prophetische Wort Weissagungen, Drohungen zc. enthält, und so den freilich äußerlichen, aber immerhin nicht zu verachtenden, Erweis zu führen, daß die Bibel Gottes Wort und Wahrheit sei. Deshalb hat er die Zustände der Juden überallhin erforscht, sodann die Wohnplätze Juda aufgesucht, den Spuren von Ammon, Moab, Philistia und Edom nachgegangen, hat Ninive, Babylon, Tyrus, die Araber und Rechabiten und die Stätten der Sieben Gemeinden mit eigenen Augen gesehen, alles mit dem prophet. Worte verglichen, um zu dem Ergebniss zu gelangen, daß Alles bis aufs Jota in Erfüllung gegangen ist. Immerhin ein nicht zu verachtendes Hülfsmittel für die Begründung der evangel. Predigt, gegenüber leichtfertigen Zweiflern.

13) Der Jude, von Alfred Meyers, aus dem Engl. (Frankfurt a/M.).

14) Die Bestimmung des Volkes Israels, von J. C. Reichardt, (ebend.).

Zwei Schriften, welche sich die Aufgabe stellen nachzuweisen, daß das Volk Israel als Volk wird bewahrt bleiben, um einst, wenn dasselbe hat den ansehen lernen, den die Väter zerstoßen haben, in das Land der Verheißung zurückzukehren und von da aus ein Segen für

alle Völker der Erde zu werden. Die Frage über die Zukunft Israels, und dessen Einreihung in den Gesamtorganismus des Leibes Jesu, ist bekanntlich eine strittige, und wird immer eine offene bleiben müssen, — woraus freilich noch lange nicht folgt, wie der sel. Pastor Harms in Hermansburg ein Mal in seinem Missionsblatte behauptete, es sei überhaupt jetzt noch gar nicht die Zeit den Juden das Evangelium zu verkündigen; die Zeit dazu werde sich erst ergeben, nachdem die Pleroma der Heiden ins Reich Gottes eingegangen. Eine Anschauung, welche in folgenden zwei Schriften wiederlegt zu werden versucht wird:

15) Was wir wollen, oder ein Wort über die Mission im allgemeinen und unter Israel im Besondern, mit Beziehung auf die Schlußentwicklung des Reiches Gottes, (Breslau) und

16) Ueber Israels Hoffnungen und unsere Pflicht gegen Israel, (Berlin bei Löw).

Behufs Erweckung ersten Sinnes, und des rechten Sündenbewußtseins, der nothwendigen Bedingung eines Heilsbedürfnisses, sind zwei folgende Schriften recht angethan:

17) Beiträge zur Selbstprüfung, und Gebete in mancherlei Angelegenheiten zum Gebrauch demüthiger und wahrheitsliebender Israeliten, — (durchaus in Alt-Testamentlichen Worten gehalten) und

18) Thautropfen der Liebe für Israels Frauen, — eine warme Ansprache an das weibliche Geschlecht.

19) Psalmenlieder, zusammengestellt vom Kölner Schriftenverein für Israel.

Den Erweis, daß das Unkraut der Ueberlieferung, Talmud genannt, dem Worte Gottes widerspricht, daß dieselbe somit nicht wie die Rabbiner vorgeben von dem stammen kann, der das Wort, Gesetz, Lehre und Propheten gegeben (sonst wäre ja kein Widerspruch denkbar), ferner, daß das überlieferte Gesetz den Juden ein unerträglich Joch auslegt in unzähligen Satzungen, sodann daß die Synagoge die messianische Hoffnung in ihrer altehrwürdigen Liturgie bewahrt und bekennt, diesen Erweis lieferte der schon genannte sel. Dr. McCaul in seinem trefflichen Buche:

20) נתיבות חיים. Der wahre Israelit, (Frankfurt a/M.), einer Arbeit, die das Ergebniß jahrelangen, ersten und fleißigen Thalmudstudiums ist, die der theure Verf. theilweise unter Anleitung gelehrter Rabbiner in Polen gemacht hat. Dabei hält sich dasselbe von den Geschäftigkeiten, Ueberreibungen und theilweise Mißverständnissen frei, welche ähnlichen Arbeiten, wie z. B. der Wagenseils u. a. ankleben. Es bietet reiche Ausbeute für das Studium rabbinischer Literatur, welches dadurch noch erleichtert wird, daß die reichlich angeführten Stellen in die Landessprache übersetzt sind. Das Buch ist in englischer, französischer, deutscher und rabbinischer Sprache vorhanden und sehr viel verbreitet worden; trotzdem hat noch keiner der jüdischen Gelehrten ein Widerlegung desselben versucht, — obgleich alle zugeben, daß der Verfasser mit eben so viel Wahrheitsstreue als inniger Liebe zu Israel gearbeitet hat. — Das Buch ist auch für christliche Theologen von Wichtigkeit.

Zu den schwierigsten Aufgaben der Mission unter den Juden gehört der Nachweis, daß das Christenthum, wie schon angedeutet, in der Alt-Testamentlichen Gottesordnung wurzelt, ferner wie die Anfänge der christlichen Kirche resp. Kirchengeschichte vorwiegend im jüdischen Volke liegen: Ein Hülfsmittel in dieser Beziehung bietet die gründliche Arbeit Dr. Biesenthals:

21) Zur Geschichte der christlichen Kirche, in ihrer ersten Entwicklungsperiode bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts, unter Benutzung talmudischer Quellen, (Berlin). Diese fleißige Arbeit wirft aus den berührten Quellen manches neue Streiflicht auf die innere Geschichte und den neu sich bildenden Organismus der neuen, in Israel wurzelnden, Gemeinde, und wird auch den Bearbeitern der christlichen Geschichte von großem Nutzen sein.

Daß der heilige Geist seine Arbeit auch an vielen Seelen unter Israel hat, und ihrer manche aus diesem Volke schon den Herrn Jesum bekannt haben und in Ihm selig gelebt und — gestorben sind, — wird kein ernster Christ bezweifeln, und liegt, wenn nöthig, der Erweis für diese Behauptung vor. Es wäre eine höchst interessante Aufgabe die Geschichte dieser Arbeit des Geistes und Wortes an Einzelnen in Israel, soweit sie in Notizen und Lebensbeschreibungen vorliegt, zusammenzustellen, zur Ehre Gottes und zum weiteren Erweis, daß Gott ist getreu und daß Er Sein Volk nicht verworfen hat. Verfasser dieses ist bei Nachforschun-

gen auf Bibliotheken zc. auf eine ganze Reihe solcher Nachrichten und Schriften gestossen, und ist zu der freudigen Ueberzeugung gelangt, daß zu allen Zeiten etliche aus Israel hinzugethan wurden, welche die Seligkeit erlangten. Doch gebietet der Raum, hier nur auf Schriften aus der neuesten Zeit sich zu beschränken. Dahin gehören

22) Leben, Schicksale und Bekehrung Friedrich Albrecht Augustins, vormalig jüdischen Rabbinen und nachherigen Verkündiger des göttlichen Wortes zu Eschenberge, in Sachsen-Gotha, (Frankfurt a/M.).

23) Leben und Bekehrung des Dr. Cappadoze in Holland (Frankfurt a/M.).

24) Ein in der Nacht aufgelesener Edelstein, oder ein Verlorner und Gefundener aus dem Hause Israel (Straßburg).

25) צדיק באמרונו יהיה. Glauben in Israel, erläutert durch das von Gliedern des Hauses Israel abgelegte Zeugniß für die Kraft des Evangeliums (Frankfurt).

26) Maria, Führungen einer jüdischen Jungfrau (Frankfurt).

Weitere Nachrichten über Führungen von christ-gläubigen Juden finden sich in den weiter unten zu nennenden Zeitschriften. Theilweise hieher gehört auch die fleißige Arbeit des Dr. Da Costa, eines Christen aus Israel, welcher in seinem Buche: „Israel und die Völker“ dem Gange seines Stammvolkes in der Zerstreung nachspürt und auch vielfach nachweist, wie der Herr eine Anzahl aus demselben, — namentlich in der pyrenäischen Halbinsel und in Frankreich, zu sich gezogen und zum Glauben gebracht, — etliche davon zu bedeutenden Werkzeugen Seiner Kirche ausgerüstet hat.

Dem Einwurf aber, den die Juden erheben, daß der Jude, welcher Christum annimmt, ein abfälliger, oder abtrünniger sei, begegnen mit großer Gewandtheit,

27) Wer ist ein Jude?

28) Wer ist ein Apostel? (Frankfurt).

worin der Verf. (Pred. Saphir, jetzt in London) den richtigen Standpunkt nachweist, von dem aus diese Streitfrage zu beurtheilen.

Beim Abschluß dieser Auswahl — denn es giebt der ähnlichen Schriften noch mehrere, möge noch folgende Bemerkung Platz finden. — Wenn im Eingang als das unterscheidende zwischen den Anforderungen und Bedürfnissen der Heiden- und Judenmission darauf hingewiesen wurde, daß die Judenmission bei ihrer Arbeit einen bereiten Boden findet in der Alt-Testamentlichen Erkenntniß, — so hat die neuere Zeit darin eine bedeutende Wandelung angebahnt. Seit nämlich die Juden eingetreten sind in den Gedankenkreis und die Anschauungsweise der Völker unter denen sie wohnen, haben sie sich Vieles von dem zu eigen gemacht, was dort die Geister bewegt. Freigeisterei und Zweifelsucht und Gleichgiltigkeit in Bezug auf Gottes Wort haben sich ihrer theilweise bemächtigt, — und ist dies ein weiterer Abfall des schon lange in der Irre gehenden Volkes. Es kann die bemerkenswerthe Phase hier nicht näher ausgeführt werden (vergl. jedoch meinen Vortrag: über die Juden-Mission, abgedruckt in No. 1. 1868 der „Quartalschrift für Juden-Mission“ herausgegeben von Past. Bornbaum); nur darauf soll hingewiesen werden, wie die Grundlagen für die Juden-Missionsarbeiten und Schriften, jetzt andere geworden sind, und mithin eine andere Art des Behauens bedürfen. Wenn demnach die obengenannten Schriften seiner Zeit gute Dienste leisteten, und theilweise jetzt noch leisten, so ist ja nicht zu vergessen, daß in vielen Fällen heut zu Tage, der von ihnen vorausgesetzte Boden, nämlich der Glaube an die Authentie des göttlichen Wortes Alten Testaments, fehlt. Daraus entsteht ein Bedürfniß für Schriften grundleglicher Art für das Evangelisierungs-Werk unter den Juden; solche Schriften, welche sich mit den Anfangsgründen göttlicher Wahrheit, wie Gott, Sünde, Erlösung, Gericht, Heil, und so weiter beschäftigen. Zur Beschaffung einer solchen neuen Reihe von Schriften hat sich in Köln ein „Schriftenverein für Israel“ gebildet, und wäre sehr zu wünschen, daß deutsche Gelehrte, in Anbetracht dessen was der Bundesgott Israels auch für ihre Seelen gethan hat, ihre Gaben und Kräfte dieser heiligen Reichs Sache widmen wollten, als ein, gewiß dem Herrn angenehmes Dankopfer. (Näheres in Betreff dieses Vereins ist durch dessen Schriftführer, Pastor C. Aenfeld in Köln zu erfahren).

Ein Versuch dem gedachten Bedürfniß zu begegnen liegt vor in der Schrift:

29) Vernunft und Glaube, ihre gegenseitigen Beziehungen und Konflikte, mit einem Anhang: Bemerkungen über Strauß's Leben Jesu von Henry Rogers (Berlin).

Es ist dies ein in der Edinburgh Review im Jahre 1849 erschienene Abhandlung über das Verhältniß von Vernunft und Glaube; die Arbeit hat ihre Verdienste, aber sie entspricht dem Bedürfniß nur in wenigen Fällen, besonders deshalb weil sie eine bedeutende Denkfähigkeit voraussetzt.

Vielleicht wünscht einer oder der andere unter den Lesern dieser Blätter noch Nachricht über die Zeitschriften, welche diesen Zweig christlicher Liebesthätigkeit vertreten. Es sind zunächst in Deutschland:

Der Freund Israels, vierteljährlich, herausgegeben vom Verein der Freunde Israels in Basel (erscheint auch französisch) (Basel).

Missionsblatt des Rheinisch-Westphälischen Vereins für Israel, monatlich, Organ des gleichnamigen Vereins. (Köln).

Die Mission unter Israel, Quartalschrift für Juden-Mission, von R. Vormbaum, Pastor zu Kaiserswerth (Köln).

Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande. Vierteljährlich (Berlin).

Dibre Emeth, oder Stimmen der Wahrheit an Israeliten und Freunde Israels, — in Verbindung mit Dr. Biesenthal und Missionar Cange herausgegeben von J. E. Hartmann (monatl.) (Breslau).

Saat auf Hoffnung, herausgegeben von Prof. Dr. Delitzsch, (vierteljährlich, Erlangen), — eine durch gebiegene kritische Arbeiten ausgezeichnete Zeitschrift.

Der Friedensbote herausgegeben früher von Ziethe jetzt von Schwarz (Berlin bei Wiegandt und Grieben) — dürfte sich von allen genannten Zeitschriften am besten eignen der Mission unter Israel neue Freunde zu gewinnen.

In England erschienen: Jewish Intelligence und Jewish Record, Monatsblätter, Organe je eines Vereins. In Schottland geben die betreffenden Nachrichten: The Record of the Church of Schottland und The Record of the Free Church of Schottland, beide monatlich.

Verfasser dieses war vor einigen Jahren in einer Gesellschaft christlicher Männer, bei welcher Gelegenheit von den Juden die Rede war, und unter Anderem Einer der Anwesenden folgendes erzählte. Er sei nach vollendeter Studienzeit zu den Seinen zurückgekehrt, und habe alsobald die Gelegenheit ergriffen, seinem greisen Vater gegenüber, den Schatz seiner Gelehrsamkeit auszukramen, namentlich seine philosophischen und historischen Kenntnisse preis zu geben, besonders aber die, — wie er meinte — gegründeten Zweifel über die Wahrheit der Bibel des Langen und Breiten vorzutragen. Sein lieber Vater habe ihm mit aller Geduld zugehört und alles ausreden lassen, und da er nun endlich einhielt, habe der ehrwürdige Vater einfach die Worte gesprochen: „Und die Juden? Und die Juden!“ Das schlug mich, erzählte er weiter, „der Art, daß ich in mich ging, und von da an die Bibel ganz anders ansehen lernte, und mich gewöhnte die Juden als die lebendigen Zeugen für die Wahrheit derselben anzusehen. Nun schwanden meine Zweifel und wurde mir Vieles klar, und so mir einer will das theure Gotteswort angreifen, so sage ich, wie mein nun selig heimgegangener Vater einfach: „Und die Juden?“ —

Die Juden also sind die lebendigen Zeugen des göttlichen Wortes und der Wahrheit des Evangeliums, — und ein jeder Jude, welcher durch die Arbeit der Mission zu Dem sich wendet, den die Väter zerstoßen haben, und seinen König David sucht, gemäß der Verheißung Hosea 3, 5, ist ja zugleich wie ein in das Vaterhaus und an das Vaterherz zurückkehrendes Kind, — und ein jeder solcher Fall eine Beweisung davon und dafür, daß Gottes Gaben und Berufungen Ihn nicht gereuen.

Gottstatt.

P. E. Gottheil.

Zur synoptischen Frage.

Von Consistorialrath und Prof. Dr. W. F. Geß in Breslau.

(Schluß).

Diese Mittheilungen werden genügen um die hohe Bedeutung dieses Godet'schen Commentars darzuthun. Sie wird auch von denen nicht verkannt werden können deren Anschauungsweise von der Godet's wesentlich verschieden ist. Darf ich für meinen Theil einige Bedenken aussprechen, so beziehen sich dieselben auf die Meinung des Hrn. Verf., daß für die Erforschung des geschichtlichen Entwicklungsgangs des Wirkens Jesu in den Fällen wo Matthäus und Lukas differiren die Wahrheit so viel wie immer bei Lukas zu suchen sei.

Die von Matthäus selbst verfaßten Logia denkt sich Godet aus drei Theilen bestehend: Jesus der Gesetzgeber Kap. 5—7, Jesus der König Kap. 13, Jesus der Richter Kap. 24. 25. Folglich Jesus der Messias. Die Geschichte der Geburt, des Leidens, der Auferstehung, ferner die Kap. 8—12 und 14 ff. wären also alle erst von einem Andern — der freilich ein Schüler des M. gewesen sei und nach seines Lehrers mündlichen Vorträgen gearbeitet habe — beigelegt. Aber Matthäus selbst habe die Gewohnheit gehabt, Jesu Worte nicht nach den Orten, Zeiten, Gelegenheiten, da sie gesprochen wurden, zu ordnen, sondern nach ihrem Inhalt, oder auch um Texte aus den Propheten, zu gruppiren. Ebenso sei er mit den Geschichten verfahren.

Ohne zu untersuchen wie viel oder wie wenig Beweis für diese Vertheilung des Evang. unter den Apostel und seinen Schüler vorhanden sei, will ich sogleich an meine Hauptbedenken gehen.

In Betreff der Bergrede gibt Godet zu, der ursprüngliche Organismus derselben sei nicht bei Lukas, sondern bei Matthäus zu finden, des letzteren Bericht sei den historischen Umständen des Lebens Jesu am besten entsprechend, Lukas habe Alles was sich auf das alte Gesetz und dessen pharisäische Auslegung bezog weggelassen und nur was von allgemein menschlicher Bedeutung war, mitgetheilt, die Darlegung der Liebe als höchsten Gesetzes im Reiche Christi, im Gegensatz zu dem natürlichen Egoismus. Aber wie stimmt dieses Zugeständniß mit Godet's sonstiger Werthung beider Evangelisten? War hier nicht Matthäus der Historiker? Godet fügt freilich hinzu, das schließe nicht aus, daß manches Wort der Matthäusrede ihr ursprünglich fremd gewesen und deshalb mit Recht von Lukas weggelassen sei. Er findet die Worte Matthäus 7, 7 ff. vom Gebet so verbindungslos, daß sie ursprünglich nicht hier können geredet sein. Ich erlaube mir hiegegen auf meine Schrift „Christi Zeugniß von seiner Person und seinem Werk“ S. 14 und 279 zu verweisen. Auch könne das Vaterunser nicht in dem Zusammenhang von Kap. 6 gegeben worden sein, denn die heidnische Geschwätzigkeit im Beten, der das Vaterunser gegenübergestellt werde, habe Nichts mit der pharisäischen Gerechtigkeit zu thun gehabt. Aber mußte denn Jesu Rede in der strengen Logik einer Abhandlung einhergehen? Ist dem Volksredner nicht eine Episode erlaubt? Die Geschwätzigkeit des Betens war auch bei den Pharisäern groß genug Lukas 20, 47. Sicher ist die von Lukas in 11, 1 erzählte Veranlassung für Ertheilung dieses Gebets ganz der Wahrscheinlichkeit entsprechend: warum soll es aber nicht möglich sein, daß trotz der von Jesu so und so viele Monate zuvor in der Bergrede geschehenen Darreichung des Vaterunsers ein Jünger mit dem Begehren kam „Herr lehre uns beten“ und daß Jesus dann das Vaterunser wiederholte? Das war noch nicht der schlimmste unter den Beweisen von Bergeßlichkeit der Jünger. Uebrigens bemerkt Godet selbst, da die letzte Bitte bei Lukas ursprünglich nicht gestanden habe und doch dem Gebete nicht fehlen könnte, so sei der Inhalt des Gebets von Matthäus genauer berichtet.

Daß Matthäus die Bergrede an den Anfang des galiläischen Wirkens stellt erachtet Godet für offenbaren Anachronismus. Denn damals habe doch Jesus noch nicht von Verfolgungen wegen seines Namens reden (5, 10 f.), noch nicht das Bedürfniß einer Rechtfertigung gegen den Verdacht des Antinomismus empfinden (5, 17), noch nicht für nöthig achten können vor falschen Jüngern zu warnen (7, 21—23). Nur der systematische Gesichtspunkt, von welchem dieser Evangelist ausgehe, mache diese Stellung der Bergrede begreiflich. Der

Verk. habe von vorn herein die Messianität Jesu zeigen wollen. Setze man voraus, daß die Logia von denen Papias rede den Stamm dieses Evangeliums bildeten so sei die Voranstellung um so begreiflicher, denn in jeder Sammlung der Reden Jesu habe die Bergrede die erste Stelle einnehmen müssen. Ich kann diese Beweise nicht für entscheidend halten. Mir scheint, daß, wenn wir dem Lukas folgen, die Bergrede doch nur wenig später ist als wenn dem Matthäus. Auch nach Lukas muß sie doch wohl einige Wochen vor Passah gesetzt werden, denn 9, 11—17 fällt nach Joh. 4, 4 kurz vor Passah, zwischen der Lukasbergrede aber und der Speisung der fünf Tausend liegt außer dem in 7, 11 und 8, 1 und 22, 26. 40. erwähnten Reisen Jesu mit den Zwölfen deren eigne Missionswanderung 9, 1 die ich mir doch kaum anders als über etliche Wochen sich erstreckend denken kann, wenn etwas Bedeutenderes dadurch bezweckt werden sollte. Nun fasse man andererseits ins Auge, daß als Jesus durch Samarien nach Galiläa ging es nach Joh. 4, 35 etwa Mitte Dezembers war, daß dann nach Lukas 4, 15 ein Lehren in den Synagogen, nach 4, 23 ein Aufenthalt in Kapernaum, nach 4, 16 ein Besuch Nazareths, nun erst (4, 31 und Matthäus 4, 13) die eigentliche Ansiedlung in Kapernaum folgte, zwischen dieser Ansiedlung aber und der Bergrede nach Matthäus 4, 23 bis 25 immer noch einige Zeit verfloß. Deshalb bin ich der Meinung, daß der Verdacht des Antinomianus schon aus dem dreivierteljährigen Wirken in Judäa stammte. Dazu mag wohl auch vernommen worden sein, Jesus sei durch Samarien gekommen, habe dort sogar sich verweilt. Nehme ich hinzu, daß der Täufer schon in Joh. 3, 32 klagt „sein Zeugniß nimmt Niemand an,“ daß Jesus seinerseits die Kälte der Volkshäupter gegen den Täufer schilt Lukas 7, 29 f. Matth. 21, 32, daß der Täufer, als Jesus auf dem Berge redete, gefangen lag, daß Jesus selbst wegen der Möglichkeit eines ähnlichen Geschicks Judäa verlassen hatte Joh. 4, 1 ff.; so scheint es mir sehr begreiflich, wenn Jesus schon zu der aus Matthäus sich ergebenden Zeit seine Jünger auf das Bevorstehen von Verfolgungen weist, und zwar um so mehr je ferner diesen selbst bei den jetzt so hoch gehenden Bogen der Volksbegeisterung ein solcher Gedanke liegen mochte. Die Warnung endlich in Matth. 7, 15 ff. erkläre ich mir daraus, daß die in 4, 24 berichtete Heilthätigkeit Jesu ohne Zweifel schnell zu Versuchen der Nachahmung unter Nennung des Namens Jesu führte, die aber nicht immer so wie jener in Markus 9, 38 erwähnte in der Lauterkeit blieben. Denn um solche Propheten und Wunderthäter handelt es sich in Matth. 7, 15 und 22.

In Lukas. Kap. 8 und 9 steht Godet eine Sammlung von Machttakten Jesu, zusammengestellt um die in 8, 17 citirte Weissagung des Jesaias. Allein der Evangelist versichert, das in 8, 1 ff. Erzählte sei geschehen bei Jesu Herabkommen von seiner Rede auf dem Berg, das in 8, 5 ff. bei seinem Eintreten nach Kapernaum, das in 8, 14 ff. beim Eintritt in Petri Haus, das in 16 am Abend desselben Tags. Der in 8, 23 ff. erzählte Machttakt hat mit jener Weissagung Nichts zu thun, und was in 8, 19—22; 9, 9 ff. und 14 ff. berichtet wird ist gar kein Machttakt gewesen. Daher man nicht wird leugnen können, daß der Evangelist vielmehr in der Ueberzeugung von ihrer zeitlichen und örtlichen Zusammengehörigkeit diese Erzählungen zusammengestellt hat.

Bei der Instructionsrede für die Zwölfe schließt sich Godet an die Meinung an, daß ihre Matthäusegestalt eine Reihe von Worten enthalte die so frühe von Jesu nicht haben können gesprochen werden. Die geschichtliche Genauigkeit sei bei Lukas welcher etliche dieser Worte in sein Kap. 12, etliche in Kap. 21, etliche in die Instruction der Siebzig (Kap. 10) einträgt. Schon das „die Erndte ist groß 2c.“ sei bei Lukas, wo es auf die Heidenwelt blicke, begreiflicher als bei Matthäus, wo es nur die Galiläer meine. Aber Lukas deutet ja mit keinem Worte auf eine Bestimmung der Siebzig für die Heidenwelt. Daß die Zahl 70 von Jesu gewählt worden, weil man in Israel gewohnt gewesen, die gesammte Menschheit in 70 Völker zu theilen, ist eine sehr prekäre Annahme: man sollte doch denken, daß Jesus in diesem Falle irgend ein Wort von der universellen Bestimmung des Evangeliums bei dieser Aussendung geredet hätte. Und warum der Anblick von den Tausenden Galiläas zu Matth. 9, 37 kein entsprechendes Motiv sein soll, verstehe ich nicht. Ferner: hat es irgend welche Wahrscheinlichkeit, daß sich Jesus in dem epochemachenden Augenblicke der ersten Aussendung seiner Zwölfe, dieser Stammväter des neuen Israel, auf die wenigen Worte in Lukas 9 beschränkt habe? Mir

meistentheils erscheint vielmehr dieß, woran man sich bei Matthäus so sehr stößt, nehmlich daß Worte wie 10, 18. 21. 22, die in diesem Augenblicke noch keine unmittelbar praktische Bedeutung hatten, dennoch schon damals von Jesu gesprochen seien, psychologisch höchst begreiflich. Bleibt denn des Menschen Blick in den epochemachenden Momenten nur beim unmittelbar Vorliegenden stehen? Schaut nicht die Seele beim ersten Schritt eines neuen Wegs, je wichtiger er ist, desto gewisser, auf des Weges Fortgang und Ziel? Daß Lukas die Beschränkung auf die Verlorenen Israels aus der Instruction der Zwölfe wegläßt, begründet sicher keinen Vorwurf gegen ihn, denn, vorausgesetzt, daß sie ihm bekannt war, war ihm auch ihre nur temporäre Bedeutung klar; daß aber Matthäus in 10, 5 f. die anfängliche Setzung einer engen Schranke, in 28, 19 die endliche Beseitigung jeder Schranke berichtet, ist denn doch ein Beweis geschichtlicher Genauigkeit.

Noch weniger vermag ich Godet's Ansicht von Matth. Kap. 11 und 12 zu theilen. Er sieht in ihnen eine Sammlung von Weisheitsprüchen zur Bewährung des Erfülltheins der in 12, 17 citirten Prophetie in Jesu Person. Was machen wir in diesem Falle mit den so bestimmt lautenden Zeitangaben in 12, 9. 46 und 13, 1 und mit der pragmatischen Verknüpfung in 12, 15? Von ihnen ausgehend erhalte ich auch bei den unbestimmter lautenden Angaben in 11, 20. 25; 12, 1. 22. 38 den Eindruck, daß der Erzähler das Bewußtsein habe, dem Faden der Zeitfolge nachzugehen. Die natürliche Auffassung seines Citirens Jesajaniſcher Worte scheint mir zu sein, daß sich 12, 19 beziehe auf 12, 16 *ἐπετιμωσεν* u., 12, 20 und 18 auf 12, 15 *ἐθεραπευεν πᾶντας*. Sollte Johannes Zweifelsbotschaft und Jesu Antwort auf dieselbe an den Zweifler selbst und an das umstehende Volk; der zweimalige Conflikt wegen der Sabbathfeier an demselben (12, 9) Sabbathtage sammt dem wichtigsten Ergebnisse in 12, 14 f.; der maßlose Ausbruch pharisäischer Giftigkeit in 12, 24, dem Jesus jetzt (12, 25—37) eben so entschieden als ruhig entgegentritt, während er ihn in 9, 34 noch stillschweigend scheint ertragen zu haben; — sollten diese für die geschichtliche Fortbewegung offenbar höchst wichtigen Ereignisse von den Evangelisten wirklich nur eben wegen der dabei geredeten Weisheitsworte berichtet sein? Von den Worten die Matthäus als Rede Jesu an das Volk nach Weggang der Boten des Täufers mittheilt, läßt Lukas das in Matth. 11, 12 f. bei Anlaß des Gleichnisses vom ungerechten Haushalter an die spottenden Pharisäer, die in 11, 20—24 bei der Aussendung der Siebzig, die in 25—27 bei der jubelnden Rückkehr der Siebzig geredet sein, und Godet findet auch in diesen Fällen die geschichtliche Genauigkeit stets auf der Seite des Lukas. Er bemerkt zu Lukas 16, es sei nur Jesu Erwähnung des Täufers in Vers 16, a gewesen was die Einfügung der Worte des B. 16 in die Rede über den Täufer bei Matth. 11, 12 f. veranlaßt habe. Aber wie schön passen diese Worte bei Matthäus in den Zusammenhang! Nachdem durch 7—11 das richtige Urtheil über den Täufer gegeben ist, fügt B. 12 das über die stürmischen und doch in ihrem Stürmen so ehrenwerthen Jünger des Täufers bei. Hiemit sind diese Worte zugleich ein trefflicher Uebergang zu 16 ff. wo dem Eifer der Johannesjünger die Launenhaftigkeit der galiläischen Masse gegenübergestellt wird. Den Beheruf über die Städte am See B. 20 bis 24 findet Godet bei Matthäus zu frühe gestellt, er habe erst gesprochen werden können nach vollständiger Vollbringung der an sie zu verwendenden Arbeit. Mir scheint im Gegentheil, wenn wir den Berichten des Matthäus folgen, ein sehr klares und der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit entsprechendes Bild des Entwicklungsganges in diesem ersten Vierteljahre von Jesu galiläischem Wirken zu entstehen. Wir sind in 12, 1 kurz vor der Erndte. Das stimmt sehr wohl damit zusammen, daß Matth. 14, 14 ff. = Joh. 6, 5 ff. nach Joh. 6, 4 in die Nähe des Passah fällt. In den zwei bis drei Monaten zwischen Jesu Ansiedlung in Kapernaum und der Zeit von Matth. 11 konnte sich die kalte Gleichgültigkeit dieser Städte genugsam herausgestellt haben. Wie in 11, 20 ff. der Bruch mit diesen Städten, so in Kap. 13 und Joh. 6 der mit der galiläischen Masse überhaupt. — Auch das Urtheil, daß 11, 25 ff. bei Matthäus nicht seinen geschichtlichen Ort erhalten habe, kann ich nicht theilen. Die Städte am See sind voll Kälte, die Masse überhaupt ist kindisch launenhaft, selbst der große Täufer hat bewiesen, daß er den Sohn Gottes nicht verstehen könne, aber der Vater

kennt den Sohn und etliche Unmündige sind um Jesum her denen der Vater das Auge für ihn aufgethan.

Von den sieben Gleichnissen, die Matthäus Kap. 13 an Einem Tage gesprochen sein läßt, hat uns Lukas vier gar nicht mitgetheilt, die drei andern auf zwei verschiedene Tage vertheilt. Das vom vierfachen Ackerfeld ist nach Lukas 8, 4 auf einer Reise vor einer großen Versammlung geredet, die vom Senforn und Sauerteig nach 13, 18 ff. in einer Synagoge nach vollbrachter Heilung jener Tochter Abrahams die achtzehn Jahre vom Satan gebunden war. Dieß Mal gibt Gobet dem ersten Evangelium im Blick auf das πολλὰ in Matth. 13, 3 und Markus 4, 2 in so weit Recht, daß mit dem Gleichniß vom vierfachen Ackerfeld einige andere, ohne Zweifel — um der Gleichartigkeit willen — das von der Lehre (Mark. 4, 26) und vom Unkraut unter dem Weizen (Matth.), werden verbunden gewesen sein; aber um sieben Gleichnisse hintereinander zu erzählen, dazu sei Jesus ein zu weiser Erzieher gewesen; es zeige sich also auch hier nur wieder die Weise des Matthäus die Worte Jesu nicht nach Zeit und Ort zu vertheilen, sondern nach sachlicher Ähnlichkeit zu gruppiren. Zeit und Ort für die Gleichnisse vom Senforn und Sauerteig seien von Lukas zu lernen. Aber dann müßten wir gestehen, daß uns der erste Evangelist wesentlich oder unwesentlich über Zeit und Ort Falsches berichtet habe. Denn unmöglich kann man verkennen, daß er gar nicht bloß sachlich, sondern auch zeitlich die 7 Gleichnisse zur Einheit verknüpfen will. Das geht aus B. 36 und 51 allzu klar hervor. In 36, a wird gesagt, nachdem Jesus die bisherigen Gleichnisse geredet, sei er, das Volk entlassend, vom Meeresufer weg (B. 1 f.) nach Hause gegangen, wo dann die Jünger für das vom Unkraut eine Erklärung sich ausgebeten. In 51 hören wir, nach gegebener Erklärung und nach geschetzener Beifügung der Gleichnisse vom Schatz im Acker, von der köstlichen Perle, von den zweierlei Fischen habe Jesus die Jünger gefragt, ob sie dieß Alles verstanden haben. Auch aus B. 53 und schon aus 10 und 13 erhellt, daß der Evangelist überzeugt war, die Zahl der damaligen Gleichnisse sei groß gewesen. Und liegt denn hierin wirklich eine sachliche Schwierigkeit? Auch in Lukas Kap. 15 und 16 folgen fünf Gleichnisse hinter einander Schlag auf Schlag. Von den sieben bei Matthäus sind dem Volkshaufen nur vier (wenn wir das von Markus in 4, 26 berichtete beifügen, fünf) vorgelegt, die drei übrigen den Jüngern allein. Was aber die Hauptsache ist: Jesus wollte nur noch denen verständlich sein, welche Ernst anwandten um ihn zu verstehen, durch die Hülle hindurchzudringen zu der Sache, denn an diesem Tage sollte jene galiläische Krisis beginnen, welche Jesus kurz darauf durch die dunkle Rede in Joh. 6 auf ihren Höhepunkt führt; Jesus gab am Gleichnistage nach Matth. B. 53 sein bisheriges Wohnen in Kapernaum auf. Für die wirklich suchenden Menschen aber, in erster Linie also für die Zwölfe, lag gerade in der Menge der Gleichnisse eine Erleichterung des Verständnisses, denn mit solcher Weisheit waren diese Parabeln auf einander berechnet, daß die wahrheitsuchenden Menschen zur Vergleichung derselben unter einander gereizt werden mußten, und eben diese Vergleichung lehrte dann jedes einzelne um so besser verstehen. Deshalb vermag ich auch in Matth. 13 keinen Grund zu finden der mich an der chronologischen Zuverlässigkeit des ersten Evangeliums irre machen würde. Ja vielmehr ich glaube, daß eine sorgfältige Beachtung der geschichtlichen Situation wie sie in Matth. Kap. 11—13 gezeichnet wird ein treffliches Licht auf das erste der Gleichnisse, das vom vierfachen Ackerfeld, wirft, indem der harte Weg auf die in 11, 20, der steinige und dornige Boden auf die in 12, 43 ff. und 11, 16 ff., das gute Feld auf die in 11, 12 und 19 (2. Hälfte) sich zu beziehen scheint.

Ich komme an die eschatologischen Reden. Die in Lukas 12 und 17 finden sich bei diesem Evangelisten allein. Dagegen wird der erste unter den genauer eingehenden Aussprüchen Jesu über sein Wiederkommen, der bei Cäsarea, von allen Synoptikern erzählt. Dabie waltet zwischen ihnen die Differenz, daß „Etliche der hier stehenden“ den Tod nicht schmecken sollen bis sie sehen — nach Matthäus „den Sohn des Menschen kommend in seinem Königreich“ 16, 28 — nach Lukas „Gottes Königreich“ 9, 27, nach Markus „Gottes Königreich gekommen in Macht“ 9, 1. Welches Referat das richtige sei, läßt Gobet in diesem Falle unentschieden. Auch käme, falls Gobet's Erklärung des Ausspruchs richtig wäre, der Differenz wenig Bedeutung zu. Das Sehen des Königreichs könne nach Vergleichung des Lukas

17, 21 und Joh. 3, 3 nur ein inneres sein. Und so wohl auch das Sehen des in seinem Reiche kommenden Menschensohnes nach Vergleichung von Joh. 16, 14 und von Matth. 26, 64 (von nun an). — Um so wichtiger ist ihm die Differenz bei der Rede auf dem Delberg. Denn darin, daß die in Luk. 21, 6—36 auf dem Delberg, und nicht wie es bei Lukas scheint, im Tempel, gesprochen sei, gibt er dem Matthäus und Markus Recht. Der Inhalt der Rede aber sei von Lukas am besten berichtet. Bei Lukas sei ihr eigentlicher Gegenstand nur die Zerstörung Jerusalems. In 8—19 die entfernten, in 20—24 das entscheidende Zeichen, die sofort folgende Zerstörung selbst und die daran sich knüpfenden Heidenzeiten. Allerdings folge dann in 25—27 ein Wort über die Parusie, aber nur weil der Herr nicht umhin konnte das Verhältniß beider (in der Meinung der Jünger mit einander verbundenen) Ereignisse anzudeuten. Schon die Frage der Jünger welche ihm die Veranlassung zu seiner Rede gab, beziehe sich ja bei Lukas, B. 7, mit welchem hierin auch Markus stimme, nur auf des Tempels Sturz. Zwischen diesem und der Parusie nach B. 24 „Heidenzeiten“ d. i. solche in denen Gottes Gnade einem Heidenvolke nach dem andern nahe tritt. Also ein weiter Raum zwischen dem Untergang der heil. Stadt und dem Wiederkommen des Herrn. Dagegen bei Matthäus unlösliche Verschlingung beider Ereignisse in Jesu Rede, wie bereits in der Jünger Frage 24, 3. Denn B. 14 und wieder 22 sprechen von der Parusie, die Verse vor und nach aber beide Male von der Zerstörung Jerusalems. Andererseits spreche B. 34 von der Zerstörung Jerusalems, dagegen die Verse vor und nach von der Parusie. Daß nun aber Jesus selbst in solcher Weise die beiden Ereignisse verschlungen habe, sei eine Unmöglichkeit. Denn während er Jerusalems Sturz mit Bestimmtheit für die damalige Generation verkündigte, erklärt er von der Zeit der Parusie mit derselben Bestimmtheit, er selbst wisse sie nicht und seinen Jüngern gebühre dieses Wissen nicht, sprach sich übrigens zu wiederholten Malen so aus, daß man sehen konnte, er erwarte sie erst in später Zeit (Gleichniß vom Senforn; Verbreitung des Evangeliums über die ganze Erde; Gleichniß vom Sauerteig; Worte wie Lukas 18, 4 *ἐπὶ χρόνον*; Mark. 13, 35; Matth. 24, 48; 25, 5). Demnach könne nicht das Matthäuseferat — trotzdem daß das des Markus ihm, was die Rede Jesu betrifft, gleichförmig ist — sondern nur das Referat des Lukas richtig sein. Die schriftlichen Dokumente aus denen Lukas schöpfe seien genauer gewesen, als die gewöhnliche judenchristliche Ueberslieferung, welche, von der alttestamentlichen Anschauung, daß das Ende der israelitischen Theokratie und das Ende dieser Weltzeit zusammenfallen, beherrscht, in einander-menge was in Jesu Rede durch die Zeit der Heiden geschieden war. Sei doch sogar bei Lukas noch Eine Spur dieser Vermengung übrig geblieben: die Stellung des Verses 32 welcher sich in Jesu Mund nur auf Jerusalems Zerstörung bezogen haben könne (vergl. 11, 50 f.), hier aber verknüpft sei mit den B. 28 bis 31, die eine unbefangene Auslegung auf die Parusie deuten müsse. — Vollkommen bin ich mit dem Herrn Verf. darin einverstanden, daß die Einfügung der Heidenzeiten zwischen Jerusalems Zerstörung und Christi Parusie nicht, wie jetzt so Manche leicht hin meinen, eine Erfindung des Lukas sein kann, sondern von dem Herrn selber stammt. Ich habe in meiner Schrift „Christi Zeugniß von seiner Person und seinem Wert“ (1870) S. 122 f. 135 darauf hingewiesen, daß sich dieß sogar aus Matthäus selbst, namentlich aus 21, 43 und 22, 8 beweisen läßt, sofern hier von Jesu ausgesprochen wird, daß auf die Zeit, da der Weinberg Gottes in Israels Mitte war, eine andre folgen werde, da er in die Mitte der Heiden gepflanzt werde, und daß erst nach Jerusalems Sturz die Heidenmission, die dann ihren Lauf über die ganze Erde nehmen muß (24, 14), beginnen werde. Auch ist es kaum nöthig gegen Godet's Satz zu streiten, daß der Zweck Jesu bei der Delbergrede zunächst nur die Verkündigung von Jerusalems Sturz gewesen sei, denn er wird ja dahin erläutert, Jesus habe von dem Verhältniß dieses Gerichts „zum Endgericht nicht schweigen können. Bozu II, 326 noch das Zugeständniß kommt, die Zukunft des Herrn habe nicht in bloß accessorischer Weise können besprochen werden. Dagegen scheint mir was Godet von Vermischung des Gerichts über Jerusalem und des Endgerichts im Texte des Matthäus und Markus sagt an starker Uebertreibung zu leiden. In Matth. B. 14 ist unstreitig das Weltende gemeint. Aber wie will Godet beweisen, daß zuvor von der Zerstörung Jerusalems die Rede war? Vielmehr geht in 5—14 Jesu Blick über die ganze

Menschheit hin, die Grundzüge des Entwicklungsgangs in der weiten Welt zeichnend bis zur Parusie. Man sehe in 7 εθνος επι εθνος, in 9 υπο παντων των εθνων, in 14 εν ολη τη οικουμενη. In 15—28 wird dann, wie Godet mit Recht sagt, geredet von der Zerstörung Jerusalems. Darin liegt aber lediglich keine Vermischung derselben mit der Parusie. Die Sache ist einfach diese, daß der Herr in 15 von dem allgemeinen Ueberblick der Zeit bis zur Parusie, also von den Vorzeichen in weiterem Sinn, sich wendet zu dem Ereigniß, welches in der ganzen Periode zwischen Jesu Hingang und Wiederkunft das für die Reichsentwicklung epochemachendste, deßhalb in hervorragender Weise ein Vorzeichen, ist. Warum B. 22 sich auf die Parusie beziehen müsse verstehe ich nicht. Mich dünkt der Jammer bei Jerusalems Belagerung und Zerstörung groß genug um dem Glauben auch „der Ausgewählten“ eine für die Länge unerträgliche Versuchung zu bereiten, denn obgleich von Jerusalem geslachtet blieben sie doch durch hundert Bande daran gebunden. B. 21 kann sich gar nicht auf eine der Parusie unmittelbar vorangehende Noth beziehen, sonst wäre die Versicherung, daß niemals mehr eine solche Noth kommen werde, überflüssig: ist aber Jerusalems Jammer der allerhöchste, warum soll sich B. 22 nicht auf diesen beziehen? Ferner: B. 34 geht allerdings auf Jerusalems Sturz und die hiemit beginnende Uebergabe des Reiches an die Heiden, unrichtig aber ist, daß sich die ganze Umgebung des Verses beziehe auf die Parusie, vielmehr sind in dem παντα von 33 gerade wie in dem von 34 die Vorzeichen der Parusie, die Vorboten des Sommers gemeint. Diese Vorzeichen, Jerusalems Sturz und Zerstörung sammt dem Uebergang des Reiches zu den Heiden, sollen noch von Jesu Zeitgenossen erlebt werden und sind noch von ihnen erlebt worden. Daher man auch nicht in Lukas 21, 32 einen Ueberrest von Confusion des Endes Jerusalems und des Weltendes zu finden braucht. In Matth. B. 34 ist das παντα ταυτα offenbar zu messen an dem παντα ταυτα von 33, wo es unmöglich etwas Anderes als die Vorzeichen bedeuten kann; so messe man nun auch in Lukas B. 32 das παντα an dem ταυτα in 31! Was aber den Matthäus (und Markus) betrifft, so ist der einzige Vorwurf, den man ihnen mit Recht macht, dieser, daß sie die auf Jerusalems Zerstörung folgenden Heidenzeiten übersehen und in Folge dessen (in B. 29 des Matth. und B. 24 des Markus) den Schein unmittelbaren Anschlusses der Parusie an die Zerstörung Jerusalems hervorgerufen haben.

Dem Herrn selbst das Wort von den Heidenzeiten vindicirend verwahrt sich Godet mit Recht gegen die Folgerung, die man auf die Abfassung des Lukas-Evangeliums erst nach Jerusalems Zerstörung aus jenem Worte entnommen hat. Wünschenswerth wäre aber eine Bemerkung über das Verhältniß von Lukas 21, 20 zu Matthäus 24, 15 und Markus 13, 14 gewesen. Godet sagt blos, der Greuel der Verwüstung und die feindliche Umringung der heil. Stadt seien dasselbe. Allein es fragt sich, welchen Ausdruck Jesus selber gebraucht habe? Beide? Schwerlich, denn warum dann die Weglassung des einen? Den Ausdruck des Lukas? Schwerlich, denn warum dann die Vertauschung des klaren mit dem dunkleren, den Matthäus und Markus haben? Vielmehr ist wohl der dunklere durch Lukas mit einem helleren vertauscht. Ich habe aus dieser Vertauschung in meiner vorhin citirten Schrift S. 133 auf Geschrieben-sein des dritten Evangeliums erst nach Jerusalems Zerstörung geschlossen, gebe aber gerne zu, daß dieser Schluß nicht zwingend ist, indem Lukas, weil seine Quelle das Wort Jesu von der Gefangennehmung der Juden und der Zerstörung Jerusalems ihm dargeboten hatte, auch schon vor Jerusalems Fall verstehen konnte was unter dem Greuel der Verwüstung, stehend auf heiliger Stätte, gemeint sei.

Es gibt Fälle in denen der Matthäusbericht den des Lukas ausschließt und umgekehrt. Man kann nicht annehmen, daß Jesus zwei Male, nach der Botschaft des Täufers und nach der Rückkehr der Siebzig, in dieselbe Lobpreisung ausbrach, auf welche beide Male dasselbe Wort über das ausschließliche sich Erkennen des Vaters und des Sohnes folgte. Ich meines-theils muß mich hier für Matthäus entscheiden, weil mir die tiefe Ergriffenheit Jesu, welche in diesen Worten sich Luft macht, nach dieser Botschaft psychologisch vortrefflich begründet scheint, wogegen das Selbstgefühl (Lukas 10, 17) der rückkehrenden Siebzig einer Dämpfung (18 und 20) bedurfte, an welche ich die Verse 21 ff. weniger gut anschließen kann. Daß Jesus die in Lukas 13, 34 f. und Matthäus 23, 37—39 erzählten Worte zwei Male in so

völlig gleicher Weise gesprochen habe, ist ebenfalls höchst unwahrscheinlich. Auch hier muß ich — trotz Godet's gegenheiliger Meinung — entschieden die Stellung des Matthäus für die richtige halten. Bei Matthäus gibt der Ausdruck einen grandiosen Abschluß des Abschieds vom Tempel (ob *ερημος* echt oder, wie wahrscheinlich, unecht ist, thut Nichts zur Sache); bei Lukas muß man sich wundern, daß der Herr die nichtswürdigen Pharisäer, die mit Herodes unter der Decke steckten, eines solchen Ausbruchs seines Herzens gewürdigt habe. Ein drittes Mal wo man sich entweder für Matthäus oder für Lukas entscheiden muß, ist die chronologische Ordnung der Begebenheiten während des Wohnens Jesu in Kapernaum. — Es gibt zweitens Fälle in denen Matthäus und Lukas dieselben Worte Jesu in verschiedene Zeiten, Orte, Veranlassungen verlegen, ohne daß wir genöthigt sind, dem einen von beiden Unrecht zu geben, indem Jesus die gleichen oder nahezu gleichen Aussprüche beide Male gethan haben kann. Hieher rechne ich das Vaterunser, dessen Mittheilung in der Bergrede an Jünger und Volk keinem gegründeten Zweifel unterliegt und dessen Wiederholung für die Zwölfe bei der in Lukas 11, 1 angegebenen Veranlassung zum Zwecke ihrer Erziehung im Gebetsleben in hohem Grade geeignet war (vgl. meine oben citirte Schrift S. 280). Ferner rechne ich hieher die Worte in Lukas 16, 16—18 die bei Matthäus an drei, beziehungsweise vier Orten zerstreut sind und dabei jedesmal eine im Zusammenhange trefflich motivirte Stellung haben 11, 12 f. 5, 18; 5, 32; 19, 9, während ihre Zusammenfassung in Lukas 16, 16—18, so paradox sie auf den ersten Anblick scheint, bei tieferer Ueberlegung ein höchst sinnreiches und zur Widerlegung der spottenden Pharisäer (B. 14) geeignetes Ganzes bildet. Ein drittes Beispiel dieser Art scheint mir Lukas 13, 18—21. Die Gleichnisse vom Saufrucht und Sauerteig sind sachlich mit der Heilung der Abrahamstochter gar nicht zusammenhängend (Godet's Bemerkung: *Jésus, s'élevant alors à l'idée générale dont ce fait n'est qu'une application particulière, celle de la puissance du règne de Dieu, la développe dans deux paraboles* ist zu scharfsinnig, als daß die umstehenden Juden hätten darauf kommen können); gerade deshalb muß es wohl eine bestimmte Erinnerung gewesen sein, kraft deren man diese Gleichnisse mit diesem Synagogenbesuche Jesu (B. 10) verknüpfte. Die Sache war wohl die, daß was er vor der Heilungsthat gelehrt hatte (B. 10) den Anknüpfungspunkt für die Gleichnisse gab. Was hindert denn die Annahme, daß diese früher am galiläischen Meer (Matth. 13) gesprochenen Parabeln von Jesu jetzt an einem ganz anderen Orte, vor anderen Leuten, wiederholt worden seien? Mußte er doch dieselbe Gotteswahrheit dem ganzen durch das Land hingestreuten Volke bringen: wie sonderbar wäre die Forderung, daß dieß nie in einer schon früher von ihm gebrauchten Form habe geschehen dürfen! Es konnte auch den Zwölfen nur nützlich sein, wenn sie die Kernsprüche zu wiederholten Malen hörten. Die ängstliche Harmonistik der früheren Zeit hat, um nicht Differenzen der verschiedenen Erzähler derselben Geschichte zugeben zu müssen, bisweilen in recht thörichtester Weise aus Einer Geschichte zwei gemacht; wenn aber umgekehrt ein neuerer Kritiker (citirt bei Meyer zu Matth. 5, 31), die Meinung, daß Aehnliches sich nicht habe wiederholen können bis zu der Behauptung gefeigert hat, hätte Jesus den Ausspruch gegen die Ehescheidung schon in der Bergrede gethan, so hätte die Verhandlung über die Ehescheidung Matth. Kap. 19 nicht stattfinden können (NB. die Bergrede nahe bei Kapernaum, die Scene in Kap. 19 in Peräa, ein Jahr nach der Bergrede), so ist dieß reichlich so thöricht als irgend eine Behauptung die von der Harmonistik aufgestellt wurde. Als einen vierten Fall von Wiederholung will ich noch beifügen Matth. 24, 17 f. vgl. mit Lukas 17, 31. In der Parusie-~~rede~~ zu welcher Jesus während seiner Wanderungen durch jene Frage der Pharisäer, wann das Reich Gottes komme, veranlaßt wird, meint Jesus das Wort „an selbigem Tage, wer auf dem Dache ist und sein Hausrath in dem Hause, der steige nicht hernieder, dasselbige zu holen u.“ von der vollkommenen Freiheit der Seele gegenüber vom irdischen Gute, damit sie ganz nur gerichtet sei auf die Erscheinung ihres Herrn; in der Delbergrede ist dasselbe gemeint als Mahnung zur eiligsten Flucht auf die Berge, wenn der Greuel der Verwüstung auf heiliger Stätte steht. Godet bemerkt, dieses Wort habe sich nur auf die plötzlich erfolgende Parusie beziehen können, nicht auf die Zerstörung Jerusalems der ein langer Krieg vorausgehen mußte, sei deshalb nur von Lukas, nicht aber von Matthäus, richtig gestellt. Aber

auch die Mahnung zu bitten, daß die Flucht nicht am Sabbath geschehen müsse (Matth. 24, 20) setzt die Nothwendigkeit größten Eilens voraus, und wie sehr trägt diese den Stempel der Ursprünglichkeit, wie athmet sie Jesu Mitleid mit den ängstlichen Gewissen seiner Volksgenossen! Und was Wunder, daß man eilig fliehen muß vor einem Feind, dem nun einmal der Herr sein abtrümmiges Volk preisgegeben hat: wie wird er so rasch, so unwiderstehlich gegen das Herz des heiligen Landes stürmen sobald einmal sein Fuß es betreten hat! Mußten nicht solche durch und durch plastischen Worte, wenn der Herr sie seinen Jüngern zum zweiten, vielleicht dritten Male zurief, endlich wie Spieße und Nägel in der Seele haften bleiben? Daß dieselbe Mahnung das eine Mal auf die Rettung beim Gericht über Israel, das andere Mal auf die beim Weltgericht sich bezog, wie geeignet war dieß um den Jüngern das erste zu einem Vorbild des zweiten zu machen! — Drittens: in zahlreichen Fällen da die drei Synoptiker dieselben Begebenheiten und Reden erzählen ist das Verhältniß derselben so sehr das des gegenseitigen sich Ergänzens, daß schon, wenn wir nur Matthäus und Lukas hätten, noch mehr aber, wenn wir nur Markus und Matthäus, und nicht minder, wenn wir nur Markus und Lukas hätten, für die Herstellung des wahren Geschichtsbilds ein wesentlicher Factor uns fehlen würde. Vor Allem ist dieß bei den Berichten von dem Auserstandenen klar, von welchem Matthäus eine Erscheinung für die Eile nur auf dem galiläischen Berge, Lukas nur die in Jerusalem und (in der Apostelgeschichte) die auf dem Ölberg zum Zwecke der Himmelfahrt erzählt. Betreffend die eschatologische Rede auf dem Ölberge verdanken wir dem Lukas die Kunde, daß Jesus zwischen die Eroberung Jerusalems und die Parusie eingefügt hat die Zeiten der Heiden, aber wer möchte den bei Lukas fehlenden Ausspruch Matth. 24, 31, und wer das Gleichniß von den zehn Jungfrauen 25, 1 ff. und die Schilderung des Gerichtes in 25, 31 ff. missen? Betreffend die Bergrede verdanken wir dem Lukas die Kunde, daß ihr Jesu (von Matthäus überhaupt nicht erzählte) feierliche Auswahl der Zwölfe zum Apostolat nach im Gebete durchwachter Nacht vorausgegangen ist; aber daß die erste Gegenüberstellung der wahren Gesetzesauslegung mit der bisher üblichen der Kern dieser Rede war, ist uns nur durch Matthäus gesagt, indem es dem Lukas, wie Gobet sein ausführt, für seine Leser nur um positive Darlegung der Seele des neuen Gesetzes, der Liebe, zu thun gewesen ist. So mag wohl auch, daß Lukas aus dem Worte Jesu vor dem Hohenprieester nur das von Nun an Sitzen des Menschensohnes zur Rechten der Kraft, nicht aber sein Kommen mit des Himmels Wolken in 22, 69 hervorhebt, mit Absicht geschehen sein, indem ihm letzteres für einen hellenischen Leserkreis weniger verständlich erschien. — Kann ich hienach Herrn Gobets Gegenüberstellung von Matthäus als prédicateur und Lukas als l'historien proprement dit nicht für ganz glücklich halten, weil sie den Werth des Matthäus für Herstellung des wahren Geschichtsverlaufs unterschätzt, so bin ich dagegen vollkommen mit ihm einverstanden in seiner energischen Hervorhebung des überaus wichtigen Beitrags welchen uns Lukas durch den ihm eigenthümlichen Reisebericht 9, 51—18, 15 (wo seine Erzählung in die Linie des Matthäus und Markus wieder einmündet) für die geschichtliche Erkenntniß des öffentlichen Lebens Jesu gegeben hat. Dieser Bericht enthält die wichtigsten eschatologischen Reden in Kap. 12 und 17 f. welche von der auf dem Ölberg sich dadurch unterscheiden, daß sie das Geschick Jerusalems noch nicht mit in Betrachtung ziehen; ferner die Gleichnisse vom verlorenen Schaf, Groschen, Sohn, vom ungerechten Haushalter, vom reichen Mann und armen Lazarus, vom Pharisäer und Zöllner, diese Perlen von denen Matthäus nur Eine, Markus keine aufbewahrt hat; dazu das Wort von dem zuerst ruhig in seinem Hause auf die Gäste wartenden, dann aber das Haus verschließenden Mann (13, 24 ff.), ein in seiner Art einziger Ausspruch, denn nirgends wird sonst des Messias zwischen Hingang und Wiederkunft stattfindendes Walten im himmlischen Hause dargelegt. Mit vollem Rechte protestirt Gobet gegen die willkürliche Behauptung neuerer Kritiker als ob Lukas die geschichtlichen Anlässe an welche er die Reden Jesu in diesem Reiseberichte anknüpft von sich aus erfunden hätte. — Aber nicht bloß um dieser Reden willen, schon an sich ist der Reisebericht für die Geschichte des Wirkens Jesu von hohem Werth. Er läßt uns in Betreff einer Zeit über die uns Matthäus und Markus fast Nichts berichten einige Kunde zukommen durch welche wir was Johannes über sie mittheilt, ergänzen können. Denn da Matth. 14, 15 ff.

= Joh. 6, 4 ff. kurz vor Ostern fällt, so reicht der Stoff den Matth. 15—17, 21 gibt, schwerlich weiter als bis in den Sommer hinein. Da sagt uns nun Johannes von Jesu Besuch des Laubhüttenfests im Oktober, des Tempelweihesefts im Dezember und von einem hierauf gefolgten Aufenthalte in Peräa, Lukas aber von einem länger fortgesetzten Reisen das in seinem Anfang vergeblich den Weg durch Samarien nehmen wollte (9, 52), späterhin auf der Grenzscheide Samariens und Galiläas sich bewegte (17, 11), übrigens in einer Menge von Ortschaften, auch kleinen, um des Missionirens willen Halt machte (13, 22). Es ist eine naheliegende Annahme Godet's, daß Jesus, der früher in Kapernaum gewohnt und Galiläas Norden mehrfach durchwandert hatte, jetzt auch den galiläischen Süden bearbeiten wollte. Wenn wir nur auch im Stande wären, die Monate morein dieses Reisen fiel ausfindig zu machen! Godet vermuthet, daß Jesus vom Laubhüttenfeste sofort nach Galiläa zurückgekehrt sei, dort seinen Abschied zu machen, und nun sei die von Lukas erzählte Reise gefolgt; der in Kap. 10 erzählte Besuch in Martha's und Maria's Hause möge bei Gelegenheit des Tempelweihesefts (Joh. 10) geschehen sein. Aber der Abschiedsbesuch in Kapernaum ist nach Matth. 17, 24, da die Tempelsteuer damals verlangt wurde, wohl erst im März erfolgt. Im Uebrigen wird sich Godet's Vermuthung weder beweisen noch widerlegen lassen. Wäre freilich das Wort Luk. 13, 34 wirklich während dieser Reise — und nicht erst in Jerusalem — gesprochen, so müßte man dieselbe so spät als möglich setzen um das „wie oft!“ zu verstehen: das viermalige Wirken Jesu in Jerusalem, am ersten Passah Joh. Kap. 2, am Purim Kap. 5, an Laubhütten und Tempelweihe, wäre nur eben hinreichend, es zu begreifen. Aber ich habe soeben bemerkt, daß ich Godet's Meinung das Wort sei zu den Pharisäern von B. 31 gesagt nicht theilen könne. — Sehr richtig bemerkt Godet, Lukas habe das Verdienst, den engen Rahmen auf welchen sich die Erzählung des Matthäus und Markus, betreffend die Zeit vor der Passion, geographisch beschränkt, zuerst durchbrochen zu haben, insofern gewisser Maßen ein Vorgänger des Johannes gewesen zu sein, der uns Jesu Jerusalemreisen, und zwar in chronologischer Weise, erzählt. Dagegen möchte ich nicht Godet's Ausdruck (II, 3) mir aneignen, durch Lucä Einfügung des Reiseberichts zwischen die galiläische Arbeit und die Passion mildere sich der scharfe Contrast in welchem bei Matthäus und Markus diese beiden neben einander stehen. Dieser Ausdruck scheint mir zu viel und zu wenig zu sagen. Zu viel, denn ich kann den schroffen Contrast nicht finden. Immerhin, was den Schauplatz betrifft, der Norden Galiläas, dann Jerusalem. Aber nicht, was Jesum betrifft, denn seinem stillen Leiden gehen nach Matthäus und Markus noch einige Tage der erstaunlichsten Arbeit in Jerusalem voraus, des Zeugnisses vor dem Volk, vor den Feinden, vor den Jüngern, eines Zeugnisses das an Vielseitigkeit, Weite des Horizontes, innerem Reichthum, eindringender Macht auch die inhaltreichsten Tage des galiläischen Wirkens hinter sich läßt. Zu wenig scheint mir jener Ausdruck zu sagen, sofern er die wichtige Frage gar nicht berührt, wie doch die Beschränkung der zwei ersten Evangelien, also der durch Matthäus und Petrus repräsentirten Erzählungsweise, auf das nördliche Galiläa zu erklären sein möge. Ich habe in meiner vorhin angeführten Schrift S. 72 die Vermuthung ausgesprochen, daß diese Erzählungsweise von einer Theilung des Amtslebens Jesu in zwei Theile beherrscht gewesen sei: zuerst der Entwicklungsgang von den Anfängen des galiläischen Wirkens bis zu Jesu bei Caesarea geschehenem Bekenntniß, er sei der Messias, aber der Messiasweg führe zuerst in den Tod und erst das zweite Kommen des Messias erfolge in Herrlichkeit, worauf dann die Antwort des Vaters erfolgte durch die Verklärung auf dem Berge; zum andern die Reise zum Tode und das gehorsame Erleiden des Todes, worauf dann die Antwort des Vaters erfolgte durch die Auferweckung in den Stand der ewigen Verklärung. Denn nachdem Matthäus und Markus die Verklärung auf dem Berge berichtet haben, geben sie nur noch über die bei Herabkunft von dem Berg erfolgte Heilungsthat eine ausführliche Schilderung, um dann mit wenigen Worten zu sagen, daß Jesus, durch Galiläa wandernd, aufs Neue seinen Tod verkündigt habe (Matth. 17, 22 f. Markus 9, 30), sofort aber zu einer ausführlichen Erzählung seines Abschiedsbesuchs in Kapernaum und seiner Todesreise überzugehen. Diese Vermuthung scheint mir gerade durch Lukas eine sehr entschiedene Bestätigung zu erhalten. Denn je länger das in seinem Reisebericht erzählte Reisen Jesu sich hinzieht, desto auffallender muß es jedem den-

tenden Leser sein, daß es doch lauter Reisen nach Jerusalem (9, 51; 13, 22; 17, 11) und zwar zum Tode (9, 51) gewesen sein soll (vgl. *εν τω συμπληρουσθαι* bis *αυτον* und wieder *το προσωπον εστηριξε*). Es ist doch sehr wahrscheinlich, daß der nächste Zweck dieses Reisens war die bisher von Jesu noch nicht bearbeiteten Landschaften nun auch noch zu erfüllen mit der Kunde vom Reich. Gesezt nun, daß auch in den Quellen des Lukas jene Zweitheilung des Amtslebens Jesu regierte, begreifen wir leicht, wie Lukas dazu kam die Gesamtheit der im Reisebericht geschilderten Wanderungen als Todesreise aufzufassen. Denn auch bei Lukas folgt dieses Reisen fast unmittelbar auf die Erzählung von der Verklärung. So finde ich weder bei Matthäus und Markus eine Kontrastirung des Wirkens in Galiläa und des Leidens in Jerusalem, noch bei Lukas eine Milderung dieses Contrasts durch die Einschlebung einer mittleren Thätigkeit, von welcher ich auch kaum wüßte, wie sie den Contrast mildern würde. Sondern bei allen dreien finde ich ein zweimaliges Aufsteigen von der Niedrigkeit zur Verherrlichung, wobei zum ersten Male das Bekenntniß der Sterbenswilligkeit, das andere Mal das wirkliche Erdulden des Sterbens den Uebergang zur Verherrlichung bildet. — Merkwürdig genug bleibt es aber, daß auch die Quellen aus welchen Lukas seinen Reisebericht schöpfte Jesu früheren Besuche Jerusalems nicht erzählten, so entschieden sie dieselben voraussetzen (13, 34). Es ist eben dieser Umstand durch welchen die Vermuthung Gobet's, diese Quellen seien schriftliche Aufzeichnungen gewesen, entschieden empfohlen wird. Denn hätte er durch persönliches Zusammentreffen mit Augenzeugen des Lebens Jesu seine Kunde erworben, so hätten ihm auch diese Besuche der Hauptstadt bekannt werden müssen. Die Vermuthung, daß er sie zwar gekannt, aber mit Absicht nicht erzählt habe wäre mit 1, 3 nicht zu vereinigen.

Zur Geschichte der Literatur des deutschen Staatsrechts.

(Fortsetzung.)

Nachdem im 18. Abschnitt „die Gemeinden“ berücksichtigt sind, stellt Zöpfl im 19. „die innere Verwaltung“ dar und zwar nach folgendem Schema:

- A. Von der Ausübung der politischen Gewalten: I. Von der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt, II. Von der Ausübung der vollziehenden Gewalt.
- B. Von der Ausübung der materiellen inneren Hoheitsrechte: I. Die Gebietshoheit, II. Die Justizhoheit, III. Polizeihochheit, IV. Privilegienhoheit, V. Finanzhoheit, VI. Die sogenannte Landesdiensthochheit oder das Hoheitsrecht der Landfolge, VII. Die Militärhoheit, VIII. Die Aemterhoheit, IX. Die Lehnshochheit, X. Die Kirchenhoheit, XI. Die außerwesentlichen Hoheitsrechte oder Regalien.

Können wir in dieser Vertheilung und Aneinanderreihung des Stoffes auch nicht gerade ein wissenschaftliches System erkennen, so wollen wir doch hierauf weniger Rücksicht nehmen, weil wir die Art der einzelnen Ausführungen besonders beanstanden müssen. In ganz loser Ordnung werden die positivrechtlichen Bestimmungen der Bundesverträge und Bundes-Absichten, danach die einzelnen Bestimmungen der Verfassungs-gesetze, hier und dort mit einigen geschichtlichen Rückblicken, referirt; daran, ob diese „einzelnen Bestimmungen nicht wieder unter höheren einheitlichen Prinzipien stehen und daß die wissenschaftliche Bearbeitung der Grundsätze des deutschen Staates eine ganz andere Aufgabe, als ein solches systemloses Referat aus einzelnen Gesetzen zu geben, vor sich sehen muß, daran scheint Zöpfl nicht gedacht zu haben.

Nehmen wir das Capitel „Polizeihochheit (§§ 459—480), diese für die systemlose und unwissenschaftliche Behandlung des Staatsrechts so besonders günstige Rubrik! Pflügt man doch unter Polizeihochheit — um die Worte Zöpfl's zu gebrauchen — das Recht der Staatsgewalt zu verstehen, „beobachtend, Nachtheiligem vorbeugend und Rechtswidriges verhindernd,

das Nützliche dagegen befördernd, auf alle denkbaren Verhältnisse des inneren Staatslebens im öffentlichen Interesse einzugreifen.“ Allerdings ein satissam weiter Begriff, der über alle Sorgen, wie die einzelnen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens systematisch zu gruppieren, leicht hinweg hilft. Zöpfl wiederholte eben eine traditionelle Definition, ohne die Unwissenschaftlichkeit derselben zu empfinden.

Unter der-Überschrift „Polizeihöheit“ finden sich nun referirt: 1) Bundesbeschlüsse in Bezug auf die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und des Rechtszustandes in den deutschen Bundesstaaten, 2) Allgemeine Bestimmungen über die Freiheit der Flußschifffahrt, 3) Bestrebungen für gemeinsame Gesetzgebung in handelspolitischer Beziehung, 4) Außerhalb der Bundesversammlung geschlossene Vereine mehrerer deutschen Bundesstaaten zur Beförderung von Handel und Verkehr, und 5) Bestimmungen in den Verfassungsurkunden der Einzelstaaten über Gegenstände der Polizeigewalt. Diese letzteren Bestimmungen (über Freiheit der Presse, Vereinsrecht, Nachdruck, Hausdurchungen, Beschlagnahme von Papieren, Briefgeheimniß, Gewerbe-freiheit, Postwesen, Privatwaldungen und Unterrichtswesen) werden citirt; weitere Aufmerksamkeit ist ihnen nicht geschenkt.

Selbst wenn wir dagegen, daß die Rubrik „Polizeihöheit“ benutzt wird für alle Gegenstände der Staatsverwaltung, welche man sonst nicht leicht zu placiren weiß, Nichts einzuwenden fänden — was übrigens nicht der Fall ist —, so können wir uns mit der Zöpfl'schen Art der Behandlung dieses Abschnitts seiner Darstellung noch weniger einverstanden erklären, als mit jenem Referat aus den deutschen Grundrechten von 1845. Wir finden es geradezu unverzeihlich, daß Zöpfl den Begriff „Polizei“ keinerlei Prüfung unterzogen hat, daß er blindlings der durch die Praxis der Staatsverwaltung und selbst in der Verwaltungs-gesetzgebung der deutschen Staaten längst überwundenen Anschauung früherer Zeiten gefolgt ist und mit so leichter Mühe eine Darstellung gab, welche weder dem theoretischen noch dem praktischen Bedürfnis entspricht und welche jedenfalls Alles eher ist, als eine wissenschaftliche Behandlung dieses fast wichtigsten Theiles der Staatsverwaltung. Oder wäre es gleichgültig, daß Zöpfl den tiefgreifenden Unterschied zwischen der polizeilichen Pflege und dem polizeilichen Zwange ignort, daß er an keiner Stelle versucht, für das Recht und die Pflicht des Staates, für das Gemeinwohl und die Sicherheit und Ordnung im öffentlichen Leben Sorge zu tragen, höhere Prinzipien geltend zu machen und die einzelnen Stadien seiner polizeilichen Gewalt bis in das Centrum ihres Ausganges zu verfolgen? Dann ferner: — wie ungenügend ist es, sich auf diejenigen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zu beschränken, welche gerade vor das Forum des deutschen Bundestages sel. gezogen und dort eine — im Allgemeinen längst obsolet gewordene — Regelung erhalten haben! Es ist von einzelnen, aber nicht von den einzelnen Gebieten der sogenannten Polizeihöheit der Staatsgewalt die Rede, und vergeblich suchen wir nach so hochwichtigen Gebieten derselben, wie das der Beziehungen des öffentlichen Lebens zu den sittlichen Prinzipien des Christenthums, wie das des öffentlichen Unterrichtswesens und noch anderer. Daß das Sachregister uns auf einzelne Stellen verweist, wo auch solcher Angelegenheiten beiläufig gedacht ist, kann unseren Vorwurf gegen die Zöpfl'sche Manier nicht schwächen.

Nun noch ein Rückblick auf das Zöpfl'sche System im Ganzen. Das voluminöse Werk zerfällt in 20 Abschnitte; in einem „Anhang“ sind die Grundgesetze des deutschen Bundes nachgefügt. Die einzelnen Abschnitte sind mechanisch, durch die fortlaufende Numerirung, mit einander verbunden; ein „System“ liegt ihrer Reihenfolge nicht zum Grunde; nicht einmal von jener allgemeinen Zertheilung des Stoffes, welche die Begriffe Staats-Verfassung und Staats-Regierung unabweislich fordern, hat Zöpfl anders Act genommen, als durch gelegentliche Erwähnung dieses Unterschiedes. Das Verfahren Alüber's ist beibehalten, ohne in einem Punkte eine wesentliche Verbesserung desselben zu versuchen.

Erwägen wir dazu, daß Zöpfl's positivrechtlichen Mittheilungen größtentheils — daß in den Noten die deutschen Verfassungs-gesetze gewissenhaft citirt sind, ändert dies wenig — den bundesrechtlichen Quellen und sogar den selbst formell bedeutungslosen Reichsgesetzgebungs-Versuchen von 1848 entlehnt sind, daß aber die Ereignisse seit 1866 mit gewaltigem Schritt über das Elend in der Eschenheimer Gasse der freien Stadt Frankfurt hinweg gegangen und

gerade auf den wesentlichsten und wichtigsten Gebieten des öffentlichen Lebens nicht nur für den Norddeutschen Bund und seine Staaten, sondern selbst jenseits des Rheins ein Neues geschaffen haben, so können wir nicht bezweifeln, daß der praktische Staatsmann wohl nie mehr, die Wissenschaft aber nur selten und kaum jemals mit einigem Nutzen das Zöpfl'sche Werk zur Hand nimmt. Fragt man uns aber, warum wir ein Werk, das bereits seit 30 Jahren in Ansehen gestanden und noch 1863 in 5. Auflage erschienen, einer so eingehenden und nicht eben günstigen Kritik unterzogen haben, so mag das Ansehen, welches dieses Werk sich thatsächlich erworben, uns beweisen, daß wir die Zeit gekommen glauben, wo an die wissenschaftliche Behandlung des deutschen Staatsrechts höhere Anforderungen gestellt werden, und daß die Zöpfl'sche Arbeit diesen weder nach Art noch nach Inhalt entspricht.

Wenden wir uns jetzt wieder zu dem Werke Heinr. Albert Zachariä's zurück. Obwohl die erste Auflage dieses Werkes in demselben Jahre, in welchem die erste Auflage des eben besprochenen erschienen, hat jenes bis jetzt nur drei Auflagen erlebt. Erklärten dies nicht rein äußerliche Verhältnisse, so würden wir versucht sein können, hierin ein Urtheil des gelehrten Publikums zu Ungunsten des Zachariä'schen Buches zu erblicken. Wir können dies aber um so weniger, als uns nicht zweifelhaft ist, daß der praktische wie der theoretische Werth dieses ein ungleich höherer und von längerer Dauer sein wird.

Der Grundcharakter der Zachariä'schen Bearbeitung des deutschen Staatsrechts ist der einer historisch-dogmatischen. Der allgemeine staatsphilosophische Theil seiner Darstellung ist die schwächste Seite; in ihm sind mehr praktische, wie gerade wissenschaftliche Begriffsdefinitionen enthalten, und daß Zachariä immer den richtigen Grundbegriff vom Staat vor Augen gehabt, läßt sich gerade nicht sagen. Auch bei ihm finden wir bei der Definition des Staatsbegriffes den Staat mehr von seiner privatrechtlichen, wie von seiner politischen Seite betrachtet. Die einzelnen Ausführungen geben nichts Neues, sie referiren mehr die Ansichten der Staatsphilosophen und ihrer Schulen, dies aber in sehr verständlicher und klarer Weise.

Zachariä's Force ist seine geschichtliche Durchbildung und sein praktischer staatsrechtlicher Blick. Seine umfassenden Studien der Geschichte und Literatur des deutschen Staatsrechts verschafften ihm ein unvergleichliches positives Wissen, welches bei der strengen und grundehrlichen Objectivität seiner Anschauung der realen Verhältnisse nur glänzende Früchte tragen konnte. Dazu kommt, daß Zachariä ein systematischer Kopf ist. Seinem Werk liegt wie dem oben erwähnten von Weiß ein durchdachtes System zum Grunde, ein Vorzug, welchen wir nach der Bepfehlung der Zöpfl'schen Systemlosigkeit doppelt gern anerkennen. Der Einleitung („vom Staatsrecht überhaupt“) folgt der erste oder allgemeine Theil, dessen erstes Capitel „vom Staat überhaupt“, nämlich von dem Begriff und Wesen des Staates, von seiner Sphäre und seinem Zweck, von der Staatsgewalt, von den Verfassungen des Staats und von Staatsunionen handelt, während das zweite in werthvoller Uebersichtlichkeit und Gründlichkeit die „geschichtliche Entwicklung des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland, nebst den Quellen des deutschen Staatsrechts“ darstellt. Der zweite oder besondere Theil enthält die „dogmatische Darstellung des Staatsrechts der deutschen Bundesstaaten und des öffentlichen Rechts des deutschen Bundes“ und zerfällt nach diesen beiden Gegenständen in zwei Abtheilungen, von denen die das Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten darstellende voranstellt. Diese beginnt dann zuerst mit dem Verfassungsrecht und handelt Capitel I „von der Verfassung der deutschen Bundesstaaten im Allgemeinen“, namentlich von der Entstehung, Abänderung und Aufhebung der Verfassungen — recte der Verfassungsgeetze — und von den Garantien der deutschen Verfassungen. Diese letztere Ueberschrift würden wir in einer Darstellung des deutschen Staatsrechts lieber vermessen, da sie mehr eine politische, als staatsrechtliche Auffassung gewisser Institutionen des positiven öffentlichen Rechts bekundet. Das II. Capitel stellt die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse, welche sich an das persönliche Staatsoberhaupt schließen, dar und zwar aus rein staatsrechtlichen Gesichtspunkten und nicht unter jener breiten, halb privatrechtlichen Anschauung, welche die Zöpfl'sche Bearbeitung dieses Capitels charakterisirt. In dem III. Capitel finden wir die Lehre „von den Unterthanen oder Staatsbürgern“, und enthält der 1. Titel „das staatsbürgerliche Verhältniß der Unterthanen

überhaupt" und der 2. die besonderen Rechte der einzelnen Stände. Das IV. Capitel „von den Gemeinden im Staate" hätte vielleicht passender den 3. Titel des ersten gebildet. Dann folgt Capitel V „Von der landständischen Verfassung der deutschen Bundesstaaten" (Tit. 1: „geschichtliche Entwicklung nebst den Quellen des älteren und neueren Rechts" und Tit. 2: „die heutige landständische Verfassung der deutschen Bundesstaaten") und letztlich Capitel VI: „Die republikanische Verfassung der freien Städte", welche bei Zöpfl unter dem Titel: „Die Repräsentativverfassung in den vier freien Städten" nur eine einseitige Berücksichtigung gefunden hatte.

Den zweiten Abschnitt des Staatsrechts der deutschen Bundesstaaten bildet „das Regierungsrecht", unbedingt der schwierigere Theil der Aufgabe einer wissenschaftlichen Behandlung des deutschen Staatsrechts. Nachdem in dem I. Capitel „Von der Ausübung der Regierung überhaupt und den dazu erforderlichen Organen" (und zwar Tit. 1 „Von der Regierung im Allgemeinen", Tit. 2 „Vom Staatsdienst und den rechtlichen Verhältnissen der Staatsdiener" und Tit. 3 „Von den verschiedenen Gegenständen des Regierungsrechts") gehandelt, wird im II. Capitel „das Verhältniß der Staatsrechte zu den Privatrechten der Unterthanen und dem patrimonialen Besitz von Hoheitsrechten" dargestellt. Der erste Theil dieses Capitels hätte wohl passender einen Platz in dem allgemeinen Theile, wo von der Sphäre und dem Zweck des Staates gesprochen ward, gefunden, die Ausführungen über „Besitz und Ausübung von Hoheitsrechten durch Privatpersonen oder Landesunterthanen" (§ 154) hätten wir aber lieber ganz fortgelassen gesehen, da ihnen die Verwirrung der Begriffe der politischen Souveränitätsrechte und jener dem Staate als privatrechtliche Subjecte aus privatrechtlichem Titel eignenden Rechte zum Grunde liegt. Denn der Besitz wahrer staatsrechtlicher Rechte der Krone durch Unterthanen oder Privatpersonen ist undenkbar; wenn aber diese jene privatrechtlichen Rechte des Staates besitzen, so ist dies eine Angelegenheit des Privatrechts und ohne staatsrechtliches, wenn auch vielleicht nicht ohne politisches Interesse.

Sodann folgen Capitel III: „Von der Gesetzgebung", Capitel IV: „Von der oberaufsichtenden und vollziehenden Gewalt", Capitel V: „Von der Justizhoheit", Capitel VI: „Von der Polizeihochheit", Capitel VII: „Von der Finanzhoheit", Capitel VIII: „Von der Militärhoheit" und Capitel IX: „Von den auswärtigen Verhältnissen der deutschen Bundesstaaten." Gegen diese Zusammenstellung der Capitel haben wir im Allgemeinen zu erinnern, daß hier zwischen den Formen der Bethätigung der Staatsgewalt und den Gegenständen, auf welche diese sich zu richten hat, nicht weiter unterschieden ist und Gesetzgebung, oberaufsichtende Gewalt (— warum ist nicht auch „gesetzgebende Gewalt" gesagt? —), Justizhoheit, Polizeihochheit u. s. w. gleichsam als Parallelen neben einander gestellt sind. Hat dies auch nicht gerade einen praktischen Nachtheil, so hätte doch die Durchführung des sonst so brauchbaren Systems auch diese Consequenz ziehen sollen.

Die sachliche Behandlung der einzelnen Abschnitte ist durchweg eine historisch-objective. Fern von allem politischen Raisonnement hat Zachariä seine Aufgabe darin erkannt, das historische Recht der deutschen Staaten so darzustellen, wie es ist; nur hier und da giebt er, treu dem Vorbilde des charaktergleichen J. J. Moser, offen und entschieden Zeugniß wider die Verletzungen des fest gegründeten positiven Rechts, welche allerdings auch in diesem Jahrhunderte das Rechtsbewußtsein der ehrlichen Publicisten gekränkt und die Entwicklung des öffentlichen Lebens etliche Male gestört haben. Die Zustände der Reichszeit und die aus ihr stammenden Gesetze liegen allenthalben der Zachariä'schen Darstellung zum Grunde. Bisweilen wird freilich auf das, was die Reichsgesetze haben schaffen wollen, mehr Rücksicht genommen, als auf das, was gegenwärtig in den deutschen Staaten Rechtens geworden ist. Dies hat einen mehr äußerlichen Grund, denn in der That, der Staatsrechtslehrer kommt gerade bei der Darstellung des materiellen Verwaltungsrechts in nicht geringe Verlegenheit, woher er den Stoff nehmen, wie er das Material zusammentragen soll. Die Reichsgesetze enthielten doch gemeinrechtliche Grundsätze und der Theoretiker konnte aus ihnen Prinzipien und Bestimmungen entnehmen, welche wenigstens die Absicht hatten, im ganzen Reiche zur Geltung zu gelangen. Seit der Souveränisirung der deutschen Staaten und Staatchen ist indeß die Gesetzgebung derselben je ihre eigenen Wege gegangen und, wer das heutige deutsche

Verwaltungsrecht darstellen will, dem kann das Studium aller deutschen Gesetze und Verordnungen, welche seit Jahrzehnten erschienen und verschwunden sind, nicht erlassen werden. Dieses Studium ist aber allerdings für einen Menschen fast unmöglich, wie ja auch Dr. Lorenz Stein, der erste und so hoch bedeutende Verwaltungsrechtslehrer ex professo, verzweifeln anerkennen muß. Dazu gesellt sich dann noch die andere Schwierigkeit, daß das Verständniß der Staatsverwaltung in allen ihren Richtungen und Einzelheiten auch die praktische Erfahrung auf ihren einzelnen Gebieten voraussetzt, und daß gerade diese den akademischen Lehrern wohl so gut wie gänzlich mangelt. Daß die Professoren des Rechts in der Praxis der Gerichte bewandert, ist nicht selten und von ihnen leicht zu erreichen; wer aber von ihnen und selbst von den speziellen Staatswissenschaftslehrern hat einmal an der rastlos wirkenden Maschine der Staatsverwaltung gekesselt und das Recht derselben nicht nur aus den Gesetzen und Verordnungen, sondern auch in dem lebendigen Kaufman der Wogen des öffentlichen Lebens, selbst in ihren letzten, schwächsten Kreisen verstehen gelernt?

Die Systematik in den einzelnen Capiteln ist im Allgemeinen eine sachlich gegebene. Nur bei dem Capitel „Von der Polizeiherrschaft“ haben wir ernstliche Bedenken zu erheben. Wenn Zachariä bei der Darstellung der einzelnen Functionen der Staatsgewalt mit der Vagabunden-Polizei anhebt und mit den Schulen und Universitäten schließt, dann aber noch in einem „Anhang“ „Standesverhältnisse, Bestimmung des Ranges, Ertheilung von Würden, Titeln und Orden“ bespricht, so muß schon dieses einigen Verdacht gegen die Richtigkeit des Systems erregen. Kein richtig durchgeführtes System wird eines solchen „Anhangs“ bedürfen, da in ihm sich Alles organisch und logisch einfügen muß, wie in einem nach reinem Style ausgeführten Bauwerk. Und in der That hätte von den Standesverhältnissen bei Gelegenheit der Darstellung der Unterthanenverhältnisse und von dem Rang- und Titelnwesen in dem Capitel von den Staatsbehörden, von der Ertheilung von Würden und Orden aber unter den Rechten des Souveräns, wenn nicht etwa in dem Titel „Von der Regierung im Allgemeinen“ die Rede sein können und sollen. Mehr aber noch befremdet, daß auch ein so klarer Kopf nicht darauf gekommen, daß Schulen und Universitäten, Vagabunden, Feuerlösch-Anstalten, Gefundewesen, sogenannte Staatswirthschafts-Polizei u. A. unmöglich nur verschiedene Spezies einer Gattung sein, und daß der Begriff „Polizeiherrschaft“ unmöglich richtig gefaßt sein könne, wenn unter ihn alle diese so grundverschiedenen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens wie ein Bündel zusammengeschmürt werden. Auch Zachariä trifft der Vorwurf, dem traditionellen Mißbrauch des Wortes „Polizei“ nicht entschieden entgegengetreten zu sein und sich ohne eigene Prüfung der unhaltbaren Anschauung der früheren Staatsgelehrten von dem Wesen der Polizei angeschlossen zu haben. Gerade dieser Begriff bedarf einer gründlichen Klarstellung und Berichtigung, und im Jahre 1866 hätte sie nicht mehr unterlassen werden dürfen. Zwar giebt auch Zachariä (§ 179 fg.) eine wenn auch nicht ganz erschöpfende und präzise Definition des Begriffes der Polizei, von welcher aus zu einer Sonderung der Gegenstände der pflegenden und der mit Zwang verfahrenen Polizei — wenn dieses Wort einmal zur Bezeichnung beider Aufgaben der Staatsgewalt dienen soll — hätte gelangt werden müssen; allein es wird diese Unterscheidung nicht weiter verwerthet und deshalb die systematische Ausführung dieses VI. Capitels nicht von jener Verwirrung der Gegenstände frei gehalten.

Die zweite Abtheilung enthält dann als ein systematisch geschlossenes Ganzes das deutsche Bundesrecht und mag diese Darstellung die letzte und beste für alle Zeiten bleiben. Hätte Zachariä aber an der Stelle dieses befeitigten Rechtes das des Norddeutschen Bundes dargestellt, so würde seinem Werke ein ungleich höherer Werth gegeben und dasselbe auch jetzt noch von großer praktischer Bedeutung sein. Es ist ein offener Irrthum Zachariä's, daß das deutsche Bundesrecht, weil es nicht rückwirkend aufgehoben sei, noch im Wege der Analogie praktische Bedeutung habe. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes ist doch eine so grundverschiedene von der des alten deutschen Bundes und steht in keinerlei geschichtlichem Zusammenhange mit diesem; ebenso aber sehen wir uns auch vergeblich nach Gegenständen der öffentlichen Verwaltung um, welche noch heute auf die Bundesverträge ihre gesetzliche Regelung zurückführten. Einzig und allein können die bundesrechtlichen Arrangements über die Verhältnisse der standesherrlichen Häuser noch auf volle Geltung Anspruch machen, weil die Grund-

verträge des Norddeutschen Bundes sie respectirt haben; und die bundesrechtlichen Prinzipien, welche ja an sich niemals rechtliche Kraft hatten, in die, von den Ereignissen des Jahres 1866 nicht berührte, Landesgesetzgebung bereits übergegangen waren. Alle sonstigen Angelegenheiten, welche einst in den Verabredungen der Bundesstaaten genannt sind, finden heutiges Tages ihre rechtlichen Prinzipien und Bestimmungen nur noch in den Gesetzen des Norddeutschen Bundes, der ja in der kurzen Zeit seines Bestehens schon tausendmal mehr und Bedeutungsvolleres geleistet hat, als der schon in der Wiege gelähmte deutsche Bund während der 50 Jahre seines Dahinsiehens je vermochte, oder in den Gesetzen der einzelnen Staaten, mögen diese auch historisch auf Bundesverträge zurückgeführt werden können.

Aber trotz dieser allzu starken Anhänglichkeit Zachariä's an dem deutschen Staatenbunde von 1815 und trotz der gründlichen Beseitigung dieses niemals wieder denkbaren Verfassungszustandes in Deutschland wird dieses „Deutsche Staats- und Bundesrecht“ auch noch länger seine große praktische und wissenschaftliche Bedeutung behalten. Die sachliche Brauchbarkeit dieser wirklich staatsrechtlichen Darstellung, die große Klarheit der Behandlung und die Vollständigkeit des verarbeiteten Materials scheinen uns dafür zu bürgen, wie wir denn auch nicht bezweifeln, daß auch die unter neuen Anschauungen und Verhältnissen lebende Nachwelt in der Integrität dieses publicistischen Charakters stets ein nachahmungswerthes Vorbild verehren wird.

In einem gewuchtigen Bande liegen uns die beiden Theile des „Systems des Verfassungsrechts der monarchischen Staaten Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf den Constitutionalismus“ von Dr. Joseph Held in Würzburg vor, die 1856 und 57 erschienen. Die Gesinnung, in und aus welcher dieses Werk geschrieben, bekundet sich schon in den Motto's, welche der Verfasser aus Hobbes und Aristoteles gewählt hat und in welchen diese auf die Nothwendigkeit der gesunden Erziehung der Jugend gemäß der Landesverfassung und im Geiste derselben hindeuten. Wenn ein akademischer Staatsrechtslehrer hiernach seinen Beruf auffaßt, so kann das nur freuen und beruhigen, wie denn auch in der That dieses ganze, umfang- und inhaltsreiche Werk von einer — so zu sagen — politischen Begeisterung des Verfassers Zeugniß giebt.

Der erste Theil des Held'schen Werkes enthält nach einer Einleitung „Allgemeine Staatsrechtsgrundsätze“ und die „Geschichte der politischen Gestaltungen Gesamt-Deutschlands.“ Die Einleitung behandelt I. den Begriff des Staats; II. Von dem Staatsrecht überhaupt; III. Von dem deutschen Staatsrecht insbesondere; IV. Von dem Besitz und der Verjährung im Staatsrecht insbesondere; V. Der Vertrag in staatsrechtlicher Beziehung; VI. Hilfsmittel für das Studium des Staatsrechts; VII. Literatur des Staatsrechts. Wenn dann die Capitel-Überschriften in der ersten Abtheilung lauten: I. Der Mensch und der Staat, II. Von dem sogenannten Naturzustande, III. Der Staat, die bürgerliche Gesellschaft und der Menschheitsstaat, IV. Vom Volke, V. Das Land, VI. Der Staat und die juristische Persönlichkeit, VII. Der Staat und das Sittengesetz, VIII. Von der Souveränität oder Staatsgewalt (Begriff und dessen Consequenzen), IX. Fürstensouveränität, Volksouveränität und Staatsouveränität, X. Vom Staatszweck, XI. Von den verschiedenen Theorien über Entstehung und Rechtsgrund der Staatsgewalt, XII. Von den wesentlichen Eigenschaften der Staatsgewalt und ihren Bestandtheilen, XIII. Von der Staatsverfassung überhaupt und deren Formen, XIV. Von dem Constitutionalismus und zwar in Verbindung mit der Monarchie insbesondere, XV. Von den Verbindungen mehrerer Staaten unter einander: — so suchen wir vergeblich nach dem Grunde, weshalb jene „Einleitung“ formell von dieser „ersten Abtheilung“ getrennt ist, finden wir doch in beiden so ähnliche Dinge besprochen, daß wenigstens für das System der Darstellung jene Aussonderung nicht motivirt erscheint. Ob aber der Inhalt dieser ersten Abtheilung mit der Bezeichnung „Allgemeine Staatsrechtsgrundsätze“ richtig angegeben, müssen wir bezweifeln. Es sind vielmehr staatsphilosophische und real-politische Exposés und nicht wirkliche Rechtsgrundsätze entwickelt. Wie in aller Welt sind diese auch in einem Capitel „Von dem sogenannten Naturzustande“ oder in dem „Der Staat und das Sittengesetz“ zu erwarten?

Mit Recht werden wir aber fragen, ob der Verfasser seine Darstellung des „Verfassungsrechts der monarchischen Staaten Deutschlands“ mit so weitspurigen Ausführungen, welche

weder zum Verständniß dieses Verfassungsrechts irgend Etwas beitragen können, noch in historisch-genetischem Zusammenhange mit diesem stehende Angelegenheiten betreffen, die gestellte Aufgabe zu lösen beginnen müßte. Wenn z. B. in dem Capitel „Der Staat und das Sittengesetz“ zunächst auf die morgenländischen Staaten (China, Indien, Muhamedanische Staaten), dann auf die klassischen Staaten — Held wollte wohl sagen „die Staaten des klassischen Alterthums“, denn unserem modernen Staate gegenüber können Griechenland und Rom nicht auf jenes Epitheton Anspruch erheben — und erst letztlich auf die sittliche Idee in der germanischen Staatsentwicklung eingeht, so mögen diese Ausführungen an sich noch so wichtig und richtig sein, — für das Verständniß des Verfassungsrechts der monarchischen Staaten Deutschlands sind sie völlig bedeutungslos, selbst wenn dieses „mit besonderer Rücksicht auf den Constitutionalismus“ dargestellt werden soll. Nicht unbedenklich ist aber die Wahrnehmung, daß ein Autor die sich gesteckte Aufgabe bei der Ausführung von vornherein vergißt. Es mag oft genug die Versuchung nahe liegen, die subjectiven Vorstudien auch zu einiger Geltung zu bringen, und nicht selten angenehm sein, die Prinzipien der modernen Staatsgestaltung gewissermaßen in ihrer allgemeinen culturgeschichtlichen Bedeutung, aus den Gesichtspunkten eines gewissen historischen Kosmopolitismus zu betrachten: — wenn aber positives Staatsrecht irgend welcher Staaten dargestellt werden soll, so ist es sachlich nothwendig, die Darstellung nur von den Punkten aus zu beginnen und nur auf diejenigen Gegenstände zu erstrecken, welche durch das Ziel der Aufgabe bestimmt und gegeben sind.

Auch in der zweiten Abtheilung, welche die Geschichte der politischen Gestaltungen Gesamt-Deutschlands darstellen soll, beginnt der Verfasser ab ovo. Die Aufnahme einer kurzen Darstellung der fertigen staatlichen Organisation des Reichs in ein System des deutschen Staatsrechts „rechtfertige sich“ (— also fühlt Held selbst, daß sie nicht gerade nothwendig und selbstverständlich sei —), weil „ohne eine systematische Auffassung der staatlichen Zustände des deutschen Reichs und der darauf folgenden politischen Gestaltungen Deutschlands weder der gegenwärtige politische Gesamtzustand Deutschlands, noch der politische Zustand der einzelnen deutschen Staaten richtig verstanden werden kann.“ Wir stellen die Richtigkeit dieser Annahme dahin. Gerade jetzt, nach den Erfahrungen von 1866 und 1870, treten jene geschichtlichen Entwicklungen, welche zu der deutschen Reichsverfassung und zu dem deutschen Bunde führten, immer weiter an Bedeutung für das Verständniß der Gegenwart zurück, und es ließ sich recht wohl denken, daß ein tüchtiger Staatsmann der Gegenwart über die Zustände des fränkischen Reichs oder die Verhältnisse von Kaiser und Reich sich zu unterrichten praktisch keine Veranlassung hat. Wie aber der jetzige politische Zustand der einzelnen deutschen Staaten nur aus den ehemaligen Zuständen der Reichs- und noch früherer Zeiten richtig verstanden werden könnte, ist uns unverständlich. Nur in dem Sinne können wir dieses konzediren, daß man das „Neue“ der politischen Gegenwart nur richtig würdigt, wenn man das alte Vergangene kennt.

Die geschichtliche Darstellung schließt Held mit der Darstellung des deutschen Bundesrechts, welches also, wie bei Zöpfl, nur als eine der Stadien der geschichtlichen Entwicklung aufgefaßt und von der Darstellung des eigentlichen Verfassungsrechts ausgeschlossen ist. Diese erfolgt dann in dem vierten Theile, welcher als dritte Abtheilung „das System des geltenden, den deutschen konstitutionellen Monarchien gemeinsamen Staatsverfassungsrechts“ enthält. Wieder zunächst eine „Einleitung,“ welche I. von den deutschen konstitutionell-monarchischen Staatsverfassungen im Allgemeinen, II. von der Entstehung der Verfassungen, deren Abänderung, Interpretation, ganzen oder theilweisen Aufhebung, und III. von den Garantien der Verfassungen handelt. Hierauf folgt die erste Unterabtheilung: „Von der Obrigkeit der deutschen konstitutionell-monarchischen Staaten und deren Organen.“ In dem ersten Abschnitt dieser ersten Unterabtheilung finden wir die „Lehre von dem Staatsoberhaupte oder von dem Subjekte der Staatsgewalt in den monarchischen Staaten Deutschlands und von dem Inhalte der letzteren“ entwickelt, und zwar zuerst das Thronfolgerecht in allen seinen historischen, rechtlichen und politischen Beziehungen und sodann den Inhalt der Staatsgewalt oder Souveränitätsrechte der deutschen Monarchen. Der zweite Abschnitt handelt dann „von den Organen zur Ausübung der Staatsgewalt der Souveräne“ und zwar A. von den Staatsämtern und

Staatsdienstverhältnissen und B. von den Landständen. Die zweite Unterabtheilung führt den Titel „Volk und Land,“ handelt in Wirklichkeit aber nur von den Unterthanen, da nach dem bereits im I. Theile und an andern Stellen Gesagten „nach dem Inhalte der deutschen Verfassungsgesetze über diesen Gegenstand im System des Verfassungsrechts nichts weiter zu erörtern“ blieb. (Schluß folgt.)

II. Recensionen.

Theologie.

Fritsche, Otto Fridolinus. *Libri apocryphi Veteris Testamenti graece. Accedunt libri Vet. Testamenti pseudepigraphi selecti. Resensuit et cum commentario critico edidit. Lipsiae, 1871. XXXVI u. 760 pp. F. A. Brockhaus.*

Wenige theologische Publicationen der jüngsten Zeit haben in gleichem Grade einem wirklichen Bedürfnisse abzuhelpen gebient, wie diese kritische Textausgabe der Apokryphen, seit der Abel'schen Ausgabe (1837) der erste neuere Versuch zur Lösung dieses ebenso schwierigen als wichtigen „Problems,“ und fürwahr ein in wahrhaft kritisch-wissenschaftlichem Geiste gehaltener und darum in jeder Hinsicht gelungener Lösungsversuch. Freilich hätte auch nicht leicht ein Gelehrter von vorzüglicherer Befähigung für die Bearbeitung dieses schwierigen Gebietes gefunden werden können, als gerade Prof. Fritsche in Zürich, der verdiente Herausgeber so mancher biblischer und patristischer Texte, und der Verf. mehrerer gediegener Commentare zu einzelnen der apokryphischen Bücher N. Test., in dem von ihm in Gemeinschaft mit Wilib. Grimm herausgegebenen „Kurzfakten erregt. Handbuch zu den Apokryphen“ (Leipzig, Weidmann, 1851 ff.).

Der Haupttheil des vorliegenden Werkes bietet, nach Voraussendung einer umfangreichen kritisch-literarischen Einleitung (von XXXVI Seiten) die Texte der eigentlichen Apokryphen des N. Test., anhebend mit dem griechischen Esra oder Pseudo-Esra (nach den LXX 1.

Buch Esra, nach der Vulg. das 3. Buch Esra, — in Luthers Bibelverdeutschung fehlend) und abschließend mit der Weisheit Salomo's, welche der Verf., gleichwie auch das Buch Jesus Sirach und das Gebet Manasse's (sowie im Anhang die Psalmen Salomo's) als poetische Schriften siriisch hat setzen lassen, hierin dem Vorgange eines Theils seiner Handschriften frei sich anschließend. Dankenswerth, wie diese von dem herkömmlichen Verfahren bei Apokryphentexten abweichende Einrichtung, welche die enge Verwandtschaft dieser Schriften mit der althebräischen Spruchdichtung zur Anschauung bringt und auch das Verständniß mehrfach zu erleichtern dient, ist ferner, daß der Verf. auch das sog. 3. und das 4. Buch der Makkabäer (das letztere auch bekannt unter dem, jedenfalls richtigeren und originaleren Titel: *περί αυτοκράτορος λογισμού**) in seine Sammlung aufgenommen, und daß er ferner solche Apokrypha wie die Stücke in Esther und das Buch Tobias, welche in zweien oder mehreren stärker von einander abweichenden griechischen Textesrecensionen vorliegen, in dieser doppelten oder bezw. dreifachen Gestalt mitgetheilt hat (vgl. p. 31 ff; 108 ff.). Sämmtliche vom Verf. mitgetheilten Texte sind nach den besten zur Zeit vorhandenen oder wenigstens benutzbaren Handschriften gegeben und mit fortlaufendem Variantenverzeichnisse oder kurzem kritischem Commentare versehen.

Nach ganz gleichen Grundsätzen sind in

*) „Von der Herrschaft der Vernunft;“ vgl. die Monographie von J. Freudenthal: die dem Flav. Josephus beigelegte Schrift über die Herrschaft der Vernunft; eine Predigt aus dem 1. christl. Jahrhdt. untersucht. Breslau, 1869.

einem zweiten kürzeren Theile oder Anhange (p. 569—730) kritische Texte von fünf „ausgewählten pseudepigraphischen Schriften des Neuen Testaments“ geboten, nemlich 1. von den sog. Psalmen Salomo's (griechisch nach zweien Hss.), 2. und 3., vom 4. und 5. Buche Esra (worunter Frigische das gewöhnlich so genannte 4. Buch Esra oder die Esdras-Apokalypse versteht, — diese nemlich zerlegt in zwei Bestandtheile: a. R. 3—14 als älterer Kern, und b. R. 1. 2 nebst R. 15. 16, als interpolirte Zusätze jüngeren Ursprungs); 4. von der Apokalypse des Baruch; 5. von der Assumptio Mosis — welche letztere in doppelter Gestalt mitgetheilt wird, einmal nach dem Wortlaute des starkverstümmelten Textes im Codex Ambrosianus, welchen Ceriani 1861 zuerst veröffentlichte; sodann in nach Möglichkeit hergestellter und durch die Conjecturen verschiedener Gelehrter (wie Hilgenfeld, Volkmar, Merx, Köhler, Langan, Wieseler u.) sowie durch viele neue des Verf. selbst ergänzter Gestalt. — Mag man über die Zweckmäßigkeit der Auswahl und Zusammenstellung gerade dieser fünf Pseudepigraphen abweichende Ansichten von denjenigen des Herausgebers hegen und und die eine oder die andere der diesem Kreise der (theils urchristlichen, theils dem Urchristenthum gleichzeitigen jüdischen) Pseudepigraphenliteratur angehörigen Schriften ungern vermissen, z. B. die Testamente der 12 Patriarchen, die Septogenesis oder das Buch der Jubiläen, vielleicht auch das Buch Henoch, die sibyllinischen Orakel u.: jedenfalls ist, was Dr. Frigische geboten hat, in hohem Grade gebiener Art, und die ganze Sammlung dieser theils griechischen theils lateinischen Apokryphen- und Pseudepigraphentexte*) bildet eine so unentbehrliche Grundlage für alles ernstere und tiefer eindringende Studium der biblischen Literatur (im engeren wie im weiteren Sinne), daß sie einer besonderen Empfehlung behufs ihrer Anschaffung und fleißigen Benutzung in keiner Weise bedarf.

Luch's, Friedr., Dr. u. Prof. der Theol. zu Leipzig. **Commentar über die Genesis.** Zweite Auflage besorgt von Professor Dr. A. Arnold, nebst einem Nachwort von A. Merx. CXXII

*) Lateinisch sind die vom Verf. edirten Texte der atl. Pseudepigraphen im Anhange (mit Ausnahme der griech. *Ψαλμοὶ Σολομώντος*), sowie einzelne der alten Versio Latina des B. Tobias entnommene und den beiden griech. Recensionen dieses Buchs der Vergleichung halber beigegebene Abschnitte. Alles Uebrige ist griechisch.

u. 506 S. Halle, 1871. Waisenhausbuchhdlg.

Von dem um die Zeit seines erstmaligen Erscheinens mit Recht geschätzten Luch'schen Commentare über die Genesis, ist so eben, fast 33 Jahre nach der ersten, eine zweite erweiterte Auflage erschienen. Dieselbe enthält, außer einer ziemlichn Zahl kürzerer oder längerer Zusätze von der Hand des 1867 verstorbenen Verfassers selbst, zunächst mehrere dergleichen, welche der ursprünglich mit Besorgung der neuen Edition beauftragte, aber vor Vollendung dieses Werks im vorigen Jahre verstorbene Prof. Dr. Fr. Aug. Arnold in Halle beigelegt hatte, sowie endlich einige wenige derartige Nachträge sammt einem ausführlichen „Nachwort zur Einleitung“ seitens des letzten Herausgebers, des bekannten Orientalisten und Herausgebers des „Archiv's für wissenschaftl. Erforschung des Alten Testaments“ Prof. Dr. Adalb. Merx (früher in Jena, seit kurzem in Tübingen). Dem im Wesentlichen unverändert und unverkürzt wieder abgedruckten Texte der ersten Auflage sind diese Zusätze theils unmittelbar einverleibt, theils in Gestalt von Fußnoten beigelegt und dabei in der Weise kenntlich gemacht, daß Luch's eigne Nachträge in eckige (**||**), die der beiden Herausgeber aber (unterschiedslos) in geschweifte Klammern (**{ }**) eingeschlossen sind.

Gegen diese Methode einer abermaligen Publikation ließe sich dann gewiß nichts einwenden, wenn keine allzu lange Zeit zwischen den beiden Auflagen verstrichen und demgemäß der Text der ersten nicht zu sehr veraltet wäre. Ob dieß von der 1838 erschienenen 1. Aufl. des Luch'schen Genesis-Commentars, bei aller Geiegenheit des für die damalige Zeit Geleisteten, gerühmt werden könne, möchten wir stark bezweifeln, da seitdem sowohl in kritischer wie in exegetischer Hinsicht viel zu erhebliche Fortschritte in der wissenschaftlichen und theologischen Bearbeitung des Pentateuchs hervorgetreten sind, als daß der auf den damaligen Stand der Exegese und Kritik gegründete Text jetzt noch einen anderen als lediglich historischen Werth für sich beanspruchen könnte. Eine durchgängige Neubearbeitung wäre in diesem Falle sicherlich mehr am Orte gewesen. Auch ganz abgesehen von dem (immerhin maßvollen und besonnenen) kritisch-rationalistischen Standpunkte des Verfassers, dem die in den kirchlich-theologischen Kreisen der Gegenwart durchschnittlich vorherrschende Richtung und Anschauung glücklicherweise entwichen ist, hätten schon im rein-wissenschaftlichen Interesse und

um der praktischen Brauchbarkeit des Buchs willen, die zahlreichen Auseinandersetzungen Tuch's mit Vater, Schumann, Hartmann, v. Bohlen, Batke, Br. Bauer und vielen anderen längst nicht mehr in Betracht kommenden schriftstellerischen Autoritäten seiner Zeit eine beträchtliche Beschränkung erfahren und dafür reichlichere Bezugnahmen auf die Ansichten der neueren und neuesten Genesis-Ausleger und Kritik wie Nobel, Deligisch, Keil, J. P. Lange, Schrader u. Aufnahme finden müssen. Bloße kurze Literatur-Nachträge oder beiläufige Erwähnungen der exegetisch-kritischen Ansichten dieser neueren Forscher konnten da offenbar nicht genügen; es galt, den Tuch'schen Text überhaupt entsprechend dem Stande der modernen wissenschaftlichen Discussion umzuschmelzen, längst antiquirtes, durch die jüngsten linguistischen und archäologischen Forschungen als durchaus unhaltbar dargethanes Raisonement des Verf. ganz zu beseitigen, einseitige oder irrige Meinungen aus neuerer Zeit nicht etwa bloß kurz zu erwähnen, sondern eingehender zu widerlegen, u. s. f. In allen diesen Beziehungen tritt das Veraltete, dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr Entsprechende der Tuch'schen Arbeit deutlich genug zu Tage und die meist sehr knapp gehaltenen Nachträge der beiden Editoren dienen lediglich dazu, auf die Mangelhaftigkeit des Buches an den betr. Stellen aufmerksam zu machen, nicht aber die vorhandenen Mängel wirklich in befriedigender Weise zu ergänzen. Am Grellsten tritt das natürlich bei einem durch die jüngsten linguistisch-ethnologischen Forschungen in seinem Verständnisse so mächtig geförderten Abschnitte wie die Völkertafel (Kap. 10) hervor, wo z. B. die durch die Assyriologie unsrer Tage aller alle Zweifel erhobene Thatsächlichkeit der semitischen Volks- und Sprachcharakters der Assyrier von dem Verf., gemäß dem Vorurtheile seiner Zeit, im Texte eingehend bestritten wird, während eine kurze eingeklammerte Notiz der Herausgeber constatirt, daß die Entzifferung der assyrischen Keilschriften jüngst das Gegentheil dieser seiner Meinung erhärtet habe (S. 202 f.). Aber auch sonst macht sich diese Discrepanz zwischen dem, was der Verf. zu seiner Zeit wissen konnte und schreiben mußte, und zwischen dem modernen Stande der Forschung vielfach bemerklich, z. B. bezüglich des Eingangs des 6. Kapitels, wo der neuesten Verhandlungen von Kurz, Keil, und Hengstenberg über die „Ehen der Gottesöhne mit den Menschentöchtern“ zwar Erwähnung gethan, aber keinerlei Urtheil über die exegetische Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der dabei einander gegenübergetretenen Meinungen gefällt wird (S. 121); bezüglich des

14. Kapitels, wo Nöldekes Polemik gegen die Geschichtlichkeit des Inhalts dieses uralten kriegsgeschichtlichen Abschnittes zwar erwähnt, aber mit keiner Silbe widerlegt wird (S. 256); bezüglich des „Segens Jakobs“ (Kap. 49), für dessen Auslegung die neuesten alttestamentlich-christologischen Werke von Hengstenberg (2. Aufl.), Gustav. Daur, u. s. m., sammt den Monographien von Dieckel, Land, Reinke, Keil u. s. m. zum größten Theile nicht einmal erwähnt, geschweige denn kritisch berücksichtigt worden sind.

Fühlbarer noch als bei der Exegese des Buchs tritt diese Discrepanz zwischen dem ursprünglichen Texte und dem, was entsprechend dem jetzigen Stande der Wissenschaft zu leisten gewesen wäre, bei der Einleitung hervor, welche Tuch s. B. als Anhänger und selbstständiger Förderer der s. g. „Ergänzungshypothese“ ausgearbeitet hatte, mit deren Umarbeitung gemäß den seitdem hervorgetretenen Wandlungen und Fortschritten der Pentateuchkritik aber weder er, noch wie es scheint der erste der beiden Editoren Prof. Arnold auch nur einen Anfang zu machen im Stande gewesen war. Dr. Merx hat diesem mißlichen Umstande dadurch Abhilfe zu schaffen gesucht, daß er die ganze historisch-kritische Einleitung, wie sie an der Spitze der 1. Aufl., gestanden, als eine Arbeit, die „ohnehin ihre historische Bedeutung in sich selbst habe,“ völlig unverändert abdrucken ließ, dabei aber in einem ausführlichen „Nachwort“ (S. LXXVIII — CXXII) zur Ergänzung einen „Ueberblick über die Entwicklung der Kritik des Pentateuchs“ seit 1838 beifügte. Diese zwar gedrängte aber klare historische Uebersicht über die seit Tuch hervorgetretenen Versuche zur Fortbildung und inneren Ausbildung der Pentateuchkritik ist eine wirklich verdienstliche Arbeit, die auf einigen Punkten sich vielleicht größerer Vollständigkeit in ihren literarchistorischen Angaben zu befleißigen (z. B. von außerdeutschen Schriften auch solche wie Arnauts *Pentateuque Mosaique défendu contre les attaques de la critique négative* Par. 1865, von deutschen Arbeiten aus neuester Zeit aber z. B. Zül. Fürst's *Geschichte der biblischen Literatur* (Leipz. 1867 ff.) zu berücksichtigen gehabt haben dürfte, deren wissenschaftlicher Werth aber um der Atribie, Gediegenheit und klaren Anschaulichkeit des wirklich Gebotenen willen in der That rühmende Anerkennung verdient. Seinen kritischen Standpunkt legt Dr. Merx gegen das Ende dieses Nachworts dahin dar, daß er die kritische Bibelforschung, für die er eine durch keinerlei traditionelle Anschauungen oder Rücksichtnahmen eingeeengte unbedingt freie Bewegung erfordert, für „die

Vermittlerin einer noch unbekannten Zukunft der Theologie und Kirche mit einer Vergangenheit, der wir entwachsen sind," erklärt und im Anschlusse hieran den Wunsch äußert: „Möchte man bei der dauernden Stagnation in der Theologie allgemeiner zu der Erkenntniß kommen, daß das jetzige Ignoriren biblisch-kritischer Forschung nicht dazu führen wird und kann, daß die Vergangenheit restaurirt wird, sondern daß die Religiosität, deren Macht wir in den letzten Wochen der Kämpfe lebhafter als je erfahren, ihre Befriedigung außerhalb der organisirten Kirche suchen wird, während die theologische Wissenschaft atrophisch zu Grunde geht." Ohne der biblisch-kritischen Forschung ihr Recht und ihre Freiheit irgendwie verkümmern zu wollen, auch ohne insbesondere die von Dr. Merx kurz vorher stark betonte Thatsache, daß, „die Pentateuchkritik neuerdings eine große Summe von sicheren Ergebnissen gewonnen habe," zu bestreiten: können wir doch nicht umhin die in diesem Wunsche und Schlußurtheil hervortretende Stellung dieses Gelehrten zur Kirche und Theologie unsrer Zeit lebhaft zu beklagen. Und zwar dieß aus dem doppelten Grunde, weil einmal die darin ausgedrückte Voraussetzung, als arbeite die kirchliche Theologie der Gegenwart (durchaus oder doch größtentheils) schlechtweg nur daran, „daß die Vergangenheit restaurirt werde," eine durch Nichts begründete ungerechte Anklage involvirt, und weil sodann die der Aeußerung zu Grunde liegende Meinung: es könne wesentlich und hauptsächlich vermittelft der Bibelkritik die Einwirkung der Theologie auf das religiös-kirchliche Leben unsrer Zeit gefördert und die Gefahr einer zunehmenden Entkirchlichung der Massen abgewehrt werden, nur zu deutlich zu erkennen gibt, daß der jetzt in Tübingen wirkende gelehrte Orientalist Grundsätzen huldigt, welche nicht nur denen der Tübinger kritischen Schule, sondern leider auch denen Schenkel's und des Protestantenvereins nur allzu nahe stehen.

b. Hofmann, Dr. J. Chr. A., (ord. Prof. der Theologie in Erlangen): **die heilige Schrift neuen Testaments** zusammenhängend untersucht. Vierten Theiles erste Abtheilung: Der Brief Pauli an die Epheser. Tübingen, 1870. VII. 291. Beck'sche Buchh. Vierten Theiles, zweite Abtheilung: Die Briefe Pauli an die Kolosser und an Philemon. Ebd. 1870. VIII. 218. 1 thr.

Auch die beiden voranstehend genannten Abtheilungen des großen Bibelwerkes, welche

schneller als wir glaubten, dem Leserkreise von dem fleißigen Verfasser dargeboten worden sind, reihen sich den früheren ebenbürtig an. was wir bei Gelegenheit der Anzeige der schon in zweiter Bearbeitung vorliegenden Thessalonicherbriefe seiner Zeit (B. 4. S. 341) über die Eigenthümlichkeit wie die großen Vorzüge der Hofmann'schen Schrifterklärung gesagt, dasselbe gilt auch von den vorliegenden Theilen. Es kann daher hier von einer allgemeinen Charakteristik des Werkes wie des Verfahrens Abstand genommen werden. Im Nachfolgenden wollen wir auf einzelne Hauptpunkte aufmerksam machen, namentlich auf einige neue Resultate seiner Forschung, und einige Stellen andeuten, an denen wir dem geehrten Herrn Verf. nicht beizustimmen vermögen.

1. Der Brief an die Epheser. Was die allgemeinen Verhältnisse anlangt unter denen der Brief verfaßt ist, so stimmt Hofmann mit den ziemlich gesicherten Resultaten der neueren positiven Kritik bei diesem, wie den beiden anderen Briefen überein. Er ist von Paulus in der römischen (nicht wie Meyer noch immer behauptet, in der cäsarensischen) Gefangenschaft und zwar um seines nahen Verwandtschaftsverhältnisses mit dem Kolosserbriefe willen gleichzeitig mit dem letzteren, aber doch früher als dieser verfaßt worden. Den Nachweis führt der Verf., nachdem er die Erklärung des Kolosserbriefes gegeben (S. 166 ff., 190 ff.). Die Grußüberschrift (1, 1. 2) giebt ihm aber keine Bestätigung der herkömmlichen Benennung, sofern als die betreffenden Worte *ἐν Ἐφέσῳ*, nicht nur im cod. Vaticanus und Sinaiticus, sondern auch noch in viel früheren Handschriften gefehlt haben, da nicht bloß Basilus, sondern nach H. auch Hieronymus Handschriften gekannt, welche jene Werke nicht gehabt (was uns allerdings aus seinen Worten zu der Stelle nicht hervorgeht). Wie dem auch sei, H. meint, der Apostel habe ursprünglich *τοῖς ὁσιν καὶ πιστοῖς ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* geschrieben, ohne Angabe des Ortes, und erklärt: „an die heiligen, welche auch an Christum Jesum Gläubige sind“, nicht um sie dadurch von den alttestamentlichen Heiligen zu unterscheiden wie Weiß (in der Real-Encyclop. XIX. 481) erklärt, sondern um damit zu bezeichnen, „in welcher Eigenschaft sie ihm vorstehen, wenn er nun zu ihnen spricht. Und da sind sie ihm dann ihrer Wesensbeschaffenheit nach, welche sie von der Welt unterscheidet, die Heiligen, sind es aber so, daß als das ihrer Wesensbeschaffenheit entsprechende Verhalten, ihr Glaube an Christum Jesum, die andere Seite dazu bildet. Sie wären das eine nicht, wenn sie das andere nicht wären.“ So sehr auch diese Erklärung vor den anderen den Vorzug

verbient, so scheint sie uns doch ein zwiefaches Bedenken zu haben. Einmal nämlich ist die Setzung des *οὐδὲν* völlig überflüssig, namentlich so auffällig voran. Sodann aber ruht das Heiligsein auf dem Gläubig sein, und wenn letzteres überhaupt noch ausgedrückt werden sollte, würde es vorangestellt sein. Man kann denselben Einwand nicht gegen die Ueberschrift im Brief an die Kolosser erheben, oder auch wenn die Worte *ἐν Ἐφέσῳ* festgehalten werden, weil in beiden Fällen die Verbindung keinesweges so eng ist, als bei der Hofmannschen Erklärung. Außerdem aber ist diese allgemeine Ueberschrift völlig ohne Analogie beim Apostel; und grade der Umstand, daß Marcion ihn anders benannte, verbunden mit der in alten Handschriften vorhandenen Ortsangabe scheint die auch von Bleek angenommene Erklärung nahe zu legen, daß der Apostel entweder eine Lücke ließ, und man *ἐν Ἐφέσῳ* oder in anderen Gemeinden, an die der Brief mit gerichtet war, eine andere Ortsbezeichnung einfügte, oder *ἐν Ἐφέσῳ* hinzusetzte, aber durch den Uebersetzer hind gemacht, daß der Brief an die Epheßer nur als die ersten, nicht einzigen Empfänger gerichtet sei, daher die Abschriften in den anderen Gemeinden entweder ohne Zusatz oder mit dem betreffenden Ortsnamen vorhanden waren. Man sieht keinen Grund ein, weshalb der Apostel von seiner üblichen Weise den Ort zu bestimmen hier abgewichen sein soll. Allerdings kommen Besonderheiten einer örtlich begränzten Christenheit nicht grade vor, ebenso wenig persönliche Beziehungen des Apostels zu den Lesern; aber auffällig bleibt es doch, daß Hofmann immer wieder hervorhebt, daß die Leser solche seien, „die ihn die christliche Wahrheit nicht selbst haben verkündigen hören“ (S. 37, 109, 111, 268, 273), „denen er persönlich unbekannt war, und welchen zu schreiben er keinen andern Anlaß hatte, als daß ihm von wegen seines Heidenapostelamts daran lag, zu ihnen in Beziehung zu treten.“ „Er muß nach seiner ganzen allgemeinen Haltung an einen weiteren Umkreis heidnischer Christenheit geschrieben sein, welche nicht durch den Apostel selbst gesammelt war und zu welcher er sich nur als Apostel des gesammten Völkerthums schriftlich in Beziehung setzte“. (S. 268). In diesem Punkte scheint uns H. gegenüber von Stellen wie 1. 15, 3. 1—4, 4. 21 zu weit zu gehen. Ueber das Verhältniß zum Kolosserbrief wie über die Zeit und die Art der Abfassung in Rom während der römischen Gefangenschaft spricht sich der Verf. am Schluß der Erklärung des Kolosserbriefes aus; wo er auch die Aechtheit beider gegenüber von de Wette und namentlich den Tübingern eingehend nachweist.

Was die Eregese anlangt, so bietet der Verf., wie dies schon aus der Behandlung der zahlreichen Stellen der betr. Briefe in seinem Schriftbeweise zu vermuthen war, eine ganze Reihe neuer Auffassungen und Verbindungen, wodurch er oft Licht in die grade bei diesen Briefen so schwierigen Satzgefüge bringt. Nicht selten zeigt seine anregende Originalität zum Widerspruch, wie er denn auch nicht an wenigen Stellen früher im Schriftbeweise aufgestellte Auffassungen zurücknimmt und verbessert (z. B. 1, 22 *τῇ ἐκκλησίᾳ* jetzt von *ἐδωκεν* abhängig, 2, 2 *τοῦ πνεύματος* von *ἀέρος*; 2, 3 *ἡμεῖς* anders; 2, 14 *εἰρήνη ἡμῶν* nicht Friede der Christenheit mit Gott; 2, 16 in *αὐτῷ* und *ποιῶν εἰρήνην* „beim Friedestiften; *διὰ τοῦ σταυροῦ* zu *ἀποκτείνας*; v. 17 *ἐλθῶν* nicht vom Kommen im heiligen Geiste; auch 4, 4 und 9 (*τῆς γῆς*) 16 (*ἀφ᾽*) 5, 1; 5, 27. 30). Besonders lichtvoll entwickelt ist die Periode 1, 3—14 (zu Verf. S. 35); schwieriger dürfte die Periodisirung von B. 20—2, 7 sein, wonach mit *ἐνέλας* eine neue Periode beginnt, und in 21 mit *καὶ* der Nachsatz folgt, dessen anfängliche Construction mit v. 3 verlassen wird. Wie er diese Periode ohne Uebergangspartikel beginnen läßt, so auch 3, 7, wo er mit *κατὰ τὴν ἐνέργειαν* einen neuen Satz beginnen läßt. Ebenso mitten in 4, 13, bei *εἰς ἄνδρα τέλειον*, wozu *αὐξήσωμεν* das Hauptverbum ist, als Ermahnung: „dies ist die christliche Mannesreife —, wozu wir, um nicht mehr Unmündige zu sein, heranwachsen wollen.“ in der Richtung auf ihn, als das Haupt. In 4, 20 vertheidigt er die schon von Beza vorgelegene Abtrennung des *ἐμάθετε* ff., von dem vorhergehenden: „mit euch aber steht es nicht so. Ihr habt Christum gelernt, daß ihr den alten Menschen abgelegt, den neuen angezogen habt,“ und zwar in Jesu (*ἐν τῷ Ἰησοῦ* zu *ἀποθέσθαι*), wie wir glauben mit gutem Grunde; wie denn diese ganze für die Lehre von der Taufe so wichtige Stelle mit wenigen untergeordneten Einzelheiten wieder sehr trefflich aufgefaßt und entwickelt ist. Dasselbe gilt von der 5. 18 angegebenen Verbindung, wonach er mit Recht *ἐν πνεύματι* zu *καλοῦντες* und dieses zu dem folgenden *ἔδοντες* zieht: thut euch ein Genüge, indem ihr unter einander redet im Geiste, indem ihr u. Im folgenden B. 21 löst er die sehr schwierige Verbindung, wie uns scheint, glücklich dadurch, daß er mit *ὑποτασσόμενος*, den Anfang eines neuen Zusammenhanges und einen Vorderatz macht, aus dem sich zu dem folgenden Satz *αἱ γυναῖκες τοῖς ἰδίοις ἀνδράσιν*, (dessen Verbum *ὑποτάσσονται* oder *ὑποτασσέσθων* nach den Handschriften unächt ist,) ohne Schwierigkeit das entsprechende *ὑποτάσσεσθε* ergänzt. Von

Einzelklärungen heben wir unter anderen ge-
lungenen und scharfsinnigen Auffassungen noch
hervor 1, 9: ἐκέλετο: ehe Gott die Welt
geschaffen, hat er sich uns in Christo dazu er-
koren, daß wir heilig und fehlos vor ihm
seien; so gewiß hier der Ton darauf ruht,
wozu er sich uns erkoren habe, so gewiß heißt
es von uns, daß er uns erkoren habe, nicht
im Gegensatze zu solchen, die er nicht erkoren
hat, sondern im Gegensatze zu dem, was wir
wären, wenn er uns nicht erkoren hätte. Nicht
auf die Schöpfungsordnung, sondern auf die
Heilsordnung zielt die über die Welterschöpfung
zurück liegende That Gottes, indem sie nach
den beiden Seiten hin, sofern Gott sie nicht
anders that und sofern wir nicht anders Ge-
genstand derselben geworden sind, an dem Welt-
heilande ihre persönliche Vermittlung gehabt
hat," B. 7 die klare Unterscheidung der zwiefachen
ἀπολύτρωσις, der τὼν παραβάσεων und τοῦ
σώματος, jene gewirkt durch das Blut Christi,
diese (B. 14) Kraft seines Lebens in Herrlich-
keit; ebenso B. 10. treffend der schwierige
Ausdruck οἰκονομία τοῦ πληρώματος τῶν
καρῶν das auf das Vollmaß der Zeiten ge-
richtete Handeln; ferner B. 11. ἐκκληρώθημεν
mit εἰς und dem folgenden Infinitiv; ἡμεῖς
von allen Christen; B. 13: beide ἐν ᾧ auf
daselbe Subject: der Geliebte ist es, in dem
die Angeredeten nach Vernehmung des Wortes
der Wahrheit, und er ist es, an den auch gläu-
big geworden sie befestigt worden sind mit dem
Geiste der Verheißung. Wir machen weiter
aufmerksam auf die Erklärung des προετοίμασεν
in 2, 10; in 2, 18 auf die Ausführung des Bil-
des vom Gebäude, das weit ausgestreckt über
die Völkervelt nach Ost und West, sich aus-
dehnt in die Länge durch alle Zeiten hin bis
an das Ende der Dinge, reicht in die Tiefe
zu den Gläubigen, die im Tode schlafen, und
in des Himmels Höhe, wo Christus lebt;
diese begränzte Größe der Kirche sollen die
Christen inne werden, dazu aber auch die un-
begränzte alles Erkennen übersteigende Liebe
Christi. Die Stelle 4, 9 ff. deutet er auf
das Herabfahren in die Unterwelt; nicht minder
trefflich ist die Erklärung der Worte 4. 15
und 16 (besonders zu vergl. die klare Gedan-
kenentwicklung S. 173); ebenso die ganze
Stelle 5, 25—33, wo er die Worte B. 32
erklärt: sofern die eheliche Gemeinschaft
weissagt auf Christi Gemeinschaft mit sei-
ner Kirche ist das Geheimniß, welches sie
selbst und an sich selbst ist, mächtig groß;
dies Geheimniß ist groß in Bezug auf Chri-
stus und die Gemeinde, und in dieser Beziehung
meine ich es, wenn ich von ihm sage, daß es
groß ist. So sehr wir zu diesen und ähn-
lichen Stellen unsere übereinstimmende Auf-

fassung aussprechen können, so haben wir doch
an nicht minder vielen Stellen gewisse Be-
denken. Nur einige wollen wir noch berühren.
In 1, 3 scheint die Verbindung ἐν τοῖς
ἐπουρανίοις zu εἰλογία die nächstliegende:
der Segen der droben befindlich für uns in
Christo vermittelt (nicht wie H: nach ihm ge-
artet) ist. Aus ἀπολύτρωσις weder in der
einen noch in der anderen Anwendung dürfte
der Gedanke „an Kauf und Kaufpreis" (S. 14)
auszuschließen sein. Bei ἀνακεφαλαιῶν (1, 10)
ist die Vorstellung zur ursprünglichen Einheit
wiederherstellen nicht so unzulässig, wie H.
meint; es kann im Worte wohl liegen, zumal
der Gedankenzusammenhang darauf führt. In
1, 18 ist die Erklärung von ἐν τοῖς ἁγίοις
und εἰς ἡμᾶς künstlich; einfacher bezeichnet
jenes den Besitz, dieses die Wirkung in ihrer
Richtung. In 2, 3 schließt H. bei φύσει ohne
Grund den Gedanken „von Geburt her" aus;
da er sowohl in dem Ausdruck φύσις liegt, als
durch den Gegensatz der Wiedergeburt (τέκνα
ἀγάπης) gegeben ist. In 4. 6 wird die tri-
nitatische Beziehung gelehnet; sie liegt aber
doch unverkennbar vor, weniger in den drei
präpositionell ausgedrückten Verhältnissen als
solchen, als vielmehr in der nahen Beziehung
dieser drei auf das vorangehende ἐν πνεύμα
(ἐν), εἰς κύριος (διὰ) und πατὴρ, (ἐπὶ).
4, 15 wird ἀληθεύειν zu eng gefaßt „Wahrheit
sagen; der Gegensatz, den H. zu B. 14 ver-
langt, bleibt auch bei der ursprünglichen wei-
teren Bedeutung, ja wird sogar noch klarer. In
4, 24 wird die auf die Schöpfung des Menschen
nach Gottes Bild bezügliche nächstliegende Auf-
fassung von κατὰ θεόν ohne Grund gelehnet
und nur der überflüssige Gedanke „göttlich-
er, nicht menschlicher Weise" darin gefunden;
ebenso soll das ff. ἐν δικαιοσύνῃ nicht die
Beschaffenheit des πνεύματος angeben, sondern
eine zweite Näherbestimmung des κτίσθαι
sein; es ist auch hier viel einfacher an den
Zustand zu denken, in dem sich das Geschaffene
befindet; nicht bloß die alttestamentlich nahe
liegende Beziehung sondern auch die Parallele
im Kolosserbriefe rechtfertigen diese Auffassung.
Vornämlich scheint uns, 4, 29 τῆς χάριτος vom
vorhergehenden zu trennen und es in dem Satze
ὅτι χάρις τοῖς ἀκοινοῦσιν von χάρις abhän-
gig zu machen; in 5, 1 dürfte ὡς ff. besser zu
μνηται gehören, die Möglichkeit angehend, zu
der Ermahnung: als die Gottes χαρίζεσθαι
(4, 32) empfangen haben, sind sie im Stand
wieder Gottes μνηται zu werden. Im Cap.
6, 14 ff. bei der Schilderung des christlichen
Kämpfers dürften einige Waffen noch näher
in ihrer Eigenthümlichkeit gefaßt werden, als
es geschieht; z. B. Wahrheit als Gurt deckt
die Stelle des Leibes, wo der Kämpfer am

Verwundbarsten ist; nie ist der Christ verwundbarer, als wenn er das nicht ist, was er durch sein Kleid vorgibt zu sein; die Wahrheit steht auch dem Schein und der Lüge gegenüber. Bei dem Panzer der Gerechtigkeit hätte an Röm. 8. 33. erinnert und gezeigt werden können, daß es kein unbequemes oder ein Scheingewebe sei, das uns decke, sondern der feste, gewohnte Panzer, in den wir hineingewachsen uns frei und unbehindert bewegen können; beim dritten Stück, daß er nicht aus Lust zum Kampfe, sondern lediglich um des Friedens willen kämpft. Für willkürlich halten wir die Annahme, daß das Wort Gottes sowohl Schwert als Helm sein soll; der Apostel hätte sich nicht ungeschickter ausdrücken können, als er es gethan; diese Auffassung dürfte schwerlich Bestimmung finden, wie sie denn bisher auch noch in keines Gezeiten Sinn gekommen ist. Was der Helm sei, ist ebenso wie bei dem Panzer nach dem zu bestimmen, wofür er zum Schutz gegeben ist. Es ist die Heilsgewißheit, die *παρρησία*, mit der der Kämpfer sein Haupt frei erheben und um sich schauen kann gegen Furcht und Sorge, und somit nahe kommend der Hoffnung; und diese ist auch etwas, was wir nicht beständig brauchen, wohl aber im Kampfe annehmen und uns zu eigen machen müssen, ein Stück, das nach H.'s Forderung eng mit dem Glauben zusammenhängt. Beim Schwert wäre zu beachten, daß es die Waffe ist, mit der der Christ seine Güter verteidigt und den Feind angreift; und Schwert des Heiliges heißt es, weil das Wort nicht als Buchstabe, sondern als Geist wirksam ist.

Schließlich wollen wir noch zu den Stellen 2, 20 ff. und 4, 15 ff. auf eine feine und treffende Bemerkung Steinmeyers in seinem Werke „die Auferstehungsgeschichte des Herrn,“ aufmerksam machen, die für die genauere Fassung der Erklärung H.'s (S. 104) von großer Bedeutung sein dürfte. Die Gemeinde wird als Tempel Gottes und Leib des Herrn bezeichnet; beides ist weder identisch noch auch bloßes Bild; jenes hat die bekannte alttestamentliche Grundlage Levit. 26, 11. 12, zu vergl. Sach. 6, 12, und hat mit der Entstehung der Kirche Christi seine anfängliche Erfüllung gefunden. Vom spezifisch christlichen Standpunkte aus genügt dieser Begriff nicht mehr; und so nennt Paulus die Kirche den Leib Christi; beide verhalten sich aber so zu einander, daß jener vom Standpunkte des Zieles, dieser aus dem Gesichtspunkt der Verwirklichung begriffen sein will. Durch Christi Auferstehung hat sie den Anfang ihres wirklichen Bestandes genommen; sie ist aus der Person des Auferstandenen erwachsen, daher Epheser 5, 30. (Schluß folgt.)

Cosack, C. J., Zur Geschichte der evangelischen ascetischen Literatur in Deutschland, ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens wie zur Cultur- und Literaturgeschichte. Aus dem Nachlaß des Verf. veröffentlicht von Prof. B. Weiß, Basel u. Ludwigsb. bei F. Nehm 1871, XVI u. 308 S.

Unsre deutsch-evangelische Kirche hat eine überaus reiche ascetische Literatur. Von dem kleinen, aber auch heute noch unter dem Volke beliebten Gebetbüchlein Habermann's (Avenarius 1567) an bis auf Kapff und Gerok hat sie dem Bedürfnisse nach Erbauung für Gebildete und Ungebildete die reichste und mannichfaltigste Befriedigung zu gewähren gesucht. Noch Niemand hat es jedoch, unsres Wissens, unternommen, diesen „Niebelungenschatz“ unsres deutsch-evangelischen Volkes in einer ähnlichen Weise zu heben, wie es mit dem Kirchenliebe mehrfach schon geschehen ist. Es fehlt nicht an neuen Erbauungsbüchern jeder Art, die von Jahr zu Jahr von industriellen Buchhändlern und christlichen Vereinen herausgegeben werden, es fehlt nicht an Editionen solcher aus älterer Zeit. Aber es gibt weder eine Zusammenstellung alles dessen, was es überhaupt von Werken dieser Art seit 300 Jahren im evangelischen Deutschland gegeben hat, noch eine kritische Sichtung desselben, daß von sachkundiger Hand die „guten von den schlechten Fischen“ ausgelesen worden wären. Und beides wäre doch von der größten Wichtigkeit, einerseits damit der Gegenwart und Zukunft nichts wahrhaft Gutes vorenthalten würde, was den vergangenen Geschlechtern einmal zu eigen gegeben worden und oft aus rein zufälligen Gründen der Vergessenheit anheimgefallen ist, anderseits damit was schlecht und mittelmäßig ist auf diesem Gebiete seinem verdienten Gerichte verfallt.

Der Verf. der vorl. Schrift hat einen Gedanken dieser Art in seiner Seele bewegt und wie der Herausgeber bemerkt, langjährige Studien auf den Plan verwendet, „die Schätze der Erbauung, die unsre Väter gesammelt, wieder aufzuthun und die Geschichte unsrer Kirche an den Punkten aufzuschließen, an denen der Schritt des Forschers sonst so leicht vorüberreilt und an denen doch oft die reichsten und tiefsten Quellen des kirchlichen Lebens verborgen liegen.“ Ein früher Tod hat ihn an der Ausführung gehindert und nur ein Theil des Planes ist zur Realisirung gelangt. Wir können dies beklagen, aber auch der Theil, der statt des Ganzen nunmehr vorliegt (und von neuerer Hand vielleicht einmal ergänzt

wird), ist mit Freuden als eine dankenswerthe Gabe anzunehmen, und wir möchten in Nachfolgendem darauf aufmerksam machen.

Es sind sechs Aufsätze. Der erste behandelt den durch seine „geistliche Schatzkammer“ berühmt und Unzähligen einst zum Segen gewordenen Salzweber Prediger Stephan Prætorius (S. 1—96); der zweite den Verfasser der viel gelesenen „theologischen Sendschreiben“, den Gothaer Gen. Sup. Georg Vitisch (S. 97—162). Man geht in der Kirchengeschichte oft an diesen Männern vorüber, ohne sie einer weiteren Beachtung zu würdigen. Cosack zeigt, daß ihr Einfluß ein sehr umfassender und tief eingreifender war; sie haben in der Zeit, einer Bekenntnißstreitigen, aber glaubensarmen Orthodoxie mit dem Festhalten an der einen lutherischen Lehre die Glaubenswärme und Innigkeit eines Arndt und Sperer vereinigt. G. Vitisch ist mit seinem an feinen pastoralen Bemerkungen reichen Werke durch den bekannten „Bibelstunden-Besser“ der Gegenwart wieder nahe gebracht worden; er hat dasselbe im J. 1841 unter dem Titel: Uebung in der Heiligung in verkürzter Gestalt neu herausgegeben. Von Prætorius wollen wir nur das Wort anführen: aut laetam oportet esse vitam aut omnino nullam; immo nisi laeta sit, vita non est, mors est.

Der dritte Aufsatz führt uns die durch die Türkennoth im 16. und 17. Jahrh. hervorgehobene Literatur vor, die Schriften, welche Luther darüber geschrieben („vom Krieg, Heerpredigt und Vermahnung zum Gebet wider den Türken 1529 und 1542“), die Gebetbücher, Kriegslieder und zahlreichen sonstigen Schriften, welche in jener Nothzeit Deutschlands entstanden und als geistliche Waffenvorstück gegen jenen Erbfeind der Christenheit benutzt worden sind. Dieser Abschnitt (S. 163—243) ist wegen der eingeflochtenen historischen Bemerkungen als besonders interessant zu bezeichnen. — Der vierte Aufsatz (S. 243—276) behandelt das im 17. Jahrh. viel verkaufte bibelische „Cubach'sche Gebetbuch“, von dessen mehr als 1000 Gebeten für alle möglichen Fälle des Lebens unzählige in unsere neueren Gebetbücher übergegangen sind. — In die Reformationszeit zurück verlegt uns (Abschn. 5, S. 277—298) das im Geiste Bucer's geschriebene „Bonner Handbüchlein“ des evangelischen Bürgers Arnt von Nisch vom J. 1542. — Den Schluß (S. 299—308) bildet die Besprechung eines (übrigens geschmack- und taktlos) „Gebetbuches für das weibliche Geschlecht“ vom J. 1680. — In der Vorrede gibt Prof. Weiß eine höchst lezenswerthe Biographie des Verf. R.

Clark, Thomas M., D. D., L. L. D.,
Bishop of the Diocese of Rhode Island.
Primary Truths of Religion. —
London, 1869. Bell u. Dalby.

„Wir beabsichtigen nicht“ schreibt der hochwürdige Verfasser in seiner Vorrede, „die eigenthümlichen Doctrinen der Offenbarung zu discutiren; wir haben daher auf der Schwelle der dogmatischen Theologie Halt gemacht. Es gibt zahlreiche Leute, die kein Interesse an „Glaubensartikeln“ fühlen, weil sie keinen festen Glauben in denjenigen Grundwahrheiten — „primary truths“ — haben, welche allen unseren Systemen der Theologie zu Grunde liegen. Sie mögen weder Zeit noch Neigung besitzen, durch lange, gelehrte und ausgearbeitete Werke zu waten, — die über Fragen dieser Art geschrieben worden sind; sondern es wird gedacht, daß sie vielleicht bereit sein mögen, ein kurzes und einfaches Buch zu lesen, wie das, welches wir hier versucht haben.“

Abgesehen vom obigen Standpunkte finden wir in diesem Werke des Lord Bischofs von Rhode Island einen sehr schätzbaren, interessanten und verdienstlichen Beitrag zur populären Apologetik. Seinem Inhalt nach theilt sich das Buch in fünf Theile: — (1). Kap. I—III. über die Probleme des Theismus; (2). Kap. IV—VI über die Grundprinzipien der Sittenlehre; (3). Kap. VII—XI über die Offenbarung; (4). Kap. XII—XIV über die Inspirationsfrage; (5). Kap. XV—XVII über das Phänomen des Christenthums.

Im Verlaufe seiner Erörterungen hat Bischof Dr. Clark mehrere beiläufige Fragen, betreffend z. B. den Welt schöpfungsbegriff, die Sünde, das Mitleiden der Creatur, die Wunderfrage, die Auferstehung Christi, und das Verhältniß zwischen Judenthum und Christenthum, — auf Grund sehr umfassender Studien mit echt philosophischem Geist äußerst befriedigend gelöst. Wie gründlich der hochwürdige Verfasser orientirt ist in den Grundproblemen der Religionsphilosophie, zeigt das Buch durchaus. Der Bischof ist ohne Zweifel ein berechtigter und origineller Denker und sein Werk, welches in der Fassung und dialektischen Entwicklung scharfsinnig und schneidend, klar und präcis ist, wird das Interesse des Publicums fesseln, für welches es geschrieben worden ist. Als ein kurzes, aber schönes und erschöpfendes Buch für Zweifler, die längere und wissenschaftlichere Werke nicht lesen können, begütigen wir diese apologetische Schrift eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des amerikanischen Episkopats und wünschen demselben einen guten und dauernden Erfolg. Dr. C.

The Homilist, Conducted by **David Thomas, D. D.**, Author of the „Biblical Liturgy“, „Philosophy of Happiness“, etc. Vol. II, Editor's Series; vol. XXVII from commencement. London, 1870. XI u. 378 pp. Simpkin, Marshall u. Co.

Diese Zeitschrift ist das beste und verbreitetste der in England erscheinenden Journale für Kanzelberedtsamkeit. Sie erscheint in Monatsheften von je 4 Bogen (64 Seiten) Octav, zum Preise von je 9 Pence, oder in halbjährl. Bänden von der ungefähren Stärke des vorliegenden, zum Preise von 5 s 6 d. Der gegenwärtige Band ist der 2. Halbband des Jahrg. 1870, mit welchem eine neue, besonders sorgfältig redigirte und solid ausgestattete Serie des Ganzen, gen. „the Editor's Series“ eröffnet wurde, nachdem die früheren Serien die Gesamtzahl von 25 Bänden erreicht hatten. Der Standpunkt des Herausgebers und der Mehrzahl seiner Mitarbeiter ist ein weitherziger, überconcessioneller, allgemein-evangelischer, gekennzeichnet durch die in dem Programm enthaltenen Sätze: „The book has no denominationalism“ und: „The book has no polemical Theology,“ also bezeichnend für die Evangelical oder Low Church Party der englischen Kirche, deren Richtung die Artikel des Blattes zumeist entsprechen. Was die Oekonomie desselben betrifft, so bietet jedes Monatsheft allemal an seiner Spitze eine Predigt, im vorliegenden Band z. B. das erste Heft eine Predigt über „Herzenschrift“ [Soul Literature], das zweite über die „geistliche Wallfahrt des Menschen“ (Soul Pilgrimage), das dritte über die „Wege zur Abschaffung des Kriegs“ (Methods for abolishing War), von welchen drei näher erörtert werden: der politische, der pädagogische und der acht-christliche Weg (p. 129 ff.); das vierte über „den Schlaf Jona's und den Schlaf Christi;“ das fünfte über „die Zurückweisung einer verhüllten Anklage seitens Christi“ (Mark. 2, 16); das sechste über „die verschiedenen Arten der Vorbereitung für die Kanzel“ (on Methods of Study in Preparation for the Pulpit). Auf diese Predigten folgen dann „homiletische Skizzen über Psalmen (oder Psalmstellen); „Homilet. Blicke in den Epheserbrief;“ „Gedankenkeime“ oder homilet. Winke und Andeutungen über verschiedene Texte; Auszüge aus berühmten Predigten („das Mark (pith) berühmter Pr.“); Variationen über verschiedene Themen aus der heiligen Schrift; „des Predigers Secirjaal“ (d. h. Kritiken berühmter Prediger, wie z. B. C. J. Vaughan, John Kar, Stopford A. Broke, T. Binney, und

zwar mittelst analytischer Betrachtung einzelner Predigten derselben); „des Predigers Wegweiser“ (d. h. kurze Predigtdispositionen über vermischte Schrifttexte); „Homiletische Samenkörner (seeds of sermons) aus dem salomonischen Spruchbuche,“ — eine reichhaltige Dispositionensammlung, auf Stellen aus Kap. 22 und 23 der Proverbien bezüglich, sorgesezt aus früheren Nummern; „Die Kanzel und ihre Gehilfinnen“ (praktische Winke und aphoristische Betrachtungen über verschiedene Gegenstände von homiletischer Verwerthbarkeit); biblisch-kritische und historische Untersuchungen (im vorliegenden Bande über die Stellen 2. Kor. 12, 7; Pauli Schwachheit im Fleische, und Hebr. 11, 32—35: eine Reihe alttestamentlicher Glaubenshelden und Märtyrer); endlich am Schlusse eines jeden Festes: „Literarische Notizen,“ d. h. kurze Anzeigen und Besprechungen solcher Schriften aus dem Bereiche der prakt. und wissenschaftl. Theologie, welche von irgend welchem homiletischem Belange sind.

Schon die Namen sowohl des Herausgebers, als auch solcher Mitarbeiter, wie z. B. John Kar, F. W. Farrar, J. B. Lightfoot, E. S. Dallas, Gwynne u., noch mehr aber die Bedeutsamkeit des im Einzelnen geleisteten, verleihen diesem homiletischen Journal eine nicht geringe Bedeutung und rechtfertigen zur Genüge unsere empfehlende Hinweisung auf dasselbe als eine auch für Deutschlands Kanzelredner und Theologen überhaupt sehr lehrreiche und beachtenswerthe Erscheinung.

Rübel, Robert., Lic. theol., Diaconus in Balingen. **Bibelkunde.** Kurze Einleitung in die heil. Schrift und Erklärung ausgewählter Abschnitte. Für Religionslehrer und zum Selbstunterricht. Erster Theil. Das Alte Testament. Stuttgart, 1870. Steinkopf.

Vorliegendes Schriftchen umfaßt, wie die zweite Abtheilung des Titels anzeigt, mehr als was man gewöhnlich unter dem Namen „Bibelkunde“ versteht. Es will nicht blos in den Vorhof, in die Außenseite der heil. Schrift hineinführen, sondern in lebensvoller Weise in die Bibel selbst. Es soll eine bündige Beweisführung gegeben werden, daß die Bibel wahrhaftig Gottes Wort sei und eine gründliche Anleitung zum rechten Gebrauch derselben. Der Verf. glaubte, daß dieses am besten erreicht werden könne, wenn der betreffende Leitfaden aus allen Theilen der heil. Schrift das bezeichnendste und Wichtigste herausgehoben, durchgehe und erkläre, und so an den vorzüglich einschlagenden Abschnitten darstelle, theils was die wichtigsten Anschauungen und

Lehren der heil. Schrift seien, theils auch auf welche Weise man in der Bibel lesen, wie man es angehen müsse, um die Schätze wahrer christlicher Erkenntniß aus ihrem Schachte hervorzuheben.

Im Ganzen hat der Verf. weit mehr Abschnitte aufgenommen, als man in den gewöhnlichen Schulen bei einem 2—3-jährigen Cursus behandeln kann; er wollte damit theils dem Religionslehrer die Möglichkeit der eigenen Auswahl frei lassen, theils auch etwaigen sonstigen Lesern, die das Büchlein nicht zum Lehren, sondern zum Lernen benutzen möchten, behülflich sein. Biblisch geschichtliche Abschnitte hat er nur dann erklärt, wenn sie zur Gewinnung der Einsicht in die Erklärung des Heilsplanes notwendig herbeigezogen werden mußten, und auch dann mehr im A. als im N. Testamente.

Die sogenannte „Eingebung“ (Inspiration) der heil. Schrift sucht der Verfasser durch folgendes Beispiel zu erklären: Wenn ein Lehrer seine Schüler in einem Gegenstand gründlich unterrichtet habe, diese sodann das Gelernte genau so wie sie es gehört hatten, mündlich oder schriftlich wieder geben, so sei der etwa auf diese Weise entstehende Aufsatz nach seinem Inhalt, ja selbst, je besser sie gelernt hätten, nach seiner Form, nicht ihr eigenes, sondern des Lehrers Werk. Dies sei in vollkommener Art mit der Bibel der Fall, wo der allergeschickteste Lehrer, der Geist Gottes, die willigsten und fähigsten Schüler gelehrt habe. — Der Verf. nimmt fast alle Schriften des A. T. als ächt an. Er sagt z. B. über die Bücher Moße: Wann aber M. diese Bücher schrieb, kann man nicht genau sagen, doch geschah dieses ohne Zweifel während des 40-jährigen Zuges durch die Wüste, wohl gegen Ende desselben, ungefähr im Jahr 1500 v. Ch. Nur den Schluß des fünften Buches, in welchem der Tod Moße berichtet ist, hat nicht er selbst, sondern vielleicht Josua zum Ganzen hinzugefügt; „das Buch Josua selbst soll nicht von Josua, sondern in nicht zu später Zeit, vielleicht in der Richterzeit, von einem uns unbekannten, mit Gottes Geist begabten Manne geschrieben worden sein. Von wem das Buch der Richter aber geschrieben sei, wisse man nicht, ja nicht einmal wann; dasselbe gelte von den Büchern Samuelis. Die Sprüche, der Prediger und das Høse Lied werden Salomo zugeschrieben, doch sehe man aus Sprüche 25, 1, daß nicht der König selbst alle diese Sprüche in der uns vorliegenden Ordnung zusammengestellt habe; vielmehr hätten nach Allem noch andere weise Männer dieses Buch als eine Art Auszug aus Salomo's Schriften zusammengestellt, vielleicht auch hier und da Sprüche anderer Weisen dazu gefügt. Das

Buch Hiob soll zu Salomo's Zeit oder nicht lange nach Salomo von einem unbekannten weisen Mann Gottes verfaßt worden sein.

Ueber die Propheten bemerkt der Verf.: Es gibt hauptsächlich drei Stufen, in welchen sich die alttestamentlichen Weissagungen erfüllen: 1. die nächste, ganz anfängliche, unvollkommene Erfüllung, die oft sehr bald nach der Aussprechung der Weissagung eintrat. Aber in derselben Weissagung, die scheinbar hierdurch erfüllt ist, finden sich gewöhnlich eine Menge an Ankündigungen welche auf dieser Stufe noch nicht eintreffen, vielleicht aber auf der 2. Stufe d. h. durch die Ankunft des Messias, Christi im Fleisch, durch seine Erlösung. Wiederum auch da finden wir nicht immer alles ganz geschehen, was die Propheten erwarten: denn es kommt 3. die endliche herrliche Vollendung des Reiches Gottes durch Christi letzte Zukunft.

So viel über den Geist, in welchem das Schriftchen abgefaßt ist. Die getroffene Auswahl muß im Allgemeinen gebilligt werden, ebenso die gegebene Erklärung. Diese wird meistens in der Form der Paraphrase gegeben, jedoch theils so, daß hier und da eine gründliche Einzelerklärung eingeflochten, theils so, daß eine erbauliche Anwendung der Stellen nur kurz angedeutet ist.

Wir glauben diese Bibelfunde für Lehrer und wiß- und heilsbegierige Bibelleser bestens empfehlen zu können. Wir möchten besonders die Schulvorsteher auf dieselbe aufmerksam machen; sie ersetzt weitläufige und theure Bibelerklärungen. Str.

Kirchenrecht. Kirchenpolitie.

v. Schulte, Joh. Friedr., Ritter, Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker Individuen &c. Zweite sehr verm. Aufl. Prag, 1871. 151 S. Tempshy 20 Igr.

In der Unfehlbarkeitsfrage gehört die Stimme des Verfassers unftreitig zu denen, die gehört zu werden verdienen; ich glaube deshalb nicht Eulen nach Athen zu tragen, wenn ich die zahlreichen Kritiken über die noch zahlreicheren Schriften zur Frage der Infallibilität um eine kurze vermehre. An sich hat die Frage selber für den Gebildeten wohl kaum noch ein wirkliches Interesse; nur die Dialectik, mit welcher von beiden Seiten im katholischen Lager gekämpft wird, vermag noch in protestantischen Kreisen zu interessiren. Und da gehört denn Schulte zu den achtungswertheren Erscheinungen. Es ist eine oft gemachte Be-

obachtung, daß den Süddeutschen Gelehrten eine größere Breite und Weitsehigkeit in ihren Beweisführungen eigen zu sein pflegt, während die norddeutschen sich durch größere Schärfe und Kürze auszeichnen. Schulte macht von den ersteren eine rühmenswürdige Ausnahme. Seine deutsche Rechtsgeschichte hat ihm in Norddeutschland schon lange einen guten Namen gemacht. Im Kampfe gegen den römischen Jesuitismus und die Unfehlbarkeit des Papstes stellt er sich in anerkennenswerther Weise auf die Seite des ehrenwerthen Döllinger; schade, daß der durch seine Conciliengeschichte berühmte Hebele als Bischof nicht so entschieden sich ausspricht, wie er es ehemals als Professor wohl gethan hätte.

Schulte behandelt die Frage hier nicht im Allgemeinen, sondern er stellt die verschiedenen Lehren, wie sie in der katholischen Kirche sich entwickelt haben, gegenüber. Der vollständige Titel der Schrift lautet nämlich: „Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker, Individuen, nach ihren Lehren und Handlungen seit Gregor VII zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit beleuchtet und den entgegengesetzten Lehren der Päpste und Concilien der ersten Jahrhunderte über das Verhältniß der weltlichen Macht zur Kirche gegenüber gestellt.“ Der Verfasser will also besonders die Consequenzen, welche das neue Dogma für das Staatsrecht haben wird, an der Hand der Quellen verfolgen. Der Nachweis, der darüber geliefert wird, daß nach der seit Gregor VII entwickelten päpstlichen Theorie kein Staat als selbständig existiren kann, dessen Bürger an den unfehlbaren Papst wirklich glauben, ist von der Geschichte schon deutlich genug gebracht worden. Das Zeitalter Kaiser Heinrichs IV. bietet die Belege dafür. Zwar war Gregor VII noch nicht infallibel, aber dennoch errang er den praktischen Erfolg, daß der weltliche Staat unter die päpstliche Herrschaft kam. Die vielen neu angeführten Quellenstellen der zweiten Auflage dieser Schrift sollen den juristisch-wissenschaftlichen Beweis liefern für das, was die Geschichte selber in großen Strichen prototypisch lehrt. Der Verf. will dadurch nicht sowohl das auf der eigenen päpstlichen Theorie fußende päpstliche Staatsrecht für jeden Gebildeten in einer ziemlichen Abgeschlossenheit lehren, als auch für die Wissenschaft selber die Quellen zusammenstellen. Daß die Schrift durch die letztere Absicht nicht lesbarer wird, liegt natürlich auf der Hand. Der Verf. hebt es außerdem selber im Vorworte hervor, wie er zu Werke gehen will, wenn er sagt: Diese zweite Auflage beweist aus zahlreichen Briefen P. Leo des Großen, anderer Päpste, der Synoden der ersten acht Jahrhunderte und den

Worten Cyrills, daß die Lehresätze über die Stellung der Kirche zum Staate, welche seit Gregor VII aufgetaucht und im Wesentlichen seit dem 18. Juli 1870 als Glaubenssätze angesehen werden müssen von den Anhängern dieses neuen Dogma, in schmerzeradem Widerspruch stehen zu denen der alten Kirche.

Der Inhalt ist folgendermaßen vertheilt. Auf S. 1—18, einer „Erklärung als Vorwort“, charakterisirt der Verf. nach einer kurzen Bemerkung über die Quellen seine persönliche Stellung zur Frage. Dabei kommt er S. 10 zu der allerdings betrübenden Erkenntniß, daß er zwar viel zur Vertheidigung der Rechte der Kirche und des Papstes geschrieben aber vielleicht manches dazu beigetragen habe, „der Strömung des blanten Absolutismus in der Kirche zum Siege zu verhelfen.“ Eine betrübende Erfahrung, bei einem eifrigen und dadurch auch etwas verblendeten Katholiken, aber keine besonders merkwürdige. Denn wie der Knechtsinn der Völker allein den Absolutismus im Staate auf die Dauer möglich macht, so verschuldet es der geistige Knechtsinn der modernen und besonders der gebildeten katholischen Welt, daß ein Papst in Rom der modernen Bildung gegenüber sich so lächerlich machen konnte, Infallibilität zu beanspruchen. Ein Tibet mit seinem Dalai = Lama in Rom zu finden, ist zu stark, um nicht lächerlich zu sein. Und darin liegt die Ungefährlichkeit des neuen Dogmas für den Protestantismus. Der Verf. hat im Hinblick auf die unerhörte lächerliche Erscheinung, die der Götlichkeitserklärung der Vernunft durch Robespierre gar nicht so fern steht, wohl Ursache S. 18 zu bitten: Möge der Heiland — Sein Schifflein glücklich an der Klippe vorbeiführen, welche gefährlicher ist als vielleicht irgend eine jener, an denen seit fast zwei Jahrtausenden das Schifflein zu zerschellen drohte!“ — Auf dies Vorwort folgt von S. 19—151 in 9 Abschnitten die eigentliche Ausführung, unter folgenden Ueberschriften: § 1. Inhalt von Caput IV de Rom. Pont. Inf. Mag. der Constit. prima vom 18. Juli 1870. § 2. Logische Consequenzen. § 3. Juristische Consequenzen. § 4. Päpstliche Lehresätze, einfache und ex cathedra, und Handlungen für das Verhältniß der Päpste zum Staate, den Ländern, Völkern, Individuen. § 5. Die Einwendungen zur Gewissensberuhigung und ihre Widerlegung. § 6. Staatsrechtliche Erwägungen. § 7. Aus dem Staatskirchenrechte der Civiltä cattolica. § 8. Kurze Reflexion über die Stellung der Jesuiten zum Papste. § 9. Falschheit der Lehren der Päpste seit Gregor VII über das Verhältniß von Kirche und Staat, und die Kaiserliche Unfehlbarkeit.

Was nun den Inhalt selber betrifft, so sind die beigebrachten Materialien entschieden schätzbar, schon deshalb weil die Quellenwerke selber Laien nicht zugänglich sind. Die Darstellung selbst leidet aber in Folge des bedeutenden Quellenmaterials, welches geboten wird, an einer Schwerfälligkeit, welche den Nichtfachmann leicht abstoßen wird. Wer also nicht den Muth hat, sich durch den juristischen Beweisapparat des Verfassers hindurch zu winden der wird an der Schrift, deren Hauptbedeutung Referenten auf dem gelehrten Gebiet zu liegen scheint, schwerlich viel Gefallen finden. Schließlich möchte ich mir noch einige Ausstellungen erlauben. Dem übrigen Inhalt gegenüber ist § 8 viel zu kurz gefaßt, zumal der Verfasser S. 108 selber der Ansicht ist, daß die ganze Unfehlbarkeitsfrage eine Consequenz des Jesuitenthums ist. Auch wundere ich mich, daß der Verf. nicht auf die Hirschauer Mönche näher eingeht, die doch im Zeitalter Gregor's VII augenscheinlich das waren, was seit dem Tridentiner Concil die Jesuiten geworden sind. Wenn der Verf. S. 111 ff. aus Briefen Leo's eine kaiserliche Unfehlbarkeit nachweisen will, dann ist das wohl schon aus dem Grunde übertrieben, weil in diesen Briefen doch eher persönliche Complimente als dogmatische Sätze zu suchen sind. Der Verf. ist offenbar im Irrthum, in dem angezogenen Briefe einen rein dogmatischen zu sehen.

Berlin.

H. B.

Lohmann, Th., Regierungs-Assessor. **Kirchengesetze der evangelisch-lutherischen Kirche des vormaligen Königreichs Hannover** nebst den zu deren Ausführung erlassenen Verordnungen, Bekanntmachungen und Ausschreiben. Erster Theil. Hannover, 1871. 8 S. VIII u. 276. Meier. 25 sgr.

Wenn unbedingt nothwendig ist, daß alle treuen Glieder der Kirche durch eine lebendige Bethheiligung an dem Rechtsleben der einzelnen Gemeinde wie der ganzen Kirche mit dazu verhelfen müssen, die nothwendigsten äußeren Bedingungen für eine Wiederbelebung des kirchlichen Sinnes zu schaffen und zu erhalten, so ist andererseits als eine erfreuliche Thatsache anzuerkennen, daß in den letzten Jahren neben den politischen Interessen die religiösen und kirchlichen Interessen begonnen haben die Gemüther zu beschäftigen. Während früher das Studium der Kirchengesetze für unpraktisch und langweilig galt, ist heut zu Tage ein Umschwung eingetreten, und jeder weiter denkende Staatsbürger fühlt die Verpflichtung, sich von

dem Stand der kirchlichen Gesetzgebung eine eingehendere Kenntniß zu verschaffen. Dem Wunsche, in der Erfüllung dieser Pflicht den Gliedern und Dienern der Kirche seiner Heilmath eine Hülfe anzubieten, die Fähigkeit und Reigung zur Theilnahme an der kirchlichen Selbstverwaltung zu fördern, verdankt die vorstehende Arbeit vornehmlich ihre Entstehung. Verfasser des Werkes ist der Regierungs-Assessor Lohmann, früher im Cultus-Ministerium zu Hannover, nachher im General-Gouvernement, Departement des Cultus, später beim Landesconsistorium zu Hannover beschäftigt und bei der ersten hannöverschen Landessynode erster Schriftführer derselben. Ist eine solche Persönlichkeit ihrer früheren Stellung nach durchaus geeignet, eine vollständige und correcte Sammlung der hannöverschen Kirchengesetze wie Verordnungen zu geben, so dürfte nach dieser Richtung hin der vorliegende erste Theil allen Anforderungen entsprechen. Derselbe behandelt im ersten Abschnitte die Kirchenverfassung und die kirchlichen Vertretungen, er enthält das Gesetz betreffend die Kirchenvorstands- und Synodalordnung für die evangelisch-lutherische Kirche des Königreichs so wie die zur Ausführung dieses Gesetzes erlassenen Instructionen und Anordnungen. Im zweiten Abschnitt, die kirchlichen Behörden, folgen die Verordnung über die Errichtung eines evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums vom 17. April 1866 sowie die provisorische Geschäftsordnung für dasselbe, das Regulativ über die landdrostliche Mitwirkung in Kirchen- und Schulsachen in den Consistorialbezirken Hannover, Stade und Aurich vom 28. Juni 1864, und endlich die Anweisung für die Kirchencommissarien. Als werthvolle und in der Praxis höchst brauchbare Zugabe ist ein Verzeichniß der Kirchengemeinden-Inspectionen, Bezirksynoden, Generalsuperintendenturen und der Wahlbezirke der Landessynode, so wie ein Aufsatß über das kirchliche Beitragswesen mitgetheilt, welcher in kurzen Paragraphen die gemeinrechtlichen Grundsätze sowie die nach Maßgabe derselben bei den kirchlichen Behörden zu Hannover in dieser Materie bisher zur Anwendung gebrachten Grundsätze darstellt. Der Verfasser hat sich aber mit einer bloßen Zusammenstellung der Gesetze und Verordnungen nicht begnügt, sondern denselben eine Reihe von Anmerkungen hinzugefügt, in welchen er einzelne Bestimmungen näher erläutert und auch das zur Erläuterung dienende Quellenmaterial nachweist. Seine Beweisführungen sind juristisch gut begründet, so daß kirchliche Beamte sowohl wie die Mitglieder der Kirchenvorstände und Synoden diese Zusammenstellung nur dankbar begreifen können; denn hier sind alle diejenigen

gesetzlichen und reglementsmäßigen Bestimmungen vereinigt, deren man bei einer Arbeit in kirchlichen Angelegenheiten so häufig bedarf. Es sei daher das vorliegende Werk bestens empfohlen, auch mit dem Wunsche vom hannöverschen Standpunkte aus, daß dasselbe mit beitragen möge, um (mit den Worten der Stader Conferenz lutherischer Pastoren aus dem Jahre 1854 zu reden) „alle Glieder der hannöverschen Kirche mit Aufrichtigkeit im lebendigen Glauben zunächst um ihr kirchliches, staatsrechtlich anerkanntes Bekenntniß und von den Vätern ererbtes Kirchenthum zu schaaren, bis es dem Herrn gefällt die verschiedenen Gemeinschaften zu Einer Heerde zu einen.“

Wasserschleben, Dr. G., Geh. Justizrath und Prof. an der Landesuniversität. **Bemerkungen zu dem officiellen Entwurf einer Verfassung der evangel. Kirche des Großherzogthums Hessen.** Gießen, 1871. Heinemann.

Der Verf. bedauert in den Vorbemerkungen, daß der veröffentlichte Verfassungsentwurf nicht, wie der im Jahr 1849 vorgelegte, auch einem Sachverständigen der Landesuniversität zum Gutachten übergeben worden sei. Darum sehe er sich veranlaßt, seine Ausstellungen daran in dieser Broschüre zu veröffentlichen. Es sind folgende Punkte, die er geändert sehen möchte. Die Kirche müsse durchgreifender vom Staate getrennt werden, als es hier projectirt sei, 2. sei dem Confessionalismus zur Schädigung des factischen Unionsstandes zu viel nachgegeben, zumal der thatsächliche Zustand auch reichlich legitimirt sei; 3. sei es bedenklich, daß das Bekenntniß allein unantastbares bezeichnet werde; und es könne einer Kirche nicht das Recht bestritten werden, eine andere Formulirung ihres Bekenntnisses aufzustellen. Sehr bedenklich seien die Bestimmungen über Ernennung der kirchenregimentlichen Behörden; es müsse der Kirche bei Bestellung dieser ihrer Organe eine wesentliche Mitwirkung zustehen. Für eine weitere Gemeindevertretung, wie in der rheinisch-westphälischen Verfassung, der badiſchen u. a. m. ist der Verf. nicht; doch ist er der Ansicht, daß dem Kirchenvorstand zu viel anvertraut worden sei, er will besonders wichtige Entscheidungen der Gemeindeversammlung anheingeben. Den Gemeinden müßte eine weitergehende Betheiligung bei der Wahl der Pfarrrer zugestanden werden. Schließlich bekämpft der Verf. die Bestimmung, daß in den Kirchenvorstand nur solche Personen gewählt werden könnten, die ihrem kirchlichen Sinn und ihre Liebe zur evang. Kirche durch Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst und heil. Abend-

mahl bethätigten. Diese Bedingungen provocirten durchaus unzulässige und gehässige inquisitorische Maßregeln; überdies konnten die Gründe der Nichtbetheiligung an Gottesdienst und Abendmahl sehr mannigfaltiger Art sein, und eine solche sei überhaupt keineswegs stets und nothwendig und unvereinbar mit warmem und warmem kirchlichen Interesse; jenes äußere Verhalten aber gebe keine Gewähr dafür, daß es wirklich auch getragen und hervorgerufen sei durch ein wahrhaft religiöses Bedürfniß und kirchliche Gesinnung.

Das der Inhalt. Wir enthalten uns jeden Urtheils.

Antikirchliches und Antichristliches.

Religion, Staat und Kirche in ihrem Verhältniß der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Ansprache an den Orthodoxismus aller Confessionen von einem alten Historikus. 8. 57 S. Hannover 1871. Carl Brandes. 10 sgr.

Der Verf. ist laut „Vorbemerkung“ weder Philosoph noch Theolog, er will als Historikus nicht seine eigene, sondern der Weltgeschichte Weisheit, natürlich in der von ihm vorge-nommenen Destillation, zu Markte bringen; er will „einfach nur ein historisches Gemälde aufrollen“. Der Verf. hält nicht, was er verspricht. Er rollt etwas auf, was in wirrem Durcheinander die abgekehrten und verzerrten Gestalten des rationalismus vulgaris der Betrachtung müßiger Zuschauer aussetzt. Nur wer sehr viel freie Zeit hat, kann sich zu der Lektüre der vorl. Broschüre herbeilassen. Ref. will deshalb vor eifertiger Beschauung einer vergangenen Zeit gewarnt haben. Die nachfolgende Beurtheilung der vorliegenden Broschüre seitens eines im allgemeinen „Orthodoxismus“ angesprochenen Lutheraners, der übrigens, wie der Verf., weder Philosoph noch Theolog ist, wird die ausgesprochene Warnung rechtfertigen.

Der Historikus zerlegt seine Arbeit in 5 Abschnitte. Zuerst ergeht er sich in völlig platter Weise über den Gegensatz von „Glauben“ und „Wissen“. Alles Glauben, auch das religiöse, ist ihm nur ein Fiktwahrhalten aus subjectiv zureichenden Gründen, der Glaube ist eine niedere Stufe der Erkenntniß, etwas rein individuelles, ohne objective Unterlage, „ein Kind des Geistes jedes Individuums“. Davon daß der Glaube an die Barmherzigkeit Gottes in Christo eine unendlich höhere Stufe der Erkenntniß ist als beispielsweise das Wissen von der Kraft des Dampfes, davon daß der Glaube „ein herzliches Vertrauen, ein sich ver-

lassen auf einen anderen" ist, daß er in lebendiger Erfahrung viel fester und sicherer ist als das Wissen von Dingen der Natur, daß er, im Gegensatz zu dem irdischen Wissen, zu dem was man sehen und fühlen, messen, wägen und berechnen kann, sich auf das Gebiet bezieht, welches über alle Vernunft hoch hinausgeht, von all dem scheint der Historikus nichts zu wissen. In Abschnitt II. weist der Verf. die Moral, und zwar die Moral der zehn Gebote dem Wissenstheil der Religion zu, als ob das Respectiren des ersten Gebotes „Ich bin der Herr dein Gott" und überhaupt die Unterwerfung unter das von einem alten jüdischen Gesetzgeber Namens Mose am Sinai auf 2 Steintafeln geschriebene Gesetz etwas anderes wäre als Glaube, Glaube an die Autorität göttlicher Offenbarung, als ob die 10 Gebote so unanfechtbar wären wie die Thatfache, daß die Sonne erwärmt und erleuchtet. Die Dogmen werden als menschliche, von einer größeren oder kleineren Gemeinschaft gutgeheißene Fabrikate dem Glaubensstheil der Religion, oder dem subjectiven Belieben zugewiesen. In Verbindung hiermit leistet der Historienmaler das Mögliche in Confusion der Schreckgestalten „Glaubenszwang" und Symbolzwang. — Weiterhin redet der Verf. zwar von den Offenbarungen Gottes und vom Wort Gottes, doch sind das bei ihm nur nützliche Schemen. Die ganze Religion ist nach ihm menschliche Erfindung, eine rein irdische Erscheinung, der Thurm zu Babel. In Abschnitt III. führt der Verf. aus: Kein Staat ohne Religion und keine Religion ohne Staat. Hiernach ist das Christenthum vor Constantin gar keine Religion gewesen. Auch ist der Historikus — wahrscheinlich im Hinblick auf China und Hindostan — des Dazuhaltens, daß je größer und inniger die staatliche Gemeinschaft sei, auf desto höherem Standpunkt die Religion stehen müsse. Mit Recht betont der Verf. den Werth der Einheit der Religion für den Staat; zu dieser Einheit innerhalb des Christenthums rechnet er aber das nicht, was das Wort Gottes von jedem wahrhaftigen Christen fordert, daß er glaube, Jesus Christus sei in das Fleisch gekommen. Dem Verf. ist das Christenthum nur die relativ beste Religion, der Herr Christus ist für ihn nur Mariens Sohn, nur ein Mensch, der mit seinem Tode seine Lehre besiegelt hat. (Daß letzteres auch Verbrecher thun können — Paris im Mai 1871 — scheint der Verf. nicht zu ahnen). Im IV. Abschnitt ist die Rede von der Kirche. Darunter versteht er die Priesterschaft in aller Welt, bei Heiden, Juden und Christen. Man sieht, wie kümmerlich es mit den historischen Kenntnissen des Historikus bestellt ist. Da ihm die Glaubens-

sätze subjective Festsetzungen der Priester sind, so müssen jene sich mit dem erweiterten Stande des Wissens und mit dem Steigen der Cultur wie alle anderen menschlichen Dinge ändern. Das Christenthum insbesondere soll sich „stets im Geiste des Gründers auch dem Geiste der Zeit angemessen regeneriren". Als ob der Geist „unseres unvergesslichen, verehrten Religionsstifters" mit seinen Geboten der Selbstverleugnung und Feindseliebe nicht geradezu dem Geiste jeder Zeit entgegenstände? Nach des Verf. Ansicht kann sich das Christenthum überhaupt mit folgenden Sätzen begnügen:

- a) „Du sollst dir von deinem Gott kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen" und
- b) „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!"

Das heißt den Reichthum des auf dem Worte Gottes ruhenden Glaubens mit dem Bettelsack des Unglaubens vertauschen.

Erst auf der zweitletzten Seite rückt der Verf. direct dem Orthodoxismus zu Leibe. Da soll das orthodoxe Bekenntniß unveränderlich sein, während es doch in immer reicherer Entfaltung vom Apostolikum an den Kampf gegen die Irrlehrer aufnimmt; da sollen die Orthodoxen „stets hochmüthig" sein und ihre Brüder mit „offensiblen Mitleid" ansehen; da sollen die Orthodoxen sich der „höheren Cultur" widersetzen und so weiter fort. Es lohnt sich nicht der Mühe, auf solche Zeitungspreu einzugehen. Sie mag in alle Winde fliegen mit den 4 Bogen der vorliegenden Broschüre.

D. R.

Bernstein, A., Ursprung der Sagen von Abraham, Isaac und Jakob. Kritische Untersuchung. Berlin, 1871. Franz Duncker. 15 Sgr.

Als Verfasser der Leitartikel der Berliner „Volkszeitung" ist dieser (wenn wir nicht sehr irren, den Grundsätzen des Reformjudenthums zugethane) Literat weiteren Kreisen unseres lesenden Publikums schon längst bekannt. Als kritischer Schriftsteller auf dem Gebiete der alttestamentlichen Geschichte und Exegese läßt er sich hier zum ersten Male vernehmen. An ihm hat der würdige Rassenbischof Solenso jedenfalls seinen Meister gefunden. „Es ist jedenfalls widernatürlich", meint Dr. Bernstein, „die Bevölkerung von 10 oder 12 Cantonen für die Nachkommen von eben so vielen leiblichen Söhnen eines und desselben Vaters zu erklären. Es hat solche Vorstellung nicht mehr Glaubwürdigkeit wie etwa die Behauptung, daß eine Stammutter Borussia eine Reihe Kinder

hatte, von welchen jedes Gründer einer preussischen Provinz sei" (S. 38). Die drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob haben demzufolge als historische Einzelpersonen niemals existirt. Dabei standen sie nach der ältesten Gestalt der auf sie bezüglichen Sage in einem politisch-religiösen Gegenfaze zueinander. Erst gegen das Zeitalter Ahab's hin kam ein „Harmonist“ auf den schlaun Einfall, im nationalen Interesse einen einheitlichen Zusammenhang der drei auf Isaak, den Patriarchen von Berseba, Abraham, den Patriarchen von Hebron, und Jakob, den Patriarchen von Bethel, bezüglichen Lokalsagen herzustellen und aus diesen drei, ursprünglich einander gar nichts angehenden Stammeshelben Vater, Sohn und Enkel zu machen. Hierbei mußte aber der ältere Lokalsohn, der den Schrecken der Wüste nahe wohnende und darum „Pachad“, den Gott der Furcht verehrende Berseba-Patriarch Isaak (ein Schuttpatron der die Wüste durchziehenden und vor ihren Gefahren zu Berseba Schutz findenden Karawanen-Reisenden), dem Jüngeren, dem jüdischen Schuttheiligen und Hebron-Patriarchen Abraham, weichen und sich zu seinem „Sohne“ degradiren lassen. In Abraham hat die dichtende Phantastie der Königszeit das geschichtliche Bild des Selbstkönigs David in mythischer Vergrößerung um ein volles Jahrtausend zurück in die Urzeit versetzt. „Der Schwerpunkt des Lebens dieses Patriarchen verräth zu deutlich den kühnen Gedanken des Königs David, hier ein Zwischenreich von großem Umfange zu bilden, das den drohenden Zusammenstoß von Mesopotamien und Aegypten abzuwehren im Stande sein sollte“ (S. 20). Die Tendenz, der davidisch-salomonischen Reichsidee zur Stärkung zu dienen und ihre Sympathieen zu wecken, geben sämtliche einzelne Züge im Leben und Wirken Abraham zu erkennen; so die Betonung seiner Blutsverwandtschaft mit Lot, durch welche die Sympathie der Bevölkerung von Ammon und Moab für das davidische Königthum gewonnen werden sollte (in der That auf sehr geeignete Weise — f. Gen. 19, 30—38!); so die Besiegung Bedarlaomers und seiner Bundesgenossen, welche die Nothwendigkeit der Unterordnung des ganzen Landes unter die Führung Judäa's darthun sollte; die Sage von der Einführung der Beschneidung, vom Kaufe des Erbegräbnisses Abrahams, u. s. w. — Was endlich die „Jakobsage“ betrifft, so ist dieselbe „nur zur Verherrlichung Bethels erfunden, um im Volksmunde diesen neuen Kultusort mit einem Strahlenglanze zu umgeben (man beachte zugleich die stilistische Vortrefflichkeit dieser Wendung!), die ihm die Konkurrenz mit Jerusalem möglich macht!“ „Dem davidischen Pa-

triarchen wird nach der Spaltung des Reichs ein Jerobeam'scher entgegengestellt, der jenen ebenso verdrängen, wie Bethel das alte Hebron und Jerusalem überflügeln soll. . . Wie aber die siegreiche Rebellion viel energischer ist als die Legitimität, so ist die Revolutionsfrage auch viel drastischer als die Legitimität“, zc. zc. (S. 32. 34. 37). So erklärt sich dem Verf. der hohe epische Kunstwerth und der geheimnißvolle Reiz der scheinbar naiven und naturwüchsigten, in Wahrheit aber auf der tiefsten politischen Tendenz beruhenden Familiengeschichte Jakobs und seiner Söhne. Den Schlüssel zu der innerhalb dieser Geschichte so stark hervortretenden Figuren Joseph's und Benjamin's erblickt er in „der strategischen Wichtigkeit des Benjaminschen Gebiets für Jerobeam“, dessen politische Tendenz den Wunsch, „den Canton Benjamin um jeden Preis zu gewinnen“, als eines ihrer hauptsächlichsten bestimmenden Motive in sich schloß. Also schlaun berechnende Jerobeamische Politik liegt dem anmuthvollsten aller „poetischen Familienbilder“, welches die ältere Literatur kennt, als eigentliches schöpferisches Moment zu Grunde. „Was liegt hinter allen diesen an Schönheit und Meisterhaftigkeit so reich ausgestatteten Scenen? Nichts als der Plan, durch das Gebiet von Benjamin hindurch eine Stappenstraße hinein bis in's Herz Juda's zu gewinnen!“

Weicht Böhlen, de Wette, Knobel und Bruno Bauer, Batte und Noack! Weicht Alle, ihr negativen Kritiker der israelitischen Urgeschichte! Macht trauernd und beschämt dem Stärkeren Platz, der nunmehr über euch gekommen ist, dem Finder des allein wahren Schlüssels zur Patriarchengeschichte des Alten Testaments, dem genialen Entdecker des „Farbenkastens“, aus welchem der Maler des Familienbildes von Bethel seine wunderbar frischen, schmelz- und lebensvollen Tinten entnommen hat! Sollte es unseren deutschen Kritikern allzu bedenklich erscheinen, bei diesem ihrem jüngsten Rivalen in die Schule zu gehen, oder überhaupt einen Genossen ihrer Kunst in ihm anzuerkennen, so empfehlen wir seine Elaborate um so angelegentlicher den Schönggeistern und Starkgeistern unserer romanischen Nachbarnationen zu eingehender Prüfung und eventueller „dankbarer Benutzung“. Dem sowohl Herr Renan könnte noch manches Nützliche von diesem „enfant terrible“ der modernen Kritik (wie die Kreuzzeitung ihn nicht unpassend genannt hat) erlernen, als die nicht geringe Schaar seiner Kampfgenossen und Nachahmer in Frankreich und Italien, z. B. Edgar Quinet, dem für die Fortführung seiner geistreichen Darstellung der Schöpfungsgeschichte der Natur- und Menschenwelt vom Vogt-Darwin'schen

Standpunkte aus („La Création“, 2 vols., 1869/70) gar mancher der von Herrn Bernstein gebotenen Aufschlüsse über die Ursprünge der Offenbarungsgeschichte nützlich werden könnte; oder der Italiener Gaetano Valeriani, dem dieselben, für den Fall einer etwaigen Ausdehnung seiner bisher (in seiner „Vita di Jesu Christo“, Torino, 1869,“ einem über Renan noch bedeutend hinausgehenden, an den Standpunkt der Encyclopädisten des vor. Jahrhunderts. erinnernden Machwerke) dem Gebiete der christlichen Urgeschichte zugewendet gewesenen Forschungen auf das Feld der alttestamentlichen Geschichte und Kritik, sehr zu empfehlen sein dürften.

1) Wolff, Max. Das Evangelium Johannes in seiner Bedeutung für Wissenschaft und Glauben. Hamburg. D. Meißner. 22½ sgr.

2) Hitzig, Dr. Ferdinand. Zur Kritik Paulinischer Briefe. Leipzig. Hirzel. 10 sgr.

Daß wir einen Gelehrten von so unbestreitbaren Verdiensten um die alttestamentliche exegetische und kritische Forschung wie Hitzig in die Gesellschaft des Hrn. Max Wolff bringen müssen, thut uns aufrichtig leid. Aber was er, des warnenden Spruches: Ne sator ultra crepidam uneingedenk, in dem vorliegenden Schriftchen „zur Kritik paulinischer Briefe“ beizutragen sucht, das ist, — er möge dies nicht übel nehmen, — wissenschaftlich kaum werthvoller als die Auslassungen des unsern Lesern bereits bekannten Hamburger Religionsphilosophen über das Joh.-Evangelium. Daß der Philipperbrief erst unter Trajan geschrieben sein könne, weil sein Autor Bekanntschaft mit dem Agricola des Tautus verrathe; daß der Epheser- (oder richtiger: Laodiceer-) Brief sammt der interpolirten Stelle am Schlusse des übrigen achten Colosserbriefs: Col. 4, 16. 17 gleichfalls erst dem Zeitalter des Trajan und Plinius angehören könne, weil der in jener Colosserstelle erwähnte Archippus mit dem bei Hippolyt Epp. X., 66 ss. 85 vorkommenden heidnischen Philosophen dieses Namens offenbar identisch, von dem christlichen Archippus des Philemonbriefs (B. 2) und der Apokalypse aber ursprünglich verschieden sei; daß ferner auch der Hebräerbrief erst dem nachapostolischen Zeitalter angehören könne, so gewiß als er mehrfache Spuren von Belesenheit seines Autors in den Schriften des Flavius Josephus zeige (!). — wer in aller Welt wird in solchen geistreichen Apercüs, in solchen paradoxen Ausgeburten eines durch den Uebermaß von Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu rastloser Pro-

duction aufgestachelten pruritus hariolandi irgendwelchen wirklichen Gewinn für die neutestamentliche Forschung anerkennen mögen? Oder hat Hr. Hitzig das Schicksal, welches seine weiland Johannes-Markus-Hypothese in den Kreisen der wissenschaftlichen Forscher der Apokalypse und der Evangelienliteratur betreffen, bereits wieder vergessen? Wähnt er, daß auch nur ein neutestamentlicher Fachgelehrter über diesen seinen jüngsten Versuch zur Ausdehnung seiner verdiegenen kritischen Operationen über die Grenzen seines eigentlichen Gebiets hinaus ein anderes Urtheil fällen werde, als — daß er mit solchen Fündlein besser zu Hause geblieben wäre?

Es versteht sich übrigens von selbst, daß wenn wir die auf das Johanneische Evangelium bezüglichen Studien und Betrachtungen des Hrn. Wolff mit den Hitzigschen Streifzügen auf das Feld der paulinischen Kritik in Parallele bringen, wir dies lediglich in der Absicht thun, zu zeigen, wie berufswidrige Einmischung in das anders nicht als mit heiligen Händen zu betreibende Geschäft der heiligen Geschichtsforschung und der neutestamentlichen Schriftauslegung gleich unfruchtbare, atheologische Ergebnisse liefert, mag der betr. Versuch von einem sonst tüchtigen und kenntnißreichen Fachgelehrten, oder von einem bloßen Dilettanten ausgehen. Ein näheres Eingehen auf die Wolff'sche Schrift, welche kurzgefaßt einen ebenso festen als schwachen Versuch zur Popularisirung der Baur'schen Ansicht vom vierten Evangelium als einer idealisirenden Tendenzschrift des 2. christl. Jahrhunderts darstellt, ist überflüssig. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß der Schlusssatz den Evangelisten Johannes (Pseudojohannes) als „Ausbruch“ nicht bloß des Christenthums, sondern auch „des modernen Humanitätsbewußtseins zu erweisen sucht.

Scherr, Johs., Farrago. Leipzig, 1870.
Otto Wigand.

Eines der giftigsten antichristlichen Pamphlete, welche die neueste Zeit hervorgebracht hat! Der bekannte cultur- und literarhistorische Vielschreiber erklärt darin dem positiven Christenthume offener den Krieg als in irgend einer seiner früheren Schriften. Hatte er in seiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt“ zwar gegen das Christenthum im Allgemeinen, namentlich das katholische, die Anklage erhoben: „weit entfernt, das Weib zu heiligen, habe es ihm die roheste Entweihung und Schändung angethan, die dasselbe jemals erfuhr“ dafür aber doch der Reformation einen gewissen sittlich veredelnden Einfluß auf das Verhältniß der

Männer zur Frauenwelt (wenn nicht im Hofleben, doch im Volksleben) zugestanden: so leugnet er nun hier auch bezüglich der Reformation, daß irgendwelche sittlich kräftigende Wirkung von derselben auf das Volks- oder Staatsleben der Deutschen ausgegangen sei, nennt die lutherische Lehre spottend eine „Lehre der Knechtschaffenheit“ statt der „Rechtschaffenheit“; behauptet auf's Frechste: „Die lutherische Bonzenschaft sei der Freiheit des Menschen und dem Selbstbestimmungsrechte der Völker noch gefährlicher als die römische,“ und zwar deshalb, weil „die Morderei die Leute noch viel nachhaltiger entmensche, entbürgere und versklave, als der Ultramontanismus“, und richtet obendrein giftige Pfeile des frivolsten Spottes wider das „Bibel-Sammelcurium“, wider die „Religion der Liebe“ mit ihrer „bis zur Verrücktheit widernatürlichen“ Forderung, daß man auch die Feinde lieben müsse, u. s. w., u. s. w. — Wer Näheres begehrt, der lese zwar nicht das Buch selbst, dessen Lectüre wir Niemanden zumuthen möchten — aber doch einen darauf bezüglichlichen Artikel in der „Allgem. evang. luth. Kirchenztg.“ (Nr. 24 d. Jahrg. S. 426 ff.), der unter der Ueberschrift: „Neue Mängel des Evangeliums“ ein eingehenderes Referat über seinen Inhalt bringt.

b. Gildenstübbe, Baron Ludwig, Verfasser der Moral universelle, der Pneumatologie positive et experimentale etc. Positive Pneumatologie. Die Realität der Geisterwelt sowie das Phänomen der direkten Schrift der Geister. Historische Uebersicht des Spiritualismus aller Zeiten und Völker. Stuttgart, 1870. Lindemann. 2 thlr.

Was von Anderen Spiritismus genannt wird, heißt bei dem Verfasser Spiritualismus (Pneumatologie). Positiv nennt er diesen, weil er den Anspruch erhebt, seine Lehren auf Experimente- und Erfahrungsthatfachen gegründet zu haben. Von methodischer und systematischer Darstellung eines bestimmten Wissenschaftszweiges ist dabei nicht die Rede und was man unter einer Geschichte einer bestimmten Wissenschaft versteht, ist hier ebensowenig geboten. Von Seite der formellen Anforderungen an die Wissenschaft läßt daher die vorliegende Schrift sehr Vieles zu wünschen übrig und sie kann deshalb im besten Falle nur eine Fülle von Materialien enthalten, die einer wissenschaftlichen Darstellung und Bewährung erst entgegenstehen. Was nun zunächst die historische Uebersicht des Spiritualismus aller Zeiten und Völker betrifft, so zeigt der Verf. allerdings

große Belesenheit in der einschlägigen Literatur älterer und neuerer Zeit, aber es läuft Alles, untermischt mit eigenen Erfahrungen und Anschauungen, so unter einander, daß ein übersichtlicher Bericht kaum möglich und die Kritik dadurch doppelt erschwert ist. Das Werk zerfällt (nächst Vorrede und Einleitung) in zwei Hauptabschnitte, deren erster nicht einmal mit einer Ueberschrift versehen ist und die in 25 fortlaufende Capitel sich verlaufen. Ein Rückblick schließt das Ganze. Der erste Abschnitt behandelt hauptsächlich den Spiritualismus des Alterthums, in welchem er vier Stufen des Verfalls des ursprünglichen religiösen Spiritualismus annimmt, und den Spiritualismus seit der Erscheinung Christi, woran sich in bunter Mischung Rückblicke frappanter Art und Schilderung eigener Erfahrungen und Experimente (Phänomen direkter Geisterschriften) anschließen. Der zweite Abschnitt: Quellen des Spiritualismus im Alterthum sowie Ideen der Alten über die Natur der Seele und ihren mystischen Verkehr mit der übersinnlichen Welt bringt eine Fülle von Material über den Spiritualismus im Alterthum, welches als kräftige Anregung tieferer Forschung in diesem Gebiete gelten mag, aber in dieser Gestalt nicht als völlig gesichertes Ergebniß streng wissenschaftlicher Forschung sich Geltung verschaffen kann. Von dem Nirvana des ursprünglichen Buddhismus gibt er z. A. eine unrichtige Vorstellung, wenn er es nicht als Auflösung der Individuen faßt.

Der Verfasser erklärt den Materialismus für das größte Uebel unserer Zeit und stellt ihm den Spiritualismus entgegen. Der Spiritualismus gründet sich auf die Idee Gottes, des Absoluten als des Urgeistes, der individuellen Unsterblichkeit der Seele und der Wirklichkeit der unsichtbaren Welt. Aber diese Lehren müssen nach ihm auf experimentalem Wege zu einer positiven Wissenschaft werden. Unwiderlegliche Fakta sollen ihm den Weg zur Wissenschaft jener Ideen bahnen. Der Anfang dazu ist ihm durch das Wiedererwachen des Spiritualismus in Nord-Amerika gemacht. Nachdem sich der Verf. zwanzig Jahre mit dem Magnetismus, vorzüglich vom psychologischen Standpunkt aus beschäftigt und Somnambulen gebildet hatte, lernte er nach seiner Aussage 1850 durch eine amerikanische Hellseherin den experimentalen Verkehr mit der Geisterwelt mittelst des Klopfens, des Tischrüttelns und später die Psychographie kennen. Im Laufe des Jahres 1856 machten des Verfassers Experimente große Fortschritte. Die Tische folgten seinem Willen unbedingt und bewegten sich nach jeder beliebigen Richtung hin, gleich lebenden Wesen, und zwar ohne alle

Berührung. Nach dem Verfasser offenbaren diese Phänomen wohl die Wirklichkeit geheimer Kräfte, aber sie beweisen nicht hinlänglich die Existenz unsichtbarer, von unserem Willen und unserer Einbildungskraft unabhängiger Beseelenwesen. Er gedenkt in diesem Zusammenhange nicht des psychographischen Schreibens der Medien, welches von Anderen und von ihm selbst an anderer Stelle als Beweis für die Existenz und die Einwirkung von Geistern geltend gemacht wird, sondern wendet sich sofort zu der direkten Geisterschrift, über welches Phänomen er im Wesentlichen Folgendes ver bürgt:

Schon im J. 1853 bemerkte er gewisse fremdartige Schriftzüge auf ganz reinem, in seinem Kulte verschlossenen Briefpapier. Dies mysteriöse Geschreibsel wiederholte sich so oft, daß der Verf. zuletzt nicht einmal reines Papier zum Briefschreiben in seinem Schreibtische vor fand und dies von seiner Schwester entlehnen mußte. Endlich fingen beide Geschwister gemeinschaftlich an zu experimentiren, um dieses seltsame Phänomen zu beobachten. Es wurde reines Papier mit einer Bleifeder in ein Kästchen gelegt, dasselbe verschlossen und dem Grafen d'Durges der Schlüssel übergeben. Nach seiner Rückkunft von einer Reise fand Graf d'Durges mehr als zehn Geisterschriften in dem Kästchen. Die Experimente wurden am 1. August 1856 begonnen und die Geschwister erreichten am 13. Aug. 30 Geisterschriften, indem sie das Papier auf einen kleinen Glattisch legten. Merkwürdigerweise war nie die Seite des Papiers beschrieben, wo der Bleistift sich befand, sondern die geheimnißvollen Schriftzüge fand man immer auf der gegen die Glasplatte gelegten, vor Menschenblicken verborgenen Seite. Der Verf. schreibt nämlich dem menschlichen Blick eine eigenthümliche magnetische Kraft zu, welche die Fortsetzung der Geisterschrift oft mitten im Wort hemme. Ungedachtet dessen, versichert der Verf., habe er es zuletzt so weit gebracht, daß viele Zeugen die Schriftzüge sich bilden sahen vor ihren Augen bei hellem Tages- und Kerzenlicht. Mehr als zweitausend Experimente direkter Geisterschriften habe er in Gegenwart kompetenter Zeugen aus allen Ländern Europa's und Amerika's zwischen den Jahren 1856 bis 1869 gemacht. Mehr als zweihundert und fünfzig Personen haben nach der Versicherung des Verfassers als Augenzeugen das Phänomen der direkten Schrift unsichtbarer Wesen beobachten können und alle haben das hiezu verwandte Papier selbst beigebracht, um damit dem Einwurf, als sei dasselbe chemisch präparirt, vorzubeugen. Sechs und zwanzig Augenzeugen sind (311) mit Namen aufgeführt. Bis zum J. 1861 stiegen

die Medien-Eigenschaften des Verfassers immer mehr. Im J. 1859 bildeten sich in den Sonnenabends-Kreisen des Verfassers zu Paris auf dem Parquette vor aller Augen und oft in Gegenwart von zwanzig Personen große magnetische direkte Figuren von verschiedenen Farben. Die Zeugen sahen diese Figuren bei dreißig Kerzenlichtern sowohl sich bilden als auch vergehen. Segte man, nach der Mittheilung des Verfassers, eine sensitive Person auf eine solche Parquette-Figur, so empfand sie Anwandlungen zum Schläfe; einige wurden sogar gute Medien und sahen Geistererscheinungen; ein sehr unempfindlicher Mann wurde sensitiv. Diese Parquette-Figuren dauerten bis zum Jahre 1861 fort, wo die Kräfte des Verfassers durch eine akute Krankheit abzunehmen begannen und Ruhe für ihn nothwendig wurde. Die Mediengabe seiner Schwester stieg dagegen noch bis zum Jahre 1863, in welchem dieselbe gleichfalls ein langes Kranklager von zehn Monaten bestand. Seitdem geben die Schutzgeister des Verfassers, die früher oft direkte Dreiecke im Taschenbuche gaben, nur selten Erlaubniß zu solchen Phänomenen. Objektive direkte Geister-Phänomene nehmen die Kräfte der Medien in Anspruch. Dasselbe gilt, wenn auch in geringerem Grade, von der indirekten, mechanischen Psychographie. Das Hellsehen aber und vorzüglich die Ekstase greifen am meisten die ganze Constitution an.

Zur Erklärung dieser Erscheinungen stellt der Verf. die Vermuthung auf, daß die Geister direkt auf die Materie wirken können wie unsere mit dem irdischen Körper verbundene Seele. Der Gedanke, der Wille, der Wunsch eines Geistes scheint ihm unmittelbar auf die Materie einzuwirken. Trotzdem, meint der Verf., bewirken die Geister vermittelt ihrer ätherischen Leiblichkeit durch die Kraft ihres Willens eine elektrische Strömung auf einen äußeren, materiellen Gegenstand, wie z. B. ein Blatt Papier. Ist es so, fährt er fort, dann kommen die Schriftzüge auf eine analoge Weise zum Vorschein, wie das Bild auf der Platte des Photographen durch das Sonnenlicht. Es ist ihm gewiß, daß die Geister aus der Organisation der Medien vitale Kräfte und subtile Materien schöpfen. Nach ihm kann die Handschrift vieler sympathischer und auch historisch bekannter Geister leicht constatirt werden. Die Sympathie, diese moralische Anziehungskraft, ist der vorzüglichste Beweggrund des Verkehrs der Geister der Verstorbenen mit den Menschen, wie diese ja auch nur unter einander mit sympathischen Wesen im irdischen Leben verkehren. Unwissende Experimentatoren und Medien werden leider nur zu oft verleitet, große historische Geister aufzurufen, ohne die Mittel zu besitzen,

ihre Identität zu controlliren. Einen solchen Mißbrauch schreibt der Verf. vorzüglich Allan Kardec und seiner Sekte der Spiriten in Paris zu. Eine strenge Controlle der Identität hält der Verf. für vorzüglich notwendig, wenn ein unbekannter Geist mit einem großen Mann prunkt, um seiner Sucht, mit den Menschen zu verkehren, Genüge zu thun. Leider, sagt er, fehlt es den Meisten unserer psychographischen Experimentatoren an Kenntnissen; sie werden ein Spielball niedrer, unbedeutender Geister und setzen sich dem Spotte des gelehrten Publikums aus. Die Spiriten glauben, daß eman den Geistern nur wie Dienern zu scheiteln brauche, um sie zu haben. Die begabteren Medien, welche zugleich Seher sind, verfallen selten in diesen Fehler, indem sie nicht nöthig haben, ihre Zuflucht zum nektromantischen Ausruf zu nehmen. Sobald sie einen Geist erblicken, concentriren sie ihre Gedanken, ja ihre ganze Organisation und indem sie sich dadurch von der äußeren Sinnenwelt isoliren, kommt eine wirkliche Unterhaltung mit den Geistern zu Stande, wie zwischen Freunden. Die gewöhnlichen psychographischen Medien, welche die Sehergabe nicht besitzen, können freilich den Ausruf eines bestimmten Geistes nicht ganz entbehren; aber auch ihnen ist passive innere Beschaulichkeit anzurathen, um jede Vorliebe für einen oder den anderen Geist zu unterdrücken. Ein einfaches Gedankengebet ist dem Ausruf der Geister vorzuziehen.

Das fünfundzwanzigste Capitel besteht ganz aus Mittheilungen von „Gedanken der Geister von jenseits des Grabes“, ohne nähere Angabe des Wegs, auf dem sie gewonnen worden sind. Diese 164 Gedanken sind im Ganzen gehaltvoll. Nach einem Rückblick folgen dann: Erklärungen der (beigegebenen) Facsimile der direkten Geisterschriften.

So viel glaubten wir über das vorliegende Buch referiren zu sollen. Wie aber ist über dasselbe zu urtheilen? Der Form nach, hatten wir schon gezeitigt, entspricht es den strengen Anforderungen der Wissenschaft nicht, dem Inhalte nach aber ist es merkwürdig und verdient die aufmerksamste Prüfung. Der Ausdruck: Spiritualismus für die, wenn auch nicht wohlgeordnet vorgetragene Weltanschauung von Gott als dem absoluten Geist und der Welt als der Schöpfung des Urgeistes ist nicht ungeeignet, wenn er so verstanden wird, daß der absolute Geist der seiner ewigen, überweltlichen Natur mächtige Geist ist und die Welt als aus dem absoluten Geiste stammend in ihrer Wurzel geistig und geistartig ist.

Die Idee des organischen Verbandes aller Weltsysteme, der Wechselwirkung der Weltkörper, des Geistigen und Natürlichen, des Un-

sichtbaren und Sichtbaren, der Lebenden und der Abgeschiedenen hat a priori nichts Widersinniges in sich. Inwiefern sie durch Erfahrungsthatsachen Bestätigung erhalten kann, ist eine höchst umfangreiche Untersuchung. Die vorliegende Schrift gibt uns vorzüglich nur Anlaß, zu untersuchen, ob die von dem Verf. versuchten, zum Theil auf Experimente gegründeten Nachweisungen über Geisterwirkungen auf haltbarer Grundlage ruhen oder nicht. Wir werden zu diesem Zwecke auf die bekannten Erscheinungen des Rückens der Tische und anderer Gegenstände, die Psychographie und die direkte Geisterschrift näher einzugehen haben. Sind diese Erscheinungen streng erweisbar oder nicht, sind sie im letzteren Falle als Täuschungen wenigstens zum Theil anzuprehen und lassen sie sich, so weit sie sich nicht als Täuschungen herausstellen sollten, aus bekannten natürlichen und psychologischen Gesetzen erklären? Was nun zunächst die Bewegungen der Tische und anderer Gegenstände betrifft, so hat Freiherr von Reichenbach, vorzüglich in seinem Werke: Der sensitive Mensch 10. (1854—1855) und in seiner Schrift: Die odische Lohe 12. (1867) für jeden unbefangenen Kenner über allen Zweifel hinaus bewiesen, daß die Bewegungen der Tische und anderer Gegenstände durch Einwirkung des Menschen Thatsachen und daß dieselben nicht durch die bekannten mechanischen Gesetze erklärbar sind, folglich Kräfte im Menschen voraussetzen, welche feiner sind und tiefer liegen, als die bekannten mechanisch wirkenden, gleichviel ob diese Kräfte mit dem Namen: Od, zu bezeichnen sein mögen oder nicht. Den sechsten Vortrag seiner Schrift: Die odische Lohe, widmete Reichenbach den Erscheinungen der Bewegungen der Tische und anderer Gegenstände mit einer Sorgfalt und Umsicht, welche die Sache zur Evidenz erhoben hat. Diese Evidenz berechtigt ihn zu der Aeußerung: „Unsere Enkel werden eine solche Geschichte einer naturwissenschaftlichen Entdeckung (ein so blindes und leichtfertiges Verwerfen und Ableugnen von Seiten der meisten Naturforscher), in dem Zeitalter, in welchem man die chemischen Bestandtheile der Sonne auszumitteln und unbekannte Planeten durch Rechnung zu entdecken vermochte, ganz unsäglich finden (Die odische Lohe S. 109).“ In Betreff der Gegenstände des Rückens bemerkt Reichenbach: „Zum Rücken dienen nicht bloß Tische, an welchen die Erscheinung zufällig und zuerst wahrgenommen wurde, vielmehr sind alle festen Körper zu diesen Bewegungen geeignet, und inwiefern es muthmaßlich auch flüssige sein werden, ist noch gar nicht untersucht. Man hat auch bereits unzählige Dinge in Bewegung gesetzt,

Kasten, Schränke, Bänke, Stühle, Tafeln, Billarde, Thüren, Kasser, Schüsseln, Porzellanvafen, Teller, Hüte und alles denkbare kleine Geräthe, sogar Menschen hat man zu Ladungsobjecten gemacht (ib. S. 119).“ Unter Ladung der Personen und Gegenstände versteht nämlich Reichenbach die bewirkbare Verstärkung der von ihm angegebenen odischen Kraft, und bemerkt über die physischen Wirkungen derselben: „Sind die theilnehmenden Leute mittel sensitiv, so dauert es eine halbe Stunde, bisweilen etwas länger bis zu dessen Beginn, sind sie hochsensitiv, so reicht eine halbe, eine Viertelstunde, ja bisweilen reichen 5 Minuten schon hin, die Action rege zu machen. Sie beginnt, wie bekannt, mit Knistern, dann Krachen in der Tischplatte. Dann folgt Unruhe im Tische, er wankt, rückt erst fast unmerklich, dann deutlich von seiner Stelle, und geräth zuletzt in ein unregelmäßiges Fortrücken am Boden, bald im Kreisbogen, bald nach dieser, bald nach jener Seite, bald geradeaus, bald drehende und gerade Richtung zugleich einschlagend, bald schneller, bald langsamer, bisweilen stillstehend und wieder mit Anlauf fortschreitend, öfters erst vorwärts, dann abwechselungsweise rückwärts laufend, fluktuirend, einmal nach dieser, das anderemal nach jener Seite sich neigend, bäumend, dazwischen stolpernd und hüpfend, springend, ja zuweilen in ein Rennen und Toben übergehend, das Raserei gleicht, und mitunter gar umstürzend.“ Dennoch hat Reichenbach nachgewiesen, daß die Richtung der dabei wirksamen Bewegungskraft, auf ihre einfache Form gebracht, keine drehende, keine axiale, sondern eine geradlinige ist, und daß also die Drehungen der ringsumseffenen Tische keine regelrechte normale Bewegung sind, sondern das confuse Erzeugniß regellosen Herumgestoßenwerdens.

In Folge dieser Nachweisungen Reichenbachs, die durch unsere eigenen Versuche und Beobachtungen in allen Hauptfachen Bestätigung gefunden haben, können wir den Mittheilungen des Verfassers vorliegender Schrift über seine bezüglichen Versuche, auch sofern sie Bewegungen der Tische ohne alle Berührung, also in distans, schildern, vollen Glauben schenken. Wir sehen daraus, daß über die in diesen Erscheinungen wirksamen Kräfte, die wenigstens für gewöhnlich nicht in unsere Sinne fallen, noch Vieles zu erforschen übrig bleibt.*) Reichenbach kennt übrigens aus eigener Beobachtung und Erfahrung auch die Erscheinungen des Magnetismus und Sonnambulismus und

schildert in seinem Werke: Der sensitive Mensch (II, 546—702), eine Reihe von Formen des letzteren, ohne über die Möglichkeit noch anderer und höherer Formen voreilig abzusprechen.**) In den uns bekannten Schriften Reichenbachs finden wir die Psychographie nicht berücksichtigt. Aber wenigstens steht als Thatsache fest, daß es Personen gibt, Männer und Frauen, die, sei es durch ihre Gemüths- und Gedankenrichtung, oder auch durch Versuche des Bewegens von Gegenständen durch Handauflegung vorbereitet, unwillkürliche Anwandlungen eines Triebes zum Schreiben (oder auch Zeichnen) empfinden und dann, wie durch eine fremde Macht gezwungen oder doch geleitet, Gedankenreihen niederschreiben, die nicht aus ihrem Bewußtsein stammen und die sie erst durch das Lesen ihrer Niederschreibungen kennen lernen. Von diesen mechanischen Medien unterscheiden sich andere, welche man intuitive nennen kann. Diese haben allerdings auch das Gefühl, daß ihre Hand geleitet ist, daß sie also nicht selbst schreiben, aber sie haben gleichzeitig Kenntniß von dem, was sie schreiben. Es gibt aber noch eine dritte Art der schreibenden Medien, die halbintuitiven, welche am häufigsten angetroffen werden. Diese fühlen in dem Augenblicke, als sich das Wort in ihnen bildet, diesen Bildungsakt, so daß sie im Momente des Schreibens Kenntniß von ihm haben, die sich aber gleich verflüchtigt und der Kenntniß des anderen Wortes und der weiteren Worte weicht, daher denn hier eine vollkommene Kenntniß des Geschriebenen nicht vorhanden ist. Es ist unmöglich, hier die bunte Mannichfaltigkeit der Niederschreibungen von Hunderten, ja Tausenden von Medien in Amerika und Europa zu charakterisiren. Sie gehen himmelweit auseinander und bieten der Kritik große Schwierigkeiten, welcher Erklärung dieser Erscheinungen man auch zugeneigt sein möge.***) Doch dürfte die Erklärung in den Hauptfachen nicht unmöglich sein und nach und nach größere Fortschritte machen. Die rein mechanischen und rein subjektiv-psychologischen Erklärungsversuche reichen entschieden nicht aus, wenn sie sich auch durch Autoritäten wie Faraday, A. v. Humboldt, Dove u. A. zu decken versucht haben. Ihre Widerlegung hat schon Reichenbach entscheidend vollzogen, und Andere wie Berth und Daumer u. haben sie von noch anderen Seiten her widerlegt. Beachtenswerther ist eine zweite Classe von Erklärungsversuchen, welche den unleugbaren That-

*) Man vergleiche übrigens die Werke von Berth, Daumer, Schindler, Emmoser, Passavant, J. H. v. Fichte.

*) Nur der Realität von Geistererscheinungen steht er Unglauben entgegen.

**) Vergl. die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur von Berth 389 ff.

sachen mehr Rechnung trägt und geistreichere Gedanken zur Erklärung aufwendet. In dieser Classe von Erklärungsversuchen zeichnet sich der ungenannte Verfasser des im Jahre 1859 (Leipzig, Brochhaus) erschienenen Werkes aus: „Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung.“ Bezüglich der verschiedenen Stufen und Grade der somnambulen Zustände hat der ungenannte geistreiche Verfasser sehr tiefe Blicke gethan. Es mag dahin gestellt bleiben, in wie weit er durch Baaders bezügliche Erfahrungen und Ideen angeregt worden ist.*) Nicht geringen Einfluß scheint Carus auf seine Anschauungen geübt zu haben. Ausgesprochen lehrreiche und tiefgehende Mittheilungen (I, 218 ff.) bietet er dar aus der größter Beachtung würdigen Schrift: „Einheit des Wissens und Glaubens“ von Dr. E. Mayrhofer (Wien, 1850), einem geistvollen Arzt, dem nur Wenige an gründlicher Einsicht in das Wesen des Somnambulismus an die Seite zu stellen sein dürften. Der ungenannte Verfasser der erwähnten hochbeachtenswerthen Schrift geht von der richtigen Dreitheilung des Menschen in Geist, Seele und Leib aus**) und hält die Schauungen der Somnambulen für Inspirationen des Allgeistes und beziehungsweise des unbewußt wirkenden eigenen Geistes. „In somnambulen Zuständen ist die Seele in gewissem Grade von ihrer Verbindung mit dem Körper abgelöst; sie ist eng verbunden mit dem Geiste, aber selbst passiv und wird von ihm in das Reich der Träume und des höheren Schauens eingeführt, während sie im bewußten Wachleben selbstthätig ist, jedoch stets auf unbewußte Weise vom Geiste unterstützt. Beide Zustände gehen indessen ineinander über und treten sogar zu Zeiten nebeneinander auf. Eine solche eigenthümliche Selbstentzweiung und Getheiltheit in ein schlummerndes Ich und in ein geistig erwachtes, welches letztere manchmal mittheilend herabblickt auf das erstere, ist in allen somnambulen Zuständen zu beobachten und geht in dieser bewußten Getheiltheit sogar in einzelnen Fällen in das Wachleben über, sodas es Kranke gibt, welche aussagen, daß

etwas in ihnen vorgehe, was nicht sie selbst hervorgebracht haben und was sie dennoch unwiderstehlich zu gewissen Thätigkeiten zwingt. Hierin zeigt sich offenbar das Streben, sich geistig loszurufen von dem niederdrückenden Einflusse der Materie . . . Das seelische Ich schwankt hin und her zwischen geistiger Anziehung und körperlichem Einfluß, bald vom Geiste in höheren Regionen entführt, bald leiblich eingeschummert und betäubt, und indem es aus dem Somnambulismus durch Schlafzustände hindurch zum gewöhnlichen Wachen zurückkehrt, tritt es wieder in seine frühere Vereinigung mit dem Körper ein und von diesem geistlich, vermag es auf keine Weise zu der geistigen Höhe sich aufzuschwingen, die es im magnetischen Schlafe erstiegen hatte.“

Nachdem der Verf. auf einen in den somnambulen Vorgängen sich zeigenden Verband der Geister und einen Gesamtsinn hingewiesen hat, der bei hohen Somnambulen jederzeit beobachtet werden könne, bemerkt er von den wirklichen. Sehern, die keiner äußern Anregung bedürften: „Bei den letzteren erschließt sich die Seele den Einwirkungen des Geistes ganz und gar und nimmt Theil an seinem schrankenlosen Wesen, welches, aus der Tiefe der göttlichen Allwissenheit schöpfend, ihr ein unermeßliches Gebiet des Schauens eröffnet. Und hieraus erkennen wir klar, daß der Geist das große verknüpfende Band des Weltalls ist, daß er es ist, der Alles durchdringt und weiß, der das Entfernte ergründet und unter sich verbindet und in allen bewußten Wesen das Unveränderliche, allen Gemeinsame ist; daß aber die Seele nur in seltenen Fällen so innig mit ihm verbunden und so ausgezeichnet organisiert ist, um ahnend mitzuschauen, was er in voller Klarheit überblickt.“ Allein es ist nach dem Verf. nicht zu übersehen, daß der echte Gehalt so empfangener Offenbarungen den Somnambulen sich nicht ohne seelische Beimischung offenbaren kann und daher in der eigenthümlichen Färbung und Auffassung der Person, welche sie mittheilt, als Gemisch aus klaren und trübten Elementen in die Welt tritt. „Einzig und allein in den höchsten ekstatischen Momenten schwindet der trübende Einfluß, den das Seelen- und Körperleben ausübt, weil dann die sinnliche Welt für den begeistert Schauenden nicht mehr existirt, und in solchen Momenten tritt er der Wahrheit näher; allein auch dann verschwindet die Schwierigkeit, das geistig Erfasste in Worte zu kleiden, um so viel weniger, da das Auszusprechende seinem Inhalte nach, gerade dann unerreichbar ist für alle menschliche Vorstellungsweise.“

(Schluß folgt.)

*) Baaders Werke IV. Band. Vorzüglich dieser Band der Werke Baaders eröffnet tiefe Blicke in das Wesen des Magnetismus und Somnambulismus u. s. Wenn die Spiritualisten tiefe, wahre Anstrengung erfordernde Forschung nicht scheuen, so sollten sie sich gar ernstlich in den Ideen Baaders orientiren.

**) Diese Dreitheilung darf nicht als Composition aus dreien Bestandtheilen, sondern muß als immanente Selbstunterschiedenheit Eines und desselben Wesens gefaßt werden. Nur der materielle Leib ist vom Menschen trennbar, nicht der immaterielle.

Geschichte.

Drohsen, G. Gustav Adolf. Bd. I, VIII, 369 S.; Bd. II, 666 S. Leipzig, 1869. 1870. Weit & Comp. 5 1/3 thlr.

Gustav II. Adolf, Schwedens größter König, ist eine so bedeutende und anziehende Persönlichkeit, daß er bis auf die jüngste Vergangenheit die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Geschichtsforscher in Anspruch genommen hat und sein Leben von vielen derselben mehr oder weniger ausführlich beschrieben ist. An die Reihe dieser Bearbeiter schließt sich G. Drohsen an, der berühmte Verfasser der Geschichte der preussischen Politik, der Lebensbeschreibung des Generals York und der Vorlesungen über die Freiheitskriege, und ohne Bedenken darf man auch dieses zur Anzeige uns vorliegende Werk als eine schätzbare Bereicherung unserer historischen Literatur betrachten.

Während die älteren Lebensbeschreiber den König Gustav Adolf als den kühnen Glaubenshelden und einzigen, alleinigen Retter des bedrängten Protestantismus in Deutschland feierten, stellten andere neuere Geschichtsschreiber, wie Gfrörer, Leo und Barthold denselben als ehrgeizigen Eroberer dar, der nur heuchlerisch die Maske des Glaubenshelden vorgekommen habe und kraft seiner Einmischung in die deutschen Angelegenheiten als fremder Eindringling auf die gleiche Stufe mit den Franzosen zu stellen sei. Diesen einander gegenüberstehenden, in das äußerste Extrem sich verirrten Ansichten früherer Geschichtsschreiber tritt unser Verfasser mit Entschiedenheit entgegen, indem er, ausschließlich gestützt auf die bewährtesten gleichzeitigen und archivalischen Quellen mit richtigem historischen Takt meisterhaft darlegt, wie der große, geniale König, durch die politischen und kirchlichen Verhältnisse seines Reiches veranlaßt, mit edler religiöser Begeisterung in den Kampf der Deutschen offen eingriff, und durch sein im hochherzigen frommen Sinne begonnenes Unternehmen nicht nur dem Interesse seines Reiches diene, sondern auch der protestantischen Partei in Deutschland rettend die Freiheit der geistigen Entwicklung verschaffte.

Mit Recht sagt der Verfasser in der Vorrede: „Man hat sich daran gewöhnt, Gustav Adolf's welthistorische Bedeutung darin zu suchen, daß er das Evangelium vom Rande des Unterganges rettete. Zwei Jahrhunderte sind geschäftig gewesen, diese Anschauung zur herrschenden zu machen und so sein Andenken gleichsam zu verklären. Die Ehrerbietung vor

seinen Tugenden hat sich mit der Bewunderung für seine Pläne und seine Thaten vermischt. Weil er evangelische Lehre geschützt, gerettet hat, will man, daß er ausgezogen sei, um sie zu schützen und zu retten. Als der Held der Protestanten lebt er in der Erinnerung der evangelischen Welt, als der fromme Held im Dienste des Glaubens. Wie man den Apostel Paulus abgebildet sieht, mit der offenen Bibel in der Linken und dem nackten Schwert in der Rechten, so steht der Nordländer vor dem Blick der bewundernden Nachwelt. — Aber wenn es sich nun erweisen ließe, daß andere Gründe ihn zum Handeln trieben und sein Handeln bestimmten, als der Wunsch, die Glaubensfreiheit zu schützen und das Evangelium zu retten, — ist die evangelische Welt ihm weniger Dank schuldig, wenn das, was er vollbrachte, ihr zum Heil gereichte? Der Erfolg überdauert in der Geschichte, nicht die Absicht. Was erreicht ist, bleibt dasselbe, wie immer es erreicht wurde. Die Tugend und das Laster der Handelnden fällt nicht zurück auf das Resultat ihres Handelns. Der Stein ist dem großen Bau eingefügt; ob er ihm zugetragen oder zugefahren worden ist, wer fragt darnach? Nicht daß für die Entwicklung der reinen Lehre Gustav Adolf's Eingreifen in die deutsche Angelegenheit entscheidend gewesen ist, bestreite ich, aber ich bestreite, daß er zu Ruß und Frommen des kirchlichen Lebens und der Glaubensfreiheit in sie hat eingreifen wollen. Ich behaupte, daß ihn Gründe durchaus politischer Natur zur Verwendung auch dieses Mittels bewogen, gezwungen haben.“

Ungern versagen wir es uns, dem Verfasser in seiner vortrefflichen, durchaus quellemäßigen Darstellung der glänzenden Thaten des Königs Gustav Adolf genauer zu folgen. Wir müssen uns jedoch hier, dem Zwecke des literarischen Anzeigers entsprechend, auf die einfache Angabe des Inhalts im Allgemeinen beschränken, glauben aber, daß dies genügen wird, die Aufmerksamkeit der Leser auf das beachtungswerthe Werk zu lenken.

Indem der Verfasser von der unbestreitbaren Ansicht ausgeht, daß sich die Kriege und Thaten des ebenso staatsklugen und frommen, als kriegskundigen und tapfern Schwedenkönigs bis zu seinem Tode im Wesentlichen um die Erwerbung der Herrschaft über die Ostsee drehten, bietet sich ihm für seine Darstellung auf eine einfache und ungezwungene Weise die Einteilung seines Werkes in vierzehn Bücher dar, in denen er nach einem einleitenden Rückblick auf die europäische Politik des Hauses Wasa zunächst Gustav Adolf's erstes Auftreten im dänischen und russisch-polnischen Kriege, die

deutsche Frage und die auswärtige Politik des Königs bis 1625 darstellt und dann nach der Niederlage der schwedischen Politik und dem Haager Concert das Directorium Dänemarks im deutschen Kriege schildert. Mit der Bestätigung Christian's IV. von Dänemark durch Tilly, der Beilehnung Wallenstein's mit Mecklenburg durch den Kaiser und dem sichtbaren Streben des habsburgischen Hauses nach der Herrschaft über die Ostsee begannen erst die ernstlichen Kämpfungen Gustav Adolph's zur deutschen Expedition und sein thätiges Eingreifen in den deutschen Krieg. Der Feldzug von 1630, die Diplomatie im Winter 1630 auf 1631, der Feldzug von 1631 bis zum Fall Magdeburgs, der endliche Uebertritt Kurbrandenburgs und Kurpfalzens zu dem Könige, die entscheidende Schlacht von Breitenfelde bei Leipzig, der Siegeszug der Schweden nach dem südlichen und westlichen Deutschland, der Sturz der ligistischen Macht, der Feldzug von 1632 gegen Tilly und nach dessen Fall gegen Wallenstein, werden sodann im achten und den folgenden Büchern ausführlich beschrieben.

Mit Gustav Adolph's zu frühem Tode in der Schlacht bei Lützen, den 16. November (n. St.) 1632, änderten sich die Verhältnisse; aber der heldenmuthige König hatte durch seine Landung in Deutschland und sein rechtzeitiges Eingreifen in den Krieg sowohl dem maglosen und drohenden Vordringen Habsburg's als der gänzlichen Unterdrückung des Protestantismus einen starken Damm entgegengelegt, und wenn auch der Krieg noch sechszehn Jahre blutig und verheerend fortgeführt wurde, so befiel doch der Gang der Dinge im Wesentlichen das Gepräge, welches er ihm aufgedrückt hatte.

Der Verfasser schließt sein Werk mit den denkwürdigen Worten, die der Reichskanzler Drenstierna, der vertrauteste Freund Gustav Adolph's lange Zeit nach dessen Tode sprach: „König Gustav Adolph wollte die Ostseeküste haben; sein Gedanke ging darauf, demnächst Kaiser von Scandinavien zu werden, und dieses Reich sollte Schweden, Norwegen, Dänemark bis zum großen Belt und die Ostseeländer umfassen. Zu diesem Zwecke schloß er zuerst mit Dänemark einen Frieden, so günstig, wie man ihn damals nur zu erhalten vermochte, und darauf wegen der Ostseeküste mit Rußland. Den Polen nahm er die Küste und Flußmündungen durch die einträglichen Zölle. Dann griff er den römischen Kaiser an, und forderte als Kriegsschädigung von den protestantischen Fürsten, denen dafür katholische Gebiete gegeben werden sollten, Pommern und Mecklenburg. Auch Dänemark sollte bis zum großen Belt verkleinert und Norwe-

gen unser werden. So wollte dieser große König ein unabhängiges Reich gründen.

Daß er aber, wie die Rede geht, deutscher Kaiser werden wollte, ist nicht wahr.“

Verden. G. H. Klippel.

Fuchs, John. Die Schlacht bei Nordlingen am 6. September 1639. Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Mit einer Karte der Schlacht. VIII. 146 S. 8. Weimar, 1868. R. Voigt. 27 1/2 Sgr.

Nachdem der heldenmuthige König Gustav Adolph in den allen Deutschen ewig denkwürdigen Gegenden um Leipzig, bei Lützen, am 6. November 1632 in der Fülle seines Ruhmes gefallen, und darauf der mit dem unumschränkten Oberbefehle versehene kaiserliche Feldherr Wallenstein, seines hochfahrenden, eigenmächtigen Verfahrens und seines zweideutigen Charakters wegen, des Verrathes verdächtig, auf des Kaisers Befehl zu Eger am 25. Febr. 1634 ermordet war, trat eine wesentliche Veränderung in der Führung des Krieges ein. Zwar hatte Gustav Adolph's großer Geist eine Saat ausgezeichneten Männer um sich erweckt und ausgebildet, welche in seine Fußstapfen traten; Gustav Horn, der Herzog Bernhard von Weimar, Baner, Torstenson und Wrangel hielten nach einander den Ruhm der schwedischen Waffen im Felde aufrecht, und der Kanzler Drenstierna, des Königs vertrautester Freund, übernahm die Leitung der schwedischen Angelegenheit, wobei er eine wunderbare, wenn auch nicht immer erfolgreiche Geduld und Geschicklichkeit in Zuhaltung der protestantischen Partei bewies. Aber das Glück der schwedischen Waffen hatte schon längst den Neid und die Eifersucht Frankreichs erregt, und dem schlauen Minister Richelieu gelang es endlich, die Oberleitung, die ihm seit vier Jahren beharrlich verwehrt worden war, an sich zu reißen und die schwedischen und deutschen Händel mit der französischen Politik unlösbar zu verknüpfen. Dazu kam die Uneinigkeit der schwedischen Heerführer und das Streben des Herzogs von Weimar, sich von den Schweden möglichst unabhängig zu machen, während auf der andern Seite auch die Kaiserlichen nach dem Verrathe und der Katastrophe Wallenstein's in Zwietracht und Verwirrung gerathen waren.

Aus diesen Umständen erklärt sich die matte Unthätigkeit, mit welcher der Krieg eine Zeit lang hingeschleppt wurde. Inzwischen hatte Drenstierna, voll Sorge über Bernhard's Streben nach Selbstständigkeit, und beunruhigt über die steigende Annäherung der

Franzosen und die bedenklich hervortretende Zweideutigkeit der verbündeten Sachsen, auf den 6. Februar 1634 eine Versammlung der niederdeutschen und mittleren Reichskreise nach Halberstadt anberaunt um für den Anschluß an den Heilbronner Bund zu wirken. Doch waren seine desfallsigen Bemühungen erfolglos geblieben, und als er darauf im April zu Frankfurt ober- und niederdeutsche Protestanten zusammenberief, erging es ihm nicht viel besser.

Indessen hatte der Kaiser den Oberbefehl über das 25,000 Mann starke kaiserliche Heer seinem Sohne, dem römischen Könige Ferdinand, einem noch ganz unerfahrenen Jünglinge übertragen und demselben den General Gallas zur Leitung beigegeben. Dieses kaiserliche Heer war in die Oberpfalz eingerückt und hatte sich von da Ende Mai gegen Regensburg gewandt, während die an sich schwachen schwedischen Truppen in zwei Heere getheilt waren. Horn, der Schwiegersohn des Kanzlers, stand mit dem einen am Bodensee, um den Anmarsch des langsam aus der Pommeranien heranziehenden Cardinalinfanten, dessen Ankunft der junge König Ferdinand erwartete, aufzuhalten, und Bernhard suchte mit dem andern Regensburg gegen die Kaiserlichen zu decken. Unglücklicherweise standen Horn und Bernhard herzlich schlecht mit einander, weshalb es erst am 12. Juli zu der nothwendig gewordenen Vereinigung ihrer Truppen kam. Als sie sich dann, 22,000 Mann stark, bei Augsburg vereinigten, war es zu spät; Regensburg war nach tapferem Widerstande gefallen, und die Schweden mußten sich nach Augsburg zurückziehen. Nun marschirte das kaiserliche Heer, noch vor Ankunft der Spanier, nach der Eroberung von Donauwörth am 16. August gegen Nördlingen, worauf Bernhard und Horn, um Württemberg zu retten, am 19. August bei Leipheim und Günzburg über die Donau gingen, sich in einem festen Lager bei Bopfingen aufstellten und Verstärkungen in das vom Feinde bedrängte Nördlingen warfen. Mittlerweile hatte der Cardinalinfant seinem Vetter, dem Könige Ferdinand, sein 12—15,000 Mann zählendes Heer zugeführt, so daß die Kaiserlichen, aus Deutschen, Spaniern, Italienern und anderen Nationen gemischt, etwa 33,000 Mann stark, vor Nördlingen standen. Was Bernhard und Horn diesen entgegenstellen konnten, bestand im Ganzen aus höchstens 24,000, zum Theil erschöpften und ausgehungerten Kriegern. Gleichwohl drängte Bernhard zum Kampfe, wogegen Horn dringend rief, die noch zu erwartenden und heranziehenden Verstärkungen erst herankommen zu lassen. Als sie indessen

am 5. September nahe an die Stadt rückten und in glücklicher Ueberraschung des Gegners eine gute Stellung errangen, wagten sie am folgenden Tage die Schlacht, in der sie unter großem Verluste die während der Nacht befestigte Stellung der Feinde zu erschüttern versuchten, aber nicht vermochten, und endlich im eigenen Centrum durchbrochen, zu wilder Flucht gezwungen wurden. Horn gerieth gefangen in die Hände der Feinde und Bernhard vermochte kaum dem Gefühlssturm zu entkommen. Der Verlust der Schweden betrug zwölftausend Tode und sechstausend Gefangene, und der Kern von Gustav Adolfs tapferer Heeresmacht war gebrochen.

So gab die Schlacht bei Nördlingen den kaiserlichen Waffen plötzlich das Uebergewicht und änderte den Gang des Krieges. Sie ist in dieser Rücksicht von großer Bedeutung und verdient um so mehr eine kritische Bearbeitung, da die früheren Geschichtschreiber in ihrer Darstellung hin und wieder sehr von einander abweichen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat, angeregt und bestärkt durch den Professor Droysen in Berlin, eine solche geliefert und vorzüglich seinen Fleiß auf die Quellentritik gerichtet. Er theilt demgemäß sein Buch in zwei Abschnitte, von denen der größere und wichtigere einer eingehenden Untersuchung und sorgfältigen Kritik der vorhandenen sowohl handschriftlichen als gedruckten Quellen gewidmet ist. Diese zerfallen einerseits in die schwedischen und deutsch-evangelischen, andererseits in die kaiserlichen und spanischen Quellen, und in die von denselben abgeleiteten Darstellungen der Schlacht. Der zweite Abschnitt enthält sodann die aus den Quellen sich ergebenden Resultate über die wichtigsten Momente der Schlacht.

Referent ist der Untersuchung des Verfassers mit Interesse gefolgt und empfiehlt die Schrift, obgleich sie ihrer Anlage nach von einer gewissen Breite der Darstellung und Ausführung nicht ganz frei zu sprechen ist, als einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges der Aufmerksamkeit der Leser.

Der dem Buche angehängte Schlachtplan ist anschaulich entworfen und sorgfältig ausgeführt.

Rl.

Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück. 1.—9. Jahrg. 1848—1870. Osnabrück. Im Selbstverlage des Vereins.

Die Mittheilungen des im Jahre 1848 gestifteten Vereins für Geschichte und Landes-

Kunde von Osnabrück haben sich seit dem ersten Erscheinen immer durch gediegene Arbeiten ausgezeichnet. Kaum eine andere Stadt der Provinz Hannover kann sich rühmen, in ihren früheren Rechts- und Regiments-Verhältnissen so eingehender Betrachtung und liebevoller Ergründung theilhaftig geworden zu sein, wie der Geburtsort Justus Möser's. Diese Stadt hat neben dem zu allen Zeiten seltenen Ruhme einer unerschrockenen und zugleich im Sinne des Friedens geführten Rechtsvertheidigung im Jahre 1837/38 sich noch das Verdienst erworben, während des Verfassungskampfes eine wissenschaftliche Erörterung der Streitfragen durch eingeholte Gutachten der Juristen-Facultäten in Heidelberg, Jena und Tübingen herbeizuführen. Unter Osnabrück'scher Geschichte wird nach den Statuten des erwähnten Vereins nicht nur die Geschichte derjenigen Ländtheile verstanden, welche jetzt zum Landdrostei-Bezirk gehören, sondern auch derjenigen, welche ehemals das Fürstenthum und den geistlichen Sprengel Osnabrück bildeten. Die Zierde der erschienenen Hefte sind die Arbeiten Stüve's, unmittelbar aus den Archiven und dem Leben geschöpft; nach dem Rücktritt aus dem Ministerium hat er seine bewährte wissenschaftliche Kraft wieder der engeren Heimath zugewandt. Die Mittheilungen werden von Dr. Stüve selbst ganz angemessen durch einen geschichtlichen Aufsat aus den Papieren von Justus Möser eröffnet, des Mannes, der für die Geschichte von Osnabrück so viel gethan hat und dessen Leben selbst in dieser Geschichte eines der rühmlichsten Blätter füllt: es sind Mittheilungen aus der Geschichte Ernst August II. Stüve hat in diesem Bande noch Aufsätze geliefert über die Streitigkeiten des Bischofs Franz von Waldeck mit Herzog Heinrich den jüngeren und den Gebrüdern von Hallo, über Herzog Heinrich und Julius von Braunschweig, Bischof Johann von Osnabrück und die Coadjutoren zu Paderborn, und über das Moor der Wüste bei Osnabrück. Der zweite Band enthält wieder Verschiedenes aus Möser's Papieren, so zur Geschichte des osnabrück'schen Bischofs Erich von Hoya. Auch hübsche osnabrück'sche Sagen sind zur Bereicherung der von den Gebrüdern Grimm herausgegebenen deutschen Sagen im zweiten und dritten Bande ausgezeichnet. Im vierten Bande findet sich ein bedeutender Aufsatz von Stüve: „Topographische Bemerkungen über die Stadt Osnabrück, Markt- und Gewerbsleben derselben.“ Den fünften Band eröffnet gleichfalls Stüve durch topographische Bemerkungen über die Feldmark der Stadt Osnabrück und die Entwicklung der Laichstätt-Verfassung; in demselben

Bande finden sich Nachrichten über das Schloß und Amt Verden aus dem Jahre 1449 und den folgenden Jahren vom Drosten Freiherrn von Dinklage. Den sechsten Band zieren wiederum Stüve's Aufsätze zur Geschichte der Bürgerschaft von Osnabrück, des Handels von Osnabrück, eine osnabrück'sche Geschichte aus dem 14. Jahrhundert und ein wichtiges Jagdprotokoll von 1652, enthaltend eine ungemein große Anzahl von Daten zur Erläuterung der früheren Verfassung. In dem siebenten Bande ist die Hauptarbeit „Gewerbewesen und Zünfte in Osnabrück“, ohne Namen des Verfassers, unzweifelhaft aber von dem Präsidenten des Vereins, Dr. Stüve, eine eingehende klare Geschichte des Zunft- und Gewerbewesens dieser bedeutenden Stadt, welches weit hinübergriff über die Grenzen des Reichthums. Ungeachtet der Klage über die Mangelhaftigkeit der Belege ist das Gewerbewesen doch aus den reichen städtischen Quellen mit solcher Ausführlichkeit geschildert, daß dem Leser ein klares Bild vor Augen tritt. Klar und Interesse erweckend entwickelt sich namentlich der Gedanke der Selbsthülfe der Arbeit bei kleinem Capital und des Selbstschutzes in gewaltthätiger Zeit gegen Außen, wie gegen nahe verwandte Handwerkszweige, neben der aber die eigene Polizei, bestehend in strenger Erhaltung der Handwerkslehre und Ehrlichkeit auch gegen die consumirende Kundschaft, welche durch die Handwerksbestimmungen geschützt wurde oder werden sollten, als polizeilicher Schutz heutzutage Art auch nicht im geringsten zu denken war. Das mahnt an die Genossenschaftsgerichte des Mittelalters und giebt dieser Seite des Zunftwesens einen vielbedeutenden Hintergrund. Stüve galt in Hannover als Anhänger der Zünfte, ihre Entwicklung hat auch sein Interesse in Anspruch genommen, aber in dem Aufsatz bekundet er denn doch, daß er ihren heutigen Zustand für die Geschichte verfallen erachtet. Allein er will kein gewaltsames Eingreifen, er will die freie Entwicklung der Neubildung einer kommenden Zeit, die er auch in den Associationen erkennt. Der Band enthält außerdem noch einen interessanten Aufsatz des Dr. Hartmann über den Volksaberglauben in dem hannoverschen Westphalen. Für den achten Band hat Stüve in dem Aufsatz zur Geschichte der Stadtverfassung von Osnabrück einen werthvollen Beitrag zur Verfassungsgeschichte der älteren Städte Deutschlands. Die Stadt und Bürgerschaft von Osnabrück zeichnete sich von alter Zeit her aus durch einen hohen Grad von Selbstständigkeit dem Bischof gegenüber. Rector Meyer berichtet über eine Urkunde Ludwig des Frommen für das Bisthum Os-

nabrück. In dem neunten Bande wird eine gründliche Bearbeitung einer der interessantesten Perioden der osnabrück'schen Geschichte vorgelegt: Benno II., Bischof von Osnabrück (1068—1088), nach den Quellen dargestellt von Lucas Thyen, Dr. phil. Der Band enthält außerdem auch einen Bericht von Justus Möser über die öffentlichen Verhältnisse der Grafschaft Bentheim von 1750 und eine Reliquie von J. Möser's Vater, der noch in die Studienzeit des Sohnes fällt.

Wir haben nicht alle Aufsätze der Zeitschrift namhaft machen können, glauben aber, daß die vorstehenden Andeutungen hinreichen werden, die Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück als eine bedeutende und darum beachtenswerthe wissenschaftliche Leistung erscheinen zu lassen. Kdlsf.

Biographie.

Geiger, Ludwig. Dr. Johann Neuchlin, sein Leben und seine Werke. XXIII. u. 488 S. gr. 8. Leipzig, 1871. Duncker u. Humblot. 2 thlr. 24 sgr.

Eine gediegene, von wissenschaftlichem Ernst zeugende Ausarbeitung über einen historischen Mann von edler Gesinnung, mannhaftem Muth und unermüdblicher Wirkenskraft wird uns hier vorgelegt. Die Leistung gereicht dem noch jungen Verfasser, welcher bereits in der Inaugural-Dissertation „Ueber Melandthor's Oratio continens historiam Capnionis“ (Frankfurt, 1868) eine Vorstudie für diese Biographie lieferte, zur vollen Ehre und hilft einem oft empfundenen Bedürfnis in dankenswerther Weise ab. Das Buch ist eine zeitgemäße und werthvolle Bereicherung unserer Literatur zur Geschichte des Humanismus, weil das unbefangene klare Urtheil des Verfassers, welcher überdies eine bei Historikern seltene Kenntniß der hebräischen Sprache besitzt, auf gründliche Studien, gewissenhafte Durchforschung der Quellen und treue Benützung der neueren literarischen Hülfsmittel begründet wird. Um die historische Gerechtigkeit zu üben, d. h. die rechte Bedeutung des Mannes zu erkennen, der zu schildern unternommen ist, hat Geiger Alles erwogen, was zu seinen Gunsten und Ungunsten gesagt worden ist. Er hat sich nicht mit Aufzählung der Werke und kurzen, meist nichtsagenden Bemerkungen darüber begnügt, er hat vielmehr alle einzelnen Schriften genau durchgenommen, nach den verschiedenen Abtheilungen, in die man die Wissenschaft zu zerlegen pflegt, die Schriften und die wissenschaftlichen An-

schaunungen Neuchlin's besprochen; er hat ferner durch eine Betrachtung des Zustandes, der vorher in den einzelnen Fächern geherrscht hatte, und der Wirkungen, die von Neuchlin's Schriften auf die Folgezeit ausgegangen sind, einer jeden Leistung den ihr gebührenden Platz angewiesen.

Der Inhalt des Werkes ist in vier Bücher eingetheilt, von denen das erste Lebensereignisse Neuchlin's bis 1512 (S. 1—58), das zweite Neuchlin's Werke (S. 60—202), das dritte den Streit mit den Rönern (S. 205—454), das vierte die letzten Lebensjahre und Tod (S. 457—488) behandelt. Zur Empfehlung des bedeutenden Werkes wird es am zweckdienlichsten sein, wenn wir das Leben und Wirken des „Wiederherstellers der Wissenschaften“, als welchen die spätere Zeit Neuchlin gepriesen hat, mit den Worten dieses neuesten Biographen in kurzen Umrissen erzählen.

Am 22. Februar 1455 wurde Johann Neuchlin in Pforzheim geboren; seine Eltern waren ehrsame Leute, der Vater Verwalter des Dominikanerstifts in Pforzheim; der „frommen Mutter“ setzte der Sohn einen Grabstein mit noch erhaltener Inschrift. Nachdem er die lateinische Schule in seiner Vaterstadt durchgemacht, bezog er, kaum 15 Jahre alt, zur weiteren Ausbildung die Universität Freiburg; was er hier studirt, ist so wenig bekannt, als die Dauer des Aufenthaltes. Durch seine angenehme Stimme mit dem Hofs des Markgrafen Carl von Baden in Verbindung gekommen, wurde er von diesem zum Begleiter und älterer Genosse des dritten Sohnes erhoben. Er war mit diesem in Paris, folgte aber, um bei seinem Lehrer Johannes a Lapide bleiben zu können, letzterem nach Basel 1474, nachdem er in Paris wenigstens die Anfangsgründe der griechischen Sprache sich angeeignet hatte. In Basel ward er ein Schüler des Griechen Andronikus Kontoblastas und war der erste Deutsche, der, kann man wohl sagen, in Deutschland Griechisch lernte (S. 14 u. 109). Der Eifer für diese Sprache führt ihn noch einmal nach Paris zurück, wo er deren Studium bei Georg Hermonymus aus Sparta fortsetzte. Dieser war für Neuchlin ein treuer Lehrer, der seinem Schüler gern die Schätze seiner Sprache mittheilte und ihm auch lehrte, das Griechische schön zu schreiben, wodurch Neuchlin sich einen Namen machte und viel Geld verdiente (S. 17). Letzteres war allerdings nöthig, Neuchlin mußte sich erwerben, was er für seinen Lebensunterhalt bedurfte. Er wählte das Studium der Jurisprudenz und besuchte die Rechtsschule in Orleans und Poitiers; in dieser Stadt erhielt er am 14. Juli 1481 das Licentiatendiplom,

Er hatte einen reichen Schatz des Wissens in sich aufgenommen, er wollte ihn für sein Vaterland verwerthen und dachte daran, in Tübingen als Professor zu wirken und daneben kräftige Hand anzulegen an die Neugestaltung des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland; indessen sein Schicksal gestaltete sich anders. Der regierende Graf von Württemberg, Eberhard im Bart, „ein weiser staatskluger Mann, auf das Wohl seines Landes bedacht“, wählte Reuchlin als Dolmetscher für eine Reise nach Italien, welche er im Februar 1482 von Stuttgart ab antrat. Auf Reuchlin's Rath, der sich in seinem neuen Kreise bald Ansehen und Geltung zu verschaffen wußte, wurde zuerst in Florenz Halt gemacht, dann ging's nach Rom, wo Reuchlin selbst dem Griechen Johann Argyropulos wegen seiner Kenntniß der griechischen Sprache Bewunderung abnöthigte. Reuchlin hatte gleich bei seinem ersten Auftreten am päpstlichen Hofe die Rechte eines deutschen Fürsten, die Selbstständigkeit weltlicher Macht dem römischen Stuhle gegenüber zu verteidigen, weil der Papst über die üble Behandlung päpstlicher Höflinge, welche auf Kirchen in Württemberg und Rompelgard angewiesen waren, sich mit Unrecht beklagte (S. 26). Nach vierwöchentlichem Aufenthalt verließ Eberhard mit seinen Begleitern die Stadt. Reuchlin war Geheime-rath des Grafen, auch als Anwalt in Stuttgart thätig, der Residenz Eberhard's, wo er nun mit geringen Unterbrechungen bis fast zu seinem Lebensende festen Wohnsitz nahm. Auch eine amtliche Stellung erhielt er: er ward 1484 Beisitzer am Hofgericht. Nicht lange nach der Rückkehr aus Italien muß er sich auch verheirathet haben, doch hat unser Verfasser (S. 28) bei Mangel an Quellen die näheren Familienverhältnisse nicht feststellen können, namentlich nicht, ob er zum zweiten Mal verheirathet gewesen ist. Vom Grafen Eberhard wurde Reuchlin zu mannigfachen Geschäften verwendet, vornehmlich zu solchen, wo dem Geschäftsträger außer der juristischen staatsmännische Befähigung, auch Rednergabe nothwendig war. Im Jahre 1490 ging Reuchlin zum zweiten Male nach Italien, wahrscheinlich in Begleitung des jungen Ludwig, eines natürlichen Sohnes Eberhard des Älteren. Eine mit Hermolaus Barbarus in Frankfurt geschlossene Freundschaft wurde in Rom befestigt; Barbarus war Gesandter Benebigs bei Innocenz VIII., er wurde Reuchlin's Lehrer im Lateinischen. Es war gleichsam ein Weihezeichen für die Aufnahme in den gelehrten Stand, daß er den für italienische Gelehrte etwas seltsam klingenden Namen Reuchlin in den griechischen Kapnion verwandelte.

Reich an Eindrücken und persönlichen Bekanntschaften schied Reuchlin aus Italien; später finden wir ihn auf deutschen Reichstagen, 1486 in Frankfurt a. M., 1495 in Worms. In Folge einer Gesandtschaft zum Kaiser Friedrich machte ihn dieser „wegen der Herrlichkeit seiner Tugenden, wegen der Berühmtheit, die ihn seine lobenswerthen Sitten verschafft hätten“, zum kaiserlichen Pfalzgrafen, mit der Befugniß, alle diejenigen zu Notarien zu ernennen, welche ihm zu diesem Amt geeignet schienen und ihnen den Eid der Treue an Kaiserstatt abzunehmen; ferner richterliche Functionen auszuüben, endlich zehn Doctoren zu creiren. Er und sein Bruder Dionysius, nebst ihren beiderseitigen Nachkommen, wurden in den Adelsstand erhoben — (der Verfasser schreibt unrichtig in den Adel erhoben, S. 36) —, und ihnen als Wappen ein Schild verliehen, darin ein Altar, von dem aus angezündeten Kohlen Rauch emporstieg. Der Altar trug die Inschrift: Reuchlin's Altar. Nichts zeigt so sehr den glühenden Eifer Reuchlin's für die Wissenschaft, als daß er, der nun fast Vierzigjährige, ein neues Studium, das der hebräischen Sprache, begann. Nachdem sein Gönner, der Herzog Eberhard, am 24. Febr. 1496, tief betrauert von allen seinen Unterthanen, auch von Reuchlin und seinen Freunden, gestorben war, gab Reuchlin seine Stellung in Stuttgart auf und folgte einer Einladung nach Heidelberg zu dem tüchtig wissenschaftlich gebildeten Bischof von Worms, Johann von Dalberg. Er lebte hier mit Gelehrten in ernster wissenschaftlicher Weise, scheute aber auch die Trintgelage nicht, machte 1498 eine dritte Reise nach Rom, um den Dispens des Papstes für die Heirath des Pfalzgrafen Ruprecht mit der Tochter Herzog Georg's von Baiern zu erhalten, und kehrte 1500 nach Stuttgart zurück. Hier erwarteten ihn noch größere Ehren, als er bisher genossen. Die fürstlichen Mitglieder des schwäbischen Bundes, deren jede der drei Classen Fürsten, Ritter, Städte einen gelehrten Bundesrichter wählen mußte, die zusammen ein Collegium zu bilden hatten, ernannten Reuchlin zum schwäbischen Triumvir. Er verwaltete sein Amt zwölf Jahre lang, bis Ende 1512. Es scheint ihn jedoch nicht allzusehr in Anspruch genommen zu haben, denn diese Jahre waren die Zeit, in der er wissenschaftlich am thätigsten war, produktiv und sammelnd, vorbereitend für spätere Veröffentlichungen. Reuchlin's Werke bespricht der Verfasser im zweiten Buche (S. 61—202). Die Periode, um die es sich hier handelt, ist, wenn man so sagen darf, eine Zeit der Kindheit wissenschaftlichen Strebens. Ein jedes Gebiet, das der Forscher betrat,

war für die Zeit ein neues, noch nicht betretenes; fast in allen Gegenständen, an die Reuchlin heranging, war er ein Erster. Aber auch auf das, was er leistete und was er that, schauen wir jetzt nicht hin als auf etwas Unerreichbares: seine Leistungen in vielen Fächern des Wissens sind übertroffen, in manchen ganz verworfen worden, oder haben den Späteren nur als Grund und Unterlage für bessere Erkenntniß gedient. Bedeutend groß bleibt er doch. Er hatte einen freien Blick für das, woran es der Zeit vor Allem gebrach, ein Streben nach Wahrheit, das durchaus consequent, unbeirrt von Nebengedanken und Rücksichten seinen Weg ging, eine sittliche Keinheit und Erhabenheit, deren höchstes Ziel die Vervollendung und Vervollkommenung der Menschheit war (S. 61). Der Verfasser bespricht Reuchlin's literarisches Wirken als Philolog, Theolog und Philosoph. Die Aussprache des Griechischen, bei welchem unter den Vokalen der I-Laut durchaus vorherrscht, und das in den Diphthongen vorkommende *v* consonantisch lautet, glaubt der Verfasser (S. 101) aus dem Grunde mit dem Namen Reuchlin'sche bezeichnet, weil Reuchlin der erste Deutsche war, welcher Griechisch gelernt hatte. Neuere Gelehrten folgen bekanntlich der erasmischen Aussprache. Durch die Rudimenta hebraica hat Reuchlin eine Kunde der hebräischen Sprache, ein wissenschaftliches Verständniß der Bibel erst möglich gemacht; er ist der Vater der hebräischen Sprachwissenschaft unter den Christen geworden. Als eigentlicher Theolog ist Reuchlin nicht aufgetreten, der Verfasser will ihn namentlich nicht als „Vorläufer der Reformation“ bezeichnet wissen (S. 148). Im Jahre 1517 erschien sein dem Papst Leo X. gewidmetes Buch von der „cabbalistischen Kunst“, über deren Werth heute ein billiges Urtheil zu fällen allerdings schwierig ist; namentlich will uns schwer einleuchten, wie solch' ein gelehrter Mann großen Werth auf Buchstabengeheimnisse und Zahlencombinationen legen konnte. Aber mit Recht bemerkt der Verfasser S. 195: „ernst war Reuchlin's Streben, Reuchlin's Arbeit. Wir dürfen nicht den Maßstab unserer Zeit an ihn anlegen, wir müssen versuchen, jene Zeit zu begreifen, in der er lebte. Nicht mit überlegenem Rädeln sollen wir auf ihn herabsehen. Er ist sehr oft wohl als Schwärmer bespöttelt, gar als Zauberer verhöhnt worden. Von Zauberei wollte er durchaus nichts wissen; ein Schwärmer war er. Unklar und mythisch waren seine Gedanken, ihm fehlte die rechte Durchbildung, zu philosophischer Höhe erhob er sich nicht. Wieland hat ein schönes Wort über Reuchlin gebraucht: „Er sprach (zur orientalischen Litera-

tur) das Machtwort: „Steh auf! komme herauf, Todter!“ Der Todte kam, wie er war, mit rabbinischen Gräblichern umwunden, und sein Haupt mit dem Schweißtuch der Kabbala verhüllt; das zweite Wort war und ist ungleich leichter: „Löset ihn auf und laßt ihn gehen!“ Und das ist das gelobte Verdienst der Folgezeiten Reuchlin's gewesen.“ Diese Charakteristik Wieland's im teutschen Merkur vom Jahre 1777 charakterisirt ganz treffend Reuchlin's Verdienst und Stellung. — Die Darstellung des im dritten Buch behandelten Streites mit den Kölnern ist die bei weitem vollständigste (sie übertrifft an äußerem Umfang die drei übrigen Bücher zusammen genommen, S. 205—454) und gründlichste von allen bis jetzt gelieferten wissenschaftlichen Darlegungen dieses Streites. Gestützt auf eine ausgebreitete Kenntniß der bezüglichen Streitschriften der neueren Literatur und den Briefwechsel Reuchlin's verfolgt der Verfasser den Streit von Anfang an, bei dem es sich wesentlich darum handelte: ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen und verbrennen solle. Reuchlin's Gutachten, „ein schönes Denkmahl reiner Gesinnung und überlegener Einsicht“, ging dahin, den Versuch zu machen die Juden zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen, das müsse indeß in freundlicher Weise geschehen, nicht mit Gewalt. Er bietet Alles auf, namentlich durch die Schrift „Der Augenspiegel“, um einem Streit auszuweichen und die durch seine Vertheidigung der Judenbücher aufgeregten Kölner zu besänftigen. In einem fast demüthigen unterwürfigen Schreiben sagt er zu einem höher gestellten Theologen: „habe Geduld mit mir, so will ich dir Alles bezahlen. Befiehl, so steck ich mein Schwert ein; es krähe mir der Hahn, so will ich weinen, donnere erst, bevor du bligest“ (S. 259). An eine Versöhnung war noch nicht zu denken, beide Parteien wurden immer heftiger, auch Reuchlin bezeichnet die Kölner mit den wegwerfendsten Ausdrücken; „sie seien nicht Theologen zu nennen, sondern Theologisten; Leute, die statt der Erforschung des Wahren mit leeren Wortfreitigkeiten sich abgeben, statt nach sittlicher Keinheit zu streben, sich mit Verbrechen und Schändlichkeiten aller Art beflecken“ (S. 273). Zwar hat er seinen Gegnern zugerufen, daß es keine Kunst sei zu schimpfen und zu schmähen, aber nichtsdestoweniger setzte er ein ganzes Schimpfregister gegen seine Gegner zusammen. Er nennt sie Schafe, Böcke, Säue, Schweine, „unmenschlicher als wilde Thiere, Pferde und Maulesel nicht unähnlich“ (S. 276). Solche Ausfälle sagten dem großen Haufen zu, und selbst unter den Gelehrten Deutschlands bildete sich

eine öffentliche Meinung für Reuchlin, seit dieser als Keger betrachtet und vor eine öffentliche Tribüne geladen war. Reuchlin wurde immer mehr der Leiter, um den man sich scharte, das Haupt, in dessen Verehrung man eins war, nach dem man sich nannte (S. 324). Erasmus stand in voller Uebereinstimmung mit Reuchlin gegen seine Gegner (S. 389); Luther wandte sich in einem schönen Briefe persönlich an Reuchlin. Flug- und Streitschriften, ernste und satyrische, erschienen; unter ihnen wurde der Hauptschlag geführt durch die bekannten Epistolae obscurorum virorum, deren Bedeutung der Verfasser aber doch unterschätzt. Die allgemeine Ansicht, welche gleich beim Erscheinen der Dunkelmännerbriefe als Verfasser Hutten und Crotus Rubianus, „einen Menschen von großer Liebenswürdigkeit und vielem Witz“, ansetzt, hat sich nicht getäuscht. Eine durchschlagende Wirkung haben die Briefe unleugbar gehabt, und man darf sie nicht blos mit dem Verfasser (S. 377) als einen Ausbruch des Siegesbewußtseins der Reuchlin'schen Partei, vielmehr als eine neue Waffe, deren man sich im Streit bediente, als das letzte schwere Geschöß, das man gegen den Feind aus der Rüstkammer hervorholte, ansehen. Das vierte und letzte Buch bespricht Reuchlin's letzte Lebensjahre und Tod. In das stille zurückgezogene Leben der letzten Jahre brachte der Streit Sorgen und Beunruhigungen, aber auch äußere Störungen. Im Jahre 1519 vertauschte er Stuttgart mit Ingolstadt; hier wohnte er im Hause von Johann Eck, welcher trotz seines Auftretens gegen Luther noch vielen als Humanist galt. Reuchlin erhielt hier die Professur der griechischen und hebräischen Sprache. Der Churfürst von Sachsen hätte ihn gerne nach seiner neu errichteten Universität Wittenberg gezogen, aber K. fühlte sich zu alt und schwach, u. empfahl deshalb seinen Großneffen Philipp Schwarzerd, nachdem er den deutschen Namen in den griechischen Melancthon übersezt hatte. Als Ingolstadt von der Pest heimgesucht wurde, kehrte Reuchlin 1521 nach seiner Heimath zurück. Die österreichische Regierung hatte die Universität Tübingen neu organisiert, an dieser wurde er angestellt, damit er einen Tag um den andern Griechisch und Hebräisch lese. Aber zu Vorlesungen ist er nicht mehr gekommen. Bei Beginn der besseren Jahreszeit ging er zur Stärkung seiner Gesundheit in das Bad Liebenzell bei Hirschau; ein Gelbfieber überfiel ihn dort — er starb am 30. Juni 1522, 67 Jahre alt. Auf dem Gipfel seines Ruhmes ist er nicht gestorben. Seit vier Jahren war die Theilnahme an seiner Sache erkaltet, ihren Ausgang beachtete kein Mensch; die Reformation hatte alles

übrige Interesse vollkommen in den Hintergrund gedrängt. Zu rechten Ehren hat ihn erst die spätere Zeit wieder gebracht. Als „Wiederhersteller der Wissenschaften“ ist er gerühmt und gepriesen, ihm im Ganzen der gebührende Rang eingeräumt worden, wenn auch seine wissenschaftliche Bedeutung oft nur oberflächlich erfaßt, sein Streit in partheiischer Weise betrachtet und beurtheilt worden ist. Aber — schließt unser Verfasser sein Werk — er war kein Mann der That: ein stiller emsiger Forscher, der sich gerne abschloß und nur seinen Studien lebte. Jeder Ort war ihm dazu recht, jede Stunde geeignet. Strenge Sittlichkeit leitete ihn in allen Lebensverhältnissen. Wahrheit ist der erste Ruf des Jünglings, der sich aus den Banden der Scholastik befreit, Wahrheit das letzte Wort des lebensmüden Geistes. Was galten ihm Autoritäten und Meinungen, welche allein das Alter heiligt — „die Wahrheit nur bete ich an als Gott!“ — Kdfff.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilh. von Kugelgen). 2. Aufl. Berlin, 1870. W. Hertz. 2 Thlr.

Diese in ihrer Art einzige Selbstbiographie hat sich, wie aus dem Erscheinen einer zweiten Auflage ersichtlich ist, schon ihren Leserkreis erworben; wir möchten aber das Unsere gern beitragen, daß derselbe auf das Zehnfache sich erweitere, indem wir die Aufmerksamkeit der Lesewelt nochmals auf dies Buch lenken. Es ist das Zeichen einer gewissen literarischen Verkommenheit unsrer polygraphischen Zeit, daß man bei derartigen Erscheinungen gar nicht mehr die Frage aufzuwerfen pflegt; „ist das Buch classisch?“ Unsere Literatur ist im Allgemeinen auf ein Durchschnittsniveau herabgesunken, wo Routine die Classicität ersetzt. Um so nachdrücklicher möchten wir betonen, daß Kugelgen's „Jugenderinnerungen“ durchaus über diesem Niveau stehen, und mit gleichem Rechte, wie z. B. Stilling's Leben, Chamisso's Peter Schlemihl, Engel's Lorenz Stark u. A. den classischen Werken unsrer Literatur, den standard-books, wie es der Engländer nennt, beigezählt zu werden verdienen. Denn wo mit der echten Originalität des Inhalts und der Production sich die künstlerische Schönheit der gediegenen Form vereinigt, da ist jener classische Werth vorhanden.

Der Schubert's Altes und Neues und dessen Selbstbiographie (Theil II, Abth. I, S. 201 ff.) gelesen hat, der kennt den edlen, tüchtigen und persönlich trefflichen, auch von Goethe hochgehaltenen Maler Gerhard von Kugelgen, der am 27. März 1820 unter den

Händen eines Raubmörders vor den Thoren Dresdens sein Ende fand. Der ältere Sohn dieses Mannes ist unser Wilhelm von Kügelgen, Künstler gleich seinem Vater, später Kammerherr am Anhalt-Bernburg'schen Hofe, gestorben 1867, — welcher die Erlebnisse seiner innerlich und äußerlich vielbewegten Jugend bis zum Tode des Vaters uns schildert, aber lebendig und mit jenem köstlichen, echten Humor erzählt, welcher, wie der Herausgeber Ph. Nathusius im Vorwort sagt: „gleich der Himmels- und Meeresbläue ein Durchscheinen der Tiefe durch das spielende Element ist.“ W. v. Kügelgen ward den 20. Nov. 1802 in Petersburg „zur Unzeit“ geboren, indem er „dem Programm seiner Mutter um zwei Monate zuvorlam.“ Da seine Eltern acht Wochen später nach Deutschland überstiedelten, geschah es, „daß ich in einem Alter auf Reisen ging, da andere Kinder erst geboren werden. In analoger Weise hat er jene ungeheure Zeit der Kriegsjahre von 1806—1814 als Kind und Knabe leblich und geistig durchlebt, welche von den größten Männern unsres deutschen Volkes durchlebt, durchrunen und geschildert worden ist. Es ist unvergleichbar köstlich, zu lesen, wie jene Ereignisse in der Seele des begabten und gemüthvollen Knaben sich reflectirten. Wir wollen hier nur auf das Eine hinweisen, wie 1813 der elfsjährige Knabe mit einem alten Stugen, den er auf einem Speicher gefunden, dem aber Rohr und Schloß fehlten, sich zu Hauptmann von Voß begab und allen Ernsten sich als Freiwilliger anbot. — Die Schulbildung des Knaben erfolgte unter steten Unterbrechungen, Wohnortveränderungen, unter scheinbar sehr ungünstigen Verhältnissen, und doch hat er zu gründlicher classischer Bildung sich durchgerungen. Aber noch weit lieblicher, als die Schilderung seiner Kindheits- und Knabenerlebnisse mit ihren Freunden und Leiden, — seinen Reisen nach Halle, Thüringen, seines Aufenthalts in Ballenstedt, wohin seine Eltern 1813 flüchteten, und in Bernburg, wo er 1817—18 als Zögling Krummacher's (seines nachmaligen Schwiegervaters) das Gymnasium besuchte — lieblicher, als das alles, ist der Morgenrothenschein christlicher Glaubenskenntniß, welcher das Leben der Familie v. Kügelgen bestrahlt und wärmer und wärmer durchleuchtet. Zuerst fand sich die treffliche Mutter — nach einem unverschuldeten finanziellen Unglücksschlag auch der hochbegabte Vater zu Dem hingezogen, der allein der Seele Frieden und den Füßen festen Halt zu verleihen vermag. Dem in christlichen Kreisen wohlbekannten Pfarrer Koller in Kaufa ward der Knabe zum Confirmandenunterricht und zur Confirmation (1817) übergeben, und

die eingehende Schilderung der Persönlichkeit und des Lebens jenes höchst originellen Kernmannes bildet einen der werthvollsten Abschnitte des Buches und dient der Biographie Koller's zu wesentlicher Ergänzung. W. v. Kügelgen wurde und blieb ein treuer Sohn der lutherischen Kirche, aber von milder weit-herzig evangelischer Gesinnung. „Wenn die Krummacher'sche Familie communicirte“, schreibt er, „schloß ich mich daher nicht an, und weder ich, noch Andere, sahen darin einen Abfall von meiner Kirche. Zwar gab es in Bernburg noch eine Anzahl Lutheraner, denen das heilige Abendmahl von Zeit zu Zeit in der kleinen, ihnen eingeräumten Capelle durch einen luther. Geistlichen verabreicht wurde, und dorthin wollte auch mich der „Aetti“ (so nannte er Krummacher'n) „anfangs weisen. Ich fühlte aber schon damals, daß Glaubensgemeinschaft bindender sei, als eine bloß äußere kirchliche Zugehörigkeit, und der aufrichtige Glaube meines hochverehrten Pflegevaters war mir erbaulicher, als die orthodoxe Spendeformel, die in jener Capelle wohl gesprochen, aber keineswegs geglaubt wurde.“

Der vom verehrten Herausgeber S. 507—510 beigegebene Abriß des weiteren Lebensganges W. v. Kügelgen's von 1820—1867 ist unsres Dafürhaltens zu kurz und zu mager, um als befriedigender Abschluß zu wirken, und die Verweisung auf „ausführlichere Darstellungen, die in den neueren Künstlerlexicis sich finden“, genügt nicht, diesen Mangel zu ersetzen. Wir wünschen dem Buche aus vollem Herzen eine recht baldige dritte Auflage, uns aber mit derselben einen zweiten Theil der Biographie, welchen aus den hinterlassenen Briefen und Papieren des trefflichen Mannes herzustellen sich einer seiner hinterlassenen Verwandten (etwa einer seiner Krummacher'schen Nefen) wohl gern entschließen dürfte.

A. E.

Brandt, Dr. M. G. W. Carl Daniel
Justus Rein, Pfarrer zu Nonnenweier.
 Erinnerungen und Fragmente. 2. Aufl.
 Gotha, 1868. Perthes. 16 sgr.

Diese Erinnerungen und Fragmente aus dem Leben von Rein, die zuerst in verschiedenen christlichen Zeitschriften erschienen, werden hier geordnet und mehrfach erweitert in einer besondern Schrift mitgetheilt, die durch die gottgeheilte Persönlichkeit Rein's eine so große Anziehung ausübte, daß die erste Auflage in wenigen Wochen vergriffen war, ohne daß das Buch in den öffentlichen Buchhandel gekommen war. Das kleine Buch ist ein das Herz erquickendes und Segen spendendes. Der

Pfarrer Rein in Nonnenweier gehört zu den Männern, die durch die Kraft der Persönlichkeit in ihrer Zeit für das christliche Leben einen zündenden und erwärmenden Heerd bilden. Sein Einfluß erstreckte sich auf einen großen Theil von Süddeutschland, des Elsaß und der Schweiz. Mit Recht macht der Verf. der verbreiteten Vorstellung gegenüber, die man über Süddeutschland hegt, darauf aufmerksam, daß im Süden Deutschlands die Feindschaft offener und freier zu Tage tritt, aber ebenso der Glaube und die Bekenntnißtreue wahrer und frischer sich ausspricht, indem ohne die festere Organisation größerer Staaten das Wesen des Einzelnen freier hervortritt. Das christliche Leben bedarf zu seiner Wahrheit und Reinheit der Freiheit; menschliche Formeln lassen sich leicht befehlen und erlernen, mühsamer ist das Christus leben als das Christus reden. In diesem Sinne bietet uns der Verf. in dieser Schrift ein christliches Lebensbild. Der Rahmen des äußeren Lebens, der dies reiche innere Leben einschließt, das sich wie ein Gegenstrom aus seiner Stille und Verborgenheit in das Land ergoß, ist ziemlich einfach. Um so freier schweift der Blick des Verfassers umher und giebt Mittheilungen aus dem reichen Schatz und der Erfahrung des christlichen Lebens der Zeit und der Umgebung. So werden hier Züge aus dem Leben von Christoph Käp, dem geistlichen Vater Rein's, mitgetheilt. Prächtig ist die Befeckungsgeschichte Rein's. Es ist natürlich, daß Henschler's reicher Wirkksamkeit gedacht wird. Auch das Leben und Wirken von Diez in Idstein greift in das Leben Rein's. Außerordentlich anziehend ist die Darstellung von Rein's eigentlichem Leben und Wirken. Von ihm gilt: „Gerettet sein giebt Rittersinn“; er war ein Mann durch und durch; er kannte keine Furcht und war voll Muth. Erhebend und erquickend ist seine Wirkksamkeit in Nonnenweier als Seelsorger am Krankenlager und Sterbebetten, als Helfer der Armen und Kranken, als Erzieher seiner Gemeinde durch Wort und Leben. Die kleine Kirche von Nonnenweier war des Sonntags von Nah und Fern, von dem Bauersmann wie von höher Gestellten angefüllt. Dem Hauptgottesdienste schloß sich monatlich eine Gebetsversammlung an, samstäglich eine Kinderkirche und die von einem Stundenhalter geleitete allgemeine Versammlung. Für einen größeren Leserkreis ist die Mittheilung von dem Verhältnisse Rein's zu der Revolution in Baden von besonderem Interesse. Rein wurde gefänglich eingezogen und es wurde der Bürger Rein von dem Präsidenten, einem früheren Schullehrer aus Mannheim, vernommen.

Als dann die Preußen unter dem damaligen Prinzen von Preußen nach Baden kamen, hatte Rein, eiligst herbeigeholt, noch des Nachts mit dem Prinzen eine Unterredung, den er noch vor seinem Abschiede segnete.

Die kleine Schrift ist reich an anziehenden Mittheilungen. Möchte sie mit ihrem geheiligten Hauch die Seele vieler Leser beleben und ihre Herzen erquickend!

Dr. M.

La vie et les travaux de César Malan par un de ses fils. Paris et Genève, 1869. Cherbuliez.

Unter den Männern, die zu Anfang dieses Jahrhunderts an der Spitze der christlichen Erweckung in Genf standen, nimmt César Malan eine hervorragende Stellung ein. Hr. v. d. Goltz in seinem Buch über die Genfer Kirche nennt ihn den „Helden“ der Erweckungszeit. Je wichtiger diese Erweckungszeit für die Entwicklung und Neubelebung des positiven Christenthums in den Ländern französischer Zunge war, um so mehr Interesse nimmt Malan's Lebensbild, wie es hier von César Malan jun., einem Sohne des Entschlafenen, gezeichnet ist, auch für weitere Kreise in Anspruch. Zudem war des älteren Malan Wirksamkeit nicht auf den engeren Kreis der Genfer Verhältnisse beschränkt. Besonders seit 1830, wo die von ihm gestiftete Eglise du Témoignage sich spaltete und nur ein kleiner Kreis von Anhängern seiner Capelle treu blieb, lag Malan's Bedeutung vornehmlich in seiner ausgebreiteten Missionsthätigkeit. Er bereiste zu verschiedenen Malen England, Schottland, Holland, die Rheingegenden, das südliche Frankreich und die Schweiz, und war bis zu seinem Lebensabend unermüdlich thätig, die Seelen in seiner eigenthümlich andringenden und doch liebenswürdigen Weise für das Himmelreich zu gewinnen. Außerdem hat Malan den weitgreifendsten Einfluß geübt durch seine zum Theil klassischen Traktate, deren viele auch in's Deutsche übersetzt sind, durch seine erbaulichen und polemischen Schriften, und insbesondere durch seine Cantiques, die überall gesungen werden, wo evangelische Christen französischer Zunge den Namen Gottes preisen.

Es ist darum höchst dankenswerth, daß der Sohn sich der Aufgabe unterzogen hat, das Leben seines Vaters eingehend zu schildern. Er hat dieselbe mit anerkannter Unparteilichkeit gelöst. Denn es fehlten auch bei Malan die Schattenseiten nicht. Und wenn gleich der Hauch kindlicher Liebe und Verehrung das Buch durchzieht und nicht die am wenigsten anziehende Seite desselben ist, so ist

dasselbe doch fern davon, ein Panegyricus zu sein, und der Blick des Verf. ist für die Eigenschaften und Schwächen, die mit den großen Eigenschaften im Charakter Malan's unzertrennlich verbunden waren, nicht verschlossen. So hat der Verf. auch gemerkt, daß so eigenthümliche und schroff formulierte dogmatische Systeme, das sich von dem Standpunkt des Verf. sehr wesentlich unterscheidet, klar und sicher darzustellen, das großartige darin anerkennend und die Punkte, an denen es anfechtbar ist, deutlich an's Licht stellend, ohne doch zu polemisieren. Daneben geht freilich — für einen deutschen Leser, der nicht in der Genfer Luft lebt, etwas zu viel — ein apologetischer Ton durch das Buch. Es ist dies für den Sohn, der das Andenken des Vaters auffrischt, natürlich, besonders da es wohl kaum eine christliche Persönlichkeit in neuerer Zeit gegeben hat, die so viele direkt sich widersprechende Urtheile über sich ergehen lassen mußte als Malan. Der grimmigste Haß, der sich bis zu Volksaufläufen steigerte, zugleich mit der ungemeinsten Verehrung begleiteten Malan besonders durch die ersten zwanzig Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit.

Das Buch ist mit großer Sorgfalt gearbeitet. Langjähriges Beisammensein, eine ungemein reiche Correspondenz, die vielfältigen Schriften Malan's (circa 250 Nummern), boten den reichsten Stoff, der lebendig und übersichtlich verarbeitet ist. Wir können die Lectüre des Buches Allen, die sich an einer ächt christlichen und originellen Persönlichkeit erfreuen und in die Bewegung der Geister in einer wichtigen Epoche der neueren Kirchengeschichte einen tieferen Einblick gewinnen wollen, nur warm empfehlen. Auch auf die Fragen über das Verhältniß von Staat und Kirche wirft das Leben Malan's, der sich gezwungen sah, trotz seiner tiefen Anhänglichkeit an die Genfer Staatskirche, aus derselben auszuscheiden, um für das Problem einer Freikirche zuerst eine praktische Lösung zu versuchen, manches werthvolle Licht.

G. Goebel.

Binzow, A., Dr., Gymn.-Director in Pnytz. **Thomas Arnold.** gr. 8. 127 S. Stettin, 1869. von der Rahmer.*)

Das Leben und Wirken des Mannes, welcher die Aufgabe der englischen Erziehung nicht nur am reinsten und edelsten erfaßt, sondern auch am vorzüglichsten gelöst hat, ist in

dem vorliegenden Buche ebenso frisch als geistreich dargestellt. Doctor Arnold darf als Muster und Vorbild für alle Erzieher gelten. Er verband mit gründlicher Gelehrsamkeit einen freien und offenen Blick für den Gang der politischen Entwicklung seines Vaterlandes, in deren wichtigen Fragen er oft ein maßgebendes Wort mit gesprochen hat. Geboren am 13. Juni 1795 zu West-Cowes auf der Insel Wight, empfing er nach dem frühen Verlust seines Vaters die erste Pflege und Erziehung von der Mutter, kam im achten Jahre auf die Schule zu Waminster in Wiltshire, im 12. Jahre auf die öffentliche Schule zu Winchester und bezog im 16. Jahre 1811 die Universität Oxford. Im Jahre 1818 wurde Arnold zum Diaconus ordinirt. Seiner Neigung und bisherigen Beschäftigung in Oxford entsprechend, errichtete er zu Valeham bei Staines an der Themse ein kleines Pensionat, wodurch ihm die Nothigung gegeben wurde, einen eigenen Familienheerd zu gründen. „Denn alle Erziehung gedeiht doch nur, wenn und so weit sie in den warmen Schooß der Familie hineingestellt oder doch, so weit es geht, eng daran angeknüpft wird“ (S. 30). Am 11. August 1820 vermählte er sich mit Mary Penrose, der jüngsten Tochter des Rectors von Fleborough, welche ihm fortan in Freud und Leid eine inniggeliebte, treue Lebensgefährtin bis an sein Lebensende gewesen ist. Am 31. August 1828 trat er ein neues Amt als Rector der Schule zu Rugby in Warwickshire an; es war der zweite unruhiger bewegte, aber zugleich der Hauptact seines Manneslebens. Hier hat er bis zu seinem Tode, dem 12. Juni 1842, eine nach allen Seiten hin segensreiche Thätigkeit entfaltet. Das ganze Schulleben im Großen und im Besonderen wurde nicht nur in das Licht, sondern auch unter die Herrschaft und Leitung des Gottes-Wortes und der in demselben auf die Jugend wirkende Geisteskraft gestellt. Ueberall ging Geist und Leben, wie es in Arnold geweckt und real geworden war, von ihm aus, und durch ihn vermittelt auf alle Schüler wie auf das ganze Schulleben über. Es war ein Geist, der die ganze Schule durchdrang und umfaßte, so daß der Religionsunterricht nimmer isolirt stand (der nicht beliebig wie man heute will abgelöst, der Familie oder Kirche überlassen werden, oder gar als ganz vom Uebel völlig beseitigt werden kann, vielmehr den Mittelpunkt aller geistigen Bildung ausmacht) sondern eng und innerlich vermittelt allem übrigen Unterricht zur Grundlage diente und ohne Kunst wie ohne Zwang ganz natürlich mit demselben sich verknüpfte. Arnold wollte seine Schüler nicht zu bloßen Gelehr-

*) Vgl. die kürzere Besprechung dieses Werkes in Bd. IV, S. 373 d. Allg. lit. Anzeigers.

ten, Politikern oder Historikern, sondern vor Allem zu christlichen Männern heranbilden, die ihrer besonderen Eigenthümlichkeit, Befähigung und Neigung gemäß später einem jeden besonderen Verufe zur Ehre gereichten. Es kam ihm vor Allem darauf an, seine Jugend nicht sowohl oder nicht allein mit gründlichem Wissen auszurüsten, als vielmehr ihr die Mittel darzubieten, um durch eigene Fähigkeit zum selbstständigen Wissen zu gelangen; er erstrebte mit der sittlich religiösen Selbstständigkeit zugleich die Ausbildung der eigenen Denkkraft. Ziel und Mittelpunkt fand er nicht im Gesetz, dessen Standpunkt eben als ein natürlich gegebener vorhanden, aber zu überwinden war, sondern in der Liebe, die im innern Herzen das höhere Gesetz sich selbst aufrichtet, und nicht aus äußerer, sondern innerer Nothwendigkeit zur festen, ernstern Richtschnur des eigenen ganzen Lebens macht.

In den letzten Jahren seines Lebens sollte Arnolds Wirksamkeit und Lehrthätigkeit, so treu sie auch ferner an der Rugby-Schule als an ihrem eigentlichen Herd und Mittelpunkt festhielt, eine größere Ausdehnung erhalten: ihm wurde die erledigte Professur der neueren Geschichte in Oxford übertragen. Aus seiner ersten Vorlesung, durch welche er bereits die Herzen aller Zuhörer (500 Zuhörer, darunter manche seiner früheren Schüler, aber auch manche Gegner, namentlich seiner religiösen Ueberzeugungen, hatten sich versammelt) im hohen Grade gewann, hat der Verfasser einzelne Stellen mitgetheilt, welche wir hier zur Charakteristik Arnolds anführen (S. 119): „Die Geschichte ist Biographie einer Gemeinschaft und zwar der höchsten und souveränen Gemeinschaft, des Staats oder der Nation. Sie hat darum das ganze sowohl innere als äußere Leben der Volks-Individualität darzustellen, welches überall wie bei der einzelnen Persönlichkeit durch seine letzten Zwecke bestimmt wird. Die letzten Zwecke aber einer Nation wie eines Individuums müssen sittlicher Art sein, wenn nicht eine Entartung eintreten soll. Der sittliche Zweck der Nation ist nun Förderung und Sicherung ihrer höchsten Glückseligkeit, d. h. Verherrlichung Gottes durch Erfüllung seines Willens in der Gemeinschaft. Was es also überhaupt nur Großes giebt in dem höchsten Endzweck alles menschlichen Denkens und Thuns, nämlich Gottes Ehre und die Vervollkommenung der Menschen, das ist das Maß für den Umfang und den Begriff der Geschichte.“

Thucydides und Aristoteles zogen Arnold besonders an, sie blieben fortwährend seine Lieblings-, seine anhaltende Lectüre und Beschäftigung für das ganze Leben. Mit Niebuhr stand er in

den freundschaftlichsten Verhältnissen; die Grabinschrift zu seinem Grabmonument in der Capelle zu Rugby verfaßte Bunsen. Die anziehende Schrift des Dr. Zinzow ist Ihrer königlichen Hoheit der Kronprinzessin von Preußen gewidmet. Die Mittheilungen aus dem interessanten Lebensbilde mögen Anlaß geben, von der Schrift weitere Kenntniß zu nehmen, deren Verfasser überdies selbst eigene beachtenswerthe Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts an einzelnen Stellen (vgl. S. 22, 35, 77) niedergelegt hat. Rdlff.

Pädagogik.

Niebuhr, B. G. Griechische Heroengeschichten. An seinen Sohn erzählt. 4. Aufl. Gotha, 1870. 16 Sgr.

In einem am 19. Februar 1822 in Rom geschriebenen Briefe an seine Freundin Hensler berichtet B. G. Niebuhr etwas eingehender über die Art, wie er sich mit seinem damals 4 Jahre alten Sohn Markus beschäftigte. Er soll mir — so schreibt er und es ist — wie wir sagen können — der Wunsch des Vaters in Erfüllung gegangen — hoffentlich kein eingebildeter flacher Narr werden, kein Mensch, der sich mit Oberflächlichkeit begnügt und einen Schein annimmt um den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Ich würde mich nicht trösten können, wenn ich ihn einst wie einen annaakenden Burschen oder wie einen hohlen Flachkopf und schalen Schwäger oder wie einen eilen Narren, der sich nicht durch wahre Tüchtigkeit, sondern durch eingebildeten Hochmuth oder angenommenen Schein geltend machen wollte, umhergehen sähe — wie dieß das Wesen so vieler jungen Leute unserer Zeit ist. — Dann fährt er fort: „ich lese mit ihm ausgewählte Kapitel von Hygins Mythologikum, einem Buche, welches wohl nicht leicht dazu gebraucht ist und sich doch durch die Abwesenheit des Periodenbaues und das Interesse der Erzählung vor allen andern dazu eignet. Für das deutsche schreibe ich ihm Stücke der griechischen Mythologie: zuerst die Geschichte der Argonauten, jetzt bin ich an Herkules Geschichte;* ich schreibe alles sehr frei und ausgemalt, so daß es ihm wie Poesie anschaulich ist.“ — Diese Erzählungen erscheinen nun hier in der vierten Auflage, ein Beweis daß sie vielen Kindern eine angenehme Unterhaltung gewährt haben. Niebuhr verstand es überhaupt anschaulich zu erzählen und Dinge

*) Die dritte Erzählung ist: Die Herakliden und Dreeses.

aus dem fernsten Alterthume durch Parallelen aus der Gegenwart und der nächsten Umgebung zum rechten Verständniß zu bringen. Es gab Zeiten, sagt er einmal, da man es fast als eine Heruntersetzung der Alten angesehen haben würde, wenn ein Philologe es versucht hätte, ihre Geschichte oder Sprache durch ähnliche Beziehungen oder Erscheinungen aus unserer eigenen Zeit zu erklären. — Aber Sie werden bemerken, daß, wo nur ein praktischer Mann z. B. ein Staatsmann, sich mit den Alten abgab, er sie ganz anders behandelte als ein Schulmann. Der letztere ging mit den Alten um als wären sie schlechterdings eine, außerhalb der Sphäre der Wirklichkeit liegende Sache; und dieß ist in der That noch mit Manchen der Fall (Vieber, Erinnerungen an N. S. 177). So weiß er dem Knaben eine Vorstellung von den Symplegaden dadurch zu verschaffen, daß er ihre Höhe mit der das Monte Cabo vergleicht; die Angst der von Jason gebändigten Stiere macht er seinem Sohne dadurch klar, daß er sagt, sie liefen weg wie eine Kage, die Schläge bekommen hat. Die ganze Art der Erzählung ist reich an Bildern und Vergleichen, durch Kürze empfängt sie Uebersichtlichkeit und Faßlichkeit. Wir erkennen auch in diesen einfachen schlichten Worten, durch welche der liebende Vater den Sohn in den Ideenkreis des Alterthums einführt, den großen Geschichtsschreiber Roms wieder und empfehlen daher die neue Auflage allen Eltern, welche ihren Kindern eine gesunde Kost zu reichen beabsichtigen, aufs wärmste.

2.

Flügge, Hein. Fried., Hauptlehrer am Seminar in Hannover. **Lehrbuch der biblischen Geschichte.** 2 Theile. 3. verb. Aufl. Hannover, 1870. C. Meyer. 2 Thlr.

Dies Lehrbuch hat bereits in weiten Kreisen Anerkennung gefunden und es verdient dieselbe. Es gibt in klarer, übersichtlicher Weise die heilige Geschichte; das zum Verständniß Nöthige ist mit in die geschichtliche Darstellung eingeflochten, wo es erforderlich schien, fehlt auch genauere Auslegung nicht. Das Buch soll dem Lehrer zur Vorbereitung dienen und bietet darum mehr, als unmittelbar verwendbar ist für die Volksschule. Daß es auf gründlichen Studien beruht sieht der Kundige, wenn auch der gelehrte Unterbau nirgends sich breit macht. Den Sinn, in dem das Buch geschrieben, möge man aus dem Schlusse des Vorworts zu dieser Auflage erkennen: „Ich weiß nichts, was den Frieden geben kann, als Gottes Wort, das Licht, wel-

ches zum Frieden führt, zu dem Frieden, nach welchem die zwar nicht als Christin geborne, aber doch von Natur christliche Seele unbewußt sucht, nämlich zu der lichten, seligen Gewißheit und dem unbeweglichen Ruhen in dieser Zuversicht, daß es in den Kämpfen und Stürmen des Lebens eine sichere Burg gibt, in aller Nichtigkeit ein Bleibendes, Ewiges, in allem Leid eine unvergängliche Freude und mitten im Tode ein Leben; nichts, was den Dingen gegenüber, welche die Gemüther in Erregung setzen, zumal in dieser unserer gefahrvollen Zeit, da wir angesocht werden zur Rechten und zur Linken, Halt gewähren und gewisse Tritte thun lehren kann, als die unbedingte Beugung unter das Wort Gottes, eine Beugung, in welcher die Heiligen des alten und des neuen Testaments uns zu einem leuchtenden Vorbild gesetzt worden sind.“

D.

Hollenberg, W. A. **Hülfsbuch** für den evangelischen Religionsunterricht in Gymnasien. 11. Aufl. Berlin. Wiegandt und Grieben. 25 fgr.

Es wäre Ueberfluß, das vorliegende Hülfsbuch für den Religionsunterricht den sich für diesen wichtigen Gegenstand interessirenden Personen zu empfehlen. Wer Religionsunterricht in höheren Lehranstalten zu ertheilen hat, könnte eine solche Schrift nicht unbeachtet lassen, auch wenn er sich derselben nicht unmittelbar bedient. Daß aber immer neue Auflagen nöthig werden, betrachtet Rec. als ein erfreuliches Zeichen der Zeit; es ist jede ein Beweis, daß noch immer in vielen Gymnasien der Religionsunterricht im Gegensatz zu den negativen Richtungen der Gegenwart ertheilt wird. Der Verf. steht entschieden auf positivem, wenn auch unionistischem Standpunkt und gibt dieses in allen Partien seines Buchs zu erkennen, ohne in Eifer mit Unverstand, oder in thörichte und vererbliche Rezerirenderei zu verfallen. Als einen andern Vorzug dieses Hülfsbuchs betrachten wir die relative Vollständigkeit derselben, wie schon aus einer übersichtlichen Angabe seines Inhalts hervorgeht. 1. Kirchenlieder (60 an der Zahl; zweckmäßige Auswahl). 2. Der kleine Katechismus Luthers (mit einer Anzahl Bibelsprüche — nicht gerade zu wenig, aber auch nicht zu viel). Anhang über das christliche Kirchenjahr. 3. Das alte Testament (Mittheilung des wichtigsten Inhaltes, Bemerkungen über die Verf. besonders über die Propheten). 4. Das neue Testament (auch Inhaltsangabe der Briefe mit Hinweisung auf die Zeitverhältnisse). 5. Kirchengeschichte. (Ziemlich ausführlich, mit besonderer

Berücksichtigung der Erscheinungen des christlichen Lebens und apologetischen Andeutungen; Mittheilung interessanter Stellen aus den Kirchenvätern und späteren Autoren. Bei Erwähnung der Niederländer hätten wir noch vollständigere Angabe der in den verbreitetsten Gesangbüchern vorkommenden Lieder gewünscht. Auf S. 205 wird angegeben, die reformirte Lehre sei in Hesse-Kassel durch Moritz eingeführt worden. Bei den auch in weiteren Kreisen zur Verhandlung kommenden verschiedenen Ansichten über den Bekenntnisstand in Hesse-Kassel wären wohl einige Andeutungen über die Eigentümlichkeiten der hessischen reformirten Kirche und deren Entstehung am Plage gewesen. Der Deismus scheint uns auf S. 207 zu wenig eingehend behandelt zu sein; namentlich kommen die englischen Deisten zu leichtem Raufes davon, ohne daß auch nur die hervorragendsten erwähnt würden. Vielleicht hätte auch darauf hingewiesen werden sollen, wie damals das Volk die Angriffe auf die positive Religion aufgenommen hat.) 6. Zur Glaubenslehre. Eine kurze aber hinreichende Dogmatik und Moral. 7. Die Augsburgische Confession nebst den 3 ökumenischen Symbolen. — Noch sei bemerkt, daß die neue Auflage einige Verbesserungen erfahren hat; so ist z. B. in dem Text der Lieder mancher Anstoß, welchen sprachliche Formen und fremdartige Wendungen boten, vermieden worden, auch ist mancher Vers aus äußeren oder inneren Gründen gestrichen. Sonst hat der Verf. sein Streben mehr dahin gerichtet den Umfang des Buches zu beschränken als zu vermehren, namentlich wollte er weniger Veranlassung zu gelehrten Ausführungen bieten.

R. St.

Schott, G. G., Direktor der vereinigten Katho- und Wendler'schen Freischule in Leipzig. **Handbuch der pädagogischen Literatur der Gegenwart.** Ein nach Hauptfächern übersichtlich geordnetes Verzeichniß der namhaftesten literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik für Lehrer an hohen und niederen Schulen. 1. Theil: Pädagogik, Religion. Leipzig, 1870. Julius Klinkhardt.

Dieser erste aber später erschienene Theil des literarischen Handbuchs ist nach denselben Grundsätzen und in derselben Weise bearbeitet, wie der früher von uns angezeigte 3. Theil. Wir freuen uns auch über diesen später geborenen Bruder dasselbe günstige Urtheil fällen zu können, wie über den um ein Jahr

älteren; absolute Vollständigkeit ist natürlich weder beabsichtigt noch erzielt worden. Doch haben wir keine irgend bemerkbare Lücke gefunden; nur die neueren kleineren Schriften über Geschichte von Brudbach, Frese, Dittes u. A. haben wir vermisst. Die beigefügten meistens sehr kurzen Urtheile sind sich einander nicht consequent gleich, was wohl daher kommen mag, daß der Herausgeber von seinen Amtsgenossen den Direktoren Dr. Eichler, L. v. St. Maria, Dr. med. Schloßhauer, sowie Hausvater Dießner und Lehrer Stügner unterstützt worden ist, indem diese die Literatur ihrer Spezialfächer darreichten. Man kann sich in diesem Handbuch um so leichter zurechtfinden, da nicht nur ein alphabetisches Verzeichniß der angeführten Schriftsteller, sondern auch ein sehr ins Spezielle gehendes Inhaltsverzeichnis mitgetheilt ist. Die Schriften über das Schulwesen der einzelnen deutschen und nicht deutschen Länder werden ziemlich vollständig angeführt. Daß die Volksschule eine besondere Berücksichtigung gefunden hat, möchte kaum zu tadeln sein. Aber auch die Literatur über die Gymnasien, die Realschulen, die weibliche Erziehung, die Erziehung der Verwaisteten, Taubstummen u. s. w. wird mit genügender Ausführlichkeit angeführt. Bei den pädagogischen Zeitschriften hätte wenigstens angegeben werden sollen, in welchem Geist solche redigirt werden; wie dies auch später bei den kirchlichen Zeitschriften geschehen ist. Die Literatur über die Religion umfaßt die größere Hälfte des Buchs. Es werden natürlich nicht so sehr die rein theologischen Werke, als diejenigen erwähnt, welche für das größere Publikum und besonders für die Lehrer von Interesse sind. In diesem Umfang möchte kaum eine nennenswerthe Erscheinung vermisst werden. Auffallend war es übrigens dem Rec., daß die kirchliche Zeitschrift von Schenkel als der vermittelnden Richtung angehörig bezeichnet wird. Der nachfolgende 2. Theil soll die literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete des gesamten deutschen Sprachunterrichts und der Mathematik umfassen.

St.

Vindner, Dr. G. A. **Anschauungs-Lehre** als Vorschule des Zeichnens und der geometrischen Formenlehre. Erste Stufe. 1. Heft: Verhältnisse der Gleichheit. Für Volksschulen und zum Selbstunterricht. Graz, 1871. Verlag des „Lehram.“ 4. 20 Tafeln. Anlage: Übungs-Hefte zu Vindner's Anschauungslehre. Graz. Lehram. 10 sgr.

In der Einleitung sagt der Verf.: In der Analyse des Raums finden wir drei, innerhalb der Ebene zwei Grundrichtungen: Wagrecht und Lotrecht. Auf diese ursprünglichen Grundrichtungen müssen alle Gebilde des Raums zurückgeführt werden, wie es die Mathematik thut, wenn sie das Wachsthum des Winkels an der Tangente mißt, oder wenn sie in der analytischen Geometrie alle Bestimmungen des Raums durch Ordinaten und Abscissen ausdrückt. Um die beständige Beziehung aller Anschauungselemente auf die beiden Grundrichtungen des Raums dem schauenden Auge und der zeichnenden Hand nahe zu legen, legen wir allen Vorlagen und Zeichnungen ein quadratisches Grundnetz unter, an dessen wagrechten und senkrechten Linien die Lage der hervorragenden Punkte, die Richtung der Geraden und die Abweichung der Krümmen sofort abgenommen werden kann. — Das vorliegende, vor der stigmographischen Methode bevorzugte System wird eine innige Verknüpfung der theoretischen Formenlehre mit dem praktischen Zeichnen vermitteln, so daß in den vier Lieferungen des Werks auf der unteren Stufe (in den zwei ersten Heften) mehr das Zeichnen, auf der oberen mehr die geometrische Formenlehre vorherrscht.

Auf den 20 Tafeln der vorliegenden 1. Lieferung, denen eine besondere Anleitung zur Benutzung der Tafeln beigegeben ist, sind in die Quadratnetze eine große Menge höchst instruktiver und geschmackvoller, den mathematischen und symmetrischen Sinn ausbildender gerader und krummliniger Figuren gegeben, die sowohl konstruktiv mit Lineal und Zirkel, als auch mit freier Hand ausgeführt werden können und ein vortreffliches Material für zeichnende Volksschulklassen abgeben. Jede vorliegende Figur regelt die Auffassung sofort nach mathematischen Beziehungen und der Schüler gewöhnt sich, wenn er auch an dem Gängelband des Netzes arbeitet, an mathem. richtige Ausführung seiner Figuren, an Symmetrie und richtigen Geschmack, der alles verwirft und fernhält, was auf regellose Willkür, Unordnung und Ungeschmack hinausläuft. Schulung des Formsinns muß die Grundlage des Geschmacks im Zeichnen sein, wie der Rhythmus oder Takt aller Musik zu Grund liegen muß. Ohne Takt ist keine Melodie, ohne mathematischen Sinn keine Zeichnung möglich. — Da die Ausführung mit Lineal und Zirkel mitunter zu leicht wäre, so halten wir dafür, daß bei einer Anzahl von Vorlagen nach dem konstruktiven auch das Zeichnen mit freier Hand innerhalb des Netzes und auch ohne Netz versucht werde, so wie man in der Kalligraphie zuletzt ohne alle Linien zu schreiben

hat. Wir können die vorliegende Sammlung instruktiver Zeichenvorlagen besonders Handwerker Schulen empfehlen, da vorzüglich zeichnende Professionisten hierin eine treffliche Vorschule für Ausübung ihres Berufs, für Bildung des Formsinns und Geschmacks vor sich haben. Hier kann der Lehrer an der Wandtafel vorzeichnen und die Schüler das anleitende Netz jedesmal selbst entwerfen lassen, innerhalb dessen sie sich bei der Figur zu bewegen haben, um dabei seine mündl. Belehrung auf einmal für die ganze Klasse zugleich anbringen zu können. Für Volksschulen empfiehlt sich das Zeichnenlassen der Schüler in die zugleich in ihren Händen befindlichen limitirten Uebungshefte.

W.

G.

Naturwissenschaften.

Klein, G. J. Astronomisches Handwörterbuch für Freunde der Himmelskunde. Berlin, 1871. Wiegandt und Grieben. In 10 Lieferungen à 8 sgr.

Die Himmelskunde nimmt in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in Anspruch. Sie gewährt, als exakte Wissenschaft, nächst der biblischen Offenbarung den concretesten Anschauungsunterricht über die Majestät des Schöpfers aller Welten, und ihre überraschenden Entdeckungen bestätigen auf das Glänzende die erhabene Einheit des Weltalls und die einheitliche Harmonie des göttlichen Gesetzes im Himmel und auf Erden.

Da, wo ein Herschel nur Vermuthungen auszusprechen wagte, über die Natur des Sonnenkörpers, des Fixsternsystems, der Nebelflecke etc., geben die neuen Forschungen höchst interessante Aufschlüsse, von denen jeder Freund des Reichs Gottes Notiz nehmen sollte.

Vorliegendes Werk stellt sich die Aufgabe, die Fortschritte der Astronomie jedem Gebildeten auch ohne specielle Studien der astronomischen Hilfswissenschaften verständlich zu machen durch eine alphabetisch geordnete Erklärung aller in der Astronomie vorkommenden Begriffe, Gegenstände und Kunstausdrücke. Zugleich werden Mittheilungen gemacht über alle namhaften Forscher auf dem Gebiete der Astronomie und der verwandten Wissenschaften.

Die Bearbeitung dieses reichen Stoffes ist, so weit das Werk bis jetzt vorliegt, sehr klar, verständlich und in ansprechender Form dargestellt. Die astronomischen Werkzeuge sind durch Figuren erläutert. Die Auffindungsmethoden der neuern Forschungsergebnisse sind

durch Beschreibung der entscheidenden Versuche und durch einfache Rechnungen erörtert.

Abgesehen von mehreren störenden Druckfehlern hat uns diese populäre astronomische Encyclopädie sehr angesprochen und erfreut.

Dr. Böhner.

Roscoe, G. E. Kurzes Lehrbuch der Chemie. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers bearb. von C. Schorlemmer. 3. verbesserte Ausgabe. Braunschweig, 1871. Vieweg. 8. 426 S. 1 thlr. 20 sgr.

In kurzer Zeit wurden von diesem kurzen und doch wissenschaftlichen, das Neueste mittheilenden und die neuesten Hypothesen berücksichtigenden Lehrbuch drei Auflagen nötig. Es behandelt die unorganische und organische Chemie so gründlich wie man es beim Anfangsunterricht der Chemie an höheren Schulen nur verlangen kann und verbindet mit größter Sachkenntnis doch Einfachheit und populäre Deutlichkeit. Der Verf. ist Professor der Chemie am Owens College in Manchester, und der deutsche Bearbeiter ein Freund desselben, der „unter seinen Augen die deutsche Ausgabe ausarbeitete und an verschiedenen Stellen mit werthvollen Zusätzen und Verbesserungen“ versah. Die von dem rühmlichst bekannten Verlag dem Buch gegebene Ausstattung läßt auch in Ansehung veranschaulichender Figuren nichts zu wünschen übrig.

W.

G.

Lehrbuch der Chemie für den Unterricht auf Universitäten, technischen Lehranstalten und für das Selbststudium. 1. Bd. Anorganische Chemie von Prof. Dr. C. F. v. Gorup-Besanez. — 4. mit besondrer Berücksichtigung der neueren Theorie bearbeitete verbess. Auflage. 1. und 2. Lieferung à 1 thlr. gr. 8. Braunschweig, 1871. Vieweg.

Der 1. Band des berühmt gewordenen Lehrbuchs, das bereits in vierter Aufl. erscheint, behandelt die anorganische oder Experimentalchemie und erscheint in Lieferungen, der 2. Band, jetzt in 3. Aufl., die organische Chemie (3 1/3 thlr.); der 3. Band ist unter dem Titel „Lehrbuch der physiologischen Chemie“ vorzugsweise dem Bedürfnis studirender Mediziner und wissenschaftlicher Aerzte gewidmet und erscheint in zweiter vollständig umgearbeiteter und vermehrter Auflage 4 thlr.

Buff, Dr. G., Prof. in Gießen. Lehrbuch

der physikalischen Mechanik. In zwei Theilen mit zahlreichen Holzschnitten. gr. 8. Braunschweig, 1871. Vieweg. 1. Th. 2 1/2 thlr.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, Kenntnisse der Mechanik, welche mehr und mehr ein Bedürfnis jedes Gebildeten geworden sind, einem größeren Kreise von Lesern zugänglich zu machen. Die für sich selbst anziehenden und geistig anregenden Grundlehren der Mechanik können bei fortdauernder Berücksichtigung der Physik, woraus sie hervorgegangen sind, auch ohne Beihülfe eines größeren Maßes mathematischer Kenntnisse als desjenigen welches gute Gymnasien und gewerbliche Lehranstalten bieten, mit Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit dargestellt werden. Manche Stellen mit nicht zu umgehender Differential- und Integralrechnung können überschlagen werden, ohne daß man befürchten müßte, dadurch die Uebersicht des Ganzen zu verlieren. Im Uebrigen ist der Text den mit Trigonometrie und Gleichungen vertrauten Lesern zugänglich, und das Buch ist somit außer den in diesem Fach arbeitenden Leuten wissenschaftlichen Strebens auch solchen verwandter Fächer, wie besonders Architekten und Ingenieuren willkommen.

W.

G.

Scherling, Chr., Prof. am Catharineum zu Lübeck. Grundriß der Experimentalphysik für höhere Unterrichtsanstalten. Mit 198 Holzschnitten. 2. erweiterte und verbess. Aufl. gr. 8. 298 S. Leipzig, 1871. H. Haessel. 1 thlr. 6 sgr.

Dieses Lehrbuch nimmt unter den vielen guten in diesem Fach eine sehr hervorragende Stelle ein: Es ist sehr faßlich geschrieben und eröffnet durch seine deutliche Sprache das Verständnis in die schwierigsten Einzelheiten, wie es denn überall sehr eingehend das ganze physikalische Gebiet behandelt. Die dem Gedächtnis am meisten einzuprägenden Grundlehren werden durch gesperrte Schrift für das Auge hervorgehoben. Das Buch verdient als Lehrbuch allgemeine Verbreitung und ist besonders für Abiturienten der Realschulen 1. Ord. geschrieben, wie es überhaupt dem Schulzweck vorzugsweise entspricht.

W.

G.

Wand, Theodor, Consist.-Assessor und bayr. Abgeordneter. Die Prinzipien der mathematischen Physik und der Potentialtheorie nebst ihren vorzüg-

lichten Anwendungen im Grundriß dargestellt. Mit 8 Holzschnitten. gr. 8. 184 S. Leipzig, 1871. B. G. Teubner. 1 thlr.

Bei der mathematischen Richtung, welche die Physik in den letzten zwanzig Jahren eingeschlagen hat, ist die Kenntniß der Potentialtheorie für Fachmänner, wie Dilettanten unzugänglich geworden. Es fehlte bisher an einem Buch, welches geeignet gewesen wäre, selbst Kenner der Differentialen und Integralen mit dem Wesen dieser Theorie bekannt zu machen, wenn wir von Clausius' Lehrbuch der Potentialfunktionen absehen, welches sich darauf beschränkt, einige Sätze dieser Theorie zu entwickeln, ähnlich von Beer's Einleitung in die Electrostatik, worin die Potentialtheorie nur nebenbei berücksichtigt wird. Damit man nun nicht die großen Originalarbeiten von Laplace, Poisson, Green, Gauß studiren müsse, gibt vorliegendes Schriftchen ein Mittel an die Hand, diese Theorie und ihre Anwendung in bequemer Weise kennen zu lernen.

B.

G.

Droße, Herm. Die chemisch-trockne Reinigung. Mit 9 Abbildungen. Kl. Folio. 16 S. Berlin. Theob. Grieben. $\frac{1}{2}$ thl.

Eine neue, in Berlin und anderorts beliebt gewordene Methode des Waschens, die Trocken-Wäsche, eine Anleitung, aus vorliegendem Material eine für gedachten Zweck leistungsfähige Einrichtung selbständig zu schaffen. Zu diesem Zweck werden genaue Zeichnungen aller dazu nothwendigen Maschinen und Apparate beigelegt und die Maße für die natürliche Größe beigelegt. Als Flüssigkeiten dienen hier Benzin, Kienöl und Naphtha, die gar keinen Geruch hinterlassen. Die Sortirung bei der Trockenwäsche ist folgende: 1) weißseidene Garderobestücke, 2) weißwollene und halbwollene, 3) Sammete und die andern seidenen, 4) halbwollene und hellere reinwollene, 5) dunkle wollene und besonders schmutzige halbwollene. Nach dieser Reihenfolge kommen sie in die Waschmaschine. Alle Theile des Apparats werden benannt und ausführlich beschrieben.

B.

G.

Rossmäxler, C. A. Die vier Jahreszeiten. Dritte verb. und verm. Aufl. Mit vier Charakterlandschaften in Ton-druck, zahlreichen Holzschnitten und Naturselfdruck-Typen nebst dem Bildniß des Verfassers. gr. 8. 300 S. Leipzig, 1871. Reuckart (Constantin Sander). 2 thlr.

Von diesem rühmlichst bekannten Naturgemälde des seit vier Jahren verstorbenen Professors Rossmäxler erscheint hier, von Dr. C. E. Klotz in Leipzig herausgegeben, nach nun 16 Jahren die dritte Ausgabe. Den Inhalt der vier Jahreszeiten bildet eine Reihe von Naturgemälden, die auf örtlich verschiedenen Grundlagen nach Maßgabe der Jahreszeiten aneinander gereiht sind. R. besitzt die Gabe, mit Geist, Witz und Humor alle Dinge und Erscheinungen dem Leser anziehend zu machen, so daß er ihm mit Genuß und ohne Ermüdung durch eine Menge von Naturdetails, die hier kurz und treffend gezeichnet, mit wenigen genialen Pinselstrichen alle kenntlich und sprechend gemalt werden, hindurchfolgt. Er gehörte bekanntlich zu den Gründern und ersten Herausgebern der Zeitschrift „Natur,“ die von Dr. Ue und Dr. R. Müller in Halle seit einer langen Reihe von Jahren mit Beifall fortgesetzt wird. Ueberall tritt uns der hingebende Verehrer der Natur und der klare und richtig urtheilende Denker entgegen. Die Natur selbst erscheint ihm in hehrem Licht, als vollkommene und allgütige Mutter und als vollendete Urkraft, die da alles schafft, auch das Denken, den Geist und das Menschenbewußtsein. Von Gott ist freilich bei diesem Professor der Naturwissenschaft, wie bei so vielen andern, nirgends die Rede; die Natur im Kreislauf ihres Lebens ist ihm der Inbegriff alles leiblichen und geistigen Seins. Was natürlich ist und den Naturgeschöpfen angeboren, ist ihm auch sittlich und heilig. Daß er demgemäß mit ganzer Seele sich in die Betrachtung der natürlichen Erscheinungen dieser Erde während der verschiedenen Jahreszeiten vertieft und überall Selbstempfundenes, mit sinnigem Verständniß Gedachtes wiedergibt, wird zu begreifen sein. Wir glauben, daß jeder Leser, und zwar auch der auf religiösem Boden stehende, von R.'s Schilderungen und Auseinandersetzungen sich angezogen fühlen muß, da er nirgends durch tendenziöse Angriffe dem Glauben an Gott zu nahe tritt und so kein eigentlicher Miston in das von ihm entrollte schöne Naturgemälde hineinpielt. — Seine einzelnen Schilderungen der Naturörtlichkeiten mit ihrer Pflanzen- und Thierbelebung sind außerdem belehrend und können jedem gebildeten, aber in Botanik und Zoologie gerade nicht eingeweihten Leser als nachholendes Studium dieser Wissenschaften empfohlen werden. Auch können wir mit dem Herausgeber darin nicht übereinstimmen, daß dem Buche allenfalls der Vorwurf gemacht werden könnte, daß die Thiere zu wenig und nur ganz nebenbei berücksichtigt seien, da wir sie weder in den Textschilderungen, noch in den Ton-

Malern vermissen, obgleich sie freilich nicht in dem Maße, wie die Pflanzen, mit besonderen Holzschnitten bedacht sind. Aber die Art und Weise, mit wenig bezeichnenden Worten das Charakteristische im Auftreten der Thiere und im Zusammenhang mit dem übrigen Naturgemälde anzudeuten, so daß der frische Eindruck des Ganzen nicht durch Einzelheiten und Zergliederungen gestört und der Fluß der Lecture nicht aufgehalten wird, ist bei R. durchaus musterhaft, und der Herausgeber dieser dritten Auflage hat auf der andern Seite durchaus Recht, wenn er das Buch zu den besten naturgeschichtlichen Volksbüchern zählt, welche überhaupt je geschrieben worden sind.

W.

G.

Schweizer, Gottlieb. Naturstudien, gebunden und sinnigen Lesern gewidmet. XII und 250 S. Gütersloh, 1871. C. Bertelsmann. 24 sgr.

„In unsrer religiösen Stimmung erscheint uns die Natur als vollkommenes Gotteswerk, in hehrer Schönheit und Unvergänglichkeit über alle Gedanken der Menschen erhoben, aber doch auch wieder in ihrer sinnlichen Erscheinung als ungenügend, unser Denken und Sehnen nicht befriedigend, als ein irdisches Jammerthal voll Elend, Noth, Verwesung und Tod, kurz — als unvollkommen, so daß wir mit Salomo ausrufen: In dieser Welt ist Alles eitel! Wir finden, diese unsre irdische Wohnstätte ist dazu bestimmt, daß wir an ihrer Schönheit und Herrlichkeit Gottes Vollkommenheit, Allmacht, Weisheit und Güte erkennen und bewundern, aber auch aus ihrer Vergänglichkeit, ihren Nothen und Schicksalen uns nach Gott sehnen, ihn suchen und zu ihm unsre Zuflucht nehmen lernen. Wir sehnen uns gerade wegen ihrer Vergänglichkeit nach unvergänglichem Wesen, nach eignen, bewußtem Fortleben und Fortempfinden, nach immer vollkommenerem Schauen der Naturherrlichkeit und nach vollkommenerer Erkenntniß des Herrn der Natur.“ — In diesen Worten der Vorrede offenbart sich uns die Grundstimmung, von welcher beseelt und getragen der Verfasser diese seine Naturstudien concipirt und ausgearbeitet hat. Es ist eine Reihe sinniger, in frische blühende Darstellung gekleideter, und doch ernster, aufwärts zeigender Naturgemälde, welche er seinen Lesern vorführt, sämmtlich zur bald mehr mittelbaren, bald mehr unmittelbaren Illustration des Einen Gedankens dienend, daß die Herrlichkeit der diesseitigen Schöpfung sammt ihren Schattenseiten, ihrem flüchtigen Wechsel und ihrer Eitelkeit uns als Bürgschaft für unsre Zugehörigkeit zu einer besseren ewigen Welt die-

nen und unsre Sehnsucht nach dieser bessern Welt wecken müsse. Zunächst ist es eine bunte Reihe von „Naturbildern und Naturbetrachtungen“ (Theil I., S. 1—128), in welchen sich dieser Grundgedanke des Verf. verkörpert; einfach schöne, durch ihre Lieblichkeit und Naturfrische ansprechende Schilderungen, wie: „Der belebte Planet; das Leben in der Baumkrone; die Vögel im Winter; die Bewohner der Erde und des Fischwaldes; der Fluß; Wolken und Winde; Electricität; die auf den Menschen angewiesenen Thiere; Pflege der Obstbäume; der Vogelschlag“ u. u. In keinem dieser bald kürzeren bald längeren Artikel läßt sich der auf reiche Erfahrungen und Beobachtungen gestützte Naturkundige, und der seit einer geraumen Zeit in innigem Verkehre mit dem Gesamtleben der irdischen Schöpfung stehende Naturfreund verkennen. Daß aber dieser naturkundige und naturliebende Verf. auch an die Existenz einer jenseitigen, besseren und schöneren Welt glaubt; daß ihm die gegenwärtige Natur nur das Vorbild und Vorspiel einer zukünftigen vollkommeneren Natur ist: dieß legt er in der 2. Abtheilung des Werkes dar, welche die Ueberschrift: „Gott in der Natur“ trägt, und unter derselben eine Reihe von „Betrachtungen über Naturleben, Seele, Geist und Glauben,“ bietet, nemlich: „1. Die Darwin'sche Lehre. 2. Alle Naturnatur-einrichtung ist zweckentsprechend (teleologisch), nicht entwicklungsmäßig, besonders auch das f. g. Maskirungsvermögen; 3. Plan und Zweckgemäßheit in der Natur; 4. Pflanze, Thier, Mensch; 5. Unvollkommenheiten des Erdenlebens und Unsterblichkeit.“ — Die beiden ersten dieser Betrachtungen sind früher als Beiträge zum abhandelnden Theile dieser Ztschr. erschienen und von daher unsren Lesern bekannt.*) Sie charakterisiren schon für sich allein hinreichend deutlich den eigenthümlichen Standpunkt des Verf., der, bei aller wissenschaftlichen Unbefangenheit und Geneigtheit zur vollen Anerkennung der modern-naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse, auch soweit sie gewissen, sekundären Momenten der religiösen Ueberlieferung widersprechen (z. B. laut S. 241 der biblischen Tradition vom Alter des Menschengeschlechts, welche der Verf. die geologische Chronologie mit ihren Hunderttausenden von Jahren ohne Einschränkung zu substituiren geneigt ist), doch bezüglich der Frage nach dem letzten Ursprunge und der höheren Bestimmung der Gesamtnatur entschieden theistischen (oder doch deistischen) Anschauungen huldigt und sich mit aller Bestimmtheit gegen die Herleitung

*) Vgl. Allg. literar. Anzeiger, Bd. III., S. 325 ff.; Bd. VII., S. 174 ff.

der Phänomene des Naturlebens aus blindem Zufalle oder aus rein natürlichen, der Materie immanenten Zweckursachen erklärt (s. bes. S. 143 f.; 146 ff.; 233 ff.). Ohne hartnäckiger Anhänger der Cuvier-Mgassiz'schen Theorie einer starren Unveränderlichkeit der organischen Arten zu sein, protestirt er doch zu wiederholten Malen mit Nachdruck gegen die letzten Consequenzen der Darwin'schen Naturauffassung und hält, gegenüber ihrem durch und durch pantheistischen Streben nach Auflösung aller geforderten Existenzen der Wirklichkeit in Einen continuirlichen Fluß des natürlichen Werdens und Sichentwickelns, sehr bestimmt an der Annahme eines nach freiem und bewußtem Plane verfahrenen persönlichen Schöpfers und Ordners des Weltalls fest. — Ref. kann, eben weil der geehrte Verf. (dessen wahrer, nicht symbolisch verhüllter Name, unsren Lesern aus jenen beiden früher in dieser Ztschr. publicirten Aufsätzen erkennbar ist) weder zur Klasse der naturphilosophisch oder theosophisch speculirenden Theologen, noch auch zu derjenigen der theologisirenden Naturforscher gehört, vielmehr einfach ein religiös-gesinnter naturwissenschaftlicher Fachgelehrter, ein sinniger Naturbetrachter auf allgemein-religiösem Standpunkte ist, diese seine Studien und Skizzen der Aufmerksamkeit weiterer Kreise nur sehr dringend empfehlen. Namentlich glaubt er alle die, welche sich mit tieferer Erkenntniß und harmonischer Vermittlung der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft beschäftigen, an dieses Schriftchen als eine reiche Fundgrube werthvoller Winke und Aufschlüsse weisen zu sollen, — und zwar dieß um so mehr, da die Verlagshandlung dasselbe durch treffliche Ausstattung, insbesondere durch eine zweckmäßige Auswahl von Illustrationen (19 feine Holzschnitte) auch äußerlich anziehend zu machen gemußt hat. — 3.

Literaturgeschichte. Sprachwissenschaft.

Weinhold, Dr. Karl, ord. Professor an der Universität Kiel. **Die gothische Sprache im Dienste des Christenthums.** gr. 8. 38 S. Halle, 1870. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 7 1/2 sgr.

Jede ächte wissenschaftliche Forschung regt an und veranlaßt weitere Productionen; in dem Grade in welchem sie gründlicher und umfassender ist, erhöht sie ihre bewegende und zeugende Kraft. Grimms Schüler und Mitarbeiter

durchsuchten nach allen Seiten die Bibliotheken und gaben uns eine Fülle von deutschen Schriftwerten vom achten Jahrhundert an als erwünschten Stoff neuer Combinationen und Forschungen für die verschiedenen Fächer der Wissenschaft. Professor Rudolph von Raumer in Erlangen, einer der begiegnsten Schüler der Gebrüder Grimm, beantwortete bereits im Jahre 1845 die Frage nach der Einwirkung des Christenthums auf die alt-hochdeutsche Sprache in einem allgemein anerkannt ausgezeichneten Werke. In ähnlicher Weise behandelt Professor Weinhold die gothische Sprache im Dienste des Christenthums. Er giebt uns eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung derjenigen gothischen Worte, welche Vulfila benutzte, um die Grundbegriffe der christlichen Religion zu bezeichnen. Ableitung und Bedeutung der einzelnen Worte sind kurz besprochen und die Geschichte derselben in den übrigen deutschen Mundarten gekennzeichnet. Der Verfasser hat in dem ersten Abschnitt „Geld und Welt“ bewiesen, wie geschickt Vulfila die vorhandenen Worte für die neuen Begriffe anwende; er konnte fast durchaus die alt-heimischen Ausdrücke verwenden, welche eine gleiche oder doch ähnliche Bedeutung trugen. Anders standen ihm die eigentlich christlichen Begriffe gegenüber, zunächst Alles was sich auf des Heilands Lehre und Thaten bezieht, dann sein Tod und sein Erlösungswerk. In dessen hatten die griechisch schreibenden Verfasser des neuen Testaments vorgearbeitet, welche den griechischen Worten ebenfalls neue Bedeutung durch ungewohnte Anwendung verleihen mußten. Und so verfuhr Vulfila fast durchaus treu durch Wiedergabe des griechischen Grundbegriffs in gothische Worte, auf das die neue Bedeutung des griechischen Wortes sich übertrug (S. 16). Im dritten Abschnitt behandelt der Verfasser die Bezeichnungen für Geist, Gemüth und Sittlichkeit. Die Worte, bei denen Vulfila keine Uebersetzungen versuchte, sondern die er lautlich in das gothische übertrug, mit oder ohne Aneignung einer gothischen Endung, erhalten eine besondere Bedeutung; er glaubte hier nichts völlig entsprechendes zu finden und wagte lieber die Einführung eines Fremdlings. Der Verfasser führt S. 37 und 38 die griechischen oder hebräischen Wörter von religiöser Bedeutung auf, die Vulfila in solcher Weise annahm.

Das kleine gelehrte Büchlein war als Festschrift bestimmt zu dem 50jährigen Amtsjubiläum des Vaters vom Verfasser, Pastor Primarius Karl Weinhold in Neichenbach in Schlesien, dem auch das verdienstvolle Werk „Altnordisches Leben 1858“ gewidmet wurde. Im Mai d. J. ist dieser würdige Mann ge-

storben ohne die vorausichtlich neuen Vorbeeren zu erleben, welche ein so bedeutender Gelehrter wie Prof. Weinhold unzweifelhaft noch empfangen wird. Rdlff.

Teuffel, W. S. Geschichte der römischen Literatur. gr. 8. XV u. 1052 S. Leipzig, 1870. Teubner. 4 thlr.

Mit der zweiten Hälfte der dritten Rezension liegt dies Werk jetzt vollständig vor und rechtfertigt bis zum Schlusse das günstige Urtheil in ausgezeichnete Weise, welches wir über die beiden ersten Lieferungen im literarischen Anzeiger IV. Band 1869 S. 44—46 fällten. Eine römische Literaturgeschichte, eine Literatur des römischen Volkes und des römischen Reiches, wird gegeben, so daß mit dem Ende des römischen Volkes und Reiches von selbst ein Abschluß geboten ist. Ein wesentlicher Unterschied von früheren Literaturgeschichten liegt in der Gliederung des Stoffes. Teuffel hat weder die Facheintheilung, welche schablonenmäßig in Poesie und Prosa je verschiedene Gattungen unterscheidet, noch eine andere modificirte zum Grunde gelegt, sondern nach Vorausrichtung eines allgemeinen Theils (S. 1—76) die Geschichte chronologisch nach Perioden dargestellt. Eine andere besondere Eigenthümlichkeit ist die Hereinziehung der christlichen Literatur in den letzten Theil des Werkes; diese wird also nicht anhangsweise, sondern als ein gleichberechtigtes Glied behandelt. Mit Recht sagt der Verf. in der Vorrede, daß wenn man die Literatur der Jurisprudenz oder Naturwissenschaften behandelt, man sich auch gegen die der Theologie nicht verschließen darf. Nur durchweg sichere Resultate in kurzer gedrängter aber leichter und faßlicher Form werden gegeben. Die Charakteristik der Schriftsteller ist entschieden, sicher und fest, durch manigfache aber deutliche Striche gezeichnet, die Beurtheilung scharfsinnig gelehrt und in Prüfung der Beweisstellen scharf kritisch. Der eigentliche Text ist von zahlreichen Anmerkungen begleitet, welche zur Begründung die literarischen Beweisstellen und bibliographische Nachweise enthalten, unter Berücksichtigung der neuesten Literatur, insoweit solche in besonderen Abhandlungen und Aufsätzen wissenschaftlicher Zeitschriften zugänglich waren. Ältere nicht mehr gültige Ansichten sind mit Still Schweigen übergangen worden, Fragen, über welche Meinungsverschiedenheit herrscht und über welche ein sicheres Resultat noch nicht erzielt ist, werden sorgsam geprüft und gesichtet.

Bemerken wollen wir zu S. 436 Anm. 5, daß das Programm von Fortlage „De praeceptis Horatianis ad artem beate

vivendi spectantibus“ nicht, wie gedruckt ist, in Coburg, sondern Osnabrugi erschienen ist. Fortlage war bis zu dem im Jahre 1840 erfolgten Tode Gymnasialdirektor zu Osnabrück und hat, wie Referent als sein Schüler bezeugen kann, besonders durch sein reformatorisches Wirken den späteren Ruf dieser Schule begründet; das erwähnte Programm liegt übrigens dem Referenten vor. Zu S. 686 hätte die eigenthümliche Ansicht über Tacitus Germania noch erwähnt werden können, welche Juden Geschichte des deutschen Volks I S. 696—702 aufgestellt hat, dahin gehend, das Werk des Tacitus sei nur eine Vorarbeit gewesen für geschichtliche Darstellung, Studien zu den geschichtlichen Werken, die theils ihre Bearbeitung finden theils eingeschaltet werden, theils überhaupt als feste Grundlage bei der Darstellung eines bewegten Lebens dienen sollten.

Gerne muß man dem Verfasser zugestehen daß er ehrlich bemüht gewesen ist die römische Literaturgeschichte mit historischem Sinn aufzufassen, also ohne Einmischung in die dogmatischen Zänkereien, aber auch ohne Geringschätzung.

Rdlff.

Matthias Claudius. Briefe an seinen lieben Andres über den Herrn Christum. Basel, 1869. Im Verlag christlicher Schriften.

Luther hat geäußert (an den christlichen Adel deutscher Nation) „viel Bücher machen nicht gelehrt, viel lesen thut es auch nicht, sondern gut Ding und oft lesen, das macht gelehrt und fromm dazu.“ Von der Wahrheit dieses Ausspruches ist offenbar der Herausgeber der vorstehenden Schrift erfüllt gewesen, als er in einem besonderen Büchlein das bezeichnete aus den Schriften des Wandsecker Boten, die Briefe an Andres, nochmals der Öffentlichkeit übergab. Der Zweck dieser Veröffentlichung ist nicht nur im Allgemeinen den Leser mit Claudius bekannt zu machen, sondern ihm denselben vorzuführen als einen Zeugen für Christum, wie er eben in diesen Briefen sich darstellt. Die Absicht ist gewiß zeitgemäß in unseren Tagen, wo die großen Wahrheiten des Evangeliums, die Thatfachen der göttlichen Offenbarung theils einem zerfetzenden Spotte, theils einem oberflächlichen Vernunfturtheile Preis gegeben werden. Mögen daher diese Briefe, welche in seltener Weise Einsicht und Tiefe vereinigen, Leser finden, denen die evangelische Wahrheit noch eine ernste Angelegenheit des Herzens ist und welche daher als Pflicht anerkennen, anders Denkende zu der

Lectüre und Beherrzigung der Worte des redlichen Wandsbecker Boten zu bewegen.
Adlff.

Gust. zu Puttk. Karl Immermann.

Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. 2 Bde. Berlin, 1870. Herz. 3 Thlr.

Wenn nicht durch seine Dramen und Gedichte, so doch gewiß durch seinen Münchhausen gehört Immermann zu den beliebtesten Schriftstellern der Neuzeit, und wenn sich in fast all seinen Werken ein unermüdetes ehrenwerthes Ringen nach edlen Zielen zeigt, ohne daß es ihm vergönnt war, die Linie der Classicität eigentlich zu erreichen, so zeigt uns nun diese doppelt dankenswerthe und ganz vortrefflich gearbeitete Biographie die Ursache dieser — Unfertigkeit (wie wir es mit Einem Worte nennen wollen), und zwar meist aus Immermanns eignen Worten und Bekenntnissen. Er hat es von seiner Seite wahrlich nicht an Fleiß und Arbeit fehlen lassen; er war in stetem sittlichem wie ästhetischem Kampfe mit sich selbst; aber dreierlei war ihm versagt worden. Vor allem eine ruhige, glückliche, unge störte Zeit der Jugendentwicklung. Seine Jugend fiel in die schlimmsten Kriegsjahre; sein Universitätsstudium zu Halle (wo er namhaft und erfolgreich gegen die übermüthige Kaulstuf der dortigen Burschenschaft auftrat) wurde zweimal unterbrochen durch freiwilligen Kriegsdienst; die Schlachten von Ligny und Waterloo hat Immermann mitgeschlagen; und als er das unterbrochene Studium wieder aufnehmen wollte, hinderte ihn der Tod des Vaters und nöthigte ihn zu vor schnellem Eintritt in den Staatsdienst. Halbfertig in seinem Berufe, und dadurch an erquicklicher Carriere gehindert, war er (nach seinem eignen Geständniß II, S. 263) auch halbfertig in seiner geistigen Entwicklung, und wenn er seinem eignen Bekenntniß nach bis an sein Lebensende um des Brodes willen zu Schriftstellern und zu dichten gezwungen war, und um der leeren Kasse willen Buch um Buch rasch vollenden mußte, so begreifen wir, warum er soviel Unvollendetes geschaffen hat. Seine Verse hat sein größrer Gegner Platen, als holprigt bezeichnet. Will man den Ausdruck zu hart finden, so wird man doch ohne Unrecht sagen dürfen, daß ihnen eins fehlt: die Musik, jenes zauberische Etwas des Wohlklangs, der mit kräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt, und schon vor dem Inhalt und abgesehen vom Inhalt nicht das Ohr allein, sondern auch die Seele gefangen nimmt. Aber nun erfahren wir aus der Biographie, daß

musikalisches Gehör und der Sinn für Musik Immermann von Natur versagt war. Das erklärt uns jenen Mangel seiner Poesien; das läßt uns auch jenen bekannten Conflikt mit Mendelssohn doppelt begreiflich erscheinen, dessen anderen Erklärungsgrund Deventer gewiß mit Recht darin findet, daß Immermann jeden Widerspruch zu brechen, Mendelssohn aber keinen zu ertragen gewohnt war. — Versagt war ihm drittens der Segen einer positiv-christlichen Erziehung. Wohl trat ihm positives Christenthum später in der Person seines Bruders nahe, aber zu einer Zeit, wo er selbst schon zu sehr in seinen eignen Anschauungen sich verfestigt hatte, und wo überdies bereits eine Leidenschaft ihn in den Banden eines sittlich anstößigen Verhältnisses hielt. Die Gattin des Majors v. Lützow, eine geb. Gräfin v. Ahlefeldt, war's, die ihn bezauberte; es kam zur Scheidung, aber eine Ehe mit Immermann wollte sie nicht eingehen, obwohl sie lange Jahre mit ihm zusammenlebte — ob in platonischer oder in fleischlicher Liebe, darüber läßt die Biographie uns im Unklaren, gesteht aber ein, daß dies Verhältniß (das erst ein Jahr vor Immermanns Tod sich löste, wo er ein treffliches Mädchen heirathete) ein Fluch und Bann gewesen, der in seinem poetischen Schaffen ihn innerlich gehemmt habe. Und wenn wir die zur Zeit seines Brautstandes gedichteten Oberhoffenen des Münchhausen mit all seinen früheren Produkten vergleichen, so sehen wir es ja mit Augen, zu wie viel frischeren, innerlich einheitlicheren und klassischeren Leistungen Immermann gereift sein würde, wenn er nicht erst in seinem 44sten — leider seinem letzten! — Lebensjahre sein Gewissen von jenem Bann befreit hätte.

Karl Immermann war entschiedener Theist. „Meine Weltbetrachtung“ schreibt er an seine Braut (II, S. 268) „fällt ganz mit der Betrachtung ewiger, in den Dingen fortwirkender, nicht todtet sondern in Liebe lebendiger Gesetze zusammen. Wo ich gehe und stehe, was ich thue und treibe, ich fühle mich an der Brust des ewigen Vaters, ich habe ein felsenfestes Vertrauen auf diesen meinen Gott, der mir zwar nicht alle meine Wünsche gegeben, mich aber immer bis zu dem Punkte geführt hat, wo ich sein Regiment auch in dem Widrigen als heilig und gerecht erkennen mußte.“ Den Gott des Spinoza nennt er (II, S. 36) „einen allgegenwärtigen, ewigen und allmächtigen Todten,“ vor dem ihm „graue.“ Und über Schleiermacher macht er (II, S. 52) die feine Bemerkung, daß bei ihm „Gott doch wieder in eine gewisse Sphäre der Nothwendigkeit versetzt werde.“ An ein ewiges Leben, eine persönliche Fortdauer glaubte er mit Entschieden-

heit. (II, S. 270): „Ich halte dafür, daß das Feinste, Individuellste, die geistige Person, das Ich mit Einem Worte, was nur einmal so vorkommt (denn auch der gewöhnlichste Mensch hat Seiten, die kein Anderer besitzt) auch das Höchste und Beste in uns ist, und daß es daher unvernünftig wäre, anzunehmen, dies könne zerstört werden, da die ganze Aufgabe des Lebens nur ist, dieses Ich zu der Gestalt herauszuarbeiten, welche Gott ihm bestimmte.“ Er sah ein, daß das Christenthum wesentlich „Erlösung“ ist; aber er folgte insoweit den Ideen des damaligen Zeitgeistes, daß „Christus, wie er bloß im Evangelio erscheint, sich für ihn „in einen Nebel verbarg,“ und es ihm als gleichgültig erschien, ob er von Joseph erzeugt sei oder nicht, ob er Wunder gethan, ob er auferstanden sei. (II, 269 und 290 ff.). Wesentlich war ihm nur, „daß Gott vollständig zur ungetrübtesten Erscheinung in einem Menschen gekommen ist.“ in Christo haben wir „den Beweis, daß Gott im Menschen einkehren könne.“ In diesem Sinne feierte Zimmermann das heilige Abendmahl mit Ehrfurcht.

Aber wie dieser religiöse Standpunkt, ob auch achtungswerth, doch ein mit innern Widersprüchen behafteter, und sein Christus doch im wesentlichen nur eine Christusidee war, die der Mensch selbst produciren mußte: so fehlte es demzufolge auch seinem sittlichen Wesen an der sichern objectiven Norm, an der Tiefe der Selbstverurtheilung und der Kraft freudiger Hergenerneuerung. Viel Friedlosigkeit und Unruhe begegnet uns in seinen, überall edlen Selbstbekenntnissen, und auf so unruhigem Grunde konnte denn auch keine ruhig in sich gefasste und in sich gereifte Poesie erblühen. Bei alle seinen liebenswürdigen Eigenschaften trug Zimmermann doch einen gewissen Uebermuth in sich, der hin und wieder als *egotisme* heraustrat. Wenn er in seinem Münchhausen Justinus Kerner und Eschenmayer als „alte Weiber“ an den Pranger stellt, so ist dies gelind gesagt unseiner. Wenn er in seinem „Reisejournal“ 1833 Paul Pfizer und die Schwaben überhaupt, ohne sie nur näher zu kennen, als „mittelmäßige Köpfe“ tractirte, so haben diese, Gust. Schwab an der Spitze, ihn durch edelmüthige Verzeihung (II, S. 13 f.) beschämt; nicht so leichtes Kaufes kam er bei Platen davon. Die Entschuldigung, daß er mit seinem, in der That rohen, Epigramm auf die „Chafelendichter vomirenden Dichter“ nicht Platen gemeint habe, war eine nöthige Ausrede; sein Programm richtete sich gegen die Chafelendichter überhaupt (nicht bloß, wie er hinterher behauptet, gegen die schlechten), und so durfte er sich

nicht beklagen, wenn der bedeutendste Chafelendichter ihm den Schlag — freilich in feinerer und wahrhaft genialer Weise — zurückgab, und ihn auf die Schwächen seiner Poesie aufmerksam machte. Platens Größe hat Zimmermann nie zu würdigen gewußt; wenn er ihm bloße Formschmitzerei ohne Gehalt vorwarf, so war dies geradezu absurd.

Wenn wir hiemit — auf die Biographie gestützt — die Schattenseiten in Zimmermanns Charakter (wozu wir auch seine Unkritik im persönlichen Umgang, z. B. seine Freundschaft mit Heine u. a. rechnen möchten zur Sprache gebracht haben, so verkennen wir) darum seine großen und überwiegenden Lichtseiten nicht. Dahin gehört die Aufrichtigkeit seines Charakters, sein hoher empfänglicher Sinn für klassische Poesie, sein wahrhaft tiefes Verständniß Shakespeares und Calderons, sein gesundes Urtheil z. B. über Nathan den Weisen und die Iustadas des Camoens (I, 54), wie über Kogebue (II, 39): „Ich weine fast in allen seinen Stücken; es gibt in jedem Menschen einen Punkt, der zum Bösel gehört; diesen Punkt in mir trifft Kogebue mit Sicherheit“, überhaupt die Frische und oft treffende Schärfe seiner Urtheile, vor allem aber seine richtige Einsicht in die Aufgabe der mimischen Kunst. Er erkannte richtig, daß nicht Rollen gespielt werden sollen, sondern ein Drama, und daß die Schauspielerei keine produktive, sondern eine reproduktive ist. Wir wundern uns, daß Putzig die schwachen Einwürfe Devrient's gegen Zimmermanns richtige Theorie und Praxis anzuführen der Mühe werth gefunden hat. Gewiß ist, daß dem echten Mimen erst aus der Unterordnung unter das vom Dichter gewollte Ganze und aus dem Zusammenarbeiten mit den Andern die wahre Freiheit und Selbstständigkeit erwächst.

Dem Autor der Biographie wissen wir herzlichen Dank für die klare, wohlbedachte, maßvolle Bearbeitung seines Stoffes. Man merkt ihm das: *Pectus facit disertum*, an, und das thut wohl. Und wenn er seinen verstorbenen Freund hin und wieder als Dichter vielleicht zu hoch gestellt hat, so fällt es uns nicht ein, mit ihm darüber rechten zu wollen. Ueber den Werth eines Künstlers hat jeder das Recht, sich sein eigenes Urtheil zu bilden, der Biograph sowohl als die Leser, und den ersteren kleidet liebende Begeisterung sicherlich besser, als Tadelsucht.

„Raab“ für „Rab“ (II, S. 196) ist wohl nur Druckfehler. Mit der „Felsenpartie bei Wunsiedel“ (ebend.) dürfte wohl die bekannte Ruisenburg gemeint sein. A. E.

Belletristik.

Glück auf! im Fürstenhause. 2 Theile.
8. 224 u. 276 S. Berlin, 1870.
Dunker. 3 thlr.

Das vorliegende Buch gehört nicht zu dem Schlage gewöhnlicher Romane, die nur zu einer flüchtigen Lektüre dienen, um einige müßige Stunden des Tages angenehm auszufüllen. Man könnte dasselbe mit demselben Rechte der pädagogischen als der belletristischen Literatur unterordnen, da dem Verfasser wohl hauptsächlich die Absicht vorwebte, seine Gedanken und Grundsätze über die in unserer Zeit so wichtige Erziehung in den höchsten Ständen, vorzüglich in den Fürstenhäusern auszusprechen. Der Verfasser hat sich nicht genannt, ist aber, wie sein Buch beweist, ein ebenso vielseitig, als wissenschaftlich gebildeter Mann, der, nachdem er das Leben und die verschiedenen Lebensverhältnisse genau beobachtet und gründlich kennen gelernt hat, nach einer thätig zurückgelegten Laufbahn im Staatsdienste die gewonnenen Lebensansichten dem kommenden Geschlecht gleichsam als ein Vermächtniß überliefert hat.

Der Roman bewegt sich, wie der Titel schon andeutet, wesentlich in Hofkreisen, theilweise jedoch auch in den Familien der niederen Stände und des Volks, in welche die fürstlichen Personen eingeführt werden. Sie werden mit Wahrheit nach dem Leben geschildert und tragen zur Ausführung der Absicht des Verfassers zweckmäßig bei.

Der Held des Ganzen ist ein apanagirter Prinz eines deutschen Fürstenhauses, der, durch glückliche Anlagen und Fleiß in einem hohen Grade gebildet, von äußeren Verhältnissen gezwungen ist, ins Ausland zu gehen, viele Jahre in England, Frankreich, Italien und dem Orient lebt und mit mancherlei Kenntnissen und Erfahrungen ausgestattet, unter dem von seinem in Aegypten verstorbenen Begleiter angenommenen Namen eines Majors von Ramson nach Deutschland zurückkehrt. Hier wird er durch Empfehlung eines älteren Freundes, des Grafen Erlau, dem Könige eines Mittelstaates zum Erzieher und Lehrer des Kronprinzen empfohlen und nimmt die ihm angebotene Stelle unter ungewöhnlichen Bedingungen an, die ihm eine freie und unabhängige Stellung sichern. Bald gewinnt er das Vertrauen und die Liebe seines Zögling, und allmählich entspinnt sich zwischen ihm und dem Könige und dessen jüngster Schwester Cornelia ein intimeres Verhältniß, das eben so wie das beständige Zusammenleben des Erziehers mit dem Kronprinzen, auf dessen Geistes- und Charakterbil-

dung einen sehr wohlthätigen Einfluß ausübt. Sehr wahr sagt der Verfasser Th. I, S. 62: „Man kann nicht genug in Betracht ziehen, wie nothwendig es bei Entwickelung junger Gemüther ist, die natürliche Gutmüthigkeit, welche die meisten Kinder und erwachsende Zöglinge besitzen, mit Liebe und Sorgfalt zu fördern. Die Jugend muß das Liebliche des Wohlwollens tief und tiefer empfinden, wenn nicht die Gefahr eintreten soll, daß bald die Widerwärtigkeiten und Anstrengungen des wirklichen Lebens, oder Studien, oder tägliche Zerstreuungen den edlen Blutstropfen des Herzens austrocknen oder in Kälte erstarren machen. Es wird bei der Erziehung in allen Ständen, aber besonders in den gebildeten und den höchsten, fast immer rar auf Wissen und Wirken für die gemeine Geschäftsaufgabe hingearbeitet, das Gefühl für Anderer Wohlfahrt aber versäumt, das doch wesentlich ein innigeres Lebensglück darbietet. Die Gefühllosigkeit ist eine der schlimmsten Krankheiten unserer Zeit, wie es einst eine krankhafte Sentimentalität auf der andern Seite gewesen ist.“

Der Unterricht, den der Major von Ramson theils selbst erteilt, theils unter seiner Leitung und Aufsicht durch tüchtige Lehrer erteilen läßt, erstreckt sich auf die Religion, die lateinische Sprache, Geschichte, Geographie und Stilübungen. Im Religionsunterricht geht er einfach von der Anschauung der Natur aus und hält sich ausschließlich an die Reinheit der religiösen und sittlichen Lehren des herrlichen Stifters der christlichen Religion. „Ich protestire,“ heißt es I, S. 70, „gegen alle jüdischen und heidnischen Beimischungen und gegen das ganze gnostische System der Kunsttheologie, die allerdings, wie sie nun einmal uns überkommen und im Staate belebt ist, zu einem recht wirksamen und wohlfeilen Zwangsmittel mißbraucht werden kann.“

Der Unterricht in der lateinischen Sprache und in der Weltgeschichte, sagt der Verfasser S. 80 fg. war einem schon etwas bejahrten Manne zugetheilt, der seinen Unterricht durch persönliche Liebe zu dem Schüler und durch eine Methode des Sprachunterrichtes sich und ihm angenehm machte, und die wir allen Lehrern empfehlen möchten. Ohne die Gründlichkeit der Grammatik hintanzusetzen, gab er dem Schüler stets nur so viele Regeln, als dieser auf der erlangten Stufe der Kenntnise einsehen, an Beispielen als geboten erkennen und gleichsam natürlich finden mußte. Der Fortschritt in der Sprache wurde stets auch als Fortschritt in praktischer Logik benutzt, und der Prinz auf jede Schönheit in Bild, Wort und Satz aufmerksam gemacht. — Die Geschichte lehrte der Unterrichtende mit beständi-

ger Beziehung auf das Ethische, ohne süßliche Verwässerung der Thatfachen und ohne untergeschobene Charakter-Schilderungen, für die nichts birgt, als die Phantasie des Erzählers. Das große Ziel der Menschheit, ihren langsame, aber gewissen Fortschritt, trotz allen Unglücks zeitweiliger Rückschritte, ließ der würdige Lehrer dabei nie aus den Augen. Aller Frömmelerei entschiedenster Gegner gab er seinem Geschichtsunterrichte doch beständig einen schließlich religiösen Charakter.“

Ueber den Unterricht in der Geographie bemerkt der Verfasser I, S. 83 sehr richtig: „Seit Karl Ritter die Geographie zur Würde einer wissenschaftlichen Kunde erhoben hat, muß sie als ein Theil der Geschichte der Völker und der Cultur betrachtet, nicht aber zu einer ärmlichen Gedächtnishülfe für Zeitungsleser herabgewürdigt werden. Erst die genauere Geographie, Chorographie und Topographie macht das sichere Eindringen in die alte, wie in die neuere Geschichte möglich.“

Ein besonderes Gewicht läßt der Verfasser den Erzieher auf die Stilübungen legen. „Der Stil,“ heißt es daselbst S. 117 fg. gehört zu den Geburtshelfern des Gedankens. — Dreierlei verbinde ich mit einander: Denken, Lesen und Schreiben. Niemand kann zweckmäßigen Stil bekommen, der nicht seine vorzutragende Sache wohl gefaßt hat; daher lasse ich jeder noch so kleinen Ausarbeitung eine Entwicklung der darin zu berührenden Gedanken im Gespräche vorausgehen. — Ich machte in neuer und neuester Zeit gar oft die Bemerkung, daß eine gespreizte und überschwängliche Rebseligkeit den Beweis lieferte, wie wenig das Denken dem Sprechen und Schreiben vorhergegangen war. — In steter Rücksicht auf des Kronprinzen Jugend lasse ich ihn für sich laut lesen, was er ohne weitläufige Erklärung verstehen kann, die musterhafte Prosa von Lessing, Goethe, A. W. Schlegel u. s. w. in strenger Auswahl. Hat er das gewählte Stück durchgelesen, so lasse ich mir von ihm den Inhalt, so ausführlich er will, aus dem Gedächtnisse wiederholen und dann alsbald das Stück mir vorlesen. Die größten Muster werden öfter wiederholt und ihre Ausdrucks-Schönheit, ihr Rhythmus, Periodenbau und Figuren-Schmuck hervorgehoben; der letztere hauptsächlich unter Verwerfung jedes Uebermaßes und Mißbrauchs. — Ich lege abgesehen von der Stilbildung, auf unsere Dichter von Klopstock an bis Goethe's Tod einen unermesslichen Werth, in ihnen ist der deutsche Geist am getreuesten abgedruckt und das Siegel tiefen Gemüthslebens unverkennbar.“

Als der Prinz konfirmirt war, machte er unter der Führung seines Erziehers eine län-

gere Rundreise durch das Königreich, um auf dieser nicht nur das auf Reisen so wichtige Sehen und Beobachten, sondern auch Land und Leute kennen zu lernen. Darauf ward derselbe praktisch mit dem preussischen Kriegsdienst als dem vorzüglichsten in Europa bekannt gemacht und dann, begleitet von Ramson, einem Hauptmann von R. und seinem früheren Geschichtslehrer, einem gelehrten und sehr geachteten Schulrathe, auf Reisen ins Ausland geschickt. Die Reisenden gingen über Venedig, Florenz nach Rom und Neapel; von da reiseten sie durch mehrere Provinzen Frankreichs, und zuletzt nach Paris. Der Kronprinz führte überall ein genaues Tagebuch, das er seinem Vater, dem Könige, einsenden mußte.

Den Beschluß der Erziehung bildete der Besuch der Landes-Universität in Gesellschaft Ramson's, der auch hier dafür sorgte, daß der Prinz sich nicht bloß auf eine zweckmäßige Weise wissenschaftlich ausbildete, sondern auch mit einem großen Theile seiner künftigen Unterthanen in eine nähere Berührung kam.

Diese fürstliche Erziehungs- und Unterrichts-Methode, die wir hier in kurzen Umrissen angeben haben, scheidet der Verfasser geschieht in die Geschichte seines Romans, in der uns die verschiedenartigsten Persönlichkeiten entgegen treten, welche meistens treffend nach dem Leben gezeichnet sind. Dazwischen begegnen wir ausführlicheren Anschauungen und Urtheilen über allgemeine Lebensverhältnisse, über Völker, Stände, Religionsparteien, und Staatseinrichtungen. So Th. I, S. 109 fg. über Conventen; Th. I, 242 fg. über die Freimaurerei, II, 20 fg. über die Engländer; II, 59 fg. über die Schulen und Universitäten; II, 67 fg. über die Politik der Groß- und Kleinstaaten; II, 75 fg. über Strafen und insbesondere über die Todesstrafe; II, 120 fg. über das Verhältniß des Sittlichen, Religiösen und Kirchlichen im Staate; II, 168 fg. über die Arbeiterfrage; II, 184 fg. über das Schöne und Göttliche; II, 208 fg. über den Volksunterricht. Aber auch an einzelnen Zügen der Menschenkunde fehlt es nicht. J. B. „Wohlthun heißt nicht etwa bloß Almosen geben, mit kleinen oder größeren Gelbopfern dürftige Personen unterstützen und damit sich das angenehme Gefühl einer gewissen Tugend bequem erkaufen wollen. Dies geschieht sehr oft und leicht, ohne daß der Gebende an dem Schicksale der Dürftigen wohlwollend Theil nimmt und ohne daß er gründlich Hülfe und Trost gewährt.“ — „Ein Mensch, der gebildet werden soll, muß er selbst sein und bleiben, und nicht bloß die Copie eines andern oder ein Schablonen-Bild.“ — „Der Mensch lebt nicht, um glücklich zu sein. Das natürliche

Bemühen um das Glück ist nur die Feder, welche seine Geistes-Uhr immerfort im Gange erhält. Aber sein Ziel muß sein, so vollkommen zu werden, wie möglich, und in seinem Kreise so glücklich zu machen, wie möglich. Dann wird ihn ein Gottesfriede zu dem höchsten innern Glücke von selbst führen.“ —

„Gegen die aufkegende Presse hilft bloß aufklärende Gegenrede der Presse. Die eigennützigen Schreier (manchmal sind es auch halbverrückte Schwärmer) macht man bald unsündig und kann sie ohne Schwierigkeit widerlegen oder an den Pranger der Lächerlichkeit stellen.“ — „Die Vernachlässigung der Sittlichkeit und Pietät ist zu einer Höhe geblieben, welche Grauen erregt. Zunächst ist die gemüthvolle Ehrerbietung und Liebe der Kinder gegen ihre Eltern, der Schüler gegen ihre Lehrer, des Gefindes gegen die Herrschaft, überhaupt der Jugend gegen ältere Personen verschwunden. Die häusliche Erziehung, die Gewöhnung zum Gehorsam, die desfallsigen Unterweisungen in den Schulen haben an vielen Orten aufgehört. Hier muß zuerst und in strenger Consequenz geholfen werden, damit wieder eine gutgeartete Generation erzogen werde. Dann wird auch ein freundlicher Anstand an die Stelle der jetzt beliebten und für weltklugen Freiheits Sinn gelten wollenden Frechheit, wieder eintreten.“ —

Doch wir brechen hier ab, überzeugt, daß das Mitgetheilte hinreichen wird, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter auf das inhaltsreiche Buch zu lenken und zur Lectüre desselben anzuregen.

B.

M.

Steffann, Emil. Die Freigemeindler.
Novelle. 8. 400 S. Leipzig, 1871.
Justus Naumann. 2 thlr.

Pastor Steffann, früher in Berlin, jetzt in —?— hat unter seinem Namen eine „der Dreieinige“ betitelte Predigtsammlung herausgegeben und unter dem Namen Gottfried Nessel die Novelle „Leofadie“ veröffentlicht. Ref. hat diese Novelle sofort nach ihrem Erscheinen in Süddeutschland völlig unbefangen und mit rechtem Vergnügen gelesen. Es hat ihn gefreut, daß nicht mehr ausschließlich Schriftstellerinnen kirchliche und religiöse Fragen in der Form der Novelle einem größeren Publikum zuführen. Die Verfolgung, welche sich in höchst mannichfaltiger Weise hinter dem Verf. hergemacht und in höchst bezeichnender Weise einerseits den Standpunkt der Moral sowohl in der Neuen Evangel. Kirchenzeitung als auch im Kladderadatsch — die Engel des Lichts und der Finsterniß in bester Gesellschaft —

geltend zu machen sich bemüht, andererseits aber an nichtsnutziger Berliner Standalucht sich ergötzt hat, konnte die Sympathie des Referenten für den ihm persönlich ganz unbekannten Autor nur steigern. Mit dieser Sympathie ist Ref. an die neueste Dichtung Steffanns gegangen. Völlig fühle Objectivität ist zudem bei einem Recensenten, der einen „Tendenzroman“ beurtheilen soll, niemals vorhanden.

Während die Leofadie sich vorzugsweise in den höheren Ständen bewegte, hat es das vorliegende Buch hauptsächlich mit niedersächsischen Bauern zu thun. Die krankhafte Suchnach den Personen, welche dem Dichter vorgeschwebt haben, deutlicher gesagt: Die ordinäre Begierde, statt der vom Dichter in freier Umgestaltung des Erlebten dargebotenen Wahrheit die gemeine Wirklichkeit ausfindig zu machen, statt eines Abbildes eine Photographie zu erhalten, wird bei dem vorliegenden Buche nicht so wie bei der früheren Novelle rege werden. Der Verf. warnt auch ausdrücklich in dem in Reimform erscheinenden Vorwort vor der Frage: „Wer ist denn hier, wer ist denn dort gemeint?“ St. will Wahrheit in Dichtung geben. Und Wahrheit gibt er in der That. Es ist nur die Wahrheit, wenn er im Vorworte sagt:

„Der Geist ist wahr, darin die Bilder leben,

Der Ton ist wahr, der aus dem Buche klingt,

Der Glaub ist wahr, der hier sich kund gegeben.

Die Lieb ist wahr, die hier das Herz durchdringt.“

Bei der Besprechung der Freigemeindler hat man von vornherein zwei Vermuthungen zu begegnen, zu denen das Titelblatt verleiten kann. Einmal handelt es sich nicht um eine freie Gemeinde nach Ullrich, Wislicenus u., sondern um den bekennnistreuen Bruchtheil einer lutherischen Gemeinde, welcher sich das Amtiren eines völlig ungläubigen, seinen Unglauben rückhaltlos darlegenden Pfarrers nicht gefallen läßt und, wie anderwärts eine Mehrzahl glaubensstreuer Gemeinden zur Bildung einer Freikirche geschritten ist, so im Falle der Isolirung zur Organisirung einer einzelnen freien lutherischen Gemeinde schreitet. Sodann gibt St. von dem, was gewöhnlich den Hauptinhalt einer Novelle ausmacht, von einer Liebesgeschichte so gut als nichts. Die Brautenschaft des jungen Hermsmeier und seine Hochzeit sind nur ein Behülfe zur Gemeindebildung. Der Wunsch des Regierungsrathes von Ehren, die Hand der Schwester des Pastors der freien Gemeinde zu erhalten, scheitert an dem festen, im Glauben gefaßten Vorsatz der Auserwählten,

dem Herrn als Diakonissin zu dienen. Die Verlobung des Alesfjors Jels endlich, des treuen Berathers und Vorstandsmitgliedes der neugebildeten Gemeinde, kommt nur nachrichtlich zur Kenntniß des Lesers. Die Braut wird dem Leser nicht vorgestellt. Wer Brot nur dann essen kann, wenn es stark mit Zucker bestreut ist, der strecke die Hand nicht nach den Freigemeindlern. Für das Mahhalten im Verwenden der geschlechtlichen Liebe muß dem Verf. ausdrücklich gedankt werden. Ein gleicher Dank gebührt ihm für das Mahhalten in der Charakterisirung derjenigen, welche der durch das Buch vertretenen Tendenz feierlich gegenüberstehen. Pastor Kranz, der Prediger des Unglaubens, der Redner in den Volksversammlungen des tollen Jahres, ist von Natur ein edler, aufrichtiger, irregeleiteter Mensch, dem es in seiner letzten Krankheit und auf dem Sterbebett gelingt, zum seligmachenden Glauben an das blutige Verdienst des Herrn Christus durchzudringen. Ein junger, der Baptisterei angehörender Kaufmann ist gleichfalls in keiner Weise karikirt, — wie beispielsweise der entsetzliche „Nasendrehler“ in der Leofadie.

Die hinreichend stark zur Geltung kommende Tendenz des Buches ist: dem Ausbau der lutherischen Kirche einen Dienst zu thun. Die treuen Lutheraner treten aus der Gemeinschaft der Landeskirche aus, weil ihnen das schwache Consistorium einen von der ungläubigen Majorität präsentirten Neologen zum Pastor gesetzt hat. Sie berufen sich einen gläubigen Geistlichen lutherischer Confession. Die mit einer solchen Separation verbundenen Mißstände bleiben nicht aus. Die Rückkehr in die gute Ordnung und Unterordnung kirchlicher Gemeinschaft fällt den Freigemeindlern nicht schwer, um so weniger schwer als ihr Pastor Horst, ein Mann, der in gesundem Fortschreiten von allgemein christlichen Anschauungen zu kirchlichen Gesichtspunkten gelangt, der Amtsnachfolger jenes antichristlichen Pastors Kranz wird. Neben dem Pastor der luth. Freigemeinde tritt uns die liebenswürdige Persönlichkeit eines ebenso gelehrten, als demüthigen und bescheidenen reformirten Consistorialrathes entgegen, während bei einem zweiten Consistorialrath, luth. Confession, ein etwas schroffes Auftreten für äußeres Kirchenthum bemerkbar wird. Außer den beiden erwähnten Juristen, dem von dem Grundsätze noblesse oblige geleiteten Regierungsrath und dem unsichtigen Gerichtsassessor, greift ein Advokat, dessen sprudelnder Humor mit einer gesunden christlichen Gesinnung in schöner Harmonie steht, in der letzten Hälfte der Erzählung in die Handlung ein. Beiläufig sei bemerkt, daß der Verf. in einem reichlich mit

christlichen Elementen durchsetzten Gebiete gelebt haben muß, wenn er drei Juristen, die gute Christen sind, auftreten läßt. Die südwestdeutschen Landstriche, in welchen Ref. bekannt ist, würden keinen Anhalt dafür bieten, den Laienstand der s. g. gebildeten Klassen der Bevölkerung durch drei Juristen repräsentiren zu lassen. In der Landschaft, welche St. im Auge hat, werden „pietistische“ Beamte nicht zu den Seltenheiten gehören.

Dem lutherischen Christenthum, welches durch die reichen, eckconserativen Hofbauern vertreten ist, stehen einzelne von Haus aus reformirte Bauern, die zur neugebildeten luth. Gemeinde kommen, sowie einzelne trefflich gezeichnete Pietisten gegenüber. Daß die Bauern ihren Dialekt sprechen, gibt dem Buche eine besondere Frische und Unmittelbarkeit. Gerade die dem Bauernstande angehörenden Personen werden die meiste Anziehungskraft auf die Leser üben. Der alte Ehringhausen, Fiken, seine Tochter, Jost Hermsmeier, sein Schwiegersohn, der Kunsweier und sein Schäfer Gottfried sind mit einer Wahrheit gezeichnet, daß man seine Freude haben muß. Manchen Lesern werden die gelegentlich eingestreuten Bemerkungen über Liturgie, kirchliche Kunst, kirchliche Aemter, Kirchenzucht zc. nicht angenehm sein, andere Bemerkungen, welche in weiteren Kreisen Wiederhall finden werden, ergehen sich über die Freimaurerei und über die thörichte Vielseitigkeit im Lehrstoff der Volksschule. Was St. schreibt ist immer reich an feinen, treffenden Bemerkungen, die von ebensoviel Nüchternheit als Erwärmtheit in gewissen Lebensgebieten zeugen. St. will anregen, damit die Leser sich weiter mit dieser oder jener bedeutenden Frage beschäftigen, aufnöthigend verfährt er dabei niemals. Wenn Ref. etwas anführen soll, was er anders gewünscht hätte, so ist das die Verwendung ganz überflüssiger Fremdwörter. Warum soll man statt Pantalons nicht Hosen, warum statt candirt nicht verzuckert, warum statt Defect in dem betr. Zusammenhange nicht Mangel setzen können?

Schließlich die Notiz, daß der Verf. in den städtischen Kreisen seiner freien Gemeinde die Leofadie unter dem Namen „Therese“ einer ziemlich eingehenden, objectiven, dem Autor übrigen mehrfach zu nahe tretenden Kritik auslegt. Der Umstand, daß man ein der Unterhaltung dienendes, von christlichem Geiste getragenes Buch nicht von A bis Z vorlesen kann, enthält an sich noch keinen Tadel, der den Verfasser trifft, sondern vielmehr lediglich einen Tadel, der unseren gesellschaftlichen, vielfach unter dem Bann der Sünde stehenden Verhältnisse trifft. Sollte St. etwa diesen Verhält-

nissen zu Liebe Pantalons statt Hosen gesagt haben? Das wäre doch zu rückfichtsvoll.

D. R.

Gustav zu Putlik, Walpurgis. Novelle.
Berlin, 1870. Duncker's Verlag.
1 1/3 thlr.

Die Art und Kunst des Dichters von „Was sich der Wald erzählt,“ von „Luana“ „Vergiß mein nicht,“ u. hat durch die große Verbreitung dieser Dichtungen in vielen Auflagen bereits eine große Anerkennung gefunden. Auch die Novelle „Walpurgis“ trägt den Charakter des geistig Edelen und sittlich Reinen und hierdurch sind ihre Verwickelungen und Lösungen tiefer und ergreifender. Zu großen und einfachen Zügen zeichnet der Verf. das oft reiche und kunstvolle psychologische Leben. Die Erzählung beginnt mit der Frühlingsmesse zu Frankfurt in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Der Verdruss des Silberwaarenhändlers Volkhard über die unerschöpfliche Heiterkeit und das Lachen des „Nürnberger Wäpfi“ in der gegenüberliegenden Nürnberger Spielwarenbude verwandelte sich durch die Rettung ihres Lebens in eine ebenso große Zuneigung seines Herzens zu ihr. Walpurgis gelangt durch den Verkauf ihres Lachens an einen Armenier, der von nun an geheimnißvoll in das Leben beider greift, zum Besitze von Volkhard. Der Verkauf des Lachens, was uns in gewisser Hinsicht an Chamisso's Mann ohne Schatten erinnert, giebt der Dichtung etwas Märchenhaftes, Geheimnißvolles. Volkhard, der Sohn eines einst reichen Patriciers in Augsburg, führt Walpurgis nach Venedig heim, fühlt sich aber bald durch den Ernst und das stete Weinen der Walpurgis noch viel unglücklicher als früher durch ihr Lachen. Unter der Last des Lebens, seiner Noth und Sorge erkaufte Walpurgis durch das Verkaufen ihres Weinens an den Armenier eine Wendung ihres Lebens zum äußern Glück, aber das eigentliche Glück des Lebens, der Friede ihres Herzens und Hauses ist verschwunden. Walpurgis eilt mit Volkhard in ihre Heimath, um zu genesen. Die Schilderung des Dichters, wie durch die Umgestaltung ihres Innern die Heimath ihrer Jugend ihr eine ganz andere geworden ist, ist besonders wahr und schön. Der Druck, unter dem ihr Leben verkümmert, wird nicht beseitigt. Ueberall greift der geheimnißvolle Armenier, der als der frühere Verlobte der Mutter des Volkhard, die sein Vater auf einer Geschäftsreise in Kleinasien kennen lernte, und sie dem Armenier entwandte, erkannt wird, bestimmend, treibend und helfend

in ihr Leben ein. Dies Verhältniß zu ihm bleibt aber Volkhard und Walpurgis gegenseitig ein Geheimniß, so daß keiner von ihnen weiß, in wessen Hand dies Leid des andern liegt. Das sittlich Reine und mannhaft Edle in dem Verhältniß Volkhard's zur Marquise Camilla wird ihr wie ihm zur Wendung des Lebens. Nachdem der Armenier im Kloster Sanlazaro noch die Heilung der Benigna, des Kindes der in sich unglücklichen Ehe, übernommen hatte, verschwindet er in sein Vaterland. Die Marquise Camilla, deren Hausarzt der Armenier war, übergibt Walpurgis, dem Weibe das ihr treuen Volkhard, ihr Kind heilte. „Mir brachte er das Kind!“ sagt Camilla. „Hier vollendete er die Heilung; ich durfte es pflegen, und ich lehrte es Mutter sagen.“ „Und er ist fort?“ fragte Volkhard. „Für immer!“ antwortete Camilla. „Aber ein treuer Arzt, heilte er vor dem Scheiden alle Wunden!“ Die Fesseln, die Jahrelang das Herz der Walpurgis umschlossen, waren zerbrochen; ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen und sie lachte vor Freude laut auf, „so rein, so tief beglückt war ihr Herz, wie noch nie im Leben vorher.“

Je größer der Schmerz der dunkelen Verwicklung des Lebens war, um so tiefer und reiner ist die Lösung. Der sittlich strenge Stil und der psychologische Reichtum der inneren Welt in der klaren und vollen Darstellung zeichnen die Dichtung besonders aus.

Dr. M.

Clemens Brentano. Aus der Chronica eines fahrenden Schülers. Berlin, 1870. Heinersdorff.

Bereits im Jahre 1803 verfaßt, und im Jahre 1819 zuerst veröffentlicht, ist diese Dichtung Brentano's auch in der späteren Lebenszeit des Dichters unvollendet geblieben. In gewisser Hinsicht hat man in „dem Tagebuche der Ahnfrau“ eine Fortsetzung finden wollen. In unserer Erzählung, die zu dem Schönsten der deutschen Poesie gehört, haben wir die volle, bereits verklarte Kunst und Art der Dichtung Brentano's. Die phantastische Wunderwelt und ungebändigte Phantasie, die in dem Dichter wohl das Erbtheil seiner väterlichen Heimath, des nördlichen Italiens mit seiner ernstigen und sonnig schönen, poetischen, großartigen Natur, war, hat sich in ihr zur seelenvollen Ruhe verklart. Eine tief religiöse Stimmung und ein sinnvolles Verständniß der Natur wie der Kunst trägt und durchzieht das Ganze. Denn Johannes in seiner Unschuld und Frömmigkeit

schließt sich auch in seiner Armuth die Natur und das Leben in aller Freudigkeit auf. Die Laurenburger Esse ist das vollendete Bild deutscher Kunst und Art keuschen Sinnes. In den unvergleichlichen Viedern klingen die Laute der schmerz erfüllten Seele und die Begehungen eines tief bewegten Herzens durch. Die Vieder „O Mutter, halt dein Kindlein warm die Welt ist kalt und helle“ und „Es sang vor langen Jahren wohl auch die Nachtigall,“ sind von keiner Kunst der Welt erfunden, sondern werden aus der Tiefe der reinen und reichen Seele laut. Die Innigkeit keuscher Liebe tönt in den Nachtigallklagen in dem Viede der Spinnerin. Innige Zartheit und eine geheimnißvolle Pracht erfüllt diese ursprüngliche Dichtung des reichen und einzigartigen Dichters. Der Gedanke, wie ihn die Verlags handlung ausspricht, „die Erzählung durch eine fremde Hand nachträglich ergänzen zu wollen“, würde einen großen Mangel des Verständnisses der Kunst und insbesondere unseres Dichters zu Tage treten lassen. Die Dichtung ist auch in ihrer Nichtvollendung schön und herrlich genug, um Herz und Seele des Lesers zu erfreuen.

Dr. M.

Weikert, Grüße aus der Heimath. Eine Freundesgabe insbesondere für Männer und Jünglinge. Erzählungen, Briefe, u. Berlin, 1869. Schulze.

Die Erzählungen, Briefe, Gespräche und Vieder, welche in diesem schönen Büchlein gesammelt erscheinen und die bereits im Berliner Jünglingsboten veröffentlicht waren, sollen von dem Segen eines christlichen Vaterhauses und von der nachhaltigen Bedeutung der trauten Heimath zeugen, aber auch auf die Freude und den Gewinn christlicher Gemeinschaften, von denen besonders zunächst die evangelischen Männer- und Jünglingsvereine hervorgehoben werden, sowie auf das heilige Ziel der himmlischen Heimath hinweisen; die Schrift ist aus der Erfahrung und Wirklichkeit des Verf. als Vorstehers des evangelischen Vereinshauses in Berlin hervorgegangen. Daher gehören die Erzählungen und Briefe dem Leben des Handwerkerstandes an und geben uns christlich deutsche Lebensbilder von Gefellen und Meistern und ihren Familien. Ein Gespräch behandelt die Jünglingsvereine und Handwerkervereine. Den Schluß machen Vieder voll Innigkeit und christlicher Wahrheit.

Das Büchlein wird alle Leser sehr erfreuen, welche offenen Sinn für ein christliches Volksleben haben und wünschen dasselbe zu fördern. Es ist besonders geeignet, in dem Kreise, dem es entnommen ist, christliches Le-

ben und Denken zu fördern. Möchte es als Freundesworte erkannt und insbesondere von vielen Männern und Jünglingen beherzigt werden.

Dr. M.

Bienengräber, Dr. A. Aus Krieg u. Frieden. Geschichten für Jung und Alt. Bernburg, 1871. Rob. Schilling 8 fgr.

Das kleine Heftchen, welches zum Besten der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger erschienen ist, enthält nicht Originalgeschichten. Der Inhalt ist zusammengetragen, aber so trefflich, daß wir nicht einen Augenblick anstehen, das Büchlein Jung und Alt dringend zu empfehlen, zumal auch für Volks- und Jugendbibliotheken.

Dr. D. S.

Bäppler, Ueber die Sage vom ewigen Juden. Berlin, 1870. Heinersdorff. 7 1/2 fgr.

Die Sage von dem ewigen Juden gehört zu den bedeutungsvollsten und ihre Deutung gehört zu einem der größten Gedanken der Geschichte, und diese Sage bietet uns der Verf. nach ihrer Gestalt und Deutung. Das Verhalten des Abasverums an jenem ersten Charfreitag, seit welchem die Christenheit des Herrn Tod verkündet, bis daß er kommt, erfüllte ihn mit einem ruhelosen Geiste, der ihn in die Weite trieb. Aber als er das hundertste Jahr vollendet hatte, fiel er in eine Ohnmacht und erwachte zu dem Lebensalter verjüngt, in welchem er zur Zeit des Todes Christi gestanden hatte; und dieß wiederholt sich, so oft er das hundertste Jahr erreicht hat. Seit dem sechzehnten Jahrhundert taucht die Kunde von seiner Erscheinung in Deutschland auf, wie auch in Spanien, in der Schweiz und zuletzt in Württemberg noch im vorigen Jahrhunderte. Die Sage entwickelt sich seit dem 13. Jahrhundert immer völliger. Sehr schön weist der Verf. auf die melancholische Klage über die Kürze und Flüchtigkeit des menschlichen Daseins hin, die durch die Volkspoesie aller Zeiten und Völker hindurchgeht, und die in dem neunzigsten Psalm sich am erschütterndsten ausspricht. Wenn der Verf. nun die ursprüngliche Bedeutung der Sage von dem ewigen Juden und zugleich die hohe Tragik, die ihr anhaftet, in der Idee der Qual eines endlosen Daseins, in dem Fluche eines ewigen Lebens in der Zeit und Leidseligkeit findet, so ist damit die Bedeutung der Sage nicht völlig erschöpft. Ihre Bedeutung tritt bereits deutlicher hervor, wenn im ewigen Juden das über das Judenthum ausgesprochene

Urtheil und in Ahasverus die Personification des jüdischen Volkes von dem Verf. erkannt und er als der sinnbildliche Träger der Strafgerichte, die auf diesem Volke lasten, angesehen wird. Die Bedeutung der Sage gewinnt an Klarheit, wenn sie, wie es von Gelzer in seiner Schrift, „Die Religion im Leben“ sinnvoll geschehen ist, mit der Sage von Faust und von dem heiligen Christophorus zusammengestellt wird. Wenn wir in dem Faust das ewige Schicksal des Heidenthums ausgesprochen finden, wie es von unersättlichem Drange nach Wissen auf diesem Wege seinen Durst zu stillen sucht, so ist Ahasverus das Bild des Vooses des Judenthums und seiner Gesinnung, die kein Auge hat für die neue Welt, die im Glauben an den Erlöser aufblühet ist, der Gesinnung, die in ihrer Eigengerechtigkeit nicht den Frieden eines versöhnten Herzens finden kann. Die Sage von dem heil. Christophorus stellt die innere Entwicklung des christlichen Lebens, des treuen Dieners im Glauben dar: der Krieger dient nach eigener Wahl einem Herrn, den er nicht sah, noch kannte, bis er sich ihm in der größten Noth in dem Kinde, das er trägt, als den Heiland der Welt zu erkennen giebt. Der Verf. hebt noch hervor, daß es keinem unserer Dichter gelungen ist, die Sage von dem ewigen Juden in einer Dichtung dem Herzen des Volkes nahe zu bringen.

Der Vortrag ist in einer ernsten und kräftigen Sprache verfaßt und muß vorgetragen einen gewaltigen Eindruck gemacht haben.

Dr. M.

Kunst. Musik.

Die Urschweiz. Classischer Boden der Tellsage, verherrlicht durch Schiller's Freiheitsfang. 60 Stahlstiche von C. Huber und anderen Künstlern. Mit historisch-topographischem Text von Professor Ed. Osenbrüggen. Gr. 4. Basel, Cief. 1—15 compl. Chr. Krüsi. 6 thlr. 15 sgr.

Daß bei dem Erscheinen der ersten Lieferung bereits im vorigen Band besprochene Prachtwerk: „Die Urschweiz“ mit Text von Prof. Ed. Osenbrüggen — liegt jetzt in seiner Vollendung vor uns, und was der Anfang versprochen, hat das Ganze gehalten. Die leidige Methode mancher Verlagshandlungen, in den ersten Lieferungen einige „Blender“ als Lockvögel voranzusenden, um dann zum Schluß Waare der gewöhnlichsten Sorte nach-

folgen zu lassen, ist hier nicht zur Anwendung gekommen, vielmehr sind Bilder und Text bis zum Ende gleicher Art, und halten sich auf derselben Höhe, wie in den ersten Hefen.

— Erst bei dem Abschlusse des ganzen Werkes läßt es sich aber übersehen, wie zweckmäßig die Abgrenzung, wie erschöpfend und gelungen die Lösung der selbstgestellten Aufgabe ist. Bei der Fülle landschaftlicher Schönheiten, welche die Schweiz darbietet, bei der Verschiedenheit der ethnographischen Verhältnisse und der historischen Entwicklung würde eine vollständige Schilderung des ganzen Landes in Bild und Wort eine Bibliothek für sich allein beanspruchen, während jede theilweise Behandlung nur zu leicht den Charakter des Fragmentarischen und Unzusammenhängenden erhält. Bei dem vorliegenden Prachtwerke zeigt sich aber in der Beschränkung der Meister: wie die Urkantone gemeinsam dem Sänger Tell's am Mythenstein das schönste Denkmal der Welt errichtet, so werden sie — der classische Boden der Tellsage — in diesem Werke als die Urschweiz zusammengefaßt und in den Beziehungen zu Schiller's Freiheitsfang wie in einem Rahmen zusammengehalten. Denn nicht bloß nach geographischer und politischer Abgrenzung, sondern auch in historischer und ethnographischer Hinsicht, in Sage und Poesie wird hier die Urschweiz, als ein in sich geschlossenes Ganze, gewissermaßen als die Quintessenz der ganzen Schweiz dargestellt, wie ja auch einer der Urkantone den gesammten Eidgenossen den Namen gegeben hat; eine Ehre, welche den Schweizern hauptsächlich für ihr Hervortreten in der Schlacht bei Morgarten zu Theil geworden ist. Und innerhalb dieser Abgrenzung ist in Wort und Bild die möglichste Vollständigkeit angestrebt und auch erreicht; — kaum ein Punkt von besonderer landschaftlicher Schönheit, kein Ort von historischer oder sagenhafter Merkwürdigkeit ist übergangen; — höchstens möchten wir wünschen, daß auch der modernen Zeit etwas mehr Rechnung getragen, und z. B. das von Tausenden angestaunte Wunderwerk der neuen Rigibahn nicht bloß mit 2 Zeilen (auf p. 334 und 343) abgethan, sondern im Text und Bild — wenigstens im Souvenir de Rigi — etwas mehr berücksichtigt worden wäre. Auch das durch den Hugi-Gletscher geschlossene Maderaner Thal bei Amsteg, dessen landschaftliche Pracht durch die Veranstaltungen des Alpen-Clubs neuerdings in immer weiteren Kreisen bekannt wird, hätte wohl eine eingehendere Erwähnung verdient.

Weniger zu loben ist dagegen die Anordnung von Text und Bildern. Daß keine systematische Darstellung der Urschweiz gegeben

wird, sondern jedes Bild seinen in sich abgeschlossenen Text erhalten hat, ist bei einem Werk, welches auf die Bilder den Haupt-Accent legt, nicht ungerechtfertigt und zum Nachschlagen jedenfalls bequem. Die Anordnung und Reihenfolge der Bilder und des Textes läßt dagegen viel zu wünschen übrig. Daß der Vierwaldstätter See den Reigen nicht nur beginnt, sondern auch schließt, ist nicht unbegründet, und ebenso mögen Rigi und Pilatus als Schluß- und Marksteine ihre besondere Stelle finden; wenn aber Brunnen, die Tell-Platte und Flüelen sub. Nr. 14, 17 und 18 besprochen werden, die Aegensstraße aber erst sub. Nr. 45 und 46 nachfolgt, so ist dies unzweckmäßig und verwirrend, wenn schon das Werk kein Reisehandbuch sein soll. Ganz ungerechtfertigt sind aber bei dem acht deutschen Charakter der Urtschweiz die — überdies mit der Orthographie mehrfach in Widerspruch stehenden französischen Unterschriften der einzelnen Bilder, und wenn im Rigi-Souvenir der doppeltsprachige Mittelvers bei der polyglotten Natur der Schweiz nicht grade auffallend ist, so erscheint ein solches Arrangement doch jedenfalls wenig geschmackvoll.

Die Ausführung der einzelnen Stahlstiche, welche verschiedenartige Techniken zeigen, ist eine sehr verschiedene; — einzelne sind äußerst fein, fast in almanachartiger Gelehrtheit; z. B. das Souvenir de Zoug, andre dagegen mehr skizzenhaften Radierungen ähnlich, ja zuweilen z. B. bei Realp, Zug, dem Bergsturz von Goldau etwas flüchtig und grob behandelt, so daß sie eine Betrachtung aus großer Nähe nicht vertragen; — daß aber auch diese Behandlung namentlich durch Beleuchtungs-Effekte und stimmungsvolle Wolken-Motive einen künstlerischen Eindruck hervorbringen kann, davon sind z. B. die Bilder von Hospenthal und dem St. Gotthard-Hopiz deutliche Beweise. Der Text des Prof. Ed. Osenbrüggen enthält — wie in den ersten Lieferungen, so auch in der weiteren Fortsetzung werthvolle Resultate seiner Specialforschungen in Sage und Geschichte der Urtschweiz, und das ganze Werk wird als ein künstlerisch ausgeführtes Erinnerungszeichen an ein kleines irdisches Paradies bald die verdiente Verbreitung erlangen.

L. Herrfurth.

Illustrirte Familienbibliothek. Leipzig, Paul Kormann.

Unterhaltungs-Lectüre und populär-wissenschaftliche Aufsätze aus allen Gebieten des Wissenswerthen zu liefern, ist die Aufgabe auch dieses mit ganz netten Illustrationen sich schmückenden Journals. Wie die Aufgabe so ist auch der Charakter desselben wohl ziemlich genau derselbe, welchen alle derartigen Journale haben. Wollen solche Unternehmungen die große Konkurrenz der „Gartenlaube“, von „Ueber Land und Meer“ u. dergl. überstehen, so glauben sie im Ganzen dasselbe Ziel in gleichem Schritt verfolgen zu müssen, und das Geschäftliche influirt dann bewußt und unbewußt auf Inhalt und Tendenz.

Widmann, Benedict: Zweistimmige Chorsolfeggien für Sopran und Alt. Op. 12. Leipzig, Carl Merseburger.

Sehr gute Uebungen zum zweistimmigen Gesang in richtigen stufenweisen Fortschreitungen. Da sehr viel mehr Sängerinnen Duette singen als das Wesen des zweistimmigen Gesanges verstehen, so ist eine recht verbreitete Benutzung dieser Uebungen sehr zu wünschen.

Brandt, August: Sängerhalle, Sammlung von Gesängen für Männerstimmen zum Gebrauch in höheren Lehranstalten und Gesangsvereinen: Op. 34. Leipzig, Carl Merseburger.

Eine recht passende Auswahl von Männergesängen leichter oder doch wenigstens nicht schwerer Art, kirchlichen und weltlichen Inhalts in angemessener Abwechslung.

Bierling, Georg: 4 Quartette für gemischte Stimmen, Op. 34. Breslau, F. C. C. Reuckart.

Ein neuer Beweis der reichen Begabung des Komponisten grade für den vierstimmigen Satz, woran sich doch im Grunde der Werth der musikalischen Schöpfung am besten erkennen läßt. Lebendige Frische vereint sich in diesem Hefchen mit gefühlsinniger Sinnigkeit und die contrapunktische Korrektheit glänzt neben der musikalischen Schönheit der Kompositionen. So werden alle gemischten Gesangsvereine auch dieses Werk des Komponisten gern willkommen heißen.

III. Referate aus Zeitschriften.

Eco della Verità, März und April 1871. Nr. 18—26.

März. „Macht und Recht.“ Den französischen Klagen über den Mißbrauch der Gewalt von Seiten Deutschlands in der rigorosen Schärfe der Friedensbedingungen wird die Erwägung gegenübergestellt, daß sich Frankreich selbst Jahrhunderte hindurch desselben Mißbrauchs schuldig gemacht habe und im Falle des Sieges in gleicher Weise gehandelt haben würde. — *I Gesuiti e il Cattolicesimo.* Wie kurzfristig das laute Geschrei der italienischen Katholiken nach Aufhebung des Jesuitenordens, da der nachtridentinische Katholicismus selbst nur eine Kristallisation jesuitischer Principien und Tendenzen sei. — Erneuter Schrei der Entrüstung über die widerwärtigen und unwürdigen Farcen der italienischen Carnevalfeier; man könne nur unter Schamröthe lesen, daß die Times neulich das ganze italienische Volk die „Carneval-Nation“ genannt habe. — Bericht aus Missionar Moffat's Rede in der Kapelle von Bishopsgate (London) über seine Arbeit unter den Betschuanen. — Der Baptist Handboock zählt für England 15879 baptistische Kapellen mit 1,400,000 Mitgliedern. — *I quattro grandi avvenimenti dell' anno 1870.* Diese vier großen Ereignisse des vergangenen Jahres sind nach dem Bischofe Bindi von Pistoja und Prato: 1. Die Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit. 2. Die Unterbrechung des Concils und der Fall Roms. 3. Das wunderbare Erwachen (*lo sveglarsi prodigioso*) der Frömmigkeit unter den Katholiken nach dem 20. September und 4. Die Erhebung des heil. Joseph zum Schutzpatron der Kirche. — Ueber das große Meeting zu New-York am 12. Januar zur Feier der endlich hergestellten italienischen Einheit. Seine ausschließlich politische und nationale Bedeutung, die keinerlei confessionelle Nebentendenzen zuließ, die aber vielleicht eines gewichtigen Einflusses auf die öffentliche Meinung Englands, Deutschlands und Auslands nicht entbehren werde. — Eine durch mehrere Nummern hindurch fortgesetzte archäologische Untersuchung über la storia biblica e i monumenti assiro-babilonesi. — Der Evangelist S. Malan aus Messina schreibt: „Mitten unter den Unruhen, die mir die Ausfindigmachung eines größeren Locals für unsre Versammlungen bereitet, habe ich dieser Tage eine große Freude gehabt; und der sie mir verschafft hat, war kein anderer, als ein Dominicaner-Bruder, nämlich der diesjährige Fastenprediger im Dome. Er predigt Dinge, wie ich sie aus dem Munde eines Priesters oder Mönches noch nie vernommen habe: er verkündet das Recht und die Pflicht der Christen, die Bibel

zu lesen. Die Worte, deren er sich bediente, sind so bedeutungsvoll, daß ich nicht umhin kann, sie mitzutheilen. „Les't, sprach er, les't die Bibel und ihr werdet sie verstehen. Les't täglich ein Capitel, und wenn ihr das nicht könnt, les't Einen Vers, der ist kurz genug, und ihr werdet ihn begreifen!“ Seine heutige Predigt aber (1. März), die zum Thema hatte „Gott und Mensch“, schloß er damit, daß er als Vorbild der rechten Anbetung Gottes „den großen Protestanten Newton“ anführte. Den Eindruck zu schildern, den diese Predigten in der Stadt hervorbringen, vermag ich nicht. Die Priester sind ganz entsetzt, und auch ich staune, daß der Prediger noch keinerlei Hinderung erfahren hat. Die Leute, die sich gar nicht drein finden können, sagen, die Protestanten haben ihn bestochen und ihm 1000 Lire gegeben, damit er so predige; und er sei ein verkleideter Prediger, den die Regierung geschickt habe, um die Leute zu verwirren. Ich bitte Gott, und mit mir alle Brüder, daß der gute Dominicaner auf dem angefangenen Wege fortfahre und verharre.“ — Die Adresse der 56 Katholiken aus dem preussischen Landtag an den Kaiser, betr. die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes. — Auszug aus einer Fastenpredigt ganz andrer Art als die vorher erwähnte, über die Noth der Seelen im Fegfeuer und die Verpflichtung der Gläubigen sie durch ihre Gaben an die Kirche zu befreien. „Sieh, da! da! dort in jenem Winkel . . . mitten in der Flamme der Schüssel deines Vaters! . . . der Arm deines unglücklichen Großvaters! Blicke weiter . . . mitten im Schmutz und Gesank das Schienbein (!) deines Onkels, umschwärmt von Ratten, die das Fleisch davon abnagen! O arme, mitleidswerthe Seelen! Erbarmet euch, ihr andächtigen Christen, ihrer Thränen, ihrer Klagen, erbarmet euch ihres Elendes — sonst lastet es schwer auf euerem Gewissen!“ — Auch Italien beräth die Einführung der allgemeinen Militärpflicht und die Zulassung von einjährigen Freiwilligen. — Nothwendigkeit des religiösen Gesangs, nach dem Worte Vinet's: „L'adoration est un état de l'âme que le chant seul peut exprimer.“ — Brief eines Sg. Pascarato in Gefalonia, eines regelmäßigen Lesers des Eco, über die unbegreifliche „Aufmerksamkeit“ der italienischen Regierung, im Papa-Me sich einen lästigen Mitregenten der fatalsten Art zu erbitten. Griechenland hat sich unabhängig gemacht von dem constantinopolitanischen Patriarchen, um sich von dem Einflusse des Sultans zu befreien. Sollten die katholischen Staaten Europas, insonderheit Italien, weniger klar blickend sein als das kleine Griechenland? — Die evangelischen

Schulen Neapels zählen bereits 385 eingeschriebene Schüler. — Es hat sich in Frankreich ein Gebetsverein gebildet, der, nach einem Toulouser Blatte, durch die Intercession der Jungfrau Maria den Triumph Frankreichs erzielen will. —

April. Die Kriegsentfchädigung. „Nach dem Rhein, nach dem Rhein!“ schrie ganz Frankreich, als es den unseligen Krieg begann; „nach Berlin, Kutscher!“ hieß es scherzweise, wenn man sich in Paris einen Miethswagen nahm. Jetzt wird die Straße nur eingeschlagen, um die 5 Milliarden dorthin zu schaffen. Die bekannte Veranschaulichung der Schuldmasse durch die seit Schöpfung des Menschen nach biblischer Chronologie verflossenen Minuten; wäre jede Minute bis zum Datum des Friedenschlusses ein Frank bezahlt, so würden doch noch 3668 $\frac{2}{3}$ Jahre vergehen, bis die ganze Schuld gedeckt wäre. Nun solle Frankreich aber auch die geistige Schuld an Preußen zahlen und dem nachsehen, was es an den Preußen gesehen habe. Ihr Oberst Stoffel selbst habe ihnen ein Bild des Feindes gemalt, dem ähnlich zu werden eine Ehre sein müßte. „Seit 80 Jahren liegt Frankreich in Geburtswehen, um den freien Staat zu gebären; alle 15, 20 Jahre erscheint ein neues Bild, immer aber ist es der Absolutismus, der geboren wird, bald der monarchische, bald der republikanische. Wird man endlich in Frankreich verstehen, daß es sich vor allen Dingen darum handelt, einer religiösen Erneuerung sich zu unterziehen, ehe die wahre Freiheit gewonnen werden kann? Wird man einsehen, daß die Rettung vor dem drohenden Grabe der Nation nur bei dem zu finden ist, der sich Weg, Wahrheit und Leben nennt?“ — Die katholische Verschwörung in Irland, deren Theilnehmer, wie Mr. Monk im Parlamente mitgetheilt, sich eidlich verpflichtet, „die Protestanten zu ermorden, die Ketzer auszurotten, die englischen Kirchen anzuzünden, die protestantischen Könige und Fürsten von den Thronen zu stoßen, den Mord eines Protestanten u. nicht als Sünde ansehen zu wollen, nur bei Glaubensgenossen zu kaufen . . . endlich keine andere Abolution, als die vom Papst ertheilte und keine andere Antort, als die der Römischen Kirche anerkennen. — Dieser Eid erklärt eine Menge jener blutigen Greuelthaten, die während der letzten Jahre in Irland geschehen sind. — Ueber den Hirtenbrief des Erzbischofs Darboy von Paris. Wohl habe er Recht, wenn er im „moralischen Verfall“ den Grund von Frankreichs Unglück suche. Aber solche moralische Niederlage sei nicht das Werk von sieben Monaten, zumal nicht Monaten des Krieges, „wo jeder Bürger zu seinen edelsten und markhaftesten Tugenden seine Zuflucht nimmt.“ Der Grund liegt tiefer, in der Pflege der persönlichen Unwahrhaftigkeit durch die römische Kirche, in der heuchlerischen Hulbigung, mit der der Clerus Frankreichs dem Napoleonismus entgegengekommen ist, welcher letztere zur Entfittlichung der Nation das meiste beigetragen. Es giebt, wie für Italien, wie für Spanien, wie für Oesterreich, für alle katholischen Völker nur Ein Heilmittel: das Evangelium — und wollte Gott, daß diese Erkenntniß nicht zu spät komme! — Die

officielle Bezeichnung der Protestanten in Italien ist die der „Katholiken“. Wie unangemessen der Ausdruck sei. Katholisch wäre im Grunde, was die Herzengestinnung betrifft, die große, überwiegende Mehrzahl aller Italiener. „Denn wer ist mehr Türke in Italien, als die Katholiken! Und dennoch, wenn sie sterben, sie, die weder an Christum, noch an die Kirche, noch an einen Teufel oder eine Ewigkeit glauben, so werden sie mit Priestern, Wachs und Bahre in die Parochialkirche getragen und als römische katholisch-apostolische Christen bestattet. Der Protestanten Glaube besteht aber nicht nur in der Negation, sondern hat die denkbar festeste Position, denn er wird gebunden durch die Schrift. Ihr rechter Name ist der der Evangelici, der zugleich besänft und ermuntert. — Das römische Journal „La Capitale“ giebt einen hier weilgeheilten, in hohem Grade zustimmenden Bericht über einen Vortrag des waldensischen Pastors Ribetti in Rom, daß S. Peter nie in Rom gewesen sein kann. — Bericht desselben Ribetti über seine eigne Wirksamkeit in Rom. Er hat zu seinen Vorträgen in der Via dei Ponticci einen ziemlich großen Saal miethen müssen, der dennoch die Zuhörer kaum alle fassen kann. Außer ihm predigen noch fünf Andre in italienischer Sprache an vier Orten das Evangelium; Kinderschule und Sonntagschule sind eröffnet. (Der Erfolg scheint aber noch ein unbedeutender zu sein.) — Am 28. März ist in Florenz Frau Rosa Madiai gestorben, deren Name mit der Geschichte der Protestantenverfolgungen in Toscana so schmerzlich verknüpft ist. — Vier junge Spanier studiren gegenwärtig in Lausanne bei der Eglise libre Theologie, sechs andere befinden sich auf der dortigen Vorbereitungsschule. — Pastor Dupraz aus Lausanne ist von Erfurt zurückgekehrt, wo er zwei Monate lang den protestantischen französischen Gefangenen geistliche Pflege hat zu Theil werden lassen. — Nach dem „Hausfreund“ von Neurode habe sich der Cardinal Schwarzenberg noch immer nicht zur Lehre von der Unfehlbarkeit bekannt. — Die Bürger Massachussets haben in einem Riesensmeeting eine hier mitgetheilte Gratulationsadresse an Victor Emanuel beschlossen, worin sie ihm zur Einigung Italiens und zur neuen Hauptstadt Rom Glück wünschen. — Anfang 1871 zählte das schwarze Heer des Generals Bede (Jesuitengeneral) 8,837 Soldaten. Sie sind zerstreut in 5 Affistzen und 22 Provinzen. Die Affistzen sind: Italien (mit 5 Provinzen, die römische, neapolitanische, sicilische, tirinische und venezianische), Deutschland (6 Provinzen: Oesterreich, Belgien, Galizien, deutsches Reich, Niederland), Frankreich (5 Provinzen: Champagne, Lyon, Toulouse, Rest von Frankreich, New-York und Canada), spanische Abtheilung (mit 3 Provinzen: Arragorien, Castilien, Mexico), die angelsächsische Abtheilung (4 Provinzen: England, Irland, Warmland, Missouri). — In der Civiltà Cattolica vom 18. März 1871 findet sich folgende Vergötterung des päpstlichen Absolutismus: „Der Papst ist der oberste Richter des bürgerlichen Gesetzes. In ihm laufen als in ihren Scheitelpunkt die heiden Gewalten, die geistliche und weltliche, zu-

sammen. Darum ist er der Stellvertreter Christi, welcher nicht nur ewiger Hohenpriester, sondern auch der König der Könige und Herr aller Herren ist.“ Und da sollen keine Conspicue mit der Staatsgewalt entstehen müssen?! — Ein Leitartikel aus der Spenerischen Zeitung über die Adressverhandlungen des Reichstages und die Niederlage der sich so nennenden Centrumsfraktion. — Wie erfolglos der französische Ruf: „Paris ist nicht Frankreich!“ sein müsse, wenn nicht der lebendige Gott in Seinem Sohne von den Franzosen gesucht werde. Das Beispiel des frivolen, lustigen, ästhetisch feinen Paris werde sonst immer verpestend auf das ganze Land wirken; denn dergl. stecke immer an, wenn der Hakt nicht in Gott gefunden sei. — Ein Schmerzensschrei über den schauerlichen Gesang der meisten italienischen Protestantengemeinden; man müsse manchmal 4 bis 5 verschiedene Bässe und Alte mitanhören, die sich unter einander stoßen und wirren. Bei Begräbnißfeiern sei der schlechte Gesang geradezu ein öffentliches Aergerniß. — Biographie der eben verstorbenen Rosa Madaia. — Bericht aus Rom. Den größten Anstoß bei den Ultramontanen gaben die an der Verkaufshalle für die Bibeln und Traktate in großer Lettern ausgehängten zehn Gebote nach reformirter Zählung: „Du sollst Dir kein Bildniß noch Gleichniß machen etc.“ als eignes, zweites Gebot; es steht die Bemerkung darunter: „Die Echtheit dieser Gebote kann ersehen werden aus dem hebräischen Text, aus der lateinischen Vulgata des h. Hieronymus und aus der italienischen Uebersetzung des Erzbischofs Antonio Martini von Florenz.“ Unzählige Male hat diese Äußerung Freund und Feind angelockt. Uebrigens klagt der Berichterstatter bitter über die Unvorsichtigkeit und Kurzsichtigkeit Derer, welche in Rom so viele Traktate und Bibeln umsonst ausstheilen und überallhin verstreuen. — In der Nationalkirche Genfs will man eine Societä delle scienze teologiche gründen, welche alle „dogmatischen und kirchlichen Tendenzen“ bei Seite lassen und nur der „reinen Wissenschaft“ dienen soll. Die Bibel ist dieser Gesellschaft ein papierner Papst, und das Christenthum reducirt sich auf eine dogmatische Tendenz. Welch schmerzlicher Sieg des Liberalismus in der Kirche Calvins! — Der Redakteur des Osservatore Romano, der vom Fiskus verfolgt wurde, hat sich, wie vor kurzem der Jesuit Curci nach seinen aufreizenden Predigten, in den Vatican geflüchtet; eine betrübende Folge des Garantiegesetzes, welches das mittelalterliche Aylrecht wieder aufleben läßt. — Abdruck eines Artikels aus der Gazzetta di Torino: Cattolicismo e Protestantismo; Rückblick auf die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, in denen alle eigentlichen katholischen Mächte jämmerlich Bankrott gemacht hätten. Die Folie, die mit den Worten beginnt: „Dagegen aber nimm die wunderbaren Erfolge des lutherischen Preußens“ wird mit zwei „ecc. ecc.“ verschwiegen. — Il più grande nemico d'Italia. Wieder ein Abdruck aus einem katholischen Blatte, Panfilo Castaldi von Feltre. Dieser größte Feind Italiens in materieller und geistiger Schädigung sei der Papst. — Ungeheurer Andrang zu den evangelischen Fest-

gottesdiensten in Messina am Charfreitag und Ostermontag; 58 Personen nahmen an der Communion Theil, weit über 300 waren in dem großen Saale gegenwärtig. — Ende 1870 wurden in 11,442 Mädchen Schulen Italiens 687,596 Schülerinnen gezählt. Noch immer aber giebt es 1939 Communen von über 500 Seelen, und 2191 darunter, wo noch keine Schulen für Mädchen bestehen. — Es wird in Rom jetzt ein umfangreicher Proceß gegen Fabrikanten von Reliquien geführt, der die höchsten Kreise compromittirt. Von jedem Heiligen konnte nach Wunsch eine Reliquie erlangt werden; meist waren es Thierknochen, die als Märtyrergebeine verkauft wurden. — Die Vorträge Garrazzis in Rom sind so besucht, daß, wer nicht eine Stunde vor Beginn derselben sich einfindet, keinen Platz mehr erhält. — Der Papst hat seine Unfehlbarkeit vergessen und dem armen Erzbischof Scherr in München selbst die schwere Entscheidung in der Döllinger'schen Angelegenheit aufgeschoben! — **Nuova Antologia di scienze, lettere ed arte.**

Febbrajo — Maggio 1871. II Bismarckismo, von R. Bonghi. In der Antologie kommen die verschiedensten politischen Anschauungen zum Wort, Begeisterung für und tiefe Abneigung gegen das neue deutsche Reich. Von letzterer dieser Art. eines hervorragenden Schriftstellers ein seltsam auffälliger Beweis. Er stellt die Politik Bismarcks als die Politik des Rückschritts der Cavour's gegenüber; an der letzteren wird die Großsinnigkeit gepriesen in der Abtretung von Savoyen und Nizza. Letzteres sei die Inauguration einer neuen Ära des Friedens und Christlicher Gesinnung gewesen. (Auch die Art, wie durch Cavour's Politik Italiens Einheit hergestellt wurde?) Frankreich habe Deutschland gegenüber Recht gehabt, eine Rectification seiner Grenzen zu fordern. Deutschland sei das kriegerischste, unruhigste Volk der Erde u. s. w. Die lateinischen Racen seien es, die durch Mäßigkeit im Urtheil und Gesundheit des Gefühls sich auszeichneten. Der Art. selbst ist freilich ein schlechter Beweis dafür, da er zeigt, wie die Lebendigkeit des Gefühls die Rückständigkeit des Urtheils schädigt. — Mächtigster und unparteiischer ist eine Arbeit von G. Civinini im April- und Maiheft: L'antico e il nuovo impero in Germania. Der Verf. ermahnt seine Landsleute, sich nicht durch die Erinnerungen an das heilige Römische Reich und seine Kämpfe mit Italien den historischen Blick trüben zu lassen. Das alte Reich sei von 799—1806 undeutsch und antinational gewesen (Der Beweis dafür wird geführt nach Sybel: die deutsche Nation und das Kaiserreich), dabei erobrerungslüchtig und der Kirche eng verbündet; das neue Reich vertrete dagegen das Princip der Nationalität, die Freiheit auf Grundballe conservativer Principien, die staatliche Kraft gegenüber socialen Umsturzendenzen, die Moralität, den Protestantismus, die moderne Civilisation. — Die Geschichte des Kriegs von Carlo Corfi wird im Februarheft bis zum 4. Dez. fortgesetzt. Eine Reise des Verf. durch Deutschland und im März nach Paris gibt ihm Stoff zu Briefen, in denen er die empfangenen Eindrücke

schildert und die Ruhe der deutschen Bevölkerung hervorhebt. — *Il destino della repubblica in Francia* von G. Ferrari sucht aus der Vergangenheit Frankreichs seine künftige Gestaltung zu enträtheln, ohne zu einem definitiven Resultat zu gelangen. Verf. hat eine große Meinung von Frankreichs Lebensfähigkeit. Zunächst werde die Republik, die die Fehler Napoleons in höherem Maße fortgesetzt habe, Frankreich zu beruhigen haben, um schließlich demselben Loos zu verfallen wie die von 1848. Im ganzen klare und nützliche Geschichtsanschauung, ohne die Voreingenommenheiten und schiefen Urtheile der italienischen Politiker gewöhnlichen Schläges. — *La società Berlinese sessant' anni addietro* von R. Hillebrand, parte seconda (März) führt die Schilderung deutscher Zustände an der Hand der Geschichte Napoleons und Varnhagens von den Freiheitskriegen bis zu V.'s Tod fort. — Für die energische Neubildung des italienischen Heeres nach preussischem Muster ohne übel angebrachte Sparsamkeit, die bei jeder Verwicklung nur doppelte Kosten verursache, kämpft ein Art. im *Nat.* — *Armi e denaro.* Das Regionalsystem sei für Italiens stehendes Heer unpraktisch; um so mehr sei darauf zu dringen, daß die zweite Kategorie der bloß 5 Monate dienenden wegsalle und jede Exemption vom Kriegsdienst aufhöre. — Die früher begonnene diplomatische Geschichte der Römischen Frage von E. Bianchi wird im Febr. = Heft fortgesetzt und behandelt auf's ausführlichste das Ministerium Ricasolis (1861–62). Der folgende Band bringt eine interessante Abhandlung über das Institut della beneficenza in Rom, das in vorseitiger Weise von der italienischen Regierung aufgehoben worden ist, ohne daß genügende Zeit gegeben wäre, das Institut den veränderten Verhältnissen gemäß ohne Schädigung allmählich umzugestalten. Die Bedeutung des Instituts erhellt daraus, daß dasselbe für die verschiedenen Zweige seiner Thätigkeit Armenunterstützungen, Elementarschulen, Invaliden, Waisenhäuser, öffentliche Arbeiten, Krankenpflege die jährliche Summe von 1,408,480 Lire ausgab. Die Zahl der Unterstützten belief sich 1870 auf 62,391 Personen. — Carlo Cantoni behandelt die religiösen Parteien Italiens (Mai). Die Evangelischen werden ignoriert, das Wesen des Protestantismus überhaupt schief aufgefaßt, indem neben dem Princip des individuellen Glaubens die Prädestinationslehre als sein hauptsächlichstes Charakteristicum erscheint. Die vornehmlichsten religiösen Parteien seien: 1) ein erleuchteter christlicher Rationalismus, beruhend auf dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit mit tiefem moralischem Gefühl. Er zähle leider nur wenige, aber um so edlere Anhänger, von denen zwar einige vom Jrrthum vergangener Zeiten beherrscht, im Christenthum ein Hinderniß der Civilisation erblickten, das um jeden Preis zu beseitigen sei, die aber doch, ohne es selbst zu wissen, acht christliche Moralprincipien lehrten. 2) liberale Katholiken, als deren Vertreter Gioberti anzusehen sei. Die Partei leide an innerem Widerspruch, habe daher mancherlei Schattirungen. Die Richtung, welche dem Orthodogismus feind, das Christenthum, wenn auch als *supranatural*,

doch wesentlich ethisch auffasse, sei vom Liberalismus nicht zu bekämpfen, sei vielmehr als eine wesentliche Stütze für ihn anzusehen. 3) liberale Orthodoxen, die den orthodoxen Katholicismus mit dem Liberalismus verschömen wollten. Persönlich achtungswerth, könne ihr Wirken nur Schaden und ihr Bemühen sei umsonst. Wahrer Religiosität entschieden feindlich seien 4) die politischen Katholiken, sowohl die liberalen als die reactionären. Jene sehen ohne eigenes religiöses Interesse im Katholicismus ein Stützungsmittel der nationalen Einheit oder der sittlichen Principien des Volkslebens, diese ein Mittel zur Unterdrückung der Freiheit. Besonders gefährlich seien die, welche geneigt seien, um der Verbesserung mit dem Papst willen demselben Gewissens- und Gedankenfreiheit zum Opfer zu bringen. 5) Die größte Zahl seien die Indifferenten, gelehrte und ungelehrte, mit denen sich häufig 6) die Ungläubigen verbinden. Gott möge Italiens Jugend vor dem Gesenke positivistischer Wissenschaft bewahren! Aber ebenso sehr vor der Herrschaft des 7) illiberalen Orthodogismus. Von letzterem wird ein sehr schwarzes Bild entworfen. Glücklicherweise waren von seinen zahlreichen Anhängern längst nicht alle der schrecklichen Tragweite seiner Principien sich bewußt, sonst stünde es schlimmer um Italiens Zukunft. Dieselbe beruhe vielmehr auf der Verbreitung der Principien der ersten und zweiten leider wenig zahlreichen Parteien. Die politische Wiedergeburt wäre nichts werth ohne sittliche und religiöse. Die Liberalen sollten nie hoffen, mit Unglauben den Clericalismus besiegen zu können. Und man solle sich hüten, Personen zu verfolgen, statt Principien zu bekämpfen. — Durch mehrere Bände zieht sich die Erzählung einer wissenschaftlichen Reise ins rothe Meer und nach Karen, dem Hauptort der Bogos, von Arthur Hessel unternommen bei Gelegenheit des Erwerbs einer Station der Dampfschiffahrtsgesellschaft Rubattino auf Veranlassung der ital. geographischen Gesellschaft. — Artikel zur Literaturgeschichte. Von De Sanctis: *La Gerusalemme liberata* seconde la nuova critica (Febr.): eine Charakterisirung von Tasso's Poesie. Verfehlt in dem Zweck, den der Verf. damit verband, ein historisch-religiöses Epos zu verfassen. Der Zeit und der Anlage des Dichters entsprechend wurde ein romantisch-phantastisches Gedicht daraus, in dem sich die ganze religiöse und historische Oberflächlichkeit des italienischen Charakters offenbart. Sein Vorzug liegt in der elegischen und sentimentalen Subjektivität des Verfassers, die sich besonders in der Person Tancred's verkörpert. Der Art. ist reich an geistvollen Bemerkungen. *L'Orlando furioso* (April). Ein reines Spiel der Einbildungskraft; eine Welt ohne einen Ernst inneren Lebens, ohne Religion, Vaterland, Familie, ohne Naturgefühl, ohne Liebe, ohne Ehre. Im Grund eine humoristische Conception, verhiilt in den Ernst hoher dichterischer Inspiration. Der Dichter betrachtet die Welt nicht als Schauplatz eines Lebens, das ernste Zwecke mit ernstlichen Mitteln verfolgt, sondern als süßamen Stoff für die Combinationen seiner reichen Einbildungskraft. Der Dichter selbst lacht hinter dem Vorhang. —

I Precursori del Goldoni. Giovan Battista Porta, von Eugenio Camerini. Schilderung der altitalienischen Comödie, dessen hervorragendster Vertreter Porta war (1538—1615. Neapel). Seine Comödien, zuerst Plautus nachgebildet, dann selbstständig, zeichnen sich besonders durch treffliche Entwicklung der Handlung aus. Die Charaktere sind die altüblichen, Pedant, Parasit u. dgl. Einige der hauptsächlichsten Comödien werden analysirt. — Kunst. Della Miniatura in Italia von Gaetano Milanese. (Zebr.) Verf. hat die Archive und kirchlichen Bibliotheken Italiens durchsucht und gedenkt eine Geschichte der Miniaturmalerei zu schreiben; berichtet hier über das Ergebnis seiner Forschungen, die in Vossiana am meisten Ansichte gewährten. — I conservatorii di Musica in Italia ed il loro riordinamento. Die Unfruchtbarkeit und innere Unordnung der vorhandenen Cons. mache eine Reorganisation unabweisbar. Hauptursache des Sinkens der ital. Musik sei der Mangel an ersten und gediegenen Studien der Componisten. Dafür müßten die Conserv. sorgen, und einen gründlichen theoretischen Unterricht von Anfang an mit praktischen Uebungen verbinden. Dabei seien sie als Convicte zugleich mit externen Schülern einzurichten. Im Convict müßten die höheren Stufen des Unterrichts erteilt werden, insbesondere die Compositionslehre. Eine Commission sei dafür zu ernennen. — Gute Vorschläge, wie es deren jetzt in Italien auf allen Gebieten sehr viele giebt; leider fallen sie meist auf unfruchtbaren Boden. Gleiches gilt von einem Art. im Matheft: Dell' Ordinamento delle pubbliche pinacoteche in Italia, eine allerdings sehr nötige und nützliche Frage, die schon auf dem ersten Künstlercongreß in Parma zur Sprache kam, und über welche der Minister Correnti eine Vorlage gemacht hatte, die wohl das richtige trifft. Danach sollten dieselben so eingerichtet werden, daß jede möglichst vollkommen die totale Kunstgeschichte repräsentire. — Il Poeta popolare, von P. Fanfani. Derselbe sieht die Keime eines wahren Volksdichters, an dem es Italien bisher fehle, in einem jungen Manne Renato Fucini, der unter dem Anagramm Neri Tanfucio im Pisaner Dialekt sehr witzige Sonnetts geschrieben. — Un conto sbagliato. Novella. Moralische Erzählung über die Schädlichkeit des Börsenspiels. — Un autunno. Storiella vana. Letzteres Beiwort sehr richtig. Handelt natürlich von einem Liebesverhältnis zu einer Geyserin. — Il Terzo qual'è? Commedia in uno atto, in versi. Sehr unbedeutend. — **Notizie letterarie:** P. Siciliani: Sul rinnovamento della Filosofia positiva politica in Italia. Firenze 1871. Sei eine gediegene Darstellung der Philosophie Vico's, der Italiens Nationalphilosoph sei, dessen Spuren Italien zu folgen habe. — G. Campori: Notizie per la vita di Lodovico Ariosto, tratte da documenti inediti. Modena 1871. Erschien z. Th. schon 1866 in den Denkw. der modenischen Akademie. Enthaltet werthvolles Material zu einer künftigen Biographie. — Fiori lirici Tedeschi, recati in italiano da G. Peruzzini. Gedichte von Geibel, Spitta, Körner, Arnob, Freitagrath u. s. w. Nach

den mitgetheilten Proben ist die Uebersetzung vorzüglich. Rec. meint, es hätte des Mittelguts weniger sein dürfen. — Ercole Ricotti: Breve storia della costituzione inglese. Torino. 1871. Vorlesungen, gut. — Gius. Pitre: canti popolari Siciliani. Vol. II. 1871. Sehr reichhaltige Sammlung. Wird noch fortgesetzt. — Archivio veneto, pubbl. periodica. T. I., p. 1. Neue sehr empfehlenswerthe historische Zeitschrift, herausgegeben von R. Zulie und M. Bartoli. — P. Martorana: Notizie biografiche e bibliografiche degli scrittori del dialetto Napolitano. Nr. 20. Lobenswerth und nützlich, aber leider zu dilettantisch. — G. Spalazzi: L'eloquenza italiana. Firenze 1871. Gut, aber wenig neues.

G. G.

Revue chrétienne. Septbr. — Dezbr. 1871. Nr. 9—13.

Die Septbr.-Nummer ist noch im gewöhnlichen Umfang erschienen. Während des Drucks wurde die Niederlage von Sedan bekannt. Die noch vorher geschriebene politische Revue beklagte schon damals, daß Frankreich von Europa im Stich gelassen werde, und tröstet sich damit, daß Frankreich in dieser Stunde der Verwirrung wieder religiös werde, der frivole Skepticismus finde keinen Widerhall mehr. Zugleich beklagt sie lebhaft, daß die ultramontane Presse die französischen Protestanten des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldige.

Der übrige Inhalt des Heftes trägt keine Spur der Zeitereignisse. Ein Art. von Pressensé über die neuen römischen Ausgrabungen berichtet über die Kaiserpaläste und die Katakomben, in des Verf. ausdauernder Weise geschrieben, aber nichts neues enthaltend. — B. Couve zeigt die zweite Ausgabe von Caro's Etudes morales sur le temps présent und desselben Verf. Nouvelles études morales sur le temps présent an. Die Originalität und der Werth beider Bücher liege darin, daß der Verf. bei seinem künstlerischen Urtheil strengen sittlichen Maßstab anlege. Es sei zu bedauern, daß im ersten Buche einige werthvolle Aufsätze der früheren (1857 erschienenen) Ausgabe weggefallen seien. Die neuen Etudes behandeln den Selbstmord, die sittliche Gesundheitslehre, die Seelenführung im 17. Jahrhdt., Lamennais, S. Maine, die liter. Sitten der Gegenwart. — Ein Art. von L. Rey bekämpft die Todesstrafe, ein anderer schildert nach Baum, Hassenkamp u. a. Quellen Lambert von Arignon.

Vier Nummern von kleinerem Umfang sind bis Ende des Jahres in Paris erschienen. Sie beschäftigen sich nur mit der brennenden Tagesfrage und eröffnen uns einen tragischen Einblick in die Nothen, Leiden und Täuschungen unrer protestantischen Brüder in jener Zeit, die freilich in den stärksten Redeergüssen unsre Bruderschaft für immer von der Hand weisen, bis die evangelische deutsche Kirche und „König Wilhelms Sophologem“ Buße gethan hätten für den Frevel, den Krieg nach Sedan nicht in seiner Ungerechtigkeit erkannt und verdammt zu haben. Nr. 10 ist ein glühender Aufruf zur Defense nationale. Nie sei der Name Gottes noch so mißbraucht worden als von Deutschland in diesem

Kriege. Die Regierung der nationalen Vertheidigung wird hoch auf den Schild gehoben, die Jakobiner energisch angegriffen. „Durch die Anrufung des Namens des Gottes des Evangeliums über das wohlbewaffnete Frankreich, am Fuß der Wälle, wo seine Söhne bereit sind für dasselbe zu sterben, werden wir am wirksamsten zur nationalen Vertheidigung beitragen.“ — Im Club de la porte St. Martin hielten die berühmtesten Namen des franz. Protestantismus in jener Zeit Vorträge, Eugen Bersier über die Commune, A. Coquerel über die Mittel, die Republik dauerhaft zu begründen u. a. m. Zwei ebenda gehaltene Reden vom 28. Oct. sind in Nr. 11 und 12 abgedruckt. Der Maire des 11. Arrond. hatte durch Dekret den Religionsunterricht aus den Communalsschulen verbannt. Pressensé bekämpft diese Maßregel als inopportun in diesem Augenblick. Das Jubelgeschrei der Radikalen ließ ihn darin ein Symptom der beginnenden Herrschaft der Intoleranz des Unglaubens sehen. H. C. Monod dagegen begrüßt die Maßregel mit großer Freude. Man könne nie zur ungelegenen Zeit Gewissensfreiheit geben. Die allgemeine obligatorische Volksschule, in der jeder Bürger zum künftigen Sou-

verän (durch Ausübung des suffrage universel!) erzogen werde, bringe es gerade durch den staatlich aufzuerlegenden Schulzwang mit sich, daß der Religionsunterricht verbannt werden müsse. — Roger Hollar bekämpft die Communisten vom 31. Oktober. Eugen Bersier schildert die guten Seiten der Belagerung von Paris. Paris, zum erstenmal zu sich selbst kommend, zeige sich besser als man erwartete, besonders auch durch den inneren Sieg vom 31. Oktbr. sei es gegen alle Eventualitäten gestählt. Die Classen der Gesellschaft seien durch die Gemeinschaft der Gefahren und Opfer sich genähert und versöhnt u. s. w. Die Thatfachen seitdem haben diesen Hoffnungen ein grausames Dementi gegeben. Nr. 13 enthält eine Ansprache des Pastor G. Monod in einer Gebetsversammlung des Oratoire vom 7. Dezbr. voll Ernst und Würde, einen selbsttrügerischen Art. über die Lage der kämpfenden Armeen, und einen Brief Pressensé's an das Journal des Débats, in welchem er entwickelt, daß das einzige Mittel der Wiedergeburt Frankreichs die Belebung und Kräftigung des individuellen Gewissens sei, auf dessen Grundlage allein wahre Volksfreiheit sich aufbauen könne. G. G.

Auf die nachstehende Einladung erlauben die Redaction und Verlags-handlung ihre geehrten Leser erbeuelt aufmerksam zu machen.

Einladung.

Angeichts der weltgeschichtlichen Ereignisse, durch welche die gnädige Hand Gottes das deutsche Reich unter seinem protestantischen Kaiser neu begründet hat, erwacht überall, soweit unser Volk die Güter und Gaben der Reformation wahrte und pflegt, ein lebendiges Bewußtsein der Verpflichtungen, welche der evangelischen Kirche des Vaterlandes in allen ihren confessionellen und landeskirchlichen Gliederungen von der neu angebrochenen Zeit aufs Gewissen gelegt werden. Die Zukunft Deutschlands, die Zukunft unserer Kirche fordert es, daß die Gerichte und die Gnadenführungen Gottes nicht unerkannt noch unverwerthet bleiben, sondern für Glauben und Leben unseres Volkes Frucht tragen. Danach verlangen im Norden und Süden des Vaterlandes Tausende. Was sie betend auf ihrem Herzen tragen, das muß, zur Klarheit gebracht, seinen offenen Ausdruck finden und eine belebende, zur That er-

weckende und alle Andern unseres Volkslebens durchströmende Kraft werden. Dazu wird, so hoffen wir, der Zusammentritt evangelischer Männer zu einer freien Versammlung wesentlich beitragen. In dieser Gewissheit laden wir hiermit ein zu

einer freien kirchlichen Versammlung evangelischer Männer aus dem deutschen Reiche, welche vom 10. bis 12. October d. J. in Berlin tagen soll.

Diese Versammlung wird auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehen. Sie wird Genossen aller evangelischen Confessionen und Landeskirchen Deutschlands, die jene Bekenntnisse anerkennen, — nicht nur Geistliche, sondern ebenso Nicht-Geistliche aller Stände — willkommen heißen. Von vornherein und ausdrücklich wird hiermit constatirt, daß die Betheiligung an ihr weder die confessionelle, noch die landeskirchliche Stellung ihrer Mitglieder irgendwie beeinträchtigen oder präjudiciren soll. Vielmehr wird die Versammlung grundsätzlich jeden auf dem Gebiete der evangelischen Kirche in Deutschland geschichtlich und rechtlich gewordenen Unterschied rückhalts-

es anerkennen und kein anderes Ziel haben, als die in diesen Unterschieden vorhandene, auf dem Worte Gottes und den reformatorischen Bekenntnissen ruhende Einheit des Geistes zu lebendigem Bewußtsein und zum Ausdruck zu bringen. Das fordern die ernstesten Kämpfe der Zeit und die in geschlossenen Reihen andringenden Gegner des Evangeliums: der Romanismus einerseits, der Radikalismus andererseits, die im Begriffe stehn, auch inmitten des deutschen Volkes ihre letzten Konsequenzen zu ziehen und, die Gewissen verwirrend, das Staatsleben wie die Gesellschaft zu zerfallen drohen. Der Gesichte und den Gerichten der Gegenwart gegenüber ziemt es dem evangelischen Volke Deutschlands, das Große, was ihm zu Theil geworden, in Erkenntniß und vollem Bekenntniß seiner Schuld als unverdiente Gnadengabe des barmherzigen Gottes zu bezeugen und die Hände zusammen zu legen, damit in Haus und Schule, in Wissenschaft und Kunst, in Staat, in Kirche und Gesellschaft das Reich Gottes gebaut werde. Im Besonderen mahnt die Gegenwart mit Ernst daran, daß dem Treiben des Parteiwesens, welches die evangelische Kirche zerreißt und das Kommen des Reiches Gottes hindert, kräftiger Widerstand geleistet und derjenigen Wahrheit, die mit der Liebe Eins ist, ihr Recht gegeben werde. In der gemeinsamen Arbeit auf dies Ziel hin werden die Wege der Erkenntniß und des praktischen Handelns zu suchen und zu betreten sein, die unserm Volke mit den Früchten der Reformation die Grundlagen wahrhaftiger Freiheit, lebendiger Entwicklung und des Friedens sichern.

Die Versammlung wird öffentlich sein und in der von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige dazu allergnädigst bewilligten Königl. Garnisonkirche abgehalten werden. Folgende Tagesordnung ist für sie festgestellt:

den 10. October:

1. Was haben wir zu thun, damit unserm Volke ein geistliches Erbe aus den großen Jahren 1870 und 1871 verbleibe?

Referent: Pastor Dr. Ahlfeld aus Leipzig. Correferent: Garnisonsparrer Emil Frommel aus Berlin.

den 11. October:

2. Die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirchen im deutschen Reiche.

Referent: General-Superintendent
Propst Dr. Brückner aus Berlin.

den 12. October:

3. Die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den socialen Aufgaben der Gegenwart.

Referent: Dr. Wichern. Correferent:
Professor Wagner aus Berlin.

Weitere Anträge über Gegenstände, die man zur Verhandlung zu bringen wünscht, wolle man schriftlich bis zum 20. Septbr. an das Comité der October-Versammlung zu Händen des Prediger Didenberg (Berlin, Rinkstraße 25) gelangen lassen.

An den drei Tagen der Versammlung sollen in den evangelischen Kirchen Berlins, die, wie wir hoffen, für diesen Zweck offen stehen werden, von Geistlichen aus allen Theilen Deutschlands Abendgottesdienste gehalten werden.

Anmeldungen zur Theilnehmung an der Versammlung werden bis zum 1. September an das Lokal-Comité zu Händen des Herrnendant Kemzmann (Berlin, Heiligegeiststr. 5) erbeten. Soweit es irgend möglich ist, wird denen, die sich anmelden, gastliche Aufnahme gewährt werden.

Berlin, Juli 1871.

(Folgen die Namen von über 200 kirchlich gestimmten Männern aus allen Theilen Deutschlands. Sodann noch die Anzeige:

Im Anschluß an die vorstehende Einladung machen die unterzeichneten Ausschüsse hiemit die Anzeige, daß sie beschlossen haben, den für das laufende Jahr anberaumten Kirchentag und Congreß für innere Mission ausfallen zu lassen. Dieser Beschluß ist von uns in der Ueberzeugung gefaßt worden, daß nur eine Versammlung, wie die in Aussicht genommene, der Bedeutung und den Forderungen des Jahres 1871 entsprechen wird.

Ueber Zeit und Ort des nächsten Kirchentages und Congresses für innere Mission behalten wir uns die rechtzeitige Veröffentlichung vor.

Heidelberg und Berlin, im Mai 1871.

Der engere Ausschuß des Kirchentags.

Dr. Herrmann.

Berlin und Hamburg, im Mai 1871.

Der Central-Ausschuß für die innere Mission
der deutschen evangelischen Kirche.

Dr. Wichern.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Leopold Schmid.

Leopold Schmid's Leben und Denken. Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben von Bernhard Schröder und Friedrich Schwarz Mit einer Vorrede von Friedrich Rippold. Leipzig, Brockhaus, 1871.

Zwei begeisterte Verehrer L. Schmid's haben zusammengewirkt, die Welt mit dem Leben, Streben und Wirken eines früh geschiedenen Mannes näher bekannt zu machen, der zu den besten und namhaftesten Männern der katholischen Kirche der Neuzeit gehörte. Friedrich Rippold hat der Schrift eine Vorrede vorausgeschickt, in welcher er einen guten Theil derjenigen Bewegungen in der katholischen Kirche in Deutschland berührt, welche kirchliche Reformen verlangen und die der Herstellung einer deutschen katholischen Nationalkirche entgegendrängen. Unter den Männern dieser Bewegung erscheint dem Vorredner L. Schmid als einer der bedeutendsten, ja im Grunde als der bedeutendste, wiesern er ihm nicht bloß rücksichtlich seiner Schriften einen hohen Platz unter den philosophirenden Theologen zuschreibt, sondern ihm auch bezüglich der Stellung, die er sich zuletzt zu der römisch-katholischen Kirche, zum Protestantismus und zum Deutschkatholicismus gab, eine epochemachende Bedeutung zuerkennt.

In der der Vorrede Rippold's angehängten Erklärung B. Schröders, des Biographen Schmid's, über die Beweggründe seines Unternehmens wird eine kurze Charakteristik Schmid's gegeben, die in warmer Hervorhebung der ungemeinen, edlen Eigentümlichkeiten des Mannes am Besten davon zeugt, wie tief, erweckend und belebend Schmid auf seine Zuhörer zu wirken wußte.

Die Schrift selbst enthält zwei sehr ungleiche Abtheilungen, eine größere, die dem Leben, eine kleinere, die dem Denken L. Schmid's gewidmet ist. Die Biographie verläuft in neun Abschnitten, die viel Interessantes und Lehrreiches darbieten: 1. Geburt und erste Entwicklungszeit, 1808—27, 2. Studiengang, 1827—31, 3. Wirksamkeit in Nassau, 1831—39, 4. Theologische Professur in Gießen, 1839—49, 5. Bischofswahl, 1849—50, 6. Philosophische Professur in Gießen, 1850—60, 7. Philosophische Arbeiten, 1860—67, 8. Ultramontane oder katholisch, 1867, 9. Die Jahre 1868 und 1869 bis zum Tode Schmid's. Der irenische Zug seines Lebens und Strebens hatte sicher seinen ersten Ausgangspunkt in seiner Abkunft von einem römisch-katholischen Vater und einer frommen evangelisch-reformirten Mutter. Auf der Universität zu Tübingen besuchte er seit 1827 die Vorlesungen von Drey und Möhler, dann seit 1830 zu München die Vorlesungen Baaders, Schellings und Döllingers. Nicht geringen Einfluß übte Sengler auf ihn. Von 1831—34 lehrte Schmid im Priesterseminar zu Limburg in Nassau Kirchengeschichte, Patristik, alt- und neutestamentliche Exegese und schrieb seine ersten Schriften: Ueber die Bedeutung der hebräischen Sprache, Briefe Guntram Adalberts an einen Theologen, Erklärung kirchlicher Perikopen. Von 1834—37 lebte er in Urlaub im Stift Neuburg bei Heidelberg als Hauskaplan des Rathes Schlosser und schrieb „die Erklärung des ersten Buches des Pentateuch,“ welches Werk ihm außergewöhnliche Anerkennung brachte. Von 1837—39 fungirte Schmid als Pfarrer in Großholbach im Herzogthum Nassau. Im J. 1839 wurde er durch Vermittelung des Bischofs Kaiser von Mainz für die Dogmatik an die katholisch-theologische Fakultät der Universität zu

Gießen berufen. Hier wirkte Schmid eingreifend und nachhaltig als Lehrer und Schriftsteller. In seiner Schrift: Ueber die menschliche Erkenntniß (1844) entwickelte er die Grundgedanken seines philosophischen Standpunkts, während er in der Schrift: Kurzes Wort an die Deutschen in Deutschland über die gegenwärtige religiöse Bewegung (1845) dem Deutschkatholicismus gegenüber Stellung nahm und in nacheinander (1845, 1847 und 1850) herausgegebenen fünfzehn Predigten, bereits den lebhaften Wunsch des Anschlusses der evangelische und der katholischen Christenheit aneinander aussprach. In dem bewegten Jahre 1848 erhob er seine Stimme für die Forderung einer deutschen Synode, welche sich unwiderruflich nach bestimmten Zwischenräumen versammeln und in diesen selbst durch einen Ausschuß vertreten sein sollte. Auf diesem Wege hoffte er auch die Hebung der Inconvenienzen der christlichen und der nichtchristlichen Bewohner Deutschlands. Schmid's bedeutendstes Werk: Der Geist des Katholicismus oder Grundlegung der christlichen Irenik erschien 1848—1850, von dem der Biograph richtig sagt, daß es noch lange nicht ausreichend gewürdigt sei. Schmid selbst sagte über dieses sein Werk: „Die Ueberzeugung, daß sich der deutsche Geist wie über die politischen, so auch über die religiösen und insbesondere confessionellen Spaltungen zu erheben den Beruf habe, in welcher ich nie wankte und die ich stets in Wort, Schrift und That offen und überall an den Tag legte, suche ich in dieser Schrift auf dem sprödesten und schwierigsten Gebiete, vom Kerne des katholischen Dogma's selbst aus, als wohlbegründet zu beweisen.“ Ihm schien nicht eine zweite Reformation, sondern eine Regeneration bevorzustehen und an der Zeit zu sein.

Bei den ihm bekannten Bestrebungen der Ultramontanen, die mit der Gründung der Zeitschrift: „Der Katholik“ am Oberrhein ihren Anfang genommen hatten oder doch in ein neues Stadium getreten waren, schien es dem praktischen Blicke Schmid's gerathen, sich bei Zeiten eine Stellung in der philosophischen Fakultät der Universität zu Gießen zu sichern. Er erlangte auch wirklich bereits im J. 1843 die Erlaubniß, neben der Theologie spekulative Philosophie in der philosophischen Fakultät als Honorarprofessor zu lehren. In demselben Jahre wurde ihm das Rektorat bis Herbst 1844 übertragen, welches er später nochmals von Michaeli 1855 bis dahin 1856 bekleidete. Einen Ruf nach Hildesheim als Domherr und Professor am hildesheimer Priesterseminar, so wie einen zweiten an die katholisch-theologische Fakultät der Universität zu Breslau lehnte er ab. In Folge des letzteren Rufes wurde er nach seinem Wunsche 1846 zum Professor ordinarius honorarius an der philosophischen Fakultät unter Belassung seiner theologischen Lehrstelle ernannt. Mit dem Ende des Jahres 1848 nahte die prüfungsvollste Zeit seines Lebens. Am vorletzten Tage dieses Jahres starb der würdige Bischof Kaiser in Mainz, der Schmid's Berufung nach Gießen veranlaßt hatte und Zeit Lebens ihm die schönsten Beweise der Anerkennung, der Hochachtung, des Vertrauens und der Zuneigung gegeben hatte. Schmid wurde auf die Dauer der Vacanz des bischöflichen Stuhls in Mainz zu Anfang 1849 als Stellvertreter des Bischofs in die erste Kammer der Stände berufen. Am 22. Febr. desselben Jahres wurde er in völlig gültiger Wahlhandlung von der Majorität des Domcapitels zum Bischof von Mainz gewählt. Am 1. März erklärte Schmid zur Freude der hessischen Regierung, die Wahl annehmen zu wollen, wenn die päpstliche Confirmation erfolgen würde. Da begann von Seiten der Ultramontanen eine unwürdige Agitation gegen die Wahl Schmid's und deren Bestätigung. „Galt es doch die eigene Existenz der Partei, d. h. die Sicherung einer „schönen“ Zukunft. Vor Allem setzte man in der Umgebung des Papstes alle dienstbaren Hebel in Bewegung und überallhin, nach München, Wien, Freiburg, Limburg u. s. w. wurden Noth- und Hilferufe gesandt. Man hätte glauben können, der ganzen Kirche stehe mit Bischof Schmid eine grundstürzende Revolution bevor.“ Eine ganze Reihe von Versuchen mit Bitten und Drohungen wurden unternommen, um den Gewählten zum freiwilligen Verzicht zu veranlassen. Als Alles nichts half, den seines Rechtes und guten Gewissens sich bewußten edlen Gewählten zum freiwilligen Verzicht zu bewegen, drängte Erzbischof Vicari sogar im Namen des Papstes zur Resignation. Aber Schmid war nicht der Mann, sich in diese Falle locken zu lassen. Ohne persönlichen Wunsch, in die hohe Stelle einzutreten, erklärte er bestimmt, „aus objektiven Gründen“ auf Annahme der Wahl beharren zu müssen und verlangte, auf das kanonische Recht gestützt,

den Informationsproceß für sich. „Seiner Ehre und noch mehr der Sicherung seiner von ihm geliebten und verehrten Kirche glaubte er diese Festigkeit schuldig zu sein.“ Da man aber entschlossen war, nach römisch-absolutistischer Art durchzubringen, so wußte man den Papst Pius IX. zu veranlassen, seinen absoluten Willen zu verkündigen. „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ Wider das kanonische Gesetz und Recht leitete der Papst den Informationsproceß nicht ein und erklärte dem Mainzer Domkapitel in einem Breve vom 7. Dez. 1849: „Da wir aus Zeugnissen und Dokumenten wissen, daß besagter Priester jener Gaben entbehre, die zur rechten und nützlichen Verwaltung des bischöflichen Amtes durchaus erforderlich sind,“ daß die erwähnte Wahl — nachdem die Aufforderung zur freiwilligen Entsagung nichts gefruchtet — verworfen werde. Zugleich wurde das Domkapitel zur Neuwahl aufgefordert und sowohl dasselbe als die hessische Regierung duldeten — schwach genug — nicht bloß solch willkürliches Vorgehen, sondern ließen auch zu und betrieben eine Neuwahl, die von vornherein kanonisch ungültig war. Auch alsdann wies Schmid jedes Ansinnen der Regierung zc. auf freiwillige Verzichtleistung zurück. Alles, wozu sich das Mainzer Domkapitel ermannte, war, daß es die Neuwahl insofern nur eventuell vornahm und als gültig für den Fall angesehen wissen wollte, wenn der Papst auf die letzte Eingabe der Wähler Schmid's an ihn, vom 1. Febr. 1850, worin auf Anwendung des Informationsprocesses der Wahl Schmid's gedrungen war, die Person Schmid's nochmals verwerfen werde. Von diesem schwachen unkanonischen Verfahren war natürlich nichts zu erwarten. Von den zur Auswahl vorgeschlagenen Herren, v. Ketteler, Förster und Dehler, wurde vom Papst der Erste ausserkoren und zog im Sommer 1850 als Bischof per nefas in Mainz ein. Schmid ließ sich jetzt aus der katholisch-theologischen Fakultät in die philosophische übersiedeln, wozu die hessische Regierung gerne die Hand bot. Zu dieser Zeit faßte er die Geschichte seiner Wahl zum Bischof von Mainz in einer Broschüre zusammen: „Die jüngste Mainzer Bischofswahl: Beitrag zur Kirchengeschichte und praktischen Theologie unserer Tage.“ Das Schriftchen besteht fast nur aus Aktenstücken. „Es wirkte durch seine einfache, fast schlichte Darstellung des Sachverhalts um so sicherer. Die ganze Mäßigung, innere Gewißheit und Freundigkeit des Verfassers war erforderlich, um sich nach solchen Erfahrungen die Ruhe des Urtheils und den Muth der einfachen Wahrheit, die keiner weiteren Vertheidigung und keiner Anklage zu ihrem Siege bedarf, zu bewahren, wie sie sich in dem vorliegenden Büchlein ausprechen.“

Nie ist ein bedeutender Mann aus einer so schwierigen Lage reiner, unversehrt und innerlich gehobener hervorgegangen als Schmid aus dem Vorgang der Mainzer Bischofswahl. Es folgten, wie der Biograph zu Eingang des 6. Capitels: Philosophische Professur in Gießen, sagt, jetzt für Schmid ruhigere Tage. Aber nichts weniger als Tage der Unthätigkeit. Vielmehr führt uns der Biograph eine Thätigkeit des Mannes in dieser Periode vor, die nur als eine gesteigerte bezeichnet werden kann. Reisen erweiterten seinen Blick und sein Briefwechsel gewann größere Ausdehnung. Die neue strenge Prüfung, welcher er seine Stellung zur Kirche unterwarf, bestätigte seine bisherige Ueberzeugung, ja verschärfte sie. Hatte er schon 1849 einem Freunde geschrieben: „Mein ganzes Bestreben ist ununterbrochen auf die Befreiung des katholischen Geistes aus dem ihn entstellenden Fremdartigen und Unangemessenen gerichtet,“ so schrieb er schon 1850 für sich nieder: „Meine selige Mutter, der Schutzengel meines Lebens, war evangelisch. Sie starb mir in meinem neunten Lebensjahre. Die Liebe zu ihrem Heiland zu bewahren war ihr so viel Anlaß gegeben wie Wenigen. Ich wurde katholisch erzogen und habe mich überzeugt und seitdem es fortwährend überall unversehrt erklärt, daß die Evangelicität die Katholicität nicht nur nicht ausschließt, sondern daß es dem Christenthum wesentlich ist, ebensowohl katholisch als evangelisch zu sein. Diese nämliche Ueberzeugung sprechen die entschiedensten Stimmen unter den Evangelischen stets und überall aus. Dagegen haben mich die unzweideutigsten Erfahrungen belehrt, daß das römische Kirchenthum jene Ueberzeugung verwerfe. So bleibt mir, um meinem Gott und mir treu zu sein, nichts übrig, als aus der römischen Kirche auszutreten. Es geschieht unter aufrichtiger Hochschätzung ihrer Verdienste, jedoch ohne deren Verabsolutirung. Aber auch ohne Verzichtleistung auf die Katholicität der christlichen Gemeinden, als deren Mitglied ich mich hiermit förmlich bekenne. Es ist die evangelische.“ Schmid führte dann in diesen

Niederschreibungen aus, daß er sich berufen glaube, an der Vermittelung der katholischen und evangelischen Christenheit zu arbeiten, daß er die römische Kirche nicht als identisch mit dem katholischen Christenthum anzusehen vermöge und daher nur in einer Conföderation zur Zeit das einzige gründliche Mittel erblicken könne, dem kirchlich wie politisch gleich mißlichen Sektenthum in Deutschland theils vorzubeugen, theils allmählig abzuheilen. Nach seiner Auffassung wollten die christlichen Confessionen weder getrennt noch verschmolzen, sondern vermittelt sein. Er arbeitete daher an einem Werke „über die religiöse Aufgabe der Deutschen“, welches zwar nicht bis zur Vollendung gedieh, wovon aber ein großer Theil zu Stande kam und im Manuskript vorhanden ist. Der Biograph theilt Verschiedenes daraus mit, welches den Wunsch regt, daß es der Veröffentlichung nicht entzogen bleiben möge.

Im 7. Capitel bespricht der Biograph die philosophischen Arbeiten Schmid's von 1860—1867 und hier treten „die Grundzüge der Einleitung in die Philosophie mit einer Beleuchtung der durch R. Ph. Fischer, Sengler und Fortlage ermöglichten Philosophie der That“ in den Vordergrund. Der Biograph unterläßt nicht, Hauptgedanken dieser gedankenreichen Schrift zur Sprache zu bringen. Im 8. Capitel: Ultramontan oder katholisch, führt uns der Biograph nun zu jenem Wendepunkt im Leben Schmid's, wo er den lange innerlich vollbrachten Schritt auch nach Außen hin öffentlich that, indem er mit Veröffentlichung einer neuen Bogen starken Schrift: „Ultramontan oder katholisch“, 1867 zugleich seinem Pfarrer erklärte, „auf die spezifisch-römische Kirchengemeinschaft so lange zu verzichten, als sie den eigenthümlichen Werth des Evangeliums anzuerkennen ablehnt.“ Seine kleine Schrift erlebte rasch vier Auflagen. Ein Jahr darauf erläuterte er seine Darlegung durch „Mittheilungen aus der neuesten Geschichte der Diocese Mainz“ u. Von kirchlicher Seite geschah nichts gegen das Auftreten Schmid's und die protestantische Kirchenbehörde Hessens verhielt sich ebenso passiv. Auf Umwegen jedoch strebte der Ultramontanismus die Wirkung der Erklärung Schmid's zu vernichten, gelangte aber mit dem Versuch, eine Aechtsklärung der Geistlichen, die Schmid's Zuhörer gewesen waren, hervorzurufen, nicht zum Ziele. Schöberlein schrieb ihm: „Solche Schritte sind Thaten“ und diese Auffassung entsprach jedenfalls der Gesinnung und Absicht Schmid's. Sein Schritt wirkte fort, jedoch mehr im Stillen, als in hervortretenden äußeren Rundgebungen. Die Aeußerung Volkmuß's an Schmid: „daß Ultramontanismus und Protestantismus sich nie und nimmermehr miteinander vertragen können, wohl aber katholische und evangelische Kirche,“ wurde sicher von nicht wenigen Gesinnungsgegnossen getheilt. Die zwei letzten Lebensjahre Schmid's, die im 9. Capitel kurz geschildert werden, verliefen ohne allzu störende Unfuglichkeiten unter Arbeiten, Reisen, fortgesetztem Briefwechsel, innerer Sammlung und heiterer Stimmung. Er starb unerwartet am 20. Dezember 1869 in Folge eines Hirnschlages. Sein Todeskampf dauerte kaum eine Viertelstunde, sein Sterben war fast schmerzlos. Die Beerdigung erfolgte nach katholischem Ritus. Ein stattlicher Leichenzug erwies die Achtung, in welcher er stand. Eine Grabrede wurde nach seinem früher geäußerten Wunsch nicht gehalten. Mit wenigen Worten der Anerkennung eines so reichen, tiefen Lebens beschließt der Verfasser seine Biographie des bedeutenden Mannes. Ein Nachtrag: „Zur Schulfrage“ bringt einige Aeußerungen Schmid's über die Communal- (Gemeinde-) Schule, die er als ein hohes Gut zur Erringung wahren Christenthums fordert.

Die II. Abtheilung der vorliegenden Schrift: „L. Schmid's Denken,“ von Friedrich Schwarz entworfen, ist viel geringeren Umfangs als die Biographie von Bernhard Schröder. Nach dem vorausgeschickten Vorwort soll der Ueberblick über den ganzen Zusammenhang seiner Gedanken, ein Einblick in das System des Philosophen zur Vervollständigung der Schilderung von Schmid's geistiger Persönlichkeit dienen. Diesen Zweck erreicht der Verfasser mit seiner auf gründlicher Kenntniß beruhenden gedrängten Darstellung allerdings. Aber diese Anfänge, Vorbereitungen, Grundlegungsversuche sind doch nicht ein System der Philosophie zu nennen. Bei allem thätigen, tiefen Streben, dem acht philosophischen Ernst seiner Gesinnung, der Vielseitigkeit seiner Bildung, der Fülle gehaltvoller Gedanken fehlen ihm doch überdies streng wissenschaftliche Begründungsweise und durchgängige Klarheit. Schmid ist hauptsächlich als katholischer Theologe bedeutend und zwar als philosophirender Theologe von begeisterter, warmer, edler Persönlichkeit. Als Philosoph hat er mächtige Anregungen gegeben,

aber zu einer umfassenden Gestaltung seiner Philosophie ist er nicht gekommen. Ueberdies hat er in der Philosophie kaum etwas wesentlich Neues gebracht, sondern nur von Andern schon errungene Gedanken eigenthümlich umgeprägt und mit einigen Zuthaten versehen. Wiewohl er sich, als man anfang, ihn der Baaderschen Schule zuzuzählen, schen zurückzog und anfang, eine reservirte Stellung, ja fast eine ablehnende einzunehmen, so ist doch der Hauptbestandtheil seiner besten philosophischen Gedanken theils von Baader schon vorausgenommen, theils aus seiner Anregung entsprungen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Schmid eine noch höhere Bedeutung für die Wissenschaft gewonnen haben würde, wenn er den Wink der Vorsehung verstanden hätte, der darin für ihn lag, daß er früh genug in Baaders Nähe kam und mächtige Anregungen von ihm empfing, die ihn darauf hinweisen konnten, der Theologe der Baaderschen Schule zu werden. Wollte er aber durchaus die Philosophie voranbringen, so hätte er doch nicht eher dieß umfassend unternehmen sollen, bis er des Ganzen der Baaderschen Lehre sich bemächtigt und dasselbe durchdrungen gehabt hätte. Das Weitergehen als Baader, wenn er dazu das Vermögen hatte, wäre ihm von keiner Seite verwehrt worden und hätte ihm auch nicht verwehrt werden können. Statt dessen nahm er nur unvollständige Kenntniß von Baaders Lehren und glaubte da und dort über ihn hinaus gegangen zu sein, wo er ihn nicht einmal erreicht hatte und vielmehr hinter ihm zurückgeblieben war. Daß die Jünger Baaders nicht Veranlassung fanden, Schmid für einen größeren Philosophen als ihren Meister zu halten, machte ihn mehr oder minder gegen diese mißgestimmt. Man ersieht dieß aus einer brieflichen Aeußerung an H. Prof. Dr. v. Leonhardi bei Gelegenheit der Einladung desselben zu dem Frankfurter Philosophencongreß im Herbst 1868, die wörtlich also lautet (vorliegende Schrift S. 189): „Daß Sie gerade den Krause'schen Standpunkt zur Grundlage nehmen, ist mir nicht allein darum erfreulich, weil das Selbstgefühl des Hegelianismus, Herbartismus und Baaderismus sich nacheinander vielfach in arge Selbstüberhebung und in die ungebilligste Geringschätzung Anderer verlaufen hat, sondern vor Allem, weil ich die Krause'sche Philosophie von Herzen verehere, unerachtet ich sie erst, nachdem ich meine philosophische Ueberzeugung in allen Hauptpunkten längst festgestellt hatte, etwas näher kennen lernte. Meine Ansicht enthält Fichte's Zeitschrift, Bd. LIV, S. 131, 2.“

Gegen diese Vorwürfe muß Referent die Jünger Baaders ohne Ausnahme in Schutz nehmen. Keiner derselben hat sich der angeblichen Sünden schuldig gemacht. Der Anlaß zu diesem Vorwurf kann nur darin gelegen haben, daß die Jünger Baaders die große Bedeutung ihres Meisters richtiger zu würdigen wußten als Schmid, ohne daß sie darum die Verdienste Anderer unter ihrem Werthe angeschlagen hätten. Ihre Ueberzeugung aber, daß sie die Lehren Baaders richtiger verstanden und in ihrer hohen Bedeutung besser zu würdigen gewußt haben als die Gegner oder die halben Freunde Baaders, kann doch nicht wohl als Selbstüberhebung ausgelegt werden.

Was die Stellung betrifft, die er später zur römisch-katholischen Kirche eingenommen hat, so ist der Verlauf der Mainzer Bischofswahl vom J. 1849 von großem Einfluß darauf gewesen. Der Besteigung des Bischofsstuhls von Mainz wäre er lieber überhoben gewesen und in seiner Annahme der Wahl wollte er nur dem genügen, was ihm in dieser Lage als unbedingt gebietende Pflicht erschien. Der Verlauf der Wahlangelegenheit mußte ihn tief kränken. Aber die Kränkung selbst war nicht die Hauptsache, sondern der Umstand, daß sie dem in kanonischer Rechtswidrigkeit geübten Absolutismus des Papstes entfloß. Dieß öffnete ihm vollends die Augen über die Herrschaft des Absolutismus in der römisch-katholischen Kirche und bestärkte ihn in der höheren Werthschätzung des Evangelismus der protestantischen Kirche und führte ihn schließlich zu jenem Schritte des Verzichtens auf die specifisch-römische Kirchengemeinschaft. Die Fassung seiner Austrittserklärung, wenn er den Austritt einmal nöthig fand, hätte wohl bestimmter, schärfer, unmißverständlicher ausfallen sollen. In seinem Sinne sollte aber die Erklärung eine That sein, von welcher er sich mehr zur Herbeiführung der von ihm gewollten Conföderation der christlichen Konfessionen versprach als von bloßen Beweisführungen ihrer Möglichkeit und Erforderlichkeit. Abgesehen von der Unmöglichkeit einer solchen Conföderation, solange die katholische Kirche in Deutschland mit dem Papst verbunden bleibt; abgesehen davon, daß mit einer bloßen Conföderation, wäre sie möglich, wenig gewonnen wäre und eine

solche in keinem Fall letztes Ziel der kirchlichen Bewegungen sein könnte, waren die Katholiken unter den Jüngern Baaders keineswegs mit dem Schritte Schmid's, noch weniger mit seinen Erwartungen von demselben einverstanden und glaubten vielmehr, daß erstlich das Ziel höher zu stecken und zweitens vorerst durch die Wissenschaft, die Ausbildung der Theorie der Kirchengemeinschaft, der Praxis vorzuarbeiten sei, eingedenk jenes nicht unbekannten Wortes des Leibniz, daß jede Wissenschaft um so praktischer sei (und werde), je spekulativer sie sei. Auch konnten sich die Jünger Baaders darüber wundern, daß Schmid erst den päpstlichen Absolutismus gegen seine Person gerichtet empfinden mußte, ehe ihm die Herrschaft desselben in der römisch-katholischen Kirche vollends klar wurde, da er den Beweis dieser weltkundigen Thatsache, wenn nicht früher aus seinen geschichtlichen und kirchengeschichtlichen Studien, doch schon aus den antipapistischen Schriften Baaders (1838—1840) vollkommen hinlänglich schöpfen konnte. Daß Schmid auch noch 1849 sich meines Erinnerns nicht auf dieselben bezog, daran mag ihn die Besorgniß verhindert haben, wieder zur Baaderschen Schule gerechnet zu werden und sich Schwierigkeiten zu bereiten, wenn er, der Priester, auf den Laien, den J. Böhme feiernden und verherrlichenden Philosophen als seinen Vorgänger hingewiesen hätte. Jene antipapistischen Schriften aus den Jahren 1838—1840 waren schon in den Jahren 1854—55 in der Gesamtausgabe der Werke Baaders (B. V und X) erschienen. Im Jahre 1865 hatte Referent als indirekte Antwort auf den päpstlichen Syllabus vom Jahre 1864 in der zweiten Auflage der Baaderschen Grundzüge der Societätsphilosophie, aus den Werken Baaders geschöpft, die Abhandlung: Ueber die Verfassung der christlichen Kirche und den Geist des Christenthums, an das Licht gestellt, die nachher 1870 in der Augsb. Allgemeinen Zeitung abgedruckt wurde und bald darauf in besonderem Abdruck als Blickstrahl wider Rom im Buchhandel erschien. Diese Abhandlung, welche jetzt in zweiter bedeutend erweiterter Auflage die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zieht, ist doch von einer gewaltig größeren Bedeutung als Schmid's Schriften: Ultramontan oder Katholisch, und diese Abhandlung ist noch dazu bloß ein kürzester Auszug aus den kirchlichen Reformschriften Baaders.

Wie ist es nun gekommen, daß Herr Friedrich Nippold überhaupt und insbesondre nichts von Baaders hervorragenden Leistungen weiß, weder in seinem Handbuch der neuesten Kirchengeschichte seit der Restauration von 1814, auch in der zweiten Auflage nicht, noch in der Vorrede zu L. Schmid's Leben und Denken? So schreibt man also im 19. Jahrhundert neuere Kirchengeschichte, daß man den tief sinnigsten und bedeutendsten katholischen Forscher der Neuzeit geistlich ignoriert und nicht einmal durch die augenfälligen Thatfachen aus dem Leben und Denken Schmid's zu einer näheren Kenntnisaufnahme und Berücksichtigung der genialen Leistungen Baaders und des Einflusses und der Wirkungen seiner Lehren geführt wird. So unverantwortlich solches Verfahren ist, so mag es noch immer so schlimm nicht genannt werden, als die grundfalschen Angaben vieler Anderer über einzelne seiner Lehren und die endlosen Wiederholungen der seit Jahrzehnten aus dem Grund widerlegten Fabeln von dem angeblichen Ultramontanismus und doch zugleich Schellingianismus und doch zugleich Manichäismus Baaders und was der kraz unwissenden Anklagen mehr sind. Es ist schmerzlich, unter den irrenden Berichterstattern und zum Theil Anklägern Männer zu wissen, wie Rahnis, Ruck, Christlieb, Dittke, Weber &c. Sie könnten schon von den Theologen Dörner, Martensen, Lange, Schöberlein, Ehrenfeuchter, W. Hoffmann &c. besser belehrt werden. Sie wissen nicht, was sie thun, wenn sie in ihren irrigen Auffassungen und Angaben fortfahren und sich nicht aus den Quellen und den Nachweisungen der Jünger Baaders zu orientiren streben.

Wenn nun Schmid's Manifest: „Ultramontan oder katholisch“ — eine Schrift kann man: ein Flugblatt von einem Bogen kaum nennen — nach Nippold eine womöglich noch nachhaltigere Bewegung der Geister auf dem katholischen Confessionsgebiet als Bunsens „Zeichen der Zeit“ auf protestantischem Boden hervorgerufen haben soll, so hätten wir doch erwarten dürfen, daß uns auch die Belege für diese Behauptung nicht vorenthalten worden wären. Davon verlautet aber in der an allen Ecken und Enden herumstöbernden Vorrede Nippold's wenig oder eigentlich nichts und auch sonst ist dem Referenten in der Literatur seit 1868 nichts Erhebliches aufgestoßen, was einer durch Schmid's Manifest hervorgerufenen Bewegung katholischer Geister ähnlich gesehen hätte. Sollte es dem Referenten entgangen sein, so müßte

das bei seiner Gewohnheit, sich nach den geistigen Bewegungen in der katholischen Welt umzusehen, mit seltsamen Dingen zugegangen sein. Er zweifelt darum nicht daran, daß Schmid's Schriften überhaupt und insbesondere sein mehr erwähntes Manifest die Gemüther vieler katholischer Geistlicher in den Hessenlanden, im Nassauischen, am Rhein, in Westphalen u. in Erregung und Bewegung gesetzt haben und daß gar Mancher im Stillen geseufzt hat, den ultramontanen Banden nicht entrinnen zu können oder um den Preis des Martyrthums nicht zu wollen.

Die kirchliche Bewegung der Ultrakatholiken gegen das u. Unfehlbarkeitsdogma wird nur indirekt durch Schmid's Schriften beeinflusst. Die Häupter dieser Bewegung sind die Theologen: Döllinger, Schulte, Reinkens, Langen, Unterbeck, und die Philosophen: F. Huber, Michelis, Frohschammer, Anton u. Die Wirksamkeit Schmid's würde erst wieder bestimmter hervortreten, wenn diese Bewegung entweder zur Annullirung des neuen Dogmas führen würde oder zu einer Trennung eines ansehnlichen Theils der Katholiken von Rom ausschlagen müßte. Den Freunden Schmid's bleibt für jetzt kaum etwas Anderes zu thun übrig, als durch eine Sammlung seiner Schriften oder doch seiner sämtlichen kleinern sammt Zeitschriften-Artikeln seine Wirksamkeit für die so oder so sicher kommende neue Wendung der kirchlichen Zustände vorzubereiten und in die Waagschale zu werfen. Sie mögen dann wirken, was sie wirken können, werden aber, je mehr sie wirken, um so sicherer auf die tiefste und reichste Quelle der kirchlichen Reformideen der Neuzeit in der katholischen Kirche, auf Baader, zurückleiten.

Hoffmann.

Zur Erinnerung an G. W. F. Hegel.

Vom Oberlehrer Dr. A. Kolbe.

Das scheidende Jahr 1870*) nimmt uns schon in seiner Gegenwart durch die Gewalt und Großartigkeit der Ereignisse hin, welche es über die staunende Mitwelt in ungeahnter Weise und oft blitzartiger Schnelligkeit heraufgeführt hat, und welche Bedeutung wird es vollends in der Zukunft gewinnen, wenn ein, will's Gott, im Frieden fest geeintes und alter Sitte und Treue nachstrebendes deutsches Reich unter dem gerechten Scepter eines landesväterlichen Kaisers auf dies Jahr als den Grund seiner Herrlichkeit dankenden Herzens zurückhauet. Aber auch im Rückblick auf vergangene Jahrhunderte hat das Jahr 70 einen eigenthümlichen Reiz: wie viele Säkular-Erinnerungen werden in demselben wachgerufen von dem Kommen des Herrn in der graufigen Zerstörung Jerusalems, welche in diesem Jahre zu erneueter Eifer in der Liebesarbeit an dem unglücklichen Geschlechte Israel ermahnt, bis zu der Geburt des tief sinnigen Tonkünstlers von Bonn.

Eine ganze Reihe solcher Erinnerungen hat Dr. Wagemann im 3. Hefte der diesjährigen Jahrb. f. deutsche Theologie in knapper Ueberschau zusammengestellt; wir wollen uns hier darauf beschränken, die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers auf einen jetzt vielfach vergessenen Mann zurückzulenken, dessen Bedeutung in der Geschichte der Philosophie in der That so wenig wie die eines Platon, Aristoteles und Kant erlöschen kann, der aber überdies einen ungemein großen Einfluß auf die gesamte Cultur-Entwicklung des Jahrhunderts geübt hat und noch jetzt vielfältig, selbst in den theologischen und kirchlichen Anschauungen und Richtungen, die Spuren seiner mächtigen Persönlichkeit offenbart, wenn auch nicht so leicht ein hervorragender Theologe heutigen Tages sich einen Anhänger dieses Philosophen nennen möchte. So begreift es sich, daß ein so nüchtern und einsichtsvoller Pädagoge wie Rector

*) Die Veröffentlichung dieser Arbeit hat sich in Folge eingetretener Hindernisse verschoben.

Schmid in Stuttgart eben das Andenken dieses auch im Schulanthe bewährten großen schwäbischen Denkers bei dem jährlichen Actus seines Gymnasiums zu feiern gedachte und den Stoff dazu sich bereits zurechtlegte:*) als der Gewittersturm sich erhob, der das ganze Vaterland vom Fels bis zum Meere aufrief, die gallische Schamlosigkeit zu Boden zu werfen, und mit seinem übermächtigen Brausen weit und breit alle Stimmen niederhielt, die in anderem Tone zu reden vorhatten. Gleichwohl erfordert es die geschichtliche Gerechtigkeit, wenn auch nicht in öffentlicher Festfeier, wie sie mancher Orten noch unlängst einem Schleiermacher gehalten ward, doch wenigstens in den bescheidenen Grenzen einer für die Interessen der allgemeinen Bildung bestimmten Zeitschrift das Andenken Hegel's zu erneuen, wie das Seitens einzelner Schüler desselben bereits in besondern Schriften geschehen ist, namentlich von Karl Rosenkranz in dem beachtenswerthen Buche Hegel als deutscher Nationalphilosoph (XXIV u. 347 S. 8. Leipzig, 1870. Dunder u. Humblot. 2 thlr.) und in den gedrängten Erläuterungen zu Hegel's Encyclopädie, die gleichfalls Rosenkranz mit kurzer Einleitung auf's Neue herausgegeben hat,**) ferner von Michelet in der leider von persönlichen Ausfällen gegen Trendelenburg und Harms keineswegs freien „Jubelschrift“: Hegel der unwiderlegte Weltphilosoph (VI u. 114 S. Leipzig, 1870. D. u. S. 20 Sgr.), die übrigens nur in der kleineren ersten Hälfte H.'s Bedeutung für Philosophie, Staat und Religion darzulegen sucht, während der andere dreifach gegliederte Theil sich in der Polemik ergeht, bei der merkwürdiger Weise E. v. Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“ noch ziemlich glimpflich fortkommt, da hier eine nicht blos negative Stellung zu der „absoluten“ dialektischen Methode des Meisters eingenommen sei. Nehmlich wird Hartmann's im Lit. Anzeiger 1869 (Bd. III S. 365 ff.) hinreichend belachtetes Buch, dessen zweite Auflage denselben trostlosen Geist einer von allem Idealismus abgewandten Weltanschauung athmet wie die erste, auch von Michelet's Anhänger Eble in der Broschüre „Die Philosophie des Bewußten“ (VIII u. 90 S. 8. Berlin, 1870. Löwenstein. 20 Sgr.) freilich zurückgewiesen, aber doch in hohem Grade anerkannt. Uebrigens ist diese letzte Schrift wesentlich auch als eine Erinnerung an den Gründer der Schule zu betrachten, dessen „Grundlinien der Philosophie des Rechtes“ hier durch eine Dialektik des Bewußtseins, der Freiheit und des Rechtes in helleres Licht gestellt werden sollen. Von neueren Werken, die wenigstens auf Hegel genauer Bezug nehmen, wie es z. B. in J. B. Meyer's Philosophischen Zeitfragen (XV u. 434 S. 8. Bonn, 1870. Marcus. 2 thlr.) geschieht, dürfen wir hier füglich absehen, indem wir lieber Hegel's Lebenslauf***) an unserem Auge vorübergehen lassen und daran eine Betrachtung über seine geschichtliche Bedeutung angeschlossen.

Das Licht der Welt erblickte Georg Wilhelm Friedrich Hegel am 27. August 1770 in Stuttgart, wo sein Vater die Stelle eines herzoglichen Rentkammersekretärs bekleidete. So ist auch er — eine merkwürdige Thatsache — wie unsere hervorragendsten Philosophen und alle sog. klassischen Schriftsteller der Neuzeit, Goethe etwa ausgenommen, aus mittleren Lebensverhältnissen hervorgegangen: und allesammt entstammen diese großen Männer dem Schoße der lutherischen Kirche. Die freundliche Residenzstadt, in der damals schon ein regeres geistiges Leben herrschte, das durch das Aufblühen der Karlschule noch gesteigert ward, bot für die Ausbildung des Knaben die günstigste Gelegenheit. Vom siebenten Lebensjahre an besuchte derselbe das dortige Gymnasium, dessen einzelne Klassen er vollkommen regelmäßig durchmachte, ohne jedoch irgendwie sich äußerlich hervorzu thun. Uebrigens war er auf eine möglichst allseitige Sammlung von Kenntnissen eifrig bedacht und gab sich außer den Schularbeiten ausgedehnten Privatstudien hin; selbst philosophische Werke, z. B. von Kant, studirte er bereits als Gymnasiast. So vorbereitet, noch ganz gesättigt mit den Elementen

*) Vgl. R. A. Schmid: Zwei Reden vaterländischen Inhalts. Stuttg. 1870. S. 9.

**) Die Erläuterungen bilden ein Doppelheft, die Encycl. umfaßt 6 Hefte in der bei Heymann in Berlin erscheinenden Philosophischen Bibliothek von J. H. v. Kirchmann, einer auch wegen ihrer Billigkeit empfehlenswerthen Sammlung klassischer philosophischer Werke.

***) Vgl. hierüber: R. Rosenkranz: Hegel's Leben. Berlin, 1844. R. Haym: Hegel und seine Zeit (mit scharfer Kritik Hegel's vom liberalen Standpunkte aus verfaßt). Rosenkranz: Apologie H.'s gegen Haym. Berlin, 1858.

der Aufklärung jener Zeit, bezog der Jüngling mit achtzehn Jahren die Landesuniversität Tübingen, wo er Aufnahme in dem noch bestehenden theologischen Stift fand und dort mit dem jüngeren Schelling verkehrte, welcher durch den Glanz seines ganzen Auftretens bereits allgemeine Bewunderung erregte. Hegel zeichnete sich noch in keiner Beziehung aus; es mußte ihm denn eine gewisse Feierlichkeit der Erscheinung geeignet haben, worauf sein studentischer Epitheton „der alte Mann“ hindeuten scheint. Vorschriftsmäßig machte er den philosophischen, dann den theologischen Cursus durch, hielt auch Predigten ohne besondere Bedeutung, aber glänzende Zeugnisse trug er nicht davon. Gewiß zogen die dortigen Vertreter der Wissenschaft den strebenden und für hellenische Schönheit im Freundschaftsbunde mit Hölderlin begeisterten jungen Mann nicht in dem Maße an wie die Lectüre seines Landsmannes Schiller und anderer vaterländischer Classiker und Philosophen; überdies ließ er sich sicherlich mit Schelling und anderen Jugendgefährten von der Theilnahme an den großen weltgeschichtlichen Ereignissen fortreißen, welche gerade damals den alten Zustand der Welt aus seinen Angeln hoben.

Wie es bei jungen Theologen zu gehen pflegt, folgte auch bei Hegel den Studienjahren eine Zeit des stillen Hauslehrerlebens. Sieben Jahre hat er als Hofmeister, zuerst in der Schweiz, später in Frankfurt am Main zugebracht, eifrig und selbständig mit theologischen und philosophischen, auch wohl mit ernstern politischen Studien beschäftigt, deren Ergebnisse ihn zu freisinnigen, theilweise noch ungedruckten Schriften, z. B. einem „Leben Jesu“, führten, woraus seine Biographen aber wichtige Mittheilungen veröffentlicht haben. Es gährte und arbeitete mächtig in der Brust des einfachen Hauslehrers, und allmählich kam er so zu dem Bewußtsein, daß er bestimmt sei, durch eigene Thätigkeit in den Gang der seit Kant's epochenmachendem Auftreten so gewaltigen philosophischen Bewegung Deutschlands einzugreifen, nachdem er mit ruhigem Blicke die Wunder der Natur beobachtet, in Religion und Geschichte emsig geforscht und auch um Reinheit des Stils sich mit Ernst bemüht hatte. Schon hatte er im Drange nach einer Erkenntniß aus den letzten Gründen sogar ein eigenes speculatives System in den Grundzügen entworfen, die er seitdem drei Jahrzehnte hindurch unverändert beibehalten hat. Da fügte es sich, daß der inzwischen zum Expeditionsrath beförderte Vater Hegel's starb und seinem Sohne ein verhältnißmäßig nicht unbeträchtliches Vermögen hinterließ, welches demselben die Möglichkeit gewährte, einige Zeit hindurch unabhängig zu leben.

So trat ihm die Frage der Habilitation an einer Universität nahe, und als natürlichster Berather bot sich sein Freund Schelling dar, der bereits als Professor der Philosophie in Jena wirkte. Seinem Einfluß wird man es zuschreiben dürfen, daß Hegel sich 1801 dorthin begab. Vor Allem trat derselbe in einer eigenen Streitschrift gegen Reinhold „Ueber die Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems“ für das letztere ein, mit dem er selbst der früheren Entwicklung gegenüber sich in erheblicher Uebereinstimmung befand, namentlich was die Auffassung des Absoluten anlangte. Interessant ist es, daß schon hier seine eigenthümliche Auffassung der Geschichte der Philosophie hervortrat, wonach es nur Ein wahres System giebt, das in allmählicher Entwicklung begriffen ist, indem die einzelnen einander ablösenden Systeme einzelne Seiten desselben herausarbeiten, das Wahre in ihnen sich erhalte, und die Widerlegung immer nur durch ergänzende Fortbildung stattefinde. Noch in demselben Jahre und genau gerade an seinem Geburtstag vollzog der 31jährige Mann seine Habilitation mit einer Abhandlung über die Planetenbahnen, in welcher er eine einfache Herleitung der Keplerschen Gesetze aus den Begriffen des Raumes und der Zeit geben wollte, ohne übrigens mit dem damaligen Zustande der astronomischen Forschung genau vertraut zu sein, was man noch Jahrzehnte nachher zu heftigen Ausfällen gegen die Philosophie benutzt hat, mit demselben Rechte, mit dem es jetzt Manchem Freude gewährt, einzelne Tactlosigkeiten oder Vergehungen tüchtiger Prediger zu Hieben gegen Kirche und Christenthum auszunutzen. — In der nächsten Zeit wirkten nun Hegel und Schelling, der freilich bereits 1803 nach Würzburg übersiedelte, in enger Gemeinschaft, namentlich durch Herausgabe eines „Kritischen Journals der Philosophie“, wobei sie sich einander so wenig trennten, daß sie ihre Aufsätze nicht einmal unterzeichneten, ein Umstand, welcher später, nach Hegel's Tode, zu lebhaften Streitigkeiten über das Recht der Verfasserschaft geführt hat. Die Entscheidung ist für unsere Zwecke ohne Belang; genug,

daß unser Philosoph jedenfalls damals gegen Kant, Fichte, Jacobi ebenso wie gegen den „gefunten Menschenverstand“ angelegentlich kämpfte. Indessen trat alsbald Hegel's Drang nach Ausarbeitung seines Systems wieder mächtig hervor, und so begann er, ehe er die eigentliche Darstellung desselben unternahm, eine Art Rechtfertigung seines Standpunktes in der „Phänomenologie des Geistes“, welche unter dem Kanonendonner der unglücklichen Schlacht bei Jena ihren Abschluß fand und 1807 im Druck erschien, nachdem ihr Verfasser in Folge der politischen Wirren bereits die ihm 1805 verliehene außerordentliche Professur, sowie seinen bisherigen Aufenthaltsort aufgegeben hatte. Das berühmte Werk enthält, wie ein zweiter Titel sagt, die Wissenschaft der Erfahrung des Bewußtseins, indem dasselbe, ohne sich an eine hergebrachte Form philosophischer Darstellung anzulehnen, in bestimmter Unterscheidung von Schelling und ganz im Einklang mit dem später bekannt gewordenen Hegelschen „System“ die Entwicklung des Geistes von den niederen Formen des Bewußtseins bis zum absoluten Wissen zeichnet und dabei bereits jene dialektische Methode zur Anwendung bringt, welche nicht sowohl herleiten, als den Begriff stets sich selbst entfalten lassen will, bis daß er in sein Gegentheil umschlage, und dieses wieder mit dem „Satz“ sich zu einer übrigens fremden, höheren Einheit ausgleiche; auch handelt es sich hier nicht um einzelne psychologische Begriffe, sondern um die Betrachtung des Weltgeistes und seine Offenbarung in den Gestalten der Geschichte, und „aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm die Unendlichkeit“, wie der Schluß mit bedeutsamem Hinweis auf Schiller's Julius ausdrücklich gesteht.

Ein durchaus eigenthümliches, großartiges Werk lag in der Phänomenologie vor, welche unverkennbar eine neue Entwicklungsstufe im Gange der philosophischen Forschung bekundete; aber ihr Verfasser sah sich durch bittere Noth gezwungen, einstweilen zu ganz praktischen Arbeiten herabzusteigen, indem er die Redaction der politischen Zeitung in Bamberg übernahm, welche natürlich nach damaliger Weise ohne irgend welche Parteilichkeit lediglich eine Zusammenstellung der Zeitereignisse zu bringen hatte. Doch führte ihn bereits das Jahr 1808 in freiere Verhältnisse, welche für den Schwung des hochstrebenden Geistes passender und ihm in einigem Betrachte sogar für die Ausbildung seines Systems förderlich waren, indem sie ihn zu möglichst klarer und scharfer Ausprägung seiner eigenthümlichen Gedanken bei Gelegenheit des Unterrichts nöthigten. Der Philosoph ward nämlich als Rector an das Nürnberger Gymnasium berufen, welches er mit großem Eifer und bestem Erfolge etwa acht Jahre lang leitete. Die Erfahrungen seines Hauslehrerlebens kamen ihm dabei ohne Zweifel ebenso zu Statten wie sein lange bewährter Sinn für das klassische Alterthum und die Energie seines ganzen Wesens, welche ihn vor Allem auf pünktlichen Gehorsam der Schüler dringen ließ, um auf diesem Wege zur Sittlichkeit zu führen, die ihm bekanntlich das Ziel aller Unterweisung war. Näheres bietet die Lectüre seiner kraftvollen, schlichten Gymnasial-Reden, welche auch für unsere Tage sehr beherzigenswerthe Gedanken enthalten, indem hier der äußerlichen Nützlichkeitsrichtung scharf entgegengetreten und der Sinn auf das Ideale gelenkt wird. Gründliches Erlernen der alten Sprachen mit verständiger Betreibung der für die Logik so vorzüglich vorbereitenden Grammatik ist hier trefflich in seiner einzigartigen Bedeutung hervorgehoben, ohne damit die charakterbildende Kraft des Inhalts der Classiker zu verkennen und bloßer Wortkrämerei das Wort zu reden oder den Werth der anregenden Persönlichkeit des Lehrers zu unterschätzen. (Vgl. Schmid's Encycl. Pädagog. III. Artikel Hegel nebst der Anm. des Herausgebers.)

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Literatur des deutschen Staatsrechts.

(Schluß.)

Prüfen wir nun das Held'sche System in seinen Grundzügen, so fällt uns zweierlei auf: zuerst die Stellung der Lehre von den Landständen unter dem Titel „Von den Organen zur Ausübung der Staatsgewalt der Souveräne.“ Zwischen dem Staatsdienst und den Landständen ist keine Parallele zu ziehen, sie haben eine grundverschiedene Bedeutung und je ein ganz besonderes politisches Wesen und stehen in ganz verschiedenen Beziehungen zu dem Souverän, wie zu dem Volke. Diese verkehrte Stellung der Lehre von den Landständen in dem System müßte aber, wenn sie auf einige Beachtung in der Praxis der Staatsverwaltung und überhaupt des öffentlichen Lebens Anspruch erheben wollte, zu den verderblichsten Konsequenzen führen. Wären in der That die Landstände eins von den „Organen der Staatsgewalt des Souveräns“, so würden sie nicht als Vertretung der Unterthanen gelten können, denn sie könnten nicht zwei Herren dienen; sie würden nicht aus frei gewählten Abgeordneten bestehen können, da der Souverän seine Organe nicht ohne seine Genehmigung bestimmt werden lassen darf; es würde überhaupt mit dem ganzen Constitutionalismus Nichts sein. Es darf gewiß verwundern, daß Held nicht klarer und richtiger das Wesen der Landstände erfaßt und deshalb ihnen eine solch' sonderliche verkehrte Stellung in seinem System gab. Wenn er als ersten der „Grundsätze des in Deutschland gegenwärtig geltenden Constitutionalismus“ hinstellt, daß die Landstände die „Repräsentation der besten politischen Kraft des Volkes zum Dienste des Staats“ seien, so ist damit schon auf eine richtige Darstellung ihres Wesens verzichtet. Denn es ist fehlerhaft, in dem Begriffe der Landständischeit — warum wird der Ausdruck „Volksvertretung“ vermieden? — den „Dienst des Staats“ und eine Maßbestimmung rücksichtlich der politischen Kraft des Volkes hineinzuziehen. Eine Ständeverversammlung, welche aus Repräsentanten der schlechtesten Kraft des Volkes besteht, erfüllt ebensowohl den Begriff der Landstände, wie diejenige, welche die Elite der politischen Intelligenz des Volkes ist, und dann auch — was giebt den Maßstab zur Abwägung des Grades der politischen Kraft des Volkes oder — richtiger gedacht — im Volke? Ferner aber ist es grundfalsch, die Thätigkeit der Ständeverversammlung als einen geleisteten „Staatsdienst“ zu betrachten. Allerdings dient auch sie dem Staate, aber doch kaum in anderem Sinne, wie der Souverän selbst, und wem dürfte es einfallen, das Recht des Souveräns unter dem Titel „Von den Organen der Staatsgewalt“ darzustellen? Selbst den Satz: „die Landständischeit soll die höchste politische Intelligenz und Charaktertätigkeit des ganzen Volkes darstellen“ — mit welchem Held S. 435 die eigentliche Darstellung der landständischen Verfassung beginnt — können wir nicht unterschreiben. Abgesehen davon, daß er als eine rein politische Tendenz nicht unter die Grundsätze des Staatsrechts gehört, ist er selbst seinem politischen Werthe nach sehr zweifelhaft. Denn nicht das ist die Aufgabe der Ständeverversammlung, die Charaktereigenschaften des Volkes zu bekunden, sondern als die Vertretung desselben hat sie den Willen des Volkes als des einen Factors des Staatswillens darzustellen und nur das kann die Politik fordern, daß dieser Wille ein sachlich und moralisch korrekter ist. Je nachdem dies der Fall, mag man auf den höchsten oder niederen Grad der politischen Begabung und Tüchtigkeit des Volkes selbst schließen können, staatsrechtlich ist dies aber ein fast indifferentes Moment.

Das Andere in dem Held'schen System, das wir nicht billigen können, ist der Schlußsatz des Buches „Vom Lande.“ Es ist unzweifelhaft der Beweis eines Fehlers in einem wissenschaftlichen System, wenn an der Stelle, wo ein Gegenstand von Rechts- und Systemswegen behandelt werden müßte, dies für überflüssig erklärt wird, weil es schon an einer anderen Stelle geschehen sei. Denn das System muß ein in sich consequentes und logisches sein, in dem ein jeder Satz seine bestimmte, unverschiebbare Stelle hat, wie ein jeder Stein in dem nach bestimmtem Plane aufgeführten Bawerke. Ganz besonders bedenklich erscheint uns aber, wenn von der rechten Stelle ein System der Darstellung der staatsrechtlichen Grundsätze auf die Ausführungen in dem s. g. allgemeinen Theile, welcher mehr staatsphilosophische Erörterungen enthält, verwiesen wird. Denn es beweist dies nicht nur, daß die Ausführung in

dem allgemeinen Theile durch Darstellung positivrechtlicher Grundsätze ihre Aufgabe überschritt, sondern auch, daß der Verfasser überhaupt die rechte Uebersicht über die Ordnung der darzustellenden Gegenstände, wenn nicht gar über das Wesen derselben verloren hat.

Im Uebrigen wollen wir gegen das System des Helb'schen Werkes Ausstellungen nicht erheben und nur noch auf die materielle Seite desselben, auf die wissenschaftliche Bearbeitung der einzelnen Materien Rücksicht nehmen. Wir verhehlen zunächst nicht den Gesamteindruck, welchen das erste Studium dieses inhaltreichen Werkes auf uns machte, und welchen das öftere Zurhandnehmen desselben immer nur bestärkt und erneuert hat. Dieser Eindruck aber war der einer ermüdenden Lecture. Durch welch' eine Masse von Sätzen und Vorbemerkungen hat man sich durchzulesen, bis man zu einem auch wieder zu breit umschriebenen Prinzip kommt! Jeder Abschnitt beginnt mit einer weit ausholenden „Einleitung“ und nach derselben sind oft der eigentlichen Darstellung wieder „einleitende Vorbemerkungen“ vorausgeschickt. Die Ausführungen machen eben den Eindruck einer gewissen Unruhe des Verfassers in seinen Forschungen und Begründungen, und das respectable Streben, den staatsrechtlichen Einrichtungen auf den Grund zu kommen und die Begriffe in ihrer Objectivität und nach ihrem politischen Wesen zu erfassen, verleitete den emsigen Autor, den Leser die ganze Mühe seines Arbeitens so sehr mit empfinden zu lassen, daß der Genuß an der Arbeit selbst nothwendig beeinträchtigt werden muß. Wir referiren, um ein Beispiel zu geben, das VI. Capitel der ersten Abtheilung, welches „Der Staat und die juristische Persönlichkeit“ betitelt ist, und welches wir deshalb wählen, weil es eine Cardinalfrage der staatsrechtlichen Wissenschaft behandelt.

„CVIII. Wenn Persönlichkeit — so beginnt jenes Capitel — d. h. Rechtssubjectivität die logische Folge des sittlich-sinnlichen und in beiden ungetrennten Beziehungen zugleich geselligen Wesens des Menschen ist, was unbestritten, so kann, was nicht Mensch ist, in diesem Sinne auch nicht Person sein; es mag so oder anders genannt werden, und es ist keine Macht auf Erden, die vernünftiger Weise einem Dinge den Charakter eines Menschen geben oder einem Menschen den eines solchen nehmen könnte. Wirkliche Ausnahmen hiervon giebt es nicht, wohl aber Versuche, solche zu machen. Zu diesen gehört das Institut der Sklaverei und gewissermaßen auch das der juristischen Personen. Von der Sklaverei zu handeln, wird sich später Gelegenheit finden. Hier also nur von den juristischen Personen.“ Der Rechtsbegriff der juristischen Personen — (giebt es auch noch einen anderen Begriff derselben?) — sei jedenfalls etwas Künstliches. In Deutschland sei er erst durch das römische Recht zum Bewußtsein gebracht; wann und wie aber bei den Römern die juristischen Personen entstanden, darüber gebe die Rechtsgeschichte keine genügende Nachweisung, und es sei eine offene Frage, ob dieser Rechtsbegriff der ihm zu Grunde liegenden ganz natürlichen Sache, oder inwiefern er nur der specifisch romanistischen Auffassung entspreche. „CIX. Die juristischen Personen sind entweder durch Vereine dargestellt, oder dieses ist nicht der Fall“ (— wohl eine sehr unjuristische Classification —). Vor näherer Untersuchung dieses Gegenstandes „müssen wir auf einen — scheinbar nahe liegenden — Irrthum aufmerksam machen, der darin besteht, daß der Staat ursprünglich eine societas gewesen, und sich nur aus Nützlichkeitsgründen bewogen gefunden habe, sich eine eigene Persönlichkeit beizulegen, und dadurch über die Natur einer bloßen Societät hinaus zu treten. Die Unrichtigkeit des ersten Theiles dieser Auffassung oder vielleicht bloß dieser Ausdrucksweise (— warum aber denn so viele Gegenüberstellungen? —) werde sich aus der späteren Darstellung ergeben; hier solle nur hervorgehoben werden, daß societas und universitas zwei an und für sich ganz verschiedene Rechtsinstitute seien, „daß also, selbst angenommen, aber nicht zugegeben, der Staat könne in der Form der societas bestehen und habe wirklich einmal in derselben bestanden, er durch den Uebergang in die Rechtsform der universitas nicht mehr der alte Verein geblieben sein könne. CX. Bei der Untersuchung des „Eigenthümlichen jener Wesen (— seltsame Benennung —), welche die Rechtswissenschaft und Gesetzgebung juristische Person nennt“, müsse man, um sicher zu gehen, „nur diejenigen betrachten, welche, gleichviel ob bewußt und begrifflich bestimmt oder nicht, ihrem Wesen nach bereits juristische Personen waren, ehe der Staat daran dachte, durch einen Act seiner Gewalt solche Personen anzuerkennen oder nur zu schaffen.“ (Denken wir daran, daß Helb selbst anerkennt, daß der Rechtsbegriff der juristi-

schen Personen etwas Künstliches sei, so begreifen wir nicht, wie er zu dem Irrthum kommen konnte, als könnten juristische Personen existiren, ohne dem Rechte nach juristische Personen zu sein. Juristisch ist dies eben undenkbar). Der eigenthümliche Charakter der juristischen Personen könne nun nur aus dem Menschen selbst erkannt und erklärt werden. Der Begriff der Rechtssubjectivität sei die logische Folge der sinnlich-sittlichen Natur und des geselligen Wesens des Menschen. Nachdem dieses Doppelwesen des Menschen als eines geistigen und körperlichen Individuums näher beschrieben, fährt dann Held fort: „Auch hier bestätigt sich eben wieder, daß das Charakteristische am Menschen nicht sein Körper, sondern sein Geist und dessen Verbindung mit dem Körper sei, und daß die menschliche Vernunft nicht bloß von rein individuellen Zwecken, sondern auch von höheren gemeinsamen Gesetzen beherrscht werde (— Allgemein neu! —). Der menschliche Gedanke suche sich nun aber auch über das individuelle Vermögen und Leben zur Geltung, Anerkennung und Erhaltung zu bringen. „Ist ein solcher Gedanke ein gemeinsamen Bedürfnissen und Zwecken entsprechender vernünftiger, und gelingt es, zu seinem Dienste ein besonderes Vermögen auszuscheiden, welches ihm die materielle Existenz und Geltendmachung sichert, so handelt es sich rechtlich nur darum, daß dieses Vermögen weder als *res nullius*, noch als Vermögen irgend eines oder mehrerer bestimmter Individuen und daher ihren Zwecken dienend betrachtet werden könne, — mit einem Worte, es fehlt zur Rechtssubjectivität nur die sinnliche Seite des einzelnen Menschen, die Verbindung eines bestimmten lebendigen menschlichen Körpers mit dem fraglichen Gedanken und mit den seiner Erfüllung allein dienen sollenden Mitteln.“ Nach einer Untersuchung der verschiedenen Arten dieses Gedankens kommt dann die eigentliche Definition. „Juristische Person ist also (— wir fragen: weshalb? —) der, weil logisch nothwendige, darum auch nicht willkürlich erfundene Ersatz der individuellen menschlichen äußeren Erscheinung für einen solchen geselligen, also vernünftigen und durch ein eigenes Vermögen bereits fixirten Gedanken, soweit ein solcher Ersatz für den rechtlichen Bestand dieses Gedankens, d. h. dafür, daß weder er selbst, noch das seiner Realisation gewidmete Vermögen in der freien Willkür anderer Individualitäten untergehen könne, erforderlich ist, also nicht so weit, als auch der menschliche Körper und die freie veränderliche Willensbestimmung dem einzelnen Menschen zur Verfolgung rein individueller Zwecke unentbehrlich erscheint.“ (Dies ist keine Definition, sondern eine Umschreibung des Zweckes der Anerkennung der juristischen Personen im Rechte; zur Begriffsbestimmung ist mit diesem langathmigen Satze so gut wie Nichts gesagt. Wie klar und präcis dagegen Buchta, Pandekten § 25: „Die Menschen sind die natürlichen Personen, indem bei ihnen die Persönlichkeit an ein Subject von natürlichem Dasein geknüpft ist. Das Recht hat aber auch Personen aufgestellt, die eine bloß ideelle Existenz haben, insofern das Subject der Persönlichkeit bei ihnen nur ein Begriff ist, entweder ein Verein natürlicher Personen, *universitas personarum*, oder ein Vermögen, *universitas bonorum*.“ Es ist eben absurd, den Begriff der juristischen Persönlichkeit anders woher als aus dem Rechte, das sie eben fingirt, construiren zu wollen. Erst durch die Anerkennung der juristischen Personen im positiven Rechte existiren diese, und kann vorher nur ihr reales Substrat vorhanden gewesen sein). CXI. Die erste Bethätigung eines solchen Gedankens sei die Familie selbst (— sie ist aber niemals und nirgends im Rechte als juristische Person betrachtet; denn das Familienfideicommiss ist nicht die Familie); danach trete sie als Gemeinde und Stiftung auf, dann als Staat und endlich „in dem entwickelteren Staate“ als *hereditas jacens*. CXII. „Schon in den ersten Formen des menschlichen Zusammenlebens vorhanden, sind sie (die juristischen Personen) gleichzeitig mit Menschen und Staat, und der vollständig entwickelte Staat, weit entfernt, die juristischen Personen erst geschaffen — zu haben, beginnt er erst dann bildend auf das Institut der juristischen Personen zu wirken und wohl auch selbst solche zu schaffen, nachdem er in Folge einer Reihe von Entwicklungen in seinen großartigeren Verhältnissen hervorgegangen war. Was den Staat als eine natürliche und vernünftige Nothwendigkeit erscheinen läßt, und ihn zur Erscheinung brachte, das schuf also mit ihm zugleich das erste Wesen mit dem Charakter der juristischen Person, und in dem Wesen des entwickelten Staates

selbst liegt die höchst mögliche Potenzirung der juristischen Person. Aber diese sogen. juristische Person ist keine Person in dem vulgären Sinne des Wortes, kein individueller Mensch, denn es fehlt ihr nicht nur die individuelle menschliche Gestalt, sondern auch der willkürlich veränderliche individuelle Wille. Sie ist also (— wir fragen wieder: weshalb? —) eine Person nur in dem Sinne einer rechtlich subjectivirten sittlichen, für die Gesellschaft dauernd natur- oder vernunftnothwendigen oder doch nützlichen Idee des Menschen oder der Menschen, welcher ein eigenes, von allen anderen Einzelvermögen und Einzelwillen geschiedenes und unabhängiges Vermögen gewidmet ist, so zwar, daß der Mensch oder die Menschen, welche sie repräsentiren, dadurch selbst wieder eine neue *persona* neben ihrer rein individuellen Persönlichkeit erwerben, deren Wesen aber in der **Pflicht**, diesen Gedanken stets auf das Getreueste mit Ausschluß ihrer rein individuellen Neigungen zu realisiren, und deren Nebensache nur in den hiezu erforderlichen und gegebenen **Rechten** besteht. — In diesem Sinne ist aber jedenfalls auch der Staat und zwar im höchst möglichen Grade eine juristische Person.“

Wir glaubten so ausführlich referiren zu müssen, um unser Urtheil über die Held'schen Ausführungen genügend begründen zu können. Sollte denn wirklich eine so weitläufige Beschreibung des Wesens der juristischen Personen für die Darstellung des Staatsrechts nothwendig sein? Ist nicht vielmehr durch diesen abspannenden Schwall von Worten und Sätzen für die Frage, wie es mit der juristischen Persönlichkeit des Staates sich verhalte, so gut wie Nichts gesagt? Schon daß Held zweimal einen so künstlich gebauten, vielgliederigen Satz niedergeschrieben, um den Rechtsbegriff der juristischen Personen zu bestimmen, erregt einigen Verdacht gegen die Sicherheit seiner eigenen Ueberzeugung und die Klarheit seiner Rechtsanschauungen. Und dann auch — wir wollten zugeben, daß dieser fragliche Rechtsbegriff richtig verstanden und definirt wäre — ist damit die Frage gelöst, ob und warum der Staat juristische Persönlichkeit besitze? Durch die letzt erwähnten Worte: „In diesem Sinne ist aber jedenfalls auch der Staat eine juristische Person“, ist noch keinerlei Beweis geliefert, während der Zusatz „und zwar im höchstmöglichen Grade“ beweist, daß Held trotz aller seiner tiefgehenden Begriffsentwicklungen selbst noch nicht zu einer klaren und in sich festen Ansicht über das Wesen der juristischen Personen gelangt ist: denn verschiedene „Grade“ der juristischen Persönlichkeit giebt es nicht, und es ist juristisch sinnlos, dem Staate den „höchstmöglichen Grad“ derselben zu vindiciren. Oder hätte Held ein Gefühl davon gehabt, daß der Staat noch etwas Anderes, noch etwas mehr, als nur juristische Person sei? S. 1 seines Systems lesen wir ja: „Der Staat in abstracto — ist das vernunft- und naturnothwendige, souveräne, ewige Gemeinwesen“; allein S. 7 schließt das Kapitel von dem „Begriff des Staates“ wieder: „— als selbständiges Gemeinwesen fällt er unter den Begriff der juristischen Personen; in Folge seiner juristischen Wirkungen für seine Angehörigen ist er ein Rechtsverhältniß.“

Vielleicht haben auch andere Leser bedauert, daß der offenbar ernste Eifer des Verfassers nicht eine größere Mäßigung seines juristischen Denkens, nicht eine ruhigere Betrachtung der staatsrechtlichen Erscheinungen, nicht eine präcisere Fassung der Darstellung in allen ihren Theilen und Sätzen gestattet hat. Es ist eine große Fülle von Gedanken, ein ernstes Streben nach den staatsrechtlichen Wahrheiten, eine lebendige Liebe zu dem Gegenstande der Darstellung nicht zu verkennen: allein ebenso wenig eine gewisse Schwülstigkeit und zwar nicht nur der Form, sondern geradezu des Gedankens selbst, und wenn auch der, welcher sich selbständig und eingehend mit der staatsrechtlichen Wissenschaft und ihrer Literatur beschäftigt, diesem System Held's manche Anregung zu weiteren Forschungen und zu klarerer Ergründung der Begriffe und Rechtsverhältnisse verdanken wird: für das akademische Studium des Staatsrechts müssen wir dieses Buch für geradezu ungeeignet halten, weil es in jugendlichen Köpfen eher verwirren, wie klären wird. Das Werk verspricht ein „System des Verfassungsrechts“ zu geben und ist in Wirklichkeit eine staatsphilosophische und realpolitische Studie.

Blicken wir noch einmal auf die bisher besprochenen Bearbeitungen des deutschen Staats-

rechts zurück, so sehen wir im Allgemeinen einen zwiefachen Charakter derselben. Während Klüber und Zacharia — zwei ebenbürtige und gleichgeartete Meister der Staatsrechtswissenschaft — ihren Lehrbüchern die umfassendsten historischen Kenntnisse zu Grunde legen konnten und in der That auch das heutige deutsche Staatsrecht vorwiegend in seinem genetischen Zusammenhange mit den geschichtlichen Zuständen und Rechtsanschauungen der Vergangenheit, als das geschichtlich gewordene Ergebniß dieser auffaßten und darstellten, haben Zöpfl und namentlich Held — übrigens zwei Staatsrechtslehrer ohne innere geistige Verwandtschaft — in einer mehr philosophischen und politischen Behandlung des positiven Staatsrechts ihre wissenschaftliche Aufgabe gefunden. Was aber die systematische Darstellung selbst betrifft, so hatten wir — wenn auch nicht in gleichem Maße — bei Allen Punkte zu erwähnen, an welchen der geringe oder geringere Grad der Sorgfalt, welche die Autoren auf diesen hochwichtigen Theil der wissenschaftlichen Aufgabe gewendet, sichtlich hervortrat. Gerade dieser Mangel an allen bisherigen Darstellungen des deutschen Rechts hat aber die dogmatische Darstellung selbst wesentlich beeinträchtigt; überall — wenn auch hier mehr, dort weniger — zeigte sich schiefes und halbes Verständniß mancher staatsrechtlichen Begriffe und Grundsätze, und es kann keine Frage sein, daß die Wissenschaft des deutschen Staatsrechts noch nicht die Höhe erreicht hatte, auf welcher die des römischen Rechts durch die Verdienste von Savigny's und Buchta's bereits seit Decennien gehoben war.

Von drei Seiten ward in dieser Ueberzeugung darum eine neue Bearbeitung des deutschen Staatsrechts begonnen oder auf die Nothwendigkeit derselben hingewiesen. Dr. von Gerber, welchem das deutsche Privatrecht bereits die klassische Bearbeitung verdankte, und welcher schon zu Anfang der 50er Jahre in seiner Abhandlung „Ueber öffentliche Rechte“ auf die Grenzlinien zwischen dem Privat- und dem Staatsrecht an den wesentlichsten Instituten des letzteren in so meisterhafter Form wie in der größten wissenschaftlichen Schärfe und Klarheit hingewiesen, veröffentlichte seine vortrefflichen „Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechts“ (1. Auflage 1865; 2. Auflage 1869). Dr. Hermann Schulze, der rühmlichst bekannte Publicist der Breslauer Hochschule, ließ gleichzeitig eine „Einleitung in das deutsche Staatsrecht“ erscheinen, welche als „Propädeutik der positiven deutschen Staatsrechtswissenschaft die allgemeinen staats-philosophischen und geschichtlichen Fundamente unseres öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland erörtern“ wollte: außerdem aber veröffentlichte derselbe einen Aufsatz „Ueber Princip, Methode und System des deutschen Staatsrechts“ in dem 4. Heft der Zeitschrift für deutsches Staatsrecht und deutsche Verfassungsgeschichte (1867), welcher wenigstens die Aufgabe der deutschen Staatsrechtswissenschaft eingehend behandelte. Endlich erschien 1869 das „Deutsche Staatsrecht der Gegenwart“ von G. A. Grotesfend, einem ehemals hannoverschen, jetzt preussischen Beamten, welches eine systematische Darstellung des deutschen Staatsrechts, wie es die Gegenwart gestaltete, zu geben bestimmt war.

Da es die Aufgabe dieses Beitrags zur Geschichte der Literatur des deutschen Staatsrechts nur war, die umfassenden Darstellungen dieses Theiles des deutschen Rechts zu besprechen, so würde nur erübrigen, den Inhalt dieses letztgenannten Werkes näher einzugehen. Die wissenschaftliche Bedeutung des von Gerber'schen Werkes verlangt indeß, hier eine Ausnahme zu machen.

v. Gerber bekennt in der Vorrede die Ansicht, daß die wissenschaftliche Dogmatik des deutschen Staatsrechts noch einer weitem Ausbildung fähig und bedürftig sei, und daß er dieselbe besonders nach folgenden Gesichtspunkten für möglich halte. Zunächst bestehe unlängbar das Bedürfniß einer schärferen und correcteren Präcisirung der dogmatischen Grundbegriffe, da ein Theil unserer Schriftsteller die Aufgabe der rechtlichen Bestimmung der durch unsere modernen Verfassungen gegebenen Begriffe nicht sowohl als eine juristische, denn als eine staats-philosophische oder politische anzusehen scheine, Andere dagegen sich — in der entgegengegesetzten Richtung — zu sehr von den Grundsätzen des älteren deutschen Staatsrechts beherrschen lassen, gleich als ob das Recht unserer neuen Verfassungsgesetze die letzte Frucht des alten Reichsterritorialrechts wäre. Sodann aber scheine ihm, was freilich mit jenem ersten Punkte auf's Innigste zusammenhänge, ein dringendes Bedürfniß die Aufstellung eines

wissenschaftlichen Systems zu sein, in welchem sich die einzelnen Gestaltungen als die Entwicklung eines einheitlichen Grundgedankens darstellen. Erst durch Begründung eines solchen Systems würde das deutsche Staatsrecht seine wissenschaftliche Selbständigkeit erlangen und die Grundlage sicherer juristischer Deduktion gegeben sein.

Wir gestehen, daß diese Ansichten und Gesichtspunkte von vornherein dem kaum 200 Seiten zählenden Werkchen unsere vollste Sympathie gewannen, und daß diese bei dem weiteren Studium desselben nur befestigt werden konnte, wird das Weitere beweisen.

Das v. Gerber'sche System hat in dieser vorliegenden Ausarbeitung außer der Einleitung, welche auf 18 Seiten die Capitel: „Der Staat, das Staatsrecht, deutsches Staatsrecht und Entstehung staatsrechtlicher Rechtsätze, Rechtsinstitute und Rechte“ enthält, vier Abschnitte. Der erste ist „Die Staatsgewalt“, der zweite „Die Organe des Staats“, der dritte „Die Formen der Willensäußerung des Staats“ und endlich der vierte „Rechtsschutz im Gebiete des Staatsrechts“ überschrieben. Das volle Verständniß dieser Grund-Vertheilung des Stoffes gewinnen wir indeß erst bei weiterer Verfolgung des Inhalts und der Unterabtheilungen der einzelnen Abschnitte.

Da befriedigt uns aber zunächst, wie v. Gerber das Wesen des Staates darstellt: „Im Staate erhält ein Volk die rechtliche Ordnung seines Gemeinlebens. — Die natürliche Betrachtung des im Staate geeinten Volkes erzeugt den Eindruck eines Organismus, d. h. einer Gliederung, welche jedem Theile seine eigenthümliche Stellung zur Mitwirkung für den Gesamtzweck anweist. Die juristische Betrachtung des Staates aber ergreift zunächst die Thatfache, daß das Volk in ihm zum rechtlichen Gesamtbewußtsein und zur Willensfähigkeit erhoben wird, mit andern Worten daß das Volk in ihm zur rechtlichen Persönlichkeit gelangt. Der Staat als Bewahrer und Offenbarer aller auf die sittliche Vollendung des Gemeinlebens gerichteten Volkskräfte ist die höchste rechtliche Persönlichkeit, welche die Rechtsordnung kennt; ihre Willensfähigkeit hat die reichste Ausstattung erfahren, welche das Recht zu geben vermag. Die Willensmacht des Staates ist die Macht zu herrschen; sie heißt Staatsgewalt.“ Durch diesen § 1 der Einleitung wird das System gleich unter den richtigen Gesichtspunkt gestellt und ist für dasselbe der richtige Ausgangspunkt gewonnen. Zum ersten Male begegnen wir nicht dem Irrthum, der Staat sei eine „juristische Person“ — die keineswegs identisch ist mit der „rechtlichen Persönlichkeit“ v. Gerber's, wie aus der Note 1 unzweideutig hervorgeht —, und wenn auch darüber gestritten werden könnte, ob der Staat die „höchste“ Persönlichkeit in der Rechtsordnung sei, — denn sollte dieses Prädikat nicht richtiger dem Menschen als dem Urbegriff der rechtlichen Persönlichkeit ertheilt und der Staat lieber die „machtvollste“ rechtliche Persönlichkeit genannt werden müssen? —, so sind wir doch ganz damit einverstanden, daß dem Staate und seiner Gewalt auf dem Rechtsgebiete eine so hohe, weil sittliche Aufgabe zuerkannt, daß das Wesen des Staates nicht in privatrechtliche Begriffe gezwängt wird. So faßt denn auch von Gerber den Begriff des Staatsrechts ungleich präciser, als bis dahin geschehen, namentlich begrenzt er dasselbe aus dem Gegenstand der wissenschaftlichen Lehre. „Das Staatsrecht“ — beginnt der § 2 — „als wissenschaftliche Lehre hat zum Gegenstande die Entwicklung des dem Staate zustehenden Rechts. Die Willensmacht des Staates, die Staatsgewalt, ist das Recht des Staates.“ So wird der Lehre des Staatsrechts auch nur die Entwicklung derjenigen Rechtsätze und Rechtsinstitute zugewiesen, welche sich unmittelbar auf die Lebens- und Willenskraft des Staates beziehen, also nicht das Strafrecht, die Prozeßordnungen, das sogenannte Verwaltungsrecht. Gleichwohl ist diese Definition des Staatsrechts als des Gegenstandes einer besondern wissenschaftlichen Disciplin unseres Erachtens zu eng. Nicht nur das Recht des Staates, sondern auch dasjenige an dem Staat ist zu jenem Gegenstande zu rechnen; denn der Staat ist nicht nur eine persönliche Willenskraft, sondern auch — und dies gab ihm ja den Namen — ein organischer Körper, dessen gliedliche Bestandtheile auch je für sich Subjekte von Rechtsverhältnissen sind und durch Rechtsätze und in Rechtsformen zu dem Ganzen zusammengehalten werden. Diese Einseitigkeit der von Gerber'schen Anschauung des Gegenstandes der Staatsrechtswissenschaft macht sich dann alsbald in dem weiteren Aufbau des Systems geltend. Denn indem der Ausgangs- und Mittelpunkt des Staatsrechts — was richtig — in

der Persönlichkeit des Staates gefunden, nicht aber auf die Rechtsverhältnisse, welche sich an seinem Organismus darstellen, Rücksicht genommen wird, konnte die ganze Masse dieser Rechtsätze dem System nicht richtig eingefügt werden. In dem ersten Abschnitt: „Die Staatsgewalt“ finden wir unter dem Titel: „Die Staatsgewalt in der Beziehung zu den Objekten ihrer Herrschaft“ die Rechtsverhältnisse der Unterthanen behandelt, also diese nur als Objekte der Staatsgewalt. Das ist eine eben so ungeschichtliche und dem thatsächlich geltenden Constitutionalismus so wenig entsprechende Auffassung, wie sie auch aus staats-philosophischen Gesichtspunkten nicht gerechtfertigt erscheint. Sie würde dem so scharfsichtigen Rechtslehrer nicht möglich gewesen sein, wenn er den Staat nicht nur als die willensmächtige Persönlichkeit, sondern auch als den „status“, als den organischen Bau vor Augen gehabt hätte. Dann würde sich für die sogenannten Unterthanenrechte eine andere Stellung in dem System des Staatsrechts ergeben haben, und zwar in gewisser Beziehung eine geradezu gegensätzliche zu der des Rechts der Staatsgewalt. Sie erscheinen freilich auch als Objekte dieser, allein nicht nur und nicht zuerst als solche.

Daß v. Gerber in dem 2. Abschnitt als „die Organe des Staates“ den Monarchen und die Landstände nennt, können wir nicht rückhaltlos billigen. Der Staat als die willens- und handlungsmächtige Persönlichkeit hat eigentlich nur ein einziges Organ seiner Gewalt, den Monarchen oder — in Republiken — den Senat. Wenn die Landstände oder — in Republiken — die Bürgerschaft bei der Ausübung des Willensrechts des Staates konkurriert, so treten sie allerdings in direkte Mitfunktion mit dem Organ der Staatsgewalt, und sie haben eine bestimmte organische Beziehung zu diesem, allein als Parallelen erscheinen beide schon um deswillen nicht, weil nur der Monarch souverän ist und weil seine souveräne Macht auch über das Institut der Landstände sich erstreckt. Auch hier finden wir eine nachtheilige Folge des Uebersehens der organischen Anstalt des Staatswesens.

In dem 3. Abschnitt werden als „die Formen der Willensäußerung des Staates“ die Gesetzgebung, die Verwaltung und die richterliche Thätigkeit genannt und sind wir mit dieser Lösung des Zweifels über die sogenannte Eintheilung der Staatsgewalt ganz einverstanden, die uns namentlich auch die Stellung dieser Rechtslehren in dem System, den Organen des Staates gegenüber, nur gefallen kann.

Der vierte Abschnitt behandelt unter dem Titel „Rechtsschutz im Gebiete des Staatsrechts“ dasjenige, was sonst in den Lehrbüchern wie auch in Verfassungsgesetzen „Garantien der Verfassung“ genannt zu werden pflegt, indeß doch in etwas anderem Sinne und in eigener Weise. Denn während es sonst üblich war, diejenigen Bestimmungen der Verfassungsgesetze, welche den Schutz der subjektiven Berechtigungen im Staate und der organischen Einrichtungen und Anstalten desselben vor Verletzungen zu schützen, lediglich so zu verstehen, als habe der Unterthan oder die Gesamtheit der Unterthanen und deren staatsrechtliche Vertretung (Landstände) sich besonders vor den böswilligen Uebergriffen des Souveräns und seiner Diener zu hüten, faßt v. Gerber den Zweck dieser einen Rechtsschutz im Gebiete des Staatsrechts bezweckenden Rechtsätze aus einem höheren und objektiveren Gesichtspunkte. Die Integrität der in dem System des Staatsrechts begriffenen mannichfaltigen Rechte, welche zum Theil die Voraussetzung der Lebensfähigkeit des Staates sei, solle geschützt werden, also sowohl die des Staates selbst und seiner verfassungsmäßigen Rechte, als auch die der Befugnisse der Organe des Staates, der öffentlichen Individualrechte und die staatsbürgerlichen Rechte den Uebergriffen der Staatsgewalt gegenüber. Daß aber dieser Theil der Lehre des Staatsrechts das System schließt, ist — wenn man überhaupt über diese Materie in einer Darstellung des Staatsrechts besonders handeln zu müssen glaubt — völlig logisch und korrekter, als die sonst übliche Entwicklung derselben in der Einleitung oder in dem sogenannten allgemeinen Theile der Darstellung.

Trotz der einzelnen gegen das sonst so plane und klare System erhobenen Bedenken und Ausstellungen können wir dieses staatsrechtliche Werk des geistvollen Pflegers des deutschen Privatrechts nur als eine glänzende Erscheinung auf dem Gebiete der publicistischen Literatur bezeichnen. So ermüdend die mühevoll ausgearbeitete Darstellung des eben besprochenen Held'schen Systems, so anregend und wahrhaft belebend ist das Studium dieser auch in eleganten

testen Form uns gebotenen „Grundzüge.“ Viel positives Recht ist allerdings darin nicht zu finden, da ja nur eine „Probe“ des v. Gerber'schen „Systems“ gegeben werden sollte; wenn aber an irgend einem staatsrechtlichen Werke, so mag an diesem das „staatsrechtliche Denken“ gelernt werden, da gerade in diesen Grundzügen der besondere Charakter der staatsrechtlichen Begriffe und Lehrsätze wie der staatsrechtlichen Institutionen klarer, wie sonstwo, hervortritt, und die scharfe und knappe Umgrenzung des Gebietes der Staatsrechtswissenschaft am Besten vor dem Fehler früherer Publicisten, vor der Romanisirung des Staatsrechts bewahren kann.

Wir wenden uns jetzt zu der neuesten Bearbeitung des deutschen Staatsrechts, zu dem nach der Krisis des deutschen Staatensystems erschienenen Werke des Regierungsraths Grotefend in Arnberg. Es ist dies wohl die einzige systematische Bearbeitung dieses Rechtstheiles, welche nicht unter der Gunst der aura academica, sondern unter den Arbeiten eines praktischen Berufes entstanden. Dieser Umstand konnte nicht ohne Einfluß auf das Werk selbst bleiben; vielleicht aber, daß die Vertrautheit des Verfassers mit der Staatsverwaltung und den Anforderungen des nie stagnirenden öffentlichen Lebens in Etwas ersetzt, was der Mangel einer persönlichen Bethätigung an den Aufgaben des akademischen Lebens vermissen ließ. An sich aber wird einem Beamten die Bethätigung seines wissenschaftlichen Eifers und seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nicht zu verdenken sein.

Grotefend hat seine Aufgabe darin gefunden, das „deutsche Staatsrecht der Gegenwart“ nach dem ihm gebührenden wissenschaftlichen System darzustellen; also das Staatsrecht in seiner gegenwärtigen Gestaltung und nur deutsches Staatsrecht, dies aber in seinem ganzen Umfange, also das Recht des Norddeutschen Bundes, wie auch das aller in und außer ihm bestehenden deutschen Staaten, und dieses in der systematischen Ordnung, welche das Wesen des Staates und seines Rechtes ergeben.

In Betreff jener Abgrenzung des Gegenstandes der Darstellung differirte also diese Bearbeitung des deutschen Staatsrechts von denen aller anderen Autoren, insofern diese sämmtlich in größerem oder geringerem Maße historische Erörterungen in ihre Darstellung aufnahmen und auch das sogenannte Verwaltungsrecht von derselben nicht ausschlossen. Diesen Theil des öffentlichen Rechts verweist Grotefend — wie auch v. Gerber will — an eine besondere Disciplin, wie ja auch das unzweifelhaft zum öffentlichen Recht gehörende Straf- und Prozeßrecht bereits von dem Gegenstande der Staatsrechtswissenschaft definitiv ausgeschieden sind. Erst dadurch wird es möglich sein, auch das Verwaltungsrecht, dieses so überaus wichtigen Theiles des öffentlichen Rechts, zu der gebührenden Anerkennung und unter die ihm eigenen, auf die Staatspraxis reflektirenden wissenschaftlichen Gesichtspunkte zu bringen. Ob dann nicht auch die Gegenstände der sogenannten Cameralwissenschaften eine andere Gestaltung erlangen werden, mag dahin stehen. Jedenfalls ist es ein Gewinn für den Staatsrechtslehrer, nicht mehr mit Materien sich befassen zu müssen, welche ihm nur sehr lückenhaft und kaum in ihrem rechten Lichte bekannt sein können. Die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe der wissenschaftlichen Bearbeitung des Verwaltungsrechts rechtfertigen gewiß die Erhebung desselben zu einer besonderen akademischen Disciplin.

Die Vermeidung der sonst üblichen historischen Einleitungen, welche sich besonders gern mit den Zuständen in dem ehemaligen deutschen Reich beschäftigten, aber auch wohl in die Entwicklungen und Gestaltungen des sogenannten Constitutionalismus in England und Frankreich zurückblickten, motivirte der Verfasser schon in seinem als Einleitung zu dieser Darstellung erschienenen „System des deutschen Staatsrechts“ (1863) nicht durch eine Veringschätzung der Geschichte des öffentlichen Rechts oder durch eine Bestreitung des inneren Zusammenhanges der Entwicklung in England, Frankreich und Deutschland, sondern eben dadurch, daß diese „Geschichte“ nicht in das „System des heutigen Staatsrechts“ gehöre und an sich ein zu bedeutungsvoller Theil der Staatswissenschaft sei, als daß er so oberflächlich in dem System behandelt werden dürfe. Ihm schwebte in dieser Beziehung das Buchta'sche System des heutigen römischen Rechts vor, welches ja auch nur diesen Abschluß der Rechtsentwicklung behandelte und die rechtsgeschichtlichen Darstellungen einem anderen, besonderen Werke zuwies. Aber auch ein innerer Grund bewog den Verfasser des „deutschen Staatsrechts der Gegenwart“, von der

üblichen Weise staatsrechtsgeschichtlicher Einleitungen abzuweichen. Die Gegenwart gilt ihm als ein so Neues, daß die Hereinziehung reichszeitlicher Begriffe, Zustände und Anschauungen in die Betrachtung dieser auf ganz anderen Fundamenten und Voraussetzungen beruhenden staatsrechtlichen Gestaltungen nur nachtheilig erscheint.

Durch die Beschränkung der Darstellung auf das gegenwärtig geltende deutsche Staatsrecht war aber noch in anderer Beziehung eine Grenze gezogen, welche der Verfasser in der That vollständig gewahrt haben wird. Die „Politik“ lag außerhalb seiner Aufgabe, aber die Darstellung entbehrt auch jeder politischen Kritik der — allerdings oft zu einer solchen verlockenden — Normen und Einrichtungen des positiven deutschen Staatsrechts, und es wird diese consequente Objektivität in der Darstellung diesem für keine Partei geschriebenen Buche nicht zum Vorwurf gereichen.

Doch unser Hauptaugenmerk soll auf die wissenschaftliche Behandlung des Staatsrechts in der Grotefend'schen Darstellung gerichtet sein. Der Verfasser nennt § 36 als die für die Methode einer wissenschaftlichen Darstellung bestimmenden Principien „völlige Objektivität der Forschung und strenge Wissenschaftlichkeit der Darstellung.“ Das erstere Princip fordere die größte Gewissenhaftigkeit wie in der Constatirung der zu berücksichtigenden Rechtsmassen, so auch in der Darstellung der in denselben sich befindenden Rechtsätze, das andere dagegen werde nicht nur durch eine wissenschaftliche Form der Darstellung, sondern mehr noch durch die Behandlung des Stoffes aus streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten bewahrt. Diese materielle Wissenschaftlichkeit müsse sich darin zeigen, daß die inneren Principien der einzelnen Rechtsätze, die darin sich ausprechenden juristischen Gedanken, je für sich und alle wieder in ihrem logischen Zusammenhange verstanden und dargestellt werden.

Das Hauptinteresse beansprucht aber das „System“ der Darstellung und ist dieses als ein durchaus neues und selbständig durchgeführtes ohne Frage der Theil dieser Bearbeitung des deutschen Staatsrechts, welcher sich am Ersten auf eine mißbilligende Kritik gefaßt machen mußte. Daß diese bis jetzt gleichwohl, wenigstens öffentlich, nicht erfolgte, beweist im Ganzen mehr, daß man auf diese doch so besonders bedeutsame Seite der wissenschaftlichen Bearbeitung des Staatsrechts noch zu wenig Werth legt, als daß die Recensenten hierüber mit dem Verfasser sich einverstanden gefunden. Grotefend unterscheidet (§ 37) drei Gruppen in dem Staatsrecht: Das subjektive Recht der Staatsgewalt oder des persönlichen Staates, sodann dasjenige Recht, welches sich an den Elementen seines Bestandes, an der realen Substanz des Staates entwickelt hat und welches theils das subjektive Recht dieser Elemente, sofern sie den Charakter persönlicher Wesen besitzen. (Fürst und Unterthanen), theils das Recht an dem objektiven Organismus des Staates (also z. B. an dem Staatsgebiet oder an staatsrechtlichen Anstalten) sei. Schließlich sei das Recht, welches die Formen und Organe des Staatslebens bestimme, ohne diese in ihrer Bewegung und Thätigkeit zu verfolgen (d. h. ohne das s. g. Verwaltungsrecht) zu der Masse des Staatsrechts zu rechnen. Diese drei Rechtsgruppen bestimmen auch das wissenschaftliche System des Staatsrechts, das im Grunde auf der Zertheilung dieses Rechtes in das Recht der Staatsgewalt, in das Recht der Elemente des Staates und in das Recht der Formen und Organe des Staatslebens beruhen müsse. Da aber die Elemente des Staates und die Formen und Organe seines Lebens den Staat als den äußeren Organismus darstellen und den Begriff der Staatsverfassung bilden, so vereinfache sich das Grundsystem der wissenschaftlichen Darstellung wieder, indem fundamental nur zwischen dem Recht der Staatsgewalt und dem Verfassungsrecht zu unterscheiden sei.

Es ist hier zunächst zu bemerken, wie Grotefend den Begriff und das Wesen des Staates versteht. Schon der erste Satz der Darstellung (§ 1) sagt es: „Der Staat der modernen Civilisation ist die auf dem bestimmt abgegrenzten Theile der Erdoberfläche bestehende organische Gemeinschaft der Menschen, deren Zweck und Aufgabe die Darstellung und Sicherung derjenigen äußeren Zustände und Verhältnisse ist, durch welche die sittlich freiheitliche Entwicklung der auf diesem bestimmten Raume sesshaften Individuen bedingt wird.“ Staat seien deshalb nicht die nicht räumlich begrenzte „Gesellschaft“, nicht die nicht auf irdische Zwecke gerichtete Kirche, nicht die besonderen Gemeinschaften, in welchen Individuen zur Erreichung anderer

Zwecke freiwillig oder unfreiwillig stehen, wie „Gemeinden“, „Corporationen“ und die „Familie.“ Die Substanz des Staates sei eine ideale (die Staatsidee) und eine reale (der Staatskörper als der physische Organismus des Staates). Die Staatsidee ergreife nur rein irdische Interessen der Menschen, d. h. die Interessen der Menschen, wie und so lange sie auf Erden wohnen. Von diesen Interessen aber fallen dem Gebiet des Staates im Allgemeinen nur diejenigen anheim, welche die rechtliche Ordnung unter den Menschen und die sonstigen äußeren Bedingungen der freiheitlichen Entwicklung und der materiellen Wohlfahrt derselben darstellen. Die Idee der deutschen Staaten sei eine christliche, insofern sie die Christlichkeit des deutschen Volkes und deren praktische Konsequenzen anerkenne und voraussetze. Zu dem geistig-sittlichen Leben der Menschen selbst und zu dem positiven Endziel aller individuellen Entwicklung, welches über die Erde hinausreiche und erst im Jenseits erreicht werden könne, stehe der Staat der Christen nur in einem gewissen negativen Verhältnisse. Der positive Inhalt und die konkrete Richtung des individuellen Lebens und seiner mannichfachen formellen und materiellen Interessen liegen außerhalb des Bereiches und der Macht des Staates. Der Staat existire eben nicht um seiner selbst willen, sondern erhalte sein Dasein aus der Staatsbedürftigkeit des Menschen, und wie dieser der Mittelpunkt und der Herr der göttlichen Schöpfung und wie dessen ethische Entwicklung und Vollendung das Princip der sichtbaren Welt sei, so habe auch der Staat nur aus diesem ersten und letzten Princip der gesamten Welt sein Dasein abzuleiten und seinen Zweck nur als eine Consequenz aus diesem zu verstehen. Die Selbstständigkeit des Staates sei deshalb nur im beschränkten Sinne absolut zu nehmen, indem nur die Abgeschlossenheit seines Lebensgebietes damit bezeichnet sein könne, nicht aber auch die Isolirung des Staates als einer nur um ihrer selbst willen bestehenden Ordnung.

Diese Auffassung der kosmischen Bedeutung des Staatswesens veranlaßte den Verfasser das „Recht der Staatsgewalt“, welches die erste Abtheilung seines Systems bildet, als die Verwirklichung der Staatsidee zu bezeichnen, da die Befugnisse der Staatsgewalt aus dieser ihren bestimmten Inhalt und Umfang haben und über die Grenzen ihrer Zuständigkeit hinaus wie sittlich so auch rechtlich begründeten Widerspruch erfahren. Eben diese Grenzen festzustellen, ist ein Hauptziel der Darstellung der ersten Abtheilung; als solche werden aber genannt: A. das individuelle Leben des Menschen (die physische Existenz der Person, die persönliche Freiheit, das geistige Leben, das religiöse Leben und das persönliche Recht), B. das Haus, C. die Familie, D. die „Gesellschaft“, und E. die religiösen Gemeinschaften. Aber schon vor der Feststellung dieser „Fortifikationslinien der Staatsgewalt“ bemerkt der Verfasser (§ 42), daß die Bedeutung dieser Grenzen nicht die sei, daß die Staatsgewalt an den das Staatsleben umgrenzenden Gebieten keinerlei Recht habe, sondern gerade das sei das Ziel der Untersuchung, aus dem Zwecke des Staates und dem der anderen Lebensordnungen zu bestimmen, wie weit der Staat in jene Gebiete hineintreten und dort Rechte üben und Pflichten erfüllen müsse und dürfe. Es seien jene Grenzen des Rechts der Staatsgewalt nur Principien, welche denen des Staates entgegenstehen, ohne mancherlei rechtliche Beziehungen des Staates zu jenen auszuschließen.

Die Darstellung dieser Grenzen der Staatsgewalt — d. h. aber der Staatsgewalt als des persönlich gedachten Staates, ohne Bezugnahme auf die physische Repräsentation desselben — behandelt dann alle diejenigen Rechte, welche die modernen Verfassungsgesetze als „Volksrechte“ oder „Rechte der Unterthanen“ bezeichnen und deren Inhalt nach diesen besonders in „Freiheiten“ besteht. Gerade diese Redeweise der Verfassungsgesetze (— als „Recht der Unterthanen“ wird z. B. die Bekenntniß- oder die Auswanderungs- u. Freiheit aufgeführt —) schien dem Verfasser darauf hinzuweisen, daß die staatsrechtliche Gesetzgebung Etwas in das Gebiet des Staatsrechts hineingezogen habe, was seinem Wesen nach nicht dahin gehöre und was durch die Fassung des Gesetzes selbst auch gerade von der Macht des Staates ausgeschlossen sein solle. Diese Unklarheit — um nicht zu sagen: dieser Widerspruch — in den deutschen Verfassungsgesetzen erklärt sich indeß geschichtlich. Die Thatsache, daß der ehemalige Polizei- und Glückseligkeits-Staat wirklich sich um Alles, was den Staat an sich Nichts anging, zu kümmern und in die Selbstbestimmung und Freiheit der Individuen und anderer Lebenskreise mit dem Recht, was ihm die eigene Macht und die politische Unmündigkeit der

Unterthanen gewährte, effektiv einzugreifen sich nicht scheute, führte zu dem Anspruche des modernen Constitutionalismus, von dem Gesetze des Staates anerkannt zu sehen, daß jene Sphären außerhalb der Versuchsgrenze des Staates liegen. Wir fragen aber: ob nicht die Aufgabe der Wissenschaft richtig verstanden, wenn diese verfassungsgesetzlichen Bestimmungen, welche doch in der That im Princip nur Negationen der Competenz der Staatsgewalt sein wollen, in einer systematischen Darstellung unter der Rubrik „Die Grenzen der Staatsgewalt“ genannt werden? Bei der Darstellung des materiellen Rechts der Staatsgewalt müssen dann nur diejenigen Voraussetzungen nicht vergessen werden, unter welchen auch auf diesen „Freiheitsgebieten“ der Staat um seines eigensten Prinzips willen zur Handhabung seiner Macht in irgend einer Form und Art zuständig ist. Die Grenze der Staatsgewalt bestimmt sich eben aus dem Wesen der außer dem Staate existirenden Personen und Sphären, während das Recht desselben sich lediglich aus seiner eigenen Idee ergibt.

Dieses Recht nun theilt Grotefend in zwei Gruppen, je nachdem dasselbe den Inhalt des Staatszweckes selbst zum Gegenstande hat oder dem Staate die äußeren Mittel der Entfaltung seines individuellen Lebens gewährt. Jenes Recht als das unmittelbare wird dann wieder in zwei Haupt-Klassen getheilt: in das Recht des Staates auf dem Gebiete des Rechtslebens und in das auf dem Gebiete des materiellen und sittlichen Gemeinwohles des Volkes. Auf diesem letzteren Gebiete unterscheidet sich aber wieder eine zweifache Aufgabe der Staatsgewalt, nämlich die Förderung der dasselbe begünstigenden Zustände und die Sicherung der im Staate sich darstellenden äußeren Ordnung. Die Terminologien „Justizhoheits-“ und „Polizeihochsrecht“ sind nicht wieder angewandt, weil diese Ausdrücke an sich nicht nothwendig erschienen und wegen der daran haftenden Erinnerung, daß die Staatsrechtslehrer das Recht der Staatsgewalt mit dem des persönlichen Souveräns vermischten, zu vermeiden waren. Materiell aber glaubte der Verf. durch die Trennung des staatlichen Rechts auf dem Gebiete des Gemeinwohles, welches besonders in einer fürsorgenden und pflegenden Thätigkeit sich geltend macht, von dem eigentlichen Polizeirecht, dessen Wesen die Anwendung von Zwang zur Sicherung oder Wiederherstellung der allgemeinen Ordnung und Sicherheit ist, einen Fortschritt gethan zu haben. Die Praxis des öffentlichen Lebens läßt ja diesen principiellen und tiefgreifenden Unterschied in den Berufsgebieten der Staatsgewalt tagtäglich empfinden, und es lag kein Hinderniß im Wege, endlich auch in der Theorie den Ausdruck „Polizei“ auf seine wahre Bedeutung zurückzuführen.

Als die einzelnen Aufgaben auf diesen verschiedenen Gebieten des Rechts der Staatsgewalt sind bezeichnet: 1) die Rechtsschöpfung, der Rechtsschutz und die (straf-, bezw. civilgerichtliche) Heilung des verletzten Rechts; 2) Fürsorge für die sittliche Bildung, Fürsorge für die geistige Bildung, Fürsorge für das materielle Gemeinwohl (d. h. die physische Erhaltung des Volkes) und die Fürsorge für die Industrie (das industrielle Leben und die Verkehrsanstalten), und 3) der polizeiliche Schutz der politischen Ordnung, der individuellen Zustände und der sittlichen Ordnung, der physischen Zustände und der gesellschaftlichen Ordnung im Volke.

Unter den „mittelbaren“ Rechten der Staatsgewalt erwähnt Grotefend das Finanzrecht, das Bekehrrecht und das Hilfsdienst- (Landfolge-) recht. Für die Darstellung des positiven Staatsrechts war vielleicht kein Grund vorhanden, diese dem Staate doch unentbehrlichen Rechte von den als „unmittelbare“ bezeichneten formell zu unterscheiden. Da indeß der Verfasser die ethische Bedeutung des Staatswesens so besonders betont, so lag für ihn allerdings nahe, jene Unterscheidung zu machen, wenngleich sie von weiterer praktischer Bedeutung nicht ist.

Dieser Darstellung des Rechts der Staatsgewalt, in welcher, da als das Subjekt dieses Rechts eben nur der persönliche Staat, nicht aber der persönliche Repräsentant desselben, gedacht ist, von dem Souverän und seinen Rechten so wenig, wie von den verschiedenen Staats- oder Regierungsformen die Rede ist, folgt dann in der zweiten Abtheilung die Darstellung der Verfassung des Staates. Wenn sonst in den staatsrechtlichen Lehrbüchern dieser Theil den Anfang der Darstellung bildet, so kann dagegen Nichts gesagt werden, da es ja allerdings das Natürlichste ist, vor allem Weiteren erst die äußere Physiognomie des Staates,

diesen als den äußerlich sichtbaren Organismus darzustellen. Die abweichende Ordnung in diesem System war nur durch die Absicht des Verfassers veranlaßt, den Staat in seiner vollen Objektivität zur Anschauung zu bringen und nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Staat als solcher ein persönliches Wesen und persönlich berechtigt und verpflichtet ist, ganz abgesehen davon, wie sich an ihm das Organ seines Wollens und Könnens darstellt. Und in der That mag diese Absicht nicht ganz unmotivirt erscheinen, wenn man bedenkt, wie üblich es noch immer ist, das gesammte Thätigwerden der öffentlichen Gewalt nur in Beziehung auf den persönlichen Souverän und seine persönlichen Organe zu denken. Eine größere Objektivität und Abstraktion der Anschauung ist in diesem Punkte sowohl im Interesse der Würdigung des Staatswesens als zur richtigeren — um nicht zu sagen: gerechteren — Beurtheilung der ganzen Staatsverwaltung nicht überflüssig.

Nach den das erste Buch füllenden „Allgemeinen Erörterungen“ (über Begriff und Wesen der Staatsverfassung, Bestandtheile des Verfassungsrechts u. dergl.) behandelt diese zweite Abtheilung zunächst die „Elemente des Staates“ und zwar das Staatsgebiet, das Staatsoberhaupt und die Unterthanen. Nur die öffentlich rechtlichen Beziehungen dieser drei Elemente des Staatsbestandes, des Staates als „status“, werden berücksichtigt und mit scharfer Consequenz alle Reminiscenzen an die früher üblichen Anschauungen dieser Verhältnisse aus privatrechtlichen Gesichtspunkten vermieden. Vor Allem zeigt sich dies in der Darstellung des Thronfolgerechts, sodann aber auch in dem dritten Capitel: „Die Unterthanen.“ Nachdem die Unterthanschaft nach Begriff und Wesen, rechtlicher Bedeutung, Subjekten und Entstehung und Endigung derselben behandelt (S. 438—453), werden die Rechtsverhältnisse der Unterthanen in ihren dreifachen Sphären erörtert, nämlich: 1) die individuellen Rechtsverhältnisse der Unterthanen, 2) die Rechtsverhältnisse der Gemeinden und 3) die Rechtsverhältnisse der Unterthanen-Gesamtheit. Dieser letztere Begriff findet sich in Verfassungsgesetzen und in den Lehrbüchern des deutschen Staatsrechts wohl angedeutet, aber doch nicht in solcher Präcision, wie das Wesen und das Recht des Staates es verlangt. „Die Individuen der Unterthanen — sagt Grotefend § 533 — werden kraft der Idee und des Wesens des Staates als eines organischen Ganzen zu einer Gesamtheit vereinigt, welche verschiedene von den Einzelnen, die sie bilden, auch eine selbständige Bestimmung in dem Organismus des Staates hat und in besonderer Weise an dem Leben desselben Antheil nimmt.“ Den inneren Grund dieser Gesamtsrechte findet der Verfasser aber nur in der sittlichen Freiheit der Unterthanen. „Hört das Individuum im Staate nicht auf, ein sittlich freies Wesen zu sein und schuldet dasselbe als solches dem Staate einen Theil seiner individuellen Freiheit und seines individuellen Vermögens, so ist auch die Gesamtheit dieser Individuen berufen, mit Selbstbewußtsein sich in dem Organismus des Staates zu wissen und durch Thaten seiner sittlichen Freiheit als ein Element des Staates zu zeigen.“ Darum das Princip der Nothwendigkeit einer Antheilnahme der Unterthanen an der Feststellung der Grundsätze, welche ihre Beziehungen zum Staate, ihre Rechte und Pflichten in demselben, feststellen und alsdann das Princip der Nothwendigkeit, die Bedingungen des staatlichen Lebens und der Erfüllung des Berufes des Staates zu schaffen und zu erhalten. Obwohl also die Individualität der Unterthanen zum Ausgangspunkte für die Bestimmung des Begriffes der Unterthanen-Gesamtheit genommen ist, wird doch die gleichsam psychologische Nothwendigkeit der politischen Einheit dieser Individuen genugsam betont und zu voller Geltung gebracht. In den §§ 537 und 538 aber, wo der politische Charakter und die organische Bedeutung der Unterthanen-Gesamtheit erörtert werden, sucht der Verfasser die innere Beziehung der Unterthanen-Gesamtheit und damit eben aller politischen Individuen im Staate, die Nothwendigkeit einer organischen Betheiligung derselben an den Lebensäußerungen des Staates klarzustellen, und eröffnet damit schon die Perspektive auf die Organisation des gesetzgebenden Körpers.

Die Brücke zu der Darstellung dieses hochwichtigen Organes des Staatslebens bildet im dritten Buche die Darstellung der „Formen des Staatslebens“, als welche im Allgemeinen „das Gesetz“ und „die Regierung“ genannt werden. Jenes wird als der geoffenbarte Wille des Staates und diese als die solchem Willen entsprechende That desselben verstanden. Erst hier — nicht schon bei der Darstellung der Rechte der Staatsgewalt —

findet sich die Frage nach der s. g. „Eintheilung der Staatsgewalt“ erörtert und wird dahin beantwortet, daß zunächst Gesetz und Regierung und alsdann in diesem letzteren Begriffe wieder die einzelnen Formen der Staatsregierung die „oberauffehende Gewalt“, die „ausführende Gewalt“ (als verordnende und vollziehende Gewalt) und die „richterliche Gewalt“ zu unterscheiden seien. Diese Unterscheidung der Formen des Staatslebens dürfte den thatsächlichen Verhältnissen und Einrichtungen vollkommen entsprechen, wie sie ja auch der ganzen Organisation der deutschen Staaten zu Grunde liegt.

Das vierte und letzte Buch behandelt dann die „Organe des Staatslebens“, also diejenigen Einrichtungen und Anstalten, mittelst welchen der Staat sein Leben nach den verschiedenen Formen, in welchen sich dasselbe bewegt, zur Geltung bringt. Zuerst werden die Organe des Staatslebens in den Monarchien und darnach die in den Republiken (Bremen, Hamburg und Lübeck) behandelt, und findet sich hier zuerst dieser Unterschied der Staatsformen erwähnt. Auch dieses hat seinen inneren Grund in dem Bestreben des Verfassers, den Staatsbegriff überall recht zur Geltung zu bringen und den Staat als solchen, als die Persönlichkeit und die Anstalt, woran sich alles Staatsrecht bildet, zur Anschauung zu bringen. Der abstrakte Staatsbegriff, der Begriff der Staatsgewalt und der allgemeine Inhalt der Rechte derselben ist derselbe in den monarchischen Staaten wie in den Republiken, und deren Verschiedenheit erst bei der Darstellung der Organe des Staatslebens zu erwähnen, hält der Verfasser erklärtemaßen deshalb für gerechtfertigt und notwendig, weil in den Republiken die Personifikation der Staatsgewalt und also ein Pendant zu dem Souverän in Monarchien fehlt, wohingegen allerdings die Organe der Gesetzgebung und der Regierung in beiden Staatsformen bei aller Verschiedenheit ihrer äußeren Gestaltungen doch ähnliche Bedeutung haben.

Wie nun Grotendorf das Gesetz als den Willen des Staates und die Regierung als die Bethätigung dieses Willens betrachtet, so stellt er auch die Gesetzgebung als einen einheitlichen Akt des Staates, als das Wollen und Gebieten der in Einheit zusammen wirkenden Elemente des Staates — des Fürsten und der Unterthanen in den Monarchien und der Bürgerschaft in den Republiken, — dar, und ebenso die Regierung als die einheitliche Aktion der Staatsgewalt und ihres persönlichen Vertreters — also des Fürsten in den Monarchien und des Senates in den Republiken. Eben deshalb behandelt der Verfasser auch das Institut der Landstände nur in dem Capitel unter der Ueberschrift „Der gesetzgebende Körper“ und getrennt von der Darstellung der Unterthanenrechte, obwohl auch er die Ständeversammlung nur als eine Vertretung der Unterthanen und deren Beschlüsse als die — im Wege einer rechtlichen Fiktion angenommenen Beschlüsse dieser darstellt. Consequent wird dann auch die Staatsregierung nicht in Verbindung mit der Darstellung des Rechts des Staatsoberhauptes behandelt, sondern nur als die direkte Wirkung der Staatsgewalt und das Organ ihrer Verwirklichung nur als ein Organ des Staatslebens.

Die Grotendorf'sche Bearbeitung des deutschen Staatsrechts kann — um einen Rückblick auf das Werk im Allgemeinen zu werfen — sich eine neue und selbständige, nennen wir namentlich auch das wissenschaftliche System derselben originell ist. Offenbar ist überall das Streben, die Persönlichkeit des Staates und die Eigenständigkeit wie die Eigenartigkeit seines Rechts zur vollen Geltung zu bringen. Daß der Verfasser seine Aufgabe ohne jede Parteilichkeit und ohne alle parteipolitische Färbung zu lösen suchte, wird Niemand tadeln daß alle diese Tendenzen, und namentlich auch das systematische Streben desselben, berechtigt waren, läßt sich bei dem von v. Gerber sehr treffend charakterisirten Stande der Wissenschaft des deutschen Staatsrechts nicht wohl bestreiten. Ein Anderes ist aber, ob die richtigen und berechtigten Absichten des Verfassers auch in rechter Weise zur Ausführung gebracht sind. Das System, von nicht unwichtigen Gesichtspunkten ausgehend, ist in seinem Ausbau doch wieder einer gewissen Künstlichkeit verfallen, welche dasselbe nicht leicht verstehen und die praktische Brauchbarkeit des Buches nicht unbeeinträchtigt läßt. In der Darstellung der einzelnen Lehren zeigt sich öfters eine gewisse Aengstlichkeit, wenn man so die Besorgniß des Verfassers, die staatsrechtlichen Begriffe und Rechtsätze nicht recht zur Anschauung zu bringen, nennen will. Auf den Bezug darf indeß dieses Werk jedenfalls Anspruch machen, auf dem Boden der Gegenwart entstanden zu sein und des Staatsrecht der Gegenwart dargestellt zu haben.

Wie aber dieses Staatsrecht selbst noch nicht zum vollen Abschluß gebracht und erst durch die so übermächtig sich entwickelnden Ereignisse dieses Jahres eine gewisse innere Vollen- dung erlangen wird, da erst das „ganze Deutschland“ auch ein ganzes deutsches Staatsrecht schaffen kann, so wird auch die Wissenschaft des deutschen Staatsrechts noch eine Zukunft haben und — wir zweifeln nicht — noch eine glücklichere: — glücklicher, weil der Gegenstand noch einheitlicher und dem nationalen Verlangen noch mehr entsprechend, aber auch weil die Bear- beitung desselben für den Verfasser befriedigender und für den Leser wohlthuernder sein wird. Denn es war vor 1866 ein hartes Loos, bei der wissenschaftlichen Bearbeitung des Staats- und Bundesrechts immer unter dem Schmerze über die Umnatur der deutschwidrigen Ab- machungen von 1815 arbeiten zu müssen; aber auch das Jahr 1866 schloß die alte Wunde noch nicht ganz und schuf zum Theil auch nur halbe staatsrechtliche Zustände in Deutschland. Hoffen wir auf das bald geeinte, nimmer wieder zerreibbare Deutschland; dann wird auch die Wissenschaft des deutschen Staatsrechts endlich einmal reife Früchte tragen.

Geschrieben im Oktober 1870.

II. Recensionen.

Theologie.

Märker, Friedr., Prof. am Gymnas. zu Meiningen. **Einige dunkle Umstände in dem Leben des Apostels Paulus.** 42 S. Gütersloh, 1871. Bertelsmann. 6 sgr.

„Nicht ein Bestreben, etwas Neues und Besonderes aufzustellen, sondern nur der Wunsch, das uns so theuere Leben des in jeder Bezie- hung ausgezeichneten Apostels im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen, haben den Ver- fasser,“ laut dem Vorwort, „vermoht, seine abweichenden Ansichten zu veröffentlichen, sie überzeugungsgemäß auszusprechen.“ Eine ziem- lich starke Abweichung von der herrschenden Auffassung des Lebensganges und der schrift- stellerischen Wirksamkeit Pauli geben die hier dargelegten Ansichten allerdings kund; sie schlie- ßen manche so kühne Hypothesen und, zwar nicht destructiv, aber positiv-kritische Neuerungs- versuche in sich, daß man zu zweifeln geneigt werden kann, ob nicht das allzu Kühne der Aufstellungen des Verfassers seiner ausgesproch- nermaßen apologetischen Gesammttendenz hem-

mend in den Weg treten werde. Ref. glaubt indessen doch nicht, daß dies der Fall sein werde, weil einmal ein Theil der auf die „dunklen Umstände im Leben des Apostels“ bezüglichen Aufhellungsversuche des Verfassers wirklich recht ansprechender und der Wahrheit nahekommender Art ist, und weil andererseits das wirklich Hypothetische, Disputable, zum Widerspruche Herausfordernde auf bescheidene Weise von ihm dargelegt wird und so desto besser geeignet erscheint, ein heilsam anregendes Ferment für tiefer eindringende kritisch-chronolo- gische und apologetische Forschung zu werden.

Zur letzteren Classe von Aufhellungsver- suchen des Verf. rechnen wir insbesondere seine Behauptung, daß die Ephesinische Christenge- meinde bereits vor allen in der Apg. eingehe- der beschriebenen Missionsreisen Pauli, nämlich während eines in die Stelle Apg. 9, 29. 30 fallenden, etwa 9monatlichen Aufenthalts des- selben in Ephesus, gegründet worden sei; ferner seine Identification des Silas (Silvanus) der Apostelgesch. mit Titus, nebst der damit zu- sammenhängenden Behauptung: die Stiftung der Christengemeinden auf Creta, sowie die Abfassung des Briefs an Titus falle in den Herbst des J. 58 oder in die Zeit des zweiten

corinthischen Aufenthalts Pauli während der dritten Missionsreise; ferner die Annahme: Paulus habe die römische Christengemeinde während seines ersten corinthischen Aufenthaltes im J. 54 durch Bekehrung zahlreicher, damals durch Claudius aus Rom vertriebener Juden im Hause seines „Gastfreunds Cajus“ (Röm. 16, 23) gestiftet, diese römische Gemeinde sei also recht eigentlich als eine „Pilgergemeinde“ im Exil und unter dem Kreuze ins Leben getreten; endlich die Bestimmung der Abfassungszeit des 1. Timotheusbriefes als in den Herbst 55 oder in die Periode der dritten Missionsreise (näher in die Apg. 18, 23 erwähnte Bekehrung Galatien's und Phrygien's) fallend, womit noch mehrere charakteristische Hülshypothesen² zusammenhängen, namentlich die Behauptung, daß *eis Makedonlay* 1. Tim. 1, 3 sei als eine in den Text gerathene Randglosse zu streichen, sowie eine eigenthümliche (etwas viel eintragende) Erklärung der auf den Trophimus bezüglichen Notiz 2 Tim. 4, 20.

Ein kritisch stichtendes und, soweit dies möglich, widerlegendes Eingehen auf diese Ansichten des Verfassers kann nicht dieses Ortes sein; es würde dazu ein kleines Buch erforderlich sein, wie ja auch die ausführlichere exegetisch-kritische Darlegung, die der Verfasser selbst früher seinen Hypothesen in einer Reihe von Schulprogrammen gewidmet, bei unverkürzter Vereinigung dieser Abhandlungen zu Einem Ganzen ein nicht ganz unansehnliches Buch ergeben würde. *) Wir vermögen gerade den beiden vorzugsweise charakteristischen Hauptansichten des Verf., der Herabdrückung des Titus- und 1. Timotheusbriefes in die Periode der 3. Missionsreise, sowie der Identischerklärung des Titus- und Silvanus nicht beizustimmen, halten aber manche seiner sonstigen Aufstellungen, z. B. die betreffs der Gründungsweise der römischen Christengemeinde, die auf den Zeitpunkt der Zurechtweisung Petri durch Paulus in Antiochia Gal. 2, 11 — 14 bezügliche, die mit Meyer übereinstimmende Annahme Cäsarca's als Abfassungsortes der Briefe an die Epheser, Colosser und Philemon für recht möglich, um nicht zu sagen wahrscheinlich, und wünschen je

denfalls nachdrücklichst, daß das vorliegende Schriftchen dazu beitragen möge, die bisher, wie uns dünken will, nicht genügend beachteten biblisch-kritischen Untersuchungen des Verfassers der Kenntnisaufnahme und preisenden Beurtheilung weiterer Kreise zu unterbreiten. 3.

Hasper, Pauli Brief an die Römer.

Im Urtext zunächst für den Schulgebrauch erklärt. Leipzig, 1870. Dht. 18 Sgr.

Schriften, die darauf berechnet sind, die heilige Schrift in die Herzen der Jugend zu verpflanzen, verdienen in unserer Zeit ganz besonders unsere Aufmerksamkeit, je mehr wir wissen, wie wenig die Kraft des Evangeliums in dem Leben unseres Volkes wohnt und wirkt und wie weckend und belebend eine christliche Gesinnung auf die geistige Entfaltung der Jugend ihren Einfluß ausübt. Wenn der Verf. von der Ansicht ausgeht, daß, wie die Benützung der Ausgaben der Classiker mit Anmerkungen Seitens der Schüler zur Förderung der klassischen Studien dienen, Commentare in ähnlicher Art zu biblischen Schriften das eingehende Verständniß der heiligen Schrift in derselben Weise fördern, so muß jeder Kundige und auf diesem Gebiete Erfahrene völlig beistimmen. Wir wünschen, daß der systematische Religionsunterricht auf Schulen, ebensowohl der Katechismusunterricht in den mittleren, wie der Unterricht in der Glaubens- und Sittenlehre in den oberen Klassen möglichst beschränkt werde. Der Katechismusunterricht ist Sache der Kirche und wenn derselbe erfahrungsmäßig noch mehrere Jahre des Schulunterrichtes ausfüllt, so muß derselbe abstumpfend und erstickend wirken. Haben wir doch selbst Gymnasialkatechismen! Der Religionsunterricht auf Schulen soll geschichtlich sein, geschichtlich, wie die ganze heilige Schrift geschichtlich, thatsächlich ist. Es sollte zwischen dem Gebiete des Religionsunterrichts der Schule und der Kirche nach seiner Aufgabe und nach dem zu belehrenden und zu bildenden Gegenstande bestimmt geschieden werden. Der Erfolg würde ein ganz anderer sein. In diesem Sinne halte ich das Buch von Hasper für sehr vortrefflich, indem es dem gründlichen Lesen des biblischen Buches, das auf Prima die christliche Erkenntniß zum tiefsten und vollen Abschluß bringen soll, dienen will und dient. Mit Recht legt der Verf. allen Werth auf die Vertiefung in das Wort Gottes, die sittlich befreit und geistig belebt. In der Einleitung bespricht der Verf. die Geburtszeit des Briefes an die Römer, seine Veranlassung und seinen Zweck. Die Auslegung schreitet in kurzer und bezeichnender Erklärung der Wortbedeutung und

*) Diese jetzt durch die Verlagshandlung des Herrn C. Bertelsmann zu beziehenden Programme betreffen: „Die Stellung der drei Pastoralbriefe in dem Leben des Apostels Paulus,“ 1861; „Titus Silvanus und sein Wirken für das Christenthum“, 1864; „Paulus und Petrus in Antiochien, nach Gal. 2, 11—21,“ 1866; „die Uebereinstimmung der Evangelien des Matthäus und Johannes“ 1868 (vgl. über diese besonders verdienstliche Abhdlg.: Allg. liter. Anzeiger Bd. II, S. 424); „Die Lehre von der Erlösung durch Christus nach dem Römerbriefe dargestellt“, 1870.

des Gedankeninhaltes weiter und erinnert in dieser Hinsicht an die Weise von Bengel. Sehr treffend sind die längeren wörtlichen Mittheilungen aus Bengel, Calvin u. c. Wäre nicht eine Störung des Ebenmaßes in der Erklärung zu befürchten gewesen, so glaube ich, diese Mittheilungen hätten zur Anregung des Schülers und als Anknüpfung für den Lehrer zu weiterer Erörterung und Einführung in die Tiefe der christlichen Wahrheit noch vermehrt werden können. Den Schluß bildet eine Uebersicht der Gedankenentwicklung des Römerbriefes. Das Buch in den Händen der Schüler wird dem Lehrer von christlicher Erkenntniß und Erfahrung und voll warmer Liebe für die unsterbliche Seele seiner Schüler einen ausgezeichneten Dienst leisten. Aber auch nur in der Hand des Lehrers kann es diesem als Führer in der Methode wie für den Inhalt dienen.

Dr. W.

b. Hofmann, Dr. J. Chr. R., (ord. Prof. der Theologie in Erlangen): **die heilige Schrift neuen Testaments** zusammenhängend untersucht. Vierten Theiles erste Abtheilung: Der Brief Pauli an die Epheser. Nördlingen, 1870. VIII. 291. Beck'sche Buchh. Vierten Theiles zweite Abtheilung: Die Briefe Pauli an die Kolosser und an Philemon. Ebds. 1870. VIII. 218. 1 thlr.

(Schluß der Anzeige im vorigen Hefte, S. 166 ff.)

2. Der Kolosserbrief. Auch bei diesem Brief hat H. keine wesentlich neuen Auffassungen über Veranlassung, Zeit und Ort der Abfassung; sehr eingehend und treffend entwickelt er namentlich das Verhältniß zum Epheserbrief, überall zeigend, daß nur der Apostel in solcher Selbstständigkeit dieselben Materien behandelt und doch seine Eigenthümlichkeit gewahrt haben konnte. Nur in Betreff der Irrlehrer, von welchen die Gemeinde bedroht war, scheint er zu weit zu gehen, wenn er S. 161 behauptet, daß die kolossischen Christen bei sich denselben noch keinen Raum gegeben; 2, 20 und 21 scheinen doch dafür zu sprechen, wo die charakteristischen Stichwörter der Gegner angegeben werden, deren sie sich zu bedienen pflegten und welche die Leser gewiß oft gehört hatten. — Daß Hofmanns scharfsinnige Combinationsgabe und Auffassungsweise auch in diesem Briefe, wie in dem an Philemon an sehr vielen Stellen neue Wege aufgefunden, ließ sich erwarten. So wird 1, 6 das schwierige zweifache *καθώς* ff. dadurch erklärt, daß er *καρποφορούμενον* ff. mit *καθώς καὶ ἐν ὑμῖν*

verbindet und als erklärende Apposition zu dem an sich schon vollständigen Satze *καθώς καὶ ἐν παντί τῷ κόσμῳ ἔστιν* hinzutreten läßt: „Die Heilsbotschaft ist nach Kolossä so gelangt, wie sie in der ganzen Welt, so weit sie sich verbreitet hat, beschaffen ist, nämlich ihre Frucht bringend und Wachsthum gewinnend wie in Kolossä auch;“ eine Erklärung, die nach unserm Urtheil doch nicht gerade einfach ist; die von ihm 1, 21 angenommene Lesart halten wir für richtig; dagegen die Verbindung von *ἐν τῇ πίστει* in 2, 6 mit dem nachfolgenden *περισσεύοντες* für unpassend; richtiger dagegen die eigenthümliche Structur, welche er in 2, 13 vorschlägt, wonach er mit *χαριστούμενος* ohne Bindepartikel eine neue Periode beginnen läßt, wie dies sonst bei *ἀπεκδυόμενος* zu geschehen pflegt. Besonders empfehlenswerth ist seine Deutung des 2, 18 schwierigen *ἀ μὴ ἔωρακεν*, das er mit dem Vorhergehenden verbindet: „es ist eine Thorheit, wenn Einer der Engel Demüthigkeit und Gottesdienst sich erwählt und zu seinem Verhalten macht, davon er doch Nichts gesehen hat;“ die Participia *ἐμβατεύων*, wozu *εἰκὴ* gehört, wie *φωτισόμενος*, stehen dann mit gleichem Nachdruck voran. Wie in 2, 13, so beginnt er richtig auch in 3, 9 mit *ἀπεκδυόμενος* eine neue Periode, die sich ohne Uebergangspartikel anschießt, deren Nachsatz, dem die Participialsätze als Begründung vorangehen, mit *οὕτω* in B. 12 folgt. In 3, 18 und 20 verbindet er *ἐν κυρίῳ* mit *ἐπακούετε* und *ὑποτάσσεσθε*, so daß dort *τοῦτο γὰρ ἔστιν ἐν ἐκείνῳ* und hier *ὡς ἀνέκεν* Zwischensatz ist. Trefflich ist unter anderen die Erklärung von 2, 11 und von *κραυγάζειν* in 2, 15. Fraglich, ob *κυρίου* 1, 10 zu *ἀρεσκείαν* gezogen werden kann; am natürlichsten zu *ἐκείνῳ*. Ebenso sind in der wichtigen christologischen Stelle 1, 14 ff. mehrere Auffassungen, welche wir nicht theilen können. Nicht was der Sohn in seiner gegenwärtigen Seinsweise, sondern was er überhaupt im Verhältniß zum Vater und der von ihm geschaffenen und von ihm durch den Sohn erlösten und versöhnten Welt ist, will der Apostel darlegen, um zu zeigen, weshalb die Erlösung, die in ihm geschehen ist, die vollkommene und vollendete sein kann. Und darum ist er das Bild des unsichtbaren Gottes überhaupt, nicht erst, nachdem er Mensch geworden ist; nach Hofmanns Erklärung: ein Bild, in dem sich der Unsichtbare versichtbart hat, durfte nicht *ἔστιν* stehen, sondern nur *ἦν*; der Artikel fehlt ebenso wie Ebr. 1, 2, weil es eben nur dies ein Bild Gottes giebt. Die Unterscheidung des verborgenen und offenbaren Gottes darf nicht als philonische abgewiesen werden, sie ist nach unserem Dafürhalten biblisch. Den Ausdruck *πρωτότοκος* möchten wir

auch nicht aus Ps. 89, 28 erklären: als Erstgeborener im Hause seines Vaters; denn abgesehen von der beabsichtigten Beziehung zu dem späteren *πρωτότοκος* (v. 18) ist allerdings der Ausdruck vom Apostel gewählt, mit Bezug auf die geschaffene Creatur, und seine Entstehungsweise ist sehr von Bedeutung, denn nur dadurch wird das richtige Verhältniß zur Welt erkannt, bei dem aber keineswegs die Gegenwart dieses Verhältnisses in Betracht kommt, wenigstens nicht in dem Sinne, wie es H. meint, sondern das innergöttliche und darum ewige Verhältniß zum geschaffenen Sein, die Gegenwart, wie sie Johannes im Ev. 1, 18 und 3, 13 oder der Herr selbst Cap. 8 meint. Dabei kann es dahin gestellt bleiben, wie der Genitiv zu fassen, den H. nur als Verhältnißbestimmung deutet; näher liegend und sachlich wie sprachlich begründet ist aber ebenso die andere: vor aller Creatur, worauf das *πρὸ πάντων* v. 17 führt; eine Aussage, deren Gewicht nicht genug beachtet ist; ebenso entspricht es keineswegs der Bedeutung des *διὰ*, am wenigsten in diesem Zusammenhange, wenn H. *δι' αὐτοῦ ἐκτίσται* dahin deutet, daß das All ihm verdanke, geschaffen zu sein. Ganz seltsam müssen wir aber die Behauptung nennen, daß weil das *πρωτότοκος ἐκ νεκρῶν* vom verkündeten Menschensohne gelte, auch das andere *πρωτότοκος* so zu deuten sei. Mit größerem Rechte hätte er diese Analogie für die Deutung des *πάν τὸ πλήρωμα* B. 19 aus 2, 9 entnehmen können, wo er eigenthümlich Christus als Subjekt zu *εὐδόκησε* annimmt. Ebenso wenig wie wir die Fassung des *ἀποκαταλλάσσειν* als den Widerspruch aufheben (S. 28) zugestehen können, ebenso wenig die Deutung der *σήμερον τοῦ Χριστοῦ* (1, 24) von den Leiden des Apostels Seitens der Heidenwelt. In 2, 14 wird *τοῖς δόγμασιν* zum nachfolgenden Relativsatz gezogen, ohne zwingenden Grund, da es mit dem vorhergehenden sowohl nach seiner Vorstellung als auch der Sache nach, analog mit Eph. 2, 15 sehr passend verbunden werden kann, allerdings nicht wohl in der von Hofmann beliebten Deutung, nach der es die Selbstverpflichtung Israels sein soll, das Gesetz Gottes zu halten, vielmehr ist es der vom Gesetz, sofern es übertreten wird und die Schuld constatirt, gegen den Uebertreter aufgestellte und zeugende Schuldbrief, weshalb der Deutlichkeit wegen und zur Verstärkung noch *τοῖς δόγμασιν* hinzugefügt wird: alle seine einzelnen Gebote sind Forderungen, die unerfüllte Auflagen werden, eine gegen uns zeugende Handschrift. Und wenn es dann heißt: *πρὸς ἡλώσας αὐτὸ τῷ σταυρῷ*, so kann damit nicht gemeint sein: zur Nachachtung angeschlagen (S. 80) d. h. daß die Verpflichtung in den

mit dem Kreuzestode gegebenen Thatbestand ungewandelt sei, daß die Forderung des Glaubens an Christum von nun an am Kreuz zu lesen sei. Zu dieser höchst gefälschten Deutung wird der Verf. nur durch seine haltlose Auffassung des *χειρόγραφον* gedrängt, während dem Zusammenhang nach es nur heißen kann: im Gekreuzigten ist unsere Schuld gesühnt, ist der Anspruch der Handschrift an uns aufgehoben. Während Col. 3, 16 *ᾄδειν ἐν σὺν* nach dem Hebräischen mit „singen von Etwas“, von der (τῇ, der Artikel ist handschriftlich gut bezeugt) Gnade empfiehlt, durfte dagegen 4, 10 *συναίχμαλotos* von der geistlichen Gefangenschaft unhaltbar sein. Ebenso im Philemonbriefe B. 2.

3. Zum Philemonbriefe bemerken wir schließlich nur, daß in B. 5 die Beziehung der Relativsätze richtig gefaßt ist, dagegen die Fassung des *ἀγαθὸν* masculinisch mit Beziehung auf den Onesimus mehr sinnig als haltbar erscheint; ebenso fern liegt die Deutung der *ἄγιοι* in v. 7 auf die Christen in Jerusalem. In v. 12 hält er *προσκαρῶν*, das in den Handschriften an verschiedenen Stellen gefunden wird, für eingeschoben und folgt dann der zwar von wenigen, aber doch grade von der sinaitischen Handschrift dargebotenen Lesart: *ὃν ἀνέπεμψα σοὶ αὐτὸν τοῦτ' ἐστὶ τὰ ἐμὰ σπλάγγνα*. Wir glauben mit Recht.

Wir schließen hiermit die Anzeige dieser bedeutenden und höchst anregenden beiden neuesten Leistungen des verdienstvollen und scharfsinnigen Exegeten. Die von ihm neugebahnten Wege halten wir nicht immer für die richtigen, aber sie bieten stets viel Anregung und neue Gesichtspunkte. Möge der hochgeehrte Herr Verf. aus den vorstehenden Bemerkungen, die wir uns erlaubt, versehen haben, mit welchem Interesse wir seinen Resultaten gefolgt sind, und möge ihm nach des Herrn Gnade beschieden sein, uns noch manche der übrigen Schriften in seiner Weise zu deuten. —

Die Ausstattung ist wie früher sehr schön; der Druck höchst correct. Nur ein sehr störender Druckfehler, abgesehen von einigen in den Zahlenangaben, ist uns im Epheserbrief S. 39 begegnet.

Magdeburg.

Schulze.

Weingarten, G., Professor der Theologie an der Universität Berlin. **Zeittafeln zur Kirchengeschichte.** Dritte Auflage. Berlin, 1870. Schweigger. 1 thr. 5 sgr.

Nach der Vorrede ist diese dritte Auflage eine vollständige Umarbeitung der vom Prof. Dr. Uhlemann zusammengestellten und nur bis

1555 geführten kirchengeschichtlichen Tabellen. Die vorliegenden dagegen führen bis zur Gegenwart. Sie sollen dem Bedürfnis des akademisch-theologischen Studiums dienen, neben den kirchenhistorischen Vorlesungen und zu Reputationen. Wer die Schwierigkeit richtiger Anlage und übersichtlicher Gruppierung solcher Tabellen kennt, wird dem vorliegenden Werke, auch wenn, wie wir hernach andeuten werden, an einigen Stellen Aenderungen wünschenswerth, vielleicht nöthig erscheinen, dem Verfasser die Anerkennung für seinen großen mühsamen Fleiß nicht versagen. Wir können nach vielfachem Gebrauch das Werk Studirenden und zum Nachschlagen jedem Theologen und Gebildeten überhaupt angelegentlich empfehlen; und da wir hoffen, daß das Werk bald eine neue Auflage erleben wird, wollen wir mit unseren im Lauf der Zeit gemachten Bemerkungen nicht zurückhalten. Voran stehen S. 1—3 die Perioden der Kirchengeschichte; drei Zeitalter (1 bis 800, bis 1517, bis 1869), jedes zu zwei Perioden (1—325, 800; — 1250, 1517; — 1648, 1869); jede derselben wird kurz charakterisirt. Wir bemerken, daß in der ersten neben dem Kampf gegen die Gnosis auch der gegen den Ebionismus zu erwähnen ist (zu vergl.: die Druckverbesserungen); in der zweiten: Verfall der griechischen Kirche in Folge der christologischen Streitigkeiten ist zu einseitig; in der dritten: Blüthezeit romanisch-katholischer Frömmigkeit (Kreuzzüge, Franciscanerthum) — hätten noch andere Blüthen genannt werden können; z. B. Baukunst u. a.; in der fünften: Ausbildung der lutherischen und reformirten Orthodoxie; in der sechsten: Wiedererwachen evangelischer Frömmigkeit und Kirchlichkeit, Bräutigamsgemeinde, die katholische Kirche, wie Bestrebungen der Mission nicht erwähnt. S. 4: „der dreimalige Aufenthalt Pauli in Corinth“ hätte wenn er überhaupt so ganz vereinzelt erwähnt wurde, mit einem Fragezeichen versehen werden müssen, auch seine zweite Gefangenschaft war, wenigstens mit einem Fragezeichen, zu erwähnen. Der jüdische Krieg vor der Zerstörung Jerusalems unerwähnt, ebenso das wichtige Tages-Datum der letzteren. S. 5 fehlen die Jahre der römischen Bischöfe S. 6 bei Marcus Aurelius das Anfangsjahr der Allein herrschaft, S. 7 fehlt vor Pius der Bischof Hyginus, † 139; jener stirbt 154 (spätestens 156), Nicaea † 166 (167); Marcion in Rom ist früher zu setzen; bei Entstehung des Montanismus fehlt: in Phrygien; S. 9 gehört Dionysius von Corinth besser in die zweite Columne unter Bischof Soter; dieses wie aller folgenden Todesjahr ist 1 bis 2 Jahre früher zu setzen; — die letzten Gnostiker Barbesanes und Carpocrates

nicht erwähnt — bei Tertullian die Vornamen wie die Angabe mehrerer bedeutamer Schriften, einige Hauptpunkte seiner Lehre, ebenso bei Origenes, der erst 203 das Vorsteheramt übernimmt; — S. 12 fehlt hinter *thurificati* ein Komma; S. 13 bei Cyprrianus das Geburtsjahr, und mehrere Namen der bedeutenderen Schriften; in der Charakteristik seines Kirchenbegriffs der bekannte Satz: *extra ecclesiam u. s. w.*; in der dritten Spalte bei Bischof Stephanus noch eine I. S. 14 Gallienus mit II; S. 15 fehlt die Erwähnung des Neuplatonismus, bes. des Plotin; das Todesjahr des Antonius ist 356. S. 17, 3. Sp. fehlt: 314 bis 335 Sylvester Bisch. von Rom. — Nach der ersten Periode folgen S. 18 zwei Tafeln als Anhang: Ausbreitung des Christenthums und der Gottesdienst; bei der letzteren fehlen die sehr wichtigen Nachrichten aus dem Brief des Plinius ad Trajanum; bei der Kindertaufe: von Tertullian nicht gebilligt der wichtige Zusatz, aber vom Origenes als apostolisch bezeichnet. S. 20: Zu Athanasius, seit 319 Diaconus in Alexandrien; S. 22: 341 Gesez: *sacrificiorum aboleatur injuria*, Verfolgungen des Heidenthums. — Gregor von Nazianz stirbt nicht 399, sondern 390. S. 23: zu Hilarius: Kirchenlieder gegen die Arianer; S. 24: zu Julian †, im Kriege gegen die Perser: tandem *viciisti Galilae!*; zu Valentinian: begünstigt die Arianer; Auxentius von Mailand † 374, — zu Theodosius: bis 395; verbietet den Götzendienst; 390 Aufstand in Thessalonich; — S. 25: bei Ambrosius fehlen die Hauptmomente seines Lebens —; in der letzten Spalte: gothische Christenverfolgung unter Athanasius: Nicetas, Saba und andere Märtyrer; zu Ulfilas: Bischof der Westgothen. — S. 27 unter Ausbildung der Verfassung fehlt: 402 — 417 Innocenz I, Bischof von Rom, 417 — 418 Zosimus I, Bischof von Rom, 418 — 422 Bonifacius I, Bischof von Rom; gegen seine „Anmaßung“ die africanischen Bischöfe. 418 Urbanus, Bischof von Carthago gegen Zosimus von Rom wegen Apianus. S. 28: Theodoret, Bisch. v. Syrrhus in Syrien (besser als Cyrrus). 452 Einfall Attila's in Italien; S. 29: zu Augustin: Aufnahme der Apokryphen in den Kanon; — 450 Cölius Sedulius christliche Hymnen; — S. 31 zu Dionysius Erginus noch das Todesjahr 552. — S. 33 zu Gregor I: *servus servorum; epistolae decretales*. — S. 34: zu Muhammed: geb. 571; — S. 37: zu Winfried, geb. 680 zu Kirton in Devonshire; — zu erste Wirksamkeit der Zusage „missionarische“, im Unterschied von der organisatorischen; in der 2. Sp. 708—715 Constantin I, Bischof von Rom. — S. 39, 2. Sp. Stephan IV.

nicht von 762 an, sondern von 768 an; von 768 — 69 Constantin II, Gegenpapst. — S. 44: zu: die Synode zu Nicäa noch: Bestimmung der Osterfeier; zu 360: Weihnachtsfest ist der Zusatz natales Solis inuicti als antiquirt zu betrachten, wenigstens mit Fragezeichen zu setzen. — Außerdem hätte des Ambrosius Einwirkung auf das christliche und kirchliche Leben gedacht werden müssen; ebenso der Kirchenlieder und der Liturgien. Bei Gregor I (S. 45) der Heidenmission und seiner Kirchenlieder. — S. 48: 870 Vertrag zu Meerssen, mit doppeltem e; unter Hadrian: Uebergewicht Gincmars; und des französischen Episcopates gegen das auf die falschen Decretalien sich stützende Rom. — 891 — 896 Formosus, Bischof von Rom. S. 49: unter Gincmar: opusculum LV capitulorum gegen die Rechtsgültigkeit der Decretalien; S. 50, 2. Sp. Gregor V ist nicht 995, sondern 996 Papst geworden; S. 51: 970 die Paulicianer durch den byzantinischen König Johannes Tzimiskes von Al. Asien nach Thracien verpflanzt. S. 54: Wilhelm 1070 vom römischen Legaten gekrönt; S. 55: die Synode von Tours nicht 1055, sondern 1054; S. 56: Rudolph von Schwaben: vom Mai bis October 1080; S. 57: statt 1084 muß es heißen 1048. — S. 59: hätten beim h. Bernhard seine Kirchenlieder und ebenso wie beim Anselm und Abälard einige ihn charakterisirende Dicta angeführt werden sollen, z. B. Tantum Deus cognoscitur quantum diligitur; — orando facilius, quam disputando et dignius Deus quaeritur et inuenitur. — S. 62: 2. Sp. 1179 dritte Lateransynode; S. 70 1. Sp. 1256 — 1273 Interregnum; S. 72, 2. Sp. 1274 fehlt der Zusatz: 2. Concil zu Lyon; 1. Sp. ist bei 1283 die 1 ausgefallen. S. 81 zu Suso der Zuname: amandus. — S. 83: bei Tauler das Geburtsjahr 1290; S. 87 bei Wycliffe die 1356 erschienene Schrift über die letzten Zeiten der Kirche; — S. 93 bei Hus, sein Geburtsort nicht Hussinec, sondern Hussinecz; ferner der Zusatz: 1398 Professor in Prag, durch Hieronymus (Faulstsch) mit Wycliffe's Lehren bekannt gemacht. — S. 95 zu Hieronymus der Geschlechtsname „von Faulstsch“; S. 98, 2. Sp. 22. Nov. Eugen's Decret an die Armenier; S. 103: zu Gabriel Biel: aus Speier; — S. 104, Sp. 2 ist der Zusatz: (12tes) mißverständlich, es kann nur die Zahl der Decumen. Concile angegeben sollen; als Lateran-Concil war es das 5te. S. 105 zu Joh. Wessel: geb. 1420; und Luthers Urtheil: theologus vere theodidactus. — Erasmus, geb. nicht 1465, sondern 1467. Nachher ein leichter Druckfehler; aber auch mehrere Hauptschriften fehlen. — S. 109: besser Melanthon, und

der wichtige Zusatz: Praeceptor Germaniae. — S. 110: zu de libertate Christiana: mit einem Brief an den Papst geschickt im October; — S. 113: in der dritten Spalte hätten die Urcantone genannt werden sollen. — S. 120 bei Calvin: studirt zuerst Jurisprudenz; S. 121: beim Ignatius v. Loyola noch sein Gefährte Salmeron. — S. 122: 1546 am 17. Jan. die letzte Predigt Luthers in Wittenberg; — stirbt 63 Jahr alt. — S. 125 der erste Index librorum prohibitorum ist nicht 1564, sondern 1557. S. 126: bei Heinrich IV der Zusatz: wird 1593 katholisch; — die Zahl der ermordeten Hugenotten mit 30000 ist viel zu gering. S. 127 dritte Sp.: 1570 Alonso Palaeio verbrannt (von der Wohlthat Christi), in derselben Sp. 1594 Palestrina †. — S. 128 in der Characteristik der lutherischen Kirche ist der Satz: „Zurückstellung der fundamentalen Differenzen dem Katholicismus gegenüber, daher Beibehaltung katholischer Cultusformen“ sehr einseitig, geradezu irrelevant; ebenso der Satz: „keine Gemeindevorfassung“. Das Auszeichnende viel zu gering, das Dringen auf biblische Wahrheit des Evangeliums, eine Hauptsache, fehlt; bei den geistlichen Niederbüchern hätten die bedeutsamsten genannt werden müssen; ebenso der berühmte Componist Eckard † 1611. — S. 130 hinter Calixt: syncretistische Streitigkeiten. — S. 131 muß in der letzten Spalte der Abschnitt: die reformirte Kirche seit Calvin nicht mit IV, sondern mit II (zu vergl. S. 123) bezeichnet werden. — S. 133: zu den hervorragendsten reformirten Theologen gehört auch noch Joh. Dallaeus († zu Paris 1670); ebenso ist die Angabe der hervorragendsten lutherischen S. 129 auffallend unvollständig. — S. 135 in der dritten Sp. nicht Amhrunt, sondern Amhrant; — S. 137 erste Spalte nicht Nayler, sondern Naylor. — S. 135 ist in der ersten Spalte die Bezeichnung A und hernach V nicht richtig; ebenso S. 139 in der dritten die mit D und E bezeichneten Abschnitte, wofür wohl C und D zu setzen ist. In der ersteren hätte Thomas Morus, Utopia 1516, enthaupet 1545 erwähnt werden sollen. — Die Stelle aus Häufiger über die Bedeutung der reformirten Kirche verlangt nothwendig ein Gegenstück: über die Bedeutung der lutherischen Kirche, besser der Kirche lutherischen Bekenntnisses; wie seiner Zeit über die der römisch-katholischen Kirche. Die kurze Bemerkung S. 128 ist doch zu dürftig. — S. 140 unter Brande: seit 1698, nicht 1697 das Waisenhaus; dahinter nothwendig der Zusatz: Vibelanstalt des Freiherrn von Canstein. Beim Wesen des Pietismus hätten die Hauptmomente (Wiebergeburt und Taufgnade, Rechtfertigung, Heiligung) genannt

oder besser in ihrer Auffassung erwähnt werden sollen; ebenso S. 442 zu den Lieberdichtern des Pietismus: neben Freisinghausen, Richter noch Bogachy, dagegen Seb. Bach gehört nicht dahin. S. 141 ist Geulincx, nicht Geulincx zu lesen; in der zweiten Spalte: zu Jansen: geb. 1585. S. 142 fehlt bei Zinzendorf sein anderer Vorname Nicolaus, daß er 1757 Bischof geworden, ferner die Wirksamkeit in der Heidenmission und die Eigenthümlichkeiten der Brüdergemeinde, — ferner bei Mosheim die Ethik; — S. 145 bei Bossuet, ebenso 147 bei Molina, Gupon, Fenelon das Geburtsjahr wichtig. — Angelus Silesius ist nicht 1663, sondern 1653 zum Katholizismus übergetreten. — Entweder S. 140 oder 146 fehlen die zum Rationalismus neigenden Mystiker: Matthias Kreuzer (Gewissener), Friedr. W. Stosch († 1704), Conrad Dippel († 1734. Christianus Democritus; orthodoxia orthodoxorum u. a.), Lau, Schmidt, Voyn —; ausgebildeter Rationalismus bei Gelmann (Unschuldige Wahrheiten, — Moses mit aufgedecktem Angesicht — die Göttlichkeit der Vernunft u. a.). — S. 145: Rousseau ist nicht zu Paris, sondern in Ermenowille gestorben; — S. 149: Herder nicht 1774, sondern 1744 geb.; Claudius nicht 1740, sondern 1743 geb.; an derselben Stelle wäre Möser und Döttinger zu nennen. Zu den Rationalisten (S. 150) gehört noch Bretschneider; falsch zu den Supranaturalisten sind gestellt Döderlein und Rosenmüller, dagegen fehlen hier Ernesti, Crusius, Knapp; — Claus Harms dagegen gehört, von Schleiermacher beeinflusst, nicht hieher. — Des letzteren Weihnachtsfeier ist nicht 1805, sondern 1806 erschienen; auffällig ist das Fehlen seiner Uebersetzung des Plato. Bei de Wette fehlt die Geschichte und Lehrbuch der Sittenlehre; Bibelübersetzung. S. 151 in der zweiten Spalte; zu dem Decret über den Glauben an Gott auch das über die Unsterblichkeit der Seele; Fest des höchsten Wesen und noch 36 andere Feste. — S. 152 bei Neander: das apostolische Zeitalter; — bei Rigisch: die bedeutende Schrift gegen Möhler; bei Baur: „das manichäische Religionsystem und die christliche Gnosis. Ueberhaupt dürfte die neueste Zeit einer Reihe von Ergänzungen bedürfen; Namen wie Olshausen, Hahn, Sartorius verdienen ebenso genannt zu werden wie Rückert und Schweizer; auch in der Spalte für die katholische Kirche fehlen die Namen Hermes, Günther; — zum preussischen Kirchentritt der Zusatz: über die gemischten Ehen; die Erwähnung des Deutsch-katholizismus. S. 154 bei Hengstenberg mehrere bedeutsame Werke nicht genannt; bei der ev. Union hätten die einzelnen Cabinetsordnen, ferner die Separation der Altlutheraner erwähnt,

überhaupt zwei Richtungen der Unionsfreunde unterschieden und die Bildung der freien Gemeinden genannt werden sollen; ebenso 1846 die Preussische Generalsynode; zur Missionsgesellschaft die Bibelgesellschaft, wie denn die Heidenmission und die innere Mission (Dr. Wichern) und überhaupt die vielen neueren kirchlichen Bestrebungen unerwähnt geblieben sind.

Wir verkennen nicht die Schwierigkeit gerade in der neuesten Zeit, hoffen aber, daß bei einer neuen Auflage dieselbe reicher dargestellt werde. Schließlich wiederholen wir, daß wir, nur aus dem Grunde, um zur Verbesserung des Werkes etwas beizutragen, alle Einzelheiten, die uns beim Gebrauch des Buches aufgestoßen sind, hier aufgeführt haben; wolle der Herr Verf. daraus auf unser Interesse für seine mühevollen Arbeit schließen. Möchten ihm auch von anderer Seite solche Verbesserungen zukommen. Ein Inhaltsverzeichnis, in dem die einzelnen Abschnitte und Abtheilungen, die Gliederung und Gruppierung, wie die Anhänge angegeben wären, würde das Finden von Daten sehr erleichtern. — Druck und Ausstattung sind gut.

M.

S.

Allgemeine kirchliche Chronik, begründet von R. Matthes, fortgesetzt von M. H. Schulze, Pfarrer zu Stadt Naunhof bei Grimma. Siebenzehnter Jahrgang für das Jahr 1870. Altona, 1870. Haendke & Lehmkuhl.

Die kirchliche Chronik, welche nun zum 17. Male die wichtigsten kirchlichen Ereignisse und theologischen Erscheinungen bespricht, hat auch diesmal ihren freien, dem Protestantenverein zuneigenden Standpunkt nicht verleugnet. Man merkt es der ganzen Darstellung an, daß der Verf. den liberalen Bestrebungen den eudischen Sieg wünscht. Doch kann Rec. nicht verschweigen, daß derselbe mit möglicher Unbefangenheit die erwähnten Thatfachen und namentlich die angeführten literarischen Erscheinungen bespricht. Er weist sogar mitunter auf das Verderbliche der ultraliberalen Bestrebungen hin. S. 91 lesen wir z. B.: „am wenigsten suchen wir ihn (den verheißungsvollen friedlichen Ton in der preussischen Landeskirche) aber in den Stimmen, die das Heil der pr. Kirche in der Beseitigung des Herrn von Möhler verkündigen. Wir sind noch immer überzeugt, daß die liberale Partei in Preußen noch nicht innerlich so reif und fähig ist, das Regiment der Kirche zu übernehmen. Ihre Polemik gegen Herrn v. Möhler ist sehr schwach gewesen, wo es nicht um einzelne Fehlgriiffe sich handelte, die zurückzunehmen der Minister

meist nicht sehr bedenklich war. Aber die größere Liebe zum Christenthum und zur Kirche hat mindestens die Kammeropposition nicht einzuleiten gehabt. Es ist wahr: Preußen könnte einen kraftvolleren und schöpferischeren Cultusminister haben; aber ein Kirchenregiment, das die conservativen Parteien mit sich entzweite, würde diese zur Sectenbildung treiben und dann ein Generalstab ohne Armee sein, wenn es nicht zum reformatorischen Organisator werden will. So können wir Mühlers Temporistiren nicht verurtheilen.“ Am wenigsten ist der Verf. mit dem Verfahren v. M.'s in den Schulangelegenheiten zufrieden; denn in dieser Beziehung sei nicht genug gearbeitet und geleistet worden, im Gebiet der Kirche sei er vielleicht um etwas zu duldsam gegen die Concessionellen gewesen.

Abgesehen von der mit dem Liberalismus siebängelnden Richtung der Chronik müssen wir derselben das Zeugniß geben, daß sie in der That ihre Aufgabe nicht ohne Geschick gelöst hat. Es werden alle nur irgendwie nennenswerthen kirchlichen Ereignisse auch mitunter sehr speziell besprochen. Die Literatur wird mit relativer Vollständigkeit angeführt und meistens kritisiert und zwar in einer Weise, daß man größtentheils erkennt, das Urtheil beruhe auf eigener Anschauung. Der Verfasser muß in der That einen ganz außerordentlichen Fleiß auf die Vorarbeiten zu der Chronik verwenden, auch wenn er hierbei von Anderen unterstützt wird. Wir empfehlen die Chronik allen denen, welche eine kurze, aber doch möglichst vollständige Uebersicht über die kirchlichen Ereignisse begehren. Mitunter wird auch auf die Blätter hingewiesen, in denen die erwähnten Thatfachen weiter besprochen werden. Dieses hätte vielleicht noch öfter geschehen sollen. Die Einrichtung und Anordnung ist dieselbe geblieben wie in früheren Jahrgängen.

St.

verschiedenen Orten in Holland in den ersten Monaten des Jahres 1871. — Aus dem Holländischen übersezt von Wilhelm Wortmann, Bürgermeister a. D. — 54 S. Elberfeld, W. Langewische, vorm. W. Hassels Buch- und Kunsthandlung.

Sowohl die Gleichheit der apologetischen Tendenz als die nahe Verwandtschaft des theologischen Standpunkts der beiden zu den angesehensten Stimmsführern der christgläubigen evangelischen Gottesgelehrtheit der Gegenwart gehörigen Verfasser, rechtfertigt die Zusammenfassung dieser beiden Schriftchen als Objecte Einer gemeinsamen Besprechung.

In Dr. Schaff's knapp gehaltener, aber geistvoller und glaubenstwarmer Abhandlung über „die Christusfrage“ lehren grobentheils die Grundgedanken einer bereits im Jahre 1865 veröffentlichten Schrift desselben Theologen: „Die Person Jesu Christi, das Wunder der Geschichte“ (Gotha, R. Besser) auszugeweise und ihrer Quintessenz nach wieder. Nach kurzer kritischer Betrachtung der ungläubigen Erklärungen des Lebens Jesu, insbesondere derjenigen, welche einen „Christus des Betrugs“ oder einen „Christus der Einbildung“ zu construiren suchen (S. 9 ff.), wird der „Christus der Geschichte“ nach seinem durch die Evangelisten und Apostel einstimmig als ebenso original, wie consequent und sündlos vollkommen dargestellten Charakter, und sodann der „Christus der Prophetie“, nach seiner gleichmäßigen Uebereinstimmung mit den Weissagungen des A. Test. wie mit dem Ahnen und Sehnen des vorchristlichen Heidenthums geschildert (S. 20 ff.). Den Abschluß bilden zwei kurze Betrachtungen über „Christus und das Christenthum“ und über „Christus und das menschliche Herz“, d. h. über die äußere Bezeugung der Göttlichkeit und ewig unverfägbaren Lebenskraft des Erlösers durch den Gang der Geschichte und über das innere Zeugniß des christgläubigen Herzens im hl. Geiste.

Auch der von Dosterzee'sche Vortrag über „Christus und sein Platz in der Geschichte der Welt und der Menschheit“ verhält sich in mancher Hinsicht recapitulirend und epitomirend zu früheren umfangreicheren Publikationen seines Verfassers, namentlich zu seinem „Lebensbild Jesu Christi nach der Schrift“ (a. d. Holländischen von F. Meyeringh, 1863); doch dies nicht ohne daß er auch manches Neue und Eigenthümliche darbiete, besonders gegenüber den neuesten sceptischen und hyperkritischen Darstellungen des Lebensbildes und der Lehre des Herrn. Der Redner handelt zuerst von den

1) Schaff, Philipp, Dr. und Professor der Theologie im Unions-Seminar zu New-York. Die Christusfrage. 39 S. Berlin. Wiegandt & Grieben. 5 sgr.

2) van Oosterzee, Dr. J. J., Professor der Theologie und akadem. Prediger an der Universität zu Utrecht. Christus und sein Platz in der Geschichte der Menschheit, in der Theologie, insbes. der Glaubens- und Sittenlehre, im persönlichen und gemeinschaftlichen Leben. Ein apologetischer Vortrag, gehalten an

„Zeugen, die sich nicht abweisen lassen“ (S. 11 ff.), wobei er sich möglichst auf den Standpunkt der Gegner stellt und nur solche Zeugnisse außerchristlicher wie urfölicher und neutestamentlicher Schriftsteller verwertet, welche von der Kritik derselben nicht angetastet werden, also z. B. die seitens der Tübinger Schule als unmöht verurtheilten paulinischen Briefe sowie das Johannesevangelium geflissentlich außer Betracht läßt, um zu zeigen, wie die Götlichkeit des Erlösers zur Genüge auch schon durch die von dieser kritischen Negation verschonten Quellen urchristlicher Geschichte innerhalb wie außerhalb des N. Ts. erhärtet werde. Er zeigt sodann (S. 31 ff.) die Unerfindlichkeit Christi und die Unüberwindlichkeit seines Werkes durch eine dreifache historische Parallele, durch eine Vergleichung des Heilands mit Apollonius von Tyana, dem von tendenziöser heidnischer Legendendichtung als Rivale der Wunderthätigkeit Christi dargestellten neupythagor. Götzen, mit Mark Aurel, dem stoischen Sitzenlehrer und Weltreformer auf dem Kaiserthron, und mit Buddha-Sautama oder Sakhyamuni, dem erfolgreichsten aller außerchristlichen Religionsgründer, der aber eine Religion ohne allen wahren Trost für das erlösungsbedürftige Herz, eine „Tugend ohne Pflicht, eine Sittlichkeit ohne Freiheit, eine Wohlthätigkeit ohne Liebe, eine Welt ohne Natürlichkeit und ohne Gott“ geschaffen habe. Auf Grund der durch jenes kritisch-exegetische Zeugenverhör und durch diese Prüfung am Lichte der vergleichenden Religionsgeschichte gewonnenen Ergebnisse vindicirt der Verf. am Schlusse seiner Untersuchung (S. 50 ff.) Christo den ersten Platz sowohl in der Geschichte der Welt und der Menschheit, wie auf dem Gebiete der philosophischen Weltansichten und der Glaubens- und Sittenlehre, und wie nicht minder in jedem Kreise des persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens. — Der ungemein anregende und gehaltvolle Vortrag, von welchem sich wohl denken läßt, daß seine Abhaltung an verschiedenen Orten Hollands zu Anfang dieses Jahres eine nicht gewöhnliche Wirkung gethan haben werde, erschien zuerst holländisch in der vom Verfasser herausgegebenen Zeitschrift „Vor Kerk en Theologie“ (Utrecht, Remind en Zoon). Die vorliegende deutsche Uebersetzung erscheint als eine ebenso angenehme lesbare wie im Wesentlichen correcte Wiebergabe des Originals. Nur hätte der geehrte Uebersetzer bezüglich der Orthographie (oder vielleicht auch nur bezüglich des correcten Drucks) mancher Fremdwörter und Eigennamen strengere Sorgfalt anwenden sollen, damit der Text von einer größeren Zahl solcher fehlerhafter Namen wie „Polikarpus, Kaiser Trojanus, Apolonius, Pleuß (st. Neuß),

Imundations=System (st. Inundations=System), Kathegoria, Kapiet, Nota (st. Notiz) u. s. w. frei geblieben wäre.

Werner, R., Prediger an der Pfarrkirche zu Neu-Ruppin. **Die Bibel und ihre Bedeutung im neunzehnten Jahrhundert.** Apologetische Skizzen in populärer Form. — V. und 120 S. Neu-Ruppin. Rud. Petrenz. 15 sgr.

Diese mit Geist und Geschick abgefaßten apologetischen Skizzen werden vom Verfasser selbst ihrer wesentlichen Bedeutung nach als populäre Zusammenfassung und Uebersarbeitung desjenigen bezeichnet, was umfangreichere Beiträge zur Apologie des Christenthums aus neuester Zeit, namentlich Christliebs „Moderne Zweifel“ und der „Beweis des Glaubens“, in strenger wissenschaftlicher Form darböten. Das „grobe Geschütz im Artilleriepark des Reiches Gottes“, welches durch solche größere Arbeiten repräsentirt wird, will der Verf. durch sein bescheideneres „Kleingewehrfeuer“ in zeitgemäßer Weise ablösen oder unterstützen. Er will das in jenen Magazinen „in reicher Fülle lagernde apologetische Wissen“ theilweise aus seinen „großen, gewaltigen Fässern“ ablassen und für das größere Publicum „auf Flaschen ziehen“, hofft aber dabei doch dem Zorne der „strengen Herren Küfer“ nicht anheimzufallen. — Der zu diesen „strengen Küfern“ gehörige Referent weiß sich denn in der That auch frei von jeglichem Zorne wider den Verf. Viel mehr kann er das popularisirende Verfahren desselben nur gut heißen, zumal die Einzelheiten seiner Darlegung ganz vortreflich zu heißen verdienen. Es gilt dies insbesondere vom zweiten oder positiven Theile seiner Apologie des Wortes Gottes, worin die Frage: „Warum sollte die Bibel noch gelesen werden?“ durch die dreifache Hinweisung 1) auf die Bedeutung der Bibel für die Entwicklung der christlichen Völker, 2) auf ihren Einfluß auf Kunst und Wissenschaft, und 3) auf ihre Bedeutung für's einzelne Menschenleben, beantwortet wird (S. 97 ff.). Etwas minder unbedingter Art ist der Beifall, den wir der ersten Abtheilung: „Warum wird die Bibel nicht mehr gelesen?“ zu zollen haben; denn hier hat die Darstellung des Hrn. Verfassers offenbar etwas Schnellfertiges, gewichtige Punkte theilweise zu leicht Nehmendes und allzurasch von einer Frage auf die andere Ueberspringendes. So, wenn die Wunderfrage ihrer principiellen Seite nach auf kaum 7 Seiten (23 — 30), die Mysterien der Dreieingigkeit und Menschwerdung zusammen auf

noch nicht 16 Seiten abgehandelt werden (S. 31—47), und dabei einzelne geradezu über-
eilte und mißverständliche Ausdrücke mit un-
terlaufen, z. B. S. 33 das Zugeständniß, daß
die Bezeichnung der drei Factoren der göttlichen
Dreieinigkeit als Personen eine „recht unglück-
liche“ sei, wofür der keineswegs sabellianisch
denkende Verf. jedenfalls einen mildereren Aus-
druck hätte wählen sollen. Auch die apologeti-
schen Bemerkungen über einzelne dem sciep-
tischen Geiste unsrer Zeit anstößige That-
sachen der alttestamentlichen Geschichte, wie die
Sintfluth, die Menschenopfer, die Entwendung
der ägyptischen Gefäße, Bileams Eselin, Jo-
suas Sonnenstillstand u. (S. 77—94) leiden
unseres Erachtens fast durchgängig an allzu-
großer Kürze und reichen kaum aus, auch nur
in nothdürftigster Weise den Einwürfen des
zweifelnden Verstandes bezüglich dieser Punkte
zu begegnen. Der Verf. hätte hier einzelnes
Unerhebliche lieber gar nicht zur Sprache brin-
gen, dagegen aber, wo er zu speciellerer apo-
logetischer Erörterung genöthigt war, sich we-
nigstens etwa des Maasses von Ausführlichkeit
bedienen sollen, wie dasselbe in Majer's
Schriften: „Was hast du wider das Alte
Testament? eine Frage an Bibelleser!“ (Stutt-
gart, 1864, 2. Aufl. Gotha, 1871), oder
in dem von Jülicher: „Das Alte Testament
dem Zweifel und Anstoß gegenüber“ (Ge-
krönte Preisschrift, Basel, 1867) zur Anwen-
dung gekommen ist. — Müssen wir sonach
mit Rücksicht auf einzelne Partien dieser Ar-
beit allerdings wünschen, daß der Verf. den
Inhalt der oben besprochenen „Fässer“ in wirk-
liche Flaschen statt in niedliche Fläschchen oder
Phiolen abgelassen hätte, so kann dies unser
im Ganzen anerkennendes Urtheil über den
Werth des von ihm Geleisteten doch nicht we-
sentlich modificiren. Wir hoffen, daß eine
zweite erweiterte Ausgabe ihm in Bälde Ge-
legenheit zur Berücksichtigung unserer Wünsche
gewähren werde. 3.

**Sechs Vorträge über die ersten Artikel
des christlichen Glaubens**, im evan-
gelischen Verein zu Hannover gehalten
von P. Frehtag, D. Münsterdieck,
D. Uhlhorn, P. Büttner, D. Nie-
mann und P. Evers. 163 S.
Hannover, 1871. Carl Meyer. Pr.
20 sgr.

Der erste dieser sechs apologetischen Vor-
träge, welche von den Verfassern nach der auf
dem Titel angegebenen Reihenfolge gehalten
wurden, behandelt den Glauben (nach Form
und Inhalt, besonders nach seinem Gegensatze

zur modernen materialistischen Weltansicht),
der zweite den Gottesbegriff (den der alt- und
neutestamentlichen Offenbarung nämlich, gegen-
über den verzerrenden und entleerenden Dar-
stellungen des Pantheismus und Deismus);
der dritte die Schöpfung (d. h. die Grundge-
danken der biblischen Welt schöpfungslehre im
Gegensatze zur Entwicklungstheorie des pan-
theisirenden und zur völligen Schöpfungsleug-
nung des consequenten Materialismus); der
vierte die Schöpfung des Menschen nach dem
Bilde Gottes; der fünfte die Sünde (nach
ihrem Wesen, ihrer actuellen und habituellen
Allgemeinheit und ihrem Ursprunge); der
sechste endlich die Lehre von der Vorsehung
(deren Existenz erwiesen wird: 1) gegenüber
dem Determinismus und der falschen Freiheits-
lehre; 2) gegenüber den an das Vorhanden-
sein des Uebels in der Welt sich knüpfenden
Zweifelsfragen). — Neues wird der theologisch
Gebildete in keiner dieser Abhandlungen finden,
wohl aber wird er die alte und nie veraltende
Wahrheit darin auf mehrfach neue und zeit-
gemäße Weise aufgefäht, begründet und ver-
theidigt finden. Und etwas Anderes als solche
neue Begründung und zeitgemäße Darstellung
der allgemeinen Grundlagen der christlichen
Glaubenswahrheit bezweckte ja das der Samm-
lung zu Grunde liegende Unternehmen nicht.

**Bericht über die Entstehung und Be-
gründung einer amerikanischen und
internationalen Zweig-Association zur
Beförderung der christlichen Sittenlehre.**
25 S. Memel, gedruckt bei F. W.
Siebert.

Die unsren Lesern aus einer eingehenden
Besprechung des Werkes „Science and the
Gospel“ in Bd. VI, S. 104 ff. dieser Zeit-
schrift bekannte „christliche Morawissenschafts-
Association“ (Christian Moral Science Asso-
ciation) ist während des letzten Winters durch
die Thätigkeit ihres General-Secretärs Dr.
Cather aus London auch über einen ansehn-
lichen Theil der Vereinigten Staaten von Nord-
Amerika ausgebreitet worden. Eine große
„Amerikanische und internationale Zweig-Asso-
ciation“ mit zahlreichen Lokalvereinen in klei-
neren wie größeren Städten der Union hat
sich gebildet, an deren Spitze der Präsident
von Yale College, Dr. Woolsey, und der Lord
Bischof von Ohio, Dr. McWhaine als Vor-
sitzende, sowie eine größere Zahl geistlicher und
weltlicher Würdenträger (Bischöfe, Präsidenten,
Senatoren, auch zwei Gouverneure) als Bei-
sitzende getreten sind. Bei den meist sehr stark

befuchten „Meetings“ und Breakfasts“, durch welche Dr. Cather unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Geistlichen und Laien sein Werk zu betreiben suchte, theiligten sich fast überall die eigentlichen Spitzen der Gesellschaft — in Washington z. B., wo sein Erfolg ein besonders glänzender war, der Vicepräsident der V. St. Schuyler Colfax, sowie der Oberichter Chase. — Bei der nicht geringen Bedeutung, welche dem Sonach nun auch in Amerika ausgebreiteten Vereine bereits jetzt zukommt und bei den mannichfachen segensvollen Wirkungen, welche ohne Zweifel schon in der nächsten Zukunft von ihm ausgehen werden, dürfte eine empfehlende Hinweisung auf die vorliegende kurze Berichterstattung über die jüngsten Fortschritte der Sache gewiß gerechtfertigt sein, mag immerhin der Verein bisher wesentlich und hauptsächlich nur unter Christen englischer Zunge in der alten wie neuen Welt lebhafteren Anklang gefunden haben.

Geschichte der Gründung und ersten 25 Jahre der St. Matthäus-Kirche zu Berlin. Dargestellt zur Feier des Kirchensestes am Sonntage Rogate 1871 von dem Gemeinde-Kirchenrath der St. Matthäus-Gemeinde. Berlin, 1871. Wiegandt & Grieben.

Der Kirchenvorstand der genannten Kirche wollte in der vorliegenden Broschüre vor der Gemeinde und zu ihrem bleibenden Andenken einen übersichtlichen Bericht über die Entstehung der Kirche und die weitere Ausgestaltung der kirchlichen Einrichtungen in der Gemeinde während ihres 25jähr. Bestehens geben. Er meinte, diese Darstellung würde auch einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kirchengeschichte Berlins liefern und besonders davon Zeugniß geben, welchen Dank die Gemeinde dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV., der die Liebe zu seinem Volke auf betendem Herzen getragen habe, in der hingebenden und eifrigen Pflege der evangelischen Kirche schuldig sei.

Zunächst hat allerdings die ganze Darstellung für die Glieder der Matthäusgemeinde Interesse, welche daraus erkennen, durch wessen Anstrengung und Unterstützung ihr Gotteshaus und ihre ganze Gemeinschaft zu Stande gekommen ist. Es war auch eine Pflicht der Dankbarkeit gegen diese Wohltäter, das Andenken derselben den Gemeindegliedern ins Gedächtniß zu rufen und der Nachwelt zu überliefern. Aber auch in weiteren Kreisen verdient die Broschüre beachtet zu werden. Man erkennt daraus, daß die Liebe zur evangelischen Kirche auch in der in kirchlicher Beziehung

etwas verrufenen Hauptstadt Preußens noch nicht ganz erloschen ist. Es ist die bisherige Geschichte der Matthäuskirche ein Beleg zu dem Ausspruche des Heilandes: So ihr Glauben habt, wie ein Senfkorn, so werdet ihr Berge versetzen. St.

Kirchenrecht. Kirchenpolitik.

Offener Brief an Se. Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm I. und an die sämtlichen Königlichen Majestäten und Fürstlichen Hoheiten des deutschen Reichs, als Summepiscopi der deutschen evangelischen Kirche, in Sachen der Kirche deutscher Reformation und der endlichen Herstellung ihrer Verfassung. — 63 S. gr. Lex.-Octav. Frankfurt a. M., 1871. Zimmer'sche Buchhandlung (R. Th. Böcker's Nachfolger). 16 Sgr.

Dieses zu den bedeutsamsten Lebenszeichen der deutsch-evangelischen Kirche und Theologie der Gegenwart gehörige Sendschreiben begreift, außer dem eigentlichen „Offenen Briefe“ des ungenannten Verfassers an die Majestäten (S. 3—12) ein ausführliches Memoriale in sich, worin der Verf. seine Bitte specieller erläutert und mit den nöthigsten wissenschaftlichen Argumenten ausstattet. Beide, der Brief und diese Denkschrift, suchen zu zeigen, „daß nach Gottes wunderlichem Rathe deutsche Fürsten in erster schwerer Zeit zu keinem anderen Zwecke mit dem Amte evangelischer „Nothbischöfe“ betraut worden sind, als damit sie, wenn die Zeit gekommen sein werde, dazu helfen und darauf sehen möchten, daß der unaußsprechlich schweren „Noth“ der Kirche endlich ein Ende gesetzt und ihr zu jener von dem Bekenntniß geforderten einheitlichen, freien und biblisch-apostolischen Verfassungsgehalt verschaffen werde, in welcher sie allein ihre erhabenen Zwecke, die gottgeordnete Beglückung der Menschheit zu sein, mit Segen und Erfolg wird auszurichten vermögen.“

Daß diese von dem Bekenntnisse geforderte wahre Verfassungsgehalt der evangelischen Kirche Deutschlands keine andere als die bischöfliche sei, entwickelt das Memoriale in drei Abschnitten:

1) einer kürzeren principiellen Darlegung über „Staat und Kirche und deren unerläßlich gewordene Auseinandersetzung“ (S. 15—17);

2) einer historischen und kirchenrechtlichen Abhandlung: „Von der wahren Verfassungs-

gestalt der Kirche deutscher Reformation" (S. 17—50).

3) einer praktisch = kirchenpolitischen Betrachtung der „kirchlichen Verfassungsaufgabe unsrer Zeit“ (S. 50—63).

Der auch äußerlich durch seinen Umfang als Hauptbestandtheil des Ganzen gekennzeichnete mittlere dieser Theile erweist als die wahre Verfassungsgehalt der deutsch = evangelischen Kirche, oder specieller als das „Postulat unserer deutschen Reformatoren und Bekenntnisse“ auf kirchenpolitischem Gebiete, eine nach evangelischen Grundsätzen geläuterte und normirte Episcopatsordnung, d. h. eine provinzielle Gliederung der sämmtlichen deutsch = evangelischen Gemeinden unter Bischöfen, Erzbischöfen und einem Primas, deren Regierungsthätigkeit durch ihnen zur Seite stehende geistliche und weltliche Collegien (Capitel oder Oberkirchenräthe, und Consistorien oder juristisch = bureaukratische Verwaltungsräthe), sowie außerdem durch Synoden und Presbyterien zu vermitteln und so bei evangelisch lauterer und gesunden Grundsätzen zu erhalten wäre. Daß eine solche bischöfliche Verfassung symbolisches Postulat der evangelischen (d. h. zunächst der evangelisch = lutherischen) deutschen Reformation = kirche sei, thut der Verf. dar durch eine übersichtliche Zusammenstellung a) der wichtigsten auf sie abzielenden Aussprüche in den Schriften der Reformatoren, insbesondere Luthers und Melanchthon's; b) der in Betracht kommenden Grundstellen der Symbole, insbesondere der Augustana (Art. 23), Apologie (Art. 14) und Schmalkaldischen Artikel (II, 4); c) des gelegentlich der Naumburger Bischofsweihe 1542 verfaßten Sermon's Luthers: „Exempel einen christlichen Bischof zu weihen“; d) des Wittenberger Fakultätsgutachtens an die Pommerischen Herzöge Philipp und Barnim, betr. die Einsetzung des ersten evangelischen Bischofs in Pommern; e) der sog. „Wittenberger Reformation“, einer Denkschrift derselben an Kaiser Karl V. vom J. 1545; f) endlich der wichtigsten Fälle tatsächlicher Verwirklichung der in diesen Actenstücken ausgesprochenen Postulate, also entweder der versuchten oder erfolgreich durchgeführter Errichtung evangelischer Episcopate (von welchen, außer denjenigen der skandinavischen Reiche, nicht weniger als 12 dem deutschen lutherischen Kirchengebiete angehörig aufgezählt werden: Samland, Pomesanien, Schleswig, Holstein, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Naumburg, Merseburg, Schwerin, Cammin und Köln — s. S. 37). Durch den sich hieran reihenden Nachweis, daß auch die Superintendenten = Ordnungen der Reformatoren ursprünglich nichts anderes als die Errichtung evangelisch geläuterter Bisthümer be-

zweckten; daß ferner; was Luther und Melanchthon zu Gunsten eines allgemeinen Concils oder sonstiger synodaler Institute geäußert, ebenso wenig wie ihre scheinbaren Aussagen zu Gunsten des landesherrlichen Kirchenregiments auf andern als auf acht episcopalistischen Voraussetzungen fußte; daß endlich die Anfänge des eigentlichen Summeepiscopalismus (Territorialismus) sowie der Consistorialverfassung nur höchst ungern und zögernd seitens derselben gutgeheißen und als ein „Nothwendig“ mehr nur geduldet als förmlich anerkannt wurden, — vollendet der Verf. seine Argumentation auch nach der negativen Seite hin. — Wie endlich die diesem Allem zufolge reformationsgeschichtlich und symbolisch postulierte Episcopatsverfassung der lutherischen Kirche Deutschlands in der Gegenwart wiedergegeben, wie auch die deutsch = reformirten und unirten Kirchen in consöderativer Gliederung einer solchen bischöflich verfaßten lutherisch = deutschen Kirche angebildet, und wie auf solchem Wege, also mittelst Begründung einer wahren, wirklich positiven Union, überhaupt die traurigen kirchlichen Nothstände unsrer Zeit überwunden und beseitigt werden könnten, das bildet den Gegenstand der Darlegungen des Verf. im 3. oder praktischen Haupttheile, welcher den Grundgedanken ausführt, daß der politischen Wiedergeburt und Einigung Deutschlands unter dem neuen Kaiserhause der Hohenzollern eine entsprechende Regeneration und Consöderation auf evangelisch = kirchlichem Gebiete nachfolgen müsse.

Das ganze Schreiben ist ebenso geschickt wie maßvoll und seinem hohen Ziele entsprechend abgefaßt. Die ruhige Klarheit und überzeugende Kraft seiner historischen Deduction steht im schönsten Einklange mit der zwar begeisterten aber von allem falschen Optimismus und von idealistischer Ueberschwänglichkeit freien Haltung seiner paränetischen Zeugnisse und Apostrophen. Die praktischen Winke und Andeutungen des dritten, auf die Art der Verwirklichung der vorher dargelegten episcopalistischen Postulate bezüglichen Theils widerlegen den ansich vielleicht nahe liegenden Verdacht, daß es sich hier um überkühne Constructionen oder chimärische Projecte handle, auf die wohlthunendste Weise. Daß es dem Verf. ebenso wenig um Verwirklichung hierarchischer Ideale wie um einseitige Repristinatio veralteter Satzungen und Ordnungen zu thun ist, zeigt seine sowohl hier, als auch schon vorher mit genügendem Nachdruck abgegebene Erklärung zu Gunsten conservativ angelegter Synodal- und Presbyterial = Ordnungen, also seine Geneigtheit, das richtig verstandene Gemeindeprincip in seinem Verfassungsbau zur Geltung gelan-

gen zu lassen. Vielleicht hätte er nach dieser Seite hin seine Ansichten etwas eingehender darlegen können, hätte vielleicht noch auf einem anderen Punkte, was nemlich den auch in der zukünftigen bischöflich verfaßten Kirche zu wahrenden principatus honoris der Landesherren (resp. ihre Stellung als oberster Schirmherrn oder patroni primarii der Kirche) betrifft, seine Meinung bestimmter aussprechen und dieses oder jenes sich nahe legende Mißverständniß abwehren sollen. Andererseits würde vielleicht auch eine etwas sparsamere Dekonomie hinsichtlich des der Denkschrift einverleibten gelehrten Apparats, sowie hie und da eine kühlere Ruhe und größere Mäßigkeit der Darstellung anzurathen gewesen sein. Aber im Großen und Ganzen können wir dem geehrten Verf. lediglich unsere herzliche und völlige Zustimmung zu seinem Schreiben ausdrücken, und zwar sowohl was den Inhalt deselben, wie was im Allgemeinen die von ihm gewählte Form betrifft. — Daß er sich, durch etwas sparsamere Anbringung von Selbstcitaten, sorgfältiger verhüllen und seine (jedem Kenner der neueren kirchenpolitischen und kirchenverfassungsgeschichtlichen Literatur sofort erkennbare) Persönlichkeit mehr hätte verstecken sollen, möchten wir in keiner Weise wünschen. Die früheren Schriften des Verf., insbesondere seine trefflichen Untersuchungen über den „Episcopat deutscher Reformation“, verdienen es vollkommen, daß nachdrücklich auf sie hingewiesen und immer wiederholt zu ihrem Studium gemahnt werde. Und Niemand von Allen, welche die kirchlichen Aufgaben und Bedürfnisse der Gegenwart richtig zu würdigen im Stande sind, wird uns Unrecht geben, wenn wir sehnlichst wünschen und zu Gott stehen, daß Er wenigstens einen Theil des Köstlichen und Trefflichen, was in diesem „Offenen Briefe“ für die evangelische Kirche Deutschlands gehofft, gefordert und erbeten wird, zur Wirklichkeit werden lasse!

3.

Tube, Dr. ph. P., Die erste Synode der sächsischen evangelisch-lutherischen Landeskirche und das Kirchenregiment, 46 S. Dresden, 1871. Verlag von Justus Naumann's Buchhdl. 7½ Sgr.

Dies Schriftchen, kurz vor dem Beginn der sächsischen Synode erschienen und mit der Absicht verfaßt, das Interesse für die bevorstehende Synode neu zu beleben, zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste verbreitet sich über die kirchliche Situation, der zweite über die Vorlagen der Synode (Ober-Consistorium. Collaturrecht. Religionseid. Kirchlicher Kul-

tus.) Das Schriftchen ist im Ganzen in gutem, kirchlichem Geist geschrieben und recht geeignet, unser Interesse für die Synode zu gewinnen. In dem ersten Abschnitte erhalten wir eine klare und mit unverkennbarer Liebe zur Kirche geschriebene Schilderung der Lage. Insbesondere müssen wir der feinen und tiefenden Charakteristik des Protestantenvereins unseren ungetheilten Beifall geben, andere Passagen haben freilich auch Bedenken in uns hervorgerufen. So möchten wir fragen, ob das Urtheil über die sog. „hyperlutherische“ Richtung innerhalb der sächsischen Landeskirche ganz unbefangen ist; der Gewährsmann des Verfassers ist in unseren Augen kein vorurtheilsloser (Gelzer'sche Monatsblätter, Septemberheft 1857), doch stehen wir den Verhältnissen nicht nahe genug, um über diese Frage eine festgegründete Meinung zu haben. Aber gegen einen andern Passus muß doch entschieden Opposition gemacht werden. Es heißt S. 23 bei der Besprechung der Landesuniversität: „darüber freilich kann man verschiedener Meinung sein, ob bei der theologischen Facultät auch ein unglaublicher Lehrer angestellt sein müsse. Unserer Ueberzeugung nach könnte ein solcher in mannigfacher Hinsicht von Nutzen sein, nur nicht gerade in derjenigen, welche so oft von den Rednern des Tages namhaft gemacht wird.“ Was soll man hierzu sagen? Hat das Kirchenregiment, dessen heilige Aufgabe es ist, das Bekenntniß der Kirche zu schützen und zu pflegen, jemals die Verpflichtung, einen Mann zum Lehrer zu berufen, der dies Bekenntniß bekämpft? Wir wissen recht wohl, daß auch ein unglaublicher Lehrer Nutzen bringen kann, aber nur darum wissen wir es, weil es feststeht, daß auch der Satan dem Herrn dienen muß. Daß in dieser Weise der Kirche Nutzen geschafft werde, dies hat das Kirchenregiment Anderen zu überlassen. — Mit rechter Anerkennung gegen die Leitung des sächsischen Kirchenwesens werden wir, um das schließlich ausdrücklich zu bemerken, durch die Darstellung Tube's erfüllt. Einer mit solchen Auspicien zusammentretenden Synode konnte man mit Vertrauen entgegensehen, und der Verlauf der nunmehr abgehaltenen Synode hat uns bezüglich dieses Vertrauens wahrhaftig nicht enttäuscht. P.

Antikirchliches und Antichristliches.

Güldenstübke, Baron Ludwig von, Verfasser der Morale universelle, der Pneumatologie positive et experimentale. Positive Pneumatologie. Die Realität

der Geisterwelt, sowie das Phänomen der direkten Schrift der Geister. Historische Uebersicht des Spiritualismus aller Zeiten und Völker. Stuttgart, 1870. Bindemann. 2 thlr.

(Schluß der Anzeige im vorigen Heft
S. 199 ff.)

Nach diesen Vorbemerkungen kommt nun der Verf. zu seinen interessanten, wenn auch nicht völlig ausreichenden Erklärungsversuch der Erscheinungen des Tischrüdens, Tischklopfens und des Psychographen, von welchen er zunächst sagt, daß man sie als neuestes Wunder mit obergläubigem Entsetzen angestaunt und zu dessen Erklärung man eine ganze Legion von Teufeln und Dämonen sammt vielen hundert gepeinigten Seelen von Verstorbenen aus der Vergessenheit heraufbeschworen habe. Nach ihm ist das Tischdrehen und Klopfen wohl nichts Anderes, als eine weniger bekannte Aeußerungsweise somnambuler Kräfte im wachen Menschen, und gehört in die Reihe der magischen Kraftäußerungen, welche dem unbewußten Wirken des Geistes ihren Ursprung verdanken. „Wenn eine Gesellschaft der verschiedenartigsten Menschen um einen Tisch versammelt ihn zum Drehen bringt, so werden wir annehmen müssen, daß einer oder mehrere in der Gesellschaft eine besondere geistige Gabe besitzen müssen, welche in unbewußter geistiger Weise die Geister der andern beherrscht und einen Gesamtwillen zur Aeußerung bringt, welcher sich in den Bewegungen des Tisches kund gibt. Oder wenn ein einzelner, an einem leichteren Tische sitzend, denselben staunend unter seinen passiven Händen sich bewegen sieht und auf seine Fragen von dem Tische oft die tiefsten, merkwürdigsten Antworten erhält, so vermuthen wir, daß dieser durch seine Willensconcentration den eigenen Geist zu dieser unbewußten Kraftäußerung angeregt habe, und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese mit dem Tischfuße geklopften Mittheilungen oft Wahrheiten enthalten, die durch eigenes Nachdenken nicht gefunden worden wären. . . . Es ist (aber) nicht genug, daß man die physikalisch unerklärbare Bewegung schwerer Gegenstände als magische Wirkung des Unbewußten bezeichnet, welches im Menschen wirksam ist, es muß (auch) durchaus herorgehoben werden, daß hier eine physische Kraft durch den Geist entwickelt wird, die im gewöhnlichen Leben durch anstrengungsloses Auflegen einiger Finger nicht hervorgebracht werden könnte, die aber nichtsdestoweniger ebenso von dem Geiste ausgeht, wie die Kraft, durch welche die willkürlichen Bewegungen des Körpers vermittelt werden. Man könnte diesen Vorgang als ein

Telegraphiren des in uns unbewußt wirkenden schöpferischen Geistes bezeichnen, welcher die in der Seele vorhandenen Traumbilder und Eingebungen durch Vermittelung der Elektricität (wenn diese die hier wirkende Kraft sein sollte, wie der Verf. — unzureichend — meint) in die Sphäre der sinnlichen Wahrnehmung überträgt. Dasselbe findet nach dem Verf. bei der Psychographie statt, wenn man den Bleistift oder die Feder in der Hand, im Geiste gesammelt, jedoch ohne Selbstgedanken, erwartet, was dem Schreibenden unbewußt von dem Bleistifte aufgezeichnet wird. Es scheint dem Verf. unwidersprechlich zu sein, daß dieses unbewußte Schreiben nur eine andere Aeußerungsweise der somnambulen Gaben ist, welche dem wachenden Zustande angehört und deshalb in der Regel zuverlässiger und weniger mit traumartigen Phantasiegebilden vermischt zu sein pflegt. Wo die Gabe des unbewußten Schreibens bei Personen vorkommt, die nie in magnetischer Behandlung gewesen sind, da setzt der Verf. eine ausgezeichnete Naturanlage voraus, ähnlich wie eine solche bei Idiosomnambulen und wachsomnambulen Sehern angetroffen worden sei. „Daß übrigens das psychographische Schreiben dem bewußten Aufzeichnen eines Gedankens sehr nahe verwandt ist und in vielen Fällen sich berührt und ineinander übergeht, versäumt man in der Regel sich klar zu machen. Alles, was niedergeschrieben wird, befand sich einmal in einem unbewußten Stadium, und das Geistreichste und Genialste, was je durch die Feder seinen Ausdruck fand, ist fast immer unbewußt entstanden und steht auf dem Papiere, ehe der Autor sich vollständig von dem ihm vorschwebenden Gedanken Rechenschaft geben konnte; denn der Genius schafft durch Inspiration, und die geistige Eingebung wird erst Eigenthum des Bewußtseins, indem sie in Worte und Zeichen eingekleidet wird. Nicht das klar Durchdachte ist zugleich das Höchste und Erhabenste im geistigen Gebiete, sondern das unbewußt wie durch höhere Hand Geschehene; und wenn das psychographische Schreiben in seinen verworrenen Anfängen einem kindlichen Phantasiren und Träumen ähnlich ist, so gleicht es in seinen höchsten Stufen am meisten dem unbewußten Hervorbringen des Genius.“ Höchst bemerkenswerth sagt der Verf. weiterhin: „Unser alles ergründender Verstand weiß nichts mehr von der Gottesnähe, in der wir leben, denn wir suchen ihn überall außer uns, wo er nicht ist, nur nicht im eigenen Herzen, wo er stets zu finden ist. Deshalb werden wir jetzt durch magnetische Heilungen, durch redende Tische und alle die kleinen Wunder, in denen wir Gottes Hand erkennen, erinnert, daß in un-

seinem Innern ein Geist wohnt, der diese Zeichensprache redet und der sich als Vermittler ankündigt zwischen Gott und dem Menschen. Derjenige, welcher die Wohlthaten der magnetischen Heilung empfunden und das geheime Schaffen und Wirken in diesen wunderbaren Erscheinungen erkannt hat, wird sein erhabenes Auftreten nicht mehr deshalb in den Staub ziehen, weil Lug und Trug und Täuschung damit verbunden sein können; denn Trug und Täuschung beirren den nicht mehr, der das Walten Gottes von den menschlichen Zuthaten zu unterscheiden weiß.“ Damit will der Verf. nicht gesagt haben, daß ein sehr geistiger Mensch, ein ernster tiefer Denker die meisten jener Wahrheiten nicht auch finden könnte. „Dies kann er ganz gewiß und es hat zu allen Zeiten solche Männer gegeben, die in die Tiefen der göttlichen Wahrheit eingedrungen sind; wo bliebe denn sonst die hohe Inspiration gottbegeisterter Männer? Woher der unerschütterliche Glaube der Märtyrer? Was diese durch die Eingebung ihres erleuchteten Geistes fühlten und glaubten und wußten, das sprechen heutzutage Somnambule in der Einfalt ihres Herzens durch den Geist getrieben aus. Und wie kann uns das auch wundern, die wir wissen, daß derselbe Geist in Allen Alles wirkt, bei dem einen auf bewusste Weise, bei dem andern unbewußt.“ Demjenigen, der denken möchte, durch die Offenbarung im magnetischen Schlaf u. möge die h. Schrift selbst in Schatten gestellt werden, wäre es besser, meint der Verf., der Geist hüllte sich in ewiges Schweigen, damit seine unreife Seele nicht Schaden nähme; denn Alles, was von Somnambulen kund gegeben worden sei, solle entschieden nichts Anderes ausrichten, als das längst Offenbarte wieder neu zu beleben durch den Geist.

Es ist ein großes Verdienst des Verfassers, daß er die Allgegenwart des Allgeistes und die Möglichkeit und Wirklichkeit fortgehender göttlicher Inspirationen in den verschiedensten Formen, Stufen und Graden kräftig ausgesprochen und hervorgehoben hat. Aber den Beweis ist er doch schuldig geblieben, daß alle Inspirationen, Eingebungen, Mittheilungen unmittelbar oder überhaupt vom Allgeist kommen. Das Verhältniß des menschlichen zum göttlichen Geist und das Verhältniß des menschlichen Geistes zur menschlichen Seele wird nicht von ihm in das hellste Licht gestellt. Die Möglichkeit von Eingebungen, Gedanken- einstrahlungen abgeschiedener, überhaupt jenseitiger Geister hat er nicht im Geringsten widerlegt. Die Besorgniß vor Mißbrauch einer solchen Annahme und daß sie Quelle neuer Irrungen und Verwirrungen werden könne,

kann hier unmöglich entscheiden; sie träfe seine eigene Aufstellung nicht minder, nur anders. A priori ist jene Möglichkeit nicht zu leugnen, sobald die Fortdauer der abgeschiedenen Menschen und die Existenz jenseitiger Geister überhaupt zugestanden wird. Da sie vom Verf. zugestanden wird, so war von ihm zu untersuchen, ob thatsächliche Beweise dafür aufzufinden sind, daß jene Möglichkeit Wirklichkeit geworden ist. Nun mußte er doch wissen, daß seit Jahrtausenden die mündlichen wie die schriftlichen Traditionen aller Völker von unzähligen Geister = Eingebungen, Geister = Wirkungen und Geistererscheinungen erzählt haben. Würden nicht ganz gewaltig starke Gründe dazu erfordert, alle Millionen Erzählungen und Erfahrungen dieser Art theils für Lügen, theils für Täuschungen zu erklären? Mühte nicht auch die h. Schrift mindestens des Irrthums beschuldigt werden? Wenn auch nur eine einzige Geister = Wirkung oder Erscheinung als thatsächlich erwiesen wäre, könnte es denn auch nur im Geringsten wahrscheinlich sein, daß sie auch nur die einzige wäre und bliebe? Räumt man auch willig ein, daß in diesem Gebiete nicht selten die Lüge, noch häufiger die Täuschung ihr Spiel getrieben hat, so giebt es doch zahlreiche Angaben, welche der Prüfung würdig und einer durchgreifenden Verneinung nicht günstig sind, vielmehr ihr so große Schwierigkeiten entgegenstellen, daß zu allen Zeiten nicht bloß die große Mehrheit der Menschen auch in der relativ höchsten Kultur, sondern auch die genialsten, gebildetsten, mit allen wissenschaftlichen Prüfungsmitteln ausgestatteten Männer sich der Ueberzeugung, dem Glauben, der Annahme der Einwirkung der Geisterwelt auf die irdische nicht haben entziehen können. Unter den Alten sind hiev Sokrates und besonders Platon zu nennen. Von neueren Forschern nennen wir nur Schubert (Symbolik des Traumes), Werner (die Schutzgeister), Gerber (das Nachtgebiet der Natur), J. v. Meyer (Hades, und Blätter für höhere Wahrheit), Just. Kerner (die Seherin von Prevorst), G. Fr. Daumer (das Geisterreich), unter den Philosophen: Leibniz, Baader, Schelling und Eschenmayer. Daß Manches in den Werken dieser Männer der Sichtung bedarf, kann willig zugegeben werden. Aber von dem Thatsächlichen, welches sie vorkühren, ist mindestens sehr Vieles so wohlbeglaubigt, als nur immer ein großer Theil allgemein anerkannter historischer Thatsachen beglaubigt ist. Sie reichen jedenfalls vollkommen zu dem Erweise höchster Wahrscheinlichkeit zu, daß Wirkungen der Geisterwelt in die irdische stattgefunden haben und stattfinden. Wenn dies aber einmal feststeht, so

wird auch das psychographische Schreiben der Medien aus Geistereinflüssen erklärt werden müssen, und da die abgechiedenen Geister sich in den verschiedensten Stufen und Graden der intellektuellen und moralischen Vollkommenheit befinden werden, so kann von ihren Manifestationen auch nur erwartet werden, daß sie jenen Stufen und Graden entsprechen und daher von außerordentlich ungleichem Werthe sind, abgesehen noch von jenen Unterschieden, die aus der größeren oder geringeren physischen und geistigen Fähigkeit der Medien, die empfangenen Einwirkungen rein wiederzugeben, entspringen. In manchen Fällen können daher die erhabensten Wahrheiten psychographisch zum Vorschein kommen, in andern wird Wahrheit und Irrthum, und in den verschiedensten Abstufungen, gemischt sein, in noch andern und vielleicht in den meisten kann selbst Lug und Trug der Geister eine Rolle spielen. Es giebt psychographische Mittheilungen der Medien genug, welche diese Annahme so nahe legen, daß ihr gar nicht auszuweichen ist. Dies räumt auch der Spiritist Dr. J. Epp in seiner Schrift: *Seelen-Kunde* (1866) mit den Worten ein: „Wie unter tausend Menschen kaum zehn sich finden, bei denen das rein Menschliche in höchster Blüthe und Entwicklung sich zeigt, so sind auch unter tausend Seelen, welche zur Erscheinung gelangen, kaum zehn, welche der geistigen Vollkommenheit sich erfreuen, und wie bei den Menschen Fehler, Schwächen und Leidenschaften häufiger vorkommen, als Tugend und geistige Vorzüge, so lassen auch die Seelenäußerungen aus dem Jenseits mehr Lüge und Täuschung erkennen, als Wahrheit.“ Es kommt daher für den Spiritisten nach Dr. Epp darauf an, niedere Geister abzuhalten und mit höheren in Verkehr zu treten. Er glaubt nun nach Jahre lang fortgesetzten Experimenten den rechten Weg (den Graf Pominski, Baron Guldenslabbe und Adama von Bay zc. als den der moralisch-religiösen Vorbereitung bezeichnen) gefunden zu haben und versichert, daß, wer mit Ernst und Eifer, mit ganzer Seele der Erforschung dieser Wissenschaft sich widme, zu erstaunenswerthen Resultaten gelange. Indessen enthält seine Schrift psychographische Mittheilungen aus dem Jenseits, deren Inhalt theils schwer glaublich, theils vollkommen unglaublich ist. Daß es an dergleichen auch in anderen spiritistischen Schriften nicht fehlt, bekennet sogar der ganz entschieden Geistererscheinungsgläubige Daumer mit den Worten (*Geisterreich* I, 51): „Es werden aus den „spiritualistischen“ und „spiritistischen“ Zirkeln und Sitzungen Dinge berichtet, die das Gepräge einer auf die äußerste Spitze getriebenen Abenteuerlichkeit und Phan-

tastrie tragen, so daß wir uns scheuen, davon Gebrauch zu machen.“ Perty (*Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur*, und: *die Realität magischer Kräfte*) nimmt zwar die Möglichkeit und Wirklichkeit magischer Kräfte in Schutz, aber er verlegt sie in den Menschen selbst, und versichert (S. 505), es seien ihm kaum Fälle vorgekommen, in welchen die persönliche reale Anwesenheit eines Abgeschiedenen mit zwingender Nothwendigkeit angenommen werden mußte. Doch erneuert er die Platonisch-Aristotelische Idee von den Weltkörpern als geistig-materiellen Wesen, also von den Gestirngeistern, den Schöpfungen des absoluten Geistes, nach welcher jedem Weltkörper ein individuelles Princip zu Grunde liegt, das man z. B. bei der Sonne Heliodämon, beim Merkur Hermodämon, bei der Erde Geodämon (*Erdegeist*) nennen kann, und nimmt an, daß die Menschen unter gewissen Verhältnissen mehr oder minder in das höhere Gesetz folgende Bewußtsein und Wirken des Geodämons eingeübt werden und an seiner höheren Wissens- und Wirkungsweise Theil nehmen können. In diesem Sinne schildert und beurtheilt Perty in seinem bezeichneten Werke (S. 389—424) „die modernen Formen des Zaubers oder des Tischklopfen, Psychographiren, Geistersprechen zc.“ ohne dabei Einwirkungen Verstorbener anzunehmen, und nur soviel gibt er zu (S. 424), daß manchmal die Verhältnisse so täuschend seien, daß man sich versucht fühlen könnte, an eine Einwirkung Verstorbener zu glauben. Auch die Erscheinungen der direkten Geisterschrift berührt Perty zum Theil, führt sie aber auf unbewußt magische Wirkungen der Experimentatoren zurück. Während nun Perty die Möglichkeit des Einwirkens oder auch Erscheinens von abgediebnen Geistern nicht schlechthin verwirft, zeigt sich Daumer (*das Geisterreich* zc.) von der Realität der Geistererscheinungen überzeugt und bringt dafür im dritten und eilften Abschnitt seiner Schrift die besten Gründe bei, die dafür beigebracht werden können. Aber völlig apodiktisch ist keiner dieser Beweise, weil man auch in allen Fällen, in welchen kein pathologischer oder somnambuler Zustand nachgewiesen werden kann, so lange wir nicht alle psychologisch-physiologischen Möglichkeiten ausgemessen haben, doch nicht unbedingt zu wissen vermag, ob nicht dennoch irgend ein pathologischer oder somnambuler Zustand, eine unbewußte Wirkung aus den verborgenen Tiefen der Seele stattgefunden hat. Man kann nur sagen, daß in allen jenen Fällen, wo ein solcher Zustand, eine solche Wirkung nicht nachgewiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht werden kann, kein entscheidender Gegenbeweis geführt ist und die

Annahme der Objectivität und Realität die wahrscheinlichere und einfachere Annahme ist und bleibt, da die Möglichkeit von Geister-Einwirkungen und -Erscheinungen außer Frage gestellt ist, wie auch namentlich Schopenhauer einräumt. (Daumer's Geisterreich I, 18 mit Bezug auf Schopenhauer's Parerga und Paralipomena I, 281 ff. N. I dieser Schrift: „Aphorismen, Autoritäten und Verse“ sollte in besonderem Abdruck erscheinen, weil das Beigebrachte die weiteste Verbreitung verdienen würde.) Der Versuch, alle hierhergehörigen Erscheinungen subjectiv zu erklären, weil ein nicht geringer Theil derselben theils mit Sicherheit, theils mit Wahrscheinlichkeit subjectiv erklärt werden kann, führt auf viel größere und verwickeltere Schwierigkeiten, als diejenigen sind, die man vermeiden will, wenn man zwar die Möglichkeit von Geister-Wirkungen und -Erscheinungen einräumt, aber deren Wirklichkeit in allen, auch den anstandslosest beglaubigten Fällen verwirft. Es ist kein ausreichender Grund vorhanden, die gleichen Betrachtungen nicht auch auf die Experimente des Verfassers, die ihn von der Realität der directen Geisterschriften überzeugt haben, anzuwenden. Dann aber werden wir den Ergebnissen dieser Experimente die Realität ebenso wenig absprechen dürfen, als einer Reihe wohlbeglaubigter Geistererscheinungen in Daumer's Werk (I, 25 ff. u. a. a. D.) — womit wir noch lange nicht allen von ihm zusammengestellten den Rang wohlbeglaubigter einräumen — und einer Anzahl psychographischer Niederschreibungen als Diktate der Geister. Der Verf. möchte daher im Rechte sein, wenn er (S. 100) sagt: „Die Theorien der Herren Berth und Schindler, welche alle directen objectiven Geister-Phänomene auf eine sogenannte magische Polarität oder Nachtseite der Seele beschränken, oder gar die directen Geisterschriften für Gedankenreflexe halten, werden durch die Thatfache widerlegt, daß der Verf. nie einen bestimmten Geist aufruft, noch jemals voraus weiß, welcher Geist direct schreiben wird. . . . Das Phänomen gelingt gewöhnlich nicht, wenn die Zeugen durchaus nur einen gewünschten Geist herbeiführen wollen: folglich kann hier von einem Gedanken-Reflex gar keine Rede sein.“

Die Darstellung des Verfassers ist im Einzelnen überall klar, schlicht und einfach, wiewohl die Begründungsversuche seiner allgemeinen Anschauungen nicht streng genug durchgeführt sind und das Ganze der Wohlordnung des Stoffs ermangelt. Hoffmann.

Post, Dr. jur. Ab. Herm., Untersuchungen über den Zusammenhang der

christlichen Glaubenslehre mit dem antiken Religionswesen nach der Methode vergleichender Religionswissenschaft. 96 S. 8. Bremen, 1869. Herm. Geseuius. 12 (gr. *)

Während es in der Offenbarung heißt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde“, gilt für das Heidenthum — gilt überhaupt von allen natürlichen Religionen das Umgekehrte: die Menschen schaffen die Götter nach ihrem Bilde. In dieser letzteren Hinsicht hat das Dichterwort: „In seinen Göttern spiegelt sich der Mensch“ seine volle Wahrheit. Da nun der Verf. vorliegender Schrift, als Vertreter der — wie sich von selbst versteht, absolut voraussetzungslosen! — „exacten wissenschaftlichen Forschung“, voraussetzt, „daß sich nicht bloß die Sprache, . . . sondern auch überall das gesammte historische Leben des Menschengeschlechts“, mit Einschluß der Religionen, „nach unwandelbaren Naturgesetzen entwickelt“, weshalb „der Unterschied zwischen naturhistorischen und historischen Wissenschaften nothwendig fallen“ muß; daß insbesondere „das Christenthum sich auf natürliche Weise aus dem Völkerverleben des Alterthums entwickelt hat, weil die exacte Wissenschaft überall nur eine allmähliche Entwicklung aus gegebenen Ursachen kennt, keine plötzlich vom Himmel kommenden Wunderwerke“ — so wird er sich schon müssen gefallen lassen, daß man obiges Dichterwort zunächst auf ihn selber zur Anwendung bringt. Hr. Dr. Post, welcher auf juristisch-historischem Gebiete sich durch mehrere gediegene literarische Arbeiten hervorgethan, hat in vorliegender religionswissenschaftlicher Schrift seinen umfassenden Stoff auf 93 Seiten in drei Capiteln (1. Einleitendes über vergleichende Religionswissenschaft überhaupt, 2. die Vorgeschichte des Christenthums, 3. Zusammenhang der einzelnen christlichen Dogmen mit antiken Religionswesen) abgethan, wobei er an fünfzig Autoritäten citirt (freilich einen G. Büchner, Verf. von „Kraft und Stoff“, in gleicher Dignität mit Lassen, Max Müller, Baur und andern), und gelangt (S. 93 ff.) zu folgenden Ergebnissen:

„Die Resultate der Wissenschaft (?) führen nicht auf einen gefallenen erlösungsbedürftigen Geist, sondern auf einen aus niederen Lebensstufen zu vollkommeneren und höheren sich emporringenden Geist. . . . Es widerstreben daher auch alle auf die Erlösung bezügliche Dogmen gänzlich unsern modernen (1) An-

*) Vergl. die vorläufige kürzere Notiz über diese Schrift in Bd. VI, S. 186 d. Ztschr.

schauungen. Wir kennen keine Sünde, Erlösung und Versöhnung, sondern wir kennen nur Veredlung, Erhebung über das specifisch Individuelle und dadurch entstehende Befriedigung, — ein Gefühl der Lust, der höher emporstrebenden menschlichen Entwicklung nachzugeben, dem ein Gefühl der Unlust correspondirt, von einer erreichten höheren Culturstufe wieder herunterzusinken. . . . Wir können uns . . . nicht verbergen, daß die gesammte christliche Dogmatik gar nichts enthält, was für den exacten Denker (S. 94 heißt es geradezu: für den „denkenden Menschen“) objectiv wahr wäre. . . . Der ganze Nachdruck aber für die Religion der Zukunft liegt meines Erachtens in der ästhetischen Seite, in einer Belebung des Cultus, welcher eben allein im Stande ist, religiöse Gefühle zu erregen. . . . Im Christuscultus liegt für mich der ganze Schwerpunkt der Religion der Zukunft (!). Er greift da ein, wo die Wissenschaft nichts mehr zu leisten im Stande ist.“ Wie diese überraschende Schluß-Versicherung gemeint ist, erfahren wir auf Seite 80 und 81: „Christus, ein ganz neugeborner Gott, von dem das Alterthum nichts weiß, . . . ist die ästhetische Idee des Gottmenschen, das ästhetische Ideal des Einzelmenschen, des Charaktermenschen, welcher sich . . . erst in den späteren Zeiten des Alterthums entwickelte und daher auch einen religiösen Ausdruck erst später finden konnte. . . . Es ist eine traurige Kinderei (sic!) einer Schule, die an der Spitze religiösen Lebens zu stehen vermeint, an Stelle der Göttergestalt Christi wieder den historischen Jesus von Nazareth zum Mittelpunkt der christlichen Religion machen zu wollen, gerade als ob wir 1800 Jahre umsonst gelebt hätten.“ . . .

Wir können und wollen nicht bergen, daß der feste Ton, in welchem der Verfasser, — dem Vernehmen nach ein junger Mann von kaum 30 Jahren, über die tiefsten und heiligsten Mystereien des Christenthums abspricht, uns mehr als einmal an Röm. 1, 22 und 1 Cor. 1, 20 ff. erinnert und uns überhaupt das Durchlesen seiner Schrift sehr verleidet hat. Andererseits müssen wir aber doch auch gestehen, daß uns diese Schrift — ganz abgesehen von einzelnen feinen und richtigen Bemerkungen, die sie enthält — ein großes psychologisches Interesse für den Urheber eingeflößt hat, — einen jungen Doctor der Rechtswissenschaft, der neben seiner Fachwissenschaft so weitgreifende theologische, oder vielmehr culturbistorische Studien betreibt, daß er im Stande ist, eine solche Broschüre zu schreiben. Nun kann es uns zwar nicht einfallen, uns mit dem Verf., solange er auf obigem Standpunkt steht, in eine Disputation einzulassen;

denn contra principia negantem non est disputandum. Dürfen wir aber aus diesen mit sichtlichlicher Liebhaberei betriebenen Nebenstudien des Verf. auf ein wirklich vorhandenes Wahrheitsbedürfnis schließen, so halten wir uns auch zu der Voraussetzung berechtigt — ja verpflichtet (1 Kor. 13, 7), derselbe werde einige wohlgemeinte Gegenbemerkungen freundlich aufnehmen und seiner Prüfung würdigen. Zunächst möchten wir ihn, Hand auf's Herz, fragen, ob er glaube, daß das deutsche Volk und seine tapferen Söhne diesen furchtbaren Krieg im Aufblick zu einem „ästhetischen Ideale“, zu einem gemalten Christus habe führen, und siegreich führen können, oder ob Drohsen Recht hat, wenn er in der Einleitung zu seiner Geschichte der preussischen Politik sagt: „Jedes Blatt der Geschichte giebt Zeugniß von dem Walten der sittlichen Mächte, das allein das Leben lebenswerth macht, und denen, die Alles und endlich auch ihr Denken aus der ewigen Materie und dem Spiel der Stoffe ableiten zu müssen glauben, tritt die historische Wissenschaft mit der ganzen Wucht ihres Inhalts entgegen.“ Sodann möchten wir mit dem frommen Goulburn *) daran erinnern, „daß unser Erforschen der göttlichen Wahrheit mit dem Herzen“, jedenfalls nicht vorzugsweise oder gar ausschließlich mit dem Kopfe geschehen muß (2 Kor. 3, 15 — 16); und daß daher der Herr Verfasser wohl thun würde, wenn er, anstatt seine Studien zu sehr in die Breite auszudehnen, sich an der Hand von 1 Joh. 1, 18 ff. und nach dem Beispiel seines großen Berufsgegnossen, des weiland Rechtsconsulenten Joh. Jak. Moser, in das eigne Innere vertiefte. Dann würde er wohl inne werden, daß der Mensch zwar eine Majestät ist, stattemalen er „nach dem Bilde Gottes“ geschaffen worden, — doch jedenfalls eine tiefgefallene und darum erlösungsbedürftige Majestät; und daß die Erlösung aus solchem Elend nicht von einem ästhetischen Phantasiebild, sondern nur von dem realen und historischen Christus ausgehen kann, welchen die Schrift uns vorführt und welcher uns laut Zeugniß der Schrift (Joh. 18, 37) zuruft: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“

Wer nun zu der h. Schrift kommt als ein Gerechter, den verdammt sie; wer kommt als ein Sünder, dem zeigt sie den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden; wer als ein Schüler kommt, den lehrt sie; wer kommt als ein Kind, dem schließt sie das Reich Gottes auf; wer sich aber gegen sie benimmt als Meister, daß

*) Gedanken über das persönliche Christenthum. Aus dem Englischen von R. Bartholomäi. Stuttgart, 1870. S. 398.

lachtet sie und spottet fein, in ihrer überschwänglichen, wahrhaft göttlichen Ueberlegenheit zu Rechte machend die Weisheit der Weisen und den Verstand der Verständigen verwerfend. Sie ist, wie einst Der, von dem sie zeuget, zum Gericht in der Welt, auf daß die da nicht sehen, sehend werden und die da sehen, blind werden; — das Buch Gottes, und also in jeder Hinsicht ein Wunderbuch.“ Mit diesen beherzigenswerthen Worten des tiefen Gottfried Werten, der doch so zu sagen auch „ein denkender Mensch“ (S. 94) war, schließen wir die Anzeige einer Schrift, deren Verbreitung wir natürlich in keiner Weise befürworten können.

Ulrichs, Karl Heinr., „Incubus,“ Urningsliebe und Blutgier, eine Erörterung über krankhafte Gemüthsaffection und Zurechnungsfähigkeit, veranlaßt durch den Berliner Criminalfall v. Zastrow. Leipzig, 1869. Serbe. 15 sgr.

„Männer, welche in Folge angeborener Natur durch den Zug geschlechtlicher Liebe sich ausschließlich zu männlichen Individuen hingezogen fühlen, nenne ich Urninge, ihre Liebe urnische, die ganze Erscheinung Urnismus. Der Urning ist ein Naturrätthsel. Nur von Körperbau ist er Mann, nicht dem Liebestriebe nach. Sein Liebestrieb ist vielmehr der eines weiblichen Wesens.“ Auf Grund dieser Theorie des Räthfels der widernatürlichen Wollust, dieser widerlichsten Art sündhafter Leidenschaft will der Fürst unter den Urningern — diese werden doch schwerlich einen Würdigeren unter sich finden — den Begriff des Verbrechens der widernatürlichen Wollust aus dem Strafgesetzbuche entfernen und die Priester und Fürsten der Urningsliebe vor der Strafe des Zuchthauses bewahren. Wir können nur das volle Bedauern tiefster sittlicher Entrüstung über diese sittliche Verwirrung eines sonst so günstig veranlagten Geistes aussprechen, zugleich aber auch der Verlagshandlung den Vorwurf nicht ersparen, welchen sie sich durch die Veröffentlichung einer solchen literarischen Abnormität selbst zugezogen hat.

Culturgegeschichte. Politik. Socialpolitik.

Edardt, Julius. Jungrussisch und Alt-slawisch. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze. gr. 8. S. VIII

n. 387. Leipzig, 1871. Duncker u. Humblot. 2 thlr. 12 sgr.

Die an die Spitze dieses Buches gestellten drei Abhandlungen beziehen sich auf das moderne Rußland. Außerlich getrennt, stehen die Studien über die „russische neue Aera“, „Alexander Herzen“ und „Reisebilder aus Galizien“ doch in einem gewissen inneren Zusammenhang. Der erste Aufsatz versucht die Geschichte der russischen inneren Politik seit dem Ausgang des orientalischen Krieges ihren Hauptmerkmale nach zusammen zu fassen und zu einem Bilde zu vereinigen. Nach dem Verfasser (S. 28) besteht das Wesen der neuen russischen Aera wesentlich darin, „daß Regierung und öffentliche Meinung, die bis dahin nichts mit einander gemein gehabt hatten, fortan in lebhafte Wechselwirkung traten und den Gang ihrer gegenseitigen Entwicklung bestimmten,“ daß sie in ihrem Thun und Lassen unausgesetzt auf einander Beziehung nahmen.“ Der Verfasser scheint einerseits den Kaiser Nicolaus doch zu hart zu beurtheilen, „dem die gefügigsten Werkzeuge seines Willens die liebsten gewesen sein sollen“ (S. 9) und dem „die Selbsttäuschung ebenso zum Bedürfnis geworden war wie die Täuschung anderer“ (S. 24). Andererseits ist er aber wiederum gerecht gegen den jetzigen Kaiser Alexander II., „welcher von jeher einen milderen, humaneren Sinn und eine größere Zugänglichkeit für fremde Anschauungen gezeigt hat, als Nicolaus, dem ein weiches nervöses Temperament eigen, das an und für sich die Fortführung des früheren Systems unerbittlicher Strenge und starren Eigenvillens ausschloß“ (S. 25). Der Aufsatz läßt den Ausgangspunkt und Entwicklungsgang der großen Reformen erkennen, durch welche die Regierung Alexander II. für alle Zeiten denkwürdig geworden ist; wir erhalten aber auch den Schlüssel zur Lösung des Widerspruchs, welcher scheinbar zwischen dieser Periode und dem Repressivsystem besteht, welches seit 1836 für die innere Politik Rußlands maßgebend geworden ist. Die eigentlich reformatorische Thätigkeit einer Neugestaltung der wichtigsten Verwaltungszweige begann, als mit Aufhebung der Leibeigenschaft „die Schiffe des alten Militär-Absolutismus verbrannt waren“ (S. 48); der Kaiser hatte bereits bei Gelegenheit seiner Krönung (August 1856) den in Moskau versammelten Adels-Repräsentanten über seine bezüglichlichen Wünsche Andeutungen gemacht, die indessen kaum ein Echo fanden. Der Verfasser erzählt Einzelheiten aus dem Verhalten der oppositionellen Adelskreise, bis das Emancipa-

tionsgesetz endlich am 19. Februar 1861 publicirt wurde. Erörtert wird weiter die Umgestaltung der bestehenden Studienordnung (S. 64) und die Umgestaltung der Justiz, welche ein dringendes und allgemein gefühltes Bedürfnis war. Ergänzt wird diese Abhandlung durch die nachfolgende Charakteristik von Alexander Herzen (S. 124—196), „welcher innerhalb wie außerhalb der großen Monarchie des europäischen Ostens viel genannt, bis jetzt nirgends völlig gewürdigt wurde.“ Der Verfasser faßt sein Urtheil dahin zusammen: weder seine „neue Formel der Civilisation“, noch die europäische Föderativrepublik haben irgend welche Aussicht, jemals zur Wirklichkeit zu werden, — auch seine Arbeit für die russische Revolution ist als verloren zu betrachten. Aber mit dem, was übrig bleibt, mit der vernichtenden Fehde gegen den absolutistischen Militärstaat und den Pseudo-Conservatismus des nicolaischen Systems hat Herzen sich ein bleibendes Denkmal, nicht nur in der russischen, sondern in der Geschichte der Menschheit gesetzt.“ Sehr interess. sind die „Reisebilder aus Galizien“ (S. 197—271). Herr Eckardt hat geglaubt, Rußlands auswärtige Politik nicht besser studiren zu können, als auf einer Reise durch Galizien, der ersten Station der national-russischen Staatskunst, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, die slavischen Stämme Rußlands zu assimiliren, und — wie das neueste Schlagwort lautet — der Lösung der germanischen die Lösung der slavischen Frage auf dem Fuße folgen zu lassen. Allerdings erfährt man wohl nur in Galizien die Bedeutung der polnischen Frage für Rußland, das was der Panславismus bedeutet und in welcher Weise die russische Politik eine Lösung der orientalischen Frage gegenwärtig vorbereitet. Von literar-historischer Bedeutung ist der erste Aufsatz der zweiten Abtheilung, Johann Friedrich Hartknock, Buchhändler in Riga, wegen dessen Beziehungen zu Herder, um dessen Wohlfinden und Zufriedenheit er sich die größten Verdienste erworb (S. 283). Freilich erscheint Herder's Benehmen dem Veleger gegenüber, welcher ihm so oft aus den Geldverlegenheiten half, aus denen er nie herauskam, nicht gerade sehr lobenswerth. Der Verfasser schließt seine eingehende Charakteristik mit der Anerkennung Hartknock's (S. 308): „die Arbeit, der dieser großartige und uneigennütige Mensch sein Leben gewidmet, lebt unter uns fort; sie hat ihre Früchte getragen und trägt sie noch heute; ihrem stillen Weiterwirken ist keine Grenze gesetzt, so lange sich die Continuität unserer Bildung erhält. Wir thuen nicht zu viel, wenn wir für ihn in dem Kreise baltischen Lebens denselben Platz in Anspruch nehmen, den der würdige Perthes unter

den deutschen Buchhändlern ehrenvoll behauptet.“ Für den Schlusaufsatz „deutsch-russische Wechselwirkungen“ (S. 310—387) konnte der Verfasser unbenutzte und unbekannte Familienarchive benutzen. Diese Beiträge zur nordischen Staaten- und Sittengeschichte sind allerdings in erster Linie für livländische Leser bestimmt, allein als Wegweiser zu bisher unentdeckten Quellen werden sie auch dem Historiker willkommen sein. Rblff.

Kriegel, G. L., Dr. Stadt-Archivar in Frankfurt a. M. Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Neue Folge. Nebst einem Anhang, enthaltend ungedruckte Urkunden aus Frankfurterischen Archiven. 8. S. VIII u. 453. Frankfurt a. M., 1871. Literarische Anstalt, Rütten u. Löning. 2 thlr. 10 sgr.

Um eine Culturgeschichte der deutschen Vorzeit zu Stande zu bringen, müssen wir denselben Weg betreten, welchen die Philologen in Betreff der Griechen und Römer eingeschlagen haben: wir müssen zuerst die einzelnen Perioden und Seiten des Lebens erforschen und für die Erkenntniß feststellen. Nur wenn dies geschehen ist, können wir, was in Betreff des classischen Alterthums auch erst spät möglich gewesen ist, an eine Gesamtculturgeschichte der Vorzeit denken. Was insbesondere das bürgerliche Leben im Mittelalter betrifft, so kann jene Vorbedingung nicht erfüllt werden, wenn nicht vor allem Anderen eingehende Sittenschilderungen der wichtigsten deutschen Städte gegeben worden sind. Nur müssen wir das Leben in den einzelnen Städten so darstellen, daß dabei so viel als möglich vergleichende Einblicke auf andere Städte gemacht werden. Es bedarf zur Erreichung jenes Zweckes nicht einmal einer Schilderung des Lebens in allen deutschen Städten, bei deren Mehrzahl ohnedies die Quellen so spärlich fließen. Für eine mittelalterliche Culturgeschichte des süddeutschen Bürgerthums würde sogar schon genügend sein, wenn das Leben in Nürnberg, Frankfurt und je einer oder zweier der rheinischen und schwäbischen Städte allseitig geschildert würde. Dieser Aufgabe hat sich für Frankfurt im Anschluß an die eben citirten eigenen Worte Dr. Kriegel bereits durch dankenswerthe Arbeiten unterzogen, von denen die erste im Jahre 1862 unter dem Titel erschien: „Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter.“ Diesem Beitrage zur Geschichte des deutschen Bürgerthums ließ der Verfasser im Jahre 1868 eine zweite Arbeit folgen unter dem Titel: „Deutsches Bürger-

thum im Mittelalter, nach urkundlichen Forschungen mit besonderer Beziehung auf Frankfurt", — die hier ausgewählten und recht eingehend behandelten neunzehn Gegenstände sind durchweg interessant. Die damals in Aussicht gestellte baldige Herausgabe weiterer Darstellungen aus dem bürgerlichen Leben des Mittelalters ist durch das im Eingang erwähnte Werk verwirklicht. Der Verf. wünschte früher eigentlich ein mehrbändiges Werk erscheinen zu lassen, welches alle Seiten des mittelalterlichen Bürgerlebens umfassen sollte; allein die Zeitverhältnisse erlaubten damals (1868) nicht, mit einem weit ausgreifenden Werk hervorzutreten. Er beschränkte sich deshalb auf die Darstellung einzelner Seiten jenes Lebens und nahm sich vor, die übrigen später in anderen besonderen Büchern zu behandeln. Das vorliegende Buch ist also eine Fortsetzung des früheren, obgleich der Inhalt von beiden so behandelt worden ist, daß jedes von ihnen ein in sich abgeschlossenes besonderes Werk bildet. Nur in einer Hinsicht unterscheiden sich beide Bücher von einander. In dem früheren war nämlich die Stadt Frankfurt in den Vordergrund gestellt worden, indem hauptsächlich die cultur-historischen Verhältnisse derselben geschildert und diejenigen anderer Städte bloß in vergleichender Weise angegeben waren. In dem jetzt vorliegenden Buche dagegen ist Alles, soweit wie es möglich war, so dargestellt, wie es in den deutschen Städten überhaupt obwaltete; nur viele Einzelheiten nebst den Belegen sind vorzugsweise aus den Acten und Urkunden Frankfurts entlehnt. Durch diese Einrichtung ist das Buch eben sowohl zum Behuf weiterer Forschungen, als auch für das nicht gelehrte Publikum brauchbarer geworden. Die fünfzehn gelieferten Abhandlungen, deren systematische Anordnung nicht beabsichtigt wurde, behandeln wiederum recht mannigfaltige Gegenstände. In dem ersten Aufsatze, „das Badewesen“, schildert der Verfasser alle während des Mittelalters üblich gewesen, sehr zahlreichen Arten von Bädern, und geht bei Schilderung derselben in das Detail der Badeeinrichtungen, der Geräthschaften und der mit dem Bade verbundenen Gebräuche ein. Die Sodener Mineralquellen werden nicht eher als im Jahre 1433 erwähnt; Soden begann aber erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein Kurort zu sein (S. 5). Im Mittelalter pflegte jeder Handwerksmann am Samstagabend ein Bad zu nehmen. Das Baden war so gebräuchlich, daß, wenn ein Gläubiger seinen Schuldner gefangen halten ließ, er in Frankfurt gesetzlich verpflichtet war, ihm alle vier Wochen ein Bad geben zu lassen (S. 12). Die sogenannten Soolbäder bestan-

den nach dem Verfasser (S. 22) darin, daß an gewissen Tagen für die erscheinenden Armen das Badegeld in irgend einer öffentlichen Badestube aus den Ertragnissen der Stiftung bezahlt wurde. Erwähnt wird die gesetzliche Beschränkung der Juden bei der Benutzung christlicher Bäder, sowie vorkommende Mischung der Geschlechter, bei welcher die meisten Menschen jener Zeit nichts anstößiges fanden. Diese auffallende Erscheinung, namentlich die herrschende Sitte des gemeinschaftlichen Badens beider Geschlechter, wird in's Einzelne verfolgt. Die Blüthe des Badewesens fiel in die letzten Jahrhunderte des Mittelalters, wo besonders die bedeutende Steigerung des Holzpreises, welche durch eine Reihe von Jahren nachgewiesen wird, eine Abnahme der Dampfbäder und Schweißbäder herbeiführten. In ähnlicher Weise wird das Gefängnißwesen (S. 37—52) behandelt; besonders interessant ist namentlich, was der Verfasser über die in Frankfurt und anderen Städten herkömmlichen Privatgefängnisse, oder, wie man sie nannte, besondere Gefängnisse mittheilt. Die Privatgefängnisse waren in der Regel nicht besondere Räumlichkeiten eines Hauses, sondern entweder ein durch Balkenwände abgeschlagener Theil eines Zimmers oder auch ein in ihm aufgestelltes transportables Behältniß, in welchem die Bürger mit obrigkeitlicher Erlaubniß einen bösen Schuldner festhalten durften. Von einer der Gefangenen kenntlich machenden Kleidung findet sich nirgends eine Spur. In dem dritten Aufsatze, „die Geisteskranken und ihre Behandlung“ (S. 53—63), kommt Dr. Krieger zu dem Resultate, daß von einer besonderen Fürsorge für Geistesirre im Mittelalter keine Rede ist und daß Alles, was die Behörden im Betreff eines Geisteskranken verfügten, lediglich polizeilicher Natur war. Irrenanstalten gab es in Deutschland nirgends außer in Hamburg, wo bereits 1375 eine solche unter dem Namen der Tollstube erwähnt wird. Eine ganz besonders interessante Abhandlung ist die vierte, über das „Schulwesen“ (S. 64—127), in welcher der Verfasser die falsche Vorstellung widerlegt, „die damaligen Stadtbürger hätten der Mehrzahl nach aller Schullehrkunst und der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben ermangelt.“ Eine Menge neuer Resultate werden durch eingehende Schilderung aller Gattungen von Schulen, mit Ausnahme der Universitäten, geliefert. Der oft gebrauchte Ausdruck Trivialschule wird richtig dahin erklärt, „daß das Wort eigentlich eine Schule oder Schulklasse bezeichnet, in welcher die Grammatik, Rhetorik und Dialectik gelehrt wurde, also nicht eine Volksschule, in der das Lesen, Schreiben und Rechnen bis vor nicht langer Zeit die

alleinigen Lehrgegenstände waren“ (S. 72). Wann das in vielfacher Bedeutung gebrauchte Wort Hofmeister zuerst den Begriff Hauslehrer erhalten hat ist unbekannt; wenn dieses Wort wirklich von Hof im Begriffe Sitte oder Anstand herzuleiten ist, so kann es nicht erst in neuerer Zeit gebräuchlich geworden sein, und doch hat der Verfasser wenigstens im Mittelalter es niemals identisch mit Erzieher oder Hauslehrer gefunden. Die älteste eigentliche Schulordnung ist die im Jahre 1478 zwischen dem Clerus und dem Rath von Braunschweig vereinbarte, welche sich zugleich auf die dortigen Stiftskloster- und Stadtschulen bezog; sie ist jedoch leider noch nicht veröffentlicht. Die Lehrstunden, oder wie man im Mittelalter sie nannte, die Lectionen, waren in den meisten Schulen vier an der Zahl. Von Schulprüfungen zeigt sich im Mittelalter keine Spur. Am Schlusse giebt der Verfasser eine Uebersicht der in Frankfurt vorhandenen alten Schulen; die erste deutsche Schule wurde 1531 durch den Schuhmacher Jacob Medenbach gegründet. — In ähnlicher belehrender und süssiger Weise behandelt der Verfasser die Friedhöfe, die Beerdigungen, Todtenfeste und Vergänglichkeiten, die Kindtaufen, die Vornamen und die Zunamen, die geistlichen Hochzeiten, öffentliche Unzucht im Mittelalter, das Concubinat und die unehelich Geborenen, den Ehebruch, die Frauenhäuser. Die letzten Abhandlungen besprechen allerdings nicht eben erquickliche Gegenstände und bieten recht dunkle Striche zu dem Sittengemälde des endenden Mittelalters, aber man wird gewiß die interessante Schilderung und Darstellung zur Kenntniß unserer städtischen Culturgeschichte werthvoll erachten und der Historiker die Menge der festgestellten Data benutzen können. Freilich wird bei einigen Gegenständen ein tieferes Eingehen auf die Kirchengeschichte, sowie eine genauere Kenntniß der Eigentümlichkeiten der katholischen Kirche des Mittelalters vermißt werden. Die Anmerkungen (S. 341—396) bieten die Belege für Ansichten und Ausführungen. Ein Anhang (399—453) enthält ungedruckte Urkunden aus den Frankfurter Archiven, deren Mittheilung allerdings bestätigt, daß eine Ergänzung und Fortsetzung des Codex Diplomaticus Moenofrancofurtanus von J. F. Böhmer fast ein Bedürfniß geworden ist. Die Arbeiten des Dr. Kriegl bieten so reichhaltige, fleißige und belehrende Beiträge zur deutschen Culturgeschichte, daß jeder bedeutenderen deutschen Stadt eine so gründliche und lichtvolle Localforschung zu wünschen wäre, wie die Frankfurts durch ihren Stadtarchivar erfahren hat. Dann würden wir eine sichere Grundlage für eine Culturgeschichte des Mittelalters be-

sitzen, ja, selbst eine Sittengeschichte einzelner Stämme und Einwohnerclassen in den Städten. Rdlff.

Haupt, Karl, Pfarrer zu Verchenborn. Vom deutschen Volksthum. Ein Vortrag. Breslau. Verlag des evangel. Vereinshauses (Leipz., E. Bredt). 5 Sgr.

Ein treffliches Seitenstück zu dem von uns bereits empfohlenen Vortrage von Sup. Arndt in Wernigerode: „Ueber Erhaltung christlich-deutscher Volksitten.“ Denn auch unsrem Verfasser ist das Volksthum der Deutschen ein wesentlich und nothwendig christliches, seine Entchristlichung also gleichbedeutend mit seiner Verwälschung, mit dem Untergange deutscher Art und Sitte, deutschen Glücks und Heiles. Er fordert auf Anlaß der vorjährigen großen Ereignisse energisches Fortschreiten auf der ruhmreichen Bahn der nationalen Erhebung, aber dies vornehmlich durch ernste Arbeit an der geistlich-sittlichen Wiedergeburt unsres Volkslebens und durch schonungsloses Abthun alles undeutschen Wesens, womit daselbe noch so vielfach belectet sei. Das „innere Paris“ gelte es zu belagern, das in Folge unsres langjährigen Buhlens mit französischen Unart zu einer leider nur zu starken und großen Festung inmitten unsres Volksthums geworden sei. Seine drei vorzugsweise großen und starken Forts gelte es zu stürmen: das Freiheitsideal in der französischen Jakobinermühe, die social-demokratischen Hingespinnste der Arbeiterbevölkerung unserer Großstädte, und jenen „großen Propheten des Materialismus, den Producenten des Gedankenphosphors, mit dem Affenschädel seines Ahnherrn in der Hand“, zc. Aber auch solche Erscheinungen, wie die parisermäßig entartete Dichtkunst, Tonkunst und Dramaturgie (die „freche Offenbach'sche Operette!“), will der Verf. energisch bekämpfen und unter die heilsam läuternde Sittenzucht christlichen Volksthums gestellt wissen. — Es ist gewiß hoch erfreulich, daß Stimmen von der Art der gegenwärtigen immer zahlreicher und lauter ertönen. Nur wäre es freilich wünschenswerth, daß auch auf dem Gebiete des praktischen Lebens und Strebens seitens aller erstgesimten Deutschen energischer als bisher in dem hier angedeuteten Sinne vorgegangen würde, namentlich durch Begründung großer Vereine für Aufrechterhaltung und Pflege christlichen Volksthums, dergleichen unseres Wissens bisher erst einer, und zwar in Bremen, ins Leben getreten ist, während keine größere Stadt unsres Vaterlandes eines solchen Einigungspunktes für die edelsten nationalen Bestrebungen entbehren sollte.

- 1) **Henrici, G.**, Pastor prim. an St. Stephani in Bremen. **Deutsches Volksthum und deutsches Christenthum.** Vortrag, gehalten am 20. Januar 1871 im Hause Seefahrt. 31 S. 8. Bremen, 1871. C. Ed. Müller. 5 sgr.
- 2) **Niemann, Dr. G.**, Oberconsistorialrath u. Generalsuperintendent in Hannover. **Ueber Toleranz.** Vortrag, gehalten am 10. Februar 1871 in Bremen. 49 S. 8. Bremen, 1871. Ebend. 5 sgr.
- 3) **Rocholl, R.**, Superintendent in Göttingen. **Der Christ und die Weltgeschichte.** Vortrag, gehalten am 17. Februar 1871 in Bremen. 24 S. 8. Bremen, 1871. Ebend. 5 sgr.

Nr. 1 will uns „Christenthum und Volksthum in ihrer innigen Verbindung an dem Bilde unseres deutschen Volkes zeigen“, schlägt darum einen historischen Gang ein und gelangt S. 22 zu dem Resultat: „Unseres Volkes Geschichte ist in That und Wahrheit eine Geschichte inniger Verschlingung christlicher und nationaler Gedanken, eine Geschichte des Fallens und Wiederaufstehens, der Abkehr und Rückkehr zu Christo, und wo wir unser Volk auf seinen Höhen sehen, da weht auch das Panier des Kreuzes.“ Zwar wurde (S. 14) „die nationale Frucht der Reformation im Keim gemordet, und damit auch die religiöse und kirchliche Frucht in der ärgsten Weise verkümmert.“ Aber (S. 18) „wer wollte noch leugnen, daß nur das protestantische, an dem Quell der evangel. Wahrheit getränkte Preußen, — das strebsame, arbeitsame, duldsame Preußen uns zu dieser Höhe führen konnte? Wer wollte noch verkennen, daß nur ein gläubiges, von der Wahrheit in Zucht genommenes Volk so große Siege erstritten hat von Fehrbellin an bis Königsgrätz und Sedan? Wer dürfte übersehen, daß ein frommer gläubiger Christenstimm das Erbe unseres neuen Kaiserhauses ist und in den meisten seiner Glieder auch in persönlicher, lebendiger Weise lebt? Wer dürfte für zufällig erklären, daß die Männer, die unser Volk als die stärksten Säulen seiner Größe, als die mächtigsten Triebäder seiner nationalen Entwicklung preist, fast alle im Christenglauben ihres Herzens Trost und Heil gefunden haben?... Sie stehen da als ebenso viele Zeugen, daß der große nationale Bau unseres Volkes auf heimliche Gründe des inneren Glaubenslebens errichtet ist, daß nicht von unten her, sondern von oben her die verborgenen Kräfte strömen, die jetzt

unser Volk groß und einig machen. Und wir stehen vor dem neuen Bau mit der lebhaften Empfindung, daß von großer Bedeutung für das Reich Gottes sein müsse, woran die Besten in unserem Volke seit Jahrhunderten ihre Kraft gesetzt haben. Wir stehen davor in dem frohlichen Glauben, daß Gott dem Bunde mit unserem Volke ein neues glänzendes Siegel aufgedrückt, daß er unser Volk seit uralten Tagen in seine Arbeit genommen und bis zu diesem Ziele gebracht hat, um es für neue höhere Zwecke seiner Heilsgedanken auszurüsten.“ Ja (S. 28), „über unseren Kämpfen schwebt der lichte Hoffnungsbau einer ebenso freien als festgeschlossenen Kirche.“...

Nr. 2 behandelt „das Schooßkind der öffentlichen Meinung, mit dessen Herrschaft man das goldene Reich des Friedens anbrechen sieht.“ Doch gerade „die Unbeliebtheit der Toleranz läßt fürchten, daß mit ihrer Anerkennung die Einsicht in ihr Wesen nicht immer zusammengehe. Schon deshalb steht zu vermuthen, daß auch an Caricaturen der Toleranz kein Mangel ist.“ Eine solche Caricatur hat z. B. schon Stahl in seiner berühmten Parlamentsrede über das Verhältniß des Staats zur Kirche vom 3. Oct. 1849. (Siebzehn parlamentarische Reden. 100 S. Berlin, 1862) bekämpft, indem er sagt: „Wer da weiß, daß das Evangelium von Gott ist und außer ihm kein Heil für den Menschen zu finden ist, der kann unmöglich tolerant sein, Kirche, Schule und Staat so einrichten zu lassen, daß das Volk dem Evangelium entfremdet wird. Wäre er es, so wäre das wahrlich nicht „Liebe gegen die Feinde“, sondern Haß gegen die Freunde.“... Ebenso zieht J. G. Pfaff in seiner scharfsinnigen Schrift „Ueber das Wesen und den Umfang der Toleranz im Allgemeinen und der christlichen Toleranz insbesondere“ (2. Aufl. 200 S. 8. Kassel, 1868) eine scharfe Grenzlinie zwischen echter Toleranz und ihrem heuchlerischen Doppelgänger, dem Indifferentismus, welcher trotz all' seiner selbstgepriesenen Aufklärung unter Umständen bekanntlich höchst intolerant aufzutreten pflegt. Der Verf. vorliegender Schrift, welche kaum den vierten Theil der vorher erwähnten einnimmt, behandelt die Toleranzfrage nicht so vielseitig als Pfaff, verzichtet überhaupt auf abstracte Definitionen, zeigt aber — ausgehend von dem, „der der Inbegriff aller Tugend, das Urbild der Vollkommenheit ist“ — an der Hand der Geschichte in concreto, „wie im Christenthum ihre (der Toleranz) Wurzel und Vollendung ist, um damit das rechte Maß zu gewinnen für Blicke in die Gegenwart zur weiteren Orientirung über Wesen, Bedingung und Auf-

gabe der wahren Toleranz", aber auch zum Verständniß und zur Würdigung derjenigen Erscheinungen, die sich fälschlich mit diesem Namen schmücken.

"Sehen wir uns gegenwärtig im öffentlichen Leben um (S. 42 ff.): wir haben den paritätischen Staat, haben das Recht freier Meinungsäußerung, die Zeitungen; wir haben Versammlungsrecht, auch für gottesdienstliche Zwecke, haben Civilehe für Sectirer und die, welchen des Landes mit der Kirche noch zu viel ist; der kirchenregimentliche Bürokratismus ist glücklich beseitigt; die frühere unevangelische, kirchliche und bürgerliche Strafen vermischende Kirchendisciplin ist mit Recht längst abgethan; das Gemeinleben hat in Presbyterien und Synoden die zu seiner Ausrückung und Bethätigung nöthigen Organe erhalten: — in der That, es scheint der Toleranz nicht an hinlänglichen Bürgschaften zu fehlen. Allein . . . nicht Wenigen gilt die Rechtlosigkeit der Kirche für wahre Freiheit. Sie sehen in jedem Kampfe für das Recht derselben Bedrückung, wollen einer Erweiterung ihrer Grenzen und Lockerung ihrer Lebensordnung, die ihre Auflösung ist. . . Der kirchliche Liberalismus, überzeugt daß der Zeitgeist in ihm culminire, vindicirt sich allein die Toleranz und bezieht unter ihrer Aegide alle die, welche seinem Gemeinprincip, seiner Wissenschaftlichkeit, seiner Lehre vom Gebrauche der Vernunft (s. oben Nr. 1!), von dem Absolutismus der Naturgesetze und seiner Indifferenzirung von Thatsachen der Offenbarung nicht beistimmen, des hierarchischen Gelüstens, der Unwissenschaftlichkeit, der Anschwärzung der Vernunft, der Wundersucht, des todtten Fürwahrhaltens oder der Halbheit und Inconsequenz." . . . "Es ist nicht so, wie Manche uns einreden möchten, daß es nur die kirchliche Fassung und nicht der Grundgehalt des Christenthums sei, wovon manche Schichten des Volks sich losgesagt haben. In solchen Zeiten ist es mehr als je geboten, eine klare Stellung einzunehmen und auch denen, welche ohne Wissen und Wollen dem Unglauben und der Autonomie des Egoismus in die Hände arbeiten, offen entgegen zu treten. 'Was nicht widersteht', sagt Jacobi, 'besteht auch nicht; jedes Widerstehen aber ist zugleich ein Angreifen.' . . . Wo einmal der Kampf entbrannt ist, muß er ausgekämpft werden. Nur sei es stets ein Kampf in Lauterkeit, mit ehrlichen (nicht durch Parteitreiben vergifteten) Waffen, für den Sieg Gottes und seines Reichs." . . . "Liebe ist (S. 48) der innerste Trieb der Toleranz und hat mit ihr ein Ziel: Einigung in der Wahrheit." . . .

Nr. 3 ist unter den vorliegenden Vor-

trägen der kürzeste, jedoch besonders ausgezeichnet durch eine Fülle origineller und tiefer unter sich wohlverbundener Gedanken in gedrungenen Sprache. "In großen Zeiten zumal, sagt der Verfasser, ist der Wunsch einer Auseinandersetzung mit den Weltbewegungen, deren rascher Gang bald erhebend, bald beängstigend wirkt, naheliegend. Die Auseinandersetzung selbst ist Pflicht und Trost zugleich." Vom Aegeopag, dem Nichtplatz zu Athen, schreitet er an der Hand des Apostels zum die Weltgeschichte hindurch bis zum Weltgericht. "Welches, fragen wir (S. 14), ist das Ziel aller Arbeit der Geschichte? Offenbar die Darstellung des durch die Sünde gebundenen und zerrütteten inneren Reichthums des Menschen. Der Mensch selbst ist das in der Entwicklung sich erschließende Welträthsel, seine Rückbildung in's göttliche Bild ist die Lösung des Räthfels und das Ziel. Aber es bedarf dazu des Eintritts des Uebermenschlichen, des Gottessohnes, welcher, der Erste einer neuen Gattung, das Bild wieder trägt. So können wir näher sagen, das Ziel ist die Ausbreitung der Herrlichkeit des Hauptes in den Vielen der Glieder, oder — da der Christ der eigentliche Mensch ist — die Wiederherstellung des Menschen durch Bildung in's Bild des Menschensohnes." . . . "Und in der freierlichen Höhe dieser Gestalt (S. 22) schließen sich denn auch die Wege der Geschichte dieser Welt auf und ab. Das Welträthsel ist gelöst. In des Menschen Sohn, in welchem die Menschheit wie Gott ist und der das Schlangehaupt vertritt, hat sie ihre Bestimmung erreicht. Indem sie in Christo sich selbst erfüllt findet, beweist sie, daß Offenbarung und höchste Freiheit des Menschen sich decken; damit ist nach unserer Auslegung 'die Religion als menschliche Vernunft' entdeckt, und das ist, wie Hegel richtig sagt, 'das Geschäft der Geschichte.' Er, welcher spricht: 'Siehe, ich mache Alles neu!' wird, wenn er einen neuen Himmel und eine neue Erde nach seinem Bilde gründet, die Grundlosigkeit des bisherigen Bestandes in Alles durchtönender Gerichtsthat beweisen, die Mißbildung richten, das Ziel der Geschichte, die Bildung der neuen Menschheit nach seinem Bilde, als Ablicht der Schöpfung feierlich bestätigen haben." . . .

Wie gesagt, wir wünschen diesen zeitgemäßen Vorträgen die weiteste Verbreitung.
M.

- 1) **Bäfler, Ferdinand**, geistl. Inspector u. Prof. an der kgl. Landeschule zu Pforta. **Geschichten von Kaiser Otto dem Großen.** Dem christlichen Volk

erzählt. Herausgeg. von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. 1871 (zu haben bei A. Klöppel in Eisenach, sowie bei E. G. Schulze in Leipzig). IV u. 241 S. Duodez.

- 2) **Wangemann, Dr.**, Missionsdirector in Berlin. **Das neue Otto-Büchlein**, in welchem getreuer Bericht gegeben wird, wie unsere Vorfahren in Pommern zuerst Heiden gewesen sind und darnach durch Bischof Otto von Bamberg zum christlichen Glauben bekehrt sind, und wie darnach die christliche Kirche Pommerns durch Dr. Joh. Bugenhagen und seine Genossen aus der Finsterniß römisch-katholischer Irrungen zum reinen Lichte des Evangeliums zurückgeführt worden ist. Berlin, 1871 (zu haben im Bugenhagenstift zu Ducherow). 56 S. 2 1/2 fgr.

Zwei trefflich geschriebene populäre Biographien, die nicht nur um der Gleichnamigkeit, sondern auch um der gleichartigen, beiderseits auf die Christianisirung norddeutscher Slavenstämme ausgehenden Wirksamkeit ihrer Helden willen zu Einer Anzeige zusammengefaßt zu werden verdienen, mag immerhin Kaiser Otto mehr der Welt- als der Kirchengeschichte, und Bischof Otto wesentlich nur der Kirchengeschichte und innerhalb ihrer wieder speciell der Missionsgeschichte angehören. Die Darstellung der Verfasser hat sich, bei gemeinsamem Streben beider nach volksthümlicher Frische und Naivetät, insofern der Verschiedenheit ihrer Objecte bis auf einen gewissen Punkt angepaßt, als Dr. Wangemann in populär-erbaulicher, dabei etwas alterthümlicher und an die treuherzig-naive Art des Pommern-Chronisten Ranzow erinnernder Weise erzählt, während Prof. Bäßler neben dem volksthümlichen auch das historisch-wissenschaftliche Moment der Darstellung mehr zu seinem Rechte kommen läßt, und daher hie und da ältere Quellen und Berichterstatter wie Widukind v. Corvey oder Lutprand v. Cremona verhört, überhaupt merken läßt, wie er sein Object an der Hand solider neuerer Geschichtsforscher wie Giesebrecht zc. durchgearbeitet hat. — Einer weiteren Empfehlung als der hierin enthaltenen bedarf keines der beiden Büchlein. Beiden Anstalten, zu deren Gunsten sie verkauft werden: dem „christlichen Verein für's nördliche Deutschland“ und dem Ducherower „Bugenhagenstift“, ist zu Mitarbeitern von solcher Tüchtigkeit wie die beiden Verfasser lediglich Glück zu wünschen.

Geographie. Reisen.

Göke, A., Prof. Dr., Oberlehrer am Pädagogium Unserer lieben Frauen in Magdeburg. **Geographische Repetitionen** für die oberen Klassen von Gymnasien u. Realschulen. gr. 8. 95 S. Mainz, 1871. Kunze's Nachfolger. 12 fgr. (42 fr.)

Eine höchst gelungene geographische Schilderung der europäischen Länder für den geschichtlichen Unterricht der Oberklassen von Gymnasien. Besondere Geographiestunden fallen da bekanntlich weg, und es handelt sich um Wiederbelebung, Auffrischung und Vertiefung entschwundener geographischer Kenntnisse. Wir haben, so groß auch die Zahl der neueren geogr. Lehrbücher ist, doch keines gelesen, wo mit solcher Frische, so ansprechend und anziehend von den Ländern und ihren geogr.-geschichtlichen Verhältnissen gesprochen wird und welches gerade für sprachkundige Gymnasial-Oberklassen so sachkundige, belehrende und aufklärende Nachweise über alle mögliche topographische Benennungen, über das Entstehen von Staaten und Städten, über die Bevölkerungen von Landschaften u. s. f. gegeben werden. Die größte Kenntniß der geogr. Literatur und die geschickteste Benützung der besten geogr. Werke, aber auch die richtige pädagogische Erkenntniß des wahren, für diese Sphären geltenden Bedürfnisses, sowie die geistvolle und allseitige Befriedigung desselben empfehlen das Buch so sehr, daß es zu wünschen wäre, daß alle Schüler der Gymnasial-Oberklassen es in die Hand nähmen und seine genußvolle Lectüre mit dem aufgeschlagenen Atlas jede Woche nur einmal vornähmen. Diese geogr. Repetition würde ihrem sonstigen Studium und ihrem künftigen politischen Leben gerade in unserer Zeit außerordentlich zu gut kommen und, was besonders hervorzuheben ist, nachhaltige patriotische Wirkung thun.

W.

G.

Hahn, L., Dr. **Der kleine Ritter. Elementar-Geographie.** Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft bearbeitet. Zweite Auflage, ergänzt und erweitert von Carl Wimmerlich. IV u. 166 S. Leipzig, 1871. F. E. C. Leuckart (Const. Sander). 7 1/2 fgr.

Diese Elementar-Geographie ist in der That „nach dem neuesten Stande der Wissenschaft bearbeitet“, wie sowohl ihr mathematisch- und physikalisch-geographischer Theil (Abschn. I,

S. 1—26), als ihre specielle Beschreibung der einzelnen Erdtheile und Länder (Abschn. II: Europa, und Abschn. III: die übrigen Erdtheile) auf jeder Seite zu erkennen geben. Die politisch-geographischen Angaben sind sehr vollständig und genau; selbst die Pyrenäenrepublik Andorra und der Freistaat San Marino fehlen nicht, und bei Elsass-Lothringen wird S. 45 ausdrücklich von der durch die Friedenspraktiminarien von Versailles festgesetzten Grenzlinie gegen Frankreich hin gehandelt, dabei aber freilich (was am Schlusse des Büchleins möglicherweise noch hätte berichtet werden können) bemerkt, daß diese Grenzlinie „in dem Frieden zu Brüssel schwerlich eine Aenderung erfahren dürfte.“ Eine Ungenauigkeit in dem auf diese nun zurück erworbenen deutschen Reichslande bezüglichen Abschnitte ist auch, daß S. 46 bei Pont à Mousson (und zwar bei dieser Stadt als einer deutschen) der Sieg vom 16. Aug. 1870 notirt wird, welcher vielmehr nach Mars-la-Tour oder Bionville zu verlegen war. Daß es auch sonst nicht an mancherlei kleinen Versehen fehlt, kam bei der außerordentlich großen Fülle von Material, welche der Verf. auf dem knappen Raume von anderthalbhundert Seiten zu verarbeiten hatte, nicht ausfallen; fällt doch das auf die einzelnen Angaben des Textes zurückverweisende alphabetische Namenregister am Schlusse nicht weniger als 20 Seiten! Unseres Erachtens hätten in einer „Elementar-Geographie“ der Namen, insbesondere der kleineren Ortsnamen weit weniger geboten werden sollen, während dagegen bei manchen Orten und Naturphänomenen von hervorragender Bedeutung ein gründlicheres Eingehen und umständlicheres Schildern zu empfehlen gewesen wäre. — Dem seitens des Verf. sowohl wie seines Neubearbeiters mit rühmlichem Fleiße Geleisteten soll übrigens durch diese Ausstellungen nicht zu nahe getreten werden. Auch kommt es uns nicht in den Sinn zu leugnen, daß dieser knappe Leitfaden in der Hand eines geschickten Lehrers auf sehr fruchtbare und anregende Weise pädagogisch wird verwerthet werden können.

Hellwald, Friedr. v., Sebastian Cabot.

Vortrag, gehalten am 17. Mai 1870 in der k. k. geograph. Gesellschaft zu Wien. (Der Virchow-Holckendorff'schen Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge Heft 124). 43 S. Berlin, 1871. Charisius.

Mit Recht sagt der Verfasser dieses Vortrags S. 33 von seinem Helden: „Unter allen Entdeckern des großen Zeitalters erreichte Cabot durch die Originalität seiner Unterneh-

mungen unbedingt die nächste Stelle nach Christof Colon, dem er auch durch seinen regen Sinn für Naturbeobachtung ähnelt. Cabot war der Begründer der englischen Macht zur See und brach die Bahn allen jenen Verbesserungen, welche Albion so groß, reich und blühend gemacht haben. Englands Handel und Flotte sind ihm zu unberechenbarem Danke verpflichtet; auf seine Entdeckungen fußt Britanniens Recht auf die neue Welt.“ — Dem ungemein interessanten Lebensbilde des großen Entdeckers selbst (geb. 1472 oder 1473 zu Venedig, berühmt geworden durch seine Entdeckung Neufundlands 1498, sowie der Hudsons-Straße und Hudsons-Bay 1517, desgleichen durch seine Befahrung des Kaplata-Stroms und seiner Nebenflüsse Paraná und Paraguay bis tief in das Innere von Südamerika hinein 1527—28, gestorben um 1557) hat der Verf. die in der That von ihm nicht wohl abzulösende Geschichte seines Vaters, des Genuesen Giovanni Cabota oder Caboto (engl. John Cabot) einverleibt, gleichfalls eines kühnen Seefahrers und genialen Entdeckers, der seit 1477 von Bristol aus verschiedene Handelsreisen nach Island und anderen Ländern der nördlichen Meere unternahm und hierbei, begleitet von seinem Sohne Sebastian, 1494 zum erstenmale (wahrscheinlich in der Nähe der Lorenzo-Mündung oder bei Neufundland) und dann 1497, kurz vor seinem im folgenden Jahre erfolgten Tode, abermals das nordamerikanische Festland besuchte, ja dieses zweite Mal es auch betrat und für die britische Krone in Besitz nahm, volle 14 Monate vor der Betretung des mittelamerikanischen Continents durch Colon.

Der ebenso interessante als lehrreiche Vortrag führt durch die am Schlusse (S. 35 ff.) beigegebenen „Citats und Zitate“ auch in die Quellenliteratur und in die Leistungen der neueren gelehrten Bearbeiter des Lebens beider Cabot ein, von welchen namentlich der Amerikaner Biddle (1831. 32), der Engländer Nicholls (1869) und der Franzose d'Arzac (1869) hervorzuheben sind.

1) **Rohlf, Gerhard. Reise durch Marokko.** Uebersteigung des großen Atlas, Exploration der Oasen von Tafilet, Tuat und Tidikelt, und Reise durch die große Wüste über Rhadames nach Tripoli. Mit dem Porträt des Verfassers und einer Karte von Nordafrika. 2. Aufl. 1869. 200 S. Bremen, 1868. J. Rühmann. 1 $\frac{2}{3}$ thlr.

2) ———, Mit dem englischen Expe-

ditions-corps in Abessinien. Ebendas., 1869.

3) **Kohlfs, G.**, Land und Volk in Afrika. Berichte aus den Jahren 1865—1870. 240 S. Ebendas., 1870. 1 1/3 thlr.

4) ———, Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preußen in den Jahren 1868 u. 1869 ausgeführten Reise. Mit einer Photographie, 2 Karten, 4 Lithographien und 4 Tabellen. 2 Bände (zusammen 345 S.). Ebendas. 3 1/2 thlr.

Diese vier Publikationen des berühmten Afrika-Reisenden bilden zusammengekommen gewissermaßen ein Werk, ohne daß doch ein jedes sich auf eine besondere Reise beziehe. Denn Hr. 3 stellt Skizzen aus mehreren verschiedenen Reisen des Verf. in West- und Nordafrika während der JJ. 1865—70) zusammen; es bildet mit seinen „Bemerkungen über die Zukunft Algeriens“, seiner Schilderung der „Wirkungen des Hadschisch“, seiner Beschreibungen von Lagos, Kuta, dem Benue, dem abessinischen Schangi-See, der ägyptischen Hafenstadt Damiette, der Insel Malta u. s. f. gewissermaßen eine farrago-artige bunte Nachlese zu den in den drei übrigen Werken enthaltenen mehr fortlaufenden Reiseberichten. — Die Verdienste Kohlfs um die Erforschung einer ganzen Reihe von bisher nur schwer zugänglich oder fast absolut unzugänglich gewesenen Ländern und Landstrichen des nördlichen Afrika sind zu bekannt, als daß wir sie eingehender darzulegen brauchten. Namentlich Marokko, den Sitz des schlimmsten muslimischen Fanatismus, hat er geschickt durch sein arabisches Incognito als „Mustapha“, mit großer Sorgfalt ausgekundschaftet und gründlicher als irgend ein Europäer in neuerer Zeit durchforscht. Aber auch die in dem vierten der vorliegenden Reisewerke behandelten Ergebnisse seiner Forschungen in dem alten Cyrenaika und der Jupiter-Ammon-Dase sind von nicht geringer Wichtigkeit. Desgleichen ist von hohem Interesse, wenn auch vielleicht allzufühn, sein auf diese letztgenannten Forschungen gegründetes Projekt, die große Bodeneinfenkung des westlich von Aegypten gelegenen Nordafrika dazu zu benutzen, Cyrenaika mittelst eines Durchstichs vom Mittelmeere her in eine Insel zu verwandeln und so das innere Nordafrika bis nach Fessan hin dem europäischen Schiffsahrtverkehr zu erschließen. — Daß Kohlfs noch ein verhältnißmäßig junger Reiseschriftsteller ist, zeigt seine in den beiden

erstgenannten Werken noch etwas trocken referierende und schmucklose Darstellungsweise, welche aber, wie Hr. 3 und 4 zeigen, in zunehmender Vervollkommenung begriffen ist und bald der reizvollen Annuth, in welche sein älterer Rivale, der Freiherr H. v. Malhan seine Schilderungen des muslimischen Lebens in Afrika und Arabien zu kleiden versteht, in Nichts mehr nachstehen dürfte.

Dalton, Hermann. Reisebilder aus dem Orient. VII u. 248 S. St. Petersburg. H. Schmitzdorff (R. Röttger). 1 thlr. 6 sgr.

Der Verfasser dieser anziehend geschriebenen Reiseskizzen stattete im Sommer 1868 den Hauptpunkten des heil. Landes, Aegyptens und des südlichen Syriens einen kurzen, nicht über 3 Wochen währenden Besuch ab (und zwar als selbständiger Reisender, nicht als Affiliirter einer Stangen'schen Reise-gesellschaft), hielt im darauf folgenden Winter zu St. Petersburg, wo er als Geistlicher der deutsch-reformirten Gemeinde wirkt, mehrere Vorträge, worin er die hauptsächlichsten der empfangenen Eindrücke und gemachten Beobachtungen einem gebildeten Kreise von Hörern in Kürze vorführte, und arbeitete dann, gefördert durch ausgedehnteres Studium von verschiedenen Reisewerken und sonstigen auf den Orient bezüglichen Schriften, das vorliegende Büchlein aus. Dasselbe führt dem Leser den ganzen Verlauf der Reise nicht vor, sondern reiht nur einzelne, aus demselben herausgegriffene und mit möglicher Sorgfalt präparirte Skizzen oder Lichtbilder aneinander. Und zwar sind es natürlich die Lichtpunkte, die vorzugsweise bedeutenden Hauptobjekte der Beobachtung, welche er zu diesem Ende ausgewählt und unter folgenden Ueberschriften behandelt hat: 1) Reiseeindrücke aus dem gelobten Lande (hauptsächlich Jaffa und Jerusalem); 2) Ein Ausflug an's todt Meer (nebst Bethlehem und Jericho); 3) Der See Genesareth einst und jetzt; 4) Die evangelischen Missionsbestrebungen im gelobten Lande; 5) Auf und in der Pyramide (nämlich der großen Hauptpyramide des Cheops); 6) Die Geburtstagsfeier Muhammeds in Cairo (anziehende Schilderung des Lebens und Treibens der ägyptischen Kapitale überhaupt); 7) Vierundzwanzig Stunden in Damaskus (nebst der Hin- und Rückfahrt von Beirut dahin in der Diligence auf der neuen französischen Kunststraße).

Sowohl diese sieben Reisebilder selbst, als die am Schlusse beigegebenen Anmerkungen sind ebenso anziehend als belehrenden Inhalts und lassen das ganze Werkchen — auch

ohne Illustrationen, welche durch die lebendige Schilderungsgabe des Verf. in der That überflüssig gemacht sind — als eines der gebiegensten jener Itinerarien oder Pilgerbücher nach dem heil. Lande erscheinen, womit die neueste Reiseliteratur unsren Büchermarkt fortwährend in so reichlichem Maße beschenkt.

Grube, A. W. Ueber den St. Gotthard. Reise-Skizzen. 17 Bogen kl. 8. Berlin. Vesser. 1 thlr.

Das Vorwort ist aus Bregenz von Pfingsten 1871 datirt. Dem Umschlag ist ein (ziemlich werthloses) Rärtchen der betreffenden Route aufgeklebt. Werthvoller sind die beigegebenen (auf dem Titel nicht angezeigten) drei Profile des projektirten Tunnels unter dem St. Gotthardsgebirge, mit Bezeichnung der zu durchbohrenden geologischen Formationen: a. von Gschenen gerade nach Airolo, 14,800 Meter; b. von Gschenen ebendahin mit westlicher Abweichung über Vedrina, 15,370 M.; c. von Hospenthal nach Albinaasca, 10,660 M.

„Mein Werkchen“, sagt der als beliebter Jugendschriftsteller bekannte Verfasser, „hat das Bedürfnis eines gebildeten Reisenden zu befriedigen sich vorgenommen, der, ohne einen speciellen wissenschaftlichen Zweck zu verfolgen, sich doch mit Natur und Geschichte, mit Land und Leuten, mit dem Aufbau und der Physiognomie dieses Theiles der Alpenwelt in so weit vertraut machen möchte, um ein klares auf eingehender Anschauung des Einzelnen beruhendes Gesamtbild der ganzen Route zu erlangen und jenen tieferen Naturgenuss zu gewinnen, welcher die Anstrengung einer Bergwanderung so reichlich lohnt.“ Dieses Ziel hat der Verf. auch vollkommen erreicht. Indem er das Wesentliche der Anschauungen, welche eine Reise vom Züricher- und Vierwaldstätter-See bis zum Lago maggiore darbietet, dem Leser in einer Form darstellt, welche die trockenen Notizen der Reisehandbücher in geographischer, historischer und kulturhistorischer Beziehung zu lebensvollen Bildern erhebt, darf derselbe auf eine freundliche Aufnahme dieses mit Sachkenntnis und Liebe ausgeführten Charakterbildes eines wichtigen Alpenpasses um so mehr rechnen, als durch die in Aussicht stehende Alpeneisenbahn die Gotthard-Route noch ein erhöhtes politisches und volkswirtschaftliches Interesse erhalten hat.

Obgleich der Verf. vorliegende Skizzen nicht speciell für die Jugend verfaßt hat und der Gegenstand wie die Abfassungszeit es mit sich brachte, daß auch politische Tagesfragen in den Kreis der Erörterung gezogen wurden:

so ist dies doch so maß- und taktvoll geschehen, und die Rücksicht auf eine belehrende Lektüre, welche Lehrern wie Schülern für den geographischen Unterricht willkommen sein dürfte, so gar nicht außer Acht gelassen, daß wir das Buch namentlich auch für Jugend- und Schulbibliotheken getrost empfehlen können. Besonders interessant erscheint uns der 9. u. 10. Abschnitt: Erstigung des Trittthorns (östlich vom Gotthard-Hôtel) und der Morgenspaziergang auf die westlich gelegene Fibbia. Da in der Erforschung der Gotthardgruppe selbst für den Fachgelehrten noch viel Verdienst übrig ist, so ist es doppelt erfreulich, daß für das Jahr 1871 gerade der St. Gotthard zum Reiseziel der Mitglieder des Schweizer Alpen-Clubs bestimmt worden ist. M.

Naturwissenschaften.

Proctor, Richard A. The Sun. Ruler, Fire, Light and Life of the Planetary System. XXIV & 480 pp. London, 1871. Longmans, Green & Co. 5 thlr. 24 sgr.

„Die Sonne als die beherrschende, erwärmende, erleuchtende und belebende Potenz des Planetensystems“, so lautet der Titel der vorliegenden neuesten Schrift eines der berühmtesten astronomischen Schriftsteller der Gegenwart, der durch seine Forschungen über „Saturn und sein System“ (1866) und durch seine Betrachtungen über „Außerirdische Welten“ (Other Worlds than Ours, 2th edit. 1870) während der letzten Jahre eine wahre Umwälzung auf dem Gebiete der bisher dem älteren Herschel, Laplace, Arago und Humboldt in astronomischen Kreisen herrschenden Anschauungen hervorzurufen begonnen hat. Das vorliegende Werk, in der 2. Auflage der „Außerirdischen Welten“ als in Bälde erscheinend angekündigt und in der That innerhalb weniger Monate auf dieselbe gefolgt, behandelt den eigentlichen Kern und Mittelpunkt der großartigen und geistreichen kosmologischen Theorie des Verfassers. Es erscheint zwar nicht ganz in dem Grade wie jenes frühere Buch auf das Verständnis und Interesse weiterer Kreise berechnet; denn viele der auf die spectralanalytische Untersuchung des Sonnenlichts, auf die Sonnensflecken, die Protuberanzen und die s. g. Corona bezüglichen Details, wie sie die mittleren Abschnitte (Kap. 3—6) mittheilen, entziehen sich dem Auffassungsvermögen oder wenigstens dem unmittelbaren Interesse des Laien fast ganz so, wie die im Anhang (p. 432 ss.) beigegebenen gelehrten

Abhandlungen über die bevorstehenden Venusdurchgänge der Jahre 1874 u. 1882, und über die Theorie der Sonnen- und Mondfinsternisse. Doch bietet es fast überall da, wo es die Resultate aus den vorgängigen Detail-Untersuchungen zieht und sich in allgemeineren Betrachtungen ergeht, anregendes Material und werthvolle Gesichtspunkte für eine wissenschaftlich vermittelte Gesamtbetrachtung des Kosmos nach seinen Ursprüngen, seiner gegenwärtigen Verfassung und seinen letzten und höchsten Zielen dar.

Der Verf. beginnt mit einer Erörterung des Fundamentalproblems der ganzen Astronomie: der Entfernung der Sonne von unsrer Erde und der Bestimmung ihrer Größe. An das Ergebnis dieser Untersuchung, wonach die Distanz der Sonne von unsrem Planeten dermalen bis auf einen Irrthum von möglicherweise 4—500,000 (engl.) Meilen, und die Länge ihres Durchmessers bis auf einen Irrthum von höchstens 4000 Meilen sicher ermittelt ist, knüpft er eine Betrachtung über die relative Unsicherheit, welche überhaupt der Mehrzahl aller astronomischen Berechnungen anhaftet, welche aber, bei den verhältnismäßig sehr engen Grenzen, innerhalb deren die abweichenden Bestimmungen schwanken, zum Verfahren und den Ergebnissen dieser Wissenschaft im Ganzen nur gutes Zutrauen zu wecken im Stande seien (ch. I, p. 7—67). Eine dann folgende Betrachtung über „die Sonne als Beherrscher (ruler) ihres Systems“ entwickelt die eigenthümlichen, der kosmogonischen Theorie Laplace's in mehrfacher Hinsicht entgegen gesetzten Anschauungen des Verfassers über die allmähliche Bildung unsres Sonnenhyems durch die mächtige Attraktionskraft des Centralkörpers, der wie er selbst einem Zusammenfluß oder Zusammensturz unzähliger meteorischer Körper und Körperchen sein Dasein verdanke, so viele größere und kleinere Weltkörper von ihnen einst chaotisch ungebunden und irregulären Bahnen abgelenkt und sich dienstbar gemacht, d. h. ihnen die Nothwendigkeit, in theils näheren, theils ferneren Abständen um ihn herum zu kreisen auferlegt habe. Einzelne Verhältnisse der Construction unsres Systems bleiben bei dieser Hypothese allerdings mehr oder weniger unerklärt; aber im Ganzen erscheint dieselbe unzweifelhaft besser geeignet, die Genese und augenblickliche Beschaffenheit desselben unsrem ahnenden Verständnisse zu erschließen oder wenigstens nahe zu bringen, als Laplace's Nebular-Hypothese, bei welcher gerade solche Hauptpunkte wie die so stark von einander abweichenden Größenverhältnisse der Planeten, die verschiedenartigen Neigungen ihrer Drehungsachsen, die rückläufige Bewe-

gung einzelner untergeordneter Glieder des Ganzen (wie der Uranusstrabanten) u., völlig unbegreiflich bleiben, während die Proctor'sche Theorie allen diesen Erscheinungen in befriedigender Weise Rechnung zu tragen weiß (ch. II, p. 68—95).

Nachdem so der alles begründende, ordnende und regulirende Einfluß des mächtigen Centralgestirnes auf die Gesamtheit seiner untergebenen Himmelskörper dargelegt worden, bahnen die schon erwähnten ausführlichen Mittheilungen über das spektroskopische, polarisopische, telekopische und photographische Verfahren behufs genauerer Untersuchung der Sonnenflecken, der rosenfarbenen Protuberanzen am Rande der verfinsterten Sonne und der dieselbe in weiterem Umkreise umgebenden strahlenförmigen Corona, also überhaupt der Sonnen-Oberfläche und ihrer nächsten Umgebungen (ch. III—VI), dem Verf. den Weg zu einer abschließenden und zusammenfassenden Betrachtung über „die physische Beschaffenheit der Sonne“, soweit dieselbe dermalen bekannt oder wenigstens annäherungsweise erkennbar ist. Er bekennt sich hier, wie in jener früheren Schrift, zu der von den meisten Astronomen der Gegenwart getheilten Auffassung der Sonne als einer einzigen ungeheuren Gluth- oder Feuermasse, bestehend aus festen, flüssigen und gasigen Elementen in geschmolzenem Zustande, wobei er nur das Eine für zweifelhaft erklärt, ob der Kern dieses enorm großen Gluthballes als eine dunkle, jedoch intensiv heiße Gasmasse zu denken sei, welche nur dann für uns sichtbar werde, wenn in der sie umhüllenden feurigen Photosphäre eine stellenweise Auflösung oder Verdünnung fester oder flüssiger Materie in Gestalt eines Sonnenfleckens stattfindet (nach Kirchhoff, Faye, P. Secchi u. A.), oder ob das Phänomen der Sonnenflecken, dieser dunkleren Partien des ganzen wogenden Gluthmeeres, auf irgend welche andere Weise zu erklären sei. Auch bezüglich der Protuberanzen oder Prominenzien, dieser Objecte vielseitiger angestrebter Untersuchungen gelegentlich der letzten Sonnenfinsternisse seit 1860, stellt er kein bestimmt fixirtes und allseitig abgerundetes Resultat auf, sondern erklärt nur so viel für erwiesen, daß diese rosenfarbenen Auswüchse am verfinsterten Sonnenrande irgend welchen Eruptionen ihr Hervortreten verdanken und daß sie erst nach Beendigung der betreffenden Eruption in Wolkengestalt übergehen. Die leuchtende Corona endlich, welche in der nächsten Umgebung des verfinsterten Sonnenkörpers in bald mehr ringförmiger, bald mehr trapezoidaler Gestalt sichtbar wird, erklärt er für wahrscheinlicherweise verursacht durch das Herzströmen meteorischer Massen aus den

nicht von den Planeten erfüllten Räumen des Systems zum Centralkörper. Auf jeden Fall sei dieselbe nicht (wie Faye, Vocher u. a. Beobachter wollten) ein Phänomen im Bereiche der Atmosphäre unsres Erdballes, sondern eine der Sonne objectiv und constant zugehörige Erscheinung. Und da dieselbe fast ganz dasselbe Spectrum ergebe, wie unser tellurisches Nordlicht, während das die Sonne in weitem Kreise umgebende Thierkreislicht genau das nämliche Spectrum wie das Nordlicht zeige, so glaubt er in der Corona eine dichtere, im Zodiakallichte eine dünnere, diffusere und ausgebreitere, meteorische Hülle um den Sonnenkörper von dem Nordlichte verwandter, also magneto-electrischer Beschaffenheit erblicken zu dürfen (ch. VII, p. 378—392).

In welcher Weise nun die mit solcher physischer Beschaffenheit ausgestattete Sonne auf das organische Leben der sie umgebenden und von ihr abhängigen planetarischen Körper einwirke, beschreibt der Verf. in R. VIII unter der Ueberschrift: „Die Sonne als unser Feuer, Licht und Leben.“ Im Anschluß an einen schon 1833 von John Herschel ausgesprochenen Gedanken, sowie an die von Mayer, Tyndall, Helmholtz u. A. ausgebildete Theorie von der Einheit aller Kräfte des materiellen Kosmos, lehrt er die Sonnenstrahlen als die letzte und höchste Ursache fast sämtlicher auf der Oberfläche zunächst unsrer Erde, aber ebenso auch aller übrigen Glieder des Systems vor sich gehender Lebensbewegungen kennen. Die Erregung von Winden, Gewittern, Ebbe und Fluth, Meeresströmungen, vulkanischen Erscheinungen u., die Verursachung des segnenden und lebenspendenden Kreislaufes der Gewässer, die Hervorrufung vegetabilischer und weiterhin auch animalischer Organismen, die Versorgung der Menschen mit so unerschöpflichem Material für seine industriellen Unternehmungen, wie die Kohlenlager der Vornwelt — alles dies wird auf die Thätigkeit der Sonne zurückgeführt und so ein bereicherter und lehrreicher Commentar zu dem (unsrem Verf. übrigens, wie es scheint, unbekannt gebliebenen) tief sinnigen Ausspruch Fr. v. Baader's geliefert. „Die Sonne sagt zu allen Creaturen auf Erden: Ohne mich könntet ihr nichts thun!“ *) Mit besonderer Vorliebe verweilt Proctor bei dem Gedanken, daß die Sonnenkraft noch weit mehr als bisher seitens der Menschen nutzbar gemacht werden könne und müsse, damit wenn gewisse bisher ihnen noch zu Gebote stehenden Hilfsmittel, wie namentlich die schon erwähnten Kohlenlager, dereinst erschöpft sein würden, die durch Vorrichtungen sinnvoller und

wirkamerer Art als alle bisher in Aktion gesetzten erwärmenden, erleuchtenden, bewegenden und belebenden Kraftwirkungen der Sonne als Ersatz hierfür dienen könnten. Er denkt hierbei an Erfindungen, wie Ericsson's calorimotorische Maschine, u. dgl., denen er wenigstens für die Folgezeit ein glückliches Gelingen prophezeit und von deren Wichtigkeit er in Ausdrücken redet, welche vielleicht Manchem — zumal von uns Deutschen — eine allzu überschwenglich begeisterte Zuversicht auf diese Seite der menschlichen Thätigkeit kundzugeben scheinen dürften. Gegen die Möglichkeit, daß eine solche „Verwerthung direkter solarer Action“ (utilisation of the Sun's direct action) zu Gunsten der menschlichen Bedürfnisse und Interessen in ferner Zukunft ebenfalls unmöglich, m. a. W. daß die Sonnenkraft letztlich auch erschöpft und aufgebraucht werden könnte, erklärt er die Sonne und ihre Dependenzien dadurch für gesichert, daß ein unaufhörlicher Zufluß meteorischer Materie aus dem Weltraum zum Sonnenkörper stattfinde, durch welchen dieser letztere gleichsam ernährt, resp. das ihn bildende ungeheure Gluthmeer beständig gespeist werde. Er wiederholt also die bereits in jenem früheren Werke dargelegte Mayer-Thomson'sche Theorie, mit welcher er übrigens den von Helmholtz ausgesprochenen Gedanken, daß die allmähliche Zusammenziehung des Sonnenballes die Ursache von dessen ebenso intensiver als anhaltender Heiz- und Leuchtkraft bilde, bis auf einen gewissen Punkt zu vereinigen sucht.

Daß die Sonne außer der Erwärmung, Beleuchtung und sonstigen Beeinflussung ihres planetarischen Gefolges noch gewisse jenseitige und höhere Zwecke zu erfüllen habe, zeigt der Verf. in dem Schlußabschnitte: „Die Sonne inmitten Ihresgleichen“ (The Sun among his peers, ch. IX. p. 414—431). Er handelt hier von der selbständigen Bewegung der Sonne durch den Weltraum, welche er auf Grund des in dem früheren Werke ausführlicher Dargelegten als eine spiralförmige oder schneckenförmig gewundene denkt, und in deren Gleichartigkeit mit den Bahnen zahlreicher anderer Fixsterne er einen Hauptbeweis dafür erblickt, daß der Sonne noch eine andere und höhere Bestimmung im Universum zukomme, als lediglich die, Herdfeuer und Lampe für die Erde und Ihresgleichen zu sein. Freilich erklärt er es für zur Zeit noch unmöglich, genauer zu bestimmen, welche Sonnen des Fixsternhimmels die Reisebegleiter der unsrigen auf ihrer spiralförmig gewundenen Wanderung durch den unendlichen Raum seien, oder gar zu welchem Zielpunkte diese Wanderung im Laufe der Aeonen sich hinbewege.

*) Baader's Werke, Bd. II, S. 108.

Die physikotheologischen Betrachtungen, wie sie das Werk über die außerirdischen Welten ziemlich reichlich darbietet, fehlen in dem vorliegenden fast ganz. Dennoch ist der Geist, in welchem dasselbe gehalten ist, kein irreligiöser. Wenn der Verf. p. 411 ss. eine Auslassung Tyndall's beifällig citirt, die der Sonne fast geradezu die selbstthätige Erschaffung oder Erzeugung der Flora und Fauna unsres Erdballes beizulegen scheint und in mehreren ihrer überschwenglichen Ausdrücke an eine Art materialistischer Sonnenvergötterung streift, so zeigen die unmittelbar darauf folgenden Ausführungen über „die Sonne inmitten Ihresgleichen“, daß es ihm nicht in den Sinn kommt, mit derartigen idololatrischen Vorstellungen etwa Ernst zu machen und statt der Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit einen modernen Sonnen- oder überhaupt Naturdienst zu befürworten. Auch zeigt sich seine ganze Untersuchung überhaupt von einer teleologischen Betrachtungsweise durchzogen und getragen, welche deutlich genug zu erkennen gibt, daß er den Glauben an einen persönlichen Schöpfer und Ordner des Alls keineswegs mit der Denkweise des gemeinen Materialismus unsrer Tage vertauscht hat.

Wir wissen das Studium solcher astronomischer Schriften, wie die gegenwärtige oder wie jene früher besprochene unsres Autors, unsren deutschen Naturforschern, deren gelehrtes Interesse und Streben unsres Erachtens sich durchschnittlich nur allzu selten der Erforschung der Wunder des Himmels zuwendet, nicht dringend genug zu empfehlen. Ueberhaupt möchten wir, auch im Interesse nicht specifisch naturwissenschaftlich gebildeter Leser, es als sehr wünschenswerth bezeichnen, daß populär-astronomische Werke von der Art dieser Proctor'schen, deren die britische Literatur einen ziemlichlichen Reichthum besitzt, in zweckmäßigen Bearbeitungen auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht würden. Es würde damit dem geistigen Leben unsrer Nation im Ganzen sicherlich ein besserer Dienst erzeigt werden, als durch die Herüberverpflanzung solcher Werke wie das neueste Darwin'sche, deren in gelehrtem Gewande einhersehreitende, aber innerlich ungesunde und unwissenschaftliche Hypothesen über die Ursprünge der organischen Schöpfung und der Menschheit von einer nur allzu großen Zahl unsrer Forscher begierig aufgegriffen und im Dienste materialistischer Anschauungen weiter verarbeitet zu werden pflegen.

sowie die Mittel, sich vor den Verheerungen des Blitzes zu schützen. 149 S. nebst Figurentafel. Graz, 1871. Ketzam. 24 Sgr.

Von dem Herausgeber der „Gaa“ und dem Verfasser eines Handbuchs der allgemeinen Himmelsbeschreibung, von welchem letzteren wir in dem literar. Anzeiger Nr. 36, 1870 berichtet haben, liegt hier eine umfassende und eingehende Besprechung der interessanten elektrischen Wetterphänomene vor. Es werden darin eine Menge der merkwürdigsten Vorkommnisse nach Gruppen zusammengestellt und wird an der Hand derselben eine theoretische Erklärung der Erscheinungen unter Würdigung der bekanntesten bisherigen Ansichten versucht. S. 3 wird besprochen: die Höhe der Gewitterwolken, S. 9 die Vertheilung der Gewitter in jährlicher und täglicher Periode, S. 24 ihre Fortbewegung und Dauer, S. 28 werden die charakteristischen Arten der Blitze (Zacken-, Flächen- und Kugelblitze) unterschieden, S. 37 die aus dem Boden aufsteigenden Blitze, S. 42 diejenigen ohne Donnerbegleitung, sowie S. 45 das ununterbrochene Leuchten gewisser Wolken behandelt. Von S. 48 an wird die eigentliche physikalische Natur des Blitzes und des Donners nach den Ansichten der früheren Physiker und der eigenen, der schwefelartige Dzongeruch, welcher elektrische Entladungen charakterisirt, u. s. f. erklärt; von S. 60 an werden die besonderen Umstände und Eigentümlichkeiten, unter welchen Blitzschläge erfolgen, z. B. auch die Thatsache, daß der Blitz auf getroffenen Personen die Zeichnung naher Gegenstände zurückläßt, untersucht und darauf S. 79 von den durch den Blitz erfolgten Verletzungen und Tödtungen von Menschen und Thieren gesprochen. Die Entstehung der Gewitter erklärt auch der Verf. mit der schnellen Verdichtung atmosphärischer Dunstmassen; die Fernwirkungen der elektrischen Wolken gegen die an der Erde befindlichen Gegenstände bestehen ihm in dem vertheilenden Einfluß auf die beiden im gewöhnlichen Zustand vereinigten Elektricitäten, der positiven und negativen, von denen die eine jedesmal erdwärts abgestoßen und fortgetrieben wird, so daß dann Entladungen oder Blitzschläge vorzugsweise da erfolgen, wo dieses Zurückweichen der abgestoßenen Elektricität durch innere Erdränne oder von Wasser durchdrungene Bodenschichten, oder durch sonstige Leitfähigkeit, wie in grünen, saftreichen Bäumen, in Metallgegenständen, Rauch oder gut leitenden Kohlenmassen u. s. f. erleichtert ist. Der Blitz wählt wohl scheinbare Umwege, nimmt aber immer denjenigen Weg behufs Ausglei-

Klein, Herm. J. Das Gewitter und die dasselbe begleitenden Erscheinungen, ihre Eigentümlichkeiten und Wirkungen,

chung der elektrischen Spannung, auf welchem für ihn die Summe der Widerstände ein Minimum ist. In dem Zurückströmen der vorher abgestoßenen Electricität nach erfolgter Entladung durch den Blitz besteht sodann der s. g. Rückschlag, durch welchen gleichfalls zerstörende Wirkungen erfolgen können, wie angeführte Beispiele lehren. S. 95 spricht Verf. von dem möglichen Zusammenhang von Gewittern mit Erdbeben, worauf einige sonderbare elektrische Phänomene, wie das Zischen und Singen der Luft bei Bewegung der Finger auf hohen Bergen, das Ausbrechen elektrischer Funken aus Personen, auch in der Ebene, bei der geringsten Bewegung, der elektrische Schein z. B. in den Wäldern von Californien und den Pampas von Südamerika u. dgl., zur Sprache gebracht werden. Das St. Elmsfeuer und das Wetterleuchten, das er nicht bloß als den Widerschein entfernter Gewitter gelten läßt, reißt sich daran. S. 115 folgt die Erklärung des Hagels und seiner Entstehung. Nach Fr. Vogel kann der Bläschendampf, der die Wolken bildet, unter den Eispunkt erkaltet werden, ohne daß ein Erstarrten erfolgt, das erst durch Hindurchfallen von höher herabkommenen Graupelskörnern veranlaßt wird. Fr. Mohr sagt von dem Hagel: „Es ist einleuchtend, daß jede Hagelbildung mit Wasserverdichtung anfangen muß, denn im Anfang werden die nächsten, wenig kalten Luftschichten eingekühlt, und diese werden den Wasserdampf zu abgekühltem Wasser verdichten. Indem dieses Wasser herunterfällt und in den unteren wasserreichen Schichten neue Wasserbildung und Raumverminderung erzeugt, werden die kälteren, höherliegenden Schichten herangezogen, welche das bereits flüssige Wasser nun zum Gefrieren bringen, indem es sich an bereits vorhandene Kerne der eigenen Art anschließt. Hagelbildung findet also nur dann statt, wenn eine so bedeutende Raumverminderung eingetreten ist, daß die daneben liegenden Luftschichten nicht Zeit haben, nachzurücken und die oberen hineingezogen werden müssen, die dann so kalt sind, daß sie trotz der freiverdenden Wärme des verdichteten Dampfes doch noch Wasser zum Gefrieren bringen können. Es bildet sich in der hagelnden Wolke ein trichterförmiger Strudel von eiskalter Luft, gefrorenem und daneben noch flüssigem Wasser, das schraubenförmig wirbelnd zur Erde niederbraust. Daher hat der eigentliche Hagel nur eine sehr geringe Ausdehnung und der mittlere Theil des Hagelwirbels die größten Schlossen und die größte Kälte. Findet dagegen die Wasserverdichtung auf einer größeren Ausdehnung statt, so wird durch die freiverdende Dampfwärme nur flüssiges Wasser als

Platzregen niederstürzen, wie es bei dem gewöhnlichen Gewitter der Fall ist. Durch Krönig's gewichtige Einwürfe gegen die Mohr'sche Theorie veranlaßt, sagt nun der Verfasser: Man denke sich eine unter 0° erkaltete Regenwolke von großer Mächtigkeit und Ausdehnung in den höheren Lustregionen schweben. Wenn der von Vogel angenommene Zustand wirklich existiren soll, so ist es nothwendig und genügt, daß an dieser Stelle volle Ruhe stattfindet. Jeder kalte Luftstrom, von oben oder seitlich, wird ein sofortiges Erstarren der oberen Dunstbläschen veranlassen, bei deren Herabstürzen durch Anfrieren der Wasserbläschen weiter unten in der Wolke der Hagel entsteht. Der Hagelschauer ist über dem Scheitel des Beobachters natürlich schnell vorüber und kann nur seitwärts weiterstreiten. Solche Hagelschläge erfolgen nach Becomte nach schwülen Tagen bei plötzlichen Windstößen aus Norden, weshalb nach erfolgtem Hagelschlag die kältere, schwerere Luft das Barometer in die Höhe drückt. — Nach Besprechung der Blizgrößen (Fulgurite) geht der Verf. S. 124 auf die Schutzmittel gegen den Blitz, namentlich S. 128 auf den Blitzableiter über, dessen Auffangsstange, oberirdische und Bodenleitung und besonders auch Anlage für Pulvermagazine und Telegraphen der Verf. sehr erschöpfend bespricht und durch Figuren erläutert. — Das Werkchen wird bei seiner verständlichen Darstellung und dem allgemeinen Interesse des behandelten Gegenstandes seine vielen Leser finden.

W.

G.

Wagner, Hermann. Illustrierte deutsche Flora. Eine Beschreibung der in Deutschland und der Schweiz einheimischen Blütenpflanzen und Gefäßkryptogamen. 940 S. Mit 1250 Holzschnitten. Stuttgart, 1871. Julius Hoffmann (R. Thienemann's Verlag), 5 thlr.

Dieses in 18 Lieferungen erschienene illustrierte Werk über die deutschen Pflanzen liegt jetzt vollständig vor. Der Verfasser, der rühmlichst bekannte Herausgeber von deutschen Herbarien in verschiedenen Lieferungen, hegte, wie er in dem Vorwort sagt, schon lange den Wunsch, den Freunden der heimathlichen Flora ein Handbuch mit Holzschnitt-Abbildungen zu bieten, das einerseits den Selbstunterricht möglichst unterstützen, andererseits durch einen niederen Preis möglichst weiten Kreisen zugänglich werden könnte, da sonstige botanische Kupferwerke so hoch im Preis sind, daß nur

wenige Glückliche in ihren Besitz gelangen können. Das Erscheinen von Bentham's „Illustrated Handbook of the British Flora“ bot die erwünschte Gelegenheit jenen Plan zu verwirklichen. Durch Erweiterung der darin gesammelten naturgetreuen Darstellungen mit den außerdem noch in Deutschland und der Schweiz vorhandenen Arten ist jenes Bentham'sche Illustrationswerk nun auch für die deutschen und schweizer Verhältnisse angepaßt. Die zahlreichen Freunde dieser „friedlichsten aller Wissenschaften“ werden vorliegendes Nationalwerk, in mancher Hinsicht ein Seitenstück zur Brehm's illustrierten Thierleben, willkommen heißen, da es mit der größten Sachkenntnis und zugleich mit der rechten Rücksicht auf das populäre Bedürfnis geschrieben ist. Die einleitende allgemeine Pflanzenbeschreibung oder „beschreibende Pflanzenkunde“ bespricht alle bei der Pflanze vorkommende Verhältnisse mit so leicht verständlichen und doch wissenschaftlichen Worten, daß der Leser für das Verständnis jeder einzelnen Artbeschreibung vollkommen vorbereitet ist. Die Zusammenstellung der Pflanzen geschieht nach dem De Candolle'schen System und unterscheidet in der ersten Hauptklasse (die Dicotylen) demnach vier Unterlassen, die der Bodenblütigen (Thalamiflorae), der Kelchblütigen (Calycoflorae), der Bewachsenblumigen (Monopetalae) und der Einhüllblütigen (Monochlamydeae). Die Charakterisierung der Abtheilungen geschieht mit gutten, schlichten, deutschen Worten, die mitunter selbst erfunden und neu, aber stets bezeichnend sind. Der Beruf des Meisters, über die Pflanzenwissenschaft zu dem Anfänger und Laien zu sprechen, tritt überall hervor. Die Möglichkeit des Selbstbestimmens ist hier, wie nirgends mehr, eröffnet, und an der Hand der zahlreichen, höchst treu skizzirten Abbildungen wird das Auffuchen auch der nicht abgebildeten, bloß mit Worten beschriebenen um so mehr erleichtert, als hier auf Alles, auf Größe, Farbe, allgemeines Aussehen, Vorkommen und alles das Rücksicht genommen wird, was das Erkennen der beschriebenen Art zu erleichtern im Stande ist. Subtile, schwer verständliche Unterscheidungen und trockenes Specialisiren der anatomischen Verhältnisse ohne Dreingabe leicht kenntlicher Merkmale, — dieser gewöhnliche Fehler unsrer zahlreichen sonstigen Floren ist hier glücklich vermieden.

Von jeder Familie und Gattung wird immer erst das Allgemeine sehr deutlich und verständlich vorausgeschickt, worauf von den Arten die einheimischen ganz erschöpfend und in jeder Beziehung zufriedenstellend beschrieben werden. Wenn wir so das Werk im Allgemeinen eine vollständige Flora von Deutsch-

land und der Schweiz nennen können, so hätten wir im Interesse des praktischen Bedürfnisses im Ganzen größere Berücksichtigung der Ackerbau-, Garten- und Zierpflanzen, die nun einmal bei uns eingebürgert sind und zum Kennenlernen noch weit mehr als unsre wilden Pflanzen einladen, hier gern gesehen. Wir hoffen bei einer wiederholten Auflage des verdienstvollen Werkes in diesem Sinne etwas Vermehrung und Umarbeitung. Daß z. B. von Iris florentina, von Lilium candidum und anderen Zwiebelblumen, von Symphytum orientale, Solanum pseudocapsicum und Lycopersicum, unter den Bäumen von dem Papierrmaulbeerbaum, der Rambertsnuß, dem Götterbaum (Ailanthus), dem Trompetenbaum (Bignonia), der Paulownia, der Gleditschie u. a. auch nicht mit kurzen Worten die Rede ist, halten wir für einen Mangel, und es wäre zu wünschen, daß aller in Anlagen und Gärten überall vorkommenden und in die Augen fallenden Pflanzen wenigstens in derselben Weise gedacht würde, wie es bei vielen anderen, wie Aristolochia Siphon, Tulipa Gesneriana, den Platanen (S. 694), der Balsam- und Rosenfranzpappel (S. 712) u. s. f. im Buch wirklich geschehen ist. Vielleicht ließe sich hier und da der Text bei einheimischen Pflanzen etwas zu Gunsten der bei uns eingeführten kürzen, damit von diesen mit einigen bezeichnenden Beiwörtern oder Zusätzen eine sichere Kenntniss vermittelt werden könnte. Von den Abbildungen ist nur die der Lemna polyrrhiza (radicibus confertis!) unrichtig, indem sie vielmehr die von L. gibba (S. 950) wiederholt.

B.

G.

Medicin.

Varisch, G., Dr. Kurzes Lehrbuch der Physiologie des Menschen, in 20 Vorträgen nach den neuesten Ansichten und mit besonderer Berücksichtigung der medicinischen Doctorats- und Staatsprüfungen. XII und 295 S. Marburg, 1870. Ehrhardt. 1 thlr. 22 sgr.

In den ersten mit römischen Ziffern bezeichneten zwölf Seiten des handlichen kleinen Buches wird man vielleicht eine Vorrede, Einleitung u. dergl. erwarten. Sie haben jedoch zur besonderen Ueberschrift „Das Blut“ und handeln vom Blute, wie jeder weitere Abschnitt vom Gegenstande seiner Aufschrift. Die weiteren Abschnitte bilden aber eben die auf dem Titel bezeichneten „20 Vorträge“, und zwar in folgender Reihenfolge: 1. Physiologie des

Herzens. — 2. Kreislauf. — 3. Thierische Wärme. — 4. u. 5. Respiration. — 6. Resorption und Secretion. — 7. Speichel und Magenverdauung. — 8. Galle und Darmverdauung. — 9. Nahrungsmittel. — 10. Harn. — 11. Allgemeine Nervenphysiologie. — 12. Speciellle Physiologie der Nerven. — 13. Physiologie der Centralorgane. — 14. Die Physiologie des Muskels. — 15. Lehre von der Bewegung. — 16. Stimme u. Sprache. — 17. Gesichtssinn. — 18. Gehörorgan. — 19. Zeugung. — 20. Entwicklungsgeschichte —, von welchen einzelne eine Mehrheit von untergeordneten Ueberschriften in sich begreifen und denen zum Schlusse ein Register und eine Tafel Abbildungen folgen. Jeder von diesen Abschnitten giebt eine seiner Ueberschrift entsprechende, zwar gedrängte, übrigens aber rücksichtlich des Hauptsächlichen ziemlich vollständige Uebersicht des dahin gehörigen empirischen Materials und sich daran knüpfenden neuesten Ansichten, wie sich Beides im bisherigen Verlaufe der vor ungefähr 3—4 Jahrzehnten dieses Jahrhunderts eingetretenen „radikalen Umwälzung der medicinischen Anschauungen“, wie sich diese neue Aera selbst bezeichnete, ergeben hat. Das Buch ist für seine Sparte ein ziemlich treuer Repräsentant des gegenwärtigen Standes der Medicin, wohl selbst noch mehr von der Licht- als von der Schattenseite derselben. Und so mag es denn auch besonders den auf dem Titelblatte bezeichneten Examinanden willkommen sein und zu Statuten kommen.

Aber wald' ein Unterschied zwischen sonst und jetzt drängt sich auf, wenn man dasselbe mit ähnlichen Schriften zunächst vor jener Umwälzung vergleicht, wie z. B. mit Joh. Müller: Grundriß der Vorlesungen über die Physiologie, oder C. H. Schulz: Grundriß der Physiologie u. Da durften vor Allem Erörterungen über die Geschichte und Literatur der Physiologie, über ihr Verhältniß zu anderen Disciplinen theils der Naturwissenschaft, theils zu solchen der Medicin und zu dieser im Ganzen, sowie zur Wissenschaft in den verschiedenen Combinationen ihrer elementaren Faktoren überhaupt und zur Philosophie insbesondere, um so weniger fehlen, einen je größeren und wesentlicheren Theil der Grundlage für die ganze Medicin die Physiologie bildete. Daran schlossen sich weiter um so gewisser Grundgedanken über Organismus, Leben u. f. w. an, als es ja die Medicin überhaupt in Bezug auf Gesundheit, Krankheit und Heilung hauptsächlich mit organisch Lebendigem zu thun hat. Sofern es sich aber dabei jedenfalls auch noch um Gesundheit, Krankheit und Heilung vorzugsweise des Menschen handelt, so galt es, auch nicht bei dessen Physi-

chem stehen zu bleiben, sondern auch sein Psychisches und Geistiges, beide im nothwendigen engeren Sinne gefaßt, wegen des allseitigen und innigen Wechselverhältnisses aller drei im Menschen, bis auf einen gewissen Grad zu berücksichtigen. Insofern erschien dabei die Medicin in theoretischer Hinsicht mehr oder weniger bewußt und ausgesprochen zwar einerseits als höchste Naturwissenschaft, andererseits aber, und im Ganzen selbst vorzugsweise, als Anthropologie, die eben nicht mehr nur Naturwissenschaft ist, und zwar in jederlei Hinsicht, nach Analogie des Unterschieds zwischen reiner und angewandter Mathematik, nicht bloß als reine, sondern wesentlich vollends auch als angewandte, und zwar also vorzugsweise als für den ganzen Menschen nicht am wenigsten wichtiger Zweig angewandter Anthropologie.

Nun kam es zwar bei all' dem bis zu der fraglichen radikalen Umwälzung vielfach mehr zu allzu subjektiven, von einander abweichenden und sich widerstreitenden Anschauungen und Handlungsweisen, als zu thätigem mehr objectivem Gemeingut, wogegen es der hierauf folgenden und noch andauernden Periode zum Vortheile gereicht, daß sie allmählig einen bedeutenden Reichthum guten empirischen Materials besonders auf den Gebieten der Anatomie, Physiologie und Pathologie zu Tage förderte, wie auch das vorliegende Buch für seinen Theil anschaulich macht. Allein dieser Gewinn ist viel zu theuer bezahlt worden, und zwar nicht bloß durch ein zum Theil äußerstes Zurücktreten gerade da, wo es galt: hic Rhodus, hic salta, nämlich in der Therapie, während der Gewinn an empirischem Material doch auch jetzt von einem nur um so größeren Heere von einander abweichender und sich widersprechender allzu subjektiver neuer, neuerer und neuester Ansichten begleitet war und noch ist, je mehr es auch dabei immer mikroskopischer in's Kleine ging — sondern auch durch die großen Verluste, welche man der Medicin gleichzeitig verursachte, indem man — rücksichtlich vorgängiger Mängel derselben des nunquam male, nunquam bene, sowie des abusus non tollit usum, vergeßend und die in Frankreich angeregte neue Mode, eigentlich aber doch mehr nur ein Rococo aus dem 17. Jahrhundert, die Medicin nach dem Muster der an sich allerdings höchst respectablen, neuerlich vorzugsweise als „exact“ bezeichneten „physikalischen Wissenschaften“ zu reformiren, in's Extrem treibend — vielfach mit dem Bade auch das Kind ausschüttete.

Wie tief wukte sich doch die Medicin sogleich schon durch die mit jener Umwälzung unmittelbar verbundene revolutionäre Pos-

reißung von ihrer eigenen Geschichte schädigen! Konnte doch noch vor ganz Kurzem selbst Virchow nicht umhin, mit folgenden scharfen Worten zu geißeln, was daraus noch bis in die jüngste Zeit hervorging. Nämlich „den unglaublichen Mangel an kaum auf 3—5 Jahre zurückreichender historischer Kenntniß und zugleich sogar an literarischer Ehrlichkeit der vielen jungen in Forschung machenden Mediciner, entdeckungswüthigen Studenten und jungen Doktoren, einheimischen und zugereisten „Forscher“, welche die deutsche medicinische Journalistik mehr und mehr unsicher und ungenießbar machen und die Wissenschaft zu beglücken glauben, wenn sie die Reaction irgend eines mit dem lebenden Organismus zusammenstossenden Stoffes per longum et latum erörtern, dabei aber von nächstliegenden und kardinalsten Dingen in der Medicin nichts wissen und nichts wissen wollen.“

Freilich heist es auch dabei zum Theil: Wie die Alten lungen, zwitschern auch die Jungen und: Wer Wind sät, wird Sturm ernten.

Und in welches Verhältniß ist dabei die Medicin zu anderen Wissenschaften getreten, welche in näherer und inniger Beziehung zu ächter höherer allgemein menschlicher Bildung stehen, sowie zu dieser selbst? Leider hat sie sich dagegen nicht bloß mehr und mehr isolirt, sondern damit zum Theil auch mehr in Widerstreit als in Uebereinstimmung gesetzt und sich dadurch gerade von den Besten und Urtheilsfähigsten mehr Mißtrauen und Mißachtung zugezogen, als das Gegentheil erworben, obwohl sie sich weniger zu so abenteuerlich weit über Beruf und Vermögen hinausgehender, verwirrender und destruktiver Wirksamkeit erschwang, wie einzelne Zweige bloßer eigentlicher Naturwissenschaft.

An hoher Meinung von sich selbst hat es ihr auch nicht gefehlt. Aber bei allem Reichthum an empirischem Einzelwissen und aller Gewandtheit, solches auf inductivem Wege zu gewinnen und zu verwerthen, zum Theil auch bei ausgezeichneten specialistisch-praktischen Leistungen, sowie bei manchem, mehr nur aus glücklicher Inconsequenz gegen die herrschenden eigenen Grundsätze Verbehaltenen oder Wiederaufgenommenen — herrscht ihr Sinn für Physisches überhaupt und für dessen äußere Erscheinung insbesondere, und selbst für diese möglichst nur unter physikalisch-chemischem Gesichtspunkte, über den Sinn für inneres Wesen, für organisches Leben auch nur im Bereiche des Physischen, geschweige für Psychisches und Geistiges, und herrscht ferner das Interesse für Einzelnes, ja Minutiöses, über eindringlichere und umfassendere lebendige Erkenntniß

und entsprechende Praxis auf dem eigenen Gebiete, geschweige darüber hinaus, zu sehr vor, als daß obige Strafpredigt Virchow's nicht noch manche Erweiterung übrig lassen sollte.

Ein näheres Hauptmotiv besserer Art dazu war allerdings, daß man sich — von einem tieferen Hintergrunde einstweilen noch abgesehen — unter dem Einflusse einer epidemischen revolutionären Aufwallung zwischen 1830 und 1848 durch ein vorausgegangenes verhältnismäßiges Uebergewicht allzu subjektiven Theoretisirens, obwohl größtentheils im Interesse der Praxis, zu einem möglichst erschlossenen empirischen und beschränkt inductiven Zuverlegen nach einem französischen Recepte verleiteten ließ, während eben doch wirkliche volle Wissenschaft und entsprechende Praxis nur das gemeinsame Resultat von Empirie und Theorie, Induction und Deduction sind, wenn auch nicht überall in demselben Verhältnisse beider.

Das verhältnismäßige Uebergewicht allzu subjektiven Theoretisirens, an dem man Anstoß nahm zu Gunsten der Genesis der heutigen Medicin, war aber selbst nur Folge eines viel allgemeineren, weiter zurück und tiefer liegenden Mißverhältnisses. Je umfassender und aufgeschlossener nämlich im Fortgange der neueren Zeit die Welt vor das menschliche Bewußtsein trat, desto mehr verloren nun gar zu Viele den geistig-persönlich-lebendigen Gott aus den Augen und Herzen. Eine Welt ohne solchen Gott und den gottmenschlichen Mittler und Erlöser kann man aber allerdings mit Hamann überhaupt selbst einem Menschen ohne Kopf und Herz vergleichen. Zudem wurde man mit dem Verluste lebhaften Bewußtseins von dem absolut geistig-persönlichen Gotte nothwendiger Weise auch irre an dem eigenen Geiste und der eigenen Persönlichkeit und litten diese ihrem innersten und besten Leben nach um so mehr Noth, je mehr sie ihrem absoluten Urbilde und der Lebensgemeinschaft mit demselben entfremdet wurden und man sich einer Weltanschauung hingab, in welcher die Welt mehr und mehr identisch wurde bloß mit Natur, und man diese selbst, mit möglichstem Abscheu von ihrem geistartig idealen inneren Wesen, mehr und mehr nur mit ihrer, noch dazu einseitig materialistisch aufgefaßten, realen äußeren Erscheinung identificirte.

So fiel dann aber freilich auch die Verbindung für richtiges deductives Erkenntnißverfahren weg, nämlich die letzten und höchsten Ausgangspunkte dazu nicht in der eigenen Subjektivität oder in der Fiction einer allgemeinen Vernunft u. dergl. zu suchen, sondern in dem in der heiligen Schrift, in der Ge-

sichte und Natur geoffenbarten göttlichen Denken, Wollen und Walten, mit welchen das eigene vor Allem nicht weniger in Harmonie zu bringen ist, als mit den Ergebnissen rein erfahrungsmäßiger Auffassung und regelrechten inductiven Erkenntnißverfahrens.

Zwar ist an Vergleichen mehr oder weniger auch gegenüber der jüngsten Umgestaltung der Medicin und zu Gunsten einer glücklicheren Entwicklung derselben in der nächsten Zukunft vom Anfange ersterer bis in die letzte Zeit, leider nur mit allzu wenig Erfolg, erinnert worden.*) Sollte denn aber nicht endlich doch der jüngste große Geschichtstag, den so unverkennbar Gott selbst mit besonderer Beziehung auf Deutschland hat anbrechen lassen und dessen früher Morgen schon so große Folgen namentlich auch in religiöser und kirchlicher Hinsicht mit sich gebracht hat, in seinem weiteren Verlaufe nicht auch für die Lösung dieser Aufgabe Veranlassung und Kraft mit sich bringen, und zwar wohl gerade in Deutschland, dessen Medicin in inniger Vereinigung steht mit dem Besten, wodurch das klassische Alterthum Grund zur Medicin überhaupt gelegt hat, und wo gleichzeitig mit der Reformation der Kirche seine Reformation der Medicin in die Geschichte eintrat, um deren bessere Würdigung, Um- und Fortbildung es sich längst hätte handeln sollen? L.

Schriften, betreffend die öffentliche Gesundheitspflege.

Gallier, Dr. Ernst. Prof. in Jena, **Parasitologische Untersuchungen** bezüglich auf die pflanzlichen Organismen bei Masern, Hungertyphus, Darmtyphus, Blattern, Kuhpocken, Schafpocken, Cholera nostras u. Mit 2 col. Kupfertafeln. Leipzig, 1868. Engelmann.

Die moderne Pathologie hat bekanntlich das Streben, den unbestimmten Symp-

*) Hier möge deshalb beispielsweise nur hingewiesen werden auf J. M. Leupoldt: über ärztliche Bildung und Bildungsanstalten (theils schon 1841 in Haeser's Archiv, theils erweitert in dessen selbständiger Schrift gleichen Titels, Frankfurt a. M. u. Erl. 1853) — ferner auf dessen Lehrbuch der Theorie der Medicin oder der allgemeinen Biologie, Anthropologie, Hygiene, Pathologie u. Therapie, Erl. 1851, sowie dessen Geschichte der Medicin nach ihrer objectiven und subjectiven Seite, Berl. 1863 — und endlich auf die wenigstens theilweise verwandte Schrift A. W. Bartlan's: Medical Errors. Fallacies connected with the application of the inductive method of reasoning to the science of Medicine, Lond. 1864.

tomen-Complexen, die man bisher auf die durch das Messer allein erhaltenen anatomischen Resultate gestützt „Krankheiten“ nannte, hier und da eine Gruppe gleichsam auszuschneiden. Indem dann durch feinere Hülfsmittel die Aetiologie der betreffenden Gruppe festgestellt wird, hat man eine für den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft vollkommen klare Sachlage erreicht. Das beste Beispiel der Erfolge, die auf diesem Wege sich ergeben, bietet die vielbesprochne Trichinenkrankheit. Hier haben wir die alte unbestimmte Symptomenreihe der ältern Prastiker, vermöge welcher die Affection dem Typhus, der Wurstvergiftung, Grippe u. z. zugerechnet, resp. damit verwechselt wurde. Wir haben eine klare Aetiologie und wenn auch zur Zeit noch keine Therapie, doch eine ihre Zwecke erfüllende Prophylaxis. Das Aufsehen, welches gerade dieser Fortschritt der theoretischen Medicin in Laien-Kreisen gemacht hat, gab den natürlichen Anstoß weiter umherzusehen auf dem Gebiete der Krankheiten und auf sonstige Parasiten zu fahnden.

Es ist wahrscheinlich genug, daß die Trichinen nicht die einzigen parasitisch im Menschen vorkommenden und das Leben als eine acute Krankheit gefährdenden Würmer sein werden. Immerhin ist die Zahl der relativ complicirt organisirten niederen Thiere, denen eine solche Rolle zugesprochen werden könnte, eine nur geringe und es ist viel glaublicher, daß es um kleinere Objecte, sog. Infusorien oder dergl. sich handeln wird, wenn folgenschwere Entdeckungen auf dem Gebiete der thierischen Parasitenlehre an das Licht treten sollten.

Naturgemäß ferner richtete sich das Augenmerk auf die pflanzlichen Parasiten. Bei so manchen sehr kleinen Formen ist es ohnehin schwer zu sagen, ob sie den Thieren oder Pflanzen zuzurechnen sind. Man weiß ferner seit langer Zeit, daß mancherlei pflanzliche Gebilde am menschlichen Körper schmarozgen, Krankheiten, allerdings meist Hautausschläge, hervorrufen. Man weiß ferner, daß manche Kryptogamen insbesondere Hutzpilze entschieden giftig sind; warum sollten nicht auch kleinere oder einzellige Gebilde gefährlich werden können? Sei es nun durch chemische Stoffe, die sie bilden oder ausscheiden, sei es direct durch ihr Wuchern und gleichsam Wurzelschlagen in den Organen des menschlichen Leibes.

Das Augenmerk richtete sich ferner besonders auf gewisse epidemische Krankheiten. Theils lag auch hier die Analogie mit der gleichfalls epidemischen Trichinose nahe, theils veranlaßten besondere Theorien die vorzugsweise Berücksichtigung. Man weiß, daß in manchen Jahren epidemische Krankheiten auftreten und eine große Verbreitung erlangen, was zu anderer

Zeit unter scheinbar ganz gleichen Umständen nicht der Fall ist. Früher schoben Manche die Ursache auf einen Genius epidemicus, heute auf das Grundwasser. Diese schon seit langer Zeit bekannte und neuerdings besonders von München aus berücksichtigte Flüssigkeit soll die Eigenschaft besitzen, gefährlich zu werden, wenn sie nicht da ist. Sinkt nämlich das Grundwasser, so entsteht an den auf porösem Untergrund gelegenen Orten ein unter der Erdoberfläche befindlicher, theils mit Feuchtigkeit, theils mit Luft durchzogener Raum, der Krankheiten aufzunehmen und zu entwickeln vermag. Diese Keime stammen bei ansteckenden Krankheiten natürlich von den Kranken selbst, ihren Ausleerungen oder von den Leichen her. Das Grundwasser entspricht in seinem Stande den Summen von in vergangener Zeit gefallenen Regen- und Meteorwassern. Da diese beträchtlich variiren, so muß auch der Stand des Grundwassers in verschiedenen Jahren und Jahreszeiten sich ändern. Man hat nun zunächst für die Cholera das Gesetz aufgestellt, daß größere Epidemien sich nur auf porösem Boden und bei sinkendem Grundwasser entwickeln. Zwar gibt es eine Menge von Thatfachen, welche zeigen, daß Städte oder Ortschaften Immunität gegen Cholera-Infection besitzen, die auf porösem Boden gelegen sind, daß andere Städte inficirt werden, obgleich sie auf steinigem Grunde sich befinden. Jedemfalls kommt es dabei nicht auf den geologischen Charakter des Bodens, sondern auf seine physikalische Beschaffenheit an. Aber diejenige Erklärung scheint nicht das Richtige zu treffen, welche sich in scheinbar bequemer Weise zu frieden gibt unter folgender Hypothese. Liegt die Stadt auf Fels und hat keine Cholera, so ist sie ein Beweismittel für die beliebte Theorie. Liegt sie aber auf ebenso festem Gestein und erfreut sich keiner Immunität, so sind daran die mit Schutt und porösen Massen, Ackererde zc., gefüllten Stellen Schuld, die auf dem steinigsten Boden nirgends fehlen. Bei dieser offenbaren Schwäche der Theorie scheint es besser, einzugestehen, daß wir die wahren Gründe, weshalb sich die Cholera bald weit ausbreitet, bald nicht, keineswegs gehörig kennen. Wir wissen nur, daß es sich um eine Ansteckung handelt, die nicht sowohl von den Kranken, als von ihren schon erwähnten Entleerungen zc. ausgeht und lokale Infectionsheerde, sei es in einzelnen Häusern, sei es in Stadttheilen oder ganzen Städten zu Wege bringt. Es ist sicher, daß es im Laufe der Zeit veränderliche Faktoren geben muß, welche die Weiterverbreitung theils hemmen, theils begünstigen. Daß diese in den Grundwasser-Schwankungen zu suchen sind, ist mindestens nicht bewiesen

und es ist zu bedenken, daß die Hauptbeweis in einer kleinen bayerischen Epidemie vom Jahre 1854 gesucht werden, die mehr eine Anzahl von sporadischen Fällen, als eine Epidemie genannt werden muß, wenn man sie mit wirklich intensiven, freilich nur der älteren Generation noch aus eigener Anschauung bekannten Epidemien vergleicht.

Dieselbe Theorie ist mit denselben unzureichenden Beweismitteln auch für den Typhus durchzuführen versucht worden. Man hat gefunden, daß in gewissen Hospitälern zur Zeit der Grundwasser-Abnahme mehr Kranke am Typhus sterben, als wenn das Grundwasser steigt. Unglücklicherweise fällt das Sinken des Grundwassers in den Winter, weil im Sommer die Menge der atmosphärischen Niederschläge, die nach Monaten das sog. Grundwasser bilden, eine geringere ist; ungefähr wie die Keller im Winter wärmer sind als im Sommer, insofern die Sommer-Insolation langsam und nachträglich in den Boden eindringt. Nun wird aber Niemand, der mit Hospital-Verhältnissen nur irgend vertraut ist, bezweifeln können, daß im Winter mehr schwere Typhusfälle in das Hospital kommen als im Sommer, weil die ärmere Bevölkerung diesen letzten Zufluchtsort so lange als es irgend angeht zu vermeiden pflegt. Die Winternoth zwingt die mittellosen Familien am häufigsten, sich von ihren erkrankten Mitgliedern zu trennen. Folglich kommen mehr Kranke in die Hospitäler und es sterben darin auch mehr — sei es nun am Typhus oder an sonst etwas. Die angestrebte Beweisführung steht also in der Luft; sie würde von größerem Gewicht sein, wenn sie zufälliger Weise das Umgekehrte ergeben hätte; nämlich im Sommer trotz geringerer Frequenz eine größere Typhus-Mortalität.

Mag man nun an Grundwasser glauben oder nicht, so ist es jedenfalls nicht unwahrscheinlich, daß von den an Infections-Krankheiten Leidenden Substanzen producirt worden, die organisirter Natur sind, und die Krankheit verbreiten. Diese parasitologische Anschauung ist freilich nichts weniger als neu und weder auf die Trichinen noch auf das Grundwasser allein aufgebaut. Indessen hat sie darin wesentliche Stützpunkte gefunden und man kann sagen, daß die Aetiologie der Krankheiten nirgends sicherer begründet sich darstellt, als wenn es sich um Parasiten handelt. Die besprochenen Infectionskrankheiten nun konnte man mit Wahrscheinlichkeit auf pflanzliche Parasiten zurückführen. Chemische Körper als solche scheinen nicht in Frage zu kommen. Es würde aus letzterer Annahme nicht zu erklären sein, weshalb diese Krankheiten ein Stadium der Latenz oder Incubation durchlaufen. Man

sollte denken, chemische wirkende Substanzen würden ihre Wirkungen sofort oder doch nach ganz kurzer Zeit entfalten; wir wissen aber, daß eine längere Incubation vielen hierher gehörigen ansteckenden Krankheiten zukommt. Am genauesten bekannt ist dieselbe bei den Mäfern, wo sie constant ca. 13 Tage beträgt; bei andern Affectionen schwanken die Angaben um ähnliche Werthe herum, sind jedoch sehr wenig sicher. Die Theorie vom sinkenden Grundwasser bietet natürlich im feinsten Untergrund Gelegenheit für das Keimen und sich Vermehren aller möglichen Pilze. An microscopische Thiere hat man früher auch wohl gedacht; jedenfalls müßten sie dann aber so klein sein, daß eine sichere Entscheidung über pflanzliche oder thierische Natur unthunlich erscheint. Größere Thiere könnten nämlich bei der Sorgfalt, mit welcher grade diese Krankheiten erforscht sind, wie sich mit Sicherheit sagen läßt, unmöglich den Beobachtern entgangen sein.

Ungefähr in der hier dargelegten Weise mochten die Gemüther vorbereitet gewesen sein, als ein Botaniker dieses Gebiet zu cultiviren begann. Eine Monographie über die pflanzlichen Parasiten des menschlichen Körpers machte den Anfang, dann folgte ein Werk über Gährungserscheinungen und ein anderes über Cholera-Contagium; sämmtlich vom Verfasser des hier zu besprechenden Buches. Am meisten Aufsehen rief das Letztere hervor und nicht mit Unrecht. Zwar hatten in derselben Zeit (1867) zwei Andere bei Cholera-Kranken Pilze gefunden. Aber Beide beschrieben sehr verschiedene Dinge, der Eine unscheinbare Anhäufungen von kleinen Körnchen, der Andere Fäden wie sie auf jeder sauren Milch wachsen. Hallier dagegen fand eigenthümliche große und specifische Pilzformen, die mit einer in kranken Reisepflanzen wuchernden Art (*Urocythia oryzae*) in Verbindung gebracht wurden. Nichts schien näher zu liegen, als die Entstehung der Cholera in warmen feuchten Landen aus verdorbenem Reis und die Verschleppung durch den menschlichen Verkehr war ja lange schon zweifellos constatirt.

Diesen Untersuchungen schließt sich die hier vorliegende an. Durch das Gesagte wird es begreiflich werden, wie Jemand darauf kommen konnte, bei Mäfern, Typhen, Blattern, Kuhpocken etc., nach microscopischen Pilzen zu suchen und seinen Angaben zufolge sie auch zu finden.

von Hallier, G. u. Zürn, F. A. Zeitschrift f. Parasitenkunde Jena, 1869. Bd. I. H. I. Maake, 1 thlr.

Es sind hierin enthalten:
ein. Aufsatz von Pfeiffer (S. 1) über die Ruhrpandemie von 1868 in Weimar;
von Dränert in Bahia (Brasilien) über die Krankheit des Zuckerrohrs. Dieselbe wird durch eine Fadenalge bebingt.

von Hallier über die Muscardine des Kiefernspinners.

Ueber den Parasiten der Ruhr von G. Hallier (S. 72). In den Stuhlgängen finden sich Vibrionen bei verschiedenen Krankheiten; sie sind nach Hallier die Kronhese von einer Form des Weizenbrandes bei der Cholera, beim Typhus ist die Kronhese einer Pleospora thätig, bei der Ruhr der *Micrococcus* eines bisher unbekannten Pilzes, den Hallier *Leisporium dysentericum* zu nennen vorschlägt. Wahrscheinlich ist derselbe jedoch nur eine Anaërosporen-Morphe eines Ascomyceten. Als Morphen werden verschiedene Erscheinungsweise eines und desselben Pilzes bezeichnet, die von den Ernährungs-Verhältnissen abhängen. Dieser Pilz war in der Ruhrpandemie von Weimar constant.

Unter den literarischen Besprechungen, die von Hallier herrühren, ist die Bemerkung hervorzuheben, daß der Pilz bei Herpes tonsurans, der von Malmsten als *Trichophyton tonsurans* beschrieben wurde, eine Anaëroionidionform von *Ustilago carbo Tulane* sei. Ferner (S. 102) zwei Fälle von Myringomycosis oder Pilzwucherung am Trommelfell, beschrieben von L. Bösse in der ungarischen medicochirurg. Presse, 1868. Nov. 9. 12. 16. 19. Bösse hat im Ganzen fünf solcher Fälle beobachtet, von denen einer eine Pilzwucherung von *Mucor mucedo* Fres., ein anderer eine solche von *Aspergillus microsporus* Hallier betraf. Jedenfalls können also verschiedene Pilze dabei eine Rolle spielen.

Hallier befindet sich bekanntlich in einer fortwährenden Polemik gegen diejenigen Botaniker begriffen, welche das Studium der Pilze und Algen zu ihrer Haupt-Aufgabe gemacht haben. Indem fast alle von diesen Autoritäten anerkannten Lehrsätze bestritten werden, zieht sich diese Polemik gleichsam als rother Faden durch das vorliegende Werk, was dem Gesamt-Eindruck kaum förderlich sein kann.

Deutsche Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege, redigirt von Reclam. Braunschweig, 1869. Bd. I. H. 1. 144 S. in 8. Vieweg 1 thlr.

Diese Zeitschrift wendet sich nicht ausschließlich an das ärztliche Publicum, sondern

vielmehr an Landwirthe, Banherren, Fabrikbesitzer, Lebensversicherungsgeſellſchaften, Schiffsreeder, Officiere, Lehrer, Verwaltungsbeamte und Mitglieder der Communalbehörden. Sie ſoll mitſein den Gebildeten aller Berufsclaſſen verſtändlich ſein. Bei dem allgemeinen Intereſſe, welches ſich an ſo viele Fragen der öffentlichen Geſundheitspflege knüpft, iſt der Zeitſchrift eine recht große Verbreitung zu wünſchen. Die wichtigſten Artikel des vorliegenden Heftes dürften folgende ſein: Reclam, über die engliſche Geſetzgebung für Hygiene, Roth, die Aufgaben des Armen-Geſundheitsdienſtes, Hombrecht, über Reinigung und landſchaftliche Nuzbarmachung des Kanalwaſſers, Reclam, über den Bau einer Kaſerne ꝛc. Ungefähr ein Viertel des ganzen Heftes wird durch Beſprechungen und Auszüge gefüllt, ferner durch eine Diſcuſſion über die Frage, ob auf den deutſchen Naturforſcher-Verſammlungen „Reſolutionen“ in dieſen Angelegenheiten gefaßt werden ſollen.

Birchow, Rudolf. Canaliſation oder Abfuhr? Berlin, 1869. G. Reimer. 10 ſgr.

In dieſer höchſt intereſſanten Broſchüre macht Birchow darauf aufmerkſam, daß die heutzutage in vielen Städten diſcutirte Frage in Betreff der Anlage von ſog. Schweinmkanälen, um die Auswurfſtoffe fortzuſchaffen, von mehreren Seiten her unterſucht werden müſſe. Wenn für ſehr beträchtliche Menſchen-Anhäufungen d. h. in großen Städten nichts übrig bleibt, als ſolche Anlagen zu machen, ſo kann man dagegen in kleineren Städten der Abfuhr jener Stoffe mittelſt luftdicht ſchließender Tonnen und der Verwerthung derſelben als Dünger den Vorzug geben. Auf den Dörfern empfiehlt ſich die Anlage ſog. Erdoſets d. h. Vermischung mit hinreichenden Quantitäten Ackererde um Geruchloſigkeit herbeizuführen und die Verwendung als Düngmittel zu begünſtigen. Die Anlage von Schweinmkanälen ſoll Hand in Hand gehen mit Verieſelung bisher unfruchtbarer Strecken Landes. Die pecuniären Reſultate ſind dabei als recht günſtig vorauſzulegen, wie auch aus dem neuerdings erſchienenen zweiten Heft der erwähnten Vierteljahreſchrift für öffentliche Geſundheitspflege (herausgegeben von Reclam, Braunſchweig 1869) hervorgeht. Namentlich die Stadt Danzig hat bereits einen Contract über Anlage eines ſolchen Schweinm-Systems abgeſchloſſen, welche zugleich die Stadt mit Trinkwaſſer verſorgen und vielen ſchreienden Uebelſtänden abhelfen ſoll. Ein anderes von Birchow beſonders betontes Moment iſt die Entwässerung oder

Drainage des Untergrundes der betreffenden Städte. Es hat ſich nämlich in England ergeben, daß durch eine ſolche Trockenlegung vor vor Allem eine verminderte Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahr hervorgerufen wird. Wie ſchrecklich die letztere iſt, ergibt ſich am eſſantefteſten aus dem Verwaltungsbericht des Berliner Magiſtrates für 1866, wonach ſie die Ziffer von 34% aller Sterbefälle in Berlin erreicht hatte. Ferner aber hat man in England eine auffällige Abnahme der durch Schwindſucht und Lungenkrankheiten überhaupt bewirkten Todesfälle in den mit Schweinmkanal-System durchzogenen Städten conſtatirt. Dieſe von Niemandem vorhergeſehenen Erfahrungen laſſen ſolche Anlagen noch wichtiger erſcheinen, als es nach den biſher im Vorbergrunde ſtehenden Unterſuchungen über Cholera und Typhus der Fall war. In der That betrug nämlich die Abnahme der Geſammtſterblichkeit z. B. für Crothdon 20%, die Abnahme der Sterblichkeit an Schwindſucht und Lungenkrankheiten überhaupt 17%, in Wiſtol die letztere dagegen 18%. Birchow ſchließt aus der Größe dieſer Abnahme, daß eine Thatſache von hoher Bedeutung für die öffentliche Geſundheitspflege vorliegt, inſofern die möglichen Fehlerquellen, wie falſche oder zu verſchiedenen Zeiten verſchieden aufgefaßte ärztliche Diagnose u. dergl. gegenüber ſo beträchtlicher Abnahme ſchwerlich in Frage kommen können.

Paſſauer. Ueber den exanthematiſchen Typhus in kliniſcher und ſanitäts-polizeilicher Beziehung nach Beobachtungen während der öſtreuß. Typhus-Epidemie während der Jahre 1868 u. 1869. Mit 12 Temperaturtabellen. 121 S. gr. 8. Erlangen, 1869. Encke. 1 thlr.

Dieſe Schrift gibt beiläufig Bemerkungen über die wahren Ursaſchen des ſich periodiſch wiederholenden Nothſtandes in Öſtreuſſen, der regelmäßig mit Typhus-Epidemien vergeſellſchaftet iſt. Außer den bekannten ungünſtigen klimatiſchen und commerciellen Verhältniſſen wird die Indolenz und Verwahrloſung der niederen Volksklaſſen als einflußreiches Moment hervorgehoben.

Barrentrapp. Zur Frage der Richtigkeit der Abſtimmungen in einigen Sectionen der Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte. Berlin, Hirſchwald 5 ſgr.

Der Verſ. verlangt, daß die Section für

Gesundheitspflege durch Majoritäts-Beschlüsse Resolutionen über gewisse technische und praktische Fragen z. B. Canalisirung der Städte fasse, die veröffentlicht werden können. Sie würden dann mit der Autorität einer gelehrten Körperschaft in's Gewicht fallen. Hiergegen ist bemerkt worden, daß die sog. Section für Gesundheitspflege wie alle Sectionen der Versammlung eine ganz zufällige Zusammensetzung hat. Es gehen viele Theilnehmer der Versammlung hinein, die weder Naturforscher noch Aerzte sind, sondern in jenen festlichen Tagen wesentlich gastronomischen Studien sich hingeben. Ferner fehlt es den praktischen Aerzten meist an jeder Vorkenntniß in Betreff der oft höchst schwierigen technischen Fragen, bei welchen sogar Kostenpunkt und die physikalischen Grundlagen besonders in's Gewicht fallen können. Es kann offenbar zu nichts führen, wenn eine so zusammengelegte Versammlung dem großen Publikum ihre vermeintliche Autorität aufnöthigen will, vielmehr scheint der einzig empfehlenswerthe Weg der zu sein, daß die betreffenden zur Veröffentlichung bestimmten Sätze oder Behauptungen von denjenigen namentlich unterschrieben werden, die sich etwa damit befassen wollen, sie zu vertheidigen.

Sonnenschein, Doc. Dr. f. v. (Gerichtschemiker in Berlin). Handbuch der gerichtlichen Chemie. Mit 6 Tafeln. 564 S. gr. 8. Berlin, 1869. Hirschwald 4 thlr.

Diesem Werke sind 6 Tafeln beigegeben, die sich zum Theil auf microscopische Untersuchungen in Foro beziehen. Zahlreiche Gutachten über wichtige Fälle, unter denen man fast alle in den letzten Jahren zu Berlin vorgekommenen Causes célèbres insofern sie zu gerichtlich-chemischen Ermittlungen Anlaß gaben, wiederfindet, bilden eine Zierde des Buches. Von allgemeinerem Interesse ist der sich auf Fälschungen von Nahrungsmitteln, Documenten etc. beziehende sog. administrative resp. sanitäts-polizeiliche Theil des Werkes.

Ganska, Prof. an der L. L. Josephs-Akademie zu Wien, Compendium der gerichtlichen Arzneikunde. 2. Aufl. 251 S. gr. 8. Wien, 1869. Braumüller, 1 thlr. 20 sgr.

Das Werk ist ziemlich unverändert und hauptsächlich für den Standpunkt künftiger österreichischer Militärärzte berechnet, welcher denjenigen der Medicin = Studirenden auf deutschen Universitäten bekanntlich nicht ganz entspricht. Von allgemeinerem Interesse sind

darin vielleicht die ausführlich und gut geschilderten Zeichen des Todes sowie das Rettungs-verfahren bei Scheintodten, welche Abschnitte auch für Nicht = Mediziner faßliche Schilderungen enthalten.

Keinen größeren Werth besitz die zweite Auflage von Komorans *Visa reperta* (Wien, 1869. 16 sgr.), welches Werk eine Sammlung von Obductionsgutachten enthält, die nur die Absicht verfolgen, dem Praktiker bei seinen schriftlichen Ausarbeitungen einen Leitfaden an die Hand zu geben. Charakteristisch für diese elementare Aufgabe ist ein solcher Bericht „über einen geprügelten Schneiderjungen.“

Biographie.

Pfleiderer, Edm., Dr. Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Ein Lichtpunkt Deutschlands aus trüber Zeit, für die Gegenwart dargestellt. Leipzig, 1870. Tues. 3 1/3 thlr.

Es ist ein sehr dankenswerthes Unternehmen, den großen Denker und Philosophen auch nach dieser weniger bekannten Seite hin, in seinem Wirken als politischer Schriftsteller, der Gegenwart vorzuführen. Mit großer Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ist der Verfasser all' den meist pseudonymen oder anonymen Flugschriften Leibniz's nachgegangen, berichtet auf's genaueste über deren Anlaß und Inhalt, und in allen stellt sich der reine Charakter und die grunddeutsche Gesinnung des großen Mannes leuchtend dar. Aber so anziehend der Inhalt des Buches ist, so ermüdend ist die Breite, mit der es geschrieben. Der Stoff, der für sich selbst reden würde, ist unter einem Schwall von Reflexionen förmlich begraben, und nicht selten werden die gleichen Gedanken zwei-, ja dreimal wiederholt. Erst eine Darstellung der Situation, in welcher die betreffende Flugschrift entstand, wobei denn zum erstenmal — in Kürze — deren Tendenz und Inhalt erwähnt wird. Dann ein breit gehaltenes Referat über Inhalt und Gedankenang der Flugschrift. Und nun endlich drittens eine noch breitere Reflexion, worin dieser Gedanken-gang uns nochmals vorgeführt und aus demselben die deutsch-patriotische Gesinnung Leibniz's weitläufig und umständlich bewiesen wird — ein Beweis, dessen es nicht bedurfte, oder welcher wenigstens mit ein paar kurzen schlappenden Sätzen hätte gegeben werden können. Das Buch macht den Eindruck, als habe der Verf. sich nicht die Zeit genommen, kurz zu sein. Auf die Hälfte der Bogenzahl zusam-

mengebrängt, würde das Werk den doppelten Werth haben; sollte aber ein so dickleibiger Band erscheinen, so wäre es besser gewesen, statt der Referate den Text all' jener Flugschriften abzudrucken und mit gebrängten Einleitungen und Anmerkungen zu begleiten. — Die Orthographie des Verf. ist wunderbar; daß er statt ph immer f setzt, ist noch die erträglichste Caprice. Noch störender ist die große Zahl der Druckfehler. A. E.

Das Frommann'sche Haus und seine Freunde. Von F. J. Frommann. 127 S. Jena, 1870. Fr. Frommann. 24 Sgr.

Der Verlagsbuchhändler Carl Friedrich Frommann stand bekanntlich in nahen freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe, sowie zu all' jenen literarischen Größen, welche damals in Jena und Weimar vereint waren. Sein Sohn schildert uns theils aus Jugenderinnerungen, theils aus Familienpapieren und unter Mittheilung von Briefen (worunter eine Reihe bisher ungedruckter Briefe von Goethe) die Schicksale und das innere Leben des Frommann'schen Hauses in jener großen und bewegten Zeit. Ihn veranlaßte hierzu zunächst der Umstand, daß „eine in ihrer Bedeutung überschätzte Episode aus Goethe's Leben“ (sein vermeintliches Liebesverhältniß mit Minchen Herzlieb) und hierbei auch das häusliche Leben der Familie Frommann „an die Deffentlichkeit gezogen und unrichtig dargestellt worden ist.“ Aber auch abgesehen von diesem Anlaß ist das Buch als Beitrag zur Geschichte des Goethe'schen Lebenskreises eine höchst dankenswerthe Gabe. Eine Reihe der bedeutendsten Männer jener Tage: außer Goethe selbst noch Riemer, Fernow, Steffens, Schelling, Schleiermacher, J. P. Richter, Werner, Gries, Jakobs u. a. treten uns als alte geistige Bekannte entgegen. Von höchstem Interesse ist eine Aufzeichnung der Frau Frommann über die furchtbaren Erlebnisse in den Tagen der Schlacht bei Jena. Was aber insbesondere jenes angebliche Liebesverhältniß Goethe's betrifft, so erfahren wir aus Briefen und anderen Dokumenten, daß dasselbe sich lediglich auf ein freundliches Wohlwollen des „lieben alten Herrn“ gegen ein nicht schönes aber geistig interessantes 19jähriges Mädchen beschränkt hat, daß von Goethe's Sonetten nur die „Charade“ sich auf Minchen bezieht, daß diese Charade nur eines ist aus einer Reihe von Gedankenspielen, welche mehrere Dichter mit dem Namen Herzlieb vornahmen, und endlich, daß in eben jenen Tagen Minchen sich mit einem jungen Berliner Gymnasialprofessor verlobt hat.

Mit wohlthuernder Offenheit bekennet der treffliche Verfasser seinen Christenglauben. Dieser Glaube hindert ihn nicht, Goethe's Größe und Goethe's edlen Charakter mit Wärme anzuerkennen. Goethe — das spricht er aus — hatte mehr Christliches in sich, als er selber wußte. A. E.

Lebderhose, Carl Friedrich. Aus dem Leben und den Schriften des Ministers Freiherrn Friedrich Carl von Moser. Heidelberg, 1871. Winter. 16 Sgr.

Dieses Werk ist das erste Bändchen christlicher Biographien, durch welche der Verfasser das Leben berühmter Männer von specifisch-christlichem Standpunkte aus geschildert hat. Wie das Leben des Vaters, Johann Jakob Moser's, so ist auch der Sohn bereits mehrfach eingehend geschildert worden; die belehrendste und geistreichste Schilderung seines Lebens lieferte wohl der Enkel, Robert v. Mohl, im zweiten Bande der Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, S. 401—424. Der Verfasser der vorstehenden Abhandlung hat zur allgemeinen wissenschaftlichen Würdigung und Beurtheilung der praktischen Wirksamkeit des Ministers von Moser nichts Neues beigetragen, er hat aber an dem Lebensgange des geistvollen entschieden christlichen und kreuzgeübten Mannes den Beweis geliefert, daß ein Oppositionsmann in der Politik auch auf dem Boden des wahren Christenthums stehen könne. Moser spricht in seinen Schriften so oft von sich und von verschiedenen Ereignissen aus seinem Gange durch die Welt, daß es allerdings wohl der Mühe lohnt, diese Bruchstücke zu sammeln und zu bearbeiten. Der Verfasser hat daher aus den Druckschriften namentlich aus seinem berühmtesten Werke „der Herr und der Diener“ und hinterlassenen Papieren des Freiherrn alle diejenigen Lebensmomente zusammengestellt, welche auch für weitere Kreise Beachtung und Nachachtung verdienen möchten. Auch der Dichter wird uns vorgeführt, dessen Kieber sich durch dichterischen Schwung und eine herrliche Innigkeit auszeichnen. In der Blumenlese aus Moser's Schriften sind ebenso geistreiche Gedanken als beachtenswerthe Lebensregeln mitgetheilt, welche der vielgeprüfte verkannte Staatsmann während seines Lebens bewahrt gefundnen hatte. F. L. von Moser wurde am 18. December 1723 in Stuttgart geboren. Am 10. November 1798 ist er in Ludwigsburg gestorben. Die frische und lebendig geschriebene Lebensbeschreibung dieses Mannes bildet einen cultur-historischen Hintergrund für die deutsche Kleinstaat-

tere des vorigen Jahrhunderts; auch aus diesem Grunde sei die kleine sinnige Schrift wohlwollender Beachtung empfohlen.

Adolf.

Franz, Dr. A., Superint. der Ephorie Barleben und Pastor zu Ebendorf. **J. A. B. Westemeier,** weil. Sup. der Ephorie Wolmirstedt, Past. zu Elben, Ritter u. c. Seinem Andenken und seinen Freunden gewidmet. Vortrag in der Herbst-Conferenz des Pastoral-Vereins der Provinz Sachsen zu Gnadau, den 4. Oktbr. 1870 gehalten. IV u. 63 Seiten. Schönebeck. E. Berger. 10 sgr.

Diesem Schriftchen fehlt zwar, um als eigentliche Biographie des am 5. April v. J. heimgegangenen Westemeier gelten zu können, die gehörige Abrundung und rechte künstlerische Einheit. Doch reicht es ein im Ganzen vollständiges und getreues Bild vom reich gesegneten Wirken des seltenen Mannes dar und bietet einem eventuellen späteren Biographen nicht bloß mannigfache Anregung, sondern auch schätzbare Quellenmaterial, mag immerhin der dem Verewigten als vieljähriger Freund nahe gestandene Verf. darüber Klage führen, daß ihm das Letztere nur spärlich zugeflossen sei. Das Büchlein enthält 1) eine „kurze biographische Skizze“ (S. 1—17) zum Theil nach handschriftlichen Mittheilungen der Familie, denen der Verfasser insbesondere wohl manche äußerlichen Details bezüglich des Lebensanges seines Freundes (geb. 13. Juli 1800 als Sohn des späteren Generalsup. und Bischofs Westemeier zu Magdeburg; studirt zu Halle und besonders 1820—22 als Schüler Schleiermacher's zu Berlin, bringt dann ein Jahr als Zögling des Predigerseminars zu Wittenberg, sowie hierauf den Sommer 1824 auf einer Dom-Candidaten-Reise nach Schottland und England, behufs Studiums der dortigen kirchlichen Zustände, zu; Ende 1824 bis Ende 1831 Pastor zu Glöck, 1831—1861 Pastor zu Viere, während seiner letzten 9 Jahre endlich Superint. zu Elben, wo er in Folge eines am Sonntag Judica 1870 während des Nachmittagsgottesdienstes erlittenen doppelten Schlagflusses starb) entnahm; 2) als erste Beilage: eine Skizze von „Westemeier's Reise nach Schottland und England“ (nebst Vorlegung der Einwirkung der damals empfangenen Eindrücke auf seine spätere kirchliche Haltung, der stets ein gewisser methodistischer und puritanischer Zug von da her eigen blieb); 3) als zweite Beilage: „Westemeier und der Verein

für das nördliche Deutschland“; 4) als dritte Beilage: „Westemeier u. Gnadau.“ Bei der ersten dieser Beilagen bediente sich der Verf. als Hilfsmittel eines handschriftlichen Berichtes des Verstorbenen über seine schottisch-englische Reise, der sich bei den Acten des Berliner Domstiftes befindet und als einzige authentische Aufzeichnung über das damals von ihm Gesehene und Erlebte übrig ist (eine ausführliche, von ihm selbst ausgearbeitete Beschreibung dieser Reise in drei Bänden Manuscript war, kurz ehe er zu ihrer Veröffentlichung schreiten wollte, sammt seinem Pfarrhause und aller seiner Habe zu Viere im August 1835 ein Raub der Flammen geworden). Für Beilage II wurde, was die frühere Geschichte des (1812 von Past. Uhle zu Seeburg begründeten) christlichen Schriften-Vereins für das nördliche Deutschland betrifft, ein von Westemeier selbst im Jahre 1844 herausgegebener „Bericht über Anfang und Fortgang des christlichen Vereins“ u. benutzt. Beil. III endlich wurde zum Theil nach schriftlicher Mittheilung „eines der ältesten Mitglieder des Sächsischen Pastoral-Vereins“ ausgearbeitet.

Wir zweifeln nicht, daß mit uns noch viele Leser dem Verf. aufrichtigen Dant für seine Arbeit zollen werden, mag derselben immerhin in formeller Hinsicht eine sorgfältigere Abrundung, sowie, was einzelne Seiten der reichen Wirkamkeit des Verewigten betrifft, eine Bereicherung und Vervollständigung gewünscht werden. 3.

Vollständigt. Gedichte.

Wechsler, Adolf. Heinrich der Löwe. Tragödie in fünf Akten. Für die Bühne eingerichtet unter Mithilfe von Dr. E. Grunert, gew. Regisseur am K. Hoftheater in Stuttgart. Selbstverlag des Verf. Ulm, 1870. Ebner, 15 sgr.

Die Wahl des Helden ist gewiß eine glückliche; Heinrich der Löwe ist in der That ein tragischer Charakter; seine Kühnheit, sein hohes Wesen, seine Macht berufen ihn zur höchsten Würde in Deutschland; er erreicht dies Ziel nicht, für einen Vasallen aber ist er zu gewaltig und zu stolz, und in diesem Konflikt geht er unter. Das ist's auch, was der Verf. uns vorführt und zwar in edler, schöner Sprache. Er hat mit Recht Prosa gewählt, doch eine Prosa, die an den bedeutendsten Stellen sich zu schönem Schwung erhebt. — Die große Schwierigkeit des Stoffes liegt in der zu großen zeitlichen Ausdehnung und in dem Umstand, daß Friedrich Barbarossa eine Hauptrolle spielen

muß, der gewaltige Mann, der selbst im höchsten Sinne ein tragischer Held ist; dadurch wird die Gestalt Heinrichs zu sehr in den Hintergrund gedrängt. Beide Schwierigkeiten hat der Verf. auch nicht überwunden und er hat sich die Sache noch schwerer gemacht, als sie an sich ist, und zwar auf Kosten der Geschichte. So zieht er die berühmte Belagerung von Weinsberg herein, die doch unter Konrad III. stattfand und läßt Heinrich den Löwen am Kreuzzuge Friedrichs Theil nehmen, was auch unhistorisch ist, und für die Entwicklung des Stückes keinen Werth hat; im Gegentheil lenkt das die Gedanken ab, und ein entschiedener Fehler ist es, daß der Verf. uns den Tod Friedrichs mit erleben läßt und zwar in einer viel zu flüchtigen Art. Das Erschütternde dieses Ereignisses tritt nicht hervor, und für die Entwicklung der Tragödie hat diese Episode keine Bedeutung. Hätte der Verf. nicht zu viel Geschichte mit in sein Schauspiel verarbeitet wollen, so würde ihm eine strammere Zusammenfassung möglich gewesen sein, während so die Scenen etwas lose neben einander stehen. Daß zuletzt dem alten Löwen das Christenthum tröstend näher trat, benutzt der Dichter leider gar nicht. Die weniger komische, als widerwärtige Figur der plauderhaften Daja hätten wir dem Verf. gerne erlassen. Es scheint uns darin eine falsche Concession an das Publikum zu liegen; in dem ernststen Gange des Stückes stören solche Scenen unangenehm. D.

Wechsler, Adolf. Der geschüchterte Hahn oder die Weiber von Schorndorf. Hft. Lustspiel in 4 Aufg. (Als Manuscript gedruckt). Ulm, Ebner.

Ein Lustspiel des vorgenannten Dichters der Tragödie „Heinrich der Löwe.“ Die historische Unterlage bilden die Verwüstungen Ludwigs XIV. in der Pfalz. Während Alles sich demüthig dem Franzosenkönig unterwirft und selbst die Regierungen sich ihm beugen, hat der Kommandant von Schorndorf das Herz auf dem rechten Flecke; er will Schorndorf vertheidigen. Bürgermeister und Rath aber wollen die Stadt übergeben, wozu selbst die Regierung auffordert. Da die Männer zu Weibern werden, so treten die Weiber mit männlichem Muthe auf, an ihrer Spitze die Frau Bürgermeisterin; sie bewaffnen sich, nehmen den hochweisen Rath gefangen und verschaffen so dem Kommandanten freie Hand; er treibt mit seinen Kanonen die Franzosen zurück und der „schüchterne Hahn“ zieht ab. — Wir beanstanden die historische Unterlage; eine Zeit solcher Schmach ist wenig geeignet, einem Lustspiel zum Hintergrund zu dienen. Außer-

dem ist kein Charakter in dem Stück so dargestellt, daß er unsre herzliche Theilnahme erwecken könnte. Bloße Abergläubigkeit ist an sich nicht komisch. Immerhin wird das Lustspiel ganz wohl für kleine Bühnen zu verwenden sein, da es weder an Decorationen noch an darstellenden Kräften irgend welchen Aufwand erfordert. Auch ist es in keiner Weise frivol, vielmehr ganz brav gemeint. D.

Heine, Gerhard, Seminar-Director in Cöthen. Vaterländische Gedichte aus dem Kriege der Deutschen gegen die Franzosen 1870 u. 1871, gesammelt und herausgegeben. — Zweite sehr verbesserte u. vermehrte Auflage. 88 S. Cöthen, Ed. Heine. 7½ Sgr.

Unter den bereits ziemlich zahlreichen Sammlungen von Früchten der deutsch-patriotischen Muse, wie sie durch die heißen Kämpfe der jüngsten großen Kriegsepoche zeitig geworden, behauptet die vorliegende eine ehrenvolle Stelle. Sie bietet in freundlich schöner Ausstattung auf 88 Seiten gr. Octav 140 der trefflichsten Lieder aus dieser Heldenzeit, unter welchen wir jedoch einige der köstlichsten vermist haben, namentlich das unvergleichliche „König Wilhelm saß ganz heiter,“ das nebst noch einigen von ähnlicher humoristischer Art leider fehlt und durch das an sich recht nette und heitere „König Wilhelm auserwählt“ von R. Trebig (S. 9) nicht ausreichend ersetzt wird. Wir können daher das vom Herausgeber geleistete hinsichtlich der volksthümlichen Frische und allseitigen Geschicklichkeit der getroffenen Auswahl dem in dieser Beziehung in der That unübertrefflichen Lipperheide'schen Büchlein: „Lieder zu Schutz und Trutz“ nicht gleichstellen. Doch erkennen wir gerne an, daß seine eine verhältnismäßig größere Zahl ernster und religiöser Lieder bietende Sammlung in pädagogischer Hinsicht wieder Manches vor der genannten vorzugsweise classischen Anthologie voraus hat. — Für die nächstfolgende Auflage empfehlen wir dem Verf., in Befolgung des von Lipperheide u. A. gegebenen Beispiels außer dem nach den Anfangsworten der Lieder alphabetisch geordneten Inhaltsverzeichnis auch noch ein alphabetisches Dichter-Verzeichniß voranzustellen.

Versifex. Chronika des deutsch-französischen Riesenkampfes in den Jahren 1870 u. 71. 8, 146 S. Gotha, 1871. F. A. Perthes.

Tagtäglich fördert der volle Strom der so gewaltig wirkenden vaterländischen Ehrenzzeit

neue Erzeugnisse ans Tageslicht, die in allerlei Weisen der großen Zeit gerecht zu werden suchen. Auch der ungenannte Verfasser hat sich daran gemacht, sein Scherflein dazu beizutragen, und „in geläufigen Reimen“ den Riesenkampf zwischen Germanen und Romanen dargestellt. Er wählte dazu das Maas, in dem Blumauer einst die Aeneide travestirte, ohne indeß den Gegenstand, wie dieser, ins Possenhafte zu verzerrern, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die Behandlung mancher ergöglicher Nebenscenen unwillkürlich daran anklingt. Die

„Zeit gewaltiger Verücken,
Drauf Pfalzgrafen Vorbeer drücken,

wie sie Platen nennt, ist unviderrußlich herum. Darum, und fintentalen Verfasser für das siegesfrohe deutsche Volk schreibt, wird es ihm Niemand verargen, wenn die Reime mitunter so geläufig sind, daß Reim und Rhythmus mit ihnen auf und davonläuft. Dergleichen Kleinigkeiten gleicht der prächtige Humor alsbald wieder aus, der lustig und neckisch die Thatsachen umguckelt, und zu dessen Veranschaulichung wir einen Vers auf S. 24 citiren.

„Ja Papelotte und Gravelotte,
Das sind zwei stramme Kotten,
Wenn auch die Franken voller Neid
Der beiden Fräuleins spotten;
Die haben unsern Ruhm gestickt,
Den Franken aber Strümpf gestrickt,
Daß sie fortlaufen konnten!“

Es wäre ungerecht und undankbar, wenn nicht alle Künste bei uns die Großthaten aus 1870 und 1871 feiern wollten. Wie deshalb das heitere Büchlein das Recht seiner Existenz daraus ableitet, so sind wir auch gewiß, daß es ihm an dankbaren Lesern nicht fehlen wird.

Daß S. 85 die „Wahner Heide“ bei Mainz angelegt wird, fühlen wir uns übrigens berufen, hier officiell als einen geographischen Irrthum zu bezeichnen.

Ditsfurth, F. W. Freiherr von. Die historischen Volkslieder des Bayrischen Heeres. 8. 160 S. Nördlingen, 1871. C. F. Beck. 24 sgr.

„Ein Werk vieljähriger Forschung“ nennt der Herausgeber das vorliegende Buch, das er mühsam zum größten Theil aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde zusammengestellt hat, wie er in ähnlich dankenswerther Weise und mit gleicher Sorgfalt und Gründlichkeit die Lieder des preussischen und österreichischen Heeres bearbeitete. Nun die Gabe in unserer Hand ist,

sieht man ihr allerdings die Müh und Arbeit nicht an, die es gekostet, sie in diesen Strauß zu vereinigen, man kann sich aber derselben recht herzlich erfreuen. Denn in ihrer Gesamtheit spiegeln diese Soldatenlieder getreulich ihre Zeit und den vaterländischen Boden, wie die Stammeseigenthümlichkeit ab, woraus sie hervorgegangen sind. Einzelne athmen freilich einen etwas sehr einseitigen, ja fanatischen Geist, wie die Lieder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, des spanischen Successionskrieges und der Rheinbundszeit. Indessen bieten auch sie doch wiederum Strophen und Anklänge dar, die noch heute ansprechen, und nicht unter die Rubrik „ge-reimte Polemik,“ sondern unter den lebendigen und ächten Volksgefang gehören. — Die Treue gegen Fürst und Vaterland, die todesverachtende Hingebung, der Trost des Glaubens, die wehmüthige Klage um die Gefallenen, der mitunterlaufende Witz, die helle Siegesfreude über die Feinde — all das bricht in heller Lust mit Kraft aus ihnen hervor, und macht sie darum zu acht deutschen Klängen. Man nehme z. B. den Jubel über die Tuttlinger Niederlage der Franzosen im dreißigjährigen Kriege, oder lese die Lieder zum Preise des Kurfürsten Max Emanuel, des Türken siegers, oder selbst die jüngsten Erzeugnisse aus den Tagen des letzten Krieges, um dies Urtheil bestätigt zu finden. Aus ihnen heben wir zur Ergözung des Lesers ein paar Proben aus.

Unter der No. 71 „Die guten Kameraden“ heißt es also:

1. Ich hab viel Kameraden
Und bessere findest du nicht,
Das sind die tapfern Preußen,
Die Hessen, Sachsen, Reußen,
Als Held ein jeder sicht.
3. Man hat uns wollen verheizen
Und machen einander feind,
Jetzt können sie's ja sehen,
Wie wir zusammenstehen,
Auf Tod und Leben vereint!
5. Hurrah, ihr deutschen Brüder,
Wir halten treu zusammen,
Wir Bayern schlagen nieder,
Was uns will trennen wieder —
Machs so ein jeder Stamm!

In der bayrischen Mundart führen wir noch an folgendes Schnadahüpf, in welchem der Humor im Felde zum Ausbruch kommt:

1. Napoleon der Erste
Und der Zweite san todt,
Den Dritten habens eing'stedt,
Dem Vierten halb (= helf) Stot!

2. Gelt Franzmann, da schaug'st
Und waakt net, wie dir is?
Die deutsche Armec
Gehst bis hinter Paris!
3. Und wann ihr ent fluchtet
Und anander verliert,
Na sagt ðs, es habts enf
Blos zuuüß concentrirt!
4. Val aber der Deutsche
An Feind wo auffucht,
Noa haakts: er befindet
Sich vorn auf der Flucht!
5. Und der Pfarrer hot g'sagt,
Des müßts luthrisch wärn;
Der hot uns aufbunden
An tüchtinga Bärn.
6. Ob luthrisch, katholisck,
Wer fragt do darnach?
Der Feind kriegt katholisck —
Und luthrisck sei Sach!

Nach diesen Proben halten wir eine weitere Empfehlung der werthvollen Sammlung für die Freunde der Volksdichtung für überflüssig; es wird ihr an solchen nicht fehlen!

Diefenbach. G. Chr. In der deutschen Frühlingszeit. 12. 31 S. Hannover, 1871. C. Meyer. 2 sgr.

Siebenzehn Lieder aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1870 und 71 bietet uns der durch seine Kinderlieder (Mainz, bei Runze) und durch seine Gedichte (Berlin, Wohlge-muth) hinlänglich legitimirte Sänger hier dar. Das Wehen des neuen deutschen Geistesfrühlings entlockt seiner Leier reich naturwüchsige, ansprechende Töne; er konnte dabei nicht schweigen: er mußte singen.

Wem jemals nur ein Lied gelungen,
Der hat bei solchem Frühlingswehn
Gewiß von Herzen mitgesungen
Von Deutschlands großem Auferstehn!

Die vorliegenden Lieder schlagen allerdings weniger in das Gebiet des Volksge-sanges ein, sind aber innig gefühlt, flüssig gereimt und von edler Begeisterung getragen. Auch fehlt in ihnen das religiöse Element nicht, wenn es sich auch nicht breit in den Vordergrund drängt. Sie erinnerten uns in der ganzen Anlage und Durchführung an die Schenkendorfsche Lyrik, und wir glauben damit die zutreffendste Charakteristik gegeben zu haben. Einzelne der Dichtungen sind, wie wir sehen, bereits componiert, andere schließen sich bekanntern Melodien an, noch andere

harren des Meisters, der ihnen dazu hilft, daß man sie singen und sagen kann. Daß sie solcher Bearbeitung werth sind, davon kann der Leser sich überzeugt halten. Bb.

Jahrbuch religiöser Poesie. Herausgegeben von Julius Sturm. Jahrgang 1870. (Separatabdruck des Blü-tenstraußes in der homiletischen Zeitschrift „Mancherlei Gaben und ein Geist).“ gr. 8. 76 S. Wiesbaden, J. Niedner. 16 sgr.

Es ist ein recht glücklicher, Gedanke die religiösen Poesien, welche als Zugabe zu der obengenannten homil. Zeitschrift erscheinen, am Ende des Jahres in einem besonderen Jahrbuch zu sammeln. Der wohlbekannte Herausgeber, einer unsrer gefeiertsten Dichter namentlich im Gebiete der religiösen Poesie, hat zu dieser Arbeit eine hervorragende Begabung und so läßt sich schon im Voraus das Beste erwarten. Diese Erwartung wird auch nicht getäuscht. Natürlich sind die einzelnen Gedichte von verschiedenem Werthe, aber im Ganzen bietet die Sammlung tüchtige und ansprechende Gedichte. Den Begriff der religiösen Poesie hat der Herausgeber weiter gefaßt, so daß auch die religiöse Naturanschauung ihre Stelle findet und dieß ist gewiß nur zu billigen, ebenso die Weitzerzigkeit, mit welcher verschiedenen religiösen Richtungen hier Raum gegeben wird, ohne daß der rechte Lebensgrund verlassen würde. Außer den besonders ansprechenden zahlreichen Liedern des Herausgebers selbst findet man in vorliegendem Jahrgang besonders Gedichte von Eleonore Fürstin Reuß, Louise v. Plönies, Oser, Gerok, Engelbach, A. Stöber, Wilhelmine Henkel, Roller, Lange, Hofmann von Nauborn, Schwarzkopf, Geibel u. A. Ein Regifter am Schlusse würde sehr erwünscht sein und den Gebrauch der Sammlung sehr erleichtern. D.

Kreuz- und Trostlieder, gesammelt von Ludwig de Marées, herausgegeben zum Besten des Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger. 27 S. Zerbst, 1870. Ruppe. 2½ sgr.

Die Tendenz dieser Lyrisches und Didaktisches enthaltenden Lieder Sammlung geht hervor aus den Worten der poetischen Vorrede: „Nun sei nicht nur das scharfe Schwert geschwungen. — Zum hellen Klange kriegerischer Trommten. — Wird stark in freiem tühne-m Kampf bezwungen — Die arge Saat unheiliger Propheten, — Die mächtig wuchernd

ist emporgebrungen. — Kämpft Israel, schafft Sieg ihm Moses Beten: — So lab' im Kampf manch banges Herz sich wieder — Am Himmelsfrieden ernster, frommer Vieder.“ Die gebotenen poetischen Producte führen den Namen Kreuz- und Trostlieder mit Recht. Sie nehmen Rücksicht auf jedes Kreuz, nicht bloß auf das, das so vielen Seelen in Folge des Krieges aufgelegt worden ist, und bieten den rechten Trost, den Bibeltröst, den Trost, der gegründet ist auf die Gewißheit der göttlichen Gnade und die Vergebung der Sünden. Sie bezeugen es, daß der Mensch, wenn er begnadigt ist und Vergebung der Sünde hat, nicht untergeht in den Wellen der Trübsal und nicht verdirbt im Kampfe gegen den Satan. So sind denn die Lieder im rechten Sinne des Wortes erbaulich und außerdem nach Form und Inhalt ansprechend, wenn sie auch gerade nicht als etwas Hervorragendes bezeichnet werden können. Etliche haben ihre Motive aus Psalmen und älteren Kirchenliedern entnommen (Ps. 130. Befiehl du deine Wege. Jesus meine Zuversicht.)

P.

Kunst. Musik.

Hauschoralbuch. Alte und neue Choralgesänge mit vierstimmigen Harmonien und mit Texten. 7. verb. Auflage. Gütersloh, 1871. C. Bertelsmann. 1 thlr.

Es gereicht dem Ref. zur besonderen Freude, dieß Hauschoralbuch, einen alten, bewährten Hausfreund, bei seinem siebenenten Ausgange in die Welt angelegentlichst zu empfehlen. Die Auswahl der Lieder ist reichlich, (322 Nummern) und gut, der Tonsatz einfach und schön, die Ausstattung geschmackvoll, der Preis billig. Daß neben so vielen Werken ähnlicher Art das Hauschoralbuch immer noch seinen Platz einnimmt, ist ein Beweis für seine Brauchbarkeit, die Ref. sattfam erprobt hat seit Erscheinen der ersten Auflage. Es wird dem werthen Hausvater auch fernerhin nicht an Freunden fehlen; je mehr Gottes Wort unfrem Völke wieder etwas gilt, desto mehr werden auch die alten Lieder wieder gesungen, und je mehr diese edlen Lieder gesungen werden, desto mehr dringt das Wort in Herz und Leben ein. So erfüllt das Buch eine große Mission. D.

Deutsches Leben in Kampf und Sieg.

148 Folioseiten, Pergamentpapier. Elegant cart. in Holzband. Bremen. C. Ed. Müller. 10½ thlr.

Unter den zahlreichen artistisch-literarischen Produkten, welche durch die großen Ereignisse unserer Tage hervorgerufen worden sind, nimmt vorstehendes, von christlich-patriotischem Geiste durchwehtes, chromolithographisches Prachtwerk ohne Zweifel eine der ersten Stellen ein. Zwar hat die edle Hand, welche sowohl die Auswahl des dichterischen Stoffes und der dicta classica aus den bewährtesten Historikern und Publicisten der Gegenwart getroffen als auch den sinnigen Bilderschmuck hinzugefügt hat, uns nicht gesagt, wem wir diese herrlichen Gaben zu verdanken haben. Doch erkennt man an dem gediegenen, stets die höchsten Lebensziele ins Auge fassenden Inhalt wie an der sinn- und geschmackvollen Ausstattung leicht dieselbe reichbegabte Künstlerin (Frau von Wöringen in Karlsruhe), von welcher — obwohl ebenfalls anonym — schon früher drei ähnliche Prachtwerke: „Deutsches Leben in Viedern,“ „im Glauben,“ und „in Lieb' und Treue“ — erschienen sind. Bei vorliegender Anthologie muß man nicht nur über die außerordentliche Belesenheit und den sichtenben Sammlerfleiß der Herausgeberin staunen, sondern fast mehr noch über die wunderbare Schnelligkeit, womit dieses jetzt schon in zweiter Auflage erscheinende vaterländische Ehrenbuch den Ereignissen, so zu sagen, auf dem Fuße gefolgt ist. Dasselbe lehnt sich, wie schon der Titel erwarten läßt, nach Stoff und Form an die großen Thaten der Gegenwart an, ist aus ihnen gleichsam herausgewachsen und erscheint dazu bestimmt, diesen Ereignissen durch Wort und Bild den treffendsten Ausdruck zu verleihen und ihnen somit zugleich als Erinnerungszeichen zu dienen, das uns und der Nachwelt die wahre politische und kulturhistorische Bedeutung derselben vorführt, das aber zugleich auch den vielen außerhalb ihres Vaterlandes lebenden Deutschen, die sich jetzt erst wieder recht als Glieder der großen deutschen Völkerfamilie fühlen, ein getreues Bild des in ihrer Heimath stattgefundenen patriotischen Auf- und Umschwunges gewähren mag. Was die Auswahl des dichterischen Stoffes anlangt, so ist die Herausgeberin zwar bis auf Trytaios und Sophokles zurückgegangen, hat sich aber natürlich doch vorzugsweise an das viele wahrhaft Schöne und Gediegene gehalten, was der Begeisterung unserer Tage entsprossen ist.

Gruppiert ist der reiche Stoff sehr passend in sechs Abschnitte, deren jedem ein den Inhalt durch allegorische Gestalten oder bedeutsame Symbole ausdrückendes Kunstblatt vorangestellt ist. Abschnitt 1. betitelt „Das Vaterland ruft!“ bringt in Buntdruck, Bronze mit Gold, Schneedenburger's „Wacht am

Rhein," illustriert durch eine lebensvolle Gruppe von Kriegern der verschiedenen Hauptwaffengattungen, welche unter einer Eiche von einem vorspringenden Felsen herabspähend Auschau halten über den Rheinstrom. Den Schluß dieses Abschnittes bilden sehr passend als hochwichtige Actenstücke dieser großen Zeit die Thronrede König Wilhelms bei Eröffnung des Reichstags am 18. Juli 1870 sowie dessen Antwort-Adresse, des Königs Ansprache an das Volk vom 25. Juli 1870, und an die Armee von demselben Datum. — Der 2. Abschnitt, „Hingabe an's Vaterland," bringt einen Prachtdruck (Roth mit Gold) von Rückert's Sonett: „Frauen Deutschlands, Nehmt für eure Opfergaben Das Opfer an des Lieds, das ich euch bringe" u. s. w. Die begleitende Illustration zeigt eine hohe Frauengestalt in altdeutscher Tracht vor einer offenen mit Weinlaub drapirten Hausthür, welche einem vor ihr stehenden (sammelnden?) Mägdlein ihren Schmuck (?) als Opfergabe ausgehändig zu haben scheint. Doch müssen wir gestehen, daß uns und auch andern Beschauern die Idee der Künstlerin nicht recht durchsichtig geworden ist. — Der 3. Abschnitt, „Leben und Sterben für's Vaterland," bringt in schöner abermals modificirter typographischer Ausstattung, (Schwarz mit Roth und Gold), den Paul-Gerhard'schen Vers: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir" u. s. w., umrahmt von Passionsblumen-Arabesken, unterhalb des Textes aber eine wahrhaft ergreifende Gruppe — einen sterbenden Krieger zwischen entschlafenen Kameraden auf die eroberte Fahne mit dem Adler gebettet, von einer barmherzigen Schwester sanft gestützt und mit vorgehaltenem Kranze getrüftet. — Das Kunstblatt vor dem 4. Abschnitt, betitelt: „Die Trauernden," zeigt uns eine junge Wittve mit zwei kleinen Kindern mit gen Himmel gerichteten Blick auf den Eintritts-Stufen einer Kapelle sitzend, neben welcher ein Gottesacker ihren Verlust uns andeutet. Ihr ist — in Dunkelbraun mit Blau und Gold gedruckt — das Hermann'sche: „Ach Gott, ich muß in Traurigkeit Mein Leben nun beschließen" u. s. w. als Ausdruck ihrer Gemüthsstimmung gewissermaßen in den Mund gelegt. — Der 5. Abschnitt, „Siegesfrüchte," wird eröffnet durch die holdselige Erscheinung des Friedensengels, welcher in der Rechten den Eichenkranz für den Sieger haltend, die Linke nach der mit dem Delzweig im Schnabel herbeischwebenden Friedensstaube ausstreckt. Dazu im herrlichsten Buntdruck (Grün mit Schwarz und Gold) das alte süße Volkslied aus des Knaben Wunderhorn: „Holde, liebe Friedensstaube, Die du schnell den Delzweig

bringst, Laß das holbe Zweiglein fallen, Denn sobald es Wurzeln schlägt, Sehn wir Heil und Wohlgefallen An den Früchten, die es trägt." Zum Schluß dieses Abschnittes jedoch Graf Bismarck's Warnungswort: „Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns in Folge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und zwar ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten." — Zum „Lob und Dank" ermuntert endlich der 6. Abschnitt, und zwar mit den Worten des 96. Psalmes, welcher in Blau mit Schwarz und Silber nebst der Composition von Waldemar Bargiel abgedruckt ist; zur Seite eine andächtig singende Kindergruppe zwischen blühenden Reichen und reifenden Früchten. Den Schluß bildet ein Wort von Dahlmann: „Heil den Deutschen, welche aus tiefer Noth Errettung gefunden haben! Und noch der späte Enkel rufe dankbar: Heil den Streitern für das deutsche Vaterland!" So findet in diesem Buche jede durch die folgenschweren Zeitereignisse hervorgerufene Gemüthsstimmung ihren das Herz zugleich erhebenden und läuternden Wiederhall.

Ehe wir jedoch von diesem aus der berühmten Kunstanstalt von Breidenbach und Comp. in Düsseldorf hervorgegangenen Prachtwerk Abschied nehmen, müssen wir den Blick noch einmal vom Ende auf den Anfang zurückwenden. Denn noch bleibt uns das schönste Kunstblatt zu betrachten übrig, das ebenso geistvoll erfundene als herrlich ausgeführte Titelbild, welches einen malerischen Durchblick durch eine halbversallene ephemerumranke Klosterhalle nach dem Straßburger Münster und dem Wasgaugebirge gewährt und somit gleich von vorn herein den edlen Kampfspreis andeutet, den alle patriotischen Deutschen in Süd- und Norddeutschland in stillem Einverständnis als selbstverständliches Ziel der deutschen Waffen angesehen haben, sobald der uns frivoler Weise aufgezwungene Krieg war zur Gewissheit geworden. Im Anschluß an das Titelbild und die durch dasselbe angeregten Gedanken theilen wir aus der reichen Straßburg- und Elsaß-Literatur, die das Buch enthält, einige Auszüge als Probe mit.

§. 119 f. lesen wir: Ein altes Urtheil über die Elsässer. Moriz Arndt, unser alter Freiheitskämpfer, schrieb im J. 1815 ein kleines Schriftchen: „Ueber den heftigen Widerstand oder den bösen Geist, den die verbündeten Heere allenthalben im Elsaß finden. Ein Wort des Trostes für das deutsche Volk." Es heißt darin u. a.: . . . „Ich habe gesagt: sie haben nicht mehr deutsche Gesinnung und

Können sie nicht mehr haben; aber ihr Sinn und ihre Art sind immer noch deutsch und nicht wälsch. . . Wenn also das Elsaß — was wir hoffen und begehren müssen — jetzt wieder mit dem deutschen Reiche vereinigt wird, so würde es nur 10 oder 15 Jahre einer kräftigen und gerechten deutschen Regierung bedürfen, um die Geister und Herzen des Volks dem deutschen Vaterlande wieder zuzuwenden". . . Weil aber diese bestberechtigte Erwartung Arnolds und anderer deutscher Patrioten wegen des Neides der Fremden damals leider nicht in Erfüllung ging, so singt Max von Schenkendorf in seinem Lied vom Straßburger Münster (S. 113) voll heiligen Zornes:

Die Bundesfahne in Feindes Hand?
Der Thurm in wälscher Macht?
O nein, sie sind vorausgesandt
Als kühne Vorderwacht.
Und „der alte Invalide“ (S. 102, von einem ungenannten Dichter) verkündet seinem Sohne:

Ob heute auch in stolzem Schlag
Mein altes Herz erbebt,
Daß es den großen Siegestag
Alldeutschlands noch erlebt;
Der alte Gram, der alte Groll,
Sie wollen nicht verwehn;
Und, Kinder, wenn ich jubeln soll,
Muß ich den Frieden sehn!

Ich zog, wie ihr, im Siegesschritt
Die gleiche Heldenbahn;
Dieselbe Lösung nahm ich mit,
Denselben stolzen Wahn.
Wir standen drohend vor Paris,
Wie ihr, mit wilhem Gruß —
Da hieß es: „Schonung!“ Milde hieß
Der Mächte Friedensschluß. . . .

Dem frechen Räuber blieb zum Dant
Des Reiches alte Mark! —
Mein Sohn, mein Herz ward alt und
frank,

Sein Grimm blieb jung und stark.
Drum jubelt, Kinder; doch vergebt
Dem alten bitteren Mann,
Der knirschend solche Schmach erlebt,
Daß er nicht jubeln kann!

Nicht jubeln kann, bis er es weiß,
Unleugbar und gewiß,
Daß man des Sieges vollen Preis
Nicht wieder euch entriß.
So lange ohne Raht und Ruh
Ruf ich den Herren nach:
In Frankreich, deutsches Herz, hast du
Noch ungerochne Schmach!

Darum ruft Geibel, indem er die „deutschen Siege“ feiert (S. 104 f.), dem greisen

Heldenfürsten, welcher uns jetzt zum Siege geführt hat, zu:

Der feigen Welt zum Neide
Dann sei dein Werk vollführt,
Und du, nur du, entscheide
Den Preis, der uns gebührt.
Es tritt mit uns im Gliede
Kein Freund, als Gott allein;
So soll denn auch der Friede
Ein deutscher Friede sein.

Und Simrock (S. 71 f.) ist keineswegs verlegen um die Antwort auf die Frage:

Wie weit gehört das Land uns an,
Das deutsche Tapferkeit gewann?
Die Antwort giebt euch Arnold und singt:
„Soweit die deutsche Zunge klingt.“

Denkmäler habt ihr ihm gesetzt,
So folgt auch seinem Rathe jetzt:
Nehmt wieder, was der Feind geraubt;
Damit erst schlägt ihr ihn aufs Haupt.

Daß wir jetzt einig sind, ist schön,
Gott Dank dafür in Himmelshöhn;
Doch ist die Einheit nimmer voll,
Der Meß und Straßburg fehlen soll.

Ihr Söhne Irmins, kehrt zurück
In's Vaterhaus zu eurem Glück,
Dem ihr, wie fezt ihr's noch verkennt,
In heißer Liebe bald entbrennt. . .

So singt denn auch Tempelton, „September 1870“ (S. 106):

Vier Wochen kaum: und Tag für Tag, wie
Mähr aus grauer Vorzeit, rauscht
Die heilige Siegestunde her, der athemlos der
Erdfreis lauscht;
Hoch schwillt das Herz vom stolzen Klang
glorreichen Ruhms, und zaubergleich
Erwacht das fast verschollne Lied, das alte
Lied vom deutschen Reich.

Verschlafen hinter Hecken lag Dornröschen-
Elsaß wunderfam,
Bis daß des Märchens Heldenprinz die Süße
zu erwecken kam; —
Die Mär ist Wahrheit, und der Prinz, des
Heldenvaters Heldensohn,
Rückt siegreich gen Paris, und morsch zer-
bricht vor ihm der Kaiserthron.

Und wie traulich „Dornröschen-Elsaß“ während des Schlafs unter der langen Fremdherrschaft deutsche Art und Sprache bewahrt hat, das hat uns noch neuerdings der blämsche Dichter Franz de Corot bezeugt (S. 120), welcher in einem belgischen Journal daran erinnert, daß um das Jahr 1840, als das Rheinlied von Nikolaus Becker am deutschen Niederrhein überall bernommen wurde, auch

an der elsässischen Seite des Oberrheins im Volke dasselbe Lied, jedoch mit veränderten Anfangsworten, gesungen wurde:

„Sie sollen's uns nicht nehmen,
Das freie deutsche Wort;“ —

wie es denn überhaupt „in jeder Hinsicht wahr bleibt, setzt Corot hinzu, daß Sprache, Tradition und Geschichte dieses Landes gründlich deutsch sind.“

Daher kann es uns auch nicht befremden, wenn Otto Hörth, einer ahnungsvollen Elsässischen Sage folgend, (S. 103 f.) den alten Meister Erwin „seit langen Jahren“ von der Zinne seines Thurmes herab mitternächtigen Heerschau halten und „weit in das Land hinein“ rufen läßt:

Wann kommen die Deutschen wieder,
Du alter Vater Rhein?
Wann haltst in den Gassen drunten
Der deutschen Kasse Huf?
Wann ragt in Deutschland wieder
Das Bauwerk, das ich schuf?
Wann werden die Retter kommen,
Daß endlich der Wonn zerreißt,
Daß frei von den wälschen Banden
Sproßt wieder der deutsche Geist? —

Und nachdem Meister Erwin lange vergeblich gefragt und gerufen, da endlich erfüllt sich, was er so heiß ersehnt hat:

Zur mittlernächtigen Stunde
Am Thurme der Meister steht,
Und mit den Gesellen allen
In's Reich hinaus er späht.

Und sieh, da gleißt es und blüht es
Und rasselt und trabt durch die Nacht:
Es zieht in langen Reihen
Herüber die deutsche Macht.

Sie ziehen in hellen Haufen,
Sie schreiten über den Rhein,
Sie wollen am Dome vorüber
In's Land der Wälschen hinein.

Und es drängt sich und wogt und
wimmelt

In endlosem Zuge nach:
Die Deutschen kommen und süßnen
Vielhundertjährige Schmach!

Lang steht entzückt der Meister
Und schaut und lauscht hinab,
Dann steigt er mit seinen Gesellen
Herunter in sein Grab;

Dann legt er sich ruhig nieder
Am alten deutschen Strom;
Denn deutsch ist wieder sein Boden,
Und deutsch ist wieder sein Dom.

Hiermit brechen wir unsere Auszüge aus der poetischen Verherrlichung unseres verlorenen und wiedergewonnenen Schmerzenskinds ab, um auch noch einer gesalbten Stimme in Prosa Raum zu vergönnen. Im Frommel läßt sich „In Straßburg“ (S. 95 f.) also vernehmen:

„Die Namen der andern Städte treffen die Saiten eines deutschen Herzens nicht in der Stärke und Tiefe wie Straßburgs Name. — Wenn unser Volk Straßburgs gedachte, da flammte das Auge, da brannte ihm die Wange. Hineingewoben in seine schönsten Lieder, in den Traum der einstigen und wieder kommenden Herrlichkeit seines Reiches, war diese Stadt des deutschen Volkes Schmerz und Sehnsucht. In dem heutigen Tage (30. Sept. 1870) vor bald zweihundert Jahren ihm entrisen und geraubt durch Schwäche, wenn nicht durch List und Verrath, inmitten des tiefsten Friedens; geraubt als Deutschland am Boden lag, eine blutende Mutter, die ihr Kind nicht zu schützen vermochte, so hat sein Münster zu uns herübergeragt, ein aufgehobener Warnefinger, ein Denkstein unserer Schmach. Aber wer es recht verstand, der sah und hörte noch mehr. Der hörte den Ruf zur deutschen Einigkeit, und durch Einigkeit ist wieder zu gewinnen, was durch Zwietracht verloren gegangen: eine Verbrüderung, wie sie seit Jahrhunderten kein deutsches Auge mehr sah. Daß wir als ein einzig Volk haben ringen dürfen um diese Stadt, daß sie unser geworden durch vereinte Kraft, darum sprechen wir unter Lob und Dank: „Bis hierher hat der Herr geholfen.“

Ja, „der Herr hat uns geholfen,“ das wollen wir frei und offen bekennen. Wir müssen uns beugen unter dem Reichthum der Barmherzigkeit Gottes. Ein Baum beugt sich ja nicht bloß, wenn der Sturm seine Nester schüttelt oder bricht; er kann sich auch beugen unter der Last des Segens, die auf seinen Zweigen liegt. Je voller die Aehre, desto mehr senkt sie das Haupt. So laßt auch uns thun. Wir sind in einem Lande, dessen Volk gefallen ist nicht bloß unter unsern Siegen, sondern weil es nicht gewußt, was zu seinem Frieden dient, und nicht geglaubt, daß das Wort ewig wahr sei: „Gott widerstehet dem Hoffärtigen.“ Nur ein Volk, das sich beugt, kann Gott erhöhen. Aus den Flammen der Stadt, ihr sahet es, da wies der himmelanstrebende Thurm hinaus zum Herrn; laßt ihn auch jetzt euch weisen, dem Herrn die Ehre zu geben. O wenn unser deutsches Volk einmal anfängt zu vergessen, was es seinem Gotte schuldet, dann ist der Anfang des Endes da. Gedenket unserer Väter, die nicht umsonst einst sieben Jahre

lang das eiserne Kreuz auf dem Rücken tragen, ehe es sich wandeln konnte zu einem Ehrentreuz auf der Brust! Darum beugen wir uns und bitten auch, er möge vergeben und zudecken mit seiner Gnade, was hier gefehlt und gesündigt ist. Wir wissen's ja, daß sich auch an's edelste und tapferste Schwert der Rost setzen kann. Er aber entsündige und reinige Hand und Schwert."

Zum Schluß dieser Excerpte aus der Strazburg-Literatur stehe hier noch ein Distichon Müller's von der Werra:

Wandrer, die Stätte ist heilig, du weißt auf blutigem Boden:

Deutschland errang hier im Kampf Einheit und Freiheit zugleich!

Auch die Frauen, die berufenen Hüterinnen der Sitte des Hauses, sollen sich, wie H. von Treitschke (S. 141) sagt, an der großen Geistesarbeit der jüngsten hundert Jahre freuen. „Es wäre ein großer Fehler, den Frauen einen Theil der menschlich harmonischen Bildung grundsätzlich zu versagen, den sie durch die Männer zu empfangen haben. Es bietet das politische Leben unseres

Volkess eine rein menschliche Seite, welche von den Frauen vielleicht tiefer, feiner, inniger verstanden werden kann, als von uns. Soll denn von dieser Fülle von Enthusiasmus und der Liebe, vor der wir so oft kalt, bettelarm und herzlos dastehen, nicht ein ärmlischer Bruchtheil dem Vaterlande gelten? Muß erst die Schande der Franzosenzeit sich erneuern, wenn unsere Frauen wieder, wie längst schon ihre Nachbarinnen in Ost und West, sich empfinden sollen als die Töchter eines großen Volkess?"

Die verehrte Herausgeberin, nach ihren literarisch-artistischen Leistungen zu urtheilen, sicherlich eine der edelsten Töchter unseres großen Volkess, hat uns durch die That gezeigt, daß sie nicht nur „an der großen Geistesarbeit der jüngsten hundert Jahre sich freut," sondern sich auch activ innerhalb ihrer Sphäre daran zu theilnehmen versteht. Dafür sprechen wir ihr, gewiß im Namen Vieler, Dank und Anerkennung aus und wünschen ihrem herrlichen Buch in jedem Hause und auf jedem Familientische, wo man den Thaler nicht anzusehen braucht, den verdienten Ehrenplatz. M.

III. Referate aus Zeitschriften.

Das Ausland, 1871. Nr. 19—30.

Nr. 19. — Drei Studien. Von Dr. Hugo Esiig. III. Ein Blick in die Zukunft (vgl. Nr. 17). „Die künstliche Züchtung, welche auf einem veredelten Kampfe ums Dasein beruht, wie die s. g. natürliche Züchtung auf dem natürlichen Kampfe — ist das Princip, wodurch der Mensch auf die zukünftige Flora und Fauna den bestimmenden Einfluß übt, das Princip, wodurch er in relativ kurzer Zeit Resultate erreicht, wozu die natürl. Züchtung außerordentlicher Zeiträume bedarf. Auf dieses Princip gründet sich unsere Behauptung von dem Einflusse des Menschen auf die organische Welt, von dem schnelleren Tempo des Kampfes um's Dasein. . . . In ihrer ganzen Reinheit wird die Vertretung der natürlichen Formen durch gezüchtete niemals zu Stande kommen; doch bleibt der allgemeine Schluß berechtigt, daß durch das Auftreten des Culturmenschen der

Kampf ums Dasein in ganz andre Bahnen geführt wurde, daß ferner durch die künstl. Züchtung die Veränderung der Lebewesen in einem schnelleren Tempo vor sich gehen, und endlich daß durch die Ausbreitung des Menschen allmählig immer mehr von ihm bevorzugte, also gezüchtete Formen an die Stelle natürlicher treten. Nur in jenem Elemente, welches der Wirksamkeit des Culturmenschen ferner liegt, im Meere wird der alte natürl. Kampf ums Dasein fortbauern und nie eine so anheimelnde Beziehung der Bewohner mit dem Menschen zu Stande kommen. Wobei wir übrigens nicht verschweigen dürfen, daß auch hier die Geistesarbeit dem Menschen möglicherweise noch einen größeren Einfluß auf die Gestaltung der Lebensverhältnisse einräumen kann" (— Kadel? Aupernzüchtung??). — Die Indianer in Britisch-Guayana. Von R. F. Appun. Fortsetzung (Culturreben, häusliche und Ehe-Sitten der Macassij-Indianer; relig. Gebräuche

und Mythen derselben; Mittheilung einer interessanten, an Deufalion und Pyrrha erinnernden Fluthsage, von welcher Appun versichert, daß sie auf selbständigen uralten Traditionen dieses Stammes beruhe, welche durch die hier die Stelle der Vardeu vertretenden alten Weiber fortgepflanzt würden).

Nr. 20. — Darwin über die Abstammung des Menschen. IV. Schlussartikel. Mit Bezug auf gewisse in verba magistri schwebende, blinde und unbefangene Anhänger des Darwinismus und deren Dogmatisirungsversuche meint der Ref. „Wenn auf diesen Wegen fortgewandelt würde, dann möchte den Darwinismus das Schicksal des Hegelianismus ereilen — die Erstarrung im dogmatischen Schablonenkrampf, mit dem Unterschiede, daß das gewaltige System des schwäbischen Philosophen vorher Zeit hatte, seinen Geist zu entfalten und Geister zu wecken und zu erziehen. Will man dem Darwinismus selbst diese Frist mißgönnen?“ — Trotz dieser nur bedingten Zustimmung zu der neuen Lehre und trotz des Zugeständnisses, daß dieselbe mannichfache logische Verstöße und Sprünge involvire, zeigt der Ref. doch starke Neigung, ihren Grundgedanken, soweit er die Abstammung des Menschen betrifft, als ganz unversäglich anzuerkennen. „Ob der Mensch von einem höheren Urstande herabgefunken, oder von einer untersten Tiefe der Existenz sich mit den andern und durch die andern Organismen von Stufe zu Stufe emporgeschwungen hat, ob er von einem Gott oder aus einer Schlammecke geschaffen, das ist an sich, als natürliche Thatsache betrachtet, absolut gleichgültig (!); sie alterirt das Wesen des Menschen nicht im mindesten. Nur darauf wird es ankommen, ob der Mensch die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er auf diesem Gebiete zu machen befähigt ist, mit dem Wesen und den Gesetzen seines Geistes in jenes Verhältniß bringen wird, wo er sagen muß: es ist so, weil es nicht anders sein kann. Daraus folgt zugleich, daß die rein empirische oder exacte Forschung zur Lösung der Darwinischen Grundfrage nicht genügt“ etc. etc.

Nr. 21. — Die Naturwissenschaft im verflochtenen Jahrzehnt und vor hundert Jahren. Ein summarischer Rückblick. Von Prof. Dr. G. Reuschle. Der Verf. betrachtet das Jahr 1859 wegen des Erscheinens von Darwin's Origin of Species und wegen Bunsen-Kirchhoff's Entdeckung der Spectral-Analyse als ein in hohem Grade epochmachendes auf naturwissenschaftlichem Gebiete, und datirt daher seinen Rückblick auf die jüngsten Fortschritte dieses Gebietes von diesem Jahre ab, so daß er eigentlich die letzten 11–12, nicht bloß 10 Jahre behandelt. Seine Darlegungen zeichnen sich bei einer gewissen Darwinischen Einseitigkeit doch durch große Klarheit, Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit aus und entrollen ein ziemlich vollständiges Bild von sämmtlichen wichtigeren Erweiterungen des Kreises unser Naturerkenntnisse während des besagten Zeitraums. Nur auf die jüngsten Fortschritte der Chemie geht er nicht im Detail ein, indem er bezüglich der Entwicklung der neuen, jetzt geltenden Atomtheorie auf einen Artikel verweist, den er im Oct.-Heft 1869 der

deutschen Vierteljahrsschrift veröffentlicht hatte. Am Schlusse gibt er eine kurze aber sehr lehrreiche Skizze vom Stande der Naturwissenschaften vor 100 Jahren, also um d. J. 1771, und zwar dieß nicht, „um unsern Stolz zu nähren, sondern um die stolzen Gefühle, welche hin und wieder beim Rückblick auf das letzte Jahrzehnt durchbrechen, zu dämpfen durch die unerbittliche Proportion: wie 1771 zu 1871, so 1871 zu 1971.“ Die ganze Abhandlung ist in ihrer Art vortrefflich gehalten und verdient wegen ihres lehrreichen Inhalts dem größeren Publikum durch eine Separatausgabe zugänglich gemacht zu werden.

Nr. 22. — Fes, Hauptstadt von Marokko. II. Von Gerh. Mohls (fortgesetzt aus Nr. 18. Im vorl. Art. insbes. eine interessante Schilderung der reichen und altherkömmten Moschee Karubin in Alt-Fes). — Die Stadt Ramfes. Von Dr. Laue. (Der ber. Ägyptologus gibt auf Grund mehrerer selbständig entzifferter brieflicher Papyrus-Urkunden (aus der Lehnur-Sammlung, sowie aus dem Papyrus Anastasi, III u. IV) interessante Aufschlüsse über die Erbauung der unterägypt. Stadt Ramfes bei On auf Befehl des großen Königs Ramfes-Sesostris, des 66 Jahre regierenden gewaltigen Eroberers, Städtegründers und Gesetzgebers, welchen die Anfangskapitel des Exodus als den „Pharao, der nichts von Joseph wußte“ bezeichnen und welcher seinerseits in zweien der gedachten Urkunden auch der Hebräer (Apiru) als mit Frohnarbeit bei Erbauung jener Stadt beschäftigt, Erwähnung thut).

Nr. 23. — Die Theilung der Erde unter Paps Alexander VI und Julius II. Von Dsc. Peschel (Vortrag in der Leipziger Universitäts-Aula, auf die bekannte Schenkungs-Bulle Alexanders VI vom 4. Mai 1493 sowie auf deren nachträglich von Julius IV (1506) befähigte Abänderung durch den s. g. Vertrag zu Tordeillas vom 7. Juni 1494 bezüglich, nebst einer anziehenden Schilderung der durch die Streitigkeiten über diese päpstl. Versuche zur Theilung der Erde veranlaßten ersten Bestumsseglung durch Magelhaens 1520–22). — Neue Beiträge zu den Streitfragen des Darwinismus. Von Moriz Wagner. II. Die Paläontologie. Das Fehlen fossiler Bindeglieder. Die interessante Frage, warum die Zahl der fossilen Affenkelette, und zumal der nach Huxley-Darwin-Bogts Theorie zu postulirenden Affenmenschen-Skelette, eine so auffallend geringe sei, sucht Wagner durch Hinweisung auf das überhaupt zwischen den fossilen Thierresten der geolog. Schichten und zwischen dem, was gänzlich zerstört worden sei, bestehende numerische Mißverhältniß zu beantworten und so Darwin's Affenverwandtschaftshypothese nach dieser Seite hin zu decken. Er macht darauf aufmerksam, wie auch noch in neuerer Zeit einzelne Thierarten, z. B. die Steller'sche Vorkenkuh und die Doonte, ausgestorben und fast spurlos mit Hinterlassung keiner oder nur höchst spärlicher Reste verschwunden seien. Vom „affenähnlichen Urerzeuger“ des Menschengeschlechts insbesondere sucht er zu zeigen, daß dieser unser geheimnißvoller Ahnherr sicher nicht

als kosmopolitisches Wesen von sehr weiter Verbreitung existirt habe, sondern lediglich als Bewohner eines „sehr beschränkten Verbreitungsbezirktes“, weshalb die Wahrscheinlichkeit seines spurlosen Untergegangenseins weit größer sei, als jede entgegenstehende.

Nr. 24. — Das Urland der Indogermanen. Von F. Spiegel. Im Gegensatz zu der seit Rhodé's Buch „Ueber die hl. Sage des Zendvolks“ 1820 vorzugsweise verbreiteten, neuerdings von Menan mit besonderer Vorliebe und mit vielem gelehrten Scharfsinne ausgebildeten Hypothese, daß der Ursitz der arischen oder indoeuropäischen Völker am Fuße des Behur-Tagh, im Quellgebiet des Oxus, Zaxartes und Hümnud, auf der albatrischen Hochebene Pamir zu suchen sei, tritt Spiegel, in wesentlichem Anschlusse an J. G. Cuno's „Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde (I. Theil: die Skythen, Berl. 1871) für Silbervropa als ein mindestens ebenso mögliches Stammland dieser Sprachfamilie ein, meint übrigens: in Wahrheit seien die Ursprünge der Indogermanen für uns „noch immer in das tiefste Dunkel gehüllt“, wofür er sich auf die scharfsinnigen Untersuchungen des amerik. Sprachforschers Whitney (Language and the Study of Language, p. 201 ss.), welche auch kein positives Ergebnis in dieser Beziehung geliefert hätten, beruft. — Neue Beiträge zc. Von Mor. Wagner. III. Ursprung und Heimath des Urmenischen. Im Gegensatz zu Darwin, — dessen Affenursprungshypothese er in allem Wesentlichen billigt, von dessen Behauptung eines eoänen und afrikanischen Ursprungs der affenartigen Progenitoren unfres Geschlechts er jedoch abweicht, meint W., nicht die untersten, sondern erst die mittleren Tertiärschichten, die Miocänformationen mit ihrem üppig reichen Pflanzen- und Thierleben, hätten die Bedingungen zur Loszweigung der ältesten Anthropoiden von den Simiaden der Urwelt dargeboten. Zu wirklichen Menschen seien diese vorerst noch thierisch lebenden Affenmenschen, als deren Ursitz er Süd-europa wahrscheinlich zu machen sucht, erst in Folge der durch die Bedrängnisse und Nothstände der Eiszeit oder des Diluviums ihnen auferlegten Nothwendigkeit eines angestrengten Ringens um ihre Existenz geworden, also erst in der postpliocänen oder diluvialen Epoche, aus welcher auch die frühesten sicheren Spuren menschlicher Kunstthätigkeit, die Steingeräthe von Abbevile, die Knochenwerkzeuge der „Rennthiernmenschen“ zc. herkömten. „Die Fortsetzung einer paradiesisch harmlosen Lebensweise in den immergrünen Laubgewälsen fruchttragender Bäume war den pliocänen Anthropoiden Europa's und Nordasiens bei dem allmählichen Eintritt des kalten Klima's unmöglich geworden. Kampf und Arbeit trainen an die Stelle eines friedlichen Genusses, und mit ihnen stellte das Denken sich ein. Ohne diese beiden mächtigen Faktoren (Arbeit und Denken) wäre aber der ungeheure Fortschritt nicht erfolgt, hätte sich jene wunderbare Metamorphose, welche nach den unermesslich langen Zeiträumen eines ausschließlichen Thierlebens endlich den stupiden An-

thropoiden zum denkenden Anthropos erhob, sicher nicht vollzogen.“

Nr. 26. — Ueber das Alter der Kasteneinrichtung in Indien. Nach dem Lexhene Sanskrit-Philologen Kern (in f. Abhdlg.: „Indische Theorien über die Ständenvertheilung“, in den Mittheilungen der K. Niederländ. Akademie der Wissenschaften, 1871, II) ist die Kasteneintheilung etwas den alten Iranern mit den Indiern völlig Gemeinsames, was aus der ihrer Trennung vorausgegangenen Urzeit herrühre. —

Nr. 27. — Wanderungen der Brüder Schlagintweit in Indien und Hochasien. 2. Der Himalaya (kurzes Referat über Bd. II des berühmten Reisewerks Hermann's v. Schlagintweit-Sakiminskij, Jena 1871. Ueber Bd. I vgl. Ausl. 1868, S. 1177 ff.). Der vorlieg. Bd. enthält besonders interess. Notizen über die Himalaya-Völker in Bhutan, Sikkim, Nepal und Kaschmir). — Die nächste Zukunft der deutschen Eisen-Industrie. Der Verf. weist auf Grund der jüngsten polit. Ereignisse großartige Veränderungen der europäischen Eisenproduction während der nächsten Jahre. Während England fortfahren werde, die Hälfte alles erblasenen Roheisens zu produciren, aber auch innerhalb seiner selbst zu konsumiren, werde die Umwälzung auf dem Continente um so fühlbarer werden. Die Hochofen des Zollvereins werden mit $\frac{1}{5}$ in die Gesamtproduction Europa's eintreten, während der Verbrauch der Walzwerke nicht wachsen wird. Lothringen producirt hauptsächlich Roheisen, Luxemburg erzeugt nur Roheisen. Wohin wird diese gewaltige Production sich Abfluß verschaffen! Es kann eine ernsthafte Krisis für Deutschland eintreten, eine Vernichtung der ehemaligen Mittelpunkte preussischer Eisenindustrie in Westfalen und an der Ruhr, durch die annectirten Provinzen — wenn nicht die Werke, welche Roheisen verarbeiten, die Walzwerke, Gießereien und Maschinenbau-Anstalten, einen lebhaften und schnellen Aufschwung nehmen.“ —

Nr. 28. 29. — Ueber Darwin's Descendenz-Theorie und die Mimikry bei den Schmetterlingen. Von Gabr. Koch. — Der berühmte Frankfurter Lepidopterologe erhebt verschiedne Einwürfe wider die Darwin'sche Descendenzlehre, die er als eine richtige, zur Zeit wenigstens durchaus aller wissenschaftlichen Begründung ermangelnde Hypothese zu erweisen sucht. Er erklärt sich insbesondere gegen die Versuche von Wallace, Bates u. W., das s. g. Nachtragsvermögen (mimicry) der Insekten zu Gunsten dieser Hypothese zu verwerten. Ebenso abgeneigt zeigt er sich freilich auch, dieses Vermögen als Instanz für eine supranaturalistisch-theologische Naturbetrachtung geltend zu machen (in welchem Sinne es z. B. Glafer in f. Aufsatz: „Ueber das Zweckentsprechende der gesamten Natureinrichtung“ zc., in Bd. VII, S. 174 ff. dieser Zeitschrift aufgefaßt hat). Er meint vielmehr die Erscheinung ganz einfach und natürlich durch die Annahme erklären zu können, „daß gewisse Pflanzen bei den Schmetterlingen stets gewisse Farben erzeugen, z. B. die Coniferen ein düsteres Braun oder Grau,“ u. s. w. Darwin's Versuch, „die

geschlechtliche Züchtwahl auf die Raupen anzuwenden," erklärt er für gänzlich misslungen und macht ihn lächerlich. — Ein keltisches Herkulanum und Pompeji (nämlich die alte, von Cäsar als zwischen Rhein und Maas gelegen beschriebene Eburonen-Festung Abnatura, welche der Ref. in den keltischen Ruinen unter dem Dorfe Gressenich zwischen Aachen und Düren wiederentdeckt zu haben behauptet, während die Redaction des „Auslands“ einige Zweifel in die Richtigkeit dieser Vermuthung setzt).

Nr. 30. — Die Jetas oder Jetoris in Japan (eine den Varias der Indier vergleichbare Classe von Auswürflingen der japanes. Gesellschaft, die, wahrscheinlich weil von Ausländern abstammend, als unrein geachtet und voll Abscheu gemieden wird, der aber nach der Versicherung des Ref. gerade die schönsten Körper-

formen auf ganz Japan, insbes. die schönsten Mädchen (Tänzerinnen oder Spielmädchen, jap. Onadaiva) angehören.) — Die „Northern Pacific Railroad“ oder Nörbl. Verbindungsbahn des Atlantischen mit dem Stillen Ocean. Sie soll nach dem Ref. von der noch im Entstehen begriffnen Stadt Duluth am Oberen See über St. Paul in Minnesota durch Dacotah, Montana und Idaho gehen, um in zwei Arme getheilt einerseits nach dem Puget-Sund in Washington-Territory, andererseits nach Portland in Oregon und von da bis zur Pacifischen Küste weitergeführt zu werden. Man hofft durch sie eine noch raschere und directere Handelsverbindung zwischen New-York und China herzustellen, als durch die bisherige Pacificbahn über San Francisco.

IV. Kurze Literaturberichte.

Philosophie.

1. Geschichte der Philosophie.

Wellmann, Lehrer Ed., Zeno's Beweise gegen die Bewegung und ihre Widerlegungen. Frankfurt. a. D. 1870 (Berl., Calvary u. Co.). 12 sgr.

Zimmermann, Ueber Kant's mathematisches Vorurtheil und dessen Folgen. Wien, Gerolds Sohn in Commis. 6 sgr.

Philosophische Bibliothek, ob. Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit, herausg. von J. G. v. Kirchmann. Hft. 106. 106, 110: Zimm. Kant's kleinere Schriften zur Ethik. Abth. I, 1—3. Hft. 107: Scotus Erigena, Ueber die Eintheilung der Natur, überf. v. Prof. L. Straß. 1. — Berl. 1870. Heimann. à Hft 5 sgr.

Schuppe, Dr. Wth., Die Aristotelischen Kategorien. Berl. Weber. 12 1/2 sgr.

Boëthii, Anicii Manlii Severini, Philosophiae consolations libri V. Accedunt ejusdem atque incertorum opuscula sacra. Rec. Rud. Peiper. Lips. Teubn. 27 sgr.

Lewes, G. H., Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. Deutsch nach der 3. Ausg. des Orig. von 1867. 1. Bd. Gesch. der alten Philosophie. Berlin. Oppenheim. 2 1/2 thlr.

2. Logik, Psychologie, Metaphysik.

Anfangsgründe der Logik, oder Denklehre nach Aristoteles zum Selbstunterricht. H. d. Engl.

1. Hft. Analytische Einleitung. 2. Hft. Compendium. Grimma. Heun. 10 sgr.

Bed, Prof. Dr. J. L., Umriss der biblischen Seelenlehre. C. Versuch. 3. verm. u. verb. Aufl. Stuttgart. J. F. Steinlopf. 22 sgr.

Hartmann, E. v., Das Ding an sich und seine Beschaffenheit. Kantische Studien zur Metaphysik und Erkenntnistheorie. Berlin. C. Duncker. 20 sgr.

Stiebeling, Dr. G. C., Naturwissenschaft gegen Philosophie. C. Widerlegung der Hartmann'schen Lehre vom Unbewußten in der Leiblichkeit, nebst einer kurzen Beleuchtung der Darwin'schen Ansicht über den Instinct. New-York, Schmidt, 1 thlr.

Houska, J. B. Dir., Grundriß der formalen Logik. Zum Gebrauche für Oberrealschulen. Olmütz, Grosse. 10 sgr.

Erdmann, Prof. J. C., Erste Spiele. Vorträge, theils neu, theils längst vergessen. Zweite, zur Gesamtausgabe aller seiner popul. Vorträge vervollständigte Aufl. Berlin. Besser. 1 thlr. 20 sgr.

Fiß, Ad., Die Welt als Vorstellung. Akadem. Vortrag. Würzb. Stachel. 6 sgr.

Naturphilosophie, Sprachphilosophie, Aesthetik u.

Weis, Dr. Rudw., Anti-Materialismus. Vorträge aus dem Gebiete der Philosophie mit Haupt- rücksicht auf deren Verächter. 1. Bd. Berlin. Henschel. 1 thlr. 6 sgr.

Stöckl, Prof. Dr. Ab., Grundriss der Aesthetik. Mainz. Kirchheim. 15 Jgr.

Werber, Prof. Dr. W. J. A., Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre Fortbildung. Mit e. Einleitung: Des Menschen Stellung in Natur und Geschichte. Heidelberg. Winter. 12 Jgr.

Ziele, E. P., Max Müller und Fritz Schultze über e. Problem der Religionswissenschaft. In's Deutsche übertragen aus der holländ. Zeitschr. „De Gids“, und vom Uebers. mit Anmerkungen verm. — Leipzig. Wilsdorf. 10 Jgr.

Praktische Philosophie.

Prel, Dr. E. Fr. du, Philos. Abhdlg. über die Intelligenz des Zufalls und die Verchenbarkeit des Glückes, in 3 Artikeln. München. Franz, in Commis. 4 Jgr.

Amerlin, Ferd., Weisheit und Tugend des reinen Menschenthums. In den Formen der Lehre u. der Dichtung gemeinverständlich dargestellt. 1. Bd., a. u. d. T.: Populäre Philosophie oder gemeinverständliche Weisheits- und Wissenschaftslehre für alle Bildungsfähige. Graz. Leykam-Josefthal in Comm. 20 Jgr.

Huber, Prof. Dr. J., Das Verhältniß der Philosophie zur nationalen Erhebung. Vortrag. München. Frisch. 5 Jgr.

Religion, Staat und Kirche, in ihrem Verhältniß der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Ansprache an den Orthodoxismus aller Confessionen. Von e. alten Historikus. Hannover. Brandes. 10 Jgr.

Steudel, Ad., Philosophie im Umriß. 1. Thl. Theoret. Fragen. 1. Abthl. Stuttgart. Neßler. 4 Jhr.

Montgomery, Edm., Die Kant'sche Erkenntnißlehre widerlegt vom Standpunkte der Empirie. Ein vorbereitender Beitrag zur Begründung einer physiol. Naturauffassung. München. Ackermann. 1 Jhr. 6 Jgr.

Cornelius, C. S., Ueber die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Halle, Nebert. 22½ Jgr.

Biehl, Prof. Wilh., Die Idee des Guten bei Platon. Graz. Leuschner u. Lubensky. 5 Jgr.

Walter, Past. K., Ueber das Verhältniß der Substanz zu ihren Attributen in der Lehre Spinoza's, m. bes. Berücksichtigung der Auffassung desselben bei Kuno Fischer, Erdmann und Trendelenburg. Inauguraldiss. Nürnberg (Röhe). 7½ Jgr.

Johl, Dr. M., Rabb., Zur Genesis der Lehre Spinoza's, mit bes. Berücksichtigung des kurzen Tractats „von Gott, dem Menschen u. dessen Glückseligkeit“. Breslau. Schletter. 15 Jgr.

Gertling, C. Frhr. v. Privatdocent, Materie u. Form und die Definition der Seele bei Aristoteles. C. krit. Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Bonn, Weber. 1 Jhr. 5 Jgr.

Fischer, J. C., Die Freiheit des menschl. Willens u. die Einheit der Naturgesetze. 2. umgearb. Aufl. Leipzig. D. Wigand. 1 Jhr. 10 Jgr.

Kriegs- und politische Poesie.

Minckwitz, Prof. Dr. Johs., Dem neuen Kaiser. Ber. 8. 8 S. Leipzig, 1871. Rollmann. 6 Jgr.

Weitbrecht, Karl, Pieder v. Einem, der nicht mit darf. Kriegslieder 1870. gr. 16. 61 S. Stuttgart. Neßl. 9 Jgr.

West, Dr. Gust., Krieg und Sieg. Deutsche Lieder. 2. verm. Aufl. 16. 40 S. Götting. Remer. 6 Jgr.

An Deutschland! Eine Festgabe zur Gründung seines neuen Reichs im J. 1871. Von einem alten Zeitgenossen aus dem dreizehner Jahr. gr. 8. 8 S. Leipzig, 1871. Liter. Institut. 2 Jgr.

Dahn, Felix, Macte imperator! Heil dem Kaiser. Gedicht. 32. 15 S. Berlin. Mittler und Sohn. 2½ Jgr.

Gott mit Dir Barbarossa, Du bringst zu dieser Zeit dem deutschen Volk wieder die deutsche Herrlichkeit! gr. Fol. 1 Bl. m. eingedr. Holzschn. Breslau. (Leipzig. Vredt). 3 Jgr.

Hefekiel, George, Segen die Franzosen. Preussische Kriegs- und Königslieder. 2. Bd. 16. 56 S. Berlin. Schweigger. à ½ Jhr.

Glagan, Otto, Das Lied vom neuen deutschen Kaiser, das Lied vom Kaiser Weißbart. gr. 16. 16 S. Berlin. Vahlen. 2½ Jgr.

Heise, Paul, Der Friede. Ein Festspiel f. das Münchner Hof- und National-Theater. gr. 8. 27 S. München. Oldenbourg. ½ Jhr.

Wellmann, Kreisger.-R. Th., Werder's Nacht am Rhein. gr. 8. 31 S. Freiburg i. B. Herder. 4 Jgr.

Kaiserlieder. Im Anschluß an d. Sammlung der Deutschen Kriegs- und Volkslieder d. J. 1870. Herausg. v. Ernst Wachsmann. gr. 16. 64 S. Berlin. Liebheit und Thiesen. 3 Jgr.

Kaiser, Kriegs-, Sieges- und Jubel-Lieder a. den J. 1870 u. 1871. 32. 96 S. Mülheim. Bagel. 3 Jgr.

Helfenstein, Rudw., Der Rothbart. Trauerspiel in 5 Aufzügen. (1844 und 1871). gr. 8. 128 S. Bonn. A. Marcus. ½ Jhr.

Rehbein, Wilh., Patriotische Gedichte. gr. 16. 24 S. Berlin, 1870. Langmann und Co. 2½ Jgr.

Couard, Jul., Lorbeer und Cyprisse zur Erinnerung an d. glorreichen deutschen Krieg v. 1870—1871. gr. 16. 112 S. Berlin. Wohlgemuth. ½ Jhr.

Dyhern, Geo. Frhr. v., Dem Kaisersohn ein Lorbeerblatt. Zeitgedichte. gr. 16. 51 S. Breslau. Priebsch. cart. ½ Jhr. m. Goldschnitt 12 Jgr.

Feller, Jos., Rutsche in Ranzig u. Dresden. Zeitgemälde in 2 Aufzügen. 8. 50 S. Chemnitz. Ernst in Comm. ¼ Jhr.

Haupt, Karl, Deutschlands große Stunde. 1870. Lieder und Gedichte. 16. 16 S. Regnitz, 1870. Cohn. 2½ Jgr.

Hüll, Johs., Schwert u. Harfe. Gedichte. 16. 180 S. Berlin, 1871. Lipperheide. ¼ Jhr.

Steinhauer, Feinr., Des Kriegers Feindtehr. Patriotisches Schauspiel m. Gesang in e. Act. 8. 26 S. Köln. Bachem. ¼ Jhr.

Stolze, Frdr., Hampelmann auf Wilhelmshöhe und im Kyffhäuser. Dramat. Scherz in 2 Acten. gr. 8. 26 S. Frankfurt a. M. Jägerische Buchh. 4 Jgr.

Josephy, Jul., Uns' Krieg m. den Franzos'

- 1870—71. Blattbüchse Niemels. 16. 23 S. Straßburg. Bremer. 3 fgr.
- Behrle**, Rud., Der Frantireur. Kleines Kriegsbild in e. Aufzuge. gr. 16. 58 S. Aachen. Jacob. 6 fgr.
- Kayser-Langerhans**, Agnes, Bausteine für Straßburg. Lieder v. 1870. 5. Aufl. gr. 8. 16 S. Dresden. Schulbuchh. 5 fgr.
- Redwitz**, Ose. v., Das Lied vom neuen deutschen Reich. Eines ehemal. Litkov'schen Jägers Vermächtniß aus Vaterland. 8. 275 S. Berlin. 1871. Perg. 1 $\frac{1}{2}$ thlr.
- König**, Reg.-R. C., Gallo-Fränkische Reim-Chronik. 8. 14 S. Münster. Fahl. 2 fgr.
- Heufinger**, Oberlehrer G., Deutsches Sieges- u. Friedensfest. Charakteristische Bilder aus dem deutsch-französl. Kriege im J. 1870—71. Cyklus v. 16 Gesängen m. verbind. Deklamation. gr. 16. 53 S. Hildburghausen. Gadow u. Sohn. 6 fgr. Ausg. II. f. den Sängerkhor. 27 S. 3 fgr.
- Dietlein**, Rud., Des deutschen Kriegers Heimkehr aus Frankreich. Ein Cyklus v. 26 patriot. Gesängen u. f. w. Componirt v. Musikdir. Karl Stein. gr. 8. 48 S. Wittenberg. Herrold. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Heuschel**, Pfr., A., Kriegslieder, aus der Kreuzzeitung gesammelt. 16. 88 S. Posen. Heine. 6 fgr.
- Hoffmann von Fallersleben**, Vaterlandslieder. Mit ein- u. mehrstimmigen Weisen u. Clavierbegl. versehen v. Kapellmeister Hans Mich. Schletterer. qu. 4. 66 S. Hamburg, 1871. Niemeyer. 18 fgr.
- Gersfel**, Gust., Gedichte. 16. XIII, 250 S. Berlin, Phipperheide. 1871. 1 thlr.
- Reibing**, Frz., Deutscher Frühling 1871. Politische Dichtungen zum Theil in den Formen d. Minnegejangs. 16. 32 S. Berlin, Phipperheide. 1871. 6 fgr.
- Loe**, Studienlehrer Herm., Ephemer. Zeitgedichte. 16. 35 S. Augsburg. Krantzfelder i. Comm. 1871. 4 fgr.
- Fiedler**, Schullehrer Herm., Alldeutschlands Krieg gegen den deutschen Erbfeind 1870 u. 1871. Kleine Kriegschronik in Versen f. Deutschlands Volk und Jugend hreg. 16. VIII, 72 S. Halle, Niemeyer. 1871. 3 fgr.
- Siegen**, Carl, Vorberfränge, Deutschlands tapfern Kriegern gewunden. 8. III, 60 S. Weimar, Kühn. 1871. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Blandarts**, Mor., Kriegs- u. Siegeslieder 1870 u. 1871. 8. IV, 60 S. Düsseldorf, Esser u. Reistorf. 1871. 7 $\frac{1}{2}$ fgr.
- Deuthner**, C., Victoria. Blätter zum Ruhmesfranze unsrer deutschen Rheines. Wacht. 8. 57 S. Neufalza. D., Lange. 1871. 5 fgr.
- Chronika** d. deutsch-französl. Riesenkampfes 1870 u. 1871 in gefäufigen Reimen erzählt v. Verfasser. 8. 164 S. Gotha, F. A. Perthes. 1871. 12 fgr.
- Conard**, Jul., Vorbeer u. Cyresse zur Erinnerung an d. glorreichen deutschen Krieg 1870—1871. 16. VIII, 112 S. Berlin, Wohlgenuth's Berl. 1871. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Gesler**, Frdr., Sonette eines Feldsoldaten. 8. 48 S. Stuttgart, Neßler. 1871. 12 fgr.
- Oadenschmidt**, Karl, Vaterlandslieder eines Eßfäfers. 2. Aufl. 16. 31 S. Straßburg, Schauenburg. 1871. 6 fgr.
- Leier u. Schwert** f. 1870. Patrontaschen-Liederbuch d. Feld-Soldaten-Freundes. gr. 8. XII, 368 S. Berlin, Mittler u. Sohn. 1871. 28 fgr.
- Lieder zu Schutz und Trutz**. Aus der Zeit d. Krieges 1870 u. 1871. Gesammelt u. hreg. v. Frz. Phipperheide. Auswahl f. Volk u. Heer. 6. Tausend. 16. 214 S. Berlin, Phipperheide. 1871. 2 $\frac{1}{2}$ fgr.
- Renand**, Thdr., Zeitgedichte f. Volk u. Heer. 8. 68 S. Stuttgart, Neßler. 1871. 14 fgr.
- Jahn**, Frz., Kriegslieder. Aus d. Siegesjahre 1870. 16. VI, 58 S. Stettin, Brandner. 1871. 5 fgr.
- Elßätsche Sonette**. 1871. gr. 8. 16 S. Basel, Schweighauser. 3 fgr.
- Sturm**, L., Eichenfranz. Eine Gedicht-Sammlung. Den heimkehrenden Kriegern gewidmet. gr. 8. 97 S. Glogau, Zimmermann i. Comm. 1871. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Weisse**, Rob., Vom Fels zum Meer. Vaterlandslieder. gr. 16. IV, 118 S. Berlin, Wagner. 1871. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Wohlgenuth**, Leonh., Deutsche Lieder. 16. 47 S. Bayreuth, Giesel. 1871. 5 fgr.
- Heine**, Sem.-Dir. Gerh., Vaterländische Gedichte aus dem Kriege der Deutschen gegen die Franzosen 1870 u. 1871. 2. sehr verm. u. verb. Aufl. gr. 8. IV, 88 S. Cöthen, Heine. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Judeich**, Edm., 1870. Zeit-Gedichte. gr. 8. 23 S. Dresden, Reinhardt i. Comm. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Dallmann**, Chrph., Kriegs- u. Siegeslieder. 8. 15 S. Ruhrort, Andrea u. Co. 2 $\frac{1}{2}$ fgr.
- Debrient**, Otto, Kaiser Nothbart. Phantastisches Volkschauspiel in 2 Aufzügen. 16. IV, 109 S. Karlsruhe, Braun. 1871. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Neumann**, Herm., Die Auferstehung. Eine dram. Scene. gr. 16. 78 S. Breslau, Gebhardt. 1870. $\frac{1}{3}$ thlr.
- Krieg dem Kriege. Canzonen. gr. 16. 63 S. Ebd. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Deutsches Schwert u. Lied. 16. 45 S. Ebd. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Simrod**, Carl, Lieder vom deutschen Vaterland aus alter und neuer Zeit. gr. 16. 277 S. Frankfurt a. M., Winter. 1871. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Dilworth**, Frz. Wilh. Fehr. v., Die historischen Volkslieder d. bayerischen Heeres von 1620—1870. Aus fliegenden Blättern, handschriftl. Quellen u. dem Volksmunde gesammelt. gr. 8. XIII, 160 S. Nördlingen, Beck. 1871. 24 fgr.
- Jähns**, Max, Zur Heimkehr. Ein Festspiel zum feierlichen Einzug der Truppen in Berlin. Musik von C. Eickert. (Den Bühnen gegenüber Mscrpt.) gr. 8. 8 S. Berlin, H. Effer. 1871. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Wolff**, Jul., Aus dem Felde. Kriegslieder. 16. 80 S. Berlin, Phipperheide. 1871. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Altman**, Schwertesgrüße. Patriot. Lieder. Componirt v. Ph. Eich. op. 64 a. 8. 24 S. Hildesheim, Gerstenberg. 1871. 2 $\frac{1}{2}$ fgr.

Rehding, Frdr. Willem, De Franzosen-Krieg Anno 1870 ob. wie Luten de Rekening ohne den Wirth macht hett. In Niemels in Nieder-sächsisch-plattbütsche Mundart. Tosamenstelt na officiellen Berichten. gr. 8. 24 S. Wiesen a. d. E. (Eileneburg, Herold u. Wahlstab). 1871. 1/3 thlr.

Die Wacht am Rhein, das deutsche Volks- u. Soldatenlied d. J. 1870. Mit Porträts, Fac-similes, Musikbeilagen, Uebersetzungen rc. Hrg. v. Geo. Scherer u. Frz. Lipperheide. hoch 4. VIII, 61 S. mit 2 Holzschnitaf. Berlin, Lipperheide. 1871. Volksausg. 1/3 thlr. Prachtausg. geb. 1 thlr.

Pohlmann, Adolph. Kriegs- u. Siegesklänge aus Eisenach. gr. 16. 16 S. Eisenach, Bäcker. 1871. 2 sgr.

Friedenslieder. Krieg dem Kriege. gr. 16. 31 S. Altona, Bauer 1871. 3 sgr.

Jhering, Marie, Vaterlands-, Kriegs- u. Siegesgedichte 1866 u. 1870. 2., durch e. Anh. v. 1871 verm. Aufl. gr. 16. 107 S. Leipzig, Siegesmund u. Volkening. 1/3 thlr.

Rey, Chr., Hurrah! Germania! Prologe, lebende Bilder, dram. Scenen zur Feier der Siegestage unserer Armee i. J. 1870 u. 1871 f. gesellige Kreise hrg. 8. 96 S. Paderborn, Schöningh. 6 sgr.

Nidles, Ed., Hurrah, Germania. Gedichte aus d. Zeit d. deutschen Heldentampfes 1870 u. 1871. 16. 47 S. Karlsruhe, Braun. 6 sgr.

Venzmer, C. G., Dem Vaterland zu Preis u. Ehr! Gedichte. 8. 102 S. Rostock, Kuhn. 1871. 16 sgr.

Dittfurth, Frz. Wih. Fehr. v., Kreuz u. Schwert. Zeitklänge aus d. J. 1870 u. 1871. gr. 16. 81 S. Berlin, Lipperheide. 1/3 thlr.

Hübner, Jul., Zeitpiegel. Des deutschen Reiches Krieg, Sieg u. Frieden. Sonette u. Lieder. gr. 8. 85 S. m. 1 Holzschnitaf. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1871. 12 sgr.

Diefenbach, G. Chr., In der deutschen Frühlingszeit. Siebenzehn Lieder aus dem Kriegsjahre 1870—1871. 16. 32 S. Hannover, Meyer. 2 sgr.

Gesky, Thdr., Der gute Kamerad. Dramatische Scene aus d. franzöf.-deutschen Kriege, nebst e. Anh. älterer u. neuerer Zeitgedichte. Ein patriot. Friedensgruß an Deutschlands heimkehrende Sieger. 8. 24 S. Halle, Herrmann. 1871. 2 1/2 sgr.

Soldaten-Lieder aus der Campagne 1870—1871. Gesammelt v. e. Fünfundvierziger. 32. 48 S. Marienburg, Bretschneider. 1871. 2 1/2 sgr.

Politische Broschüren.

Braun, Karl, Während des Kriegs. Erzählungen, Skizzen und Studien. gr. 8. VI. 481 S. Leipzig, Dunder und Humblot. 1871. 2 2/3 thlr.

Andraßy, Graf, und seine Politik. gr. 8. 62 S. Wien, Fr. Bed. 1871. 8 sgr.

Fröbel, Jul., Die Irrthümer des Sozialismus. 8. IV. 48 S. Leipzig, D. Wigand. 1871. 1/4 thlr.

Oppenheim, Heinr. Bernh., Friedensglossen zum Kriegsjahr. gr. 8. IX. 275 S. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1871. 1 1/2 thlr.

Weber, Pst. Th., Was wir an unserm Könige haben. Aus d. „Kirchl. Wochenblatt.“ 8. 16 S. Barmen, Klein. 1871. 2 sgr.

Benedict, Rob., Das Franzosenthum. Ein Spiegelbild aus d. letzten Kriege. 2. Aufl. Mit Nachträgen u. Zusätzen. 16. 136 S. Leipzig, D. Wigand. 1871. 5 sgr.

How the French make war. A contribution to the history of civilization and moral progress in the 19. century. Translated from the german. gr. 8. 76 S. Berlin, C. Duncker's Verl. 1871. 1/3 thlr.

Brack, A., Die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit u. ihre Anwendung auf das Staatsrecht gegen die Angriffe des Herrn Dr. Joh. Frdr. v. Schulte vertheidigt. gr. 8. 57 S. Köln, Kommerzkirchen. 1871. 1/3 thlr.

Volkswirthschaftliche Zustände in Oesterreich. Ein Beitrag zur Charakteristik der österr. Verhältnisse. 2. Aufl. gr. 8. 55 S. Leipzig, Buchardt. 1871. 1/4 thlr.

Baumstark, Kreisger.-R., Reinh., Der erste deutsche Reichstag u. die Interessen der katholischen Kirche. gr. 8. 66 S. Freiburg i. Br. Herder. 1871. 6 sgr.

Freiheit u. Kirchenregiment. Meinungsstreit zwischen Bischof Fehr. W. C. v. Ketteler u. Prof. Geh.-R. J. C. Bluntzschl. gr. 8. 45 S. Heidelberg, Bassermann. 1871. 6 sgr.

Baldi, Alex., Das deutsch-patriotische u. nationale Lied u. seine Bedeutung. 1813—1870. gr. 8. IV, 68 S. Bamberg. Buchner. 1871. 12 sgr.

Menzel, Wlfg., Rom's Unrecht. gr. 8. VIII, 471 S. Stuttgart, Kröner. 1871. 1 1/2 thlr. Ueber die Trennung von Kirche und Staat. Von Pacificus Sincerus. 8. 60 S. Berlin, Henschel. 1871. 1/3 thlr.

Schmettau, Herm. v., Von Nicolsburg nach Versailles. Die geschichtlichen Ereignisse von 1866—1871 dem deutschen Volke dargestellt. (Zugleich ein Supplement zu des Verf's „Neugestaltung Deutschlands i. Jahre 1866“). 8. 46 S. Berlin, Ed. Beck. 1871. 5 sgr.

Wizer, Dr. Friedr., Arbeit u. Kapital. Ein Beitrag zum Verständniß der Arbeiterfrage. gr. 8. IV, 310 S. Stuttgart, Metzler. 1871. 1 1/2 thlr.

Müller, Prof. Max, Ansprache am Friedensfest in London, am 1. Mai 1871. 4. 4 S. London. (Leipzig, Brockhaus' Sort.). 1871. 3 sgr.

Rougémont, Frédéric de, La chute d'une idole. Page de l'histoire contemporaine. gr. 8. 79 S. Basel, Georg. 1871. 12 sgr.

Les conseillers bénévoles du roi Guillaume. 2. edit. revue, corrigée, considérablement augmentée. gr. 8. IV, 196 S. ebend. 3/4 thlr.

Scheve, Gust., Rom, Deutschlands Erbfeind. gr. 8. 47 S. Frankfurt a. M., Posell i. Comm. 1871. 1/4 thlr.

Schmeidler, W. F. Carl, Europa u. der deutsch-französische Krieg 1870 u. 1871. 2. Bd. Bis

- zum Frieden von Versailles. gr. 8. IV, 291 S. Leipzig, Grunow. 1871. à 1¼ thlr.
- Dersohn-Sachsen.** J. v., Ein Wort über die sociale Frage. Vortrag am 9. Mai 1871 in e. Vers. v. Freunden der innern Mission in Hamburg geh. gr. 8. V, 40 S. Hamburg, Agentur d. Rath. Hauses.
- Oesterreich-Ungarn** in e. Kriege gegen Rußland. Politisch-militär.-geograph. Studie. gr. 8. 103 S. Laibach, v. Kleinmahr u. Bamberg. 1871. 14 Sgr.
- Europa** nach d. letzten Kriege. Von dem Verf. v. „Rußland u. die Türkei“ u. „Rußland u. Deutschland.“ gr. 8. 43 S. Berlin, C. Duncker. 1871. ¼ thlr.
- Gedanken** e. wahrhaften Deskreichers. Eine polit. Studie. gr. 8. VIII, 69 S. Dresden, Kraszewski. 1871. ¼ thlr.
- Grötefen.** H. Herr Fritz Wende u. seine Grundsätze. Ein Wort zur Charakteristik der Socialdemokratie u. zur Volksaufklärung. 16. 24 S. Köln u. Neuz. Schwann. 1871. 1½ Sgr.
- Das Deutschthum** in Oesterreich. Von e. Deutsch-Oesterreicher. 8. III, 59 S. Leipzig, D. Wigand. 1871. 8 Sgr.
- Pro populo italico.** Replik auf Herrn Afr. v. Neumont's Maidoyer „pro Romano pontifice.“ Im Anh. der Zeit d. italien. Garantiegesetzes. gr. 8. 44 S. Berlin, G. Reimer. 1871. ½ thlr.
- Proudhon.** P. J. Die sociale Revolution durch den Staatsstreik vom 2. Dec. 1851. Nach der 3. franzöf. Aufl. 2. (Titel-) Ausg. 8. IX, 235 S. Bremen (1852), Rühlmann u. Co. ½ thlr.
- Schacht.** Dir. Dr. L., Weltmonarchie und Geistesmacht. Rede zur Feier d. Geburtsfestes Sr. Maj. d. deutschen Kaisers u. Königs Wilhelm i. d. Aula d. Realschule zu Elberfeld, d. 22. März 1871 geh. gr. 8. 16 S. Elberfeld, Mebus u. Co. i. Comm. ¼ thlr.
- Bamberger.** Rudw., Zur Naturgeschichte des französischen Krieges. gr. 8. IV, 94 S. Leipzig, C. Günther's Verl. 1871. 12 Sgr.
- Mohl.** Mor., Zur Münzfrage. gr. 8. V, 146 S. Tübingen, Laupp. 1871. 18 Sgr.
- Opzoomer.** Prof. Dr. C. W., Das Unrecht Frankreichs im Kriege v. 1870. Die Vona-
- napartes u. das Recht Deutschlands auch nach Sedan. Eine holländ. Stimme über den deutsch-franzöf. Krieg. gr. 8. VII, 124 S. Berlin, Puttkamer u. Mühlbrecht. 1871. ¼ thlr.
- Das Judenthum** u. seine Aufgaben im neuen deutschen Reich. Sendeschreiben an die deutschen Juden v. e. Glaubensgenossen. gr. 8. 24 S. Leipzig, Feiner i. Comm. ¼ thlr. 1871.
- Reindl.** Joh. Nepom., Auf den Vorposten. Meditationen über den „Nürnberger Anzeiger“ u. über bayer. Preuß- u. Rechtszustände. gr. 8. 61 S. Speyer, Kleeberger. 4¼ Sgr. 1871.
- Rußland** am 1. Januar 1871. Von e. Russen. gr. 8. 124 S. Leipzig, Duncker u. Humblot. 24 Sgr.
- Die Aufgaben** d. Staates gegenüber d. Kirchenspaltung in Bayern. Von e. pract. Juristen. gr. 8. 37 S. Kempten, Dannheimer. 1871. 4 Sgr.
- Bayer.** Gymn.-Prof. Dr. Karl, Deutschlands Wiedergeburt. Hoffnung u. Erfüllung. gr. 8. 126 S. Schweinfurt, Siegler. 1871. ¼ Sgr.
- Knapp.** G. F., Die neuern Ansichten über Nationalität. Vortrag, geh. i. d. Aula der Universität zu Leipzig am 29. April 1871. gr. 8. 19 S. Jena, F. Mauke. 4 Sgr.
- Das neue deutsche Reich.** Vom Verf. der Rundschau. gr. 8. 60 S. Berlin, Stille u. van Nuyden. 1871. 12 Sgr.
- Rohmeder.** Dr. Wilh., Vom Staatenbund zum Bundesstaat. gr. 8. 16 S. Mainz, Kunze's Nachf. 1871. 3¼ Sgr.
- Rolin-Jaequemyns.** G., Second essai sur la guerre franco-allemande dans ses rapports avec le droit international, pour faire suite à la guerre actuelle dans ses rapports avec le droit international. (Décembre 1870) (Aus „Revue de Droit international et de législation comparée.“) gr. 8. 102 S. Berlin, Puttkamer u. Mühlbrecht. 1871. ¼ thlr.
- Zwinger.** Fürstbischöf Dr. Johs., Die Volksschule in ihren Beziehungen zu Familie, Kirche u. Staat. gr. 8. 368 S. Wien, Sartori. 1871. 24 Sgr.
- Roth.** Dr. Jul., Die Unfehlbaren. Geschichtliche Reihenfolge sämmtl. Päpste. 16. 100 S. Leipzig, D. Wigand. 1871. ¼ thlr.

I. Rufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Die sogenannte Frauenfrage, ihr Standpunkt in der Gegenwart, und ihre Berechtigung nach dem N. F.

Seitdem die Frauenfrage, d. i. das Problem, welches sich mit Aufstellung des rechten Verhältnisses zwischen dem Beruf des männlichen und des weiblichen Geschlechts befaßt, in die Oeffentlichkeit getreten ist, hat sie 3 Entwicklungsstadien durchlaufen. Das erste fällt zusammen mit ihrer Entstehung in die Zeit der ersten französischen Revolution, das zweite gehört in die Zeit der Julirevolution und das dritte hat vor 10—12 Jahren begonnen. Seit dieser Zeit ist nicht nur eine umfängliche Literatur über diesen Gegenstand entstanden, sondern man hat das entweder thatsächlich oder scheinbar gewonnene vielfach praktisch zu verwerthen gesucht. Einen Ueberblick über das so reichlich vorliegende Material haben, so viel uns bekannt ist, zu geben versucht:

Gottschall in „Unsere Zeit“ 1870, 8. Heft,

König, Zur Charakteristik der Frauenfrage, Daheim 1870 Nr. 24—26,

Nathusius, zur Frauenfrage, Halle 1871,

und zwar in der Weise, daß der erste die Bewegung geschichtlich aus der modernen Cultur-entwicklung, die das Recht des Individuums anstrebt, zu begreifen sucht und sich sympathisch zu ihr verhält, der zweite die Berechtigung der Frauenfrage anerkennt, ihre Forderungen aber auf ein bescheidenes Maß zurückführt, der dritte hingegen vom christlichen Standpunkt aus sich abweisend den meisten der geforderten Neuerungen gegenüber verhält. Es ist der Zweck dieser Zeilen einen Ueberblick über die wichtigsten literarischen Erscheinungen auf dem Gebiet der Frauenfrage in der Weise zu geben, daß die sehr verschiedenen Tendenzen und Bestrebungen, die man gemeinlich in den Umkreis dieser Frage stellt, gesondert werden und eine Beurtheilung derselben vom biblischen Standpunkt möglich gemacht wird. Denn das Christenthum hat ein Interesse an der Frauenfrage: die Vertreter derselben gefährden entweder geradezu das Institut der Ehe, oder alteriren wenigstens die gottgeordnete Stellung der Geschlechter zu einander in der Familie. Sie ist auch eine brennende Frage. Denn nicht nur Hochmuth und Gottentfremdung hat sie auf die Tagesordnung gebracht, sondern auch die faktische Noth eines wenn auch kleinen Theils des weiblichen Geschlechts steht dahinter. Fragen aber, die vom Hunger gestellt werden, sind allemal ernsthafter Natur.

Wenn nun die Bestrebungen der Neuzeit auf eine mehr oder minder näher begrenzte Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts hinauslaufen, so haben sie es nicht damit zu thun, demselben theologisch oder philosophisch seine Menschenwürde zu retten oder für die Anerkennung der Gottebenbildlichkeit auch des Weibes und der dadurch bedingten gleichen Stellung zu Gott zu kämpfen. Das sind vielmehr Wahrheiten, die das Christenthum, besonders unterstützt von dem germanischen Geist, allezeit festgehalten hat, und es ist zur Genüge nachgewiesen worden, wie in der Stellung des weiblichen Geschlechts durch das Christenthum ein ungeheurer Umschwung eingetreten ist, so daß dies als allgemein anerkannte Wahrheit gelten kann. Ebenso das andere, daß selbst bei den gebildeten nichtchristlichen Völkern die Würde des weiblichen Geschlechts allzeit verkannt worden ist, (vgl. z. B. Röschly, Ueber Sappho mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung der Frauen unter den Griechen. Zürich 1859) ein Irrthum, der

sich noch vielfach in die Geschichte der christlichen Culturentwicklung hereinzieht, aber vom christlichen Geiste stets siegreich überwunden worden ist. (Vgl. den mittelalterlichen mönchischen Beweis, daß die Frauen keine Menschen seien, sowie die Nachweisungen von Nathusius, daß vorzüglich in Frankreich mit der Erschlaffung des christlichen Ernstes auch eine Geringschätzung der Frauen Hand in Hand gegangen ist.) Zum Verständniß des Gesagten vergl. die zahlreichen Geschichten des weiblichen Geschlechts z. B. Meiners, Geschichte des weiblichen Geschlechts, Klemm, die Frauen, Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter, Zapp, Geschichte der deutschen Frauen, Scherr, Geschichte der deutschen Frauen, und das neueste Buch über diesen Gegenstand: Lecky, die Stellung der Frauen, deutsch von Solowiecz 1871. (Separatabdruck aus des Verf. Sittengeschichte Europa's.)

Die Bedeutung der Frage ist eine eminent praktische; sie will wenigstens da, wo ihre Forderungen bis zur äußersten Consequenz fortgetrieben werden, Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern in gesellschaftlicher, socialer und politischer Hinsicht. Die wenigsten aber der Verfechter für die Frauensache schreiten bis zu dieser äußersten Consequenz fort, es findet sich vielmehr eine Reihe von Standpunkten, die stufenweise von berechtigten und selbst durch Gottes Wort begründeten Forderungen bis zur äußersten Excentricität aufsteigen. Aus dieser Fülle von Ansichten und Forderungen heraus lassen sich zwei Hauptrichtungen unterscheiden, einmal das Streben nach „Emancipation“ der Frauen von den Schranken, in denen das ganze Geschlecht sich befindet, also besonders von den Schranken der Ehe und der Familie; dieses ist mehr idealistisch gefärbt und ist hauptsächlich von Frankreich und Nordamerika ausgegangen, dann die Frauen-Erwerbs- und Erziehungsfrage, welche von dem Nothstand eines Theiles der Frauen ausgehend mehr praktischer Natur ist, und in der Gegenwart vorzüglich in Deutschland ausgekämpft wird. Hierbei ist freilich zu bemerken, daß den Vertretern und besonders den Vertreterinnen dieser Bestrebungen selten der durchgreifende Unterschied beider Richtungen ganz klar ist, woraus folgt, daß viel Unklarheit in der Festsetzung der Ziele, viel Unsicherheit darüber herrscht, was eigentlich zu fordern ist und was überhaupt gefordert werden kann. Es wird sehr oft in den Zeitungen, besonders in öffentlichen Reden und da besonders wieder von denen von Frauenemancipation gesprochen, wo es sich gründlich genommen nicht um eine durchgreifende Umgestaltung der Stellung des ganzen weiblichen Geschlechts, sondern um Abstellung der abnormen Zustände eines kleinen Theiles desselben handelt. Wenden wir uns zunächst

I. zu den Bestrebungen, die auf Emancipation der Frauen hinauslaufen und die Stellung des gesammten weiblichen Geschlechts, resp. Ehe und Familie im Auge haben.

Der Grund derselben liegt, wie Nathusius ausführlich nachweist, in einem falschen Humanitätsideal, das im 18. Jahrhundert in Frankreich zum erstenmale auftretend in den verschiedensten Gestaltungen seitdem Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen versucht hat. Es ist eine Verkehrung des christlichen Gedankens von der Gottebenbildlichkeit des Menschen, seiner Würde und seiner Vervollkommnungsfähigkeit. Das, was nach christlicher Anschauung von der Ewigkeit und für die Ewigkeit gilt, wird fälschlich auf die Verhältnisse dieser Welt, die als einziger Schauplatz und als einziges Ziel des Seins gilt, übertragen und es wird mit christlichen Gedanken gegen das Christenthum gekämpft. So liegt allen widerchristlichen Bestrebungen des letzten Jahrhunderts in der verkehrten Anwendung der Lehre von der Gleichheit aller Menschen vor Gott eine gewisse Nivellirungssucht, eine Sucht nach Gleichmachen zu Grunde, die verschiedene Forderungen der Natur einerseits und gottgeordnete Institutionen andererseits zu Gunsten des einmal aufgestellten Princips ignorirt.

Ein solches bewußtes oder unbewußtes Ignoriren faktisch gegebener Zustände charakterisirt die ganze Agitation für die Frauenemancipation, wobei natürlich dem weiblichen Geschlecht auf der einen Seite so viel von dem, was ihm eigenartig ist, ja was es als Vorzug vorans hat, genommen wird, als ihm auf der anderen Seite scheinbar gewonnen wird. Trotzdem

werden wir sehen, daß auch auf diesem Gebiete einiges Beherzigenswerthe, ja vom christlichen Standpunkt schlechthin zu fordernde ausgesprochen worden ist. Wir fassen das pro und contra gesagte unter 4 Gesichtspunkten zusammen, wie sie sich aus der ethischen Auffassung des Verhältnisses von Mann und Weib ergeben; wobei zu wiederholen ist, daß hier zunächst nur von dem normalen Verhältnisse, demzufolge das Weib in die Ehe tritt, geredet werden soll, während der abnorme Fall einer durch die Verhältnisse aufgedrungenen Ehelosigkeit weiter unten Berücksichtigung findet.

1. Das Weib ist zur Ehe bestimmt; die Ehe ist göttlicher Einsetzung und ist das einzige Verhältniß, in dem die von der Natur ihr deutlich angezeigte Bestimmung des Weibes zur Kindererzeugung erfüllt werden darf. Dieses Verhältniß hat aber auch eine höhere ethische Aufgabe, die sich über die bloß physisch gesetzte Aufgabe erhebt und die Unauflösbarkeit der Ehe, geordnetes Familienleben und einen Kreis von Pflichten einschließt.

Der eben angedeutete Beruf des Weibes wird allgemein anerkannt; den von der Natur dem Weibe eingepflanzten Trieb, ehelich zu werden, vermag wenigstens kein Weib zu läugnen und auch Frau Lewald (Für und wider die Frauen 1870 p. 11.) ist noch kein Mädchen vorgekommen, das selbst bei großer Begabung und beträchtlichen Erfolgen in ihrer Berufsarbeit nicht gern einen Mann gehabt hätte. Das Verdienst aber gegen die göttliche Ordnung der Ehe und des Familienlebens, zu Gunstens der „Rechte des Herzens“ und der „freien Liebe“ zuerst in die Schranken getreten zu sein, gebührt den Franzosen, bei denen freilich auch durch die herrschende Unzucht (vgl. Nathusius) schon seit der Zeit der Ludwige die Heiligkeit der Ehe erschüttert und das Familienleben untergraben worden ist. (Enttäuschungen darüber in Michelet; *La femme*.) George Sand schwärmte in ihren Romanen voll von schrankenlosem Subjektivismus und sinnlicher Leidenschaft von der Freiheit des weiblichen Herzens und rüttelte an den „Sclavenbänden“, die das weibliche Geschlecht zu tragen hatte; sie versucht das als Sehnsucht des weiblichen Herzens überhaupt darzustellen, was das eigene gottentfremdete und weltlustbe-räuschte Herz verlangte. Auch in das System des Saint-Simonismus gehörte eine Neugestaltung der Verhältnisse der Frauen; wenn auch die Begründer dieser Richtung ein warmes Herz für gewisse Classen der weiblichen Bevölkerung hatten (*Père Enfantin*: *Appel à la femme*), besonders auch die Noth der Prostituirten in großen Städten theilnehmend empfanden, so liefen doch die Ideen der Schüler und Fortbildner des Systems auf dasselbe hinaus, ja überboten das noch, was schon die Sand als Ideal hingestellt hatte. Wenn wir in Deutschland nur vorübergehend die Predigt des neuen Evangeliums der „freien Liebe“ in den Romanen des jungen Deutschland hörten (Gutzkow, Wally und andere bekannte Beispiele, deren Lehren freilich bis heute noch in manchen Romanen 3. und 4. Ranges spuken) so ist die eigentliche Heimath desselben Nordamerika. Mag die dort allgemein geltende Hochachtung des weiblichen Geschlechts, die wohl guten Theils aus ihrer Minderzahl entspringt, die Frauen übermüthig gemacht haben, oder mag die republikanische Freiheit freiere Äußerungen gestatten, genug, es wird das Aeußerste in der Verkündigung der *free love* in Nordamerika geleistet, obwohl nicht alle für Frauenrechte Streitenden in den Ton der nur zu Kennenden einstimmen. Die von einer Dame redigirte Zeitschrift *The Chicagoan* bespricht Dinge, „von denen eine bescheidne Frau selbst ihrer Schwester gegenüber nicht reden würde“, läßt unverheirathete Frauen über eheliche Pflichten reden u. d. Dale Owen rechtfertigt in einem Buch über Physiologie der Moral das Recht der *free love*, für das schon Fanny Wright als Reisepredigerin Anhänger zu werben gesucht hatte. Unser Landsmann Karl Heinzen, Ueber Rechte und Stellung der Frauen hält eine einfache Anzeige vor Gericht für hinreichend, um die Auflösung der Ehe zu bewirken, deren vom Christenthum geforderte Form er für höchst gefährlich erklärt. In Nordamerika war es, wo Frau Bloomer 1850 mit einer Reformation der weiblichen Tracht auftrat und dadurch die jetzt bereits auch in Amerika zum Gespött gewordene Erscheinung des Bloomerismus hervorrief. Ja auf den Frauencongressen von Ohio und Massachusetts, wo man für Frauenrechte im Allgemeinen plaidirte, kam es zur Proklamirung einer neuen Ära, in welcher allein das Weib herrschen sollte. („Vernunft, Logik, Wissenschaft u. d. des Mannes sind geringfügig gegenüber der unzersplitterten Intuition des Weibes.“) Den zur Sekte ge-

einen Anhängerinnen dieses neuen Glaubens steht Elisabeth Farnham als Predigerin zur Seite.

2. Die Ehe ist auf gegenseitige Achtung des Mannes und des Weibes gegründet. Auch der Frau gebührt Anerkennung ihrer Stellung und ihrer Rechte als des Mannes Ehre. 1. Cor. 11, 7. Auch nach außen muß durch die Gesetzgebung die Menschenwürde der Frau anerkannt, sie darf nicht zur Sache, zur rechtslosen Sclavin erniedrigt werden. — Gegen diesen Satz, der entschieden aus dem christlichen Begriff der Ehe gefolgert werden kann, haben sich doch auch Gesetzgebungen in christlichen Staaten verständig, und wir finden deswegen in Frankreich und England eine Gruppe von Schriften, die zwar auch zum Theil im Dienste der Emancipation im Allgemeinen stehen, deren Schwerpunkt aber in der Bekämpfung einer mangelhaften Gesetzgebung liegt.

Der Code Napoléon würdigte die Frauen aufs tiefste herab (*La recherche de la paternité est interdite*;) und rief eine Zahl von Schriften hervor, welche die Würde des weiblichen Geschlechts einer barbarischen Gesetzgebung gegenüber zu retten versuchten. *Laboulaye, Recherches sur la condition civile et politique des femmes, Legouvé, Histoire moral des femmes, Mde de Héricourt, La femme affranchie, u. Mlle Daubié, La femme pauvre au dix-neuvième siècle* 1866 (Wäre eine menschliche Frage erschöpfend zu behandeln, so könnte man das Buch der D. erschöpfend nennen. Gottschall.) In England, dessen bürgerliche Gesetzgebung die stolze Tochter Albions weit unter die deutsche Frau stellt, (Schadenzufügungen, begangen von Frauen sind ebenso zu ersetzen, als wären sie von Hausthieren begangen) zog sich im Anfang dieses Jahrhunderts Mary Wolstoncraft durch ihr Buch *The rights of women*, das besonders gegen die Mängel der Gesetzgebung ankämpft, bei der vornehmen Welt das odium der Emancipationsucht zu, während in neuerer Zeit Stuart Mill's berühmtes Buch *The subjection of women*, welches das ganze Gebiet der Frauenfrage umfassend doch immer wieder auf die englische Gesetzgebung zurückkommt, dem Verfasser einen Namen machte und eine Reihe von Frauenpetitionen, Meetings &c. zur Folge hatte. — Die in Deutschland zu gleicher Zeit mit dem Buche der Wolstoncraft erscheinenden Schriften Hippels über die Ehe und über die bürgerliche Verbesserung der Weiber, die gewöhnlich als die ersten deutschen Schriften in der Sache bezeichnet werden, verrathen ihren deutschen Ursprung schon dadurch, daß sie der deutschen Auffassung der Frauenfrage, als Erwerbs- und Unterrichtsfrage näher treten. Holtzendorff, Ueber die Verbesserung der bürgerlichen Stellung der Frau 1867. Wachler, Zur rechtlichen Stellung der Frauen 1869.

3. Die Ehe fordert Unterordnung des Weibes unter den Mann. Neben der Gleichberechtigung des Weibes im Familienleben, erkennt die Schrift entschieden eine Superiorität des Mannes über das Weib an, sofern es sich um Verhältnisse des Weltlebens handelt. 1. Mos. 2, 18. 20. Eph. 5, 25. 28. 29. Eph. 5, 24.; 5, 33 &c. Auch die gesunde Vernunft fordert diese Superiorität, weil bei der Leitung des Hauswesens ein Wille der maßgebende sein muß.

Hierher gehört Heinrich von Sybel's Vortrag über die Emancipation der Frauen, der gerade vom Eherecht ausgeht. Eine Regelung der Gewalt im Hause sei nöthig und diese könne nur monarchische Form haben. Warum die leitende Gewalt nur beim männlichen Geschlecht sein könne, darauf erklärt er nur die triviale Antwort geben zu können, weil die Männer Väter und die Frauen Mütter würden. Die Frau hat eben eine andere ebenso hohe Aufgabe im Hause, sie hat den Familiengeist und die Sitte zu wahren, das Erworbene zu bewahren, sie hat die Erziehung der Kinder zu leiten, und sie herrscht gerade um so mehr, je weniger sie herrschen will. — Die Chorführerin der Fluth von Schriftstellerinnen, die gegen den unter Nr. 3 genannten Satz auftreten, ist Frau Fanny Lewald, Osterbriefe, und Für und wider die Frauen, die ja nicht einmal den Namen ihres Mannes tragen will, die bitteren Spott über den „keuschen Dämmer des Hauses“ ausgießt und um den Frauen das Recht auf Arbeit zu erwerben, die Pietätsverhältnisse der Gatten und der Kinder aufheben, alle Frauen statt in die Küche (denn außer Frau Lewald, welche sich selbst kocht, können alle andern recht gut aus der Volksküche essen) in die Gewerbschule und wo möglich auf die Frauenuniversität schicken und Frau und Töchter zu Arbeiterinnen neben dem Vater, nicht unter ihm heranbilden will.

— Es ist eine gute Bemerkung von Mathusius, daß sämtliche Schriftstellerinnen, welche über diesen Punkt schreiben, entweder unverheirathet oder kinderlos sind, daher sich der altjüngferlich boshafte Ton ihrer Schriften, sowie die allzu drastische Ausmalung der sclavenähnlichen Lage, in der sich eine Ehefrau befindet, herschreibt. Setzen wir, statt auf diese Literatur, die ohnedies weiter unten wieder erwähnt werden muß, einige der trefflichen Werke her, die den Beruf des Weibes und seiner Stellung besser verstanden haben. Ad. Monod, das Weib, 3. v. Burow, das Weib, 2. Bächner, die Frauen und ihr Beruf, Mathilde Reichhardt-Stromberg, Frauenrecht und Frauenpflicht (in direkter Opposition gegen Fanny Vernald).

4. Der Mann vertritt das Haus nach außen und nimmt allein Antheil am staatlichen Leben. Das Weib, dessen Berufskreis durch die Familie begrenzt ist, hat als solches keine politische Aufgabe. Dieser Punkt führt uns auf die heutzutage mit besonderem Eifer geführten Kämpfe für das Stimm- und Wahlrecht der Frauen. Schon zur Zeit der ersten französischen Revolution nahmen die Frauen von Paris Anlaß zu ihrer *déclaration des droits de la femme*, und Rosa Lacombe trat 1793 in den Sitzungssaal des Communalrathes von Paris, um mit ihrer Schaar an den Sitzungen theil zu nehmen und gleiches Wahlrecht für die Frauen zu verlangen, zu dessen Gunsten schon Lieges u. A. gesprochen hatten. Es ist erheiternd zu lesen (vgl. König) wie auf eine dringliche Rede Chaumettes die Frauen ihre rothen Mützen ab und ihre Hauben aufsetzen, um für immer in ihr Haus zurückzukehren. Doch redigirt noch heute eine Wde Leo eine Zeitschrift *Droit des femmes*, und 1868 gründete sich in Genf ein internationaler Frauenbund zur Wahrung aller Rechte des weiblichen Geschlechts. In auch in Constantinopel giebt eine Dame eine Zeitschrift mit gleicher Tendenz heraus. — In Nordamerika werden alle Hebel der Agitation für dieses Ziel in Bewegung gesetzt, freilich wird mehr geredet, als erreicht; Wählerrecht und Wahlfähigkeit für das weibliche Geschlecht fordern die beiden Frauenzeitungen New Yorks: *The Revolution* und *The Radical*, denen sich die *Neue Zeit*, ein deutsches Blatt, angeschlossen hat. (Wir wollen das selbstbewußte Weib, frei von allen Pflichten zc. mit einem Worte das Weib, so abstrakt als es werden kann — so äußert sich daselbst eine Dame, weniger klar als determinirt.) Doch äußern sich diese Zeitschriften den unter 1 erwähnten Tendenzen entschieden abhold. — In England sind Stuart Mill's Lehren auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen, verschiedene Capacitäten haben sich an die Spitze der petitionirenden Frauen gestellt und so haben sie 1870 das Recht durchgesetzt sich bei den Municipalwahlen zu betheiligen, und ist auch 1871 die Bill durchgefallen, welche alleinstehenden steuerzahlenden Frauen dasselbe Wahlrecht für Unterhausmitglieder unter denselben Bedingungen, wie den Männern zugestanden wünschte, so wird diese Bill doch gewiß endlich durchgehen, da sie sich hoher Protektion zu erfreuen hat. Wir dürfen hierbei nicht übersehen, daß selbst sehr conservative Beurtheiler der Sache, wie Mathusius, es ungereimt finden, das Wahlrecht dann den alleinstehenden Frauen zu verweigern, wenn es einmal auf jeden Mündigen männlichen Geschlechts ausgedehnt werde.

In Deutschland hat schon 1848 Louise Otto in ihrer Frauenzeitung „dem Reich der Freiheit in diesem Sinne Bürgerinnen geworben“ und setzt dies in den Neuen Bahnen fort, obwohl gerade dieser Theil der Frauenfrage in Deutschland noch wenig Anklang zu finden scheint.

II. Die Bestrebungen, die vom Nothstand eines Theils der Frauen ausgehen und Abhilfe für denselben suchen.

Wenn wir zu diesem Theile der Frauenfrage fortschreiten, so treffen wir damit den eigentlichen Nerv derselben; von dem angedeuteten Standpunkt geht nehmlich die Behandlung der Frauenfrage in Deutschland meist aus, obwohl, wie schon angegeben, weder die Standpunkte noch die Zielpunkte immer klar gesondert zu werden pflegen. — Wir stellen die Ehe als den Beruf des Weibes hin; nun gibt es aber thatsächlich eine Zahl von Frauen, denen es unmöglich gemacht wird, diesen Beruf zu erfüllen, die deswegen nicht ehelich werden können, weil in den meisten europäischen Ländern das weibliche Geschlecht das männliche an Zahl

überwiegt. Es werden bekanntlich zwar mehr Knaben geboren als Mädchen, sie sind aber in der Jugend einer größeren Sterblichkeit unterworfen, und sind als Männer größerer Lebensgefahr ausgesetzt, so daß das weibliche Geschlecht im reiferen Alter das stärkere ist. Es müssen in Folge dessen eine Zahl von Jungfrauen nicht nur ehelos bleiben, sondern sie sind auch nach dem Tode des Vaters gezwungen sich selbst zu ernähren, ohne daß sie vielleicht das nöthige gelernt haben, oder ohne daß ihnen die Gelegenheit zum Broderwerb gegeben wäre. Es ist sicher ein Schaden unsrer Culturzustände, daß dem so ist; aber es ist evident: die Möglichkeit, daß alleinstehende Mädchen aus der Familie heraus ernährt werden, ist in vielen Fällen nicht gegeben, sie sind auf sich selbst angewiesen. König gibt eine Anzahl statistischer Notizen über die Anzahl unverheirathet bleibender Mädchen in den Culturstaaten (Gottschall: in Preußen über eine Million), wird aber von Nathusius insofern angegriffen, als er die relative Richtigkeit der meisten Zahlangaben bestrittet. Sicher scheint wenigstens, daß in tendenziös gefärbten Darstellungen der Sache, die meist auch statistische Notizen bringen, die Angaben nicht zuverlässig sind. Enthalten wir uns deshalb aller statistischen Angaben, so viel bleibt gewiß, denn der Augenschein lehrt es uns, es gibt eine ziemliche Anzahl von Mädchen, die zur Ehelosigkeit gezwungen, ohne Vermögen auf sich selbst angewiesen sind, während sie oft bei Lebzeiten des Vaters in einer Weise erzogen worden sind, die einen grellen Contrast zu der ihnen später aufgedrungenen Lage bildet (Geheimerathstöchterfrage). Die lebendigste Schilderung dieser Verhältnisse, die freilich mit Vorsicht aufzunehmen ist, gibt Fanny Lewald.

So wird die Frauenfrage auf diesem Punkte eine Existenzfrage. Eine unbefangene Beobachtung unsrer socialen Verhältnisse ist gezwungen, einen Nothstand zu constatiren, für den Abhülfe zu suchen ist. Ob dieser Nothstand erst seit neuerer Zeit datirt, oder ob er auch in früherer Zeit, was das wahrscheinliche ist, dagewesen ist, darüber läßt sich bei dem Mangel aller statistischen Angaben aus früherer Zeit nichts feststellen. Nun ist aber zu bemerken, daß ein großer Theil derjenigen, die Beseitigung des Nothstandes anstreben, immer wieder das ganze weibliche Geschlecht als leidend und hilfsbedürftig darstellen während doch in der That nur ein verschwindend kleiner Theil es ist, dem die Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Denn es bleibt auch jetzt stehen, was eben gesagt worden ist, das Weib ist zur Ehe bestimmt, und nur die, welche diesen Beruf nicht erfüllen können, sind es, die berücksichtigt werden können und dürfen.

Suchen wir, bevor wir auf die literarischen und praktischen Bestrebungen unsrer Zeit, die wir unter diesem zweiten Gesichtspunkt aufzufassen haben, eingehen, einen Anhalt an der Lehre des Neuen Testaments über den Beruf des Weibes zu gewinnen.

Wir finden den Herrn vielfach im Verkehr mit Frauen, ja diese sogar in seinem Gefolge. Er mußte diesen Verkehr unterhalten, sagt Delitzsch (Handwerkerleben zur Zeit Jesu p. 40), um den Bann der antiken Anschauung zu brechen und die Geistesgemeinde zu begründen, in deren geistlichem Wesen die vom mosaischen Gesetz gezogenen Abpferchungen der Geschlechter wie der Völker verschwinden. Diese Frauen, von denen uns allerdings nicht durchgängig gesagt ist, ob sie verheirathet gewesen oder nicht, thun ihm Handreichung von ihrer Habe (Luc. 8, 3) und scheinen überhaupt für eine gewisse Annehmlichkeit seines Privatlebens gesorgt zu haben, während sie für irgend welche apostolische Thätigkeit nicht bestimmt werden. Das Neue Testament hat keine direkte Bestimmung, die unverheiratheten Frauen betreffend (1 Cor. 7, 25.) sondern setzt entweder ihre einmalige Verehelichung voraus oder spricht von einem freiwilligen Eölibat (1 Cor. 7.), während von einem unfreiwilligen die damaligen socialen Verhältnisse nicht zu reden zwangen. Wenn nun aber die heil. Schrift auch damals bestehende, aus der vorchristlichen Zeit herübergekommene sociale Verhältnisse nicht von Grund aus umzugestalten, sondern nur mit christlichem Geiste zu durchdringen bemüht ist, (z. B. die Sklaverei) so wird daraus folgen, daß dasselbe auch für neugeschaffene Verhältnisse der Gegenwart gilt. Während nun das Neue Testament hinsichtlich der Stellung zu Gott und seinem Reiche keinen Unterschied zwischen Mann und Weib macht (Gal. 3, 28), ja der Herr selbst sich bei seinem seelengewinnenden Heilandswerke mit Vorliebe an die Frauen wendet, schließt es dieselben entschieden von öffentlicher Wirksamkeit in eigenem Namen aus (1. Tim. 5, 5, 1 Cor. 14, 34; 1 Petr. 3, 3) und bestimmt ihren Beruf, theils durch Lehre, theils durch Darstellung des Vor-

bildlichen als den des Dienens, d. i. die Thätigkeit die sich nicht in den Gehorsam der Idee schlechthin, sondern in den Gehorsam der Person stellt, um durch diesen Gehorsam gegen die Person der Idee vermittelt zu dienen. (Auch der Lehrerinnenberuf der alten Weiber Tit. 2, 3 ist so zu fassen.) In diesem Dienste an der Person eines andern ist das Recht christlicher Freiheit dadurch gewahrt, daß er ein aus Liebe geborner, freiwillig erwählter ist. Dieser Dienst ist entweder ein rein persönlicher, wie Maria und Martha von Bethanien an dem Herrn, Petri Schwieger Matth. 8, 15, die dienenden Frauen an dem Herrn, Lydia an Paulus Act. 16, 15, oder er geschieht der Gemeinde, aber in der Weise, daß immer die Befriedigung der Bedürfnisse der Einzelnen und nicht in selbstervählter Form, sondern in der durch den Gebrauch oder die Disposition andrer bereits vorgezeichneten Weise sein Hauptgegenstand ist. (Tabaea in Zoppe Act. 9, 36, die alten Weiber als Lehrerinnen der jungen aber nicht systematisch, als weibliche Professoren Tit. 2, 3, sondern in mütterlich erziehender vorbildlicher Weise.) Auf ähnliches muß sich die 1 Tim. 5, 9 (wenn die Stelle so zu verstehen ist) erwähnte, ehrbaren Witwen in der Kirche anzuzureichende amtliche Stellung bezogen haben.

Es ist von Wichtigkeit, daß von den bedeutendsten Classikern der deutschen Literatur der Beruf der Frauen in dieser Weise aufgefaßt worden ist; allen bekannt sind ja die betr. Stellen in Schillers *Glocke*, Goethe's *Hermann* und *Dorothea* (weitere Beispiele bei Nathusius); ja die neuere Geschichte hat Heldinnen im Dienen aufzuweisen, deren eminente vorbildliche Bedeutung auch von der Partei der Emancipation nicht geleugnet wird (*Amalie Siebeking*, *Miss Nightingale*, *Elisabeth Fry* u. vgl. überhaupt *Merz*, *christliche Frauenbilder*). Es ist aber im höchsten Grade oberflächlich, zu meinen, daß das Recht des Individuums, oder der Persönlichkeit dadurch geschädigt werde, daß man das Dienen als Beruf der Frauen bezeichnet. Zwischen dem Dienst aus Liebe, wozu alle körperlichen und seelischen Dispositionen die Frauen von selbst bestimmen, ist ein himmelweiter Unterschied von erzungenem Dienste der Sclavin.

Der bisher gewonnenen Anschauung entgegen gehen die modernen Ansichten über den Beruf der Frauen dahin, ihnen entweder alle Berufsarten oder doch einen möglichst großen Kreis derselben zugänglich zu machen. Auch hier ist eine schroffere und eine mildere Form der Forderungen zu unterscheiden. Die schroffere spricht sich ungefähr so aus: die Frauen haben dieselben Anlagen und Fähigkeiten wie der Mann, sie haben, wie Beispiele zeigen, das Geschick zur Erfüllung einer jeden männlichen Berufspflicht; man darf ihnen deswegen auch keinen Beruf von vornherein verschließen. Milder aber doch bestimmt genug ist der Ausspruch von Moritz Müller in Pforzheim, der zu einem geflügelten Wort geworden ist: Die Frau ist zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie befähigt ist, was Prof. Emminghaus auf der Frauenconferenz in Berlin 1869 naiv dahin commentirte, daß die Frauen doch wohl auf das Schmiede- und Fleischerhandwerk verzichten mußten. Mit diesem Punkte stehen wir im Centrum der Frauenbewegung in Deutschland; es ist dieser Punkt der Hauptgegenstand der Besprechung auf Frauenconferenzen und der hauptsächlichste Inhalt agitatorischer Schriften und Journale.

Hier geschieht es nun um Thatfachen sprechen zu lassen, daß mit großer Genauigkeit die Namen solcher Damen angeführt werden, die in irgend einem Berufe von der Nachwächterin aufwärts bis zu der Professorin an einer nordamerikanischen Hochschule ihre Befähigung zur Verwaltung eines männlichen Berufs dargethan haben. Inscripationen weiblicher Studenten in Zürich und auf englischen Universitäten, Besetzung eines Lehrstuhls der griechischen Sprache auf einer amerikanischen Universität durch eine Dame, Unterricht von Damen selbst bei reiferen jungen Männern ebenfalls in Amerika, glückliche Verwendung der Frauen zum Post- und Telegraphendienst in Württemberg, alle diese Errungenschaften der Neuzeit, werden zum Beweise für die gleiche Befähigung des weiblichen Geschlechts aufgezählt. (Stoff in der Zeitschrift: *Neue Bahnen*, bei König, Nathusius, für Amerika besonders bei Dixon, *Neu Amerika*). —

Das führt uns zunächst auf die Frage: Gibt es einen andern Unterschied zwischen Mann und Weib als den leiblichen? Wir meinen, wer den ersten Theil von Niehl's classischem Buch: die Familie, gelesen hätte, könnte darüber nicht in Zweifel sein, daß geistige und seelische Anlagen des Weibes durchaus von denen des Mannes verschieden sind, das Weib also naturgemäß auf einen andern Beruf hingewiesen ist als der Mann. Ruhig denkende Frauen erkennen das auch an: z. B. L. Büchner, die Frauen und ihr

Beruf.) Schon daraus, daß Mann und Weib zu gegenseitiger Ergänzung in der Ehe berufen sind und das Menschheitsideal in der Mitte zwischen beiden Geschlechtern liegt, ist es zu erkennen. Der Mann wirkt und erfaßt vorzüglich durch den Kopf, das Weib durch das Herz, der Mann ist vorzugsweise produktiv, das Weib receptiv, der Mann mit der Kraft zur Initiative zu thatkräftigem Handeln, das Weib zäh in der Ausdauer zu liebender Selbstaufopferung und treuem Ausharren in der ihm vorgezeichneten Bahn befähigt. Schon von früher Jugend an ist dieser jedem aufmerksamen Vater von Söhnen und Töchtern bekannte Unterschied bemerkbar, in der Zeit der Reife, die ja beim weiblichen Geschlecht ohnedieß viel früher eintritt, kommt er deutlich zum Vorschein und bleibt bis in das höchste Alter deutlich wahrnehmbar. Die oben angeedeuteten Beispiele, die ohnedieß bisher nur ziemlich vereinzelt dastehen, beweisen nur das, daß es männliche Frauen so gut wie weibliche Männer gibt; zudem bestehen die erwähnten Verhältnisse noch alle zu kurze Zeit um eine ruhige Beurtheilung zu ermöglichen. Uebrigens braucht man nur in Zeiten, die noch nicht an Frauenemancipation dachten, zurückzublicken, um Beispiele von gelehrten Frauen zu finden. Auch der Umstand spricht für die Abnormität jener vereinzelt von der Partei für ihre Zwecke ausgebeuteten Erscheinungen, daß erfahrungsmäßig solche Damen gern auf ihren Beruf verzichten, wenn es ihnen glückt, in die Ehe treten zu können.

Deshalb ist die Forderung gleicher Erziehung des männlichen und weiblichen Geschlechts zurückzumeifen; einmal wegen der Verschiedenartigkeit der Befähigung beider Geschlechter und dann wegen der Verschiedenheit der Ziele, welche bei dem Unterricht derselben verfolgt werden müssen. Selbst Sybel will die kleinen Mädchen nicht vom Unterricht im Latein und Griechisch ausschließen, sagt dann freilich sehr richtig weiter: Mit 15 oder 16 Jahren gibt es für die Mädchen nur noch eine Hochschule und einen Professor, das Elternhaus und die Mutter. Schon Frau Wolstoncraft hatte gleiche Erziehung der Knaben und Mädchen außer dem Hause gefordert und nach ihr ist die gleiche Forderung von solchen wiederholt worden, welche den Geschlechtsunterschied und die Geschlechtsverschiedenheit gründlich verkannten.

Die Bildungs- und Erziehungsfrage ist überhaupt wesentlich bei der Betrachtung der Frauenfrage in Deutschland; sie hat eine Literatur hervorgerufen, die wesentlich neueren Datums ist. Denn, wenn Fenélon, *Sur l'éducation des filles*, dem man die Ehre lassen muß zuerst über weibliche Erziehung geschrieben zu haben, wenn Rousseau, *Emile*, wenn auch deutsche Frauen wie Caroline Rudolphi 1815, Gemälde weiblicher Erziehung, über Mädchenunterricht und Erziehung schreiben, so berühren sie in ihren Schriften die erst in der Gegenwart angeregten Fragen nach durchgängiger Reformation des Mädchenunterrichts nicht. — In den letzten Jahren sind 2 Zeitschriften, die sich ausschließlich mit dem Mädchenschulwesen beschäftigen, aufgetaucht. Stoa, Zeitschrift für die Interessen der höheren Töchterschulen. Berlin, Gutedtag (kürzlich wieder eingegangen), und Vierteljahrsschrift für höhere Töchterschulen (neuerdings zu einem Organ für allgemeine Frauenbildung erweitert), Thorn, Lambeck. Letztere ist neben den Frauenzeitungen das Organ für reformatorische Bestrebungen auf dem Gebiete des Mädchenschulwesens, während die bekannte Leipziger Zeitschrift *Cornelia* in conservativem Sinne rebigirt wird. Als classische Schriften der Neuzeit über die weibliche Bildungsfrage dürften gelten: Karl von Raumer, *Die Erziehung der Mädchen*, Löhe, *Von der weiblichen Einsalt*, H. Thiersch, *Ueber die Familie*, und Wiese, *Ueber weibliche Erziehung und Bildung*. Aus der Fluth von Schriften über denselben Gegenstand, alle seit den 60er Jahren erschienen, nennen wir Marie Binoff, *Reform der weiblichen Erziehung* 1867, Stoephasius, *Ziele und Wege der weiblichen Erziehung nach den Forderungen der Gegenwart*, Möbius, *die Forderungen der Gegenwart an die Bildung der Frauen*. Schornstein, *das höhere Mädchenschulwesen*, U. Henschke, *zur Frauenunterrichtsfrage in Preußen* und die Artikel: *Mädchenerziehung*, *Mädchenschule* in Schmidt's *Encyclopädie* von Flashaer.

Die auf Reform des Mädchenunterrichts abzielenden Forderungen lassen sich unter folgende Punkte befassen. a.) Organisation von Mädchenschulen von Staats wegen, zur Unterdrückung der, oft ohne pädagogisches Verständniß und ohne klares Ziel geleiteten Privatunternehmungen, und Einführung eines einheitlichen Lehrziels. Wiese findet das unnatürlich und unausführbar, will vielmehr die Organisation von Mädchenschulen der Familie, von der

sie abhängen, und der Privatspekulation überlassen, und höchstens in jeder Provinz eine Normalsschule aufstellen. Wohl aber hält er es für eine Pflicht des Staates tüchtig vorgebildete Mädchenlehrer zu schaffen. b.) Umgestaltung der Mädchenschulen in der Art, daß die Zöglinge zum Besuch neuzuerrichtender Mädchengymnasien und Akademien, oder zur Fortsetzung ihrer Studien auf Mädchenreal- und Gewerbschulen tauglich gemacht werden. (Praktische Versuche in diesem Sinne in Deutschland das Victoriaalceum unter Protection der Kronprinzessin in Berlin, das Damenlyceum in Breslau und ähnl. Anstalten; Deutschland wird hierin übertroffen von Amerika, wo beispielsweise Vassar College im Staate New York dasselbe für Mädchen stiftungsgemäß leisten soll, was Akademien ersten Ranges für junge Männer leisten. „In das Vassar College sollen nur 15jährige junge Mädchen zugelassen werden, welche der lateinischen und griechischen Sprache mächtig (!) sind und soviel von der höhern Algebra, der Weltgeschichte und den Naturwissenschaften verstehen wie man gewöhnlich von Sekundanern auf Gymnasien verlangt. Sie sollen den Cäsar, Cicero's Reden, den Virgil und Xenophons Anabasis lesen können.) — Die genannte Forderung ist schon um deswillen zurückzuweisen, weil es der gesunden Vernunft widerspricht, um eines kleinen Theils von Mädchen willen, die der Ehe entsagend, ihre Studien auf Gymnasium und Universität fortsetzen würden, das ganze heranwachsende weibliche Geschlecht in seinem Bildungsangang zu stören. Dem naturgemäß schließt die Bildung des Mädchens mit dem 16 oder 17ten Jahre ab, weil von da an die Zeit der Vorbereitung für den Hausfrauenberuf beginnt; es muß also jungen Mädchen, ganz abgesehen von der Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten, der Bildungstoff in einer andern Form und in einer andern Weise beigebracht werden, als solchen, deren Studienzeit eine viel ausgedehntere ist. Für solche, welche um ihrer Existenz willen einem bestimmten Beruf sich zu ergeben genöthigt sind, mögen Fachschulen errichtet werden, die nach der Confirmation zu besuchen sind; die Töchter Schule selbst darf aber nicht zu einem Vorbereitungscursus für Gewerbe- und Realschulen erniedrigt werden. (Handelschule für Mädchen in Leipzig, 1863 gegründet, von Dr. Wagner geleitet; ähnliche in Danzig, München und Hannover. Hauswirthschaftliche Lehranstalten von Dr. Schneider in Worms; Gewerbeschule für Mädchen von Röggerath in Briesg gegründet.) c.) Abstellung unzähliger in die Töchter Schule eingeschlichener Mißbräuche und Unsitten. Die auf diesem Punkt gerügten Forderungen sind meist gerechtfertigt und ist auch anzuerkennen, daß in der Neuzeit manche von den gerügten Uebelständen abgestellt sind, so bleibt doch in dieser Hinsicht auch vom conservativen Standpunkt aus noch viel zu bessern. Wir nennen einige der hauptsächlichsten Uebelstände unsrer Mädchenerziehung: Pflege der Eitelkeit und des Scheins, Oberflächlichkeit und Gewöhnung an leichtes Raïsonnement, (Aufsätze, Theatervorstellungen) Mangel des nationalen Geistes und dressurartige Gewöhnung an Parliren in fremden Sprachen ohne Verständniß derselben und auf Kosten der Muttersprache; Mangel einer einheitlichen Grundlage in der Bildung und Erziehung und Gewöhnung an systemlose eitle Vielwisserei. Ferner, Gefährdung der Gesundheit durch Ueberladung mit häuslichen Arbeiten und Privatstunden (Klende, Schulbiatetik, fordert in drastischem Gegensatz gegen die 6 oben angedeuteten Bestrebungen aus Gesundheitsrückichten für die ganze Entwicklungsperiode des Kindes zur Jungfrau vollständige Befreiung vom Unterricht.), Entfremdung von praktischer Arbeit durch beständige Beschäftigung mit Luxusarbeiten und Spielereien, endlich Gewähren von Genüssen und Vergnügungen, welche dem jugendlichen Alter gefährlich sind. —

Jedenfalls ist die Mädchenerziehung ein Gebiet, auf dem noch viel zu thun ist (Wiese: Ein Garten, wo neben wohlgepflegten Beeten noch viel Unkraut.). Zu erstreben ist jedenfalls eine tüchtige Bildung des Verstandes und des Willens, wodurch der Neigung des weiblichen Geschlechts zum einseitig Gefühlsmäßigen vorgebeugt wird. Die Erziehung hat sich dem von Gott selbst dem Weibe gesteckten Ziele, Wirksamkeit als Gehülfin des Mannes im Dienste der Liebe zu fügen und alles zu bieten, was sie für diesen Beruf befähigt, wobei tüchtige Kenntnisse, (wenn auch nicht in rein wissenschaftlicher Form) nicht ausgeschlossen sind. Wohl zu hüten hat man sich dabei, daß nicht die dem Weibe angeborene, nicht wie beim Manne durch reflectirendes Denken gewonnene Sicherheit des Urtheils, der auf einer gewissen naiven Intuition beruhend: Takt im sittlichen Leben zerstört sondern vielmehr gepflegt werde; vor allem aber muß der gesammte Unterricht eine innere Einheit haben, von dem aus das Mädchen das

Verschiedene zusammenzufassen und zu begreifen vermag. Deshalb gebührt dem Religionsunterricht eine centrale Stellung (Rühn, die centrale Stellung des Religionsunterrichts in Mädchenschulen, Vierteljahrschrift für höhere Töchter Schulen 1870, 1.); er muß dem Mädchen einen Halt und einen Standpunkt für das Leben geben.

Zur weiblichen Bildung gehört die Kunst, da dieselbe eine allgemeine persönliche Ausbildung, nicht eine Fachvorbildung zu erstreben hat. Ueber die Erziehung zum Gefallen, die von König u. A. besonders hart, angegriffen wird und in ihrer Ausartung dies auch verdient vergl. Nathusius, der dieselbe rechtfertigt; schon Rousseau wollte, daß die ganze Erziehung des Weibes eine Erziehung in Beziehung auf ihr Verhältniß zum Mann sei. — Jedenfalls ist es einseitig gegen Beschäftigung mit Poesie, Musik, Malerei von vorn herein zu eifern, da dies jedenfalls Dinge sind, deren Pflege in den Umkreis des Hauses gehört, soviel Mißbrauch auch damit getrieben werden mag. Bei aller Achtung vor der geistigen Bildung der Frauen muß man doch anerkennen, daß Aneignung von Kenntnissen der Zweck ihres Lebens nicht ist, und es ist bezeichnend, daß der von einigen Lehrerinnen befürwortete Antrag, der auf der Wiener Lehrerversammlung 1869 gestellt wurde, es möge der Chーフensens des Staates vom Zeugniß einer Fortbildungsschule bedingt sein, auch das Gelächter jener fortschrittsfreundlichen Versammlung erregte.

Ein großer Theil der Mädchen benutzt die „höhere Töchter Schule“ dazu sich von ihr zur Lehrerin ausbilden zu lassen; viele derartige Institute haben bereits eine besondere Oberklasse zu diesem Zweck, und besondere Lehrerinnenseminare sorgen außerdem für Heranbildung von Lehrerinnen, an denen in der Gegenwart schon durchaus kein Mangel mehr ist. Bereits ist ein Ueberfluß an weiblichen Lehrkräften zu bemerken (Marie Calm, die Stellung der deutschen Lehrerin.) Gewiß ist der Beruf der Lehrerin ein solcher, wie er für das weibliche Geschlecht paßt, sofern ihnen dabei, ihrer Natur gemäß, eine Anlehnung an die Autorität möglich gemacht wird, wie es bei der Hauslehrerin an die Hausfrau und den Hausvater, in Anstalten an einen älteren Lehrer oder Direktor geschehen kann. Die Leitung von Anstalten, sowie der Hauptunterricht in Oberklassen auch von Mädchenschulen darf nicht in ihrer Hand sein. Erfahrene Pädagogen weisen darauf hin, wie gerade einem Frauenzimmer, das wissenschaftliche Gegenstände vorträgt, die Gefahr nahe liegt eine falsche Gelehrsamkeit und eine Wissenschaftlichkeit, die nicht am Platze ist, auf den Unterricht zu übertragen. In Nordamerika ist allerdings ein großer Theil des Unterrichts, auch des höheren, in weiblichen Händen, aber, so sehr das von tendenziösen Blättern gepriesen wird, so sind doch auch Stimmen laut geworden, die „die Unmasse der schulmeisternden jungen Damen für einen Skandal“ halten (R. Dulong, Aus Amerika, über Schule, deutsche, amerikanische und deutsch-amerikanische Schule.) Schon die Gehaltsätze (in den großen Städten, Damen zwischen 300 und 900, Männern zwischen 1200 und 1500 Dollars) zeigen, daß auch die Amerikaner männlichen Unterricht zu schätzen wissen.

Ein anderer Berufsweig aber ist es, der für das weibliche Geschlecht recht eigentlich geschaffen ist, das Diakonissenamt. (Disselhoff, das Diakonissenamt der evangelischen Kirche.) In der katholischen Kirche versorgt das Kloster einen großen Theil der unverheiratheten Frauen, bei uns soll freie Wahl ohne klösterlichen Zwang zu diesem Dienste der Kirche führen, auf den sie von Alters her und nach Gottes Ordnung ein Recht hat. Wir können füglich schweigen von dem was Allen bekannt ist, wie segensreich dieses Institut der Diakonissen bisher gewirkt hat und noch wirkt, welche weite Bahnen der Thätigkeit sich den Frauen auf dem Gebiete der Pflege eröffnen (Hahn, die Frauenvereine unter dem rothen Kreuz): wir können nur konstatiren, daß „der Hunger nach Diakonissen noch lange nicht gestillt ist“ und mit Nathusius wünschen, daß einst die echt christliche Idee einer Gemeindediakonistin in jeder Gemeinde verwirklicht werde; auch dürften sie wohl noch weiter, als bisher in der Heilkunde ausgebildet werden, aber ohne den Männern Concurrenz zu machen, als echte „Heilfrauen.“ Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, was die innere Mission zur Lösung der Frauenfrage gethan hat; sie nimmt sich derer an, an die die Tagespresse selten denkt, der Gefallenen, Elenden, Hülfslosen. Wir erinnern nur an die Magdalenenstifte und die verschiedenen Vereine, die theils das Elend gefallener und verlornen Frauen abstellen, theils ihm vorbeugen wollen. Lite-

ratur über dieses reiche, noch lange nicht genug angebaute Feld in den Fliegenden Blättern vom Rauhen Hause, und in Lehmann, die Werke der Liebe 1870 — Kein Beruf ist so weiblich, wie der Diakonissenberuf; möchte die Zeit kommen, daß seine Herrlichkeit auch von solchen anerkannt würde, die ihm jetzt ferne oder feindlich gegenüber stehen.

Auch außerhalb der Kirche sind Versuche gemacht, Frauen für diesen ihren eigensten Beruf zu gewinnen. Das Königin=Augusta=Hospital in Berlin, und der von der Kronprinzessin von Sachsen gegründete Albertverein legen die Werke der Pflege auch den Damen der höheren Stände nahe, ebenso der unter der Prinzessin Alice stehende Verein für Krankenpflege in Darmstadt. Eine Frau Bontemps in Leipzig erließ in den letzten Jahren einen Aufruf nach Samariterinnen und Prof. Virchow in Berlin gab Rathschläge für Krankenpflege außerhalb der kirchlichen Institutionen.

Ebenfalls mehr in das Gebiet der Pflege gehört der Beruf der Kindergärtnerinnen. Der Frauenverein für Kindergärten in Berlin (Bericht von 1869) findet in der größeren Verbreitung von Kindergärten ein Mittel um jungen Mädchen als Kindergärtnerinnen ein Unterkommen zu verschaffen. Soll man aber die Kindergärten, die eine Erziehung in der Familie verhindern, und nur zu toleriren sind, wo den Eltern faktisch unmöglich gemacht wird, ihre Kinder selbst zu erziehen, soll man sie weiter verbreiten, um nur Stellen als Lehrerinnen und damit Zufluchtstätten für unverheirathete Frauen zu schaffen?

Außer den genannten Berufskreisen sucht nun die Gegenwart die Berufskreise der Frauen weiter und weiter auszubehnen. Für den Dienst der Liebe im Hause, der so vielen ledigen Frauen als „Tanten“ ein Arbeitsfeld schuf, wo im Stillen viel Gutes gewirkt worden ist, hat die Gegenwart keinen Sinn mehr. Nach Arbeit, d. h. öffentlicher und selbständiger Arbeit verlangt alles: (König: Unse ledigen Frauen werden ein unaussprechlicher Segen für die Gesellschaft sein, wenn sie ernst mit eintreten in die allen Menschen obliegende Arbeit.) Luise Otto, das Recht der Frauen auf Erwerb 1868. Thomas Richter, das Recht der Frauen auf Arbeit 1869. Daul, die Frauenarbeit oder der Kreis ihrer Erwerbsfähigkeit 1870.

Aus dem vorigen wird klar geworden sein, welche Stellung wir zu diesen Bestrebungen einzunehmen haben. Gewiß lassen sich den Frauen noch manche Bahnen öffnen, die sie betreten dürfen und können, und es ist auch die Pflicht derer, die sie zu berathen haben, sie sofern sie in dem Nothstand sich befinden, auf diese hinzuweisen, ohne jedoch zu vergessen, daß ein jeder Beruf an dem Maßstab des Dienstes gemessen werden muß, und daß nicht dem ganzen Geschlecht octroyirt werden darf, was nur einzelne bedürfen. Es erübrigt uns noch, die besonders der Erweiterung des Frauenerwerbs dienenden Bestrebungen unsrer Zeit in den Hauptzügen zu charakterisiren. Bemerken wollen wir nur, daß wie schon oben angedeutet wurde, die Schranken, wie sie die bloße Erwerbsfrage setzt, keineswegs immer innegehalten werden, vielmehr theils aus Unklarheit über das Ziel, theils aus falscher Consequenz diese Schranken überschritten, ja oft in das Gebiet der eigentlichen Emancipation hinübergegriffen wird.

3. Frauenzeitungen sind von eigentlicher Bedeutung in diesem Sinne: Neue Bahnen, seit 1865 in Leipzig redigirt von Louise Otto und Augusta Schmidt. Das Organ des in demselben Jahre gegründeten allgemeinen deutschen Frauenvereins. L. Otto war schon 1848 mit einer Frauenzeitung hervorgetreten, die aber wieder einging, wie auch in Hamburg und einigen andern Städten in diesem Jahre die Frauenfrage auftauchte, aber mit den politischen Bewegungen wieder verschwand. Allgemeine Frauenzeitung von Hauptmann Korn in Stuttgart redigirt und der Frauenanwalt redigirt von Jenny Hirsch in Berlin, Organ des Lettevereins. Dieser Verein nennt sich nach dem „Vater der Frauenfrage“, dem verstorbenen Präsidenten Dr. Lette in Berlin, auf dessen Anregung 1865 daselbst der Verein zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts gründete. Mit ihm verbunden war das Institut zur Verwerthung von Frauenarbeit, der Victoriabazar, dessen Vorsteher Weiß (Karl Weiß, der Nothstand unter den Frauen und die Abhülfe desselben, 1870) von fast 3000 Frauen, die sich mit der Bitte um Versorgung und Arbeit an ihn wandten, nur 200 nützlich werden konnte, weil die wenigsten arbeiten gelernt hatten, oder etwas ordentliches arbeiten wollten. Auch England hat seit 1859 seine Gesellschaft zur Beförderung der Frauenbeschäftigung

unter Graf Shaftesburys Leitung, seine Frauenvereine, Conferenzen und Zeitungen; Frankreich, Ungarn haben ihre Frauenerwerbschulen und Frauenfortbildungsanstalten. — Wenn Niehl ein Capitel seiner „Familie“ von der Emancipation von den Frauen, nehmlich den „überweiblichen“ überschreibt, so deutet er damit eine Aufgabe der Zeit und eine Noth der Zeit an. Wo nicht die Frauen im Geiste Christi und im Geiste des deutschen Hauses erzogen werden, da wird diese Ueberweiblichkeit allezeit herangebildet werden. Geben wir dem heranwachsenden weiblichen Geschlecht einen sittlichen Halt durch Unterricht im Worte Gottes, lehren wir dasselbe arbeiten statt zu spielen und zu tändeln, lehren wir es klar danken, so wird es die Frauenfrage zum guten Theil ohne Agitation selbst lösen können, nehmlich praktisch. Besser aber können wir nicht schließen als Mathusius schließt, nehmlich mit den Worten einer vielgelesenen Frau, Elise Polko: Das höchste für uns und für andere beglückendste Wissen und Können ist und bleibt einmal die Liebe in jeder Gestalt und Art, und das größte, was die Frau zu allen Zeiten vollbrachte, in der Geschichte der Völker, wie in der Geschichte der Familien, vollbrachte sie einzig und allein — durch das Herz.

Ueber die Verklärung der Natur und über die letzten Dinge,

mit besonderer Beziehung auf die Schrift: *Physica sacra* oder der Begriff der himmlischen Leiblichkeit und die aus ihm sich ergebenden Aufschlüsse über die Geheimnisse des Christenthums. Von Julius Hamberger, Doctor der Philosophie und Theologie. Stuttgart, Steinkopf, 1869.

Von Prof. Dr. Franz Hoffmann.

1.

Geharnischtes Vornwort.

Die nachfolgenden Darlegungen haben den Zweck einen der wichtigsten Lehrpunkte des Christenthums in neue Anregung zu bringen, die öffentliche Discussion darüber zu erwecken und dabei die Lehre Baaders von einer Seite zu zeigen, welche von den Wenigsten bis jetzt beachtet worden ist. Baaders Philosophie ist seit Leibniz wenn nicht die einzige, so doch die bedeutendste, welche uns Aufschluß über den Anfang und das Ende der Dinge zu geben versucht. Sie hat das tiefste, hellste und klarste Bewußtsein davon, daß keine Philosophie etwas Erhebliches bedeuten kann, welche den Anfang und das Ende der Dinge nicht zu erklären vermag oder vollends nicht einmal weiß, daß sie hierüber befriedigende Auskunft zu geben hat. *) Baader zeigt mit entscheidenden Gründen, daß Weltgeschichte gar keinen Sinn haben kann, wenn sie nicht einen Anfangspunkt und einen Endpunkt haben soll. Die Klarheit darüber wiegt ganze Systeme auf, welche uns die Geschichte begrifflos als ein anfangs- und endloses Geschehen und Verändern einreden wollen. Der große Leibniz, dessen Riesengeist jetzt erst recht beginnt, allmählich in seiner ganzen Größe vor uns zu erscheinen, hatte sich in Rücksicht des Anfangs der Dinge bereits zu dieser Einsicht erhoben, und stand ihr in Rücksicht des Endes oder Zieles so nahe, daß sie fast als identisch mit jener Baaders gelten kann. **) Seine Nachfolger von Kant bis Hegel haben in steigender Progression diese Ein-

*) Wenn E. von Hartmann dem Spinozismus den Begriff der Geschichte abgewinnen will, so bemüht er sich, Trauben von Diefeln zu lesen. Dasselbe gilt von seiner Teleologie. Wohl ist es anerkennenswerth, daß Hartmann Geschichte und Teleologie begründen will, aber der Monismus trägt solche Früchte nicht.

**) Vgl. Gehrhausers Biographie des Leibniz; G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger u. von Dr. F. Pfeleiderer; Leibniz und seine Zeit von L. Grote; Leibniz Philosophie von Dr. Otto Caspari; die Theologie des Leibniz von Dr. A. Pichler.

sieht wieder verdunkelt, bis Baader, tiefer als Leibniz, sie aus dem Schutt des Deismus und Pantheismus wieder hervorzog, worauf denn auch Schelling seine berühmte Wendung machte und sich Leibniz und Baader näherte, ohne doch völlig bis zum Ziele zu gelangen. Es war sein Halbpanteismus, der ihm die völlige Erreichung seines Zieles verfehlen ließ. Wenn man sieht, mit welcher Scheu nicht wenige Theologen und noch weit mehr die meisten Philosophen um die Untersuchungen Baaders herumgehen, wie sie nur Gnosticismus, sogar (horribile dictu!) Manichäismus darin zu erblicken vermögen, während sie in Wahrheit nichts Anderes als ächte Philosophie des Paulinismus und der biblischen Lehren des alten und neuen Testaments sind, und nichts mit dem ausschweifenden Gnosticismus zu thun haben, der aus heidnischen Quellen die christlichen Lehren erhellen will, und daher im modernen philosophischen Heidenthum des Schelling'schen und Hegel'schen Panteismus sich mehr oder minder wieder regt, worüber gerade Baader den tiefsten Unmuth hat blicken lassen, so kann man nicht umhin, darin die fortschreitende Erblindung der durch Deismus und Pantheismus geschwächten modernen Geistesaugen für die Tiefen der biblischen Lehren zu gewahren. Begreiflicher Weise geht diese Erblindung im Deismus nicht ganz so weit als im Pantheismus und um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Religionsphilosophie Kants mit jener Hegels vergleichen oder die Dogmatik eines nachkantischen Rationalisten mit der Dogmatik eines Hegelianers. Die extreme Stellung des deistischen Kant und des pantheistischen Hegel, denn Deismus und Pantheismus sind Extreme, deren Mitte der Theismus ist, hält Rosenkranz nicht ab, den Unsterblichkeit leugnenden Pantheisten Hegel als den Vollender der Philosophie des Gott- und Unsterblichkeitsgläubigen Deisten Kant zu feiern und auch hier die Verwirrung der Begriffe anzurichten, welche der Hegelianismus nicht selten, wo er eingzugreifen sucht, anstiftet.*) Daher möge man sich warnen lassen zu vertrauen, man würde in der Beurtheilung Baaders durch Rosenkranz eine richtige Auffassung auch nur des Thatbestandes seiner Lehre antreffen. Nicht einmal dieses, muß ich behaupten, geschweige eine Beurtheilung, die der Sache entfernt gewachsen wäre.***) In den philosophischen Monatsheften von Dr. J. Bergmann hat der Verf. der vorliegenden Abhandlung einen Artikel: Hegel, Rosenkranz und Baader,***) erscheinen lassen, der sich wahrscheinlich der Zustimmung Vieler erfreuen dürfte bis zu dem Punkte, wo die Vertheidigung Baaders gegen Rosenkranz bezüglich des Ursprungs des Bösen und was damit zusammenhängt beginnt. Von diesem Punkte an werden viele nicht folgen zu können versichern. Da beginnt die Scheue Vieler, von der schon die Rede war. Was anders aber ist die Ursache davon, als weil sie weder die h. Schrift tief und allseitig genug erfaßt, noch Baaders Lehren im Zusammenhang studirt und mit Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart und Schopenhauer gründlich verglichen haben. Sobald sie die erste Forderung erfüllt und wenigstens den Optimismus des Leibniz ganz und genau kennen gelernt hätten, würden sie die Vertiefungen, Verbesserungen und Berichtigungen Baaders zu begreifen anfangen. Denn so groß seine Berührungspunkte mit Kant in den Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind, weit größer als jene Fichte's, Schellings (vor der Gestaltung seiner späteren Lehre) und Hegels, so sind sie doch wohl noch größer mit Leibniz, den er vielfach nur vertieft und von gewissem, wenn auch sinnvollen Künstlichkeiten, hie und da auch Oberflächlichkeiten befreit und in lebensvollere Anschauungen erhebt. Gegen die Form des Leibniz'schen Optimismus sind manche Einwendungen Schopenhauers nicht durchaus unbegründet, aber sie überstürzen sich und werden dadurch falsch, während sie gegen den tieferen Optimismus Baaders nichts ausrichten und zur Bedeutungslosigkeit herabsinken. Gegen den Optimismus der unendlichen Liebe Gottes, die um des höchsten Zieles der selbstthätigen freien Einigung mit Gott und Gottes Willen auch den Mißbrauch der Freiheit des Willens und seiner Folgen zuläßt und doch Alles herrlich zum Ziele hinaufführt, wäre der verbißene Ingrimm des Alles aus der vorausgesetzten Blindheit des in einem Athem gelegneten und behaupteten Absoluten erklären wollenden Pessimismus nichts weiter als eine, wenn sie nicht in das Blasphemische fiele, nur kindische Armseligkeit. Hören wir den

*) Hegel als deutscher Nationalphilosoph von R. Rosenkranz S. 278 ff. 334 ff.

**) Einer der berühmtesten Philosophen der Gegenwart nannte sie brieflich geradezu eine Verballhornung Baaders.

***) Ph. Monatshefte von Dr. Bergmann: April, Mai- und Juniheft, 1869.

„tristen“ Philosophen, der sein Genie anspannt das Ungeheuerlichste hervorzubringen, so äußert er in seiner Schrift: Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grund, wörtlich wie folgt:*) „Aber was haben denn unsere guten, redlichen, Geist und Wahrheit über alles hochschätzenden deutschen Philosophie-Professoren ihrerseits für den so theuren kosmologischen Beweis gethan, nachdem nämlich Kant in der Vernunftkritik ihm die tödtliche Wunde beigebracht hatte? Da war freilich guter Rath theuer: Denn (sie wissen es, die Würdigen, wenn sie es auch nicht sagen) causa prima ist ebenfogut wie causa sui, eine contradictio in adjecto Sie wissen es: die erste Ursache ist gerade und genau so undenkbar, wie die Stelle, wo der Raum ein Ende hat, oder der Augenblick da die Zeit einen Anfang nahm. . . . Nicht einmal ein erster Zustand der Materie ist denkbar. . . . Die Herren werden sich doch nicht etwa entblöden, mir von einem Entstehen der Materie selbst aus nichts zu reden? Was haben sie also gethan für ihren alten Freund, den hart bedrängten, ja, schon auf dem Rücken liegenden kosmologischen Beweis? O, sie haben einen feinen Pfiff erdacht: „Freund“, haben sie gesagt, „es steht schlecht mit dir, recht schlecht seit deiner fatalen Rencontre mit dem alten Königsberger Starckopf; so schlecht, wie mit deinen Brüdern, dem ontologischen und dem physikotheologischen. Aber getrost, wir verlassen dich darum nicht (du weißt, wir sind dafür bezahlt): jedoch — es ist nicht anders, — du mußt Namen und Kleidung wechseln: denn nennen wir dich bei deinem Namen, so läuft Alles davon. Incognito aber fassen wir dich unterm Arm und bringen dich wieder unter Leute; nur, wie gesagt, incognito: es geht! Zunächst also: dein Gegenstand führt von jetzt an den Namen „das Absolutum“: das klingt fremd, anständig und vornehm, — und wieviel man durch Vornehmthum bei den Deutschen ausrichten kann, wissen wir am besten: was gemeint sei, versteht Jeder und dünkt sich noch weise dabei. Du selbst aber trittst verkleidet und in Gestalt eines Eithymemas auf. Alle deine Prosylogismen und Prämissen nämlich, mit denen du uns den langen Kinnar hinaufzuschleppen pflegtest, laß nur hübsch zu Hause: man weiß ja doch, daß es nichts damit ist. Aber als ein Mann von wenig Worten, stolz, dreist und vornehm auftretend, bist du mit Einem Sprunge am Ziele: „das Absolutum“ schreist du (und wir mit), „das muß denn doch zum Teufel sein; sonst wäre ja gar nichts!“ (hiebei schlägst du auf den Tisch) Woher aber das sei? „Dumme Frage! habe ich nicht gesagt, es wäre das Absolutum? Es geht, bei unserer Treu, es geht! Die Deutschen sind gewohnt Worte statt Begriffe hinzunehmen; dazu werden sie von Jugend auf durch uns dressirt, — sieh nur die Hegelei, was ist sie Anderes, als leerer, hohler, dazu ekelhafter Wortkram? Und doch, wie glänzend war die Carriere dieser philosophischen Ministerkreatur! Dazu bedurfte es nichts weiter, als einiger feilen Gefellen, den Ruhm des Schlechten zu intoniren und ihre Stimme fand an der leeren Höhlung von tausend Dummköpfen ein noch jetzt nachhallendes und sich fortpflanzendes Echo; siehe, so war bald aus einem gemeinen Kopf, ja einem gemeinen Charlatan, ein großer Philosoph gemacht. Also Muth gefaßt!“ Und in diesem burlesquen, wüthigen Ton geht es fort. Kein namhafter Philosoph hat sich je zu einem solchen burlesquen Ton herabgelassen, der eher einem Phantasten im Rausche, als einer nüchternen Untersuchung ähnlich sieht. Sieht man aber von dem burlesquen, wüthigen Ton ab, so ist zu sagen, daß Jeder, der will, die Antwort auf die Einwendungen Schopenhauers gegen die Beweise vom Dasein Gottes in den Werken J. H. Fichte's, Weiße's, E. Ph. Fischer's, Boje's, Trendelenburg's, Chalybäus', D. Pfleiderer's**) und Anderer finden kann. Wenn Schelling und Hegel mit Vorliebe von dem „Absoluten“ sprechen, so ist doch höchstens der Ausdruck neu oder erneuert, während der mit dem Worte bezeichnete Begriff uralt ist, allen Hauptreligionen zu Grunde liegt und von Anaxagoras an (um nicht weiter zurückzugehen) keinem bedeutenden Philosophen gefehlt hat. Das Wunderlichste ist noch dabei, daß Schopenhauer selbst des „Absoluten“ unter einem andern Namen (dem des einen blinden Willens) nicht entbehren kann. Schopenhauer ist nur in anderer Verkleidung als Spinoza — Monist und sieht doch nicht, daß der

*) Siehe die dritte, von Frauenstädt herausgegebene Auflage der bemerkten Schrift, S. 37 ff.

**) Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte von Otto Pfleiderer I. 159 ff. Die Differenzen der eben genannten Forscher in Rücksicht der Beweise für das Dasein Gottes sind untergeordnet.

Monismus ohne die Anerkennung des Absoluten ganz undenkbar wäre.)* — Da Raum und Zeit für sich nicht absolut sind und nicht absolut sein können, so können sie (in letzter Instanz) nur durch das Absolute bestimmt und begrenzt sein, so muß auch ein erster Zustand der Materie denkbar sein und ihr Entstandensein kann in letzter Instanz nur als Schöpfung aus Nichts erklärt werden.***) Schon Herbart, Drobisch, Thilo, Taute u. haben gezeigt, daß es eine Entstellung Kants ist, wenn man seine Kritik der Beweise für das Dasein Gottes als eine Widerlegung der Annahme der Existenz Gottes, für eine Leugnung Gottes nehmen wollte****) während Kant dem *Glaube*n an Gott vielmehr festere Stützen zu geben veruchte, als er in jenen theoretischen Beweisen anzutreffen meinte. Die Deutschen sind wenigstens in ihren geistigen Repräsentanten eben weniger als andere Nationen gewohnt Worte für Begriffe hinzunehmen, sonst würden sie nicht mit solcher Ausdauer den philosophischen Forschungen obliegen, in Folge deren sie eine Nation von Denkern genannt und um derentwillen sie als die tiefstnigst = geistvollste Nation Europa's und der Welt anerkannt worden sind. Schopenhauer hat seine Genie gerade durch seine Ausländerei verdorben und ist durch diese Verderbniß von der vollen Ebenbürtigkeit mit den großen Philosophen Deutschlands ausgeschlossen. Sein Genie hätte zuge reicht, ihn diese Ebenbürtigkeit erreichen zu lassen, aber eben sein Wille, sein ungemessener Hochmuth, seine ungebändigte Leidenschaft der Ruhmsucht, sein wuthschäumender Trotz hat ihn um die Palme gebracht und seine Wirksamkeit kann nur entweder eine vorübergehende sein, oder sie muß sich zum bewußten Antitheismus und Antichristenthum steigern. Weniger burlesque, aber mit gleichem Ingrimm treibt er sein atheïstisches Gebahren auf S. 124 seiner Schrift und den folgenden Blättern und prahlt mit den Millionen Asiaten welche dem buddhistischen Atheismus, nach ihm inhaltlich der tiefsten Weisheit der Welt, so „gewissenhaft“ huldigten, daß einer ihrer Oberpriester in Ava zu den sechs verdammlischen Ketzerien auch die Lehre gezählt habe, „daß ein Wesen da sei, welches die Welt und alle Dinge geschaffen habe und allein würdig sei angebetet zu werden.“ Auf die deutschen Philosophen seiner Zeit, die größten nicht ausgenommen, hat Schopenhauer den abgedroschenen, ganz schlechten Witz gemacht, sie seien keine Hexenmeister, aber die Gründer und Führer des Buddhismus und der Buddhisten, die, von gesunder Philosophie sehr weit entfernt, von orientalischer Phantastik umspinnen sind, gelten ihm für Helden des Tiefsinns und der Wahrheit und die 300 Millionen unmlindiger Asiaten, die nichts Besseres kennen, als ihren atheïstischen Nihilismus oder höchstens etwas Weniges von dem brahmanischen Pantheismus, zu dem die Besseren unter ihnen in einigen Punkten zurückstreben, sind ihm vollgültige oder doch annehmbare Zeugen der Wahrheit†). Uebrigens kennt er den Buddhismus nur unvollkommen, der bekanntlich später erhebliche Umbildungen erfahren hat. Ein Shakespeare oder Jean Paul würde an Schopenhauer einen köstlichen und prächtigen Fund gemacht haben, um ihn in einem Lustspiel oder einem Romane zu der Figur eines philosophischen Sonderlings zu verwenden. Zu einer satanischen Figur für Lord Byron wäre er doch noch zu leicht und schwach gefunden worden, denn gewöhnliche Maliciösität reicht dazu nicht aus. Es giebt auch eine negative Tiefe, die nur in ganz ungemein begabten, willensgewaltigen Naturen in ihrer grandiosen Verlehrung möglich ist, deren Seltenheit die Schwäche des Glaubens oder auch den Unglauben an die Lehren der h. Schrift von den gefallenen Geistern erklären mag. Uebrigens hatte Schopenhauer auch bessere Stunden und durch alle seine äußere Klarheit bei innerem Wirrwarr brachen sich nicht selten geniale Funken Bahn, die er nur zu sammeln und zu verdichten die Kraft hätte haben sollen, um sie zu Stand haltendem Licht zu consolidiren. Trotz seines

*) Wenn Sch. gegen die Pantheisten wüthet, schneidet er in das eigene Fleisch. H. v. Hartmann steht mit Recht nicht an, Schopenhauer einen Pantheisten zu nennen, und seine Lehre einen Willenspantheismus.

**) Studien und Kritiken von R. Zimmermann I. 137; Ulrichs Gott und Welt, 2. Auflage.

***) Schopenhauer entblödet sich nicht, den ehrwürdigen Kant zu einem versteckten Atheisten zu machen.

†) Zur richtigen Würdigung des Buddhismus muß man auch seine Entwicklungs geschichte kennen (vgl. Max Müllers Essays). In seiner kolossalen Verlehrtheit hat er dennoch durch seine Lehren der Mäßigkeit, der Hilfsbereitschaft, neben schlimmen relativ wohlthätige Wirkungen gehabt. Sch. Lehre wird solche nicht haben, schon weil ihr kein Ernst für die Praxis innewohnt.

Wüthens gegen die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, erklärt er doch wieder an manchen Stellen seiner Schriften den Theismus für eine mögliche Ansicht und will auch über die Unsterblichkeit nicht apodiktisch absprechen, da man nicht vollkommen wissen könne bis zu welcher Tiefe die Individuation zu reichen vermöge. Auch ein Rest von Freiheitslehre bleibt in seiner Zurechnungstheorie zurück, nur in den Nebel einer intelligiblen Welt gehüllt. Gleichwohl mögen seine aufregenden, brillant funkelnden Schriften Vielen, die sonst im Philistertum festgehalten worden wären, zur Anregung dienen auf die Schriften der von ihm gerühmten Mystiker zurückzugehen, deren mit Schlacken vermischte Goldklumpen, deren ungeschliffene Diamanten sie dann ziemlich unfehlbar zu Baader, demjenigen Forscher führen würden, welcher die ungeheuren Schätze*) derselben zum Theil ausgeschmolzen und dem vollkommenen Grade der Reinigung nahe gebracht hat.

Schopenhauers und Hegels Philosophie sind nur zwei auseinandergefallene Formen desselben Grundirrhums, das Bewußte aus dem Unbewußten hervorgehen zu lassen und erklären zu wollen. Sie sind beide nur modificirte Formen des Spinozismus, nur daß in der einen das realistische, in der andern das idealistische Moment vorwiegt, oder wie man dieses seltsame Verhältniß ganz genau zu bestimmen hätte, da dort der blinde Wille, hier die blinde Idee im Grunde Alles, weil das Alles bewirkende und seiende Princip sein soll. Weder konnte Schopenhauer verständlich machen, wie der vorausgesetzte blinde Wille (wenn man sich für den blinden Trieb den edlen Namen des Willens gefallen läßt) zum Bewußtsein, zum Denken, zur Idee zu kommen vermöchte, noch konnte Hegel zeigen, wie die vorausgesetzte blinde Idee (wenn die blinde Idee einen Sinn haben könnte,) es anfangs zu Willen zu kommen.***) Etwas von dem dort wie hier kassenden Widerspruch hat nun doch wohl H. E. v. Hartmann eingesehen. Da ist er denn rasch bei der Hand, diesem großen Uebelstand Abhilfe zu verschaffen. Er denkt, was keines von beiden für sich vermag, das werden sie doch wohl vermögen, wenn man beide als Attribute zusammenschweißt im absoluten Einen. Diesem sublimen Gedanken soll nun nach Hartmanns Entdeckung schon Schelling auf der Fährte gewesen sein, ja in seiner späteren Philosophie bereits die höhere Einheit Hegels und Schopenh. dargestellt haben, nur daß er unglücklicherweise, von Baader verführt, einen Ueberfluß in den Schmelztiegel warf, der gar nicht in die Verbindung und in die Rechnung passen will.***) Nach Hartmann soll es nämlich schon und allein genügen die blinde Vorstellung, Idee, und den blinden Willen im Absoluten neben einander zu lagern, das Absolute also gleichsam als zwei Kammern (wie Schubfächer) enthaltend vorzustellen, in deren einer die bewußtlose Vorstellung (blinde Weisheit), in deren anderer der blinde dumme Wille untergebracht sei, um von da aus als aus dem Potentiellen in ihrer Vermählung sich zum gesammten Weltall auszugestalten und wenn es die actualisirte Vorstellung als Weisheit unter den Menschenkindern so weit gebracht hat, einzusehen, daß aller Wille und alles Wollen Thorheit ist und daß die Weisheit über die Thorheit nichts vermag und in nichts besteht als in der Erkenntniß, daß Thorheit Thorheit und alles Wirkliche (weil Wollende) thöricht ist, in einem Gesammtresignationsakte unterzugehen und, wenn möglich, nicht einmal in umgeoffenen Formen wiederzuerstehen. Denn nach Hartmann ist nicht der Uebel größtes die Schuld, es sei denn die fatalistisch oder deterministisch verhängte Schuld, sondern die vom Willen unabtrennbare Qual und um dieser ein Ende zu machen, ist es nach ihm ganz gut, daß Alles zu Grunde gehe.†) Er erwägt unter Anderem nicht, daß wenn das Absolute bewußtlos wäre, es ihm gleichgültig sein müßte, ob Qual existirt oder nicht, wie er denn selber sich nicht getraut, ein absolutes Ende der Welt und mit ihr der Qual zu verkündigen, sondern sich mit einer preklären Wahrscheinlichkeitsrechnung dafür begnügt, die übrigen nichts weiter, als ein ganz leicht zerreißbares Spinnwebgewebe

*) Vergleiche selbst L. Feuerbachs Würdigung der Mystiker.

**) Anders würde sich die Sache stellen, wenn man der Rosenkranz'schen Auffassung und Auslegung Hegels beipflichten könnte. Aber auch dann würde Hegel sich als nicht über den Persönlichkeitspantheismus, der nicht einmal dem Schelling'schen gleichkäme, da er die Unsterblichkeit leugnet, hinausgekommen zeigen.

***) Schellings positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenh. von E. v. Hartmann.

†) Wie Baader mit wenigen Worten (implicite). Schopenhauer und Hartmann widerlegt und aus den Angeln hebt, darüber vergleiche man die Weltalter S. 358.

ist.*). Schelling war nach mancherlei genialen Irrfahrten gewitzigt genug, einzusehen, daß aus der Zusammenfügung der zwei extremen Irrthümer der blinden Idee und des blinden Willens der Irrthum nur verdoppelt und nicht gehoben, die Wahrheit nicht daraus gewonnen werden könne. Zwei blinde Augen zusammengefaßt erzeugen kein sehendes. Nach Hartmann können und sollen sie auch keines erzeugen. Zum Sehen (Bewußtsein, Denken) ist Gott zu erhaben und so für ihn geringfügige Dinge überläßt er einem Theil seiner Geschöpfe oder vielmehr Modificationen und seinen Philosophen, so lang ihnen der Athem nicht ausgeht. Nur wird nicht begreiflich, wie Gott seine Modificationen zum Bewußtsein, Denken, Philosophiren bestimmen kann, wenn er selbst nicht weiß was er ist und was er thut. Wäre er aber selber der Denkende im Denken seiner Modificationen, so wäre er auch der Irrende in demselben und ein Gott welcher der Hervorbringer aller Wahrheiten und aller Irrthümer wäre, würde dem menschlichen Verstande nur wie ein Wahnsinniger erscheinen können. Wenn Gott alles Daseiende begründet und alle Verfehlungen, sei es des Verstandes, sei es des Willens, zuläßt, so vollbringt er sie doch nicht selber und bleibt erhaben über alle Unvollkommenheiten, Irrthümer und Sünden. Schelling sah weiter als Spinoza und seine Nachfolger und erkannte, daß die Zweifelhafte von Wille und Idee als Attribute im Absoluten gar nicht unterschieden sein könnten, wenn dasselbe (wie er früher meinte) absolute Indifferenz, unendlich unbestimmtes, also nichts Existirendes, sondern nur eine Potenz sein, die ewig Potenz bleiben müßte, ohne jemals aus ihrer Potenz zum Aktus heraustreten zu können. Denn eine reine absolute Potenz wäre die absolute Unmacht, mehr zu sein, als sie ist (nach Schelling ruhender Wille). Alle Aktualität würde ewig fehlen und eine wirkliche Welt würde aus ihr nie entspringen können. Muß aber das Absolute irgendwie in sich bestimmt sein, um wirklich zu sein, so muß es das Sichselbstbestimmende und da das Bewußtlose und Willenlose nicht absolut selbstbestimmend sein kann, das bewußte Wollende und das wollende Bewußte, es muß Subjekt (wie schon Hegel sagte, aber nicht begriff), es muß Geist, der absolute Geist sein.

Dieß ist der Sache nach der Gedankengang Schellings in seiner späteren Zeit, wenn er auch sich anderer verwickelterer Wendungen und Vermittelungen bedient.**). Hiermit hat er zwar nicht den Pantheismus überhaupt und in jedem Sinne, aber den Spinozismus in allen seinen bisherigen Gestalten überschritten und zwar in tief sinnigen Ueberlegungen und kritischen Betrachtungen über die Unzulänglichkeit des Spinozismus.***). Er wußte voraus, daß keine künftige Form des Spinozismus haltbar sein werde und würde auch die neue Form desselben, wie sie in H. v. Hartmann hervorgetreten ist, für unhaltbar erklärt haben. Der berühmteste Forscher der Neuzeit, welcher am meisten beitrug, dem Spinozismus in verschiedenen Formen in Deutschland Verbreitung zu verschaffen, drang in seinen Forschungen zu der Erkenntniß der Unzulänglichkeit alles Spinozismus vor, sofern man darunter den Monismus des blinden Absoluten versteht, und stieß daher auf zum Theil selbst geschaffene oder veranlaßte Widerstände, die noch jetzt vielfach im Gang sind, obgleich dennoch ein guter Theil der nachhegel'schen Philosophen den Persönlichkeitspantheismus Schellings bei allen besonderen Abweichungen theilt, also wohl tiefer von ihm beeinflusst ist als es äußerlich den Anschein hat. Der große Schritt Schellings wird sich folgenreicher erweisen, als immer noch ziemlich viele glauben mögen. Und zum Theil sind diese Folgen schon hervor-

*) Philosophie des Unbewußten von E. von Hartmann. Von Schopenh. her bezeichnet Hartmann einen Fortschritt, einen Rückschritt aber schon im Verhältniß zu Schelling und noch mehr zu Baader.

**) Mit Recht unterscheidet Erdmann (Ueber Schelling, namentlich seine negative Philosophie S. 60) drei Phasen der Entwicklung Schellings: Atheismus, Pantheismus, Monotheismus (der nur Galbpantheismus ist).

***). Was daran unvollkommen ist, entsprang hauptsächlich seinem befangenen Rückblick auf seine frühere Philosophie, von welcher er unglücklicher Weise so viel wie möglich in die zweite hineinzu retten suchte. Deshalb hatte Baader vollkommen recht geistreich-witzig zu sagen, die Neuschelling'sche Lehre sei: „une belle penitente, qui se souvenait encore avec trop de douceur de safaute passée.“ Vergl. die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie zc. von Barach, S. 69. Dagegen moegen die Jünger Schellings sich des Spruchs der Schrift erinnern, daß im Himmel über einen Besehten mehr Freude sei, als über 99 Gerechte.

getreten, da die nachhegel'sche und gegenwärtig in Deutschland vorherrschende Philosophie die persönlichkeitspantheistische dem Theismus am nächsten stehende genannt werden kann. Des größten Rufes unter den lebenden deutschen Philosophen erfreuen sich, außer F. H. Fichte, Noze und Trendelenburg und beide huldigen, jeder in seiner Weise, dem Persönlichkeitspantheismus, wenn auch der erste entschiedener als der zweite. Der berühmteste vor ihnen zählt gleichfalls hierher — Weiße. F. H. Fichte, E. Ph. Fischer, Ulrich stehen Baader näher. Es kam dem Verf. der vorliegenden Abhandlung weniger darauf an, zu beweisen, daß Baader Einfluß auf den Umschwung Schellings geübt hatte, was nicht widerlegt werden kann,*) als vielmehr darauf, daß Baader in der Erkenntniß der Schwäche des Spinozismus und der Stärke der Idee der Persönlichkeit Gottes Schelling entschieden vorausgegangen und daß der Umschwung der deutschen Philosophie vom Spinozismus zum Personalismus Gottes von Baader ausgegangen ist. Aber nicht blos deshalb schreibe ich Baader eine so hohe Bedeutung zu, sondern auch darum, weil er die Persönlichkeit Gottes tiefer gefaßt hat als Schelling und die Konsequenzen daraus folgerichtiger und tiefstinniger entwickelt hat als Zener. Denn nach Schelling ist Gott und Welt dennoch von einerlei Wesenheit, die Welt ist doch nur die Selbstverwirklichung und Selbstausgestaltung Gottes, wenn er auch diese geschichtlich zu fassen sucht, folglich einen Anfang der Weltwerdung statuiert und ein Ziel der Weltwerdung und Weltgeschichte kennt, die dereinstige Weltvollendung, nicht als Zurücksinken und Auflösung in Gott, sondern als Erhöhung in das Theilhaft- ja Theilsein der göttlichen Vollkommenheiten. Mit der Persönlichkeit Gottes stellte Schelling die Unsterblichkeitslehre wieder her**) und nicht minder die Lehre von der Möglichkeit der Vergeistigung und Verklärung der Natur.***) So gewannen die Angelpunkte seiner späteren Philosophie eine Großartigkeit, welche aus dem Ideenkreise Baaders und seiner geistesverwandten Vorläufer stamte, wenn sie auch die Reinheit dieser Ideen nicht erreichten. Aber vor der Erhabenheit dieser Weltanschauung, wenn sie auch noch der Klärung und Reinigung bedarf, sinkt aller Spinozismus tief hinunter in wesenlosen Schein. Baader jedoch überschritt auch schon früher, wenn nicht von Anfang, die Ungänzungen des Persönlichkeitspantheismus oder des Halbpanteismus und Halbtheismus. Er zeigte, was trotz seiner Einfachheit und Evidenz Irregeleiteten zu fassen so schwer fällt, daß mit einem Worte Gott eben Gott ist, d. h. das absolute allvollkommene Geistwesen, welches in seiner Absolutheit und Vollkommenheit nur es selbst und nichts als es selbst ist, unvermischbar mit Allem, was es nicht selbst ist, also mit Allem, was aus ihm und durch es ist, da es außerdem nichts geben kann, daß also die Weltentstehung nicht Zeugung, nicht Emanation, nicht Effulguration sein kann, sondern Schöpfung, Hervorbringung durch seine göttlichen Kräfte aus Nichts sein muß, wie schon Leibniz gelehrt hat und wovon Herbart nicht hätte — anaxagoräistrend — abgehen sollen. Hieraus ergab sich ihm, daß Gott einer zeitlich-räumlichen Geschichte nicht unterworfen sein kann, wie Schelling sich selbst widersprechend annimmt, sondern daß er in gleicher Ewigkeit überweltlich die Welt schafft, begründet, leitet und vollendet, die Welt in seiner Macht behält, sie durchwohnt, oder ihr bewohnt, oder ihr inwohnt, in allen Weisen der Beherrschung aber von ihr sich unterscheidet und unterschieden bleibt. Diese allein richtige Auffassung des Verhältnisses Gottes zur Welt ließ dann auch die Festsetzung eines Anfangs und eines Endes oder Zieles der Weltentwicklung, eine Welt- und Menschheitsgeschichte zu, begründete die Möglichkeit und Wirklichkeit

*) Nachdem man lange genug so blind war Baader den Pantheismus Schellings mitmachen zu lassen, will man jetzt, da diese Annahme widerlegt ist und sich der Einfluß Baaders auf den Umschwung Schellings herausgestellt hat, diesen Einfluß nachtheilig, verderblich, unheilvoll gefunden haben. Allein ganz abgesehen davon, daß die Sache sich umgekehrt verhält, war Schelling viel zu selbständig, um nicht, auch wenn ein Baader nicht gewesen wäre, im Wesentlichen denselben Entwicklungsgang zu durchlaufen, den er faktisch unter jenem Einfluß durchlaufen hat. Auch ohne Baader stund ihm der Weg zu Böhme, Dettinger, Leibniz, Kant offen. Vergl. Erdmann 1. c. S. 48.

**) Wie man in Schelling'schen Kreisen zur Zeit der Blüthe seiner früheren Philosophie über die Unsterblichkeit dachte, kann man aus einem Briefe von Steffens im 1. Bande der Schrift: Aus dem Leben Schellings erfahren. Steffens wie Schubert wurden durch den Einfluß Baaders von der zweiten Philosophie Schellings losgerissen noch vor seinem eigenen Umschwung.

***) Schellings *J. Werke: Zweite Abtheilung, IV., 219—221 ff.*

einer bedingten Selbstthätigkeit der natürlichen und einer Selbstbestimmung der geistigen Wesen, welche der Pantheismus gar nicht ableiten, der Halpantheismus nur willkürlich annehmen, aber nicht beweisen kann. Aus diesen Nachweisungen ergibt sich aber eine ganze Welt der wichtigsten Folgerungen, welche man in den Werken Baaders antreffen kann, die aber hier nicht weiter zu verfolgen sind.*)

Die Aufmerksamkeit, welche man angefangen hat den Werken Baaders zuzuwenden, ist erfreulich, entspricht aber noch nicht entfernt der großen Bedeutung dieses tiefstinnigsten Forschers der Neuzeit. Noch immer begegnet man weit überwiegend entweder ungerechtfertigter Ignoranz, oder Verkenntnis und Entstellung seiner Lehren in einer Unzahl von Schriften. Was soll man dazu sagen, wenn H. Zimmermann Baader in seiner Schriftstellthätigkeit nie über den Aphorismus hinausgekommen sein läßt, wenn Weber ihn zu den Ultramontanen Milnchens rechnet, wenn Gangauß ihn den thierischen Generationsproceß in Gott hineintragen läßt, wenn Werner und Micheliß ihn des Halpantheismus beschuldigen, wenn Stöckl ihn beschuldigt, den Deutsch-Katholicismus ins Leben gerufen zu haben, wenn Rosenkranz unter vielem Andern ihm auch Materialismus in der Abendmahlslehre zuschreibt, wenn Gottschall Gnosticismus**) bei ihm gefunden haben will u. s. w. u. s. w.!

Wenn v. Hartmann den Einfluß Baaders auf Schelling als unheilvoll bezeichnet***) so geht dieß von der unerwiesenen und unerweislichen, vielmehr widerlegbaren und widerlegten Behauptung aus, daß das Absolute, Gott, vernunftgemäß unpersönlich gedacht werden müsse.†) Wäre diese Behauptung wahr, so könnte man allerdings den Einfluß Baaders auf Schelling unheilvoll nennen. Wenn aber die Unpersönlichkeit Gottes ein Widerspruch ist (wie dieß unter Anderen von Weiße, Loge, J. S. Fichte, E. Ph. Fischer, Trendelenburg zc. und auch von mir, namentlich gegen Michelet††), erwiesen worden ist), was sogar ein Heinrich Heine zuletzt eingeräumt und den Pantheismus einen verschänten Atheismus (monistischen Naturalismus) genannt hat, so kehrt sich der Spieß um und sticht und durchbohrt den Stecher. Baaders Bedeutung sollte von dem Philosophen nicht davon abhängig gemacht werden, ob er sich bereits allgemeinere Geltung und durchgreifende Anerkennung erobert hat oder nicht, sondern davon, ob seine Leistungen würdig sind, sie sich zu erobern. Es ist nichts Besonders einen mit Recht anerkannten und wirkamen Forscher mit anzuerkennen, das Besondere geht erst da an, wo man einen der Anerkennung und Wirksamkeit würdigen Forscher trotz der Verkenntnis vieler als solchen erkennt und aus der Unterdrückung hervorzieht. Wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, so hätten die Apostel des Herrn ihren Ruhm dahin gehabt, wenn sie mit seiner Anerkennung hätten warten wollen, bis alle Welt ihn würde anerkannt haben. Es kam vielmehr darauf an, ihn zu erkennen und dem Erkannten gegen alle Welt Zeugniß zu geben.

Es ist ein Hauptirrtum zu meinen, Baader habe es nicht weiter gebracht als zu einer Reconstruction der Lehre J. Böhm's. Er hat vielmehr ebenso die tiefsten Gedanken der Kirchenväter, der Scholastiker und der Theosophen des Mittelalters und nicht weniger der nach J. Böhm hervorgetretenen Theosophen bis zu Deinger und St. Martin in seinem Sinne verarbeitet und nicht selten, ja meistens, diesen Gedanken mehr Licht gegeben, als er von ihnen empfangen hat. Die älteren wie die neueren Philosophen von Leibniz bis zu seiner Zeit hat er gekannt und kritisch, wenn auch in zerstreuten Aeußerungen, berücksichtigt. Seine Beleuchtungen sind für den Kenner in hohem Grade werthvoll und in das Herz der Systeme eindringend. Er zeigt eine immense Empfänglichkeit und Anregbarkeit, aber seine Selbstthätig-

*) Die Weltalter aus Baaders Werken, und die zweite Auflage der Societätsphilosophie Baaders enthalten vorläufig einen Umriß seiner theoretischen und praktischen Philosophie.

**) Baader steht vielmehr allem Gnosticismus, der Dualismus ist, entgegen, Vgl. Geschichte des Teufels von Roskoff B. 220 ff. B. steht hier Origenes nahe.

*** Schellings positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer. Von E. v. Hartmann. S. 36.

†) Die theilweisen Verworrenheiten Schellings schreibt Hartmann mit vollem Unrecht dem Einfluß Baaders zu. Sie entsprangen vielmehr zumeist aus dem Einfluß der zweiten Philosophie Schellings auf seine dritte.

††) Philosophische Schriften von Franz Hoffmann II., 53—68.

keit ist noch größer und er gibt Allem, was er sich aneignet, das markirte Gepräge seiner Eigentümlichkeit. Zu seinen staatsphilosophischen Lehren bot ihm J. Böhme fast so gut wie nichts dar und seine technischen und staatswirtschaftlichen Ideen bewegen sich ohnehin auf einem Böhme ganz unbekannten Felde. Man spricht hie und da von der Reconstitution der J. Böhme'schen Lehre als von einer nicht ganz uninteressanten Episode, die man übrigens füglich bei Seite lassen könne. In der That scheint das Beseitelfassen ziemlich stark obgewaltet zu haben. Und doch sollte man diese Reconstitution genau und sorgfältig studiren, um über ihren Werth urtheilen zu können, und unter Anderem sich auch darüber zu belehren, daß Böhme keine Schranke für Baader war, sondern daß er in erheblichen Punkten über ihn hinausging. Würde man sich auf dieses Studium einlassen, so würde man vielleicht erst begreifen lernen, warum Baader und selbst Schelling, Hegel und Schopenhauer in Böhme ein seltenes einzigartiges Phänomen erblickten und warum ich Baader den tiefsten und wahrheitsgehaltvollsten Forscher der Neuzeit bei aller Anerkennung der großen Vorzüge unserer anderen großen Forscher in nicht wenigen Bezügen nennen zu dürfen geglaubt habe. Nach meiner Ueberzeugung ist nicht derjenige der genialste Forscher, welcher durch glänzendste Ausstrahlungen die Mitwelt mit sich fortreißt, oder, in theilweise titanenhaften Constructionen aller Welt zum Trotz sich gefällt, sondern derjenige, welcher den Dingen am tiefsten auf den Grund sieht und die wahrheitsgehaltvollste Weltanschauung der Menschheit als Vermächtniß hinterläßt. Wenn man diese Behauptung widerlegen kann, so bin ich bereit, Schelling als das größte Genie der neueren Zeit anzuerkennen, außerdem aber nicht. Es ist zu bedauern, daß Schelling in Folge der aus dem Kampf seiner dritten mit seiner zweiten Philosophie in seinem Geist entsprungenen Widersprüche sich (von E. Hermann) das zwar nicht begründete, aber wenigstens nach gewissen Partien derselben, begreifliche Urtheil zugezogen hat, seine spätere Philosophie sei mit einem Worte eine Verirrung des menschlichen Geistes. Niemals würde Schelling in die Widersprüche gefallen sein, welche zu solchem Urtheil den Anlaß gaben, wenn er den Wegen (nicht der Diffusion) Baaders vollständiger gefolgt wäre. Hätte er aber diese Wege gar nicht betreten, so wäre seine Philosophie weiter nichts als eine geniale Variation des unhaltbaren Spinozismus geblieben und dieser, unter dem Einfluß Fichte's idealistisch gefärbte Pantheismus (als versteckter Naturalismus) würde dem Sinken der naturforschenden Halbdenker zum Materialismus noch größeren Vorschub geleistet haben, als er ohnehin gethan hat.

Wenn ein Forscher, welcher, wie Baader, erklärt, keine neue Lehre zu bringen, sondern der Sache nach dieselbe, welche in der Natur und der Schrift enthalten sei, und dennoch bei der Neigung der zahlreichen Wortführer des Zeitgeistes für alles Negative oder Extreme, aus dem Kreise der ersten und genialsten Geister deutscher Nation nicht verdrängt werden kann, dann darf man sicher sein, daß der Wirksamkeit der philosophischen Leistungen desselben eine große Zukunft bevorsteht. Die weitaus größte Zahl der gebildeten Christen aller Nationen, die es wirklich sind, steht in allen Hauptsachen mit Baader gegen Deismus, Pantheismus, Naturalismus und Materialismus auf dem Boden gleicher Ueberzeugungen und die Zahl der erklärten Anhänger ist nur gering wegen Unbekanntheit mit seinen Leistungen.

Zur Erinnerung an G. W. F. Hegel.

Vom Oberlehrer Dr. A. Kolbe.

(Schluß.)

Bei dieser reichen Thätigkeit, während deren er zeitweilig auch in der Mathematik unterrichtet hat, gelang es Hegel unter eifrigem Studium des Plato nicht allein eine philosophische Propädeutik (Werke Bd. 18) zu entwerfen, sondern auch (1812—1816) seine Wissenschaft der Logik auszuarbeiten, in der die dialektische Methode in voller Klarheit und Entschiedenheit hervortritt, welche uns die Entfaltung der logischen Idee in dem Sein vorführt, wobei dann nothwendiger Weise, was man sonst Metaphysik und Logik zu nennen pflegte, zusammengefaßt ward, ja nach Hegelschem Ausdruck eine Darstellung Gottes, wie er vor Erschaffung der Natur und des endlichen Geistes ist, sich ergab. Dieses Werk ermöglichte dem Verfasser durch Vermittlung des romantisch gerichteten Daub und des bekannten „denkgläubigen“ Paulus in den akademischen Beruf zurückzutreten, indem er 1816 als ordentlicher Professor der Philosophie an Fries' Stelle nach Heidelberg berufen ward, wo er schon im folgenden Jahre in seiner philosophischen Encyclopädie eine Uebersicht über sein ganzes System veröffentlichte, welches von der Logik zur Philosophie der Natur und dann zu der des subjectiven, objectiven und absoluten Geistes fortschritt, wobei schließlich die Philosophie als das Höchste erkannt wird, indem ihr Begriff, „die ewige, sich denkende Idee sich ewig als absoluter Geist bethätigt, erzeugt und genießt.“ 1818 erfolgte dann auf Solger's Betrieb trotz de Wette's entgegen gesetzten Bemühungen die Berufung nach Berlin, wo Hegel bis an sein Lebensende, freilich nicht ohne Anfeindungen und Verdächtigungen, aber doch unter ungewöhnlichem Zudrange selbst solcher Männer, welche bereits hohe Lebensstellungen einnahmen, eine ungemein einflußreiche Thätigkeit entfaltete, die von Seiten des Ministeriums Altenstein so sehr begünstigt ward, daß man wohl die Hegelsche Philosophie als preussische Staatsphilosophie bezeichnete. Dieser Ausdruck hat einen guten Sinn, wenn man nur nicht wähnt, der Philosoph habe den Mantel nach dem Winde getragen und in fürstendienerischer Art den Inhalt seiner Lehre zugestutet. Aber das ist richtig, daß, so gram er dem veralteten Preußenthum war, welches Napoleons genialem Andrängen elend erlegen war, er ebenso hoffnungsvoll auf den neu erblühenden, im Freiheitskriege glänzend bewährten Staat eines Stein und ähnlicher Geister hinblickte. Auch stand er darin der Regierung nahe und förderte ihre Zwecke, daß er den Ueberschwänglichkeiten, wie sie wohl die burschenschaftliche Bewegung nicht zu vermeiden wußte, mit dem Hinweise auf die geschichtlich vorliegenden Thatfachen entgegentrat und vor Allem die Vernunft im vorhandenen Staats- und Rechtsleben aufzeigte. Die Richtung auf solchen Gedankenkreis erklärt es auch gewiß, daß während dieser ganzen Zeit Hegel außer seinen von Goethe so freudig anerkannten Kritiken in den Berliner Jahrbüchern gerade nur eine Rechtsphilosophie (oder „Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse“, 1821) veröffentlicht hat, in der er übrigens mit seinen Anschauungen keineswegs zurückhielt. Seine Vorlesungen, welche nicht sowohl durch Glanz des Vortrags als durch die Frische der Gedankenarbeit ausgezeichnet und in hohem Grade anregend waren, erstreckten sich auf alle Theile der Philosophie und sammelten eine förmliche Schule um den Meister, welcher eben auf dem Ratheder zu wirken für seine höchste Ehre zu halten schien. Nach äußerem Prunk strebte er nicht, eingedenk des Spruches: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit“, welchen er, freilich wohl in veränderten Sinne, zum Wahlspruch seines ganzen Lebens gemacht haben soll. Umgang mit Gelehrten suchte er eben nicht, und in geselligen Kreisen geistig zu glänzen widerstrebte ihm. Nicht einmal Mitglied der Akademie ist er geworden: Schleiermacher, die so ganz anders angelegte Natur von nicht minder bedeutendem Einflusse, soll nach der Mittheilung eines seiner Schüler dieser Aufnahme stets entgegengetreten sein, weil ihm der fertige Systematiker in die Zahl der gemeinsam Strebenden nicht hinein zu passen schien. Wie sehr aber in vieler Beziehung das Hegelsche System ein eigenthümlich abgeschlossenes Ganze sein mag, an steter Umbildung und fortgesetzter Arbeit hat es der Meister in rastlosem Gestaltungstriebe nicht fehlen lassen, bis ihn am 14. November 1831 die Cholera als eins ihrer ersten Opfer aus

einer großartigen Thätigkeit abrief. Eine Reihe seiner Schüler trat aber zusammen, um seine Werke in möglichster Vollständigkeit der Zukunft zu bewahren, wobei denn seine Hefte vielfach die Stelle förmlicher Ausarbeitungen für den Druck ersetzen mußten. Diese Sammlung der Werke ist seit 1832, zum Theil in wiederholten Auflagen, bei Duncker u. Humblot in Leipzig erschienen*) und umfaßt 18 Bände, deren etliche wieder in mehrere Abtheilungen zerfallen (besonders die Aesthetik in drei starken Theilen, von Gotho).

Nach seinem Tode hat Hegel die verschiedenartigste Auffassung und Würdigung selbst bei seinen Fachgenossen und sogar im Schooße seiner eigenen Schule erfahren, und noch jetzt ist der Streit über den Inhalt seiner Lehre und seine Bedeutung keineswegs geschlichtet, wie denn selbst seine entschiedensten Verehrer, z. B. die beiden oben erwähnten Verfasser von Jubelschriften zu des Meisters Andenken, gerade in dieser Hinsicht auf das schärfste von einander abweichen und sich lebhaft bekämpfen. Auch eine in den vierziger Jahren zu Berlin zusammengetretene Vereinigung Hegelscher Schüler, welche sich über das System besprachen, ist zu einer Einigung nicht gelangt.

So erklärt es sich, daß Einzelne, wie besonders der treffliche Jurist Göschel, in Hegel's Philosophie eine Stütze der Rechtsgläubigkeit suchten, Rosenkranz eine gemäßigte, vermittelnde Stellung bis auf den heutigen Tag einnimmt, und Marheineke in seiner „Dogmatik als Wissenschaft“ (2. Bearbeitung Berlin 1827. Die erste 1819 hatte sich an Schelling angelehnt) die Stellung zur Kirchenlehre mehr in der Schwebelage läßt als ans Licht stellt, ähnlich wie das wohl in des Meisters Werken selbst vielfach der Fall ist, so daß namentlich das Wesen des Absoluten und das Urtheil über die Thatfachen der Offenbarung als solche verhüllt blieb; wogegen die sogenannte Linke der Hegelschen Schule gegen die letzteren rückhaltslos vorschritt, den Pantheismus, ja Atheismus unumwunden bekannte und sich als die allein folgerichtige Vertreterin der Hegelschen Lehre erklärte. In dieser Richtung ist namentlich David Friedrich Strauß und dann die „Tübinger Schule“ von Ferdinand Christian v. Baur (gest. 1861) für die theologische und kirchliche Entwicklung bedeutungs- oder vielmehr verhängnisvoll geworden, indem hier der Bruch mit dem überlieferten Christenthum, und zwar um des philosophischen Princips willen, klar hervortritt. Die ganze Urgeschichte unserer Religion ist hier aufgelöst und eine erfundene an deren Stelle gesetzt, das Evangelium von Christo zu einem Mythos oder zu dem Ergebnis einer tendenziösen Literatur geworden, welche nach einem längeren Streite entgegengesetzter Principien zur Vermittelung gelangte, jedes Wunder geleugnet, ja die Sünde in ihrer Wirklichkeit und damit alle Religion und Offenbarung hinweggeräumt, und schließlich doch nicht — erklärt, wie denn der Glaube an die (unmöglich thatsächliche) Auferstehung Christi entstanden sei. Es ist hier nicht der Ort dies trugvolle Gewebe in seinen einzelnen Fäden zu verfolgen und durch scharfe Kritik aufzulösen; es genüge auf einzelne Entgegnungen hinzuweisen, wie Thiersch „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften 1845“, Uhlhorn „Die älteste Kirchengeschichte in der Darstellung der Tübinger Schule“ (Jahrb. f. D. Theol. III Heft 2), Heinrich Bech „Die Tübinger historische Schule“ (Ztschft. f. Prot. u. R. 1864), L. Giesebrecht „Das Wunder in der deutschen Geschichtsschreibung“ (1868), endlich auch auf die kurze, aber anschauliche Darlegung in Martensen's Glaubenslehre.

Wie tief aber auch die hier bekämpften Richtungen in das Heiligste eingreifen mochten, was ein Christenherz bewegte: immerhin konnte dabei noch von Wissenschaft die Rede sein. In geradegu lästerlicher Weise gemeinen Spottes hat dagegen z. B. ein Heine das Hegelthum gemißbraucht, wenn er etwa erklärte: von Hegel habe er erfahren, er selbst sei hier auf Erden der liebe Gott, die Urstilleheit; die anrührigsten Magdalenen seien durch seine, des Gottes, Umarmungen purificiert worden u. dgl. m. Auf solchen Schmutz und auf die materialistischen Ausläufer des absoluten „Idealismus“, wie Feuerbach und Genossen, des Näheren einzugehen halten wir nicht für werth. Immerhin mag man aus solchen Andeu-

*) Preis 40 thlr. 25 gr., „bis Ende 1870“ auf 25 thlr. herabgesetzt. Uebrigens ist jeder Band einzeln käuflich.

tungen ersehen, wie weithin der Wellenschlag der durch Hegel angeregten Strömung vorgebrungen ist. Und es ist ja auch die Thatfache nicht zu leugnen, daß nicht blos vielfach Hegelsche Gedanken in das allgemeine Bewußtsein eingebracht sind, daß er namentlich vielfach auch auf ästhetischem und geschichtsphilosophischem Felde Anstoß gegeben hat, sondern daß auch seine Schule immer noch in Deutschland sehr zahlreiche Vertreter hat, mehr vielleicht als sonst irgend eine (vgl. Ueberweg Gesch. der Philos. III § 28). Ja, selbst im Auslande bricht sich die Hegelsche Philosophie mehr und mehr Bahn und zählt weithin zum Theil höchst eifrige Vertreter. (Vgl. ebd. § 29, auch Vacherot: *La nouvelle philosophie en France. Revue des deux mondes* 1870 1. Aug.)

So wird man denn schon bei dieser Sachlage, ohne etwa das Gewicht der gegen den absoluten Idealismus von Trendelenburg (Logische Untersuchungen 1840. 2. Aufl. 1862) u. A. vorgebrachten Einwürfe zu unterschätzen, eine genauere Berücksichtigung Hegel's als eines für die Geschichte der modernen Philosophie und Cultur überhaupt äußerst bedeutsamen und an vielfältiger Anregung reichen Schriftstellers mit methodischer Feinheit und umfassender Systematik jedem empfehlen müssen, welcher auf eine tiefere wissenschaftliche Bildung Anspruch machen will.

Wie fruchtbar ist schon seine Auffassung der Geschichte der Philosophie, von der bereits oben die Rede war. Es ist erhaben, auch in ihr eine göttliche Weltregierung erkennen zu lehren, aufzuzeigen, daß es vernünftig zugehe, daß „wesentlich Zusammenhang in der Bewegung des denkenden Geistes ist“, daß eine Einseitigkeit nicht, weil sie der Ergänzung bedarf, sofort zu verwerfen ist, vielmehr Wichtigkeit in der Entwicklung der Wahrheit hat, da sie zu weiteren Bildungen antreibt, daß in allem Strudel der Gegensätze die Wahrheit wird, freilich nicht schlechtthin verwirklicht ist, aber doch eben wird, d. h. mehr und mehr heraustritt, zum „Sich-sich-sein“ (*ἐνέργεια*) gelangt, indem darin die ewige Vernunft des göttlichen Geistes, welche „an sich“ (*κατὰ ὄντα*) immer besteht, wesentlich waltet und in den steten Proceß eine ideale Ruhe hineinwirkt: so daß der Geist sich zu erkennen vermag und absolut frei wird, sofern „im Denken ihm alle Fremdheit durchsichtig ist.“ So ist allerdings, abgesehen freilich von dem eigentlich Religiösen, wie der Christ hinzufügen muß, die Geschichte der Philosophie das Innerste der Weltgeschichte, und eben wegen des Einblicks in den Zusammenhang der ganzen bisherigen Entwicklung der Hegelsche Standpunkt der höchste, der bis dahin erreicht war, auf dem in der That in seiner sich wissenden Idee die moderne Zeit den Geist faßt. Freilich können wir nicht dem ganz pantheistisch gefärbten Satze beipflichten: es scheine, daß es dem Weltgeiste jetzt gelungen sei alles fremde gegenständliche Wesen von sich abzutun und endlich sich als absoluten Geist zu erfassen. Die großartige, freisinnige, aber nicht über das Weltgetriebe hinaus kommende Geschichtsauffassung bedarf wiederum einer Ergänzung, jener Ausgleichung, welche zu scheinbarem Dualismus führt, indem sie neben dem imweltlichen Geiste Gottes doch den von H. wiederholt abgelehnten Gott „jenseit der Sterne“ nicht vergißt und gleichwohl wahre Einheit der Weltanschauung erzielt, sofern ihrer heilsgeschichtlichen Betrachtung, für die kaum ein bedeutenderer Vertreter als der Erlanger Theologe J. Chr. K. v. Hofmann zu nennen ist*), die geschichtliche Bewegung eine Offenbarung des in der Welt wirkenden, mit ihr lebenden, aber sie in sich schließenden und überragenden Heilsgottes ist, dessen Liebesreichtum Dießseits und Jenseits gleicher Weise in ihrer Bedeutung wahr, sie jedoch nicht gleichgültig auseinander klassen läßt, sondern durch seine Wundergnade zusammenschließt: eine Betrachtung, zu der sich freilich auch der Theologe Schleiermacher nicht zu erheben vermocht hat, deren Vorstellung aber in der heiligen Schrift vorliegt, so daß es sich nur um die volle begriffliche Ausprägung handelt.

Wie viel man für die Erkenntniß der Weltgeschichte bei Hegel erwarten darf, läßt sich schon nach der vorhergehenden Entwicklung schließen. Unser Urtheil wird aber um so mehr Anerkennung aussprechen, wenn wir wahrnehmen, wie sehr der Philosoph, der doch nicht, wie man wohl meint, mit der Entwicklung aus dem „reinen Denken“ alle Erfahrung

*) Hauptwerk: „Der Schriftbeweis“, dessen erster Abschnitt ein auch für den Philosophen beachtenswerthes theologisches System darbietet.

abweisen wollte, durchweg das Ueberlieferte zum Grunde legt, überall an das Religiöse und Geographische anknüpft und selbst gegenüber der Niebuhr'schen Kritik an die herkömmlichen Berichte über die Vorgeschichte Roms sich anschließt*); ferner wenn wir sein Werk mit der so schwunghaften und anregenden, aber doch mehr geistreich springenden, als methodisch fortschreitenden und abschließenden Arbeit Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ vergleichen. So wird es verständlich, daß mir ein betagter, ausgezeichnete Geschichtslehrer von umfassender Bildung im Gespräche mittheilte: was er weder bei Herder noch bei Ranke oder Schloffer oder sonst einem Historiker gefunden, das habe ihm für die Geschichte der Philosophie Hegel gewährt. Man halte nur einmal zusammen, wie Alexander oder Cäsar bei Herder, und wie sie bei Hegel gewürdigt sind. Es ließt sich recht schön und zeigt den Herold der Humanität, wenn jener ausruft: „Ihr großen, edlen Seelen, Scipionen und Cäsar, was dachtet, was fühlte ihr, da ihr als abgeschiedene Geister von eurem Sternenhimmel auf Rom, die Räuberhöhle, und euer vollführtes Mörderhandwerk hinunter sahet?“ Ja, weiterhin will Herder nicht einmal zugeben, daß man die römische Cultur als Brücke zu der unsrigen betrachte. „Sie wäre die schlechteste, die gewählt werden konnte. . . Die Römer zerstörten und wurden zerstört; Zerstörer aber sind keine Erhalter der Welt.“ Wie anders klingt es und wie viel mehr trägt es für weltgeschichtliche Auffassung aus, wenn uns Hegel darthut, wie die Monarchie in Rom nothwendig war, und Cäsar „durch ein Verbrechen die Gerechtigkeit des Weltgeistes vollstreckt hat“, oder, wenn er die weltgeschichtliche Bedeutung seines Ueberganges über die Alpen hervorhebt, der „das Theater gründete, das jetzt der Mittelpunkt der Weltgeschichte werden sollte.“ Auf solchen Gedanken, gleichviel ob sie unmittelbar von dem Philosophen entnommen sein mögen oder nicht, beruhen wesentlich jene tief eindringenden und in ihrer geistreichen Darstellung so bestechenden Schilderungen Theodor Mommsen's, welche das ganze Gefühl des Lesers himmelhohen, während sie seine vernünftige Auffassung des Geschichtszusammenhanges fördern. Wir enthalten uns hier, wo es sich um eine Uebersicht, nicht um eingehende Beurtheilung handelt, eines Angriffs auf einzelne Theile des Werkes, welche minder gelungen sind, wohin wir die höchst dürftige und einseitige Darstellung des Judenthums rechnen: der Geist der Zeit, welcher sich ja in dieser Philosophie nach ihrer eigenen Ansicht zusammenfaßte, war eben gerade über dieses merkwürdige Volk und die Eigenart seines Schriftthums außerordentlich schlecht unterrichtet. Dem bedeutsamen Schlußse des ganzen Buches dürfen wir aber nicht ausweichen. Daß die Weltgeschichte die Entwicklung des Begriffes der Freiheit sei, daß die objective Freiheit die Unterwerfung des zufälligen Willens fordere — wer wollte das nicht zugeben? Ja, hier ist die wahrhafte Theodicee, auch das können wir uns aneignen. Aber wie weiter? „Was geschehen ist und alle Tage geschieht, kommt nicht nur von Gott, sondern ist Gottes Werk selber“, so schließt die Philosophie der Geschichte, treibt uns aber hinaus über ihren Abschluß in die Religionsphilosophie, damit wir Klarheit gewinnen, was denn unter Gott verstanden sei, und wie sich der absolute Idealismus zu den Thatfachen des Christenthums stellt.

Es handelt sich hier nicht um die Beurtheilung der Person, um ein moralisches Gericht oder gar um Beurtheilung, aber das System müssen wir prüfen im Interesse der Wahrheit und uns nicht täuschen lassen durch Worte oder einzelne Gedanken, auch nicht durch jene wunderlichen Erörterungen, in denen Hegel selbst den „Pantheismus“ von sich zurückweist. „In der Wissenschaft ist es nicht darum zu thun, was einer meint in seinem Kopfe, sondern das Ausgesprochene gilt“, wie der Philosoph selbst sagt.

Wohl hören wir: „Wenn man von Christo nicht mehr sagt, als daß er der Lehrer der Menschheit, Märtyrer der Wahrheit ist (d. h. wenn man dem gewöhnlichen Nationalismus anhängt), so steht man nicht auf dem christlichen Standpunkte, nicht auf dem der wahren Religion.“ Christus gilt hier mehr als Sokrates. „Die Bedeutung der Geschichte Christi ist, daß es die Geschichte Gottes selbst ist, die christliche Religion ist für jede Stufe der Bildung und befriedigt zugleich die höchsten Anforderungen.“ Ja, die Mission, an der ein Wolfgang Menzel noch neuerdings Anstoß genommen, findet in

*) So hat Michelet S. 60 a. a. D. Recht H.'s Würdigung des Empirischen zu rühmen.

Hegel einen Apologeten.“ Die christlichen Missionäre haben in China viele Menschen gerettet und aufgenommen, die erbarmungslos hätten hingerben müssen, und in dem Reiche, wo der Mensch noch als solcher nicht hervortritt, den Menschen vindiciert.“ Auch sein Lutherthum hält der Philosoph hoch, selbst gegen die reformirte Kirche. Ja, das Princip des Christenthums ist ihm „die Angel der Welt“; in Christo „erschien ein Mensch, der Gott ist, und ein Gott, der Mensch ist.“ „Der Weltgeist selbst ist außer der Zeit, weil er ewig ist.“

Ist's da nicht wohlgethan, mit Rosentanz Hegel als „orthodox“ zu bezeichnen und mit Gabler u. A. einen transcendenten Gott bei ihm anzuerkennen? Und doch gesteht jener Erläuterungen x. S. 7 selbst zu, daß der „Wortlaut“ bei Hegel für die Annahme des sog. logischen Pantheismus zu sprechen scheine, den ja freilich K. um keinen Preis sich aneignen möchte; und ist Herr K., dem wir ja alle Hochachtung und Anerkennung zollen, nach dem, was er in der Jubelschrift ausgeführt hat, wirklich im Stande zu beurtheilen, was es um das Christenthum sei, nachdem er im Hinblick auf die Zeitrichtung so eigenmächtig an dessen Wesen geändert hat? „Man muß aber die ganze Philosophie Hegel's verkennen, wenn man nicht einsieht, daß die Negation der empirischen Einzelheiten, die sich in der absoluten Einzelheit als versöhnte, auferstandene, wiedergeborene wissen, eben die Existenz der absoluten Substanz in ihnen dialectisch erzeugt.“ Michelet a. a. D. S. 52.

Und so sind wir völlig einverstanden mit H. Ulrici, wenn er in dem Aufsatze über H.'s Religionsphilosophie (in Herzog's theol. Real-Encyclopädie V, 629—646) entschieden den Pantheismus bei unserem Philosophen behauptet, von wo aus dann die Zersetzung aller Thatfachen des Christenthums nothwendig wird.

So „entspringt ja die Religion“ selbst nach K., der hiermit seine Bezeichnung als eines Semipantheisten immerhin nicht zurückweisen darf, „nicht nur aus der Bedürftigkeit des Menschen, sondern eben so sehr aus dem absoluten Interesse Gottes, sich im Menschen zu wissen“ (a. a. D. S. 132). Der Meister selbst aber erklärt die Religion als „Wissen des göttlichen Geistes von sich durch Vermittelung des endlichen Geistes.“ „Gott ist der ewige Proceß“; es „ist nur Eine Vernunft, Ein Geist“, das „Endliche Moment des göttlichen Lebens.“ Ist damit der Spinozismus überwunden? Wenn es genügt Gott nicht nur als Substanz zu fassen, sondern als Subject und Proceß der Selbstentfaltung. Aber von Theismus kann doch nicht die Rede sein, wo „Gott wesentlich Selbstbewußtsein ist“ und „was wir Vorstellung von Gott genannt haben, auch ebenso Sein Gottes ist.“ Ist das mehr als Pantheismus? Allerdings ein „logischer“ Pantheismus, eine Verherrlichung der logischen Idee, aber darum nicht erwärmender als irgend eine andere Gestalt dieser Weltanschauung, die in ihrer Consequenz die ganze christliche Weltauffassung vernichtet.

Da ist kein Raum mehr für freie Liebesoffenbarung. „Gott muß erscheinen; aber die Erscheinung ist nur als ein Moment anzunehmen.“ „Ohne Welt ist Gott nicht Gott.“ So stürzen alle Heilsthatsachen von der Schöpfung und der Dreieinigkeit bis zur Ewigkeit der Höllestrafen. „Gott ist dieser Lebensverlauf, die Dreieinigkeit, worin das Allgemeine sich selbst gegenüberstellt und darin identisch mit sich ist: dieser Schluß seiner mit sich.“ Erschaffen aber ist eine „unbestimmte Vorstellung“: „Gott schafft nicht Einmal die Welt“, „es ist ihm wesentlich zu schaffen.“ „Die Entzweiung liegt im Begriff des Menschen“, „das Böse liegt im Bewußtsein“, ja, „die Erbsünde ist die Natur des Menschen.“ Da ist es nur folgerichtig, wenn die „älteste Religion Zauberei ist“ (nicht etwa unschuldiger Verkehr mit Gott), der paradiesische Zustand „der Zustand des Thieres“, „der Sündenfall die ewige Geschichte des Geistes.“ So kann es denn nicht bloß heißen „Der Mensch ist böse an sich“, sondern eben so gut „Ich als Einzelner bin gut; in Fehler verfallend brauche ich nur ein Accidentelles von mir zu werfen und ich bin versöhnt mit mir.“ Gott braucht nicht erst versöhnt zu werden; „Gott hat sich gezeigt als mit der Welt versöhnt zu sein.“ Worüber sollte er auch zürnen? „Der Verlust des Paradieses muß als göttliche Nothwendigkeit betrachtet werden.“ „Der Mensch ist Gott nicht ein Fremdes, sondern dieses Anderssein, die Endlichkeit ist ein Moment an ihm selbst, aber allerdings ein verschwindendes.“ So fällt auch die persönliche Unsterblichkeit, indem „in der Negation der Einzelnen das substantielle

Wesen derselben aufbewahrt wird" (Michelet a. a. O. S. 53. Vgl. Hegel N. Ph. II S. 220 1. Aufl.), die Beglaubigung durch Wunder, die Auferstehung Christi und seine Wiederkunft zum Gericht, womit auch Rosenkranz (Erläuterungen S. 182) ganz zufrieden ist.

Was will es da verschlagen, daß die christliche Religion als die wahre, höchste und letzte von dem Philosophen anerkannt ist, nachdem er Alles geistig gedeutet und seinen eigenen Sinn hineingelegt hat? Ist es für sie wirklich eine so hohe Ehre, daß der absolute Idealismus ihre Vorstellungen in seine Ideen hinaufgehoben hat? Und ist nun nicht schließlich der Junghegelianismus die rechte, volle Konsequenz des Systems?

Und doch, bei alle dem und trotz alle dem, muß auch die christliche Kirche als solche Gott dankbar sein für die Förderung, welche ihr durch den Gnosticismus des neunzehnten Jahrhunderts (so können wir das Hegelthum wohl auffassen) zu Theil geworden ist. Hat er doch aufs entschiedenste dem Denglauben, der seichten Aufklärung sich entgegengestellt, hat er doch im Anschluß an die frühere Philosophie dem leichten Gerede gegenüber den Werth wahrer Geistesarbeit dargethan und das Interesse an den kirchlichen Dogmen vielfach wieder erweckt, indem er in ihnen nicht bloße Verirrungen menschlicher Grübeleien, sondern wahrhaft wissenschaftliche Erscheinungen erkennen lehrte. Und selbst indem von hier aus ein bis dahin unerhörter Sturm gegen die Burg des Glaubens unternommen ward, hat sich die Herrlichkeit und Festigkeit desselben nur um so mehr erproben dürfen.

Nehmen wir nun noch etwa hinzu, wie ungemein reichhaltig, vielseitig und anregend Hegel auch als Aesthetiker gewirkt hat (man vergleiche etwa außer seinen Vorlesungen die stark von ihm beeinflussten preiswürdigen ästhetischen Aufsätze Echtermeyer's vor den früheren Auflagen seiner Gedichtsammlungen), so werden wir allerdings auch hier ausrufen dürfen: Es ist Alles Euer, je mehr wir dessen eingedenk bleiben, daß wir Christi sind, und in Ihm alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen. So möge denn Hegel's Andenken auch uns und der Kirche Christi noch viel Segen und Anregung gewähren!

II. Recensionen.

Theologie.

Volek, Guilielmus, Phil. Dr., Theol. Lic., LL. Semitt. P. P. O. Theol. ord. adscr. etc. De summa carminis Jobi sententia disputavit. Dorpati Livonorum. Prostat apud G. Glaeser Bibliopolam. MDCCCLXIX. 45 pp. 4.

Diese wahrhaft gelehrte und verdienstvolle Dissertation setzt einigermaßen abweichend von der Mehrzahl der Ausleger den Grundgedanken des Buches Job in die Nothwendigkeit, daß dem ungewöhnlich und unbe-

greiflich schwer leidenden Job Gott selber persönlich erscheine und ihm durch dieses sehnlichst von ihm begehrte helfende Eingreifen den Trost und Frieden bringe, welchen Keiner seiner Freunde, auch nicht der der Wahrheit am nächsten kommende und das Höchste in menschlicher Weisheit leistende Elihu, ihm zu verschaffen im Stande gewesen war. — Denn wenn auch Elihu die Ueberzeugung, daß ihm demüthige Unterwerfung unter Gottes Walten als ein auch in Bezug auf ihn gerechtes zieme, in ihm wirkte, so brachte er ihn doch nur zu betroffenem, traurigem Schweigen, aber noch nicht zu jenem heilenden, versöhnenden und wiedergebarenden Bußbekenntnisse, welches

erst Jehovas Neben ihm zu entlocken und ebendamit den Grund zur Wiederherstellung seines einstigen inneren u. äußeren Glückes zu legen vermögen. — Mag bei dieser Fassung des Grundgedankens auf Gottes Zukunft (Dei praesentia ejusque adventus) als einzig wahre Lösung des dunklen Leidensrathfels vielleicht etwas zu einseitiges Gewicht gelegt sein, so zwar, daß neben dem Kommen Gottes an sich (dem Vorbild des Kommens Christi in's Fleisch, nach Volk p. 45) der Inhalt dessen, was Gott in seinen Reden Kap. 38—41 lehrt und bezeugt, allzusehr im Schatten gestellt und ver-gleichgültigt wird: im Ganzen bewegt es sich doch auf dem Grunde der allein richtigen Auf-fassung, was der Verf. darlegt, und abgesehen von dem sonstigen Ansprechen und Ein-leuchtenden seiner Entwicklung gewährt dasselbe den Vortheil, die Integrität des ganzen Ge-dichts einschließlich der Elixureden auf das Nachdrücklichste als etwas nicht bloß Mög-liches sondern Nothwendiges darzuthun. In dieser Richtung auf Erweisung der organischen Einheit der Dichtung und des innigen Zu-sammenhangs ihrer einzelnen Bestandtheile, soweit sie seitens der neueren Kritik als un-ächt verdrängt worden (Prolog und Epilog, Elixureden, Kap. 28, Kap. 40, 15—41, 26) leisten die Untersuchungen des Verfassers in der That Vortreffliches. Dagegen hält der-selbe merkwürdigerweise nicht mit der Bestimmtheit, wie die Mehrzahl der orthodoxen Ausle-gers neuerer Zeit, am Salomonischen Zeitalter als wahrscheinlichster Abfassungszeit des Ge-dichts fest; ja er zeigt sich sogar einigermaßen geneigt, in der Stelle R. 14, 11 eher eine Nachahmung von Jes. 19, 5 durch den Dich-ter unfres Buches (so auch Stähelin, Kiehm zc.), als umgekehrt ein Vorbild für den Pro-pheten a. a. D. zu erblicken (p. 30 sq., not. 3). Auch darin tritt eine gewisse Neigung zum Abgehen von den Wegen der traditionel-len orthodoxen Exegese bei ihm hervor, daß er die berühmte Goel-Stelle R. 19, 25—27 (ähnlich wie Knobel, Hitzel, Heiligst., aber auch wie Steubel, Hävernick, Hahn, Hofmann zc.) nicht als Ausdruck einer Unsterblichkeits- oder Auferstehungshoffnung des schmergeprüften Dulders, sondern vielmehr als frohe Ver-sicherung seines unerschütterlich festen Harrens auf eine diesseitige Offenbarung Gottes faßt (p. 6 ss.). Wir glauben auch in dieser Auf-fassung eine nachtheilige Wirkung jenes allzu starken Accents erblicken zu sollen, welchen der Verf. auf die äußere Thatsache des Erscheinens Gottes als angeblichen Hauptgedanken und Zielpunkt der ganzen Dichtung legt, stehen aber trotz dieser und mancher anderen Diffe-renzen nicht an, die Arbeit des Verf. als eine

für tieferes Eindringen in das Verständniß des herrlichsten aller religiösen Gedichte des Alterthums in hohem Grade förderliche Unter-suchung dem Studium aller Freunde biblischer Forschung nachdrücklich zu empfehlen.

3.

Grau, Rud. Fried., Prof. d. Theol.
Entwicklungsgeschichte des Neutesta-
mentlichen Schriftthums. Erster Band.
X u. 344 S. Gütersloh. C. Ver-
telsmann. 1 thlr. 25 sgr.

Der Verf. beabsichtigt laut Vorwort und Einleitung, im Gegensatz zu der gegenwärtig herrschend gewordenen kritisch-compilatorischen Behandlungsweise der f. g. neutestamentlichen Einleitungswissenschaft, eine Darstellung des Kerns dieser Disciplin, d. h. der Entstehungs-geschichte der heiligen Schriften N. Bds., nach streng historisch-genetischer Methode zu geben. Eine „Literaturgeschichte des Jahr-hunderts des Heils,“ eine den Entwicklungs-proceß des neutestamentl. Schriftthums als einheitliches organisches Ganzes auffassende ge-netische Darstellung zu entwerfen, ist das hohe Ziel, welches er sich gesteckt hat. Der gewöhn-lichen Behandlungsweise der Ntl. Literatur-geschichte oder Einleitungswissenschaft, wonach zuerst die Entstehung der einzelnen Bücher des N. Ts., dann ihre Vereinigung zu einem Ka-non, dann ihre Schicksale im Entwicklungs-gange der kirchlichen Theologie oder ihre tex-tuelle Ueberlieferung, ihre Uebersetzung in ver-schiedene Sprachen und exegetische Behandlung geschichtlich dargestellt werden, wirft er einen „Mangel an wahrhaftem Verständniß für geschichtliche Entwicklung und ihre organischen Unterschiede“ vor. Er tritt der in dieser ana-lytischen Darstellung des Ursprungs und der Schicksale der Ntl. Schriften sich ausdrücken-den Meinung entgegen, „daß das N. T. ein Conglomerat zufällig zu einer Zeit entstande-ner, ihrer Art nach höchst verschiedner Schrif-ten sei, welche nur das Gemeinsame: die Be-ziehung auf das Christenthum hätten,“ sucht vielmehr dem gegenüber im N. T. „das um-fassende und entsprechende literarische Abbild eines neuen religiösen Lebens und Geistes, welcher sich diesen Schriftleib in durchaus or-ganischer, also gesetzmäßig nothwendiger Weise geschaffen hat,“ nachzuweisen (S. 68).

Diesen Nachweis — mittelst dessen er das ganze in der Ntl. Sagogik herkömmlicher-weise enthaltene Material keineswegs zu er-schöpfen beabsichtigt — sucht er so zu führen, daß er die drei Hauptstufen aller organischen Lebensentfaltung: Kindheit, Jugend und Man-nesalter (oder Wurzel-, Blatt- und Frucht-

bildung) als auch in Entwicklungsproceſſe der hl. Literatur der chriſtlichen Urzeit hervortretend aufzeigt. Und zwar wendet er insbeſondere die auf der höchſten Stufe des künſtleriſchen Schaffens der Menſchheit, in der Poeſie, in Kraft tretende Modification dieſes dreieſtig aufſteigenden organiſchen Werdeproceſſes: die Dreieit Epos, Melos (Lyrik) und Drama, auf den Bildungsproceß des N. T. Schriftthums an, um innerhalb deſſelben geſchwiſſe Aequivalente dieſer drei Hauptformen dichteriſcher Production als mit geſezmäßiger Nothwendigkeit auf einander gefolgt darzuthun. Wie in der vorzugeweife claſſiſchen Literaturentwicklung der Hellenen der Production des Epos bei den Joniern die des Melos bei den Aeoliern und Doriern, und als höhere Einheit od. Syntheſe Beider die des Drama bei den Attikern gefolgt ſei; und wie in genauer Analogie hiemit auch das Schriftthum des altteſtamentl. Gottesvolks ſeine epiſche, lyriſche und dramatiſche Phaſe durchlaufen habe, deren Früchte im Pentateuch, in der Dichtung des Pſalters und der Eſthmah-Literatur, ſowie in der prophetiſchen Literatur im weiteren Sinne (Nebim riſchonim und aeharonim zuſammengefaßt) enthalten ſeien: ganz ebenſo habe ſich das Schriftthum Neuen Teſtaments trotz des eigenthümlichen, an das *ἑρμηνεύειν, ἑλληνιστὶ, ἑρμηνεύειν* Joh. 19, 20 erinnernden Miſchcharakters ihres Sprachidioms (dieſes „Allerwelts-griechiſch“, dieſer *κοινὴ διάλεκτος* im wahren Sinne des Worts) durch drei Bildungsſtufen hindurch entwickelt. Von dieſen repräſentire die erſte oder die kerygmatiſche Stufe, welche in den drei ſynoptiſchen Evangelien ſowie in der Apoſtelgeſchichte ihre ſchriftſtelleriſche Verkörperung erhalten habe, das Epos oder die lebendige Erinnerung an und objective Ueberslieferung von den Grundthatſachen der N. T. Heilsoffenbarung. Die zweite oder epiſtoliſche Stufe, welche die pauliniſchen und katholiſchen Briefe umfaſſe, entſpreche kraft deſſen ſie charakteriſten ſtärkeren Hervortretens der religiöſen Subjectivität der Schriftſteller (insbeſondere Pauli) der lyriſchen Entwicklungs-Epoche der griechiſchen und hebräiſchen Poeſie. Auf der den Hebräerbrieſ und die johanneiſchen Schriften enthaltenden dritten oder prophetiſchen Stufe lehre die Eigenthümlichkeit der dramatiſchen Dichtungsgattung des griechiſchen, und der prophetiſchen Literatur des hebräiſchen Alterthums wieder.

Die Unterſcheidung dieſer drei Stufen, von welchen der vorliegende I. Band zunächſt nur die erſte oder kerygmatiſche (alſo die Entſtehung und Composition der drei ſynoptiſchen Evangelien und der Apoſtelgeſchichte) eingehender behandelt, (S. 71—344) bildet den ebenſo

genialen wie originalen Grundgedanken, von welchem aus der Verf. ſeine Neugeſtaltung der N. T. Einleitungswiſſenſchaft oder bibliſchen Literaturgeſchichte N. T. durchzuführen verſucht. Es wird nicht an Einwürfen und Verſuchen zur wiſſenſchaftlichen Beſtreitung der Annahme fehlen, daß dieſe Dreigliederung das grundlegende und allein wahre Entſtehungs- und Entwicklungsgeſez der bibliſchen Literatur ſowohl A. wie N. Teſts. darſtelle. Sowohl die Wegloſſung einer vierten und letzten Entwicklungsſtufe (die der Vollreife der Frucht oder dem Greiſenalter entſpräche und auf dem Gebiete der griechiſchen Literatur an Ariſtoteles und den ſpäteren Rhome-Schriftſtellern, auf N. T. Gebiete an den nacheriſtiſchen Propheten, Dichtern und Hiſtorikern ihr vorbildliches Analogon haben würde), als auch die chronologiſche Schwierigkeit, welche der Umſtand bereitet, daß Paulus, der Hauptvertreter der zweiten Stufe, ſeine Briefe ſämmtlich*) früher verfaßte, als die ſynoptiſchen Evangelien ihre die erſte Stufe bezeichnenden geſchichtlichen Aufzeichnungen (ſowie analog auf N. T. Gebiete das in mancher Hinſicht Anchronologiſche einer Voranſtellung der pſalmiſtiſch-gnomiſchen Literaturſtufe vor die prophetiſche, vgl. S. 51. 138); ferner auch manche Details der Ausfüh- rung, wie mehrfache Proben einer zu weit getriebenen Zahlensymbolik (S. 108. 116. 148. 199 u.), welche den Kritikern liberalerer Richtung ebenſo mißfallen dürften, wie die kühne Zerlegung der Bergpredigt Matth. 5—7 und der Inſtructionsrede Matth. 10 in verſchiedne Urbeſtandtheile (S. 197 ff.; 205 ff.; vgl. 237. 242) bei den Orthodoxen Bedenken erwecken möchte; endlich auch eine ge- wiſſe Ungleichmäßigkeit der Behandlung, kraft deren die lutanischen Schriften (S. 269—331) gegen die beiden erſten Evangelien (S. 94 bis 268) einermäßen zu kurz gekommen ſind, beſonders was die kritiſch berückſichtigende Ein- arbeitung der ſie betreffenden neueren und neu- ſten Literatur betrifft: — dieß Alles dürfte der Kritik mancherlei Angriffspunkte darbieten und direct oder indirect zur Entkräftung deſſen, was der Verf. zu Gunſten jenes ſeines Grund- geſezes vorbringt, benutzt werden. Aber daß

*) Bei der vom Verf. S. 344 verſuchten Beſtimmung der Abfaſſungszeit des kanoniſchen Matthäusevangeliums, als ungefähr in das J. 60 fallend, würden allerdings nur die früheſten Sendſchreiben Pauli als der Evangelienliteratur vorausgehend in Betracht kommen (ſ. S. 63). Aber ob die vom Verf. angeführten Zeugniſſe des Irenäus und Origenes für die Erhärtung einer ſo frühen Abfaſſung der Schrift in ihrer jetzigen Geſtalt wirklich ausreichen, müſſen wir mit der Mehrzahl der neueren Kritiker bezweifeln.

er im Großen und Ganzen das Richtige getroffen, daß es also nur untergeordnete Modifikationen oder Umgestaltungen sein werden; wozu die gegnerischerseits zu erwartenden Angriffe ihn nöthigen dürften, daß vermögen wir um so weniger zu bezweifeln, da jenes in der Auseinanderfolge von Epos, Lyrik und Drama sich offenbarende Gesetz in der That ein allgemeines, jedem naturwüchsigen Entwicklungsgange zu Grunde liegendes Lebensgesetz ist, und da die der Anwendung dieses Lebensgesetzes zulieb von ihm vorgenommenen chronologischen Umstellungen oder *συντάρα πρότερα* theils nur scheinbarer Art sind (die kerygmatische Stufe der Nt. Heilsverkündigung z. B. geht insofern der paulinisch-epistolischen wirklich der Zeit nach voran, als ihre ältesten, in den Synopt. Evangelien gleichsam latitirenden Dokumente: die „Erinnerungen des Petrus“ und die „Logia“ des Matthäus sicher vor allen uns erhaltenen Briefen Pauli entstanden sind), theils von den weit stärkeren chronologischen Ungenauigkeiten, wie sie die Tendenzkritik im Interesse ihres hegelianisirenden Schema: Judenthum, Paulinismus, Katholicismus sich gestalten mußte, überboten wird. Und abgesehen von diesen groben Grundlinien und allgemeinsten Umrissen der wie wir überzeugt sind in allem Wesentlichen natur- und geschichtsgetreuen Darstellung des Verf. bietet das Detail seiner Untersuchungen zahlreiche vortheilhafte Partien, in welchen nicht bloß der Apologet werthvolle Beistand zur Erweisung des göttlichen oder vielmehr gottmenschlichen Inhalts und Charakters der hl. Urkunden d. Ts., sondern auch der historisch-kritische Forscher wichtige Beiträge zur schärferen Fixirung von deren Eigenthümlichkeiten und Entstehungsweise anzuerkennen haben wird. Wir rechnen dahin namentlich die Inhalts-Analyse des Markusevangeliums (in welcher der Verf. sich in der Hauptsache frei an Klostermann's gediegne Untersuchungen anschließt), die Erweisung einer gewissen Abhängigkeit des Markus vom Matthäusevangelium (S. 159 ff.), die Beleuchtung des Verhältnisses des Markus zu Petrus, die Beurtheilung der Zeugnisse des Papias über die beiden ersten Evangelisten (S. 168 ff.) und die Nachweisung der zu der Redensammlung des Matthäus gehörigen Elemente des ersten Evangeliums (R. VII, S. 184 ff.). Kein Evangelienkritiker der Gegenwart oder der nächsten Zukunft wird an den ebenso gelehrten und scharfsinnigen, als durch geistvolle Klarheit und überzeugende Kraft befriedigenden Darlegungen dieser Abschnitte vorübergehen können, ohne ihnen mannichfache Belehrung, Förderung und Vertiefung seiner Kenntniß des Entstehungsprocesses dieser grund-

legenden Urkunden der evangelischen Geschichte zu entnehmen. Und wie immer im Uebrigen über die Grundanschauungen und Resultate des Verf. geurtheilt werden mag: auch die leidenschaftlichsten Anhänger der traditionellen Methode auf Nt.-isagogischem Gebiete werden ihm die belobende Anerkennung, daß er mannichfache neue Gesichtspunkte von Bedeutung hervorgekehrt habe, auf die Dauer nicht vorzuenthalten können und werden bereits jetzt gleich dem Referenten dem Abschlusse des anregenden und originellen Werkes, dessen endgültige Beurtheilung vor vollständiger Kenntnißnahme von seinen Ausführungen nicht wohl möglich ist, mit Spannung entgegensehen. 3.

Eine synthetische ^{*} Entwicklung der Geschichte des neut. Schriftthums sollte sich stets als zweiter Haupttheil an die Analyse der kritischen Untersuchungen schließen, und mit ihrem Evidenzbeweis gleichsam die Probe des Exempels bilden. Nicht ganz in diesem Sinn hat der geehrte Verf. die Aufgabe erfaßt; er stellt seine Entwicklungsgeschichte als selbstständiges Ganzes für sich hin, und redet von den „gelehrten Notizen und Glossen über Entstehung, Zeit, Verfasser“ mit einiger Geringschätzung (S. VII). Sehr geistvoll hat er nun allerdings seine „Entwicklungsgeschichte“ angelegt, und daß ihr ein tiefes, umfassendes kritisches Wissen zu Grunde liegt, verräth sich auf jedem Blatte. Gleichwohl möchten wir nicht wünschen, daß unsre juvenus studiosa sich durch die Lektüre dieses Werkes eines gründlichen Studiums analytisch-kritischer Werke überhoben wähnte; es nimmt sich im Gefüge thetischer Darstellung so manches als bewiesen aus, was doch noch keineswegs bewiesen ist. — Die Parallele zwischen der „kerygmatischen, epistolischen und prophetischen Stufe“ der Nt. Literatur einerseits und Epos, Lyrik und Drama andererseits ist in der „Einleitung“ S. 1—68 sehr geistvoll durchgeführt, und erscheint uns gleichwohl nicht unbedeutlich. Wenn der Verf. zur kerygmatischen Stufe die Synoptiker nebst der Apgsch. rechnet, so ist zu erinnern, daß die epistolistische Stufe der paulinischen Briefe der Zeit nach jener vorangeht.

Auch im Einzelnen können wir uns mit dem Verf. nicht in allen Dingen einverstanden erklären. In der Darlegung des Inhalts des Markusevangeliums reproducirt er den unglücklichen Klostermann'schen Versuch, eine Realeintheilung und sehr künstliche Disposition des Markusev. nachzuweisen; auf die Bedenken, welche Ref. in seiner Krit. d. ev. Geschichte (3. Aufl. S. 128 ff.) geltend gemacht hat, nimmt er keinerlei Rücksicht; diese Einwürfe hätten doch wohl eine Widerlegung verdient. Noch

unglücklicher scheint uns eine Wiederaufwärmung der schon von Harleß, Hug, Frommann und Sieffert so schlagend widerlegten Ansicht, als ob *λέγεται* „Neden“ heiße und bei Papias diese Bedeutung haben könne — eine Ansicht, die selbst Strauß neuerdings als unhaltbar aufgegeben hat. So geräth der Verf. wieder in das Hypothesennest von einem Urmatthäus, der nur Neden Christi enthalten habe, hinein — auch dies, ohne die entgegenstehenden Beweisführungen auch nur zu berücksichtigen, geschweige mit Gegengründen zu widerlegen. Soll die Wissenschaft der Nt. Textkritik endlich einmal auf feste Füße kommen, so wird ein besseres und einheitlicheres Zusammenarbeiten der auf gläubigem Standpunkt stehenden Theologen erforderlich sein. — Luk. 1, 1 ff. schließt sich der Verf. denen an, welche unter den *synthoesis* nicht fragmentarische Privataufzeichnungen einzelner unteritalischer Gemeindeglieder, sondern „Evangelienchriften“ verstanden wissen wollen, und erklärt *καθεστὴς* von „chronologischer“ Anordnung, beides wiederum, ohne die entgegengesetzte Ansicht und Beweisführung zu berücksichtigen. In diesem Sinne bleiben wir bei unserm Satze, daß eine rechte synthetische Entwicklungsgeschichte der N. T. Literatur sich als zweiter Theil an eine gründliche analytisch-kritische Untersuchung anschließen müsse. A. E.

Steinmeyer, F. V. Die Auferstehungsgeschichte des Herrn, in Bezug auf die neueste Kritik betrachtet. VI und 254 S. Berlin, Wiegandt und Griepenkerl. 1 thlr.

Diese Schrift bildet den dritten Band der seit 1866 von dem Verf. publicirten „Apologetischen Beiträge“, deren zwei ersten Bände die „Wunderthaten“ und die „Leidensgeschichte des Herrn“ in Bezug auf die neueste Kritik betrachtet hatten, während eine in Aussicht gestellte vierte und letzte Abthlg. die Geburts- und Kindheitsgeschichte des Herrn behandeln soll. Gleich den beiden früheren Lieferungen enthält auch die gegenwärtige Vieles, was in verdienstlicher Weise zur Eröffnung eines tieferen Verständnisses der biblischen Berichte über die Auferstehung und zur Stärkung des Glaubens an ihren Inhalt beiträgt. Mit Recht stellt sich der Verf. bei seiner apologetischen Beleuchtung der einzelnen seitens der Evangelisten berichteten Thatfachen vornehmlich auf einen teleologischen Standpunkt, indem er mittelst scharfsinniger, tief eindringender Reflexion exegetisch festzustellen sucht, welcher Zweck im Ganzen des göttlichen Heilsplans und der messianischen Selbstoffenbarung Jesu diesen

Thatfachen zukomme, um so aus dem Nachweise ihrer heilsgeschichtlichen Nothwendigkeit den ihrer objektiven Thatsächlichkeit unmittelbar hervorgehen zu machen. Dieses Verfahren hat auf mehr als Einem Punkte vortreffliche Früchte getragen. Den Nachweis, daß als der eigentliche Heilszweck der Auferweckung Christi vom Tode in Gemäßheit von Joh. 7, 39; 20, 22; Röm. 4, 25 ff., u. s. w. die Verleihung des hl. Geistes an die Jünger zu gelten habe, und daß ebenso die Erscheinung des Auferstandenen während der 40 Tage wesentlich und vornehmlich die (definitive, endgültige) Stiftung des Apostelamts und die Vertrauung der Jünger mit dessen Rechten und Pflichten bezweckte, hat der Verf. unsres Erachtens mit stiegender Evidenz gegenüber der älteren oberflächlicheren Ansicht erbracht, welche lediglich oder doch hauptsächlich die glaubenerweckende Tendenz des Auferstehungswunders und der ihm gefolgten Christophanien betonen zu müssen meinte (S. 87 ff.; 154 ff.). Damit hängt zusammen die geschickte Beantwortung der Frage, ob man das Wunderbare und Geheimnißvolle der Offenbarungen des Auferstandenen lediglich durch die Annahme eines himmlisch verklärten Zustandes seiner Leiblichkeit zu erklären, oder ob man zugleich die Identität seines damals gezeigten Leibes mit dem vor und bei der Kreuzigung von ihm getragenen materiellen *σῶμα* behaupten dürfe — eine Frage, deren letztere Alternative Steinmeyer entschieden bejaht, unter gehöriger Betonung des Begriffs der Erscheinungen (*ἐπαφῇ, ἐπαρεστώσῃ, ἐμπαρῆς ἐγένετο*), welcher beide widersprechende Merkmale, das des übersinnlich Verklärten und das des irdisch Realen, unmittelbar zu verbinden gestatte, ja erfordere (S. 126 ff.); desgleichen der mit trefflichem Erfolge gegenüber Holsten geführte Nachweis der Unmöglichkeit, die Erscheinung Christi behufs Pauli Bekehrung als eine bloße Vision des durch sie aus einem Vorfolger zu einem Apostel des Evangeliums umgewandelten Pharisäerjüngers zu begreifen (S. 140 ff.); ferner die fast durchgängig höchst zufriedenstellende Beleuchtung, welche er den einzelnen in den Schlusskapiteln der Evangelien und Eingangs der Apostelgeschichte berichteten Offenbarungen des Auferstandenen, besonders der dem Thomas zu Theil gewordenen, widmet (S. 168 ff., bes. 194 ff.); endlich die nicht minder gelungene Darlegung des Zwecks jener letzten, der Himmelfahrt unmittelbar vorhergehenden Erscheinung vor den Jüngen auf dem Ölberge, als bestehend in „Befehlsertheilung des scheidenden Herrn über Zeit und Ort des Anfangs der Thätigkeit der Apostel“ (S. 212 ff.) sowie was damit zusammenhängt: die Erwei-

sung der Himmelfahrt als eines nothwendigerweise sichtbaren, und in dieser seiner äußeren Sichtbarkeit trotz alles Scheines des Gegentheils aufs Beste durch Lukas und alle übrigen Evangelisten beglaubigten Vorgangs (S. 221 ff.). — Neben diesen vorzugsweise ansprechenden und gediegenen Partien, welchen wir noch die als Anhang (S. 234 ff.) beigegebene kritische Betrachtung über Kenan's „Leben Jesu“ hinzufügen dürfen, enthält das Werk allerdings auch manches minder Befriedigende, ja Einiges, was ziemlich scharfen Widerspruch von Freunden wie Feinden des Verf. hervorzurufen geeignet ist. Wir rechnen dahin vor Allem die öfters allzu unbedingt verurtheilende Art, wie derselbe sich über diese oder jene, der seinigen nahe verwandte Meinung andrer neuerer Ausleger und Apologeten der Auferstehungsgegeschichte äußert, namentlich seine oft unnöthig scharfe Polemik gegen Erhard, Beyschlag, A. E. Krauß, Meyer, v. Hofmann u., deren Auffassungen er schon deshalb nicht immer wieder aufs Neue als „gänzlich verfehlt“ oder als „entschieden verfehlt“ u. hätte bezeichnen sollen, weil die seinigen sich oft als nicht minder gewagte Hypothesen darstellen, oft auch gar nicht sonderlich weit von jenen differiren. Ferner können wir uns darin nicht einverstanden mit dem Verf. erklären, daß er bei seiner Beleuchtung der einzelnen Christophanien (S. 168 ff.) der dem Petrus nach Luk. 24, 34; 1. Cor. 15, 5 zu Theil geworden nur ganz obiter gedenkt, während doch über Zweck und muthmaßlichen Verlauf dieser so hervorragend wichtigen Offenbarung, wie überhaupt über dasjenige, was Paulus 1. Cor. u. a. O. Ergänzendes zu den christophanischen Berichten der Evangelisten beibringt, so Manches von Belang zu sagen gewesen wäre. Als eigenthümliche exegetische Neuerungsversuche, die wir nicht ohne Weiteres als „völlig verfehlt“ bezeichnen wollen, gegen die wir aber doch manche gewichtige Bedenken unterhalten müssen, heben wir hervor: S. 38 die Deutung des *φωνοῦντος τῷ πνεύματι* 1. Petr. 3, 18 durch *ἐνσπόμελς*, bei welcher die durch den folg. Vs. so unabweislich nahe gelegte Beziehung auf die Hadesfahrt gänzlich beseitigt wird; S. 153 u. 209 ff. die Behauptung: die Schlupfperle des Matthäusevangeliums R. 28, 17—20 enthielten keinen Bericht über Eine bestimmte geschichtliche Manifestation des Auferstandnen, sondern sie faßten die Summa aller dieser Erscheinungen sowie das Wesentliche dessen, was Er den Jüngern dabei verkündigt und befohlen, in idealer Kürze zusammen (wofür Joh. 12, 36 ff. zu vergleichen sei); S. 167 die Vermuthung, der 1. Cor. 15, 7 als Empfänger

einer speciellen Offenbarung genannte Jakobus sei gar nicht „der Gerechte“, sondern der Zebedäe, den Jesus auf sein frühzeitiges Märtyrthum (Apg. 12) habe vorbereiten wollen, u. s. w.

Müssen wir bezüglich dieser und noch einzelner sonstiger, minder erheblicher Punkte (z. B. auch der allzu weit gehenden Concessionen, welche S. 136 und 141 den Vertretern der Visionshypothese gemacht werden) unsre Meinungsdivergenz gegenüber dem Verf. bekennen, so überwiegt doch das heilsam Anregende, Belehrende und im tiefsten Sinne des Wortes Erbauliche, wofür wir ihm zu wärmstem Danke verpflichtet sind, das Gewicht dieser unsrer Ausstellungen um ein Bedeutendes. Der Wunsch aber, daß diesem 3. Bde. bald der Schlußband dieser apologetischen Beiträge als ein das gebiegene Ganze würdig vollendender Abschluß folgen möge, dürfte gewiß von allen im Wesentlichen auf gleichem Standpunkte mit dem Verf. stehenden Freunden und Vertretern exegetischer und apologetischer Forschung mit uns getheilt werden.

Bahn, F. M. Die Vaterlandsliebe der Christen nach dem Neuen Testament. Vortrag. gr. 8. 34 S. Bremen, 1871. C. C. Müller. 5 gr.

Der Zusatz des Titels: „Nach dem Neuen Testament“ lehrt uns, daß wir es nicht mit einer allgemein-ethischen Betrachtung zu thun haben, sondern mit einer biblisch-theologischen Untersuchung, welche von der Voraussetzung ausgeht, daß der Christ auch in dieser allgemeinen Tugend eine besondere Stellung einnehmen kann, und welche sich darauf beschränkt: die Vaterlandsliebe der Christen in der Zeit, von der das Neue Testament berichtet, zu charakterisiren. Der Verfasser weist darauf hin, daß die ersten Christen dem Staat und Volksthum anders gegenüberstanden, als wir, daß ihre Werthschätzung des israelitischen Volksthumus nicht ohne Weiters für christliche Werthschätzung jedes Staates und Volksthumus gelten kann, und daß unser innigeres Verhältniß zum Vaterland darum nicht unchristlich sein kann, weil die ersten Christen ein solches Verhältniß zum römischen Staate nicht haben konnten. Was den Herrn selbst anbelangt, so hat er sich als rechten Israeliten bewiesen, ist vaterländisch gewesen in seinem Sinn und Werk und hat sein Volk geliebt; aber da Israel sich nicht wollte erneuen lassen, kam es zum Bruch, und das Reich Gottes steht ihm höher, als sein Volk. Es liegt wohl nur am Ausdruck, wenn die Worte des Vortrags den Eindruck machen, als habe die Idee des Rei-

ches Gottes im Plane Christi eine Wandelung erfahren, und als sei der christliche Universalismus lediglich eine Folge des Widerstrebens Israels. Von Christo geht die Betrachtung zu den Jüngern, welche wir ebenfalls bei ihrem Volk anfangen sehen, die aber auch bei aller Liebe zu ihrem Volke die Sache des Gottesreiches höher stellen, als ihr Volksthum. Dazu kam, daß die Christen dieser Zeit ein tiefes Gefühl davon hatten, daß sie nicht in ihrem Vaterlande seien, sondern nur Fremdlinge und Gäste; über den Verlust ihres irdischen Vaterlandes haben sie sich getröstet mit dem Hinblick auf das himmlische Vaterland, an welchem nicht bloß Israel, sondern alle Völker Theil haben sollen. Daraus schon ergibt sich, daß die Christen die Völker in ihrer Eigenart nicht für durchaus feindlich ansehen, wie denn namentlich Paulus die Blutsverwandtschaft der ganzen Menschheit bezeugt und das römische Staatswesen, ohne seine ungöttliche Seite zu übersehen, als gottgegebenes Gut ansieht, daher auch die Pflichten gegen die Obrigkeit so nachdrücklich betont. „Die ersten Christen haben kein höheres Interesse gehabt, als das Kommen des Reiches Gottes. — Die Bitte: „Dein Reich komme“ aber, so sehr sie ihr Herz erfüllte, hat nicht verhindert, sondern nur den besten und heilsamsten Sinn und die rechte Schranke gegeben für das andere Gebet, mit welchem sie Fürbitte und Danksgiving thaten für das irdische Vaterland, das ihnen Gott gegeben.“

St.

F.

Wippermann, Dr. Albert, Pfarrer zu Mohorn bei Tharandt. Kirchengeschichte für Schule und Haus. Zugleich Commentar zu des Verfassers „Grundriß der Kirchengeschichte.“ Zweite vermehrte und verb. Auflage. 367 S. Grimma, 1869. Gensel. 1 thlr.

Eine recht gute populäre Darstellung der Kirchengeschichte, von kürzerer Fassung zwar, als die Werke von Westermeyer, Trautmann, Zimmermann, Sudhoff u., aber immerhin doch kein bloßer Leitfaden oder Grundriß für den Gebrauch beim Religionsunterrichte, vielmehr in der That zu dem diesen letzteren Zwecke dienenden „Grundriß“ des Verfassers sich wie ein Commentar verhaltend. — Die rechte Auswahl aus dem reichen Stoffe hat der Verf. zu treffen versucht, „indem er ausschied, was sich als unwahr erwiesen hat, ingleichen was mehr der weltlichen Geschichte als der des Reiches Gottes angehört.“ Daß er dabei zuweilen etwas zu viel ausgeschieden und anderwärts wiederum des Sagen- und Anekdo-

tenstoffes mehr als nöthig geboten hat, dürfen mit dem Ref. noch andere kritische Leser seines Buches finden. So z. B. hätte bei den Abschnitten über die ältere Missionsgeschichte §. 26 ff. der Umstand, daß die meisten germanischen Völker erst nach längerem Verharren auf der Vorstufe des Arianismus zum katholischen Christenthum gelangten, ebenso wenig verschwiegen werden dürfen, wie die Thatsache, daß das Bekenntniß der altbritischen Missionare Aidan, Columba, Columbanus, Gallus, Kilian u. ein andres war, als das der Angelsachsen Willfrid, Willibrod, Wifrid und daß nur langwierige Kämpfe dem letzteren allmählig den Sieg über das erstere verschafften. Ebenso hätten bei den „ausgezeichneten Kirchenlehrern“ der Periode von 325—800 (§. 33) Eusebius und Johannes v. Damaskus einerseits, sowie Gregor d. Gr. andererseits, nicht fehlen gedurft: lieber hätten die über Athanasius, die drei Kappadocier, Ambrosius u. beigebrachten biographischen Notizen eine entsprechende Verkürzung erfahren sollen. Auch gegen die Periodisirung des Verf. ließe sich Manches erinnern. Wenn er die Zeit von 100—323 als „zweiten Zeitraum“ selbstständig zwischen die Apostol. Zeit einerseits und zwischen die Zeit von Constantin bis Karl d. Gr. andererseits stellte, so dürfte er nicht bei nur noch zwei weiteren Perioden („Vierter Zeitraum“ oder Mittelalter, 800—1517, und „Fünfter Zeitraum“ oder neuere Zt., 1517 bis jetzt) stehen bleiben. Die Ungleichheit des Umfangs der fünf mittelst dieses Coordinations = Verfahrens gewonnenen Perioden ist viel zu groß und die daraus entpringenden Inconvenienzen bei der Vertheilung des Stoffes innerhalb der einzelnen z. Th. unverhältnißmäßig langen Zeiträume machen sich auf nur allzu vielfache Weise fühlbar. —

Es dürfte demnach für eine weitere neue Aufl. dem Verf. noch gar Manches nachzubessern bleiben. Im Ganzen jedoch gebührt dem Werkchen auch schon in der vorliegenden Gestalt das Lob einer recht tüchtigen, auf dem Grunde solider Studien ruhenden und dabei anregend und schön geschriebenen Arbeit. Wir wünschen derselben auch um der gesunden kirchlichen Haltung des Verfassers willen (der sich durch seine Behandlung der Reformations- und neuesten Zeit als gemäßigten Lutheraner dokumentirt) eine möglichst weite Verbreitung und fleißige Benutzung in „Schule und Haus,“ d. h. in allen den Kreisen des gebildeten evangelischen Deutschlands, für die es bestimmt und, wie wir überzeugt sind, vortrefflich geeignet ist.

Sieffert, Dr. Friedr. Ludwig, Konfistorialr., Hofpred. u. Senior der theol. Fak. zu Königsberg. **Andeutungen über die apologetische Fundamentirung der christlichen Glaubenswissenschaft.** 72 S. Gütersloh. 1871. E. Bertelsmann. 9 sgr.

Nach Voraussendung einer allgemeinen Begriffsbestimmung der „Glaubenswissenschaft“ (d. h. Dogmatik) sowie des ihr vom Verf. ertheilten Prädikats „christlich“, handelt derselbe von der „sachgemäßen Begründungsart“ der christl. Glaubenswissenschaft, nemlich von der dem Glauben und seinem Inhalte zu Grunde liegenden „heilstiftenden Manifestation“ oder Offenbarung Gottes in Christo (S. 18 ff.) Daß Christus Träger der Gottesoffenbarung in ihrer Reinheit und Fülle ist, oder die Offenbarungsdignität Jesu Christi, wird mittelst eines vierfachen objectiven Zeugnisses erwiesen: 1) aus der Sündlosigkeit Jesu; 2) aus den „heilsamen Machtwirkungen durch Christum und an Christo“, d. h. den Wundern der evangelischen Geschichte; 3) aus der Stellung Christi inmitten der Gesamtheit geschichtlicher Heilswirkungen, nemlich a) am Schlusse der auf ihn abzielenden A. A. Entwicklung (Weissagungsbeweis), b) am Anfange der auf ihn zurückweisenden, von seinem heil. Geiste bestimmten und durchwalteten christlichen Geschichte (S. 27 ff.). Von diesen konstitutiven Grundlagen der christl. Glaubenswissenschaft wendet sich der Verf. dann noch zu einer kurzen Erörterung von deren „regulativen Grundlagen“ oder von der „Regelung der Glaubenswissenschaft durch das Wahrheitszeugniß der heil. Schrift“ (S. 57 ff.). Nur der Schrift nemlich will er einen in maßgebender Weise regulirenden Einfluß auf den Inhalt und die Gestaltung der christlichen Glaubenswissenschaft zuerkennen, nicht etwa auch der durch die Symbole repräsentirten kirchlichen Lehrtradition oder der individuellen christlichen Herzenserfahrung, denen er nur eine ganz untergeordnete Mitwirkung zu jenem Ende zugetheilt. — In einer Schlußbetrachtung (S. 66 ff.) sucht er darzuthun, inwiefern diesen seinen Andeutungen über die Principien der Glaubenswissenschaft eine apologetische Bedeutung zukomme. Hierbei entwickelt er eine eigenthümliche Ansicht über die Stellung und Bedeutung der Apologetik als Wissenschaft, dahin lautend, daß es wohl eine apologetische Behandlungsweise der Dogmatik oder auch der Religionsphilosophie geben könne, aber keine selbständige theolog. Disciplin der Apologetik; denn weder als Bestandtheil der systematischen, noch auch der

praktischen Theologie sei eine solche Disciplin, zumal in Gestalt eines Systems, statthaft.

Abgesehen von diesem unsres Erachtens der ausreichenden Begründung ermangelnden Versuche, der Apologetik ihr Heimathrecht im Organismus der theolog. Wissenschaften abzustreiten, ist uns wenig oder nichts Neues in des Verfassers Andeutungen zur Fundamentalthologie oder dogmatischen Principienlehre begegnet. Die Schreibweise des Verfassers leidet an einer gewissen Trockenheit und unständlichen Schwerfälligkeit, was die im Vorwort enthaltene Hinweisung auf das hartnäckige Augenübel, wodurch der Verf. am Schreiben gehindert und zum durchgängigen Dictiren seiner Abhandlung genöthigt gewesen, zwar theilweise, aber schwerlich ausreichend zu entschuldigenden dient.

Preuß, Dr. Ed. Professor am Concorbia-College in St. Louis. **Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott.** Aus der heil. Schrift targelegt. Zweite Auflage. gr. 8. VIII und 205 S. Berlin, 1871. Schlawitz. 1 thlr.

Denen, die Gott lieben, müsse alle Dinge zum besten dienen. Das gilt auch der Gesamtheit der Gott Liebenden, der Kirche. Der selige Hengstenberg ist in bedenklicher Weise von der kirchlichen Lehre über die Rechtfertigung des Sünders vor Gott abgewichen, das hat zur Folge gehabt, daß die Wahrheit der Kirchenlehre in entschiedenster Weise von einer ganzen Schaar luth. Theologen der Hengstenbergischen Heterodoxie gegenüber sieghaft verteidigt worden ist. In der ersten Reihe der Streiter hat Dr. Preuß gestanden. Er hat 1868 das jetzt in zweiter Auflage erscheinende Buch als scharfen Schwertschlag ausgehen lassen. Er hat aber in diesem Kampf die Regel befolgt: die Waffen eurer Ritterschaft sind geistlich. Die Person Hengstenbergs tritt ganz zurück, es werden nur die Aussätze in der Eb. R. Z. erwähnt. Geistliche Waffen können aber nicht eitel in der Luft herumzischen, wie die Rlingen der Ahetoriker unter den Theologen; die rechten geistlichen Waffen müssen wie die alten Ritterschwerter mit beiden Händen geführt werden, darum treffen sie auch immer scharf auf den Feind, zu pariren sind sie nicht.

Was die Lustreiche der Phrasentheologen bedeuten, können schlichte Christen nicht verstehen; was das geistliche Schwert in Büchern wie das vorliegende leistet, versteht jeder Christ. „Die Frage nach der Rechtfertigung nimmt die Theilnahme jedes Christen in Anspruch, mag er an den Stufen des Thrones oder in

einer Hütte geboren sein. — Allen zu Dienst, die sich um solche Fragen bekümmern, ist die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders hier dargelegt: auf die hellen und festen Zeugnisse des Wortes Gottes gegründet, von den Erklärungen der Väter begleitet. Nicht, als wären die Bekenntnisse von Luther, Chemnitz und Gerhard wie Gottes Wort, sondern damit jedermann sehe, daß diese Lehre, und keine andre, in unsrer evangelischen Kirche beständig erklingen ist." Das ist beinahe das ganze Vorwort. Man sieht: des Verf. Sprache ist nicht die abstrakte Rede eines subtilen Wissenschaftlers, dessen stille Freude es ist, wenn die Ungelehrten seine Werke nicht fassen können, Dr. Preuß steht, wie das Titelblatt seines Buches, auf dem Worte Gottes. Aus diesem lebendigen Brunnen schöpft er lauter, klares Wasser, den Cisternen menschlicher Kunst entnimmt er nichts, aber das Quellwasser, das in die Bekenntnisse der Kirche, in ihre Pieder und in die Schriften unserer Kirchenväter geströmt ist, weiß er zu schätzen. Und das lebendige Wasser bietet er in einem der Gabe entsprechenden Gefäß. Es ist ein edelgeformter Becher, reichlich mit schönen, jedermann verständlichen Bildern und Gleichnissen geziert; sein Fuß zeigt Wurzeln und Fassern, in einandergeschlungen, aus festem Gesteine herauswachsend, nicht jedem verständlich.

Der Inhalt des Buches — um in den herkömmlichen Ton des Berichterstatters überzugehen — bietet die Erklärung von 59 Bibelstellen (Verzeichniß S. 203) und zerfällt äußerlich betrachtet in zwei Hälften. Von den 202 Seiten des Buches ist einzig und allein Seite 153 nicht mit Anmerkungen versehen, sonst nehmen die von erstaunlicher Gelehrsamkeit und Belesenheit zeugenden Anmerkungen einen großen Theil der einzelnen Blätter in Anspruch. Die Laien, welche hoffentlich in vielen Kreisen das Buch lesen werden, können sich mit dem oberen Theile, dem gedruckt Text zufrieden geben, die Theologen mögen sich auch noch an den kleingedruckten Noten, dem unteren Theile erfreuen; sie mögen dem Wurzelwerk nachgraben. Das ganze besteht in zehn Abschnitten. Am liebsten möchte Ref. aus jedem Abschnitt einzelnes mittheilen, um in Kürze den Gedankengang des Verf. darzulegen, da dieß aber nicht möglich ist, so begnügt er sich mit einer kleinen Auswahl charakteristischer Stellen. Abschnitt 1 „von der Erlösung“ zerfällt in zwei Stücke: „Christi Werk“ (S. 1—10) und „Sein Segen“ (S. 10—16); das Buch fängt an: „Die Riegel unseres Gefängnisses sind in Wahrheit zerbrochen, seine Pforten erschlagen. Was wir nicht leisten konnten, hat ein anderer geleistet:

Jesus Christ, wahr Mensch und wahrer Gott.“ „Die Pforten des Gefängnisses — heißt es in Abschn. 2. „die Zurechnung“ überschrieben (S. 17—26) — sind zertrümmert, Gottes Boten stehen an der Schwelle und sprechen: Kommt heraus. Ist es Gottes Schuld, wenn etliche darin bleiben, weil ihnen ihr Kerker gefällt? Allen zu Babylon gefangenen Juden war die Freiheit geschenkt, die aber dort bleiben wollten, erlangten dieselbe nicht. Wer dagegen Gottes Botenschaft hört und geht hinaus, der ist frei; den hält Gott um der vollkommenen Genugthuung Christi willen für gerecht.“ Der 3. Abschnitt handelt „vom Glauben“ (S. 27—58). „Glauben; was heißt das? Heißt das: sich den Tod und die Auferstehung Christi gefallen lassen, wie man sich die Schlacht von Pydna gefallen läßt? Ganz gewiß nicht. Obwohl es immerhin recht erfreulich wäre, wenn sich die Herren Strauß und Renan dazu bequemen. Glauben heißt nehmen, an Christi Verdienst glauben heißt: Christi Verdienst empfangen, wie die Lunge die Luft nimmt. Obwohl die Luft dich allenthalben umgibt, nützt sie dir nichts, wenn deine Brust sie nicht athmet; so hilft dir das allgemuglame Verdienst Christi nichts, wenn du es nicht ergreifst.“ „Die Gnadenmittel“ ist der folgende Abschnitt überschrieben. Im 5. Abschnitt kommt der Verf. zum Kernpunkt seiner Erörterung. „Volle Vergebung“ lautet sein erster Ruf (Abschnitt 6. S. 83—118). „Es gibt wohl Stufen des Glaubens, aber keine Stufe der Rechtfertigung, weil auch der schwache, wenn nur aufrichtige, Glaube die Gerechtigkeit Christi ergreift, die wahrlich seiner Vervollkommenung durch unseren Glauben und unsere Werke bedarf.“ „Beständige Vergebung“ lautet der zweite Ruf (Abschn. 7. S. 119—145). Die Lehre von der Einmalund-nichtwieder-Rechtfertigung ist gefährlich und thöricht. „So thöricht als wenn jemand behauptete, zum Leben genüge, einmal bei der Geburt Athem geschöpft zu haben, oder: man könne bei dem Sonnenlicht von Mittag noch um Mitternacht lesen. Und gefährlich dazu; denn wenn man den Donnerstag einmal für allemal gerechtfertigt ist, braucht man es den Freitag nicht so genau zu nehmen“ (S. 119). „Christus sitzt im Schiff, wir nicht, sondern wir zappeln im Wasser, auch die Gerechtfertigten; deßhalb müssen wir die Planken seines Fahrzeugs mit beiden Händen, wenn es Noth thut, selbst mit den Zähnen halten, bis wir mit Heil anlanden in jenem Vaterland. Solch immerwährendes Halten geschieht aber nicht anders als in beständiger Abkehr von der Sünde.“

Die letzten Abschnitte handeln von der

„gewissen Gnade“ (Abschn. 7. S. 146 bis 152) von den „Kennzeichen der Rechtfertigung“ — das Bekenntniß des Mundes und die guten Werke — (Abschn. 8. S. 153—163) von den „guten Werken“ insbesondere (Abschn. 9. S. 164—190) und von „Rechtfertigung und Heiligung“ (Abschn. 10. S. 191—202).

Möchte es dem Verf. in seiner neuen Stellung gegeben sein, bis an sein Lebensende rüstig fortzubauen an den Mauern der luth. Kirche. Die in Nordamerika durchgesehene zweite Auflage seines in Norddeutschlands erschienenen Buches enthält einen Hinweis auf die Freiheit der Kirche von weltlichen Dingen und auf ihre über Landes- und Meeresgrenzen hinausgehende Einheit. Möchte des Verf. Buch von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott in der alten und in der neuen Welt, in der gebundenen und in der freien Kirche luth. Glaubens vielen Sündern zum Segen gereichen. D. R.

Vertheidigung der Confession gegen die Anmaßungen der Hesse-Darmstädter Union. Episode aus dem kirchl. Verfassungskampf im Groß. Hessen. 36 S. Darmstadt, 1871. Zernin. 14 fr.

Eine scharf und geistvoll geschriebene Broschüre, zunächst veranlaßt durch die Berufung eines ehemaligen Mitgliedes des Protestantenvereins und einseitigen Unionsmannes in das Hesse-Darmstädtische Oberconsistorium.

Der Verf. weist schlagend und mit ungezählter Schärfe die Gefahren der durch diese Maassregel herbeigeführten Situation der hessischen luth. Kirche nach. Sein Schriftchen ist ein kräftiger Mahnruf an die kirchl. Behörden und ein Wacrus für die treuen Glieder der Kirche, die in Hessen in großer Gefahr steht. Auswärts kann sie zur Orientirung über die gegenwärtigen kirchlichen Nothstände Hessens dienen und sei hierzu bestens empfohlen. D.

Praktische Theologie. Predigten.

Adernann, C. Dr. Generalsuperintendent und Oberhofprediger a. D. **Kirchliche Katechisationen**, ihrer Nothwendigkeit nach und in Umrissen dargestellt. Zum gottesdienstlichen wie zum häuslichen Gebrauch. 8. 276 S. Gotha, 1871. Frd. And. Perthes.

Das von der Verlagsbandlung sehr schön ausgestattete und in großem Drucke erschienene Werk besteht aus einer sehr vieles Beherzi-

genswerthe in sich schließenden Einleitung, welche 57 Seiten umfaßt, und 7 katechetischen Perselen, in welchen er die in jener vorgetragenen Grundgedanken ausführt und welche die Schöpfung, das Gesetz des Herrn, den christlichen Glauben, das Gebet des Herrn, das Sakrament der Taufe, Beichte und Absolution, das Sakrament des Altars und als Schlußbetrachtung: die Herrlichkeit des Herrn behandeln. Er geht von der Ueberzeugung aus, daß die gegenwärtig noch bestehenden kirchlichen Katechisationen meist nur den Namen und Schein haben, daß sie leben, in Wahrheit aber seien sie mehr oder weniger todt; was indeß doch nicht bezüglich aller Gemeinden seine Geltung haben möchte. Allein eine neue Belebung der Sache kann sicher nichts schaden und so begrüßen wir denn auch dieses Werk mit Freuden, um so mehr, als es aus einer warmen Liebe zur Kirche, aus einem tiefen Verständnisse dessen, was ihr noth thut, und aus dem regen Eifer hervorgeht, ein Institut, das unzweifelhaft großen Segen wirken kann, auch zu dem zu machen, was es sein sollte. Wir gehören allerdings zu denen, welche glauben, daß hier manche Ideale vorgelegt sind, welche in der kalten Wirklichkeit sich sehr wenig erfüllen werden; so wenn der Verf. meint, es werde gar nicht schwer sein, den Erwachsenen begreiflich zu machen, wie hoch sie das Reden in der Kirche stelle und wie sehr ihnen ein solches zur Ehre gereiche, wenn er schon von den Universitäten verlangt, sie müßten die künftigen Pfarrer theoretisch wie praktisch zu tüchtigen Katecheten bilden, wenn er sich die kirchliche Katechese analog den Verhandlungen der staatlichen Parlamente denkt. Inbessen ob auch die Wirklichkeit diesen Idealen immer nachhinken wird, ist es doch heilsam, diese Zielpunkte den Einzelnen vor Augen zu stellen. Das aber, was jedenfalls erreicht werden kann, ist der kirchliche Charakter dieser Katechisationen. Der Verf. stellt als denselben mit Recht das Erbanliche hin, ohne daß wir ihm zugeben brauchten, daß bisher dieser Begriff zu unlebendig erfaßt worden sei (denn nicht von einem mechanischen Aufbauen, sondern von einem geistlebendigen haben ihn doch alle Nachdenkenden verstanden), und ohne daß wir das von ihm Gesagte als das Gewöhnliche gelten lassen müßten —, gar mancher Pfarrer stümpere und stottere, wenn er eine Katechisation halten solle. Gegen seine Eintheilung des Katechisirstoffes ließe sich auch wohl Manches entgegenen, indem er in den 2. Hauptabschnitt die Heiligung aufnimmt, während der 3. zeigen soll, wie die großen Heilsgeboten Gottes in jedem Einzelnen Wirklichkeit werden, was sich nicht füglich aus-

einander halten läßt. Die von dem Hrn. Verf. gebotenen Musterkatechisationen heben das erbauliche Moment des Stoffes recht gut hervor und sind reich an trefflichen Gedanken, doch macht es sich bemerklich, daß er in seinem Verufe das Katechisiren zu wenig praktisch geübt habe, die das kindliche Herabsteigen des Lehrers zu seinen Schülern und das Einhergehen auf dem ihnen bekannten Gebiete, sowie die rechte Art der Fragestellung, welche das Kind wirklich zum Ziele zu leiten versteht, hie und da vermißt wird. Für den Katecheten selbst aber ist dieses Werk eine schätzbare Fundgrube. E.

Schüberlein, Rudw. Dr., Conf.=Rath und Prof. theol. in Göttingen. Die **Auferstehung des Herrn** in zwei liturgischen Andachten. Für den kirchlichen Gebrauch. 38 S. Mit Notenbeilage. Lex. Okt. Format. Göttingen, 1871. Vandenhoeck und Ruprecht. 10 sgr.

In Norddeutschland las man sonst im Nachmittags-Gottesdienste des Osterfestes die harmonistische Geschichte der Auferstehung, wie sie der ehrwürdige Bugenhagen zusammengestellt hat. Der Verf., der bereits im vorigen Jahre in gleicher Weise die heil. Passion in 7 liturgischen Andachten bearbeitet hat, möchte diesen schönen Gebrauch in die Kirchen zurückführen, sei es nun, daß man Vesper-Gottesdienste oder Betstunden dazu verwenden wolle, und hat als bewährter Meister auf liturgischem Gebiete die Abschnitte der Schriftvorlesung gleichsam mit einem reichen Blumenkranze liturgischer Stücke umwoben, welche bestimmt sind, den Inhalt des Schriftwortes der Gemeinde theils deutlicher zu machen, theils tiefer in die Seele zu prägen. Zugleich hat er sein Werk so eingerichtet, daß es auf den verschiedensten Stufen liturgischer Bildung benutzt werden kann, sogar da, wo sich kein Sängerkor in einer Gemeinde bilden läßt und also die Gemeinde ausschließlich respondirt. Zudem aber bietet es dem Geistlichen auch die Mittel, stufenweise die liturgischen Kräfte, die ihm zu Gebote stehen, zu steigern und so jene Höhe liturgischer Bildung der Gemeinden wieder zu erreichen, auf die wir als auf eine hingeschwundene Größe zurückblicken. E.

Die rührige Verlags-Buchhandlung hat soeben obengenanntes Gesang- und Gebetbuch in zweiter Auflage erscheinen lassen. Es war längst bekannt, daß der Herausgeber dieses Buches Freiherr Chr. D. J. von Bunsen († 1860) ist; das Vorwort dieser neuen Auflage gibt dies ausdrücklich kund. Bunsen hat sich durch dieß Buch — (wir halten es für seine beste Arbeit und haben ihm manche andere Veröffentlichungen um dieses Buches willen verziehen) — ein großes Verdienst erworben um die Hymnologie und Liturgik. Was ihm dabei vorschwebte, ist dieß: er wollte der evangelischen Kirche ein ähnliches Buch darbieten, wie es die englische in ihrem schönen Book of Common Prayer besitzt. Wenn auch die allgemeine kirchliche Einführung an der landeskirchlichen Verpflichtung unsrer ev. Kirche ein unübersteigliches Hinderniß finden mußte, so hat das Buch doch in vielen Häusern Eingang gefunden, wie schon der Umstand beweist, daß 10,000 Exemplare der 1. Auflage verbreitet worden sind. Es verdient diese tatsächliche Anerkennung vollkommen. Vielen Herzen und Häusern ist es lieb und werth und so hat es in der Stille die Kirche Gottes lenken und den Sinn für ihre heiligen Ordnungen wecken und pflegen helfen. — Der Inhalt ist ungemein reich. Man findet darin: Die Psalmen nebst Anleitung zum Psalmsang, ein vortreffliches Gesangbuch (440lieder), eine sehr schöne Lesetafel nach der Ordnung des Kirchenjahres, reiche und gut gewählte Ordnungen des Morgen- und Abendgebets, des Hauptgottesdienstes, der Beichte, des Bußtags, der Charwoche, des Todtenfestes, — ein Evangelienbuch mit Collecten und Sprüchen, die Geschichte der Zerstörung Jerusalems u., Ordnung der Taufe, Nothtaufe, Confirmation, Trauung, Aussegnung der Wöchnerinnen, der Kranken-Communion und des Begräbnisses. Endlich wird noch ein „Andachtsbuch“ geboten, eine reiche und sehr schöne Sammlung von Gebeten (253). Man hat also: Psalmen, Gesangbuch, Bibel-Lesetafel, Kirchen-Agende und Gebetbuch zusammen. Das Buch steht in seiner Art einzig da; es ist gleich gebräuchlich für den Pastor wie für die Gemeinde. — Daß die Verlagsbuchhandlung für eine neue, gut ausgestattete und überaus billige Ausgabe gesorgt hat, ist sehr dankenswerth. D.

Allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauche. 2. Aufl. 1032 S. Hamburg, 1871. Agentur des Rauhen Hauses. 1 thlr.

Aus der Tiefe. Altes und Neues, dem Herrn gesungen.

Unter diesem Titel erschien in der Evangelischen Buchhandlung von Hugo Klein in Barmen ein Heft von 19 geistlichen Liedern,

deren größere Hälfte von dem Verf. selbst in großer Trübsal dem Herrn gesungen wurde, während die kleinere von alten bewährten Liederdichtern herrührt, die sich der Verf. in seinen langen Leiden angeeignet, und gleich jenem mit Melodien für Gesang und Clavierbegleitung versehen hat. Persönliche Beziehungen einiger Lieder erheischen die Anonymität. Lieder und Melodien sind unwillkürlich, wie es die äußere Noth und das Bedürfnis des Herzens mit sich brachten, entstanden als ein Werk göttlicher Führung und nicht menschlichen Planes. So ist auch die Vereinigung derselben zu einem abgerundeten Ganzen, das fortschreitend den ringenden und steigenden Glauben zur Anschauung bringt, wie man zu sagen pflegt, zufällig geworden, und doch stehen die einzelnen Lieder in so schönem inneren und selbst äußeren Zusammenhang, daß ihn keine menschlichere Berechnung passender hätte erfinden können. Einige Lieder verathen in ergreifender Weise den schweren Kampf ihres Urhebers. Sie werden Solche, welche nicht Viel vom Kreuze erfahren haben, vielleicht weniger ansprechen; dagegen werden grade sie den tief Gebeugten, den recht Mühseligen und Beladenen, die in der Welt weder den Trost noch Halt haben, Trost, Kraft und Leben sein. Einige Lieder beziehen sich auf den Kampf der Kirche in der Gegenwart und geben der persönlichen Theilnehmung des leidenden Verf. an denselben Ausdruck. Alle sind von Einem Geiste erfüllt und können als Abwandlungen des Thema's: „Jesus, Jesus, Nichts als Jesus“ bezeichnet werden, welches Lied selbst mit einer eignen Melodie in der Sammlung sich findet. Die Melodien sind den Liedern entsprechend, aus demselben Geiste. Obgleich zu mehrstimmigem Gesange geeignet, singt man sie doch am besten *solus cum Solo*. Vorausgesetzt wird freilich, daß man den Herrn Jesum kenne, Sein Kreuz liebe, Ihm aufrichtig anhänge, diene und nachfolge. Wer dies thut oder ernstlich will, dem sei die kleine Sammlung der „Herzens- und Schmerzenslieder“ des Verf. bestens empfohlen. Dem Schreiber dieser Zeilen entzündeten sie jedesmal neu das Herz gegen den Herrn Jesum. Ausstattung und Notendruck lassen Nichts zu wünschen übrig. Mehrere Druckfehler wird der einigermaßen Erfahrene leicht finden. Den Schluß bildet eine klassische Composition zu Luthers Weihnachtslied: „Ein Kindlein so loblich“ als Zugabe, die der Verf. mit Recht eine Perle nennt.

Pfeifer, Ernst. Pf. Des Kindes Sterben.
Ein Trostbüchlein. 72 S. Hamburg.
Agentur des Rauhen Hauses. 6 sgr.

Es ist ein guter Gedanke, trauernden Müttern ein Trostbüchlein in so ansprechender Form darzubieten; wer hat ein herzliches Verlangen nach Trost und wer nimmt ihn williger auf als eine Mutter, die den Tod ihres Lieblings beklagt? Das nette Büchlein behandelt theils in der Form der Selbstbetrachtung, theils in der Form freundlicher Ansprache Krankheit und Tod eines Kindleins unter den Rubriken: Krank, — auf dem Todtenbette, — im Sarge, — Begraben, — im Himmel, — am letzten Ostern. Wir würden die Form der Selbstbetrachtung in den drei ersten Abschnitten nicht gewählt, sondern auch hier die Form der Ansprache vorgezogen haben. Die drei ersten Abschnitte schildern in etwas zu sehr individualisirter Weise den Schmerz der Mutter, — die drei letzten bringen ihr den Trost, geschöpft aus dem einzigen Trostquell, der heiligen Schrift. Es würde der Trost besser haften in dem trauernden Herzen, wenn die Trostgründe mehr geordnet und vielleicht immer mit Wort und Lied begleitet wären. Einige kurze Gebete und etliche der köstlichen Lieder beim Tod der Kinder, die wir besitzen, würden gewiß einen dankenswerthen Zugabe gewesen sein.

Meier, Dr. ph. Ernst Julius, Superintendent und Stadtprediger in Dresden.
Wir sahen seine Herrlichkeit. Predigten. 1. Sammlung. 388 S. gr. 8. Leipzig, 1871. Teubner. geh. 1 thlr. 20 sgr., eleg. geb. 2 thlr.

In der Geschichte der Predigt, wie sich dieselbe seit dem wiedererwachten christlich-kirchlichen Glaubensleben gebildet hat, in Wechselwirkung mit demselben theils von diesem herporgerufen, theils dasselbe erweckend und fördernd, treten entschieden drei Typen der Predigtweise hervor, die bei aller inneren Berührung mit einander doch deutlich von einander sich unterscheiden lassen. Man kann sie als die contemplative, die dialectische und die paränetische bezeichnen. Wollte man Repräsentanten dieser drei Typen suchen, so könnte man für die erste Claus Harms, für die zweite Schleiermacher, für die dritte etwa Tholuck nennen; wenn man nur nicht vergessen will, daß bei keinem dieser Männer der Typus in einseitiger, wenn auch in scharf ausgeprägter Weise hervortritt. Erst bei der Epigonenart verbleicht jeder Typus, und der contemplative schattet sich ab zu der rhetorischen, mit Bildern und Schildern angefüllten, der dialectische zu der doctrinär-scholastischen, der paränetische zu der Dogma oder Moral als bloßes Gesez einsetzenden, mehr zudringlichen als eindring-

lichen Predigtweise. Von dieser Epigonenart trägt die vorliegende Predigtsammlung keine Spur an sich, vielmehr weht uns aus ihr ein Geist an, wie er aus dem Ringen mit der neuschöpfenden und neuschöpferischen, die gottgewollten Ziele verfolgenden kirchlichen Zeit hervorgeht; quellsfrisch, weil voll innerer Gewißheit einer innerlich errungenen, sieghaften Ueberzeugung. Fragen wir aber, welchen jener drei oben bezeichneten Typen diese Predigten an sich tragen, so dürfen wir wohl sagen, daß zwar keiner in einseitiger Weise sich in ihnen ausgeprägt findet, daß aber diese Predigten ein Studium oder vielmehr eine Lebensarbeit verrathen, die im Suchen nach centraler Harmonie getrieben worden ist bewußt oder unbewußt, von allen drei Predigtweisen zu lernen, alle drei in sich zu einem Ganzen zu verarbeiten. Und so glauben wir in der That in ihnen eine entschiedene Wendung zu einer Vereinigung und Aneinanderverarbeitung jener drei Typen anerkennen und anerkennen zu dürfen. Dies bestimmt dieser Predigtsammlung ihre Stelle in der Geschichte oder Predigt. Das contemplative Element zeigt sich bei diesen Predigten zunächst darin, daß sie das Evangelium in der Widerspiegelung und im Wiederflange des Lebens betrachten, seine Ideen in die Anschauung tauchen, und im Anschauen des vom Evangelium getragenen und wieder-geborenen Lebens ruhen, bei dem die erste und die zweite Schöpfung, Natur und Gnade ihre gottgewollte Einheit finden, mit einer Ruhe, die zugleich die tiefste innerste Bewegung des Geistes und des Herzens ist, und mit einer Bewegung der reichsten Gedanken und Empfindungen, die zugleich eine innerlich selige Ruhe ist. Der contemplative Faktor zeigt sich aber auch darin, daß das persönliche Leben des Evangelium in seinen Gestalten und Charakteren zu bewundernder Freude dargestellt wird mit seinen psychologischen Zügen und in einer oft plastischen Weise, die auf heiligem Gebiete die Kunst übt, die ein Barnhagen auf anderem Gebiete so meisterhaft gezeigt hat. So z. B. die 5. Predigt über Nathanael, den reblischen Zweifler in der Stunde des erwachenden Glaubens, die 6. Predigt, die den Weg des Heils im Bilde Davids vor Nathan (1, einen Sünder auch unter den Frommen, 2, einen Nathan den Weisen auch unter den Propheten, 3, einen Gerichteten und doch einen Gerechtigten) betrachtet, und die 14.: das Ostern der Thomaszweifler. Zunächst aber tritt das contemplative Element da hervor, wo die Predigt vor der Einen alles überragenden, weil aus der Ewigkeit hereinragenden Erscheinung des Gottmenschen steht und Seine voll göttlichen und doch so rein und voll mensch-

lichen Züge malt (Gal. 3, 1). Dieses Bild tritt nicht nur an einzelnen Stellen in seiner Majestät hervor, wie in der 3., 5., 6. 7. 10. 11., so in jeder Predigt, es steht und schwebt über allen Predigten, deren Gedanken sich als aus dieser Einen Quelle fließend, aus diesem Einen Lichte strahlend kundgeben, nur daß man der allzu reich überströmenden Fülle Grenze und Maß wünschen muß. Diese Predigten sind zugleich Zeugnisse, die von der Schönheit Gottes zu reden wissen, darum mit Recht den Titel führen: Wir sahen seine Herrlichkeit. In diesem Sinne sind sie christologische Predigten und tragen auch den Stempel dessen an sich, der Eros und Heros ist, voll Blut und Muth. — Das dialektische Element zeigt sich bei diesen Predigten zunächst darin, daß sie, wie z. B. die 16. (das Wort vom Glauben — das goldne ABC aller christlichen Erziehung 1, als die Krone und Weihe aller Bildung, 2, als die Kraft des Charakters, 3, als das allumfassende Band wahrer Geistesgemeinschaft) oder die 20. (das Leben des Christen — ein Trinitätsleben im Dreiklang und Einklang der göttlichen Liebe) von dem Niederen zu dem Höheren aufsteigen, daß sie an das, was schon in Natur, Menschen, Geschichte als Anlage, Divination, Ahnung, Weissagung enthalten ist, anknüpfen und davon hinziehen und hinführen (pädagogisch) auf dessen Erfüllung, Befriedigung, Verklärung und Vollendung durch das Evangelium von Jesu Christo. Das Dialektische zeigt sich zugleich darin, daß von der These durch die Antithese zur Synthese geschritten wird, wie z. B. in der 15. (Das Ostern im Christenherzen nach der Mahnung: Trachtet nach dem, das drohen ist: 1, gestorben und auferstanden mit Christo, 2, verborgen mit Christo in Gott, 3, offenbar mit Christo in der Herrlichkeit), sowie darin, daß die Gegensätze zwischen der Gottes- und Menschenweisheit bis zu ihrer Paradoxie zur Geltung gebracht werden, wie z. B. in der 7. (das Geheimniß des Todesganges Christi vor der kreuzessblinden Welt: 1, ein Gang göttlicher Nothwendigkeit und doch ein Gang vollster Freiheit; 2, ein Gang der Schmerzen und doch ein Gang der Vollendung, 3, ein Gang laut verkündigt und doch verborgen vor Tausenden) oder wie in der 17. (das dreifache Räthselwort mit dem dreifachen Lichtstrahl der Verheißung: 1, keine Verklärung ohne Verweisung; 2, kein ewiges Leben ohne Opfer des Eigenlebens; 3, keine Ehre beim Vater ohne Dienst und Schmach bei Christo). So sind diese Predigten zugleich apologetische an die Gebildeten, da sie Christum als den Erlöser ebenso für den Kopf wie für das

Herz bezeugen in einer Weise, von der Hermann sagt: Hier ist der Kopf voll Gedanken und das Herz voll edler Leidenschaft. — Das paränetische Element liegt bei diesen Predigten nicht bloß darin, daß die Gedanken derselben auch zur Applikation für die Bethätigung im Leben kommen, sondern daran, daß ihr Ziel ist, auf das Gewissen zu wirken. Darum tragen sie einen durchaus ethischen Charakter, und zeigen nicht bloß, daß das Evangelium als Gottes-Weisheit die höchste Vernunft ist, sondern, daß es zugleich durch und durch praktisch ist. Aus dieser ethischen Bewegung der Predigt geht auch die kernhafte, prägnante, edle und doch zugleich volksthümliche Sprache hervor, die nicht selten das Gepräge sprichwörtlicher Redeweise an sich trägt. So wird mit Kelle und Schwert gebaut. So erfüllen sie in der That die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat und im Vorwort ausspricht: „Ein Philippusdienst, eine Handreichung an Suchende auf dem Wege zu Christo wollen sie sein mit dem Ruf: „komme und siehe,“ und das strahlende Bild Christi, die Herrlichkeit Gottes in seinem Antlitz, vom Geiste der Weissagung gehnt, in seinem vollen Glanze von den Augen der Apostel geschaut, streben sie den Blicken der Gemeinde zu erschließen, indem sie das Evangelium als die absolute, von Gott geoffenbarte, aber im Gewissen bezeugte, vom Herzen geforderte, den Geist befreiende Wahrheit von Innen heraus zu erweisen suchen. Auf dem Wege freier Ueberzeugung sowohl als lebendiger Bezeugung zu innerer Freiheit in Gott, zu klar bewusster Erkenntniß und Mündigkeit eines christlichen Charakters zu ziehen — das ist die Aufgabe, die sie sich gestellt — und die sie erreicht haben. M.

Baur, Wilhelm, Pfarrer an der St. Ansharkapelle zu Hamburg. **Glaube und Werk**. Vier Predigten. 67 S. Hamburg, 1869. Nolte. 9 sgr.

Drei Predigten beim Jahreswechsel von demselben. 45 S. Hamburg, 1870. Nolte. 9 sgr.

Die Predigten behandeln folgende Thematika: 1. Die großen Wahrheiten, welche durch die Reformation wieder offenbar geworden sind. 2. Des Glaubens Macht. 3. Die Arbeitskraft der Gläubigen. 4. Der letzte Sonntag des Kirchenjahrs im Lichte des jüngsten Tages. 5. Laßt uns am ersten Morgen des neuen Jahres getrost unser Lebensschiff wieder besteigen. 6. Kein besserer Anfang des neuen Jahres als ein herrliches Vaterunser. 7. Neue Vergewisserung unserer Seligkeit. Dieselben

sind, wie man das ja von ihrem Verfasser nicht anders erwartet, Zeugnisse lebensvollen, biblisch markigen und fastigen Christenthums. In den ersten Predigten wird der Gemeinde, wie das in unserer Zeit so nöthig ist, das Wesen der Reformation klar, bündig und fast möchte man sagen drastisch dargestellt. Es weht dabei durch die Worte ein Geist edler und zarter Mystik, und ihr Ton ist frisch und freudig, das Ganze wie „aus dem Grünen geschnitten.“ Alle Theile der Gesellschaft werden in Anspruch genommen, die Zungen und die Alten angegangen, anregende Gedanken in Menge vorgetragen und zu der mannigfaltigen Arbeit im Reiche Gottes wird mächtig angespornt. P.

Holst, J. G., evang. luth. Pastor zu Wenden. **Eins ist Noth**. Eine Evangelienpostille über die neuen Perikopen. 425 S. Riga, 1870. Bakmeister und Bruger. 1 thlr. 20 sgr.

Wir haben hier ein Predigtbuch vor uns, auf welches Recensent die Leser des „Anzeigers“ mit rechtem Nachdruck aufmerksam machen möchte. — Die Predigten sind ein wahrer Schatz und gehören unstreitig zu den besten Erzeugnissen der homiletischen Literatur der lutherischen Kirche. Es weht uns aus ihnen eine ächt lutherische Kirchen- und Lebensluft entgegen, die termini technici lutherischer Dogmatik sind mit frischem, innigem Geistesleben erfüllt, und Angesichts dieser Predigten wird der in der Gegenwart oft so leichtfertig ausgesprochne Vorwurf, alle Orthodorie sei eine todt und tödtende Sache, gründlich zu Schanden. Die Predigten erfassen alle Seiten unseres inwendigen Menschen und wechseln reichlich in ihrem Ton, bald ist es die lockende Freundlichkeit des Heilandes, bald der erschütternde Ernst und Eifer der Propheten Gottes, der uns das Herz mächtig bewegt. — Die Auslegung der Schrift ist geistvoll, die Sprache edel und einfach, die Sätze coupir. Die Thematika sind ansprechend, die Dispositionen höchst schlicht, die ganze Architektur kühn, die Haltung der Predigten kurz und knapp, manche umfassen nur vier bis fünf Seiten. Was geboten wird, ist erbaulich im tiefsten Sinne des Wortes, und wir finden nicht selten gradezu nach Inhalt und Form wunderschöne und mächtig ergreifende Stellen. Als Exempel diene ein Passus aus der Predigt am 21. Advent, welche den Text Act. 3, 19—21 behandelt und sich über das Thema verbreitet: die Zeit der Erquickung. Hier lesen wir: „Zeit der Erquickung! Ihr Wanderer durch den Erdenstaub, wie klingt euch diese Verheißung? Ihr

Müden und Sorgenschweren, ihr Abgearbeiteten und Traurigen, ihr von vergeblicher Lust Erhitzten, ihr Sterbenden und Verzagten, ihr Streiter und armen Sünder alle, faßt den Gedanken, wie wenn wirklich die Zeit der wahren vollen Erquickung käme! Und siehe, sie kommt, sie ist nicht ferne. Sie kommt Allen, die von der Buße zur Vergebung durchgebrungen. Aber wie und wo? Hört es, sie kommt einzig und allein vom Angesicht des Herrn. Das Angesicht des Herrn, das ist die himmlische, ewige Sonne aller Seelen, die Ihn suchen und kennen. Was ist nun dieses Angesicht des Herrn? Das, wovon wir beten: laß uns leuchten dein Antlitz, so genesen wir. Das ist, wovon Johannes voll Entzücken schreibt: „Und das Wort ward Fleisch, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Er selbst ist es, der sich in Freundlichkeit vor die Seinen hinstellt und sagt: „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet!“ Jesus Christus, der ewige Sohn des Vaters, der Herzog unser Seligkeit, Er ist das Angesicht deines Gottes. In Ihm spiegelt und offenbart sich deines Gottes Majestät und Liebe, in Ihm siehest und erkennst du das ganze Herz deines Gottes. Hast du Ihn, so hast du deinen Gott, — und damit die Zeit der Erquickung von dem Angesicht des Herrn. Wenn Er nun sich zu dir neigt, wenn Er kommt und bei dir eingeht, ha, wie wird es da gut, wie trinkt deine Seele Trost und Frieden, wie wird die Brust geschwellt von himmlischer Lust! Das ist wahr, das haben alle die Seinen erfahren, das hab' auch ich erfahren; wenn ich lebendig meinen Jesus hab' und hatte, so bin ich himmlisch erquickt und tausendfach entschädigt für alle Müh und Noth des Lebens. Da heißt es mitten im Kampf und mitten in der Wanderingsschaft: „als die Traurigen und doch allezeit fröhlich.“ Da erfährt man etwas von der grünen Aue und dem frischen Wasser, wovon David singt. Dann braucht und begehrt man nichts anderes mehr. Ich arbeite und habe doch Ruhe, ich streite und habe doch Frieden, ich bin im Thal der Nebel und sehe doch das schönste Licht. Denn mir leuchtet das Angesicht meines Gottes; ich habe Ihn, meinen Jesus, mein Heil, mein Leben. Es jauchzet der Bergmann, wenn er, dem Dunkel entkommen, die Sonne wieder sieht, und ich jauchze, wenn mir die Sünde vergeben ist, mit Paul Gerhardt: „Die Sonne die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ, das, was mich singen machet, ist was im Himmel ist.“ — Die Predigten verbreiten sich über die in der deutsch-russischen Kirche neuerdings vorge-

schlagenen evangelischen Perikopen, eingereicht ist eine Visitations-, eine Ernte-, eine Reformationsfest-, Synodal- und Schwesternpredigt. Im Ganzen wird eine Gemeinde vorausgesetzt, die sich einer gewissen geistigen Bildung erfreut. — Niemand, der, etwa durch diese Zeilen angeregt, das besprochene Buch mit einem nach Erbauung oder nach homiletischer Förderung verlangenden Geiste zur Hand nimmt, wird es ohne warme Anerkennung und großen Nutzen hinlegen. P.

Antikirchliches und Antichristliches.

Braubach, Dr. W., Prof. der Ludwigs-Universität und Candidat des Predigtamts, Director der Realschule zu Gießen, Correspondent zc. zc. **Religion, Moral und Philosophie der Darwin'schen Artlehre**, nach ihrer Natur und ihrem Charakter als kleine Parallele menschlich geistiger Entwicklung, leichtverständlich hervorgehoben. (Mit dem Motto: „Psychologie ist die Wissenschaft der Zukunft;“ A. Bastian, der Reisende). 80 S. Neuwied, 1869. J. F. Neuffer. 12 gr.

Dieses schon vor zwei Jahren erschienene, aber wenig beachtete Schriftchen sucht in ähnlicher Weise wie Gustav Jäger in seinen Vorlesungen, wie Carneri in der in Bd. VII, S. 355 ff. dieser Ztsch. besprochene Schrift, und wie v. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten“ die Grundgedanken der Darwin'schen Weltanschauung mit den Postulaten der Religiosität und Sittlichkeit zu vereinbaren. Er unternimmt diesen Versuch auf wesentlich pantheistischem Standpunkte. Gott ist ihm Nichts als das „unbewusste Naturganze“, der Naturwille = Gottes Wille; das Ziel aller religiösen und Cultur-Entwicklung der Menschheit eine „Moralreligion“, d. h. eine ganz und gar zur bloßen Moral gewordene, aller supra-naturalen Elemente entkleidete Religion, oder richtiger eine völlig religionslose Moral. Die öfteren Citate aus oder Anklänge an Schopenhauer, sowie die starke Betonung des unbewußten Naturwillens und Lebens erinnern lebhaft an den Berliner Philosophen des Unbewußten, von dessen jetzt bereits zu einer vielbeliebten und weithin gangbaren Coursmünze gewordenen Grundgedanken mehrere vom Verf. dieses anticiptirt werden, freilich ohne den scharf und ziellich geschliffenen Stempel Hartmannscher Eleganz und Klarheit der Darstellung zu tragen. Man lese z. B., was

unser Verf. auf S. 7 bemerkt: „Wenn die Darwin'sche Artlehre sogar Religion und Moral innerlich enthält, dann darf und soll man sie auch von dieser Seite in den physischen, moralischen und religiösen Menschenjammer gerne hineinleuchten lassen mit und neben den ewig unauslöschlichen Lehren des israelitischen strafenden Machtgottes von Moses, wie des liebenden Vaters von Christus und dessen höherer Heimath. Wenn man erkennt, wie die tiefe Naturlehre Darwin's den unbewußten, der Erziehung unterworfenen Naturwillen in und über sich selbst zur Vervollkommenung und Auslese naturgesetzlich hintreibt, dann wird man auch die Forderung der heil. Schrift: Ihr sollt vollkommen sein wie Gott; Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig — besser verstehen lernen.“ Ähnlicher Art sind die Ausführungen auf S. 43 ff. („Die Darwin'sche Lehre sieht das Streben nach Vervollkommenung auch in der unbewußten ganzen Natur, als Naturwillen oder als Gottes Willen — sit venia verbo“ 2c.), S. 59; S. 64, 2c.

Sowohl die logischen und psychologischen Anschauungen des (mit einer fast bedenklich starken Neigung zum Schematisiren und Tabellenmachen behafteten) Verfassers, als auch, und zwar in noch stärkerem Maasse, seine religiöse Begriffswelt und sein theologischer Gedankengang, leiden an einer oft kaum zu entwirrenden Confusion und frühen Verschwommenheit. Es ist besonders in letzterer Hinsicht (man sehe z. B. seine Betrachtungen über die Trinität, S. 8—13), recht zweckmäßig gewesen, daß er inmitten der überaus reichhaltig aufgezählten Titulatur, womit er seinen Namen auf dem Titel schmückt, es auch nicht unterlassen hat, sich bescheidenlich als „Candidat der Theologie“ zu bezeichnen, damit man nicht etwa in den Irrthum ver falle, ihn als Inhaber der theolog. Acentianität oder gar Doctorwürde anzusehen. — Als ein eigen thümlicher Widerspruch mit sich selbst, in welchen der Verf. sich begibt, ist noch hervorzuheben, daß er auf S. 72—80 das „Nachwort zu einer seiner früheren Schriften: „Randreise in das unbekannte Jenseits,“ worin der darwinistische Gedanke eines dereinstigen Sichemporschwingens der Menschen zu Engeln auf dem Wege der natürlichen Züchtung verspottet wird, in extenso reproducirt, ob schon er nunmehr der Darwin'schen Lehre durchaus, auch soweit sie sich in derartigen Zukunftspantastiken zerght, beipflichtet. Wir halten gerade dieses der Curiosität halber von ihm wieder aufgewärmte Proöben seiner einstigen anti-darwinistischen Polemik für das Verdienstlichste, was sein vorliegendes Büchlein darbietet, und empfehlen die betr. Ausführung S. 77 ff.

allen denen, welche am Darwinschwindel leiden, angelegentlich als niederschlagendes Pulver zu ihrer Ernüchterung.

Edgar Quinet. Die Schöpfung. Deutsche Ausgabe, von Bernhard v. Cotta, Prof. an der Bergakademie zu Freiburg. 2 Bde. Leipzig, 1871. Weber. 3 thlr. *)

Wieder einmal sucht ein Naturgelehrter unsrer vorgeschrittenen Zeit den Beweis zu liefern, daß die Schöpfung ein Werk der Selbstentwicklung sei. Ein berühmter Historiker macht sich in seinen späteren Lebensjahren aus Wissensdrang an das Studium unsrer Geologie und der Naturforschung überhaupt, und nachdem er in die unermeßliche Abstufung der Erdformationen und der organischen Generationen Einsicht gewonnen, kommt ihm die Idee, daß hier ein ähnlicher Entwicklungsproceß vorliege, wie in der Geschichte der Menschen und Völker. Er nimmt daher, im Allgemeinen ganz auf die Ideen Geoffroy St. Hilaire's, Darwin's und Lyell's eingehend, an, daß von gegebenen, vorhandenen Urtypen sich im Lauf ungezählter Hunderttausende von Jahren sich die gegenwärtige Mannigfaltigkeit der Naturreiche von selbst hervorgebildet habe, und zwar stets im Zusammenhang mit den sich vollziehenden Umbildungen der Erdoberfläche, als der Wohnstätte und Umgebung der Lebewesen. Diese letzteren wurden durch veränderte Verhältnisse ihrer Naturumgebung stets zur Annahme neuer Gewohnheiten und damit auch neuer Gestaltungen gezwungen. Durch den Kampf um's Dasein gingen veraltete, den Verhältnissen nicht mehr ganz angepasste Formen unter, neue dafür geeignetere blieben bestehen und gelangten zur Herrschaft, zur Verbreitung, — dies der Hergang beim Wechsel der vielen Schöpfungsepochen!

Aber ein anderer Schöpfer, als die schaffende Natur selbst, ist weiter nicht im Spiel; das Richtige wächst von selbst und gestaltet sich durch die Urfraft der Natur. Naturalistischer Pantheismus, das ist demnach die wahre Religion. Unsterblichkeit der Individuen gibt es auch für den Menschen nicht, nur solche der Welt, der lebenden Natur, und Fortschritt zu immer höheren, veränderten Formen. Nach dem Menschengeschlecht wird dereinst eine höher organisirte Generation von Lebewesen die Erde betreten.

Den Forschern unsrer Zeit ist von dem

*) Vgl. die vorläufig kurze Notiz über das französische Original d. Wks. in Bd. VI. S. 188 ff. d. Ztschr.

Gesichtspunkt eines Quinet aus Religion des hoffenden Herzens und Glaube an eigne bewusste Fortdauer im Licht einer höheren Erkenntniß, ist die tröstliche Lehre des Christenthums — Chimäre. Der Gesichtspunkt der Selbstentwicklung ist ihnen so ausreichend zur Erklärung aller Dinge und alles Lebens, daß sie keiner Religion weiter bedürfen. Sie glauben die Zeit nahe, wo der Baum der Erkenntniß dem Menschen nahe und greifbar wird, wo der Schleier der Isis zurückfällt und man über die Räthsel des Lebens in's Reine kommt, ohne daß ein anderer Gott, als unsre eigne Naturkraft, dabei mitwirkt. Quinet will die Schöpfung mit dem Naturgeist, dem Naturgesetz erklären. Aber wo hat noch der Geist oder die Idee Körper geschaffen? Eben so wenig, wie auch der Körper zu Geist werden und sich in Gedanken umsetzen kann. Das Geheimniß alles Lebens und Entstehens wird auch durch die D'sche Phrase von einer Verwandtschaft zwischen den Prinzipien der Intelligenz und den Grundlagen der verschiedenen Naturreiche, kurz „daß es in der physischen wie in der Geisterwelt eine Logik geben muß, und daß, wer das Geheimniß dieser Logik ergreift, den Schlüssel gefunden haben würde, der Himmel und Erde aufschließt,“ so wenig erklärt, wie durch jede andere vom kurzichtigen Menschenstandpunkt erdachte Lehre. Das Wissen thut es hier nicht, es hört hier auf und überläßt das Feld dem Glauben, dem Religionsgefühl. Was die alte fromme Poesie der ältesten Völker, insbesondere die mosaische Schöpfungsgeschichte von der Erschaffung der ersten Lebewesen und des Menschen erzählt, hat mindestens eben so vielen Werth, als jede Ansicht, welche in neueren Tagen in den Köpfen der aufgeklärtesten Naturforscher entstanden ist und noch entstehen wird. Quinet möge sich darüber keine Illusion machen. Der Pantheismus und Materialismus ist von jeher unter grübelnden Menschen dagewesen, aber er mußte im Leben der Völker stets dem starken Gemüthsbedürfniß der Religion aus dem Wege gehen, das bestehen wird, so lange es Menschen auf der Welt gibt.

Menzel wird auch D. gegenüber sagen: „In der Naturwissenschaft macht man aus der wundervollen Schöpfung des lebendigen Gottes eine todte Mechanik im Wechsel der Stoffe. Aber alle, die Gott nicht mehr begreifen, begreifen auch das Leben nicht mehr. Ihr geistiges Auge verfinstert sich mit Nothwendigkeit, und je finsterner es ihnen wird, desto mehr sind sie durch das strafende Naturgesetz in den Bahn gebannt, es strahle immer helleres Licht von ihnen aus. Unermüdet und auf alle erdenkliche Weise suchen sie mit im-

mer neuen thörichten Erfindungen und Einbildungen die Wissenschaft zu bereichern und spreizen sich im Glück und Stolz, wenn sie wieder ein Sandkörnchen oder eine Fichtennadel in ihren dunkeln Ameisenhaufen hineingebaut haben.“*)

Auch bei Quinet herrscht im Ganzen nur der Vogt'sche Gedanke: Die anscheinende Zweckmäßigkeit der Natur ist nichts anderes, als die nothwendige Folge des Begegnens natürlicher Stoffe und Kräfte. Die Materie bleibt ewig dieselbe, ihre Form aber wechselt. Eine selbständige Existenz und individuelle Unsterblichkeit der Seele gibt es nicht.**). Freilich will D. von den Materialisten nichts wissen und spricht von einer Entwicklung des Weltalls nach Plan und Idee. Die sucht er aber nicht in einem über die Welt erhabenen Urheber und Herrn der Welt, in Gott, sondern in dem ureigenen Geist der Natur selbst, wie auch unsre Derrsted und Humboldt. „Von Gott abgewendet und nur in die Natur vertieft hat aber die falsche Wissenschaft die Natur nicht begriffen und kann sie nicht begreifen; denn ohne den Schöpfer zu kennen, kann man auch keinen richtigen Begriff von der Schöpfung haben. Der moderne Materialismus, obgleich er die Naturwissenschaft gepachtet zu haben wähnt, hat von der Natur nur eine ganz verkehrte Ansicht.“***) D. spricht als Historiker von einem Hand in Hand gehenden Gang der Menschengeschichte und der Geschichte der Natur und zieht überall mit Phantasie und Poesie deßfallige Parallelen. Ihm ist das Leben so alt wie die Erde selbst. An jenem Tag, wo die Erde sich von der kosmischen Masse trennte, nahm sie zugleich mit den Stoffen, aus welchen sie besteht, die Keime aller künftigen Lebewesen in ihrer Atmosphäre mit sich. Das erste Lebendige hat seinen Ursprung in der Unendlichkeit. Diese Ansicht läuft darauf hinaus, daß die Welt der lebenden Schöpfung anfangslos und ewig sei, daß von bestimmten Daten gewisser Schöpfungsepochen eigentlich keine Rede sein könne, sondern daß immer von bereits vorhandenen Urthypen nur Umbildungen vorgegangen und damit scheinbar neue Schöpfungsepochen aufgetreten seien. — Die wesentliche Verschiedenheit des Menschen vom Thiere findet D. darin, daß nur bei ihm eigentliche Geschichte stattfindet, während er doch den Menschen als ein geschichtlich gewordenen Entwicklungs-

*) W. Menzel, Kritik des modernen Zeitbewußtseins.

**) E. Vogt, Bilder aus dem Thierleben und physiolog. Briefe.

***) W. Menzel, a. a. D.

produkt der Erdengeschichte hinzustellen sucht, mithin auch in der Natur geschichtliche Entwicklung in so fern wieder zugeht. Daß aber die Geschichte der Menschheit lediglich von dem eignen grundverschiedenen Wesen des Menschen, von seiner göttlichen Kindenschaft abhängt, auf was das nur beim Menschen vorhandene Vermögen zu denken und zu sprechen, Selbstbewußtsein, das vernünftige höhere Begriffsvermögen, Rechts- und Moralgefühl, insbesondere aber das nur ihm eigne Religionsgefühl hindeuten, daß diese göttlichen Gaben allein die Bedingungen zur Cultur der Menschheit sind, — davon ist bei D. keine Rede. Und so ist es denn begreiflich, daß er sich nirgends als Bekenner christlichen Glaubens ausspricht und daß auch sein scheinbarer religiöser Aufschwung immer nur auf menschliches Wissen und auf Fortschrittsgedanken in diesem irdischen Dasein hinausläuft.

Unserer eingehenderen Beurtheilung des Buches senden wir das von seinem deutschen Bearbeiter im Vorwort gefällte Urtheil über seinen Werth nach Inhalt und Form voraus: „Quinet war als Geschichtsforscher längst rühmlichst bekannt, als er — schon in reiferen Jahren — anfang, die Geschichte der Erde weit über ihre menschliche Bewohnung zurück zu verfolgen, d. h. Geologie zu studiren. Unter diesen Umständen ist es geradezu staunenswerth, wie vollständig er diesen neuen Gegenstand seines Studiums erfaßt hat und beherrscht, wie innig er ihn mit seinen historischen Studien zu verknüpfen verstand. Allerdings finden sich einige sachliche Unvollkommenheiten und Irrthümer, die ich anfangs durch Randbemerkungen berichtigen wollte, wovon ich aber, um den Fluß der Darstellung nicht zu stören, abstand, indem ich dem Leser überlasse, dergleichen Fehler geistig selbst zu verbessern. Der eigentliche Werth dieses Buchs besteht überhaupt nicht in specieller Belehrung, sondern in der durchaus geistreichen, anregenden und poetischen Auffassung und Verarbeitung des Gegenstands, in welcher stellenweise die lebhafteste Phantasie des Verfassers sich vielleicht sogar in zu großer Freiheit bewegt hat. Aber nicht nur der Laie, auch der Geologe von Fach wird fast von jedem Abschnitt neue, fruchtbare und oft mächtig anregende Gedanken finden.“

Quinet selbst sagt in der Vorrede: „Ich gestehe ein, daß ich mir in diesem Werk ein großes Ziel stecke. Ich unternehme es, den ganzen Umschwung der Naturwissenschaft unsrer Zeit auf das allgemeine Gebiet des menschlichen Geistes zu übertragen, d. h. die neue Auffassung der Natur in Beziehung zu bringen zur Geschichte, zur Kunst, zu den Spra-

chen, der Literatur, der Socialökonomie und der Philosophie.

Das Leben hat nur einen Werth, so lange man einen Schritt vorwärts thun kann, seinen Horizont erweitern, sich selbst vergrößern kann. Man sagt, daß unser Jahrhundert nöthig habe, sich in frischen Wassern zu baden. Darum habe ich geglaubt, ihm nicht besser dienen zu können, als neue Wahrheiten zu schöpfen in den neuen Thatfachen, welche die Erfahrung uns geliefert hat. Die Biene bereitet die zukünftige Nahrung der Larve, lange ehe diese sich entpuppt (!) So wollen auch wir der neuen Welt ihre Nahrung bereiten, ehe sie erwacht. Dieses Buch ist die reife Frucht meines Lebens. Hier ist es, und an meiner Frucht mögt Ihr mich erkennen“ (Vevey in der Schweiz, Febr. 1869).

Ueber den Eindruck der Alpen spricht sich D. so aus: „Als ich zum ersten Mal in einer gewissen Höhe auf ihnen stand, auf der Wengernalp, dem St. Gotthard, glaubte ich mich auf einen andern Planeten versetzt. Dieser Horizont schien mir außerhalb der menschlichen Fähigkeiten zu liegen, und ich mußte mich förmlich bezwingen, um mich an diese Erhabenheit zu gewöhnen; sie erschütterte mich, wie gewisse Worte der Bibel, sie erfüllte mich mit einem heiligen Schauer. Was war dies Alles, wenn nicht Geschichte? Ich vertiefte mich in die Kenntniß der Revolutionen des Erdballs. Die Vergangenheit der Steincolosse war es, viel mehr als ihre Gegenwart, was mich beschäftigte. Erst stellte ich mir an der Stelle der Alpen eine Meeresfläche vor. Diese Meere ließen in ihrem Bett allmählig einen dicken Mantel sedimentärer Schichten zurück; als dann die Gebirge sich erhoben und am Tageslicht erschienen, trugen sie diesen Muschelmantel. Sie wuchsen und durchbohrten ihn mit ihrer Spitze und nun erhoben sich ihre verhältnißmäßig jungen Gipfel über die antiken Falten dieser weiten Gewandung, die noch an ihren Schultern haftet. Der Montblanc vor allen hatte seine Hülle zerrissen, er erschien mir wie ein Held, der um zu kämpfen seinen Mantel zu Füßen wirft. Wie oft hat mich die Betrachtung dieser Ewigkeiten, die um mich her aufgebaut waren, gestärkt, als mir Alles fehlte, was in den Bereich menschlicher Dinge gehört. Ich sah sie auftauchen vor der Erscheinung des Menschen, wie die Stufen des Tempels; das Gebäude war eben vollendet, als der Bewohner eintrat. Ich machte in Gedanken die Entwicklung der Architectur einer ganzen Welt mit durch. Nicht die Riesenorganismen sind es, die über die Formation jener Riesengipfel aufklären; es sind im Gegentheil die unendlich kleinen, die

Schalthiere, welche um das Geheimniß der Berge wissen. Eine niedrige, linsenförmige Schalthierart, der Nummulit, sagt mir, der Greis unter ihnen bleibt doch der Jura. Als er erschien, war ich noch nicht da, denn keine meiner Schalen ist auf seinen kahlen Gipfeln abgelagert worden. Es ist also sicher, daß er mir in der Zeit vorangegangen. Die Alpen hingegen haben mich bis zu den Wolken gehoben. Du wirst mich bis auf der Spitze der höchsten Nadeln finden, die den Montblanc umgeben. Durch Entblösung und Erosion sind die Gipfel jetzt vielfach abgenutzt und wieder kleiner geworden, sogar um die Hälfte. Es war eine zusammenhängende Mauer; denn man beobachtete, daß die Muscheln der Tertiärzeit nicht bis in deren Grundmasse eingebrungen sind.

Die Berge langten aus dem tropischen Klima, das sie verlassen, in der Region des ewigen Schnee's an. Noch hatte die Erde nichts Aehnliches gesehen. Unter den Schneestürmen fingen die Gipfel an sich abzumutzen, sie spalteten sich in Blöcke, deren Spitzen auf die Gletscher herabstürzten, und diese trugen ihre Lasten über die gesunkenen Berge und Seen herab und ließen auf jeder Station ihres Weges Seiten- und Endmoränen bis zur Höhe von 1500 Meter zurück. Und beim Schmelzen der Gletscher, wie wurden die Bergwände da ausgehöhlt, zerissen und unterwühlt! Die Thäler bekamen da ihre schärferen Umrisse und ihre Einschnitte. Endlich blieb durch das Losreißen der weicheren Massen, durch Abnutzung der abschüssigen Bergwände, zuletzt durch Abnahme der Gipfel, von den Alpen der vorhergehenden Epoche in Folge ihrer Entblösung nur das nackte Skelett zurück. Während meines Aufenthalts in den Walliser Alpen konnte ich das Schauspiel dieser Ruinen der Natur einmal in Ruhe genießen. Was sind alle Trümmer von Palmyra und Babylon neben diesen! Die Natur hat Kraft genug, sich wieder aufzubauen, wenn sie will, und man freut sich, den Menschen das todte Universum überleben zu sehen.

Die anlagernen Muscheln gehören in den Alpen vielfach der mittleren Tertiär-Periode an, und das unlängbare Resultat davon ist, daß die allgemeine Erhebung nach dieser Periode stattgefunden haben muß, also aus der letzten Tertiärzeit stammt. Wenn ich an die „unbeschäftigte Ewigkeit“ dachte, die dem Erscheinen der Menschen auf der Erde vorangegangen, wußte ich nicht, wie ich die Jahrtausende ausfüllen sollte, in denen ich nicht gelebt hatte. Ein Gott des Müßiggangs widerstrebte meiner Vernunft. Aber wenn ich die Reihenfolge der Geschöpfe in jenen tiefen Schichten

übereinandergehäuft sehe, da merke ich, wie ist da jeder Augenblick erfüllt und beschäftigt gewesen! Ehe ich einen Blick auf die vergangenen Welten geworfen hatte, glück ich dem Menschen, der die Geschichte seines Dorfes erst von der Zeit an kennt, in der sein Vater sich dort niedergelassen. Als ich mich zum ersten Mal von der Thatsache überzeuete, daß weder in den Alpen noch irgendwo anders jemals zwei gleiche Ablagerungen gebildet wurden, fiel mir dieser Satz sehr auf. Nicht eins dieser Geschlechter von Steinen wiederholt oder gleicht sich? Also geht die Natur nicht zurück, selbst nicht in den todtten, stummen Schöpfungen.

Wenn der Mensch in der vorausgegangenen Ewigkeit eine so stetige Vorbereitung, einen so festgehaltenen Plan, so großartige Fundamente und eine so sichere Ordnung sieht, muß er Vertrauen fassen in die zukünftige Ewigkeit und wird aufhören sie zu fürchten.

Es trat ein Moment der Verwirrung in der Geologie ein, als die durcheinandergeworfenen Schichten der Alpes de la Maurienne in Savoyen ein widersprechendes Zeugniß gegen alle festgestellten Geseze der Paläontologie abzulegen schienen. Man fand in dem Anthracitgebiete fossile Thiere, welche einer ganz andern Epoche angehörten. Hier sieht man wieder, daß keine Wissenschaft, selbst die positivste nicht, eines gewissen Glaubens entbehren kann. Die Ausdauer der Geologen kam endlich dahinter, daß die Epochen dieses Gebiets nur scheinbar durcheinander geworfen waren; das Oberste war zu unterst gelehrt worden und der Glaube stellte mit Hilfe der Kritik die Berge wieder her. Wenn die Seiten, die Zeilen, die Kapitel eines alten Buchs in Unordnung gerathen wären, welche Kunst gehörte dazu, ihre Reihenfolge und Anordnung wieder herzustellen! Das thaten im 16. Jahrhundert die Scaliger und die Casaubone für die griechischen und lateinischen Manuscripte. In unseren Tagen gibt es Männer, welche die versephten Blätter im Buche der Erde zu ordnen wissen.

Die Naturgeschichte, welche früher nur eine Beschreibung war, wird in unserm positiven Jahrhundert zur Geschichte. Es genügt uns nicht mehr, die Familie, die Art einer Pflanze zu kennen, wir wollen wissen, warum sie hier und nicht dort vorkommt, durch welche Folge von Ereignissen sie auf diesen Felsen gebracht worden ist. Die Weltgeschichte und Naturgeschichte begegnen sich, und nachdem sie lange mehr oder weniger entgegengesetzte Richtungen verfolgt, laufen sie heute in einen und denselben Punkt zusammen. Sprechen wir es nur aus, daß diese Begegnung das größte

geistige Resultat unsrer Zeit ist (! —) Aber noch bleibt ein Schritt zu thun: sich gegenseitig anzuerkennen. Welche Resultate würde die Geologie in ihrer Anwendung auf die Geschichte haben! Die geologische Sprache ist unzugänglich; Ausdrücke, wie Oxford, Devonshire, Neuschotel, Jura, cambrisch, silurisch, devonisch, bezeichnen überall die Sache schlecht. Wenn die Alten die fossile Welt gekannt hätten, welche Namen würden sie, die solche Meister in der Benennung der Dinge und Wesen waren, wohl für diesen Fall erfunden haben? Die Genealogie der Götter wäre zugleich die der Naturepochen geworden. Man hätte ein Chaos im Zeitalter des Saturn und Jupiter gehabt, der Steinkohlenwald hätte seine Dryaden, die silurischen und permischen Meere ihre Oceaniden. Der alte Saturn hätte in der primären Welt sein langes Steinzeitalter verschlungen u., darauf wäre der junge Jupiter erschienen, der hernach die entstehende Welt unter die neue Dynastie der Olympier vertheilt hätte“ u. s. f. — Nun, an heidnisch mythologischen Bezeichnungen läßt es ja unsere moderne Geologie mit ihren neptunischen, plutonischen und vulkanischen Gesteinen auch nicht fehlen, und ein wissenschaftl. Gewinn würde diese von Quinet vermiste Benennung nach mythologischer Auffassung weiter nicht sein.

Von den Zeiträumen zwischen den einzelnen Schöpfungsepochen hat D. ganz die schwindelhafte Ansicht unsrer meisten andern modernen Geologen, die von öfteren und gewaltigeren früheren Erdrevolutionen nichts mehr wissen wollen, sondern nur in Aeonen langsam und allmählig wirkende Ursachen, wie sie noch jetzt thätig sind, anerkennen. „Auf allen Seiten“, sagt er, „weicht die Vergangenheit weiter vor uns zurück; jenseit des Eisens, Bronze- und Steinzeitalters thun sich die geologischen Epochen als greifbare Unendlichkeit auf. Was sind wir inmitten der hunderttausendjährigen Steinschichten, welche uns umgeben?“ (Als wären die Schlüsse von unsren Nil- und andern Alluvialablagerungen während der geschichtlichen Zeit auf diejenigen der Urzeit irgendwie zutreffend und bindend!) „Ein wesentlicher Punkt“, sagt D., „trennt den Historiker von dem Geologen. Die Revolutionen der Culturzeit erklären sich durch die geschichtlich bekannten Thatfachen. Die Unwissenheit der Geologie ist dagegen bis jetzt eine unvermeidliche und nicht zu ändern. Der Geologe sieht Geschöpfe, die der Zufall einander heute nahe rückt, aber er kann die Zeiträume nicht sehen, welche sie trennen, und noch weniger die Veränderungen, welche die Zeiträume ausgefüllt haben.“ (Aber die Zeiträume brauchen gar nicht unendlich groß angenommen

zu werden, und noch so lange Zeiträume, dies kann mit größter Wahrscheinlichkeit behauptet werden, vermögen einmal vorhandene Formen nicht in andere umzugestalten; dies ist nur Fiction der Transmutationslehre). D. sagt, „selbst große Geister, wie Cuvier, wären durch die mächtigen versteinerten Gebilde, die ohne Zusammenhang mit allem Vorhergehenden schienen, auf den Gedanken gekommen, als seien sie kraft einer übernatürlichen Einwirkung hervorgerufen worden.“ — (Unsre Erfahrung, die Organisches immer nur von schon vorhandenem erzeugen sieht, ist eben nicht im Stand, ein erstes Auftreten von Lebewesen zu begreifen; da nehmen denn religiös gestimmte Seelen, darunter auch große Geister, vermöge ihres lebendigen Gottesbewußtseins eine uns begreifliche Schöpfung Gottes an, während die andern, die kein religiöses Gefühl zur Annahme Gottes zwingt, sich damit zu helfen suchen, daß sie die Entstehung von Eltern oder vorausgegangenen Organismen in's Unendliche zurückdatiren, d. h. die Welt sammt ihren Lebewesen für anfangslos und ewig erklären. Dazu zwingt sie durchaus die logische Konsequenz, und so lehren denn auch unsre Ezothe, Bogt, und nur auch Quinet. — Von der Philosophie urtheilt D.: „Rant sagte etwa so: Die Welt ist weder erschaffen worden, noch ist sie ewig, endlich od. unendlich; sie ist überhaupt nicht, besteht wenigstens nur in unserm Gedanken. Und wer wollte sich nun wohl die Mühe geben die Geseze einer Welt zu entdecken, die nur Einbildung ist? Und die Philosophie Schelling's und Hegel's hat sich alle möglichen Träume über das Weltall gestattet, doch aber fehlte ihr das Vorgefühl der neuen Fragen, welche heute in der Wissenschaft aufgetaucht sind. Kein Wunder, daß sie heute aufgegeben ist!“ Nun, mit der modernen Wissenschaft der Natur, in so weit sie sich auf das transcendente Gebiet von dem Ursprung der Dinge oder das der Gottheit bezieht, wird es gerade so gehen, wie mit allen untergegangenen Philosophemen. Es ist durchaus ungerechtfertigt, was D. über die deutschen Philosophen bemerkt, welche ihre Incompetenz in Dingen der Schöpfung zugestanden, nämlich: „War es der Mühe werth, in der Abstraction einen so hohen und phantastischen Flug zu nehmen, und dann die Frage nach dem Ursprung der Dinge mit folgenden Worten abzuschließen: „Die mosaische Schöpfungsgeschichte stellt den Hergang der Sache am besten dar, indem sie einfach sagt, an diesem Tag erschien die Pflanze, an einem andern das Thier, am dritten der Mensch. Alles war auf einmal und ganz, was es ist.“ Am Ende werden auch unsre neueren Lehrer der Natur-

wissenschaft ihre Ideen der Selbstentwicklung, Abstammung um Umbildung wieder aufzugeben gezwungen sein und zu demselben Schluß gelangen: „Am schlichtesten zwar, aber doch am vernünftigsten stellt die mosaische Schöpfungsgeschichte den Hergang der Schöpfung dar. So ungefähr und nicht anders wird es gewesen sein, und an einzelne Ausdrücke, wie Tage, Erdentloß u. dgl. muß man sich nicht stoßen und nicht buchstäblich binden; sie haben immer einen tieferen Sinn und andere Bedeutung, als der Wortklang an sich schließen läßt.“ Dies wird am Ende das Resultat aller neueren wissenschaftlichen Kämpfe um das Räthsel des Lebens sein. D. hat davon, wie wir sogleich sehen werden, selbst ein Gefühl, wie ja auch Darwin, wenn er bei seinen aufscheinend natürlichen Erklärungsweisen an den ersten Anfang seiner Reihen denkt, oft von dem Gefühl der Unsicherheit ergriffen wird, wie Einer, der den festen Boden unter den Füßen durch ein Erdbeben schwanken fühlt.

Quinet sagt von der Stellung des Menschen in der „immer höher strebenden Naturentwicklung“: „Bisher besaß der Mensch nur die Erkenntniß der Gegenwart; nun tritt die der Vergangenheit hinzu. Was werden bei dieser Eroberung einer ganzen Welt wohl die Intelligenz und die Moral gewinnen? Wird der Mensch immer noch mehr unter sich statt über sich blicken? Es ist nicht denkbar, daß eine solche Veränderung der materiellen Welt auf seine Anschauungen über Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft und vor Allem über seine eigene Stellung an der Spitze der Organismen nicht einen Einfluß haben sollte. Wenn er sich jenen unterirdischen Reichen zuwendet, entdeckt er zum ersten Mal eine ungeheure Reihenfolge von Wesen, welche alle, so verschieden sie auch von ihm sein mögen, unaufhörlich zu ihm aufsteigen. Endlich kommt der Mensch, welcher sagt: Es gibt keinen rechtmäßigen König, als mich; um mir Platz zu machen sind alle die Herrscher des Tags aus früheren Epochen gestürzt, von den gepanzerten Trilobiten und den königlichen Ammoniten bis zu den großen Wirbelthieren herauf. Die Welt ist am Ende, die Zeiten haben sich erfüllt. Gott hat sich in mir erschöpft und ich bin der letzte Sohn seines Alters. Diesen Gesichtspunkt zu behaupten, wird täglich schwieriger (?); es wird der Augenblick kommen, der ihn entthront. (?) Alle Momente der Schöpfung wiederholen sich in ihm. Wenn ich in Gedanken den ungeheuren Weg bis zur Quelle des Ewigen. (!?) von Stufe zu Stufe zurücklege, kann ich mich nicht mit dem begnügen, was ich bin. Auch ich verlange dann nach Flügeln. Ich denke mir

Reihen von künftigen ungelannten Formen und Wesen, die mir in Kraft und Geist eben so überlegen sind, wie ich es den Erstgeborenen des alten Oceans gegenüber bin. Wie der Mensch heute das dunkle Gefühl vorübergehender Organisationen (!?) in seinem Busen trägt (?), so werden die höheren Wesen, welche die Natur von Ewigkeit an zu erschaffen strebt, einst ein deutliches Bewußtsein der früheren Lebensbedingungen haben, in dem Maße als ihr Geist klarer und von dem Lärm des Chaos nicht mehr verwirrt ist. Das bedeutet jener Glaube an ein unerschöpfliches, ewiges Leben und das Streben jeder Creatur nach einem höheren und vollkommeneren Dasein.“ (Doch wohl nur des seiner bewußten Menschen? Nur des Gott suchenden und sich von ihm abhängig fühlenden denkenden Wesens unter den stummen Figuren des Weltchauplages! Das unbewußte Thier strebt nach keinem höheren Dasein.) (Schluß folgt.)

Naturwissenschaften.

Frédéric de Rougemont, le Surnaturel démontré par les sciences naturelles. Neuchatel et Paris 1870. 108 p. *)

Der Verf. ist als ein in den Naturwissenschaften trefflichst unterrichteter Theologe, sowie nicht minder als Staatsmann bekannt. Er bietet hier drei in Cannes und Neuchatel gehaltene Vorträge über „die Geschichte der Erde“, über „die Offenbarung“ und über „das Wunder“, welche die Beachtung eines Jeden, der sich für diese Fragen interessiert, in hohem Grade verdienen. Und wer sollte sich nicht dafür interessieren! Ist doch die naturwissenschaftliche Forschung die charakteristische Strömung unserer Zeit. Sie hat in keinem Jahrhundert, selbst das Kopernikanische nicht ausgenommen, größere Fortschritte gemacht, als in diesem. Keine buchhändlerische Anzeige ohne eine ganze Reihe darauf bezüglicher Schriften. Im Augenblick erscheint Darwin's neuestes Werk über „die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ in zwei starken Bänden, von Victor Carus ins Deutsche übersetzt. Die Richtung aber, welche die Naturforschung eingeschlagen hat, ist vielfach eine antibiblische, dem Glauben feindselige. Hundertfältig hört man in gelehrten und ungelehrten Werken die Worte wiederholen: es gibt

*) Seit Einsendung dieser Anzeige auch in deutscher Bearbeitung erschienen: „Das Uebernatürliche und die natürlichen Wissenschaften. 80. 76 S. Gütersloh, E. Bertelsmann. 9 Sgr.

kein Uebernatürliches, das Wunder ist eine Unmöglichkeit; was die Theologie Offenbarung nennen, ist nichts als die Hallucination eines verbrannten Gehirnes. Da thut es wohl, von unterrichteter Seite ein gegentheiliges Urtheil zu vernehmen. Rougemont gibt ein solches und führt kurz, aber schlagend, den Beweis, nicht nur daß die Naturwissenschaften mit ihren Resultaten gegen die Aussagen der Offenbarung nicht aufzukommen vermögen, sondern im Gegentheil ihr zur kräftigsten Stütze dienen müssen.

Im ersten Vortrag werden die Resultate zusammengefaßt, zu welchen die obwohl erst seit 100 Jahren bestehende, doch allmählig in das Mannesalter eingetretene Wissenschaft der Geologie bezüglich der Erdbildung gekommen ist. Wie verhalten sich dieselben zu den Angaben der Genesis? Rougemont glaubt die überraschende Thatsache konstatiren zu können, daß letztere von ersteren nicht nur in keiner Weise widerlegt, vielmehr geradezu und fast bis ins Detail bestätigt werden. Er legt kein besonderes Gewicht darauf, daß die bedeutendsten Geologen allesamt an der Existenz eines Schöpfer-Gottes festhalten; es sind nur die Geister zweiten Ranges, welche das erste Wort der Bibel für eine Thorheit zu halten und mit einem solchen Zeugnis ihrer eigenen Thorheit vor die Welt zu treten wagen. Das viel Merkwürdigere liegt ihm darin, daß wie Gen. 1 von sechs Tagewerken der Schöpfung redet, so auch das von der Geologie entzifferte Buch der Natur gerade sechs Perioden der Erdbildung festgestellt habe: 1) die noch unbekannte Urperiode (bezüglich deren wir den Verf. auf die neuestens mit großem Scharfsinn vorgetragene „Abschleuderungstheorie“ von Spiller aufmerksam machen möchten, da sie die der Kant-Laplace'schen Theorie entgegenstehenden Schwierigkeiten so ziemlich alle beseitigt [?]) und über die chaotische Weltperiode so viel Licht verbreitet, daß sie kaum noch eine völlig „unbekannte“ genannt werden kann; 2) die azoische Periode, in der sich der Granit und andere versteinungslose Urgebirgsmassen gebildet haben, die ganze Erde aber mit Wasser bedeckt und noch nicht zur Aufnahme irgend welcher lebender Wesen geeignet war; 3) die paläozoische oder Uebergangsperiode mit den Unterabtheilungen der silurischen, devonischen, Steinkohlen- und permischen Formationen, die Zeit der ältesten Floren und Faunen, in der jedoch das vegetative Leben vorherrschend war; 4) eine Periode des Stillstands zwischen der paläozoischen und neozoischen, mit welcher Rougemont das vierte Tagewerk der Genesis in Verbindung bringt und in welche er diejenigen Erdbvolutionen verlegt, welche zu der Vertil-

gung und Versteinering der im eigentlichen Sinne des Wortes urweltlichen Flora und Fauna den Anlaß gegeben hätten, da die Erde von Neuem wieder mit den Urgevässern bedeckt wurde; es folgt 5) die erste neozoische Periode oder die Periode der Sekundärformationen (Trias, Jura und Kreide) mit dem Vorherrschen des animalen Lebens, aber erst der eierlegenden Wirbelthiere, und 6) nach neuen Erdbvolutionen, die zweite neozoische Periode oder diejenige der Tertiärbildungen (eocän, miocän, pliocän und pleistocän), in welcher sich die Erde mit der Säugethiervwelt erfüllt. Worauf denn nach einer nochmaligen, die Vorwelt wieder bedeckenden Revolution, der Diluvial- und Gletscherperiode, die des Menschen oder der Jetztzeit folgt.

„Diese von der Geologie entdeckte Geschichte der Erde entspricht ihres inneren Zusammenhanges und ihrer Einheit wegen den gerechtesten und tiefsten Anforderungen unseres Geistes. Wir erkennen darin ohne Mühe einen regelmäßigen Fortschritt vom Niederen zum Höheren und bis zu einem bestimmten Endziel: von der silurischen Alge und von dem Farnkraut der Steinkohlenperiode bis zu den Dicotyledonen (Blüthen- und Fruchtpflanzen) der Kreide und den Rosaceen der Miocänperiode, welche unsere Fruchtbäume in sich fassen; von den wirbellosen Thieren, durch die Fische der Uebergangsperiode, durch die Saurier und Vögel der Sekundärformationen und durch die tertiären Vierfüßler bis zum Menschen hinauf, der ohne Zweifel den Abschluß dieser langen Geschichte und die Krone der Natur bildet; von dem öden und unfruchtbaren Ocean der Urperiode bis zu dem Festlande der Jetztzeit, welches der Mensch bevölkert und bebaut. Dieses Alles macht auf unseren Geist einen Eindruck von Klarheit, wie das Licht auf unser Auge. (S. 46.)“ „Muß man angesichts dessen nicht mit Cuvier ausrufen: Moses hat uns eine Kosmogonie hinterlassen, deren Richtigkeit sich von Tag zu Tag auf das Wunderbarste bestätigt?“ (S. 68.)

Der zweite Vortrag faßt die Frage vom historischen Standpunkte auf und führt uns in einer noch überraschenderen Weise zu denselben Resultate, wie der erste, nämlich daß die Kosmogonie der Bibel, wie durch die Ergebnisse der modernen Wissenschaft der Geologie, so auch durch die übereinstimmenden Aussagen der urältesten Völkertreibungen wenigstens in ihren Grundzügen bestätigt wird. In der Zeit, bevor die philosophische Spekulation aufgefunden ist, d. h. vor dem 6. — 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wußte jedes Volk in seinen religiösen Ueberlieferungen, daß die Welt nicht ewig ist, daß sie uranfäng-

lich ein Chaos und in ein Ei eingeschlossen war, dessen eine Hälfte das Himmelsgewölbe, das andere die Erde bildete, daß die Nacht dem Tag vorangegangen, daß Alles aus dem Meere hervorgekommen, daß dies in sechs Perioden in einer schließlich im Menschen gipfelnden Stufenfolge geschehen sei. Wir finden diese Tradition bei den Aegyptern, Indern, Persern, Phöniziern, Griechen, Chinesen, Etruskern, selbst in Peru, in Canada, auf den Sandwichinseln. Man kann den Zusammenhang derselben mit der kosmogonischen Tradition der Genesis nicht verkennen und ist zur Annahme genöthigt, daß sie beide aus einer und derselben Quelle geflossen sind. Und diese Quelle, kann sie eine andere gewesen sein, als die göttliche Offenbarung, die wir in der Bibel rein und unverfälscht, bei jenen andern Völkern dagegen mit allerlei Irthümlichkeiten vermischt vor uns haben? Man kann doch nicht annehmen, daß die Menschen schon vor der Völkerzertheilung umfassende geologische Studien gemacht haben. „Es wäre gewiß absurd, die Cuvier und Agassiz an die Wiege des Menschengeschlechtes zu versetzen. Alle Gelehrten, die ungläubigsten wie die gläubigsten, stimmen darin überein, daß die positiven Wissenschaften, wie die Geologie, bei allen Völkern erst zuletzt, lange nach der Philosophie und Religion, aufkommen. Die Freidenker behaupten ja sogar, daß der Urzustand des Menschengeschlechtes ein durchaus roher und barbarischer gewesen sei; sie könnten also am allerwenigsten zugeben, daß man in jenen Zeiten schon die Erdschichten, die Versteinerungen u. dgl. rationell untersucht habe.

„Wer hat aber die ersten Menschen über die Geschichte der Erde belehren können, wenn es der nicht war, der Alles weiß, weil er Alles erschaffen hat? Die Geologie muß also zugestehen, daß die mit ihren Forschungen in so merkwürdiger Weise zusammentreffenden Traditionen der alten Welt auf einer göttlichen Offenbarung beruhen. Ich fordere die Freidenker auf, diese Uebereinstimmung zu läugnen oder auf natürliche Weise zu erklären. Sie werden es nicht vermögen. *Le surnaturel se démontre donc par les sciences naturelles.* (S. 69 f.)“

Im dritten und letzten Vortrag endlich wird der Nachweis geliefert, daß die Geologie die Geschichte der Erde nicht begreifen kann ohne die in der Bibel gelehrt wunderbare Intervention eines Gottes, der ihr Schöpfer ist und das Größte wie das Kleinste auf ihr mit seiner Allmacht und Weisheit hervorgebracht hat. Es gibt freilich eine ziemlich Zahl materialistisch gesinnter Geologen, die wie Darwin, Vogt, Huxley, Nägeli, Häckel u. A. von

keiner besonderen Erschaffung der einzelnen Pflanzen- und Thierarten etwas wissen wollen, sondern an eine Transformation der Arten glauben, so daß aus der Alge das Farnkraut, die Palme, der Apfelbaum, aus dem Polyp das Weich- und Schaalthier, der Fisch, der Saurier, der Vogel, das Pferd, der Löwe, der Affe und zuletzt der Mensch geworden wäre. Diesen steht jedoch die Autorität der größten Geologen wie Cuvier, d'Orbigny, Milne Edwards, de Quatrefages, Agassiz, Osvald Heer, Siebold u. A. entgegen. Ihre Ansicht wird durch die Thatsache widerlegt, erstens, daß man in den verschiedenen urweltlichen Perioden nirgends eine solche Artenveränderung nachzuweisen vermag, zweitens, daß, so weit die menschliche Beobachtung zurückreicht, aus Unorganischem noch niemals irgend ein organisches Lebewesen hervorgegangen ist und auch die Veränderungen bei den organischen Wesen sich nur auf unbedeutende Art- oder Racenveränderungen beschränkt haben, und drittens, daß in der Flora wie in der Fauna keine einzige Art irgendwelche bedeutende Verschiedenheiten zeigt, unter welchen klimatischen Verhältnissen man sie auch untersuchen mag. Sie enthält im Wesentlichen auch gar nichts Neues; schon der Dichter Lucrez hat seiner Zeit die Grundzüge des Darwinismus vorgetragen. Eine gewisse Wahrheit liegt ihm zu Grunde, nämlich daß sich in der Natur allerdings ein großer, bewunderungswürdiger Fortschritt von den niedersten bis zu den höchsten Organisationen, vom Pfropf bis zur Leber, vom Kohleherz bis zum Menschen hinauf vorfindet. Diese Stufenfolge der Naturwesen ist aber nicht aus einer nirgends nachweisbaren eingebornen Urkraft der Materie, sondern, wie die Genesis es angibt, aus dem Willen und der Schöpferkraft des persönlichen Gottes zu erklären. Wobei freilich nicht unbeachtet gelassen werden darf, daß dieser allmächtige Gott Eins aus dem Andern hat hervorgehen lassen; aber ohne seinen Willen, ohne sein besonderes Eingreifen wäre die Pflanzenwelt nicht zur Thierwelt, wären die Fische nicht zu den Vögeln, die Vögel nicht zu den Säugethieren und vollends diese nicht zu dem Menschen, der Krone der Schöpfung, fortgeschritten.

Man kann in keiner Weise das „Wunder“ aus der Geschichte der Erde hinaus bekommen, und ist dies nicht möglich, so ist damit auch das Wunder in der Geschichte des Menschengeschlechtes gerechtfertigt. Ist es dem allmächtigen Gott-Schöpfer, wie nicht nur von der Bibel berichtet, sondern auch durch die Naturwissenschaften damit übereinstimmend bestätigt wird, möglich gewesen, bei der Hervorbringung aller Dinge Wunder zu thun oder die Art und

Weise ihrer Entstehung lediglich von seinem Willen und Wohlgefallen abhängig zu machen, wie sollte es für unmöglich erklärt werden können, daß er auch die entstandene Welt nach seinem souveränen Willen und Wohlgefallen regiere? „Es wäre — das ist der Schluß, zu welchem der Verf. gelangt — im höchsten Grade unlogisch, folgern zu wollen, daß derselbe Gott, der die Erde mit Tausenden von physischen Wundern erschaffen hat, die Menschheit ohne das geringste historische Wunder regieren werde. Nein, die Genesis und die Geologie lehren uns in vollkommener Uebereinstimmung, daß der Gott des Fortschrittes, der die Erde erschaffen hat, auch ein Gott des Wunders gewesen ist. Von den Tagen des ersten Adam an verfolgt der Glaube durch alle Jahrhunderte hindurch die Spuren desselben Gottes, wie er fortschreitend und zugleich durch mächtige Wunderthaten die Menschheit zu den Füßen des letzten Adam legt: so hat die Wissenschaft kein Recht, den Gott zur Unthätigkeit zu verurtheilen, den sie schon bevor es einen Menschen gegeben, mit einer unendlichen Macht und Weisheit hat wirken sehen. (S. 108).“ —

Ob sich dieser Beweisführung nun von unbefangenen wissenschaftlichem Standpunkte aus wirklich gegründete Bedenken entgegenhalten lassen? Wir glauben, daß es im Allgemeinen rein unmöglich ist. Um mit dem zweiten Theile zu beginnen, so läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen: die so merkwürdig mit den Angaben der Genesis übereinstimmenden Traditionen der Völker sind ein Beweis dafür, daß die Menschheit von Uraufang an eben diese und keine andere Anschauung von der Entstehung der Welt gehabt hat, und daß die von der späteren Philosophie aufgebrachten und in unsrer Zeit so vielfach behaupteten gegentheiligen Ansichten im Bewußtsein des ältesten Menschengeschlechts jedenfalls keinen Stützpunkt finden. Und schon dies scheint von nicht geringem Gewichte zu sein, gleichviel ob man sich die ersten Menschen auf einer höheren oder niederen Stufe der Kultur stehend denkt. Die Thatfache steht fest, daß diejenigen Menschen, welche den Urereignissen der Welt zunächst gestanden sind, über dieselben im Wesentlichen allesamt nicht anders als die Bibel gedacht und geurtheilt haben. Es liegt also, historisch betrachtet, die Vermuthung, wenn nicht die Gewißheit nahe, daß den ersten Menschen auf irgend eine Weise von ihrem Schöpfer eine Offenbarung über ihre und der ganzen Welt Ursprung zu Theil worden ist.

Ob uns diese Offenbarung oder Urerkenntnis in der Bibel aber auch wirklich richtig und vollständig überliefert worden ist, diese

Frage ist vom Standpunkte der reinen Wissenschaft damit noch nicht entschieden. Es könnten die Grundzüge wahr sein, d. i. die Erschaffung der Welt durch die Allmacht und Weisheit eines persönlichen Schöpfers, ihr Hervorgehen aus dem Chaos und ihr allmähliges Werden in stufenweise fortschreitender Reihenfolge. Es könnte damit aber im Einzelnen viel anders gegangen sein, als es in der Bibel erzählt wird. Es könnte Gott, wie von den meisten Philosophen und von den Darwinianern insbesondere behauptet wird, nicht sowohl ein „Schöpfer des Gewordenen“ als ein „Schöpfer des Werdens“ sein und die Angaben der Genesis darum doch nicht im Einklang mit der thatsächlichen Wahrheit stehen. Der Schöpfer-Gott, dessen Existenz auch von Darwin nicht geläugnet wird,*) könnte der von ihm geschaffenen Materie einfach und für alle Male die Kraft verliehen haben, aus der chaotischen Eiform, in der sie ursprünglich vorhanden gewesen, alles Einzelne, wie wir es jetzt vor Augen sehen, von den Weltennebeln bis zur vollendeten Erde, von dem Granit bis zum Diamant, von der Alge bis zum Fruchtbaum, vom Amphioxus bis zum Menschen hinauf, ohne sein weiteres Zutun durch ihre eigene Kraft hervorzubringen. Was die Bibel von einer besonderen Schöpferthätigkeit Gottes berichtet, dürfte oder müßte dann doch nicht anders aufgefaßt werden, als wenn sie in populärer Ausdrucksweise von einem Auf- und Untergehen der Sonne redet, sein Sprechen und Befehlen bei der Hervorbringung des Lichtes, von Sonne, Mond und Sternen, des Festlandes und des Wassers, der Pflanzung, der Thiere und des Menschen wäre nur als als kindlich populärer Ausdruck der erst später von den Philosophen und Naturforschern eruirten Wahrheit anzusehen, daß dies Alles mit der Zeit aus der Materie vermöge der ihr inwohnenden ureigenen Kraft hervorgegangen wäre. Von einem „Wunder“ oder einem persönlichen Eingreifen Gottes könnte also doch bei der Erschaffung der Erde keine Rede sein, und wie bei der Erschaffung, konsequenterweise ebenfowenig bei der Erhaltung und Regierung derselben.

Wir müssen die Möglichkeit dieser Schlußfolgerung, und eben damit des Umsturzes oder der Ueberwindung der Theologie durch die Naturforschung, wie einst der heidnischen Religion

*) Ch. Darwin sagt hierüber in seinem neuesten Werke (die Abstammung des Menschen und die geschlechtl. Zuchtwahl, deutsch von F. V. Carnis, Stuttgart, 1871, S. 55): „Die Frage, ob ein Schöpfer und Regierer des Weltalls existirt, ist von den größten Geistern, welche je gelebt haben, bejahend beantwortet worden.“

durch die Philosophie, zugehen. Wenn aber doch nur das Bessere das Schlechtere, das Sichere das Unsichere, das Zuverlässige das Unzuverlässige verdrängen kann, wie steht es in dieser Beziehung mit dem von der Philosophie und Naturforschung an die Stelle der Religion und Theologie Gesetzten? Ist hier wirklich etwas Sichereres, Zuverlässigeres, als in dem einst von Moses und dem jüdischen Volke und seit 1800 Jahren von der christlichen Kirche Angenommenen? Schon Rougemont macht (S. 79) auf eine Aeußerung des berühmten Botanikers Kägeli aufmerksam: „Was mich betrifft, so erkläre ich ohne Umschweife, daß es einzig und allein die Betrachtung des Ursprunges der organischen Reiche ist, die mich glauben (— Glauben! und man laßt doch über die Gläubigen! —) und beim Glauben an die spontane Zeugung verbleiben macht. Wenn diese Betrachtung nicht wäre, würde ich dieser Theorie das Recht bestreiten, sich als wissenschaftliche Theorie geltend zu machen.“ Wir haben Spiller's, im Uebrigen viel höchst Wahrscheinliches und Annehmbares enthaltende „Abseubleuerungstheorie“ bezüglich der Welten- und Erdbildung gelesen und überall, wo es sich um in der Bibel nicht bezeugte oder durch eine gesunde Eregese aus ihr abgeleitete Wahrheiten handelt, nichts als Wahrscheinlichkeitsbeweise gefunden. Der neueste und berüchtteste Descendenztheoretiker Darwin spricht sich in anerkenntnisswerther Zurückhaltung niemals anders aus, als daß ihm seine Theorie die vernünftigste und annehmbarste zu sein scheine und daß er glaube, sie reiche zur Erklärung aller einschlägigen Thatsachen aus.

Es sind überhaupt lauter Wahrscheinlichkeiten, auf welchen die so viel Rärm machende Descendenztheorie ruht. Wenn nun diesen Wahrscheinlichkeiten die unwiderleglichsten Thatsachen gegenüberstehen, daß seit Menschengedenken noch niemals irgend ein Thier zum Gebrauch der Sprache, zu menschlichen Künsten und Wissenschaften oder zu irgend welcher Art von Religion sich fortentwickelt hat, und daß auch in der vorweltlichen Flora und Fauna, wie sie aus allen geologischen Perioden uns vorliegt, keine derartigen Transformationen und Evolutionen nachweisbar sind, da sollten wir uns genöthigt sehen, die so schlicht und einfach, aber zugleich so schön und überzeugend in der Bibel vorgetragene Lehre preiszugeben, daß Gott der Herr am Anfang die unorganischen und organischen Weltwesen eins nach dem andern mit seiner allmächtigen Hand, — wir wollen nicht sagen, aus Nichts gemacht, denn das wäre dem Wortlaute des heiligen Textes zuwider, aber — aus der zuerst geschaffenen und noch formlosen Materie nach seinem Wil-

len d. h. in jeweils relativ neuer Schöpferthätigkeit oder mit jeweils erneuter und dem Früheren gegenüber „wunderbarer“ Kraftwirkung hervorgebracht hat? Wir sollten dafür, was speziell uns Menschen betrifft, eine Abstammungstheorie von uns eintauschen wollen oder gar müssen, wie sie soeben Darwin als Resultat seiner, Huxley's, Huxley's u. A. Forschungen in den nachfolgenden (jedem vernünftigen Menschen mindestens ein ironisches Lächeln abnöthigenden) Worten zusammenfaßt: „Die frühen Urerzeuger des Menschen waren ohne Zweifel einst mit Haaren bekleidet, wobei beide Geschlechter Bärte hatten. Ihre Ohren waren zugespitzt und einer Bewegung fähig und ihre Körper waren mit einem Schwanz versehen, welcher die gehörigen Muskeln besaß. Auch auf ihre Gliedmaßen und den Körper wirkten viele Muskeln, welche jetzt nur gelegentlich wieder erscheinen, aber bei den Quadrumanen im normalen Zustande vorhanden sind. Die große Arterie und der Nerv des Oberarms liefen durch ein suprakondyloides Loch. In dieser oder einer noch früheren Periode gab der Darmkanal ein viel größeres Divertikel oder einen Blinddarm ab, als der jetzt beim Menschen vorhandene. Nach dem Zustande der großen Zehe beim Menschen zu urtheilen, war damals der Fuß ein Greiffuß, und ohne Zweifel waren unsere Urerzeuger Baumthiere, welche ein warmes, mit Wäldern bedecktes Land bewohnten. Die Männchen waren mit großen Eckzähnen versehen, welche ihnen als furchteinflößende Waffen dienten“, u. c.

Credat Judeaus Apella! muß man da ausrufen. Unse so weit vorgeschrittene Wissenschaft will, um nur ja das Wunder aus der Welt zu verbannen, von einem Schöpfer-Gott nichts wissen, welcher, wie die Bibel sagt, in Perioden, deren Maß oder Dauer aber von ihr nicht angegeben wird, die Pflanzen und Thiere und zuletzt den Menschen, Jedes in seiner besonderen Art und Eigenthümlichkeit erschaffen hat; sie will uns aber glauben machen, daß die Reptilien, Vögel und Säugethiere ganz von selbst mit der Zeit aus den Fischen und Amphibien sich entwickelt hätten, obgleich sie mit Darwin (S. 186) zugestehen muß, daß „bis jetzt Niemand sagen kann, durch welche Descendenzreihe diese drei höheren und verwandten Klassen von einer der beiden niederen Wirbelthierklassen abzuleiten sind“; sie muthet uns zu, die Abstammung des Menschen von den Simiaden anzunehmen, obgleich sie unter den verschiedenen Arten von Affen diejenige nicht einmal namhaft zu machen vermag, von der wir als der nächstverwandten abstammen sollen, und sie als eine altweltliche, längst untergegangene, total unbekannte bezeichnen muß.

Durch eine solche Behandlung einer an sich sehr wichtigen und interessanten Frage wird die Naturwissenschaft zur Charlatanerie herabgewürdigt und man muß schließlich die Vermuthung hegen, die Descendenz- und Affentheorie werde von ihren Vertretern gar nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern nur des Glor oder des Gelderwerbes wegen vorgetragen; unter sich denken sie davon, was die römischen Augurn einst von ihren abergläubischen Religionsgebräuchen! Darwin hofft und wünscht, daß die jüngeren und firebsameren Naturforscher bald alle in seine und seiner Freunde Fußstapfen treten werden. Hoffen und wünschen wir im Gegentheil, daß sich diese durchaus unwissenschaftliche Richtung eines Theiles unserer Naturforschung mit all dem Schwindel, der sich daran gehängt hat, recht bald ausleben möge und daß man sich in einer so hehren und edlen Wissenschaft, wie die Naturforschung ist, nicht vom trügerischen Schein und bestechenden Reiz der Neuheit der Sache, sondern vielmehr allein von der Wahrheit und von den Beweisen der Thatfachen leiten lasse. Beobachte man recht sorgfältig die Eigenthümlichkeiten und Veränderungen der verschiedenen Pflanzen- und Thiergattungen bis zum Menschen hinauf, weise man den Zusammenhang nach, in welchem ihre Organismen unter einander stehen, in welchem insbesondere unser menschlicher Organismus zu der übrigen Welt steht, wolle man aber doch nicht zu ergründend versuchen, was nun doch einmal für alle Zukunft unergündlich bleiben wird, nämlich wie der Schöpfer aus demselben irdischen Stoffe hier den geringen Wurm, dort das Wunder und den Ruhm des Weltalls gemacht hat. Es ist richtig, der Mensch wäre nicht denkbar ohne alle die unendlich vielen Vorstufen, die er in den Millionen von niedrigeren Organismen unter sich hat, aber er ist nicht ihr nothwendiges Resultat, sondern eine freie Schöpferthat Gottes, und dasselbe ist auch von jeder einzelnen Art von Thieren und Pflanzen vor ihm zu sagen. Das nährnde Korn ist nicht eine bloße Weiterbildung von famentragenden Gräsern, sondern eine relative Neuschöpfung zu Nutz für Menschen und Vieh (S. 104, 14); der Kolibri ist keine bloße Weiterbildung des Schmetterlings; am allerwenigsten ist der vernunft- und sprachbegabte Mensch nur eine naturnothwendige Descendenz des Affen, wie wohl er übrigens Vieles mit ihm gemein hat. Affe bleibt Affe, was auch R. Vogt dagegen sagen und für den Vortrag seiner Affentheorie an den Ufern des Rhone, des Rheins und der Donau an Beifall und Gold einernten mag! Der Mensch verdankt seine Existenz einer besonderen, ihn nicht nur mit zahllosen körperlichen

Vorzügen, sondern auch mit seinem Ebenbilde, mit seinem Geiste zierenden Schöpferthätigkeit Gottes. (Mit Vergnügen dürfen wir in dieser Beziehung übrigens davon Akt nehmen, daß Darwin (a. a. D. S. 202), für die Abstammung aller Menschenrassen von einem einzigen ursprünglichen Stamme sich ausspricht und diesen Urstamm, wenn auch nicht bloß aus einem Paare, so doch nur aus wenigen Exemplaren bestanden haben läßt.)

[Schluß folgt.]

Pfaff, Dr. Friedr., Prof. an der Univ. Erlangen. **Die vulkanischen Erscheinungen.** Mit 37 Holzschnitten. München, 1871. Oldenbourg. (VII. Band der „Naturkräfte“.)

Dr. Friedr. Pfaff, welcher im vorigen Jahre uns mit der trefflichen, im liter. Anz. seiner Zeit angezeigten Schrift „das Wasser“ (als dem 4. Bd. der „Naturkräfte“) beschenkt hat, läßt nun einen Band über die vulkanischen Erscheinungen — die Vulkane, die Erdbeben und die Hebungen und Senkungen des Bodens — folgen, wo diese Naturerscheinungen in ebenso ansprechender und allgemeinsäßlicher, als wissenschaftlich besonnener und gründlicher Weise dargestellt und auf ihre Ursachen hin untersucht werden. Gegenüber der Zuversichtlichkeit und Dreistigkeit, womit der Chor der Darwinisten jede, auch die windigste Hypothese sofort als unanfechtbares Ergebnis der Wissenschaft ausposaunt, ist es unendlich wohlthunend, hier einem Naturforscher der alten gründlichen Schule zu begegnen, der mit jener Bescheidenheit, welche stets die Begleiterin wahrer Wissenschaftlichkeit war, die Schwierigkeiten, die jedem Erklärungsversuch der vulkanischen Erscheinungen anhaften, eingesteht. „Diese Thatsache“, schreibt er S. 159, „bringt jeden Unbefangenen zu dem Schlusse, daß es eben eine höchst schwierige und ebenso schwer zu entscheidende Frage sei, wie die vulkanischen Erscheinungen zu Stande kommen. Es läßt sich daher bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens nur eine unvollkommene Antwort auf dieselbe geben, und die folgenden Erörterungen sollen den Leser in den Stand setzen, klar diese Schwierigkeit zu erkennen, und selbst zu beurtheilen, welche Erklärungsweise wohl die wahrscheinlichste sei.“ Verschiedene haltlose Conjekturen werden nun schlagend widerlegt; so namentlich die Volger-Mohr'sche, wonach unterpülte Gebirgsmassen durch ihren Fall ein Wärmequantum produciren sollen, hinreichend, um Gesteine zu Lava zu schmelzen. Eine Schicht von einer Viertelquadratmeile Flächeninhalt gibt nach Mohr, wenn sie nur 1 Fuß hoch fällt, hin-

reichende Wärme, um 28 Millionen Kubikfuß zu schmelzen. Dabei hat aber Mohr übersehen, daß eine Viertelmeile 130 Millionen Quadratfuß groß ist, mithin die durch den „Fall“ producirt Wärme sich auf zwei Flächen von zusammen 260 Millionen □ Fuß vertheilen würde; ferner, daß eine solche Gebirgsmasse, um „fallen“ zu können, vorher frei in der Luft geschwebt haben müßte! Nur von einer „allmählichen Senkung“ interspülter Gebirgsmassen könnte vernünftigerweise die Rede sein; hierbei würde noch weniger Wärme produziert und die producirte noch mehr vertheilt. Am wahrscheinlichsten ist nach Pfaff die auch durch anderweitige Beobachtungen unterstützte Annahme, daß das Innere der Erde heißflüssig ist, und daß das Eindringen oder Einstürzen von Meeres- oder Süßwassermassen in unterirdische Klüfte, wo es in Dampfform übergeht, die Ursache der vulkanischen Ausbrüche, sowie der Erdbeben ist. Die durch den Druck der Erbrinde in Spalten aufsteigende Lava und das hinabstürzende Wasser begegnen einander. Jener bloße Druck allein reicht zur Erklärung der Erscheinungen nicht hin, da bei den vulkanischen Ausbrüchen entschieden eine Propulsivkraft von ungeheurer Intensität thätig ist. Und jedesmal erfolgt die Lavaströmung erst dann, wenn zuvor die Dampfauströmung ihr Luft gemacht hat.— Auch die allmählichen Hebungen und Senkungen des Bodens erklären sich am einfachsten durch die Annahme eines heißflüssigen Erdinneren. Dabei hebt Pfaff mit Nachdruck hervor, daß diese Annahme mit der neptunischen Erklärung der granitischen Gesteine keineswegs im Widerspruch steht, da eine einstmalige Bedeckung der ganzen Erdoberfläche mit Wasser jedenfalls und unbedingt angenommen werden müsse.

Diese Untersuchungen über die Ursachen der vulkanischen Erscheinungen nehmen quantitativ den geringeren Raum des Buches ein, den größeren die ihnen vorausgeschickten Beschreibungen wichtiger Eruptionen und Erdbeben, unter denen wir namentlich die der Vesuv-Ausbrüche von den Jahren 79 und 1631, sowie die des Erdbebens von Lissabon 1755 und des kalabrischen v. J. 1783 hervorheben, die man nicht ohne das höchste, freilich schaurige Interesse lesen kann. Die beigegebenen vielen Holzschnitte (meist Ansichten von ruhenden oder speienden Vulkanen, daneben auch einzelne mathem. Figuren zur Veranschaulichung der Theorie) sind vortrefflich. Diese Schrift, sowie die früher angezeigte, eignet sich in ausgezeichneter Weise zu Weihnachtsgeschenken für reifere Knaben.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Hüll'sche Erklärung der Hebungen und Senkungen, welche

von Hückel in dessen „natürlicher Schöpfungsgeschichte“ S. 101 ff. als untrügliches Evangelium angepriesen wird, bei Pfaff S. 303 ihre schlagende mathematische Widerlegung findet. Hüll will die Hebungen als Ausdehnung durch Temperaturerhöhung, und letztere wiederum durch Senkung erklären. Pfaff weist ihm nach, daß die Senkung in jedem Falle bedeutender sein müßte, als die dabei resultirende Ausdehnung durch Temperaturerhöhung.

A. E.

Geschichte.

Bur Geschichte des jüngsten Krieges.

- 1) **La grande nation in ihren Thaten und Thaten** von Anfang bis Ende des Krieges verglichen mit den Thaten und Thaten des deutschen Volkes. Eine chronologische Zusammenstellung mit einem Vorwort von Professor Dr. Adam Pfaff, Lehrer am Ober-Gymnasium in Schaffhausen. Zweite Aufl. Cassel, 1871. Rah. 34 Bogen gr. 8. 1 thlr. 15 sgr. (NB. Der ganze Reinertrag ist für die deutschen Invaliden bestimmt.)

Es war ein glücklicher Gedanke Dr. Pfaff's (eines gebornen Kurhessen, der seit länger als zwei Decennien in der Schweiz lebt und wirkt und dabei Deutschlands Ehre und Interesse namhaft vertritt), daß er uns eine solche Kriegschronik lieferte, welcher man das doppelte Motto voranstellen könnte: „*Faeta loquuntur*“ und „*Opposita juxta se posita magis elucescunt.*“ Vernichtender für das französische Maulheldenthum kann die Geschichte dieses großen Krieges nicht wohl dargestellt werden, als im schmucklosen Lapidarstyl solcher Actenstücke und Thatfachen, zumal da dem Verf. zum Theil auch solche Materialien zu Gebote standen, die nicht an der Heerstraße konnten aufgesehen werden. Die 1. Abtheilung (S. 1—176) reicht bis zur Capitulation von Sedan und dem Sturze des Kaiserthums; die 2. Abtheilung (S. 177 bis 499) von da bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien. Es soll noch eine dritte Abtheilung folgen, welche das gräßliche Nachspiel der Commune zum Gegenstand haben wird.

Besonders machen wir noch auf die trefflichen, markigen Vorreden aufmerksam, welche den beiden bis jetzt vorliegenden Abtheilungen vorangestellt sind. „Es treten im Leben der Völker entscheidende feierliche Stunden ein, wo Gott ihnen Gelegenheit gibt, zu zeigen, was sie sind

und was sie vermögen.“ Diese große Wahrheit, sagt der Vordredner, womit ein halb amtliches Pariser Blatt während der ersten Kriegsereignisse einen seiner verlogenen Artikel einleitete, ist wohl noch nie so klar hervorgetreten, als im deutsch-französischen Krieg von 1870. Und niemals zeigte sich die göttliche Nemesis, die auf den Frevel die Züchtigung und auf den Leichtsinns das Unglück folgen läßt und die Sünden der Väter noch an den Kindern und Enkeln heim sucht, gewaltiger, als in der ungeheuren Katastrophe, die über Frankreich so jählings hereingebrochen ist. Aber andererseits ist auch lange Arbeit, ernstes Streben, treues Ringen noch nie so rasch und überschwänglich durch den Erfolg belohnt worden, als jene Arbeit, welche das deutsche Volk seit den Freiheitskriegen der Heldenväter seiner innern Wiebergeburt gewidmet hat.“

Aus dem Vorwort zur 1. Abtheilung erfahren wir S. VII. auch noch manches novum. „Schon im Mai und Juni, Monate lang bevor der spanische Vorwand sich darbot, folgten die großen Pferde- und Haferankäufe im Ausland, schon im Juni wurden bei einem dem Verf. dieser Zeilen befreundeten schweizerischen Fabrikanten große Bestellungen von Explosivgeschossen gemacht, (aber von denselben nicht ausgeführt). . . . Gewiß ist, daß Napoleon III. noch am Abend des 13. Juli mit dem Verzicht des Erbprinzen Leopold sich in einem Billet an Ollivier zufrieden erklärte, aber am folgenden Morgen anderer Ansicht war . . . „Von einem in die römischen Dinge eingeweihten und höchst vertrauenswerthen Manne, der die Verhandlungen des Concils von Anfang bis zu Ende in nächster Nähe beobachtet hat, ist mir vor Kurzem eine Nachricht mitgetheilt worden, die vielleicht das Räthsel löst. Derselbe erzählte mir, daß unter den römischen Jesuiten ein engerer Club (an dem nicht alle Jesuiten und vielleicht kein einziger selbst der ultramontan gesinnten Bischöfe Theil genommen) die politischen Unternehmungen verabredet habe, welche mit der päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung Hand in Hand gehen und die Restauration der römischen Kirchenherrschaft in Europa herbeiführen sollten. In erster Linie sei ein Krieg Frankreichs gegen Preußen, eine Revolutionirung Süddeutschlands und eine katholische Liga zwischen Frankreich, Oesterreich und Baiern gestanden. . . . Soviel ist gewiß, daß die Kaiserin Eugenie den Krieg gegen Deutschland am eifrigsten betrieben und höchst wahrscheinlich in der Nacht vom 13. auf den 14. den entscheidenden Ausschlag gegeben hat. . . . Jedermann erinnert sich ferner der in der ersten Hälfte des Juli hervorgetretenen Anstrengungen und Untriebe der ultramontanen

Partei in Süddeutschland und speciell in Bayern. Jedermann weiß, wie die Ultramontanen und die Demokraten in den süddeutschen Kammern wetteiferten, die Verträge mit dem Nordbund aufzulösen und das Land durch Verweigerung der Mittel zur Heeresverfassung wehrlos zu machen. . . . Von gewissenlosen Demagogen betört, hatten sich die gesinnungstüchtigen demokratischen Urwähler, ohne es selbst zu ahnen, zu Werkzeugen der volksfeindlichsten Pläne mißbrauchen lassen und so aufs Neue das Dichterwort bewährt: „Der Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie am Kragen hätte.“ . . . Und so stellt sich denn dieser Krieg allerdings zunächst als das Werk des französischen Imperialismus und des römischen Jesuitismus dar.“ Dabei ist aber der Verf. weit davon entfernt, das französische Volk von seiner tiefen, solidarischen Mitschuld an diesem frivolen Kriege loszusprechen. „Im Gegentheil, gerade dieser Krieg hat uns gezeigt, daß es die Franzosen und nur die Franzosen sind, die noch heute unseren Welttheil mit der Möglichkeit einer Wiederkehr der Zeiten des 30jährigen Krieges und der Eroberungskriege Ludwigs XIV. und Napoleons I. bedrohen.“ . . . Wie wahr ist die Bemerkung Wölg. Menzels: „Dieser neue Napoleon hat nicht das Ei des Chavirismus gelegt, sondern ist aus diesem alten Ei ausgeschlüpft. Und so gewiß, wie dieser Chauvinismus im Jahre 1870 für Leipzig und Waterloo an Deutschland hat Rache nehmen wollen, so wird er künftig wieder ähnliche Rache für Wörth und Metz nehmen wollen.“ Moritz Hartmann, den man keiner franzosenfeindlichen und antirepublikanischen Gesinnung beschuldigen kann, hat neulich in der Wiener „Neuen fr. Presse“ seine früheren Erlebnisse unter französischen Republikanern und Sozialisten mitgetheilt, die nur noch einen Krieg, den zur Eroberung der Rheingrenze, verlangten: dieser solle dann der letzte auf Erden sein! — Wahrscheinlich, hätte Napoleon III. gesiegt, hätte er unser Vaterland elend gemacht und Frankreich durch neuen Vänderraub vergrößert, er würde von diesen „Volksmännern“ dafür sogar ebenso gepriesen werden, wie sie ihn jetzt mit Roth beschwerfen, weil er nicht gesiegt hat.

Aber auch unsere deutschen „Volksmänner“, welche kühnlich behaupten, solche Leute seien nicht das französische „Volk“; nicht die Offiziere, nicht die Soldaten, nicht die Zeitungsschreiber, nicht die Kammerredner, nicht die Minister, wohl aber „das Volk“ sei in Frankreich sehr friedlich gesinnt — auch diese „gesinnungstüchtigen“, mit dem Erbfeind liebäugelnden Schwadronen erhalten S. XIII. f. die verdiente Kopfnäse. „Ich glaube gern, sagt Pfaff, daß die unglücklichen, an den Bettelstab

gebrachten Bürger und Bauern mit Weib und Kind den Krieg verwünschen und schon früher verwünscht haben. Aber hat dies den Krieg etwa zu verhindern vermocht oder wird es ihn künftig verhindern? Welche Garantie kann uns überhaupt dieser unsagbare Begriff eines gleichsam latenten „Volkes“ geben, das niemals zum geschichtlichen Vorschein kommt und unter allen möglichen Staatsformen, selbst unter dem allgemeinen Stimmrecht, trotz seiner angeblichen Friedensliebe muthwillig Krieg anfängt? Merkwürdiger Weise sind es vorzugsweise fogen. „Demokraten“, welche diese mystische Unterscheidung zwischen dem wirklichen Volke und dem in der Geschichte auftretenden Volke machen. Man kann sich nichts Undemokratischeres denken, als diese Unterscheidung. Es sind doch nur zwei Fälle möglich: entweder das Volk ist wirklich der Selbstbestimmung fähig, dann ist es auch für seine Kriege verantwortlich; oder es ist eine unmündige unverantwortliche Masse, dann sollte man nicht von „Republik“, von „Demokratie“, von „allgemeinem Stimmrecht“ u. dgl. reden. In diesem Falle würde den Deutschen schließlich keine andere Friedensbürgschaft übrig bleiben, als die ganze französische Nation unter Sequester zu nehmen, um sie vor ihren eignen Verführern zu schützen.“ . .

Wir wollen diesen wichtigen Beitrag zur Geschichte des großen Krieges sowohl um sein selbst willen als wegen des milden Zweckes, dem er dienen soll, allen Lesern dieser Blätter bestens empfohlen haben.

2. Wacht am Rhein! Illustrierte Berichte vom Kriegsschauplatz in Deutschland und Frankreich. Redaktion und Verlag von D. Spamer in Leipzig. 1870/71.

Wir haben dieser „Illustrierten Zeitschrift“ schon früher (J. B. VII, S. 572) mit verdienter Anerkennung gedacht. Hier sei nur noch bemerkt, daß der I. Band zu Ende des Jahres 1870 mit Nr. 24, der II. Band mit Nr. 48 (Einzug in Berlin) seinen Abschluß gefunden hat. Jeder Band hat seinen besonderen Titel und sein besonderes Inhaltsverzeichnis und ist auch einzeln à 2 thlr. verkäuflich. Einbanddecken mit Goldverzierungen werden auf Verlangen à 12½ Sgr. geliefert. Leider hat die Verlagshandlung ein alphabetisches Register, welches durch das Inhaltsverzeichnis keineswegs entbehrlich gemacht wird, dem Werke nicht beigegeben; wir mahnen sie hierdurch, ein solches nachzuliefern, da es bei der Zerrissenheit des Stoffes kaum zu entbehren ist.

3. Geschichte des Krieges von 1870. Von Karl Winterfeld. Mit mehr als 100 Karten, Schlachtplänen, Porträts und andern Illustrationen von E. Arnold, L. Burger, L. Köffler, H. Scherenberg, G. Theuerkauf, D. Wisniewski u. A., nebst den sämmtlichen offiziellen Kriegsdepeschen in wortgetreuem Abdruck. Berlin 1871. Gust. Hempel. 1 thlr.

Auch dieses Buch, dessen Umfang ursprünglich nur auf 24–25 Bogen berechnet und dessen Preis demgemäß auf 15 Sgr. festgestellt war, haben wir empfehlend angezeigt. Wir fügen jetzt die Notiz hinzu, daß die unerwartet verlängerte Dauer des Krieges und die Häufung des Stoffes auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen die Vermehrung der Bogenzahl bis auf 50 nothwendig gemacht hat, und daß demgemäß der Preis verdoppelt worden ist. Aber auch so bleibt das Buch nach Bogenzahl und artistischer Ausstattung spottwohlfeil. Einbanddecken mit Goldpressung, in verschiedenen Farben, liefert die Verlagshandlung auf Verlangen zu 10 Sgr.

Besondere Empfehlung, namentlich für Militäirpersonen verdient:

4. Der französische Feldzug 1870–71. Militärische Beschreibung von A. Niemann. Mit Karten und Plänen. Hildburghausen 1871, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Die erste, uns vorliegende Abtheilung, 14 Bogen mit 10 Karten, kostet 20 Sgr. und umfaßt die Begebenheiten bis zur Capitulation von Sedan. Die zweite Abtheilung (von der Einnahme von Metz bis zum Frieden) „ist in der Presse“ und soll ebenfalls 10 Karten und Pläne bringen, nebst einer Erklärung aller vorkommenden technischen Ausdrücke und einem alphabetischen Sach- und Namenregister. Die der I. Abtheilung beigegebenen Karten sind sehr schön und dabei praktisch eingerichtet. Außer einer großen Uebersichtskarte, auf welcher die wichtigsten Märsche der deutschen Armeen bis zum Waffenstillstand durch rothe Linien markirt sind, finden wir genaue Terrainkarten bezw. Pläne zu den Gefechten und Schlachten bei Weißenburg, Wörth, Saarbrücken, Courcelles, Bionville, mit genauer Angabe des Zeitpunktes der jeweilig dargestellten Situation; zu den Schlachten bei Gravelotte und bei Sedan sogar je zwei Karten (die eine für den Beginn des Kampfes, die andre nach der Entscheidung), und eine Uebersichtskarte

der Truppenbewegungen vom 15. und 16. Aug., also der Märsche zu den Schlachtfeldern von Bionville und Gravelotte.

Das „dem deutschen Heer“ gewidmete, von der Verlags-handlung trefflich ausgestattete Buch ist von einem militärischen Fachmann verfaßt und von Fachgenossen, wie Major von Verneck, Capitain von Sarau, General von Troschke als eine „gebiegene Arbeit“ angelegentlich empfohlen worden. Der Preis bei solcher technischen Ausstattung ist außerordentlich billig zu nennen. Die Schrift ist auch für Nichtmilitärs vollkommen verständlich geschrieben.

M.

Grube, A. W. Der welsche Nachbar. Lebensbilder aus dem großen Kriege von 1870—71. Stuttgart 1871, Steinkopf. 15 sgr.

Auf 134 Seiten gibt der bekannte Meister in der Zeichnung von Lebensbildern nicht sowohl eine Geschichte des letzten Krieges, sondern an eine freie Ueberschau desselben gereicht eine lebensfrisch wenn auch meist nur skizzenhaft ausgeführte Darstellung der Art, wie die ethischen Momente im Character beider Völker sich in diesem Riesenkampfe einander gegenüber offenbart haben. Die Aufzählung der wichtigeren Seitenüberschriften gibt am besten an, was der Leser dieses Schriftchens zu erwarten hat: Preußens Hoheit in der Erniedrigung; Frankreichs Ueberhebung; L. Napoleons Politik; Ueble Leidenschaften des Volkes; Neid über Preußens Wachsthum; Gaukelspiel Grammonts; Schwindel des franz. Volkes; Heuchelei der franz. Minister; Patriotischer Zorn und Aufschwung des deutschen Volkes; deutsche Demokraten und Römlinge; Nationaler Sinn deutscher Fürsten und Stämme; Eine deutsche Frau; Pünktlichkeit und Ausdauer, Fleiß und Bildung; Kaltblütige Tapferkeit; Lügenbulletins der Franzosen; Marschfähigkeit und Präcision der deutschen Truppen; deutsche Ordnung und franz. Zuchtlosigkeit; deutsche Siegesfreude; Franz. Verblendung; die preussische Landwehr; deutsche Feldgeistliche; deutsche Zähigkeit und Kraft vor Paris; die franz. Volksheere; Mannszucht und Arbeitsinn auf deutscher Seite; deutsche Mädchen und Frauen; Franz. Renommisterei, Leichtgläubigkeit und Unwissenheit; Gambetta; Viktor Hugo; Hinterlist, Grausamkeit und Fanatismus der Franzosen; Deutschenhaß und Deutschenhege; Franz. Leichtsin in der Rüstung und Verpflegung der Truppen; Egoismus und Dünkel der franz. Offiziere; Bescheidener Einzug der Deutschen in Paris; Franz. Unverschämtheit; Unverbesserlichkeit des franz. Nationalcharacters;

Frischer Hochmuth; Die Deutschen das Volk des Friedens. — Neben einer der bessern volksthümlichen Geschichten des Krieges oder auch ohne eine solche wird Grubes Schrift in den Händen des deutschen Volkes ein werthvolles Mittel sein, um unsere Augen immer wieder auf die Vorzüge unseres Volkscharacters zu richten, welche die revolutionären Parteien aller Art uns offen oder heimlich abschwindeln möchten, damit wir (sit venia verbi) auch so zum Teufel fahren können, wie es der gallische Nachbar im Begriff ist zu thun.

Dr. D. S.

Batte, Theodor. Feldpostbriefe aus Frankreich. Berlin, W. Abolf & Comp.

Diese Briefe eines ehemaligen Assistenten der Feld-Corps-Intendantur des 3. Armee-Corps, welche zuerst im „Hamb. Correspond.“ erschienen, reden im Gegensatz zur vorigen Schrift nur von Gegenständen eigenster und nächster Erfahrung. Der Verf. war durch seine Stellung wie durch seine Bildung befähigt, nicht bloß Vieles zu sehen, sondern es auch zu beobachten, was von den Kämpfern selbst wohl meist nicht mit gleicher Vollständigkeit gesehen konnte. Nicht mit der pointirten Eleganz der meisten Berichterstatter und ohne deren oft erdichtete Staffage bringt seine Briefsammlung eine Menge von gut gezeichneten Bildern aus dem Leben; und obwohl der Verf. vorzugsweise nur das Kriegsleben um Metz und an der Voire miterlebte, werden seine Briefe Vielen einen willkommenen Beitrag liefern zur vervollständigung ihres Bildes vom letzten Kriege, ob sie denselben nun aus der Ferne oder in der Kampflinie selbst miterlebten und thaten. Jedenfalls wird der Leser den Eindruck mitnehmen, daß das Auge des Verf. die Bilder des Krieges klar und rein spiegelt, und daß der Verf. wohl das Zeug dazu hat, auch in anspruchsvollerer Form zu besprechen, was er schlicht und ansprechend erzählt. Dr. D. S.

Franz, A. Der deutsche Krieg von 1870 und 1871 gegen den Erbfeind. Mit einer Uebersichtskarte des deutschen Heerzuges von Weißenburg bis Paris, sieben Spezialkarten und mehreren Schlachtplänen. Berlin 1871. Ed. Beck. 580 S. 8. 1 thlr. 5 sgr.

Unter der Fülle der bereits vorhandenen und fast täglich sich mehrenden zusammenhängenden Darstellungen des gewaltigen, epochemachenden deutsch-französischen Krieges verdient das vorliegende, ohne Vorrede ans Licht getretene, mit dem eisernen Kreuz als Vignette

geschmückte Buch nicht unbeachtet zu bleiben. In frischer, populärer, spannender Sprache und von christlich patriotischem Geist getragen, führt es uns in 22 Capiteln den furchtbaren Kriesskampf, an dem unser Volk in jüngster Zeit mit Allem, was es vermochte, so ernstlich theiligt gewesen ist, in einem großen Gesamtbilde nochmals vor Augen mit den bekannten Vorgängen in Ems beginnend bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs und zum Präliminarfrieden von Versailles. Die Schilderungen des Verf. sind mitten unter der Fülle und Wucht der in ungewöhnlicher Reiskheit sich drängenden Ereignisse und großartigen Erfolge auf dem Kriegsschauplaze entstanden und folgten den Thatfachen auf dem Fuße, so daß sie wohl geeignet sind, lebendig und treu die Eindrücke uns wieder zu vergegenwärtigen, welche die Nachrichten von dem Geschehenen, wie sie durch offizielle Depeschen, Zeitungs- oder Privatberichte zc. uns zukamen, einst auf die im Vaterlande Zurückgebliebenen machten. Und diese treue Widerspiegelung des ersten Eindrucks halten wir gerade für den besondern Werth des Buches, das sich mit seinen Darlegungen hauptsächlich an Haus und Familie wendet, um in ihr die dankbare Erinnerung an die durch Gottes sichtbare Mithilfe errungenen glorreichen Siege der deutschen Waffen und die in Folge derselben erworbene neue ungeahnte Machtstellung des deutschen Volks wach zu erhalten und so zur Erweckung immer herzlicherer Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland beizutragen. Als solches Familien-Gedenkbuch ist es daher wohl zu empfehlen. Man würde jedoch irren, wenn man meinte, daß der Verf. in großpredigerischer, tendenziöser Weise seine Aufgabe löse. Der anschaulich gruppirte Stoff und die ohne gesuchte Schminke nach Ursache und Wirkung und in Bezug auf Vertlichkeit einfach dargelegten Thatfachen sprechen meist für sich selbst. In seine Darstellung hat der Verf. Kriegsdepeschen, Proclamationen, Vorträge, Zeitungsberichte, Lieder und Mittheilungen aus Privatbriefen reichlich aufgenommen, was dazu beiträgt, seine Erzählung angenehm zu beleben. Da er indeß häufig Berichterstatter verschiedener Zeitungen über ein und dasselbe Ereigniß im Buche zu Worte kommen läßt, so konnten begreiflicherweise Wiederholungen hier und da nicht vermieden werden, wie auch andererseits vollkommene Genauigkeit und Zuverlässigkeit in Bezug auf alle einzelnen Angaben über Personen und Ereignisse nicht zu erreichen war, worüber der Verf. selbst in einem kurzen Nachwort entschuldigend sich ausspricht. Er stellt die Dinge, Persönlichkeiten und Ereignisse eben dar, wie sie damals, als sie geschehen und wirkten, bekannt waren und

aufgefaßt wurden. Manches Einzelne wird eine spätere tiefere und genauere Forschung vielleicht in einem andern Lichte und Zusammenhang zeigen, und in Bezug auf militärische Verhältnisse ganz zutreffende Angaben werden vor dem Erscheinen des bereits in Aussicht stehenden großen Werkes des preussischen Generalstabes über den Krieg wohl in keinem Buche ähnlicher Tendenz wie das unsrige zu erwarten sein. Kritisch vollkommen gesichtetes Material zu bieten, beansprucht der Verf. daher auch gar nicht, was aber die Treue und Zuverlässigkeit seiner historischen Darlegungen im Großen und Ganzen natürlich nicht ausschließt.

Was wir an dem Werke auszufegen haben, ist die Kargheit des Illustrationsmaterials, die man den meisten ähnlichen Arbeiten nicht vorwerfen kann. Von fehlenden bildlichen Darstellungen von Gegenden, Schlachtszenen und leitenden Persönlichkeiten ganz abgesehen, die ja bei den meisten Lesern wohl als zur Genüge bekannt angesehen werden konnten, ist auch die beigelegte Uebersichtskarte, auf deren Hinterseite 7 kleinere Kärtchen, die Umgegend von Weigenburg, Wörth, Saarbrücken und Forbach, Paris und die Schlachtfelder um Metz und Sedan veranschaulichend, abgedruckt sind, nicht als ausreichend und ebenso wenig als sorgfältig ausgeführt zu bezeichnen. Daß die genannten Kärtchen nicht, wie einmal S. 432, an den betreffenden Stellen im Texte eingefügt sind, ist entschieden unbequem, wie andererseits zu bedauern ist, daß solche Veranschaulichungsmittel in Bezug auf die übrigen Kriegsschauplätze im Elsaß, Burgund, an der Loire und in Nordfrankreich ganz fehlen. Diesem Bedürfnisse hätte mehr Rechnung getragen werden sollen.

Auch in Texte selbst vermisst man hier und da eine Angabe, für die man lieber eine andere entbehren möchte. So ist z. B. die offizielle Depesche König Wilhelms an die Königin Augusta über das Ereigniß von Sedan, die einst in Deutschland einen solchen Hauch von Freude und Begeisterung hervorrief, nicht abgedruckt, während andere Aktenstücke und namentlich ein kräftiges Lied von Siebel eingefügt sind, die ja gute Wirkung thun, aber die Bedeutung jener wichtigeren Worte der Depesche doch nicht aufheben. — Auch einige recht störende Druckfehler, für die freilich wegen der Eile der Herstellung vom Verf. um Nachsicht gebeten wird, können wir uns nicht enthalten zu notiren, so z. B. S. 348 und 349 General Reilly statt Reille, S. 345 Ducros statt Ducrot, S. 461 Besaccon statt Besançon u. a. In Bezug auf Schreibung der Namen sollte man typogra-

phische Richtigkeit sich zur strengsten Pflicht machen. Möchten bei einer 2. Auflage, die wir dem sonst trefflichen Buche wünschen, diese Mängel Berücksichtigung erfahren.

Culturgegeschichte. Socialpolitik.

Reichenbach, A. Der Vegetarianismus im christlichen Mönchtum. Eine Studie. (Mit dem Motto: „Esse und trinke, daß du unmittelbar nachher geistig arbeiten kannst.“ Hieronymus.) 17 S. Braunschweig 1871. D. Haering u. Co. 3 sgr.

Dieser „Studie“ wäre nichts zu wünschen gewesen, als gründlicheres Studium der in Betracht kommenden mönchsgeschichtlichen Quellen und Urkunden seitens des Verfassers. Derselbe gehört laut dem Vorwort dem „Verzehr für natürliche Lebensweise“ oder dem Vegetarianer-Verein allerdings nicht an, aber er erkennt den Bestrebungen desselben einen gewissen Grad von Berechtigung zu, und möchte durch seine historischen Betrachtungen und Nachweise theils bestärkend, theils warnend, läuternd und limitirend auf dieselben einwirken. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er seinen hierauf abzielenden Versuchen exactere und reichhaltigere Forschungen in der Geschichte des Mönchtums und der Askese zu Grund gelegt hätte, als er dies gethan hat. Die zahlreichen irrigen Schreibungen der Eigennamen berühmter Mönchsväter und Heiligen, welche zum Theil mit bedenklicher Beharrlichkeit wiederkehren, die noch zahlreicheren Anachronismen oder vielmehr der gänzliche Mangel einer chronologischen Ordnung in seinen Aufzählungen; die häufige Hervorhebung ganz unwichtiger Erscheinungen der mönchischen Askese bei gleichzeitiger Vernachlässigung oder völliger Ignorierung hervorragender wichtiger (z. B. des Karthäuserordens, des vegetarianischen unter den Vegetarianerorden des Mittelalters), sowie bei deutlich dokumentirter Unkenntniß der neuesten historisch-kritischen Hilfsmittel zum Studium der zum Theil so schwierigen und dunklen Parteen der kirchlichen Culturgegeschichte, welche hier in Frage kamen: dies alles zusammen zeigt, daß er seiner Aufgabe nicht gehörig gewachsen gewesen ist. — Gegen seinen schließlich geäußerten Wunsch: „daß alle Menschen so leben mögen, wie es ihrer Natur angemessen und förderlich ist“, und gegen die daran geknüppte Hoffnung: „daß so viele Uebel verhütet werden würden“, ist selbstverständlich nicht das Mindeste einzuwenden.

Concordia. Zeitschrift für die Arbeiterfrage. Erster Jahrgang. Berlin. Enslin. (Alle 14 Tage 1—1½ Bogen. Preis vierteljährlich 10 sgr.)

Diese von der „Bonner Conferenz für die Arbeiterfrage“ (Juni 1870) ins Leben gerufene, von L. Nagel in Berlin dirigirte und dabei (wie der Inhalt der uns vorliegenden Probenummer zeigt) auf die Mitarbeit hervorragender Mitglieder jener Conferenz gestützte Zeitung eignet sich, behufs Charakterisirung ihrer Tendenz, einen Satz aus einem an die Industriellen Deutschlands und der Schweiz gerichteten Aufrufe des Ausschusses jener Conferenz an, des Inhalts, „daß in der Arbeiterfrage an die gesammte heutige Gesellschaft, insbesondere an die besitzenden und gebildeten Klassen, eine Aufgabe gestellt ist, deren Lösung nicht bloß durch das eigne Interesse, sondern ebensosehr und in erster Linie durch Pflicht und Gewissen geboten wird.“ Sie vertritt eine christlich-socialistische Richtung ohne irgendwelche Unbesonnenheiten oder ungesunde Extravaganzen, sei es auf religiösem oder auf volkswirtschaftlich-socialen Gebiete. Dabei sind es zunächst nicht die Arbeiter selbst, an welche sie sich wendet, sondern die Besitzenden, vor Allem die Arbeitgeber, als die dem leidenden Gliede Nächsten, weiterhin „alle Freunde der Arbeitssache, Alle, denen das gemeine Beste am Herzen liegt“; auf ihrer Aller vereinte Thätigkeit, bestehe dieselbe nun in directer Mitarbeit durch Correspondenzen, oder wenigstens in Hilfeleistung zu weiterer Verbreitung des Blattes, reflectiren die Herausgeber. Das Milde und Weitherzige ihres Standpunkts characterisirt die nachdrückliche Darlegung ihrer Ueberzeugung, „daß gerade die sociale Frage das Gebiet wäre, wo alle guten und gesunden Kräfte zusammenwirken sollten und könnten, unbeschadet der besonderen Ueberzeugungen eines Jeden“ und ihres offenen und ehrlichen Aussprechens. Uebereinstimmend hiermit bezeichnet die Redaction als den Kern ihrer Aufgabe in der Arbeiterfrage „die Christianisirung der Industrie“, gestattet aber gleichzeitig, daß Andere sich hierfür des Ausdrucks „Humanisirung“ bedienen, vorausgesetzt, daß nur beiderlei Bekenner mit ihren christlichen und humanen Prinzipien wahrhaften und thätigen Ernst machen, und auf socialen und wirtschaftlichem Gebiete sie auch in das Leben übertragen.

Behufs Ausführung dieses Programms, welches ein einleitender Artikel der Probenummer eingehend darlegt, beabsichtigt das Blatt, nicht nur in Leitartikeln regelmäßig seine grundsätzliche Auffassung der Arbeiterfrage zu vertreten, sondern auch mit gleichem Fleiße die

bereits bestehenden Einrichtungen und Maßregeln zu Gunsten der Arbeiter zu beleuchten, als da sind „Spar- und Hilfspensystem, Consum-Vereine, Baugenossenschaften und sonstige Vorkehrungen für Beschaffung guter Arbeiterwohnungen, Erziehungsanstalten für Arbeiterkinder, Fortbildungs-Anstalten für die jugendlichen und erwachsenen Arbeiter, Volksbibliotheken; desgleichen auch Maßregeln zur Verbesserung des Einkommens der Arbeiter (wie der Gruppenafford, die Partnerships zc.), Productivgenossenschaften, gewerbliche Schiedsgerichte; endlich auch die sociale Gesetzgebung der verschiedenen Länder sammt der die Arbeiterfrage nach verschiedenen Richtungen ventilirenden socialen Literatur und Presse. — Wie diese reiche Fülle von Objecten der Untersuchung und Verhandlung im Einzelnen zur Förderung gebracht werden soll, geben die noch außer jenem ausführlichen Vorwort und Programm in der vorliegenden (ausnahmsweise 2 ganze Bogen starken) Nummer enthaltenen Artikel zu erkennen: „Repertorium der Leistungen“ (Beschreibung der von den H. Köchlin und Baumgärtner zu Vörsach getroffenen Veranstaltungen zur Verbesserung der Lage ihrer Arbeiter), „Niederländische Enquête über die Kinderarbeit“ (Kritik eines vom holländ. Minister des Innern publicirten Commissionsberichts über Werth und Wirkungen der Kinderarbeit in Fabriken), „Ultramontane Apostel der Staatshilfe“ (Kritik des von Domcapitular Mousfang in einer öffentlichen Rede versuchten Nachweises der Nothwendigkeit von Staatshilfe für die Arbeiter); „Correspondenzen“ (aus Nürnberg und Chemnitz, über dortige Arbeiterverhältnisse); „Sprechsaal“; „Mitwirkung der Arbeiter bei Feststellung der Fabrikordnung“; „Literatur“ (ausführliche Besprechung der Fr. Bizer'schen Schrift „Arbeit und Kapital“, Stuttgart 1871); „Vermischtes“ (Berliner Maurerkriese und Wohnungsnoth; Schiedsgerichte für Arbeiter, Speiseanstalten, Statistisches zc.).

Nach dem hier Mitgetheilten bedarf das neue Unternehmen keiner weiteren Empfehlung bei den Lesern unsres Blattes. Wir bemerken nur noch, daß, wie jede Einzelheit der gegenwärtigen Probenummer zeigt, die Redaction ihre Arbeit mit der gewissenhaftesten Sorgfalt betreibt und daß die Verlagshandlung für eine in Anbetracht des billigen Abonnementspreises wahrhaft schöne und solide Ausstattung Sorge getragen hat. — Möge das Werk reichen Segen in weitesten Kreisen stiften und etwas zur Abwendung der schweren Gefahren beitragen, womit die Arbeiterfrage gerade in diesen Tagen die christlich-deutsche Frage bedroht!

Henrici, H. Deutsches Volksthum und deutsches Christenthum. Bremen, 1871. Müller. 5 fgr.

Der Verfasser sagt gegen Schluß des Vortrags, daß er auf eine deutsche Nationalkirche hoffe, „die ein Herz hat weit genug, um die Wahrheitsmomente des von Rom befreiten Katholizismus anzuerkennen, und Kammern genug, daß in ihr sich verschieden gefärbte Geister häuslich einrichten können“; und er spricht an einer andern Stelle die Hoffnung aus, daß das reformirte Haus der Hohenzollern „in seinen lutherischen Stammländern und mit der Menge seiner katholischen Unterthanen auch noch mehr und mehr ein Werkzeug sein wird, die rechte Union der Herzen herbeizuführen bis auf ihren tiefsten religiösen Grund.“ Auch nennt er im Hinausschauen nach dem neuen Himmel und der neuen Erde unser Vaterland „eine Provinz dieser neuen Erde“ und unser Volk „ein Glied an dem ewigen Leibe des Herrn.“ Wir glauben nicht, daß die erste und dritte öffentliche Aufstellungen Schriftgrund unter sich hat, obwohl wir meinen, auch ein treu deutsch Blut zu fein und mit besonderem Nachdruck bekennen den Glauben an eine heilige, christliche Kirche; noch können wir von dem heißgeliebten Hohenzollerngeschlechte, wie die Sachen gegenwärtig stehen, in Angelegenheiten der Union mehr erhoffen, als daß es, will's Gott, bald der falschen Union keinen Vorwurf mehr leistet. Die wahre Union wird gewiß nicht einmal in hervorragender Weise von einem weltlichen Herrschergegeschlechte und dessen weltlichem Regiment gefördert werden. Wohl aber erkennen auch wir, „daß die leuchtenden Höhen der Geschichte unseres Volkes zusammenfallen mit den Höhenpunkten seines Glaubens und ebenso die Zeiten unserer Schande die Zeiten unseres Abfalls vom Glauben waren.“ Vielleicht würde der Verf. seinem Gegenstande überhaupt näher getreten sein, wenn er von diesem Angelpunkte aus das treffende Bild der Ehe Gottes mit dem Israel des alten Bundes noch ausführlicher, als er es thut, auf unser deutsches Volk angewendet hätte. Mindestens würde dadurch gewiß der Vortrag sich zu energievollerer Wirkung in seinen Theilen schärfer gegliedert und kräftiger zusammengefaßt haben.

Dr. D. S.

Kübel. Der Krieg im Lichte des göttlichen Wortes. Stuttgart, Steinkopf.

Nicht einen zusammenhängenden Vortrag, sondern sechs kurze Betrachtungen bietet der Verf. und zwar in der Absicht, denjenigen Christenleuten, welchen der Krieg überhaupt

und so auch der letzte die Seele beirrt und ansieht, zu einem richtigeren Urtheil über den Krieg zu verhelfen. Er zeigt zuerst, wie der Krieg nicht nur von Gott zugelassen, sondern auch gelenkt wird; dann daß derselbe nicht nur natürliche Sündenfrucht, sondern auch eine Gottesordnung gegen die Volksünden ist. Ferner daß der Krieg sowohl der strafenden und richtenden Gerechtigkeit Gottes entspricht, als auch der weltlichen Obrigkeit in vielen Fällen unvermeidlich als eine Pflicht auferlegt ist, und daß auch der Ausgang der Kriege unter menschlicher Mitwirkung Gottes Werk ist. Endlich, daß Sieger und Besiegte den Krieg verschulden und so beide ihn als ein Gericht über sich anzusehen haben, daß dieser aber für beide Theile ein Zucht- und Rettungsgericht sein will. Verf. behandelt den Gegenstand im Einzelnen so, daß den Lesern reichliche Anregung geboten wird, an der Hand des Gotteswortes sich noch eingehender mit dem Gegenstande zu beschäftigen, welcher begreiflicher Weise auf den 36 Seiten der Broschüre nicht erschöpfend behandelt werden konnte. Wir machen dem Verf. aus dieser Kürze keinen Vorwurf und hoffen, daß seine Aussaat an vielen Herzen segnete Frucht bringt.

Dr. D. S.

Roßoll, H. Der Christ und die Weltsgeschichte. Bremen 1871. Müller. 5 sgr.

Es ist dem Schreiber dieser Zeilen schon oft der Wunsch gekommen, einen gehörten Vortrag lesen zu können oder einen gelesenen Vortrag auch gehört zu haben. Dieser vorliegende hat mir bei mehrmaligem Lesen den eigenthümlichen Wunsch erweckt, daß ich hätte die Versammlung sehen und durchmustern mögen, welcher man solch einen Vortrag bieten durfte, nämlich solch einen fast überall gleich mächtigen und tiefen Strom großer Anschauungen und tiefer Gedanken, daß es dem Hörer und Leser fast bei jedem Satz obliegt, neben dem flüchtigen Worte noch im Fluge wichtige Gebiete der eigenen Gedankenwelt zu durchheilen. Schön möchte ich diese erhabene Redeweise nicht nennen; aber anziehend ist sie in hohem Grade und ebenso anregend. Ich möchte sie etwa vergleichen mit einem meisterhaften Marmorwerke, welches nur erst theilweise der Vollendung nahe gebracht ist und darum nicht mehr durch dasjenige fesselt, was es bereits deutlich zeigt, als durch dasjenige, was es ahnen läßt. Die letzten Sätze lauten: „Der Christ, in dieser Welt stehend, wird in seines Meisters Namen arbeiten, unerschrocken Zeugniß geben, und in stillem Wesen kaum wissen, daß er dienend zu den Säulen gehört, welche den

Himmel tragen. Der Christ wird endlich erfahren, daß er mit seinem eigensten Wesen keinen Raum hat in der Herberge, und wird mit allen Heiligen das Haupt erheben, warten auf die öffentliche Erscheinung dessen, welcher unsichtbar bei den Seinen ist, alle Tage bis an der Welt Ende.

Dr. D. S.

Biographien. Briefwechsel.

Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a., nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel u. a. Herausgegeben von G. Waiz. Erster Band (S. 385). Mit dem Portrait von Auguste Böhmer. Zweiter Band (S. 384). Mit dem Portrait von Caroline Schlegel. gr. 8. Leipzig, 1871. S. Hirzel, 5 thlr. 10 sgr.

Dieses Werk beansprucht unser Interesse aus einem zwiefachen Grunde: einmal wegen der Frau, deren Namen es an der Spitze trägt und deren Briefe zum ersten Male in fast vollständiger Anzahl dem deutschen Publikum vorgelegt werden, dann wegen der verschiedenen geistig bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen jene während eines innerlich wie äußerlich bewegten Lebens in nähere freundschaftliche Beziehungen getreten ist, und in deren Kreise sie gelebt hat. Dorothea Caroline Albertine Michaelis, Tochter eines der ausgezeichnetsten alttestamentlichen Theologen des vorigen Jahrhunderts, des Geheimen Justizraths Johann David Michaelis zu Göttingen, ward den 2. September 1763 geboren; sie verheirathete sich am 15. Juni 1784 mit dem Dr. med. und Bergemedicus zu Clausthal Böhmer. Nach dessen Tode 1788 schloß sie eine zweite Ehe mit August Wilhelm Schlegel, um sich nach dem Tode ihrer Tochter Auguste, die ihr letztes Kind war und blieb, im Sommer 1803 auch von diesem zu scheiden und zum dritten Male dem Philosophen Schelling die Hand zu reichen, als dessen Frau sie am 17. September 1809 sechsundvierzigjährig starb. Caroline Michaelis war eine Schönheit von einnehmendem Reiz, nach dem von J. F. A. Tischbein gemalten Delgemälde zu schließen, an ihrer Wiege hatten außer den Mäusen, denen sie wenigstens durch ihre in einer Universitätsstadt empfangene Bildung zu huldigen lernte, also auch die Grazien gestanden. Die geistige Bedeutung dieser Frau für eine Zeit, als die Romantiker in der Vermischung von himmelnder Sehnsucht

und irdischer Genußsucht die Poesie zum Mittelpunkt alles Lebens und Strebens machten, wo alle geistigen Richtungen, alle Momente der Welt- und Menschenauffassung zusammen laufen sollten, war bereits aus den Briefen und Denkschriften ihrer Zeitgenossen bekannt; allein jetzt erst ist durch die vorliegende Sammlung der eignen Briefe die volle Persönlichkeit zur deutlichen Anschauung gebracht worden. Der Herausgeber, welcher diese Hinterlassenschaft nach streng historischer Methode behandelt und für seine Mühwaltung den Dank aller Literaturfreunde erworben hat, bemerkt mit Recht (S. VI): „Carolinens Briefe dürfen, wenn mich mein Urtheil nicht täuscht, als solche einen Platz in unserer Literatur in Anspruch nehmen; sie enthalten außerdem wichtige Beiträge zur Geschichte aller derjenigen, mit denen Caroline in Verbindung kam, Götters, F. L. W. Meyers, G. Forsters, Th. Hubers, A. W. und Fr. Schlegels, Schellings u. a., zur Kenntniß der literarischen und socialen Zustände am Ausgang des vorigen, am Anfang unsers Jahrhunderts. Die Göttinger, Mainzer, vor allem Jenaer und Weimarer, z. Th. auch die Berliner, später die Würzburger und Münchener Kreise, die Verhältnisse der Schriftsteller und der Universitäten, mitunter auch die politischen Ereignisse der Zeit erhalten hier Beleuchtung und Aufklärung.“ — In der That, die Briefe, welche in treuer Freundschaft aufbewahrt und fast einhundert Jahre erhalten sind, gewähren einen unmittelbaren Genuß, sie sind eine werthvolle Bereicherung unserer Kenntniß der inneren Bestrebungen wie äußeren Beziehungen der romantischen Schule, sie haben nichts von jenen Klatschereien, wie solche neuerdings durch Barnhagen von Ense gangbar geworden sind. „Frau oder Madam Caroline“ — so wurde sie von den meisten Leuten in Göttingen genannt (S. 319) — zeigt sich in allen Briefen als eine reichbegabte und selten gescheute Frau, sie hat ihre eigenen eigenthümlichen Gedanken, ihre originellen Empfindungen, ihr Urtheil ist entschieden und rasch, meistens das Richtige treffend, selten freilich durch Wohlwollen gemildert. Sie besaß alle Talente um als Schriftstellerin zu glänzen, aber ihr Ehrgeiz war nicht auf diesen Ruhm gerichtet, obgleich sie unmittelbar literarisch mitwirkte, kritisch so wohl, als überlegend und selbst dichtend an den Werken ihrer Männer wie Freunde. Sie beherrscht die Sprache und gebraucht jeder Zeit den treffenden prägnanten Ausdruck. Sie lebte nicht nach dem Rathe Göthe's „das Beste was man wissen kann darf man den Menschen doch nicht sagen“; sie trägt kein Bedenken ebenso freimüthig wie lebhaft das zu bekennen, was

ihr Innerstes in Liebe und Haß bewegt. Die volle Natur kommt zur Geltung und gewinnt eben wegen der Ureigenheit jetzt noch unsere Parteinahme, wie sie damals alle Männer, mit denen sie in Beziehung trat, fesselte und beherrschte in gleichem Maße, als sie die Frauen abstieß. Aber sie brüstet sich nicht mit der Ueberlegenheit ihres Geistes, sie ist nicht eingenommen und betäubt von der eigenen Größe, ihr Uebergewicht beweist sie nur in der schlechten Behandlung einer nicht zugehörigen Umgebung. Sie hatte nach dem eigenen Geständniß (S. 74) sich von jeher gewöhnt, nicht auf Hülfsmittel zu bauen, die sie nicht in sich selbst fand; es hat daher Interesse, ihre eigenen Gedanken genetisch zu verfolgen und zu verstehen.

Man wird allerdings vom streng moralischen Standpunkte heute leicht geneigt sein, den Stab zu brechen über die sittlichen Normen nach denen sich dieser Lebenslauf regelte oder richtiger verunregelte; neben den schicksalen Carolinens kommen auch die vieler anderen Frauen und Männer mit drastischen Einzelheiten zu Tage. Allein zur Entschuldigung muß man geltend machen, daß Leben, Empfinden und Denken dieser Frau durch die allgemeine Richtung der Zeit bestimmt wurde und zu ihrer gerechten Beurtheilung ist sorgfältig zu unterscheiden, was jener Zeitrichtung, was ihrem eignen Character angehört. Die Frauen der damaligen Zeit wollten sich ihre Lage nach eigenem Ermeßsen und egoistischen Empfinden selbst schaffen, sie wollten sich nicht einfach der Stellung, welche durch Jahrhunderte geboten war, fügen; wie die Bürger der französischen Revolution beanspruchten sie Rechte, kennen aber keine correspondirende Pflichten. Die Meinung, es werde etwas Ungewöhnliches in der jetzigen Darstellung zum ersten Male ausführlich mitgetheilt, wird abgeschwächt durch eine Vergleichung mit der Geschichte anderer berühmten Frauen aus der vornehmen Gesellschaft, welche mit den Helden unserer Literatur in freundschaftlichen, ja intimen Beziehungen standen. Aber man darf wohl fragen, wie die Reflexionen über die Vereinbarung sinnlicher und geistiger Wollust des frivolen Romans Lucinde, wie die Theorien ähnlicher Schriftsteller aus der romantischen Periode auf edle und bedeutend angelegte Frauen eingewirkt haben? Für das Studium des menschlichen Gemüthes bleibt die Darstellung einer solchen Natur wie Caroline allerdings immer ein Gewinn.

Die Jugendbriefe Carolinens befunden bereits eine sehr frühe Entwicklung, sie sind geistreich und heiter. Der erste mitgetheilte Brief ist vom 7. October 1778, an Louise Stieler gerichtet, welche 1782 sich mit dem Dichter Gotter verheirathete und ihm nach

Gotha folgte. Er ist charakteristisch für die Seelenstimmung des erst fünfzehnjährigen Mädchens. Sie klagt „ich bin keine Schwärmerin, keine Enthusiastin, meine Gedanken sind das Resultat von meiner, wenn's möglich ist, bei kaltem Blut angestellten Ueberlegung. Ich bin gar nicht mit mir zufrieden, mein Herz ist sich keinen Augenblick selbst gleich, es ist so unbeständig, Du mußt das selbst wissen, da Dir meine Briefe immer meine ganze Seele schildern. Ich habe wahres festes Vertrauen auf Gott, ich bitte ihn so sehnlich, mich glücklich zu machen, aber ich habe so verschiedene Wünsche, wodurch ich das zu werden suchte, daß, wenn er sie alle nach meiner Phantasie erfüllen wollte, ich nothwendig unglücklich werden müßte.“ (S. 3.) Sie stand damals schon in näheren und entfernteren Beziehungen zu jungen Männern, sie spricht von einer fehlgeschlagenen Erwartung; „aber meinen guten Namen verloren zu haben, doch so arg ist es vielleicht nicht, meine Einbildungskraft vergrößert mir mein Unglück, aber doch bin ich wenigstens das Gespräch des schlechteren Theiles unserer Stadt, und das durch eine Ursache, an der ich so wahrhaftig unschuldig bin, bloß meine Unbesonnenheit hat mich dahinein gestürzt.“ Im ein und zwanzigsten Lebensjahre heirathet sie einen Arzt in Clausthal, Dr. Böhmer, Sohn des Professors der Rechte und Geheimen Justizraths, G. L. Böhmer in Göttingen. Er scheint ein braver Mann und sie mit ihm glücklich gewesen zu sein, „sie kannten sich und vertrugen sich nach einem kleinen Zwist um desto besser“ (S. 29). Unter den Briefen ist die im Nachtrag I S. 317—320 mitgetheilte Schilderung ihrer Hochzeit einer der interessantesten, — er liefert ein lebhaftes Gemälde von den Sitten einer nun schon bald hundert Jahre hinter uns liegenden Vergangenheit. Die übrigen Briefe erzählen von den Einzelheiten des Aufenthalts in einer Landstadt auf der Hochebene des Harzes, piquant und launig, dann wieder von höheren Interessen, welche ihr auch hier nicht fern blieben. „Die Gesellschaften sind hier“ schreibt sie, „in 4 Abschnürungen getheilt, eine hölzerne Wand zwischen jedes Part nach den vier Himmelswinden zu: die Weiber, die Männer, die Mädchen, die Junggesellen. Die ersten, West und Nord — das ist der Wetter- und Regenwind, wie die Ehe bei ihnen oft solch Föhnlein machen mag, die letzten Süd und Ost — da brennt die Sonne am stärksten und es giebt Unge- witter — ob die reine Sonne brennt, das himmlische Feuer das erwärmt, erhellt, Wachsen und Gebeihen giebt, weiß ich nicht. Mißgönn doch einem ehrlichen Menschen die Lust nicht, sich an 20 bis 30 albernen Menschengesichtern

zu amüsiren, und laß lieber in der katholischen Kirche in der kurzen Straße eine Meße dafür lesen, daß ich das Ding von der Seite zu nehmen anfang.“ (S. 12.) Von einer schweren Krankheit wurde sie langsam durch die Bemühungen ihres Mannes wieder hergestellt, für den sich bei dieser Gelegenheit ihre Achtung und Zärtlichkeit durch die vielfachen Beweise der Feinigkeit und die Standhaftigkeit, die er nie verleugnete, selbst in dringender Gefahr nicht, noch verdoppelt hat; am 28. April 1785 ward ihr eine Tochter geboren, welche den Namen Auguste erhielt, nach den Aeußerungen der Mutter ein reizendes Geschöpf (S. 27), „schön wird sie gewiß nicht, da steht ihr Näschen im Wege, aber jetzt (1786) hat sie Alles, was Schönheit erlegt, und Gott gebe, daß sie gut werde.“ Die Hälfte des Tages saß sie in Clausthal nichts von der Natur, und war die andere Hälfte ungestört in ihrer Stube. Obgleich sie meinte gerecht gewesen zu sein gegen einen würdigen Mann — „und ist das nicht das schönste Verdienst des Weibes?“ — schrieb sie doch an ihren Bruder (S. 44); „weh, weh wo ist mein Freund geblieben, mit dem ich die Fluren durchstreich? wo find ich eine Liebchaft wieder? kluge Damen sind nicht für mich. Sonne der Eleganz, du bist untergegangen. Ihr seid zu Ende, wähllichen Tage.“ Wertwürdig ist ein längerer Brief an ihre Schwester Lotte: „Um das innigste Gefühl des Kammers, der in seinen Klagen selbst die süßeste Belohnung findet, um die Wehmuth, die entzückende Wehmuth, diesen Schatten des verlorenen Geliebten, der uns schwärmerischer, feiner beschäftigt, wie der Geliebte selbst, möcht ich dich beneiden. Und sieh, wie leicht sich wahre Liebe in Begeisterung der Tugend auflöst, wie sanft sie sich in diese verwickelt. Liebe kann der nächste Schritt zur Tugend werden. Aber oft, meine Lotte, das kann ich dir nicht verhehlen, oft verwechselt die glühende Einbildungskraft den Gegenstand, sie jagt dem geistigen Wesen, das sie nicht unterscheidend hell erblickt, nach, träumt sich in die Gefilde des Lichts und der Vollkommenheit hinein, und wacht auf, eh wir's glauben, über den ersten besten Stoß.“ (S. 14.) Sie selbst schreibt dann resignirt; „bin nicht mehr Mädchen, die Liebe giebt mir nichts zu thun als in leichten häuslichen Pflichten — ich erwarte nichts mehr von einer rosenfarbenen Zukunft — mein Loos ist geworfen. Auch bin ich keine mystische Religions-Enthusiastin. — das sind doch die beiden Sphären, in denen sich der Weiber Leidenschaften drehen“ (S. 37). Zur Ausfüllung ihrer Zeit ließ die meist einsam sitzende junge Frau sich von den übrigen Büchern ernsteren Inhalts aus Göttingen kommen, z. B.

Jacobis Briefe über Spinoza's Lehre, Millers historisch moralische Schilderungen, Herders, Gott und Philo's endliche Erklärung — seine Verbindung mit den Illuminaten.

Am 4. Februar 1788 starb Böhmer, und Caroline lebte fünfundzwanzig Jahre alt nach Göttingen zurück, wo sie als junge schöne Wittwe Aufsehen erregte; sie sorgte nicht und machte keine Pläne, nur Einem glaubte sie mit festen Schritten nachgehen zu müssen, dem Wohl ihrer beiden kleinen Mädchen, Auguste und der am 23. April 1787 geborene Theresie; alles übrige liegt vor ihr da wie die wogende See, schwindelt ihr vor dem Anblick, so schließt sie ihre Augen allein, sie vertraut sich ihr ohne Furcht. Sie weiß nicht, ob sie je ganz glücklich sein kann, aber das weiß sie, daß sie nie ganz unglücklich sein werde. Ein Schleier fällt nach dem anderen, es ist ihr nichts mehr sehr wichtig — Erfahrung mindert den Werth der Dinge, denn es nimmt ihnen die Neuheit — sie schätzt nichts mehr, als was ihr ihr Herz giebt und erwirbt, nichts, als was sie sich selbst bereitet. In Göttingen sammelte sie verschiedene Anbeter um sich, so eine liebens- und beachtenswerthe Persönlichkeit, den Sohn des Gartenmeisters bei Montbrillant Jatter, und F. L. W. Meyer, „der Bramstedter“ zur Unterscheidung von anderen Schriftstellern desselben Namens genannt. Der erstere erscheint ihr am nächsten getreten zu sein, doch erfahren wir aus den Briefen nicht viel über ihn, nur ein kurzes Schreiben an Meyer von ihm, voll Theilnahme für die „liebe Frau“ ist S. 46 mitgetheilt. Dagegen hat Caroline das Meiste von ihrem inneren Leben in den vielen Briefen an Meyer ausgeschüttet. Sie schreibt ihm unter anderen S. 53, „daß Sie meine Lage vollkommen richtig beurtheilten, wußte ich sehr wohl, aber ich konnte auch darüber nicht offen sein, weil ich den letzten Wahn zu retten hatte, der mir mein Schicksal erträglich machte, den letzten Wahn der Liebe: Zärtlichkeit. Zu delikant, zu gut, zu sanft, diese wegzuerwerfen — vielleicht auch zu sehr eingeengt — behielt ich sie bei, und sie lebt selbst noch in der Erinnerung, ob ich gleich mit Schauer und Beben an jene Zeit zurückdenke, und von ihr, wie der Gefangene von dem Kerker, mit einer schrecklichen Genugthuung rede.“ (Meyer verfaßte bekanntlich eine Biographie des Schauspielers Künstlers Friedrich Ludwig Schröder, 3 Theile, Hamburg, 1819.) August Wilhelm Schlegel studirte damals in Göttingen Philologie — ihn nannte Bürger mit Selbstgefühl seinen lieben Sohn im Apoll —, er wurde auch Carolinens Anbeter, während sie vorgab, ihn ganz erzoget zu haben; ein Gedicht von Schlegel, bisher nicht bekannt, für Carolinens Kinder

zum Geburtstage des Großvaters ist S. 52 abgedruckt.

Nachdem Caroline kaum ein Jahr in Göttingen geblieben war, zog sie zu ihrem Bruder Fritz nach Marburg, wo derselbe an der Universität Professor war. Sie hoffte hier im Hause des Bruders mehr Einsamkeit, Ruhe und Freiheit zu finden. Sie sah den Gang ihres Lebens, Ursache und Folge genau mit einander verflochten, und wollte sich nicht gegen Nothwendigkeit auflehnen. Es war wieder etwas vorgefallen, weshalb sie mit Eile und Eifer auf ihr Weggehen denken muß — die eigentliche Ursache ist nicht recht zu ermitteln. Aus einer Correspondenz Gotters und seiner Frau erhellt die Absicht, sie wieder verheirathen zu wollen, auf die sie, „die gottlose kleine Frau, die coquette junge Wittwe, denn es giebt doch dergleichen Lesarten über mich“, schreibt sie naiv an Meyer, nicht einging. Wunderbar ironisch klingt gerade in dem Munde dieser Frau die Aeußerung (S. 86): „darum müssen Weiber keine Liebhaber haben, weil sie leicht Kind und Wirthschaft darüber vernachlässigen; mein innerster Unwille wird rege, wenn ein Weib so wenig Weib ist, das Kind vergessen zu können, und wäre ich Mann, ich möchte sie nicht in meine Arme schließen.“ Caroline wollte August Wilhelm Schlegel be- reden, ihr nach Mainz zu folgen, welches zwei große Anlockungen hatte, die Gegend und Forsters, — ihre verheirathete Freundin Theresie Forster, eine Tochter des berühmten Göttinger Philologen Heine. Schlegel hatte sich geweigert und sie hatte ihn nach dem späteren Besuche schnöde abgewiesen. Dieser hatte die Briefe der Freundin den jüngeren Bruder Friedrich Schlegel einsehen lassen; es ist höchst interessant, der angenehmsten Beschäftigung des neunzehnjährigen Mannes zu folgen, „aus den vielen mitgetheilten Fragmenten das Große und Ganze ihres Geistes zu errathen und den Character zu beurtheilen.“ Wir wollen aus den in den Beilagen S. 339—353 abgedruckten Briefen Einzelheiten herausheben. „Ich bin bereichert durch die Briefe der C. Etwas ungreiflich bleibt sie mir — nämlich wie bei der Erhabenheit die leicht bewegliche Phantasie und die Zärtlichkeit des Gefühles sein kann. Mit ihrer Erhabenheit sympathisire ich und das Zarte erreiche ich mit dem Verstande“ S. 340. — „Deine Absicht zu C. zu gehen habe ich geahnet; die Entwicklung war mir sehr fremd, und erlaube es mir zu sagen — auch dein sehr männliches Betragen hat mich beinahe überrascht. Das habe ich dir doch nicht zuge- traut.“ Ich überlasse es der Zärtlichkeit des Weibes, den Freund aus Eigennuz zu einem gewagten Schritte zu verleiten — diese kann

ja noch mehr, sie kann durch alle Künste zu einer Handlung verführen, die die willige Entartung der Natur ihres Freundes zur unvermeidlichen Folge hat. Euer Bund ist ganz zu Ende und dein Anerbieten der Freundschaft halte ich nicht für Ernst. Euer Bund ist ganz zu Ende, denn Deine Liebe zu ihr war nur Mittel zu einem hohen Zweck, den das Mittel zu zerstören droht. Du hast sie nun gebraucht, und mit Recht wirfst Du sie weg, da sie Dir schädlich wird. Oder weißt Du etwa nicht, daß Du in ihr Dein eigenes Ideal der Größe liebst? In einigen Jahren mußt Du einsehen, daß der Grund Deiner Erhöhung in den letzten Jahren in Dir selbst lag: sie war nur der Anlaß. Und doch versichert sie Dich ganz naiv, dieß sei ihr Werk. Bei einer persönlichen Zusammenkunft hätte sie vielleicht Mittel gehabt, es glauben zu machen. Einzelne sehr große Züge verkenne ich nicht an ihr; ich wünschte doch, daß sie mit der schonungslosesten Aufrichtigkeit, deren sie sich rühmt, auch nur einmal in ihr Inneres blickte. Hinter den Aussprüchen ihres Gefühls, die die Dunkelheit und die Annahme der Orakelsprüche haben — es liegt so in mir, ich sage wie es ist, nicht wie es sein sollte, ich fühle das, es ist muß, ich darf was ich muß — unter diesen scheinbaren Gestalten möchten vielleicht andere Dinge im Hintergrunde lauern, als sie selbst ahnt. Es ist nicht unmöglich, daß sie ihren Schritt einmal bereut, sie fühlt Deinen Verlust tief. Ihr Urtheil über Deinen sittlichen Werth ist Dir nach Deinem letzten Briefe von großer Wichtigkeit — ein beleidigtes Weib ist wohl nicht kalte Richterin — und sie hat Dir ja bewiesen, daß sie auch gegen ihr Gefühl Dir Verachtung blicken lassen wird. — Ihre verstellte Verachtung muß Dich auch nicht einen Augenblick unumthig machen. Ich denke, wenn ich abziehe, was sie dadurch, daß sie Weib ist, bei Dir voraus hat, die lange Gewohnheit der angemaßten Superiorität, ferner was längere Erfahrung ihr wirklich vorausgibt, und in Betreff der Trennung der Umstand, daß sie aus dem Besitz eines anderen redet. — sie müßte in der That sehr tief unter Dir stehen, wenn sie nicht ein scheinbares Uebergewicht haben sollte. Wehe Dir, wenn Du nicht bald — ruhig und glücklich bist. Sonst wäre Dir besser gewesen und Deiner Natur angemessener, in ewiger Dienerschaft zu huldigen“ (S. 342). — „Um alles in einem Worte zu fassen, was ich darüber zu sagen habe: ich tadle sie nicht deshalb, weßwegen Du sie verlassen hast, sondern ich halte die Verbindung mit ihr einem Mann für gefährlich, wegen ihrer Neigung sich huldig zu lassen.“ (S. 343.) Allein selbst nach Auflösung des Liebesverhältnisses

wird ein freundschaftlicher Briefwechsel fortgesetzt, Caroline scheint nicht geneigt, die Herrschaft aufzugeben, und Schlegel theilt seinem Bruder hoffnungsvoll die Stelle mit, welche eine wiedererwachte Neigung anzudeuten scheint. Friedrich Schlegel ist bedenklich, er sieht immer noch mehr Verlangen nach dem Vergnügen, die erste Stelle zu haben, als nach Liebe, obgleich er sie eine edle Frau nennt „und Du verdankst ihr mehr, als Du ihr je erwidern kannst.“ Uebrigens bekennet er offen den Grund seiner psychologischen Studien: „wenn es nicht S. wäre, wenn dies Phantom mich nicht mehr interessirte als die Wirklichkeit der Weiber, die ich kenne (— ein Phantom, dessen wirkliches Erkennen mir vielleicht gefährlich sein könnte —) so würde ich den Geist dieser einzelnen Leute nicht zu ahnden versuchen.“ S. 33.

Caroline lebte inzwischen zu Mainz, vorzugsweise mit Forster und seiner Frau, einer geistig verwandten Freundin und Rivalin von Kindesbeinen an; Neigung und Entfremdung wechselten während des ganzen Lebens, sie beobachteten sich gegenseitig sehr scharf, und beurtheilten sich richtig. Caroline tadelte die ein halbes Jahr jüngere Freundin und klagte sie an, doch kann sie von Anhänglichkeit und Liebe nicht lassen. Therese schreibt nach dem Tode Forsters (F. starb am 12. Januar 1794 zu Paris) einen Brief von der rücksichtslosesten Offenheit: „ich wünsche Dir Frieden, wo Du auch seist, und verlange nach Dir, obschon ich mich vor dem, was in Dir anders ist, fürchte. Du wirst mir schreiben, wenn Dein Schicksal fortschreitet. Höre eine Bitte, sie ist treu. Ich weiß nicht, ob Du jetzt nicht liebst, oder was Dir jetzt Liebe ersetzt; aber kommst Du mit Männern in Verhältnisse, so hüte Dich, daß Du nicht gemißbraucht wirst und Dich hintanziehst. Lieb Dich aus Liebe, aber nicht aus Ueberdruß, Spannung, Verzweiflung. — Kannst Du aber die Männer entbehren, so ist es gut für Dich, bis Du wieder eine Bahn gefunden hast. Vatter mußt Du verlernen — Schlegel konnte Dich retten, aber doch nicht führen kann er Dich? Die bloßen gesellschaftlichen Verhältnisse sind Dir gefährlich — ich bitte, weil ich nicht weiß, wo Du Dich schadlos halten sollst, und ich Deinen Frieden wünschte.“ S. 141. Caroline interessirte sich ihrerseits für Forster und blieb, als Therese ihn verlassen, aus Theilnahme zurück, um das „Amt einer moralischen Krankenwärterin“ zu üben S. 124. Forster ist mein Freund, schreibt sie an Meyer (S. 97), ich erkenne alle seine Schwächen und kann die nicht von mir werfen, ihm gut zu sein, ich thue Alles, was ihm Freude machen kann. Im Anfang drückte es mich, mich theilen zu sollen zwischen der Nei-

gung für ihn und meinem Gefühl für Therese; aber nachdem ich klar eingesehen habe, daß Alles gerade so sein muß wie es ist und nicht anders sein kann, vereinige ich es recht gut und bin gegen keinen mehr ungerecht.“ Inzwischen war auch Vatter einige Tage bei ihr und „sie war glücklich“ S. 105. Als Therese mit den zwei Kindern nach Straßburg gegangen war, um Huber heirathen zu können, meinte Caroline, es sei der falsche Schritt, den jene je gethan, und der erste Schritt, den sie ohne Rückhalt mißbillige. Sie schreibt bei dieser Gelegenheit an Meyer: „Forster ist der wunderbarste Mann, ich habe nie den Mann so geliebt, so bewundert, und dann wieder so gering geschätzt. Er lebt von Attentionen und schmachtet nach Liebe und kann diesen ewigen Kampf ertragen — und hat nicht die Stärke sich loszureißen, die man auch da wo man Superiorität anerkennt, haben müßte, wenn es uns mit uns selbst entzweite. Ich habe wohl gedacht, ob man ihm die Augen öffnen könnte — es versteht sich, daß ich nicht mittelbar noch unmittelbar dazu beitragen darf und werde — ich habe gefunden, man würde seine Liebe tödten können, aber seine Anhänglichkeit nicht. Spricht ihm das nicht sein Urtheil? Sie beschäftigt, sie amüfirt ihn — das kann ihm kein Wesen ersetzen — darum ist sie einzig — sie reizt seine Eitelkeit, weil er sieht, daß sie auch andere beschäftigt, und daher nie erfährt, wie nachtheilig die Urtheile sind, die selbst diese von ihr fällen. Wer sie nicht mag, flieht sie — ein neuer Triumph! So hält sie ihn — geht hin, und ruht seinen Namen, und fñhret ihn mit Stolz. Das ist nicht billig — ach und doch verdient er's. Guter Forster, geh und klage die Götter an.“ S. 144. Lassen sich diese Worte nicht fast buchstäblich auf Carolinens eigenes Verhältniß zu August Wilhelm Schlegel anwenden? — Im März 1793 verließ sie das belagerte Mainz, um bei Gotters in Gotha einen Zufluchtsort zu suchen, wurde aber unterwegs als angebliche Jacobinerin gefangen genommen und in die Festung Königstein, später in mildere Haft nach Kronberg am Taunus gebracht; sie war nach der eigenen Aeußerung nicht Verbrecherin, weder mittelbar noch unmittelbar, aber allerdings hatte sie Bekannte gehabt, die es sind und die sie nun verdächtig machen, „ich hatte mich auf ewig von ihnen zu trennen geglaubt, und es hat nie zwischen ihnen und mir eine solche Verbindung stattgefunden, von der ich mich nun als Märtyrerin betrachten könnte“ (S. 115). Vatter hätte mich durch etwas mehr männlichen Muth und ein entscheidendes Wort retten können — der einzige Mann, dessen Schutz ich je begehrte, versagte ihn mir (S. 127). Schul-

dig bin ich übrigens gewiß nicht — ich theile den ausgezeichneten bitteren Haß, den man auf Forster geworfen hat. Man irrt sich in dem, was man über meine Verbindung mit ihm glaubt — um seinetwillen allein will man mich als Geißel betrachten“ (S. 118). Zusätzlich bemerken wollen wir, daß ein neuerer Schriftsteller (Klein, Geschichte von Mainz, während der ersten französischen Occupation 1792—93, Mainz, 1860. S. 456.) Caroline doch nicht von jedem Einverständniß mit dem damaligen „Convent der freien Deutschen“ frei spricht; er schreibt: „vier Ausschüsse versammelten sich bei Forster. In seinem Hause waren täglich Abendunterhaltungen, woran auch Frauen Theil nahmen; die Frau Böhmer und Forster, Wedekind's Schwägerin spielten Hauptrollen. Es ging hier manchmal hart her: am 27. März kam es bis zu Ohrfeigen.“ Die Gefangenschaft ertrug Caroline mit seltener Seelenstärke, sie benahm sich männlicher als unglückliche Weiber gewöhnlich thun (S. 120), obgleich sie Tage verlebte, wo die Schrecken, Angst und Beschwerden eines einzigen hinreichen würden, ein lebhaftes Gemüth zur Raserei zu bringen (S. 122). Bei der Bemühung zu ihrer Befreiung kam sie auch mit W. v. Humboldt in Beziehung, der sich in einem Briefe an A. W. Schlegel über den günstigen Eindruck ausdrückt, welchen Carolinens Briefe auf ihn gemacht haben. Auch Gotters Freundschaft war thätig, aber sie wurde frei durch die unablässigen und edlen Bemühungen ihres jüngsten Bruders Philipp und „es war ihr süß, dies Alles dem braven Bruder zu verdanken“ S. 129. Sie ging nach Leipzig und schreibt an Meyer: „wie ich, von Jedermann verlassen, mir allein nicht einmal die Möglichkeit zu sterben hätte verschaffen können, vertraute ich mich einem Mann, den ich von mir gestochen, aufgeopfert, gekränkt, dem ich keinen Lohn mehr bieten konnte, wie es wohl in der Natur meines Vertrauens lag — und er betrog mich nicht.“ — (S. 132.) Gemeint ist A. W. Schlegel: sie schreibt an den Bruder: „Sie fühlen welch ein Freund mir Wilhelm war. Alles was ich ihm jemals geben konnte, hat er mir jetzt freiwillig, uneigennützig, anspruchslos vergolten, durch mehr als hülfreichen Beistand. Es hat mich mit mir ausgesöhnt, daß ich ihn mein nennen konnte.“ (S. 133.) Im Februar 1794 ging Caroline nach Gotha; „die Verschuldungen meiner ehemaligen Freunde“ schreibt sie an Meyer S. 136, „die Fehltritte, zu denen ich hingerissen wurde, ja meine Tugenden selbst haben sich gegen mich verschworen — der wunderbare Zufall so gut, wie die natürliche Folge meiner Handlungen drückt mich nieder — und ich kann

nicht verlangen, daß es anders sein soll. Wer kennt mich, wie ich bin, — wer kann mich kennen?" Sie gab damals Meyer mannichfache Winke; „was meine Meinung über Dich betrifft, so habe ich mich darin nie in der über andere, nur immer vom eignen Gefühl leiten lassen, warum bist Du nicht hier?" (S. 137.) Und später „was ich Dir hier sage, bedarfst Du zwar so wenig wie irgend etwas, was man Dir erzählen könnte — aber ich bedarf es, obwohl ich Deiner nicht so gewiß bin, wie mein selbst. Ich habe so sehr selten eine Eindrückung erfahren, die ich nicht einzig aus meiner eignen Seele genommen hätte, ich würde nicht staunen, wenn auch Du mich noch von einer Seite verwundetest, von der ich nicht fählos bin. Bleib mein Freund so lange wie Du kannst, laß Dich nicht stören, wenn ich Dir widerspreche, ich dulde auch Deinen wenigen sanften Widerspruch." (S. 143.) — Im August 1794 ertheilte das churfürstlich hannoversche Universitäts-Curatorium dem Prorector der Universität Göttingen den Auftrag, der Doctorin Böhmer in Rücksicht der achtenswerthen Familie auf schonende Weise beizubringen, daß ihr der Aufenthalt in Göttingen nicht gestattet werden könne. Sie ging nach Braunschweig, wo ihre jüngste Schwester Louise mit dem Arzt Dr. Wiedemann verheirathet lebte, auch ihre Mutter sich damals aufhielt. Auf deren Zureden schob sie, daß sie sich am 1. Juli 1796 mit „dem sächsischen Rathe in Jena, Herrn L. A. W. Schlegel" verheirathete. Das neue Ehepaar zog nach Jena, wo sie in das rege geistige Leben gezogen wurde, welches in der kleinen Residenzstadt herrschte. Die schöne und kluge Frau, welche sich mit dem romantischen Thale ganz befreundet erklärt (S. 174), findet Beifall, von der Vergangenheit spricht die „böse Welt" nur im Stillen, sie macht ein Haus aus — sie wohnten am jetzigen Fichteplatz — und man legt auf ihr Urtheil Gewicht. Eine vielseitige und bedeutende Thätigkeit der Gelehrten, die Vereiningung der thätigsten und rührigsten Kräfte erhob damals das kleine Jena zu dem Range der ersten und berühmtesten Pflanzstätte deutschen Geisteslebens. Die Briefe an Louise Gotter geben eine interessante Schilderung von den neuen Eindrücken, die sie empfing, und theilen manche beachtenswerthe Einzelheiten aus den persönlichen und literarischen Bewegungen jener Zeit mit. Es ging ihr dort über alle Maßen wohl und sie hatte sich recht angesiedelt mit dem Gefühl, als wenn ihres Bleibens in Jena kein Ende sein könnte. Herder entzückte sie, machte sie fast verliebt, als sie eines Abends zum Thee bei ihm in Weimar waren. Sie beschreibt ein allerliebstes Diner bei Goethe sehr nett, ohne

Ueberladung, „was ich sah, paßte alles zum Besten — seine Umgebungen hat er sich mit dem künstlerischen Sinn geordnet, den er in alles bringt, nur nicht in seine dermalige Liebenschaft, wenn die Verbindung mit der Vulpus, die ich flüchtig in der Comödie sah, so zu nennen ist." (S. 184.) Auch über Goethe's Beschäftigung macht sie ausführliche Mittheilungen an Fr. Schlegel S. 217. Da Schiller in ihr die Verfasserin einer Recension in Fr. Schlegels Journal, „Deutschland" über die Hören vermuthete, so schrieb sie jenem: „ich habe die Recension, von der jetzt die Rede ist, noch bis zur Stunde nicht gesehen, und mische mich in so verwickelte Dinge nicht. Wir verehren und lieben Sie so aufrichtig, daß diese grade und feste Gesinnung uns auch auf einen graden Weg führte, wenn noch so viel anscheinende Collisionen da waren. Vergeben Sie mir, daß ich diese Versicherung jetzt nicht unterbrücken kann, da Schlegel in Gefahr ist, ein Glück einzubüßen, wovon ich weiß, wie sehr es ihm am Herzen liegt." (S. 291.) Aber ein gutes, freundschaftliches Verhältniß zu Schiller ward doch nicht wiederhergestellt. Ueber Shakespeares Romeo und Julie schreibt sie zwei interessante Briefe an ihren Mann S. 197—202, und über eine damals in Jena maßgebende Persönlichkeit die launigen Worte an Louise Gotter: „Schlegel besuchte Eichstädt und fand alle Fenster voll der lieblichsten Blumen, Rosenstöcke, Maiglöckchen u. s. w., einige zahme Canarienvögel flogen und sangen dazwischen, so daß alles in der Stube lebte, und auf einem Tischchen in der Ecke standen Rosinen und Mandeln und köstliche Confitüren. So füttert die Nixe" (S. 211.). Von Schelling rühmt sie an Fr. Schlegel, er sei ein Mensch, um Mauern durchzubrechen, „er ist als Mensch interessanter, als sie zugeben, eine rechte Urnatur, als Mineralie betrachtet, ächter Granit." S. 219. Die Briefe Fr. Schlegels aus dieser Zeit an Caroline sind lesenswerth zur Characteristik der eignen Ansichten wie Urtheile; er schreibt ausführlich über die Lucinde S. 243, welche nach Carolinens Ansicht (S. 279) nicht hätte gedruckt werden müssen, wenigstens nicht in der Gegenwart. Mehrere Briefe von Fr. Schlegel voll hingebender Neigung an Auguste sind abgedruckt, von letzterer sogar ein Gedicht an Fr. Schlegel und Tied aus Mainz, April 1799. S. 250—252. Fr. Schlegel entdeckte bereits damals die keimende Neigung für Schelling; „schreiben Sie mir ja von Schelling, — was Sie mögen. Wenn er mir auch nicht so höchst unbindig interessant ist, so ist es doch vielleicht ihr Interesse an ihm." (S. 249.) Schelling aß bereits bei ihr, sie soupirten wieder alle drei bei Schelling, um ihm sein neues

Nest einzuweisen (S. 263), und sie stimmte schon gut mit ihm zusammen. Sie berichtet weiter über eine Aufführung von Wallenstein in Weimar und über Fichte's Entfernung von Jena, „die sehr schlimm für alle Freunde eines ehrlichen und freimüthigen Betragens sei.“ (S. 253.) Von Wieland urtheilt sie „ich habe meinen Tag ihn nicht respectirt, er schien mir die Sittlichkeit schlecht zu verstehen und die Sinnlichkeit obendrein. Wie es die Schlegel betrieben, das weiß ich und daß sie dabei vor sich selber und, so Gott will, auch einmal vor der Welt bestehen können.“ (S. 284.) Von besonderem Interesse ist ein sehr ausführlicher Brief Carolinens an Louise Gotter, über die Deutung der Kenien. Die Erklärung, welche Buns und W. v. Maltzahn in dem Buche: „Schillers und Göthe's Kenien-Manuscript, Berlin, 1856“ gegeben haben, wird auf Grund dieser Auslegung einer Zeitgenossin mannigfache Berichtigung erfahren müssen.

Im Frühjahr 1800 erkrankte Caroline und ging deshalb mit ihrer Tochter nach Bamberg, um sich dort von zwei renommirten Aerzten Marcus und Köschlaub curiren zu lassen. Auguste schrieb während dieses Aufenthalts mehrere Briefe an Schelling, welche für das gegenseitige Verhältniß Interesse haben; es waltet nach den vorliegenden Äußerungen wohl kein Zweifel ob, daß Schelling eine zärtliche Liebe für Auguste hegte, sie als seine Braut heranwachsen sah und deshalb auch mit voller Unbefangenhait der Mutter so nahe trat. Schelling machte auch einen Besuch in Bamberg, und Caroline schreibt ihm nach dem Fortgang „wir haben Tag und Nacht zu sorgen gehabt, seit Du weg bist, und ich könnte ein Lied nach alter Weise mit einem doppelten Refrain dichten, „wehn er doch nur bei uns wäre!“ und „gut daß er nicht bei uns ist!“ Bald hätte ich Dich mir zur Entscheidung gewünscht, und dann war ich wieder so froh, Dich aller dieser Plage überhoben zu wissen, zumal ich selbst allein sie besser zu tragen vermochte. Nun zum Handeln, da ich es ganz als Deine Sache ansehe. Du weißt, ich folge Dir, wohin Du willst, denn Dein Thun und Leben ist mir heilig, und im Heiligthum dienen — „in des Gottes Heiligthum“ — heißt herrschen auf Erden“ (!!) (S. 292). Am 12. Juli 1800 starb in den benachbarten Bade-Ort Badlet Auguste nach kurzem Krankenlager an der Ruhr; — nach Schlegels Worten war der Verlust nicht in Worte zu fassen, die Mutter lebte nach den eigenen Worten nur noch halb und wandelte wie ein Schatten auf der Erde. Schlegel, welcher auf die erste Nachricht glaubte wahnsinnig zu werden, wie er an Tieck schrieb, hat der Stief-

tochter ein schönes Denkmal in dem „Todtenopfer für Auguste“, gesetzt.

Der zweite Band enthält Briefe an Schelling, A. W. Schlegel, Cäcilie, Julie und Pauline Gotter. Gleich in dem ersten Briefe an Schelling gesteht sie: (S. 3) „mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen, zweifelse nur nicht daran! welch ein Blitz von Glück, wie mir Schlegel gestern Abend Deinen Brief gab.“ Vier Monat später schreibt sie an Schlegel, ich stehe mit Kopfweh auf und habe Nasenbluten, aber das Schlimmste, was ich nicht mehr habe — Du weißt es Wilhelm — ich lebe der Zuversicht Du wirst mir viel interessantes schreiben, mehr als ich jetzt erwiedern kann“ S. 33. Die sämtlichen Briefe bekunden einen wunderbaren Dualismus von den inneren Gefühlen dieser Frau, die inneren Kämpfe im Schmerz um die verlorene Tochter und die steigende Neigung für Schelling. Schlegel, welcher sie nach Braunschweig begleitet hatte, ging von da nach Berlin, um sich hier literarischen Arbeiten zu widmen. Ihre Briefe an ihn zeugen von großer Zärtlichkeit, nicht bloß in der Anrede, sondern auch in dem Inhalt; sie nennt ihn: Du große Seele, mein Lieber. (S. 36.) Sie berichtet von ihren eigenen Erlebnissen, sie spornt ihn an zur nachhaltigen Thätigkeit und zum Schreiben größerer Werke, er soll sie beruhigen über seine Verhältnisse „ach und besonders über Deine Arbeiten, ob Du nicht ganz desperat bist. Es wäre doch sehr schön, wenn zwei Bände Schatyspeare kämen (S. 37). Dann ermahnt sie wieder, Schleiermacher nicht zu vernachlässigen, „Du weißt wie empfindlich er ist; lade ihn doch nach Jena ein, damit ich ihn einmal sehe und er mich“ (S. 54). Sie schreibt ihm sogar von seinen Liebchaften, „ich sehe es wohl, mein lieber Bösewicht, die gewissen Zwecke werden Dir Zeit kosten. Nun, ich will nicht darüber zürnen. Im Gegentheil, ich habe eine wahre Zärtlichkeit für Angelinette, und vermuthlich hege ich nur gegen Deine großen Liebchaften Art Art von Widerwillen.“ (S. 54.) Um dieselbe Zeit redet sie Schelling in verschiedenen Briefen mit den Worten an: mein süßer Freund (S. 39), mein bester lieber Freund (S. 46), liebster Freund (S. 67). Im April 1801 geht Caroline nach Jena zurück, von hier giebt sie fast wöchentlich zweimal ausführliche Nachrichten von den Ereignissen und bevorstehenden Personal-Veränderungen in der kleinen Universitätsstadt, wie von den Vorkommnissen in dem benachbarten Weimar. Diese Briefe sind dem Umfange nach die bedeutendsten von Allen, und müssen als eine wichtige Bereicherung unserer Kenntniß der damaligen Verhältnisse angesehen werden. Caroline scheint da-

maß eben an Geld keinen Ueberfluß gehabt zu haben, denn sie schreibt gleich in dem ersten Brief an Schlegel: „weise mir auch bald Geld zu, denn es fehlt uns bitterlich, ich habe mir schon viel borgen müssen“ (S. 73); auch Schlegel berührt später kurz vor der Trennung die Geldverhältnisse (S. 217). Doch geben die Briefe über den eigentlichen Grund der Scheidung keinen näheren Aufschluß. Während Caroline den, „allerliebsten Schlegel“ (S. 145) noch einmal in Berlin besuchte, kam hier nach ihrer Auslassung der Entschluß, sich scheiden zu lassen, zur Reife. Sie theilt den ganzen Hergang wie ihre Auffassung dieser Ehe ausführlich an die Tochter ihrer Jugendfreundin, Julie Gotter, mit: „das Band der Ehe zwischen Schlegel und mir ist aufgehoben — das einer herzlichen Freundschaft und Achtung wird hoffentlich immer bestehen. Indem mir das Schicksal oft seine höchsten Güter nicht versagt hat, ist es mir doch zugleich auch so schmerzlich gewesen, und hat so seinen auserlesensten Jammer über mich ergossen, daß, wer mir zusieht, nicht gelockt werden kann, sich durch kühne und willkürliche Handlungsweise auf unbekannten Boden zu wagen, sondern Gott um Einfachheit des Geschiedes bitten muß, und sich selbst das Gelübde ablegen, nichts zu thun, um es zu verderben. — Ich muß dieses Dasein fortsetzen, so lange es dem Himmel gefällt, und das einzige, was ich dafür noch bestimmtes münischen kann, ist Ruhe, wahrhafte Ruhe und Uebereinstimmung in meinen nächsten Umgebungen. Diese kann ich in der Verbindung mit Schlegel nicht mehr finden; mannichfaltige Störungen haben sich dazwischen geworfen, und mein Gemüth hat sich ganz von ihm abgewendet; das habe ich ihm vom ersten Moment an nicht verhehlt, meine Aufrichtigkeit ist ohne Rückhalt gewesen. Kinder hätten unstreitig unsre Verbindung, die wir unter uns nie anders als wie ganz frei betrachteten, unauflöslich gemacht. Schlegel hätte immer nur mein Freund sein sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft so sehr edel gewesen ist. In so weit Du Schlegel kennst, glaubst Du, daß er der Mann war, dem sich meine Liebe unbedingt und in ihrem ganzen Umfange hingeben konnte? Unter andern Umständen hätte dieses bei einmal getroffener Wahl nichts verändert, so wie sie hier indessen nach und nach statt fanden, durfte es Einfluß über mich gewinnen, besonders da Schlegel mich selbst mehrmals an die unter uns bestehende Freiheit durch Trivialitäten erinnerte, die, wenn ich auch nicht an der Fortdauer seiner Liebe zweifelte, mir doch mißfallen konnten, und wenigstens nicht dazu beitrugen, meine Neigung zu fesseln.“

— Von Carolinens Hand ist das Gesuch an

den Herzog von Sachsen um Trennung ihrer Verbindung, welche sie, seit in ihren gegenseitigen Verhältnissen solche entschiedene Veränderungen eingetreten sein, als eine gleiche Nothwendigkeit und ein gleiches Glück für beide betrachteten, abgefaßt mit einem Geschick, Besonnenheit und einem Tact, wie er für einen so zarten Gegenstand kaum größer gedacht werden kann. Der Herzog genehmigte die Trennung. Sie begab sich im Juli 1803 nach der Prälatur Mürhardt, einem Orte am Fuße der nicht milden Gebirge, welche Franken und Schwaben trennen, wo Schellings Vater damals Prediger war. Die lockere Auffassungsweise der damaligen Zeit gestattete, daß Caroline die Wiederverheirathung mit Schelling schon wenige Wochen später folgen ließ; sie fand zu Mürhardt am 26. Juni 1803 durch Schellings Vater statt.

Mit dieser Verheirathung beginnt für Caroline ein neues Leben, innerlich das der vollen Ruhe und Befriedigung, sie hatte den Mann jetzt gefunden, welcher sie zu beherrschen verstand, und zu dem sie mit voller Verehrung und Hingebung hinausblickte. Dies befriedigende Gefühl, namentlich die Freude, der Kämpfe enthaben zu sein, welche sie zu bestehen gehabt hatte, spricht sich besonders in den Briefen an die Jugendfreundinnen aus. Sie freute sich während eines kurzen Aufenthalts in München an den Schätzen der dortigen Gemäldegallerie, bis entschieden war, daß Schelling in Würzburg auf seine selbst gewählten Bedingungen angestellt wurde. Neugierlich war das Leben mannigfach bewegt, neue Menschen traten in dasselbe ein, und mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit des Geistes weiß sie auch die neuen Verhältnisse zu schildern und uns zur Anschauung zu bringen. Sie fühlte sich dem unfreundlichen Sommer zum Trotz so gesund wie möglich, so heiter und einträchtig, daß das gute Wetter und der Sonnenschein, die draußen nicht sind, unter ihrem Dach Kastag zu halten schienen. Fast Alles, was damals bei Gotta unter der Presse war, war von ihrer Hand, worüber denn Zeit und Lust zu Briefen verging. (S. 273.) Schelling selbst war sehr lustig und doch ungemein gesetzt, streng, ernst und sanft, unerfülllicher und würdiger, als sie aussprechen konnte. Einen Brief an ihn schließt sie mit den Worten „Lebe wohl, mein Herz, meine Seele, mein Geist, ja auch mein Wille.“ (S. 285.) Tief schickte damals die vollendete Büste von Auguste; sie war ähnlich, so daß ein Jeder sie erkennen muß, aber ihre Herrlichkeit ist nicht darin, „hätte er sie nur einmal gesehen oder hätten meine Worte den Thron bilden können, es fehlt das Schönste, er hat sich zu treu an die Zeichnungen gehalten“,

schreibt Caroline an Julie Gotter (S. 257). Als Adele Huber am 4. August 1804 gestorben ist, drückt sie ihre Theilnahme an Frau Liebestind in einem gefühlvollen Briefe aus, dessen Schlussworte lauten: „Der Tod ist eine himmlische Hoffnung, wenn er so der Bewahrer unserer liebsten Schätze geworden. Das Leben wäre unerträglich und eine Schmach, wenn es dieser beraubt nicht dennoch ein überirdisches Interesse enthielte, einen Theil jener ewigen Seligkeit, und Sie wissen, wer mir nicht bloß ein zeitlicher Gefährte ist.“ (S. 263). Mit gleicher Theilnahme äußerte sie sich, als Huber am 24. September 1804 gestorben war — auch des späteren journalistischen Bekämpfers der radicalen und liberalen Opposition, B. A. Huber gedenkt sie „Der Aimé war Schellings erstes Gefühl, könnte es dem an Vaterhülfe fehlen und wären die Umstände zu überwinden, so hätte Aimé an ihm den treuesten Vater gefunden, und was würde er da werden können (S. 267). Die Entfremdung mit Paulus tritt auch damals schon zu Tage; sie schreibt „Niemand hat sich mehr gekrümmt und gewunden, als der niederträchtige Paulus, und Niemand möchten beide Theile lieber los sein“ (S. 283); er wird zweimal (S. 301, 305) Shylok genannt. Carolinens Talent zu erzählen macht sich in der Schilderung verschiedener Persönlichkeiten geltend, während sie im Juni 1806 ihrem Mann nach München gefolgt war, wohin er als Mitglied der Academie der Wissenschaften berufen wurde. Sie lebte in der Hauptstadt, als wenn sie auf dem Lande lebte, nach ihrer gewöhnlichen stillen Weise, sie sah die Tyroler Gebirge aus dem Fenster, ihr Mann war sehr heiter, sehr gesund, und so placirt, wie er es nur wünschen konnte. Sie verkehrten mit den bedeutendsten Menschen, welche damals in München lebten oder zum Besuch sich aufhielten, z. B. Franz Baader, „einem divinatorischen Physiker, einem der herrlichsten Menschen und Köpfe“ (S. 328), mit Rumohr — „ob der Mensch gleich wunderbar ist und noch nicht die gehörige Consistenz hat, so sind wir ihm doch sehr gut geworden und er uns fast mehr wie gut.“ Zwei Briefe von Rumohr an Caroline sind 342 und 344 abgedruckt. Ueber Bettina Brentano, welche mit ihrem Schwager Savigny zum Besuch nach München kam, urtheilt sie S. 360, „es ist ein wunderbar kleines Wesen, innerlich verständig, aber äußerlich ganz thöricht anständig und doch über allen Anstand hinaus, aber alles was sie ist und thut ist nicht rein natürlich, und doch ist es ihr unmöglich, anders zu sein. Sie leidet an den Brentano'schen Familienübel: eine zur Natur gewordenen Verschrobenheit ist mir indessen lieber wie die an-

deren.“ — Ueber Tiedt schreibt sie: „mit den Tiedt's ist eine närrische Wirthschaft hier eingezogen. Wir wußten wohl von sonst und hatten es nur vor der Hand wieder vergessen, daß unser Freund Tiedt nichts ist als ein unmüthiger und würdiger Lump. Der arme Tiedt erscheint in seiner doppelten Qualität als Kranker und Armer, in seiner ganzen Unfähigkeit sich selbst zu helfen, weichlich, ohnmächtig, aber immer noch aimable — wenn Leute dabei sind“ (S. 361). An der Naivität Orens hat sie sich oft erfreut, mit der er sich und eine Menge wunderlicher, jedoch guter Gedanken an das Licht zu stellen pflegte. (S. 362.) An Pauline Gotter, die Tochter ihrer Jugendfreundin, schreibt sie lange Briefe voll mütterlicher Herzlichkeit (S. 336, 352, 355, 359), — man könnte glauben in Ahnung, daß Jene einstens an Schellings Seite ihre Stelle einnehmen sollte.

Im August 1809 ging sie mit Schelling zu seinen Eltern nach Maulbronn, wo Schellings Vater Prälat geworden war. Aus klösterlichen Mauern schrieb sie noch einen befriedigten Brief über ihre Reise und die jüngsten Ereignisse an Frau Liebestind. Am 3. September erkrankte sie an einem epidemischen Nervenfieber mit Ruhr und starb am folgenden Tage. Schelling selbst war untröstlich, er schrieb nach ihrem Tode an den Bruder „Sie war ein eignes einziges Wesen: man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, behielt sie bis ans Ende. — Wäre sie mir nicht gewesen was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück des Geistes nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzen vereinigt. Etwas der Art kommt nie wieder!“ (Aus Schellings Leben, II, 184). Mit dem Brief der Freundin, an welche der erste von Caroline erhaltene gerichtet war, Louise Gotter, wird die Sammlung passend geschlossen.

Professor Waiz hat an diesen Briefen die er zum Theil den Hinterbliebenen, Angehörigen der Empfänger verdankt, mit denen ihn verwandtschaftliche Bände verknüpfen — er hatte in erster Ehe eine Tochter Schellings zur Frau — zwanzig Jahre gesammelt. Den einzelnen Briefen sind angemessene Erläuterungen und literarische Nachweisungen in den Anmerkungen beigegeben. Ein eigenthümliches Interesse dieser Hinterlassenschaft möchten wir noch hervorheben, daß sie uns einen Einblick gewährt in die Thätigkeit und Verhältnisse von Persönlichkeiten, welche während des vorigen Jahrhunderts der Universität Göt-

tingen eine seltene Berühmtheit geben. Von Schläger ist I. 165 ein charakteristischer Brief mitgetheilt; seine Rückkehr von der römischen wissenschaftlichen Reise wird S. 311 launig erzählt. Blumenbachs Freundschaft wird öfter erwähnt I, 27, 29, 301. Von Spittler und seiner Frau ist eine hübsche Beschreibung an Pauline Gotter mitgetheilt; er behauptet, jede gute Frau beherrscht ihren Mann auf erlaubte Weise. (S. 313.) Bouterwek wird „der Glende“ genannt. (S. 105.) An Bürgers Schicksal nimmt Caroline den regsten Antheil, sein trauriges Schicksal wird öfters erwähnt S. 48, 51: — „eine vernünftige Frau, seinen Jahren angemessen, hätte ihn noch zum ordentlichen Mann gemacht — aber jetzt droht seine Haushaltung einem völligen Untergang, weil sie sich um nichts bekümmert, nicht einmal um ihr Kind.“

Die äußere Ausstattung beider Bände ist vortrefflich und gereicht dem berühmten Verleger, welcher diese Veröffentlichung mit der regsten Theilnahme gefördert hat, zur Ehre. Rdlff.

Philologie. Literaturwissenschaft.

Da Rothe, Prof. am academ. Gymnasium zu Wien, **Homer's Ilias** für den Schulgebrauch erklärt. 2 Bände. Berlin, 1871. Gebeling und Plahn, 3 $\frac{1}{2}$ thlr.

Um den Schüler bei der Homerlectüre immer mehr sui juris werden zu lassen und ihn von der Benutzung unerlaubter oder auch nur geduldeter Uebersetzungen (wie der Voss'schen) fern zu halten, ist von dem Verfasser dieser Ausgabe Alles in den Bereich der Erklärung hineingezogen worden, was dem Lernenden, der bis dahin wohl nur Prosaiter gelesen haben mochte, nicht bekannt sein kann. Der Verf. legt darum Hauptgewicht auf die sprachliche Erklärung, da nur „ein richtiges grammatisches Verständniß ein Verständniß des Inhalts überhaupt ermöglige.“ Die sachliche Seite des epischen Stoffes ist darum wenig hervorgehoben und behandelt, und, anstatt einer Einleitung über die Composition der Ilias und ihren Inhalt oder über Homer, seine Gedichte und sein Zeitalter, wovon gerade das Interessanteste am wenigsten mit Sicherheit zu erweisen sei, wird eine längere Erörterung über die Homerischen Formen, sowie eine Uebersicht über Homerische Profodie und Metrik vorausgeschickt, woraus „der Schüler jedenfalls mehr positiven Gewinn ziehe, als aus einer Darlegung der Composition der Ilias, die nach dem heutigen Stande der Forschung

doch nichts weiter sein könne, als eine einseitige Behandlung einer noch nicht entschiedenen Frage.“ Uns will es bedünken, als seien die vorausgeschickten sprachlich-profodisch-metrischen Vorstudien zwar recht werthvoll; aber sind diese letzteren nicht schon einem fleißigen Schüler geboten und jederzeit zugänglich in den zu Händen befindlichen griech. Grammatiken oder in Lexikonen zu den Homerischen Formen? Am Plage wäre aber doch sicherlich eine sachliche Einleitung und Uebersicht über Disposition und Oekonomie des behandelten epischen Stoffes. Letzteres ist doch eigentlich das in erster Linie Nöthige, wenn man an die Lectüre eines Epikers wie Homer herantreten will. Reale homerische Fragen, über die noch sub judice lis est, sollen darum noch nicht, wie beispielsweise die von F. A. Wolf aufgeworfene, eines Breiteren in die Schule gebracht werden, wiewohl auch über diesen Punkt, wir meinen über das Einheitliche der gesammten Dichtungen Homers, die eine oder die andere Andeutung nicht überflüssig gewesen wäre.

G.

Gl.

Arnold, Bernh. Sappho. (Der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausg. v. Birchow und v. Holkenhorff“ Heft 118). 31 S. 8°. Berlin, 1871. Charisius, 6 sgr.

Ein frisch und blühend geschriebener Vortrag, der auf ebenso lehrreiche wie ansprechende Weise Beide behandelt: die „Sappho der Geschichte“, jene um 610 v. Chr. blühende (625 od. 630 geborene, nach 570 gestorbene) unvergleichliche Dichterin auf Lesbos, die Zeitgenossin und Geliebte des Alcäus, die Lehrerin der Erinna, als Sängerin der Liebe und des heiteren Lebensgenusses auch Lehrerin und Vorbild des Anakreon, — und die „Sappho der späteren Sage“ oder vielmehr der satirisch karrikirenden attischen Komödie, die schwärmerische Liebhaberin des spröden Phaon (dessen Name „der Glänzende“ dem ihrigen [säl. Sappho „die Strahlende“] absichtlich nachgebildet scheint), welche sich als Opfer ihrer unglücklichen Leidenschaft vom leutastischen Felsen in das jonische Meer stürzt. Zahlreiche Proben sapphischer und zeitgenössischer, auf Sappho bezüglicher Dichtung zieren, in elegante deutsche Verse übertragen, den Text der auf die Forschungen von Welcker, Röck und Köchly basirten, also auf solidestem wissenschaftlichen Grunde ruhenden Arbeit.

Brentano, Dr. G. W. Untersuchungen über das Griechische Drama. I. Theil:

Aristophanes. 8°. Frankfurt a/M., 1871. Heyder u. Zimmer, 1 thlr.

Bei der Texteskritik und bei der Frage über die Echtheit dieses oder jenes literarischen Productes nimmt unstreitig der Komödiendichter Aristophanes, der grade in den ihm zugeschriebenen bedeutendsten Lustspielen am meisten in seiner Authenticität angefochten wird, den hervorragendsten Rang ein. Brentano hat es unternommen, in einer Reihe von gründlichen kritischen Studien über sämtliche aristophanische Stücke den Nachweis zu liefern, daß für den Haupttheil der Entstellungen und Umgestaltungen, die Aristophanes mit anderen Dramatikern erfahren hat, ein gemeinsamer Ursprung im Beginne der byzantinischen Periode anzunehmen sei. Die Ueberlieferung insbesondere der alten griechischen Literaturerzeugnisse war aber auch offenbar in der nachalexandrinischen Periode großen Willkürlichkeiten und Gefahren ausgesetzt, was sich leicht erklärt, wenn man bedenkt, wie wenig die damalige Zeit für kritische Bedenken angethan sein mußte. Von jenen unzuverlässigen Byzantinern gingen die glänzenden, zu dem verdüsterten Zeitalter einen so erfreulichen Gegensatz bildenden altgriechischen Poesien in den Besitz des überglücklichen Abendlandes und der Humanisten über, die sich zu kritisiren wohl so bald nicht einfallen ließen. Der Enthusiasmus für die unvergleichlichen Schönheiten und für den unschätzbaren geistigen Gehalt der wiedergefundenen Antike ließ in den Gemüthern der Humanisten und der sonstigen Adepten kaum eine skeptische Regung aufkommen und hinderte sie sogar an der Vornahme derjenigen Prüfungen, welche doch bei der Erwerbung eines jeden, für alt und echt ausgegebenen Kunstwerkes unbedingt angesetzt werden müssen. Es ist unserer Zeitzeit vorbehalten, das in dieser Hinsicht von den früheren Philologen Verabäumte nachzuholen. Thatsache ist aber, daß unter allen erhaltenen Komödien des Aristophanes die „Wolken“ den Erklärern von jeher die meisten Schwierigkeiten bereitet haben. Ja, die Bedenken nicht allein über einzelne Anstößigkeiten, sondern auch über den ganzen Bestand dieses Drama's haben eine „Wolkenfrage“ erzeugt, bei deren Behandlung wir zahlreiche Philologen ersten Rangs, wie F. A. Wolf, Reiffig, G. Hermann und Welcker bisher engagirt gesehen haben. Einen Hauptanstoß giebt nämlich dieses Lustspiel dadurch, daß Aristophanes, der sonst als ein Verehrer des Edeln und Erhabenen bekannt ist, darin den Sokrates, den Feind aller Scheinweisheit, als einen Erzsophisten, ja als das Haupt der ganzen

Sophistenschule hinstellt und persiflirt. Und zwar wirft er ihm vor: daß er sich mit unnützen physischen und dialectischen Grübeleien beschäftige, daß er die Volksgötter läugne, und besonders, daß er die sophistische Redefertigkeit, welche der ungerechten, schwachen Sache den Sieg über die gerechte zu verschaffen wisse, lehre und befördere. F. G. Welcker*) hat zur Erklärung der Sache angenommen, daß eine gewisse Spannung zwischen Aristophanes und Sokrates geherrscht habe, und bemühte sich überhaupt, den guten Grund der aristophanischen Polemik in den Wolken nachzuweisen. F. A. Wolf hob die Berechtigung des Dichters hervor, die lustigen naturphilosophischen Speculationen des Sokrates zu verspotten. Brentano betrachtet mit diesen allgemeinen Bemerkungen die Schwierigkeiten der Frage als nicht gelöst; er sucht aus der Thatsache, daß drei verschiedene Redactionen der „Wolken“ uns überliefert sind, den Nachweis zu liefern, daß das uns erhaltene Stück nicht von Aristophanes selbst verfaßt, sondern daß es aus zwei aristophanischen Stücken ziemlich verschiedenen Inhalts zu einem neuen Gebilde zusammengestellt worden sei. Auch birgt uns, so schließt Br. weiter, Niemand dafür, daß der derartige Bearbeiter sich auf die Zusammenschmelzung jener beiden Wolkenkomödien beschränkt und nicht vielmehr auch von anderwärts her aus der großen Zahl aristophanischer und nicht-aristophanischer Komödien ähnlichen Inhalts eine oder die andere Stelle entlehnt habe. Freilich ist der Beweis dieser an und für sich plausibeln und aus innern und äußern Gründen wahrscheinlichen Annahme ein sehr schwächerer, und namentlich muß Br. auch ein Zeugniß der Platonischen Apologie (c. 2), das die naturphilosophischen Speculationen, sowie die dialectischen Fertigkeiten des Sokrates, sowie auch das verdamnende Urtheil des Publicums über dieselben constatirt, als interpolirt annehmen oder die Echtheit dieses Platonischen Werkes verwerfen. — Die Arbeit Brentano's ist ein bedeutender und höchst interessanter Beitrag zur Aristophanesliteratur.

G.

Gl.

Ripperbey, R. Corn. Tacitus' Annales erklärt. V. Aufl. 8°. Berlin, 1871. Weidmann, 1 thlr.

In der großen Reihe trefflicher Ausgaben von Klassikern für die Schulen, nimmt vorstehende Ausgabe der Annalen des Tacitus einen hervortretenden Rang ein. Dieselbe er-

*) F. G. Welcker, Komödien des Arist. übersetzt und erklärt; Gießen und Darmstadt, 1810.

scheint hier bereits in 5. Auflage. Mit Genugthuung constatiren wir, daß der Herausgeber dieser jüngsten Ausgabe sich in Bezug auf das Urtheil über die Glaubwürdigkeit des Tacitus nicht hat irre machen lassen durch die neueren und neusten Versuche Verschiebener, die Zuverlässigkeit und Parteilosigkeit unsers Autors zu verdächtigen; in welcher Hinsicht besonders Adolf Stahr Vieles und Starkes geleistet hat. Es heißt in der Einleitung zu unsrer Ausgabe S. 31: „Es ist in neuester Zeit Mode geworden, (man möchte es eine Epidemie nennen, welche auch sehr tüchtige Forscher nicht verschont, bei Andern in Maßlosigkeit und Unverstand sich bis zum Delirium gesteigert hat) die Zuverlässigkeit und Gerechtigkeit des Tacitus zu verdächtigen und ihm tendenziöse Färbung und Entstellung der Ereignisse vorzuwerfen; besonders hat man den Tiberius gegen ihn in Schutz genommen, wie ja auch Catilina gegen die übereinstimmende Darstellung des Alterthums Vertheidiger gefunden hat. Diese Richtung vertreten mehr oder weniger Sievers (Tiberius und Tacitus, Hamburg, 1850), Stahr, Spengel, Karsten (de fide Taciti in sex prioribus annalium libris), Freytag (Tiberius und Tacitus, Berlin, 1870) und Emanuel Hoffmann (Der Agricola des Tacitus, Wien, 1870). Aber diesen Angriffen kann nur zum äußerst geringen Theil und innerhalb ganz enger Grenzen eine Berechtigung zugestanden werden (am meisten noch den gegen die „Germania“ gerichteten, obwohl auch ihnen nur eine sehr beschränkte); sie beruhen fast durchaus nicht auf klaren und festen Beweisen, wie sie die Sache fordert, sondern auf willkürlichen Annahmen und subjectivem Ermessen, zum nicht geringen Theil auf Irrthümern und Entstellungen, auf einer Voreingenommenheit, welche selbst das am nächsten Liegende und Einfachste nicht erkennen läßt.“ — Wir finden hier das bestätigt, was wir in einer Recension der Adolf Stahr'schen Erklärung und Uebersetzung der Tacitus'schen Annalen (Berlin, 1871) neulich dazuthun uns bemühten (S. Bd. VII des „allg. l. Anz.“ S. 438). Es ist der Stahr'schen Auffassung von des Tiberius Character und Regierungsweise schwer, nachzuweisen, was sie nämlich will, daß Tacitus ein „verbissener Aristokrat“ sei, der die durch die Kaiser abgeschaffte Republik bitter beklage und betraure. Denn der Ausspruch annal. I, 3: Quotusquisque reliquus, qui rempublicam vidisset! muß in seinem Zusammenhang richtig gefaßt werden und kann schlechterdings nicht als ein Seufzer aus der Brust eines tiefbetrübten Republikaners, der sich in seine monarchische Zeit nicht zu finden vermag, betrachtet werden. Auch Dru-

mann in seiner röm. Geschichte, welchen Stahr anruft, wird diese Annahme zweifellos festzustellen nicht im Stande sein. Tacitus, der als Sechziger die Annalen schrieb, war viel zu kühl, um noch als Enthusiast für verklungene Zeiten aufzutreten. Auch weiß Ripperdey (Einl. p. XVIII) richtig nach aus Hist. II, 37 u. 38, welche Ueberzeugung in Bezug auf den Kaiserstaat (principatus) Tacitus längst genommen hatte und haben mußte; denn dieser hatte längst begreifen gelernt, daß wegen der Entfittlichung der Bürger der Untergang der Republik unvermeidlich und ihre Wiederherstellung unmöglich war. Ja als das Höchste, was man bei so bewandten Zeitumständen wünschen könne, erscheint ihm geradezu ein guter Fürst (s. Hist. I, 16). Auch deuten dies seine Worte an: omnem potentiam ad unum conferri pacis interluit (Hist. I, 1). —

Im großen Ganzen genommen dürfte die Ripperdey'sche Beurtheilung des Tacitus und seines Ansehens als Historiker, der das Studium der Philosophie auf das der geschichtlichen Thatfachen zuerst erfolgreich anwandte, richtig und zutreffend sein. Ueberall findet man bei Tac. eine ernste, oft sogar strenge Kritik des Geschehenen, wenn es sich nämlich um Sünden gegen den Staat handelt, den er vielleicht zu viel als Abstractum auffaßte und beurtheilte. Indessen würde man auch wieder sehr irren, wenn man den Tac. für einen morosen Sittenrichter und Moralisten hielte. Trotz oder vielleicht gerade wegen des vollen Bewußtseins, daß er von der Versunkenheit der ersten Kaiserzeit hatte, hat er das Gute und Ausgezeichnete in ihr stets freudig anerkannt und sogar die Unachtsamkeit der Zeitgenossen dafür wiederholt getadelt.

So wird also diese Ausgabe des Tacitus'schen Geschichtswerkes, indem sie durch die Einleitung und durch viele sachliche Anmerkungen in den Geist der dargestellten Geschichte in pragmatischer Continuität einzubringen bemüht ist, ein mächtiges Anregungsmittel für die reifere Schuljugend, gewinnend besonders für Quellenstudium, das bisher öfter weniger in's Auge gefaßt blieb.

Das Buch bildet in dieser letzten Hinsicht einen erfreulichen Gegensatz zu einer Reihe früherer Ausgaben, die ihr Hauptgewicht auf den Nachweis grammatischer Eigentümlichkeiten bei Tacitus legten und die historische Seite desselben nur wenig beachtet ließen. Auch in Bezug auf größere Correctheit und Fehlerlosigkeit des Druckes empfiehlt sich diese 5. Auflage vor den früheren.

Böhmer, Eduard, ordentl. Professor der romanischen Sprachen an der Universität Halle. **Romanische Studien.** Heft I. Zu italienischen Dichtern. 162 S., gr. Lex. 8. Buchhandlung des Waisenhauses. 1 thlr. 7½ sgr.

Einen Maßstab für die fortschreitende Pflege irgend eines Zweiges der Wissenschaft gibt gewiß das Erscheinen neuer wissenschaftlicher Zeitschriften. So legt das Bestehen und Gedeihen der vor einigen Jahren gegründeten „Zeitschrift für germanische Philologie von Höpfer und Zacher“ neben anderen bereits länger erscheinenden tüchtigen wissenschaftlichen Organen ein erfreuliches Zeugniß für den Aufschwung und die wachsende Betheiligung an den germanistischen Studien der Gegenwart ab. Und auch zu bereits vorhandenen Zeitschriften für romanische Sprachwissenschaft und Literatur — es sei hier nur an die *Revue*’schen Jahrbücher erinnert — tritt die obige als neue Erscheinung hinzu, den Beweis liefernd, wie sehr das Studium der neuern süß- und westeuropäischen Sprachen romanischen Ursprungs und der in ihnen verfaßten Schriftwerke unter uns zugenommen hat und das Bedürfnis nach wissenschaftlichen Mittheilungen aus diesem großen Forschungsgebiete gewachsen ist. Wir können diese Thatsache nur freudig begrüßen und dem neuen Unternehmen, das, nach diesem ersten Hefte zu urtheilen, Gutes verspricht, guten Fortgang wünschen.

Die „romanischen Studien“, die in demselben Verlag, Druck und Format wie die genannte Höpfer- und Zacher’sche Zeitschrift erscheinen, sollen in zwanglosen, auch einzeln verkäuflichen Heften, deren 4 einen Band zum Preis von 4 thlr. bilden, ausgegeben werden und das Gesamtgebiet romanischer Sprachwissenschaft und Literatur umfassen. Grundsätzlich ausgeschlossen soll nur die Dante-Literatur bleiben, für die in dem Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft bereits ein eignes Organ vorhanden ist; und abweichend von den *Revue*’schen Jahrbüchern soll in das Gebiet der englischen Sprache nur so weit hinübergreifen werden, als eine Aufstellung romanischer Spracherscheinungen von dorthier gewonnen werden kann.

Das vorliegende 1. Heft bietet werthvolle Aufsätze und Mittheilungen von dem Herausgeber, von dem bewährten Dantekenner Karl Witte und von Hrn. Justus Grion in Verona, welche sich sämmtlich über italienische Dichter verbreiten und wohl geeignet sind, das Interesse von Kennern und Liebhabern italienischer Literatur zu erregen. Gleich die erste umfang-

reichere Abhandlung von Karl Witte: „Zu Michelagnolo“) Buonarroti’s Gedichten“ macht uns schätzbare Mittheilungen über den großen Florentiner, der neuerdings wiederholt Gegenstand der Untersuchung und Forschung in unserm Vaterlande geworden ist. Der „Titan“ unter den bildenden Künstlern, der Baumeister der Peterskirche, der Maler der Sibyllen und Propheten wie des jüngsten Gerichts, der Bildhauer, der den Moses und die mediceische Venus geschaffen“, wird uns darin vorgeführt, wie er, während seines Aufenthalts in Rom an einen schönen Freundeskreis angeschlossen, mitten unter den anstrengenden Arbeiten seines Berufs, als Dichter zarter Minnelieder und inbrünstig frommer Gesänge, silbenzählend und nach Reimen suchend, Verse dreis-, vier-, ja bis neunmal umschreibt und auf Sonette und Madrigale nicht mindern Fleiß verwendet als zu anderer Stunde auf Marmor und Frescobild. Die näheren Umstände, unter denen diese seine Geistesproducte geschaffen wurden, die Persönlichkeiten, die darauf Einfluß hatten, wie sein Freund Luigi del Riccio und die von ihm hochgeehrte und vielgepriesene Vittoria Colonna, Marchesa di Pescara, sowie der ganze Geist und Charakter seiner Dichtungsweise u. A. werden eingehend und anziehend besprochen, worauf Hr. Witte dann das Verhältniß der beiden, vielfach von des Meisters Hand selbst herrührenden Handschriften, der vaticanischen und florentinischen (letztere bis 1858 unzugänglich in der Hand des letzten der Familie Buonarroti) zu einander beleuchtet und dann die erste 1623 von Michel Angelo Buonarroti (il giovine), dem Sohne von des Meisters Bruder Lionardo, besorgte gedruckte Ausgabe dieser Gedichte kritisch untersucht, wobei er mit Recht den schamlosen literarischen Unterschleif rügt, den sich der als Dichter im florentinischen Dialekt und als Förderer der Kunst sonst so verdiente Nefte im Interesse seines großen Onkels erlauben zu dürfen glaubte. Weiterhin verbreitet sich der Verf. über die mit Benutzung der florentinischen Handschrift besorgte neueste Ausgabe von Cesare Guasti, zweiten Director des Reichsarchivs von Florenz, (Firenze 1864), indem er den Ausstellungen Hermann Grimms, des neuesten Biographen Michel Angelo’s, hier und da, wie uns scheint, mit gutem Grund entgegen tretend, Vorzüge wie Mängel dieser Ausgabe nachweist und dann durch Mittheilung von 38 Sonetten in gelungener, meist von ihm selbst herrührender Uebersetzung mit

*) Diese Schreibung des Namens wählt der Verf., weil sie die bei dem Künstler selbst, seinen Zeitgenossen und Biographen übliche ist.

eingestreuten kurzen Erläuterungen von dem Geist der Dichtung des großen Mannes uns einen Begriff gibt, der uns die Vorliebe Witte's für diese Erzeugnisse seiner Kunst wohl gerechtfertigt erscheinen läßt.

Auch der zweite längere Artikel des Hefts von Justus Grion, welcher über die berühmte Fiederhandschrift des Vatican Nr. 3793, einen Pergamentcodex, gewöhnlich il codice reale genannt, ausführlich berichtet, wird von Forsschern in der italienischen Lyrik des 13. Jahrh. mit Dank aufgenommen werden. Die Handschrift, zu Anfang des 16. Jahrh. im Besitze des berühmten Cardinals Bembo, enthält nämlich von 93 Dichtern, unter denen wir auch den deutschen Kaiser Friedrich II. und seine Söhne Enzo, Manfredi und Friedrich von Antiochien finden, 313 Canzonen, von denen fast die Hälfte unbekannt, und 683 Sonette, davon mehr als zwei Drittel noch unediert, sämmtlich aus „dem ersten Jahrhundert“ der italienischen Lyrik. Nach eigner Untersuchung und Abschrift an Ort und Stelle bietet Hr. Grion hauptsächlich die Anfangszeile eines jeden der im Codex enthaltenen Gedichte mit genauem Vermerk von Blatt- und Seitenzahl und Angabe des Namens des Verfassers, so wie ob und wo dasselbe schon gedruckt zu finden ist oder nicht. Er bringt damit auf die anschaulichste Weise die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der ganzen Sammlung zum Bewußtsein, erleichtert die Kenntniß dessen, was von diesen Schätzen noch unediert ist und läßt den Einsichtigen ermeßen, welcher große Gewinn für die Kenntniß der ältesten poetischen Literatur Italiens aus denselben zu ziehen ist. Vielleicht trägt seine Bemühung dazu bei, daß nach Jahrhunderte langer Versäumniß diese werthvollen Reliquien durch den Druck wieder ans Tageslicht treten, was man in dem neuen, nunmehr geeinten Königreiche Italien wohl seither schon hätte erwarten dürfen.

Ein dritter reichhaltiger Aufsatz von dem Herausgeber handelt über den berühmten Franziskaner und Mystiker Jacopone da Todi († 1306), auch Jacopo a Tudereto und J. de Benedictis genannt, den Verf. der allgemein bekannten *Sequentia de compassione beatae virginis*: „Statat mater dolorosa.“ Von den Prosafragmente des als Schriftsteller in Deutschland noch wenig gekannten Mannes bietet Hr. Böhmer zuerst einen bisher noch nicht veröffentlichten *trattato*: Wie der Mensch bald zur Erkenntniß der Wahrheit und zum vollkommenen Seelenfrieden gelangen könne, und sodann einige *Detti* (tief sinnige Sprüche) desselben in berichtigtem Text. Dann verbreitet der Verf. sich über die vorhandenen sehr zahl-

reichen Handschriften der Werke Jacopone's, insbesondere über genauer von ihm untersuchte Pariser Codices derselben, dann auch über die bereits erschienenen Drucke sowie Uebersetzungen. — Kritische Vorarbeiten, die bei einer Gesamtausgabe italienischer Gedichte Jacopone's, die zunächst zu wünschen wäre, nicht unbeachtet bleiben können.

Wie diese größeren Arbeiten, so legen auch die 3 kürzeren Artikel über *Chiario Dabanzati*, einen der in der genannten Vaticanischen Handschrift mit etwa 200 Liedern vertretenen Dichter, sowie über den sogenannten „Sonnengesang des Francesco d'Assisi“, der auch in neuem, kritisch bereicherten Text geboten wird, sowie endlich die auf der letzten Seite des Heftes in Uebersetzung mitgetheilte *Canzone Savonarolas*: „Che fai qui core“ Zeugniß ab von der umfassenden Sachkenntniß, der wissenschaftlichen Gründlichkeit, dem warmen Eifer und der großen Sorgfalt, mit der Herausgeber wie Mitarbeiter die sich gestellte Aufgabe zu lösen suchen.

Für die nachfolgenden Hefte sind unter anderen Arbeiten in Aussicht gestellt: über die rhätoromanische Literatur; vergleichende Studien über Dacoromanisch und Albanesisch; eine Uebersicht über die catalonische Literatur des 19. Jahrh.; ferner über die Aussprache des normanischen Dialects der französischen Sprache, was Alles von dem umfangreichen Gebiete einen Begriff gibt, dessen Kenntniß die neue Zeitschrift fördern helfen soll. Gewiß wird auch das Provençalische, obgleich dessen nicht ausdrücklich gedacht wird, von entsprechender Pflege und Berücksichtigung nicht ausgeschlossen bleiben.

Nach den vorliegenden Erstlingsgaben können wir das neue literarische Unternehmen nur aufs Angelegentlichste empfehlen.

Buchner, Carl. Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte deutscher Literatur und deutschen Buchhandels. 166 S. gr. 8. Berlin, 1871. Weidmann'sche Buchhandlung. 24 Sgr.

Das vorliegende Buch, welches Veranlassung und Stoff zumeist einer Reihe noch ungedruckter, an die Weidmannsche Buchhandlung gerichteter Wieland'scher Briefe verdankt, bringt uns zwei Männer in ihren gegenseitigen Beziehungen näher, den berühmteren von einer nicht durchweg erfreulichen, den weniger bekannten von einer höchst achtungswerthen Seite. Wir sehen einen Schriftsteller unserer klassischen Literaturepoche in ganz materiellen Verhältnissen, wie er bemüht ist, die ideale

Lage des Dichters in Harmonie zu erhalten mit den realen Anforderungen des Vaters einer zahlreichen Familie. Wie erhalten einen bedeutenden Einblick in den Charakter des Dichters, welcher selbst in Musarion (Leipzig 1772 S. 6) sang: „Geld zieht magnetischer, als Schönheit, Witz und Jugend“, und so ist die Schrift auch eine dankenswerthe Ergänzung zur Kenntniß unserer Literaturgeschichte, weil wir seither auch der Persönlichkeit unserer Schriftsteller eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen pflegen. Bedeutender möchte das Buch noch sein als Quelle zur Aufklärung der Entwicklung des deutschen Buchhandels. Philipp Erasmus Reich, der am 1. December 1717 geborne Sohn eines Physikus zu Magdeburg, trat 1756 als Factor in die Buchhandlung von Weidmanns Erben in Leipzig und 1762 als Theilnehmer in die Firma, welche von da an bis zu des Mannes Tode sich ins „Weidmann's Erben und Reich“ änderte. Nicht allein geschäftliche Bedeutung geben dem Leipziger Buchhändler großes Ansehen unter den Genossen, nicht minder verhelfen ihm dazu das tiefe Interesse, welches er an dem Gedeihen seines Standes nahm, wie das zähe Festhalten an dem, was er für Recht erkannt hatte. Ältere Collegen, unter ihnen auch J. F. Cotta in Tübingen, erscheinen mit vertraulichen Anfragen, Gellert blieb ihm bis zum Tode ein treuer Freund, den Maler Oeser, die Philosophen Ernesti und Morus, den trefflichen Kanzleirechner Zollikofer sah der verlegende Freund häufig bei sich zu Gast; auch „der ungemein aufgeblasene“ Student Göthe kam öfters zu Reich. Ebenso stand Reich mit vielen seiner außerhalb Leipzigs wohnenden Schriftsteller in freundschaftlichem Verhältniß und mancher bedeutende Name des alten Hauptbuchs kehrt in den Briefpaqueten oft wieder. Wieland war 1764 Kanzlei-Director in der Reichsstadt Biberach geworden und glaubte sich unangenehm überrascht durch die Wirkung seiner Schriften, weil er sich vollständig verkannt glaubte. „Zimmer gescholten und öffentlich gescholten, das ist mehr, als meine Geduld vertragen kann.“ (S. 30.) Da empfahl ihm Zimmermann, damals noch in Bern, „weil Wieland doch auch einmal ein anständiges Honorar haben will, einen Mann, „der anders denke als alle anderen Buchhändler der Welt, dieser Mustermann sei Herr Reich.“ Im Jahre 1768 erschienen schon bei Weidmanns Erben und Reich die Dichtungen „Musarion und Ibris“; es fehlte nicht an überschwänglichen Aeußerungen der Verehrung und Freundschaft. „Genieren Sie Sich niemals mit Uebernahme meiner Schriften. Wenn ich Ihnen etwas schicke, das Ihnen nicht an-

steht, oder wenn Sie finden, daß ich gar zu fruchtbar sei, so schicken Sie mir mein Msr. kühnlich zurück und nehmen hier mein Ehrenwort dafür, daß ich mich dadurch niemals für beleidigt halten werde.“ (S. 37.) Ein Buch Wielands nach dem andern erscheint bei dem „schätzbaren Freunde“. Obgleich Wieland im Jahre 1772 geschrieben hatte, daß Reichs Vortheil ihm ebenso angelegen sei als sein eigener, begann er doch 1773 die Herausgabe des deutschen Merino's in eigenem Verlag, und Alles was er schrieb wurde dieser Zeitschrift zugewendet, welche seine volle Thätigkeit beanspruchte. Erst 1781 bietet Wieland Reich die Abdrücke an und von da an bis zu Reich's Tode ist der Verkehr ein ununterbrochener lebhafter gewesen. Einzelne hervorbrechende Störungen weichen bald dem guten Einvernehmen; Wieland schreibt an seinen „Großschatzmeister“ (S. 103), daß er ihn wie seinen Bruder liebe. „Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit, Ihr Leben sind mir wie meine eigenen. Lassen Sie uns also unsre Angelegenheiten so viel nur immer möglich ohne Hize, und wie Freunden, Brüdern und wie weisen Männern zukommt, mit einander arrangiren — und haben wir Alles gethan, was wir konnten, so wollen wir uns weder von Freundinnen noch Freunden den Kopf warm machen lassen, und wenn etwas menschliches begegnet, das Loos der Menschheit auch gelassen und gemeinschaftlich mit einander tragen“ (S. 108). Jene vorübergehenden Störungen traten dadurch ein, daß Wieland sich berechtigt hielt, Schriften, welche er „auf immer“ in Verlag gegeben hatte, anderweitig, als hätte er noch freie Verfügung darüber, neu herauszugeben. Auffallend bleibt allerdings, daß ein Mann wie Wieland bei der großen Sachkenntniß und Klarheit, mit welcher er sich in buchhändlerische Verhandlungen einläßt, so zu verfahren für erlaubt halten konnte. Die einzige Entschuldigung liegt in dem Unwesen des Nachdrucks, welcher selbst vielfach sich des staatlichen Schutzes erfreute und so die Ansicht rechtfertigen konnte, daß ein Schriftsteller dem Verleger gegenüber zu allen Handlungen berechtigt sei. Reich hat auch das große Verdienst, den Nachdruck mit rüchhaltiger Energie bekämpft zu haben, theils durch Prozesse, theils durch Hingabe einer großen Anzahl von Exemplaren der ihm nachgedruckten Bücher zu viel geringerem Preise, als der Nachdrucker stellte. Wieland verlor selbst das ganze Honorar für die Uebersetzung der Briefe des Horaz bei der Dessauer Verlagskasse; vielleicht wird mancher Buchhändler ihm diese Einbuße als gerechte Strafe gönnen für die verkehrte Ansicht über das Eigenthum des Verlagbuchhändlers. Ihm

gegenüber zeigt sich dagegen Reich nach Ausweis der mitgetheilten Briefe jeder Zeit voll seiner Aufmerksamkeit, immer bestimmt und offen, und fast ohne Ausnahme bereit, das Honorar zu bewilligen, welches Wieland verlangte. Die Freunde sahen sich auch in Weimar und verlebten frohe Tage mit einander.

Der zweite Abschnitt der Schrift „Wieland und Reichs Nachfolger“ S. 117–166, hat eine besondere Bedeutung für die Feststellung der Eigenthumsrechte an schriftstellerischen Werken: Am 3. December 1787 starb Reich, — durch den geschäftlichen Ton klingt noch die alte Herzlichkeit Wielands durch. Sowohl Wieland als der Geschäftsführer der Weidmann'schen Buchhandlung, wie jetzt wieder die Firma lautete, entwickelten ausführlich ihre Grundsätze über das Verhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger (S. 135–152). Wieland hatte bereits bei Göschens eine Gesamtausgabe seiner Schriften im Jahre 1785 erscheinen lassen und es trat die Frage näher über das Eigenthumsrecht des Verlegers auf die einmal erworbene Handschrift einer einzelnen Schrift. Wenn Wieland sagt § 9 S. 137 und § 18 S. 143, daß der Verfasser, sobald er durch den vom Verleger erreichten Abjaz seines Wertes die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der mit demselben abgeschlossene Vertrag zu seinem, des Verfassers, Schaden gereiche, wieder volle Freiheit der Verfügung erlange, so ist er von starker Sophistik nicht frei zu sprechen. Wielands schriftstellerisches Leben zeigt nach den jetzt vorliegenden Actenstücken eine stets wiederkehrende Sehnsucht, sich auch die Vortheile des Verlegers zu sichern, zu den verschiedensten Zeiten. In den Verhandlungen mit Reich hat er freilich ausdrücklich hervorgehoben, sich des ursprünglichen Eigenthumsrechts, welches ein Schriftsteller an seine Werke hat, niemals wieder zu begeben: „jener Vorbehalt ist noch das Einzige, wodurch ein Schriftsteller, der das Glück hat, Vater zu sein, dieses Glück mit etwas mehr Gemüthsruhe genießen und seinen Kindern einigermaßen prospectiren kann“ S. 75.

Gegen die in der Schrift zusammengestellten Honorare ist ein bedeutender Fortschritt eingetreten, obgleich allerdings berühmte neuere Schriftsteller, wie Savigny, Jacob Grimm, Stahl, auch nur ein so mäßiges Honorar erhielten wie das ist, über welches Wieland klagt. Die Angabe S. 41, daß in Deutschland die Honorare denen in England nachstehen, ist mit aus dem Umstand zu erklären, daß in England gerade die Reichen es als eine Ehrensache ansehen, eine schöne Bibliothek zu besitzen, und daß es in England zum guten Ton gehört, jedes bedeutende Werk, welches

von sich reden macht, auch selbst zu eigen zu haben.

Der Verf. hat mit großem Fleiß und technischem Verständniß das Material gesammelt theils aus den alten Papieren des Weidmann'schen Archiv's, theils aus anderen zugänglichen Quellen. Den oft trockenen Stoff hat er verstanden in so anmuthiger und doch einfacher Weise zu verwerthen, daß der Leser ihm von Anfang bis zu Ende mit Interesse folgen wird. Rdlff.

Poesie.

1. **Das Kutschlied auf der Seelenwanderung** u. Leipzig 1871. Brockhaus. 5. Auflage. 10 Sgr.
2. **Götinger, Ernst. Warhastige neue zittung des jungst vergangnen kutschen kriegs.** Saganen 1871. Scheitlin und Zollikofer. 8. 10 Sgr.

Es ist ein charakteristisches Zeichen für die Gesundheit unseres Volkslebens, daß es trotz des gewaltigen Ernstes der Zeit den Sinn für einen kernigen, derben Humor nicht verloren hat“, sagt Karl Janide in seinem Geistesfrische und Wärme für den Gegenstand bekundenden Buche „Das deutsche Kriesslied“ und führt zum Beweis an, welches Beifalls es sich „unzweifelhaft in Soldatenkreisen selbst stiftandene Kutschlied“, „König Wilhelm als ganz heiter“ von Dr. Kreusler und das „Chassepotlied“ von R. Löwenstein zu erfreuen hatten. — Ebenso, möchte ich weiter sagen, ist es ein Zeichen des frischen und gesunden Geistes, der in unserer Gelehrtenwelt steckt, daß sie die in ernstem fleißigem Studium erworbenen Sprachkenntnisse, die Sprachforschungen und die strenge kritische Methode, mit welcher sie dabei zu Werke geht, in der schönsten Weise verwerthet hat zu humoristischen Compositionen, die eben vor Allem solche, die mit dieser Wissenschaft und Methode einigermaßen vertraut sind, herzlich anzusprechen und zu erheitern vermögen. Zwei solche in dieser Hinsicht bemerkenswerthe Produkte der jüngsten Zeit sind das „Kutschlied auf der Seelenwanderung“ und „die warhastige neue zittung des jungst vergangnen kutschen kriegs“.

Es ist eigentlich überflüssig, die beiden Schriftchen noch weiter zu empfehlen. Die Menge der Auflagen, die ersterem schon zu Theil wurden, und die Verbreitung, die wenigstens einzelne Abschnitte der letzteren durch Zeitungen erlangten, bekunden genug, daß sie schon reichen Anklang fanden. Wollte man aber noch einige Worte zur Empfehlung sagen,

so müßte bei dem Rutschkelied a. d. S. gerade auf das Römische hingewiesen werden, das in der im Tone ernster Forschung und Wissenschaftlichkeit gehaltenen Zusammenstellung der vortrefflich gelungenen und so ganz den Geist der betreffenden Sprachen widerspiegelnden Uebersetzungen und Bearbeitungen des Lieds durch namhafte deutsche Gelehrte liegt. Diese Komik spricht uns auch aus den Worten Janicke's entgegen (a. a. O. S. 102): „Auch die deutsche Gelehrsamkeit ließ sich den dankbaren Stoff nicht entgehen. Man forschte nach, ob nicht schon „im grauen Alterthum“ Spuren des Rutschkelieds zu entdecken seien, und siehe da, der Erfolg war ein überraschender. Die Gesamtergebnisse dieses Vereins der Rutschkelforscher — das wichtigste Ergebniss ist unstreitig die Entdeckung, daß nach kaum zu bezweifelnder Interpretation einer Hieroglypheninschrift Orpheus und Rutschke identisch sind — hat der Regierungsrath Wilh. Ehrental in seinem Buche „Das Rutschkelied auf der Seelenwanderung“ niedergelegt. Aber mit dieser gründlichen Abhandlung werden wohl die Rutschkeacten noch nicht abgeschlossen sein.“ Eine Rezension in einer kritischen Zeitschrift, wie die von Kl. in dem Juliheft des „Allgemeinen liter. Anzeigers“ hätte freilich einen anderen Ton anschlagen müssen; denn will man nicht annehmen, daß der Referent wirklich Alles für baare Münze genommen hat, was ihm in dem genannten Büchlein erzählt wird, so hat sein Referat den ersten Ton, der komisch wirken soll, allerdings so gründlich getroffen, daß von einer Komik auch nicht die Spur mehr darin zu erkennen ist, und es ist ihm dann leider ergangen, wie dem alten Satyriker Moscherosch, dem die Schilderung der verkehrten Sitten seiner Zeit in einzelnen Theilen so wohl gelang, daß Niemand mehr eine Verpottung darin vermuten kann. *)

Das zweite Büchlein aber vom „Doktor und Scholmeister zu Sangallen“ Ernst Götzinger spricht uns an durch die in naiver Sprache und Anschauungsweise vortreffliche Nachahmung einer alten Chronik des 16. Jahrhunderts. Wollten wir einige in dieser Hinsicht beson-

ders gelungene Partien hervorheben, so finden sich solche z. B. auf S. 3 und 4, wo von dem Beginn des Krieges und von dem Kriegsvolk der Franzosen die Rede ist und die Mitrailleuse, „das Tüfelsstuck“ beschrieben wird, das zuerst „des Kaisers von Frankreich kleiner unerwachsener Bub abtrüfft“, weshalb man ihn wohl „ein Tüfelsbub namnen dorfft“; dann S. 12, wo die Gefangennahme Napoleons und die Abführung in „banknus nach Wilhelmshöchi in Hessenland“ geschildert ist. Sodann ist zum Theil recht schön das am Schluß angefügte Gedicht, in dem das Ende des unseligen Kriegs, der so unsäglich viel Leid brachte, begrüßt und die wiedergewonnene Einigkeit und neu erkehende Macht der Deutschen gepriesen wird, die „von num einen kaiser gewunnen und beschouwend sich in siner sunnen“, obgleich am Schluß eine etwas zu ausgedehnte, allgemeine und unklare Lobpreisung der Freiheit folgt. Der Sprache und dem Ton entspricht die äußere Ausstattung, indem Papier, Druck, die eingefügten Wappen und das alterthümliche Bild des neuen deutschen Kaisers dem Heftchen den ächten Typus eines Blattes aus dem besagten Jahrhundert geben.

Dr. F. H.

Vieder zu Schuß und Truß. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. Berlin, Franz Vipperheide. 16°. Dreihunddreißigstes Tausend der Auflage. 2 1/2 sgr.

Ein Werk, das seine Entstehung der gewaltigen Kriegszeit unserer Tage und dem edlen Patriotismus seines Herausgebers verdankt, dessen Werth aber zu unterschätzen keinem Deutschen möglich sein wird. Wohl ist der deutsche Krieg des Jahres 1870 ein anderer wie der zu Anfang dieses Jahrhunderts; wir haben kein Jena, kein Tilsit nennen hören und unser Wörth war kein Leipzig, Sedan, Metz und Paris sind Ereignisse, welche ein Wellington, Blücher und Schwarzenberg wohl nie für möglich gehalten. Aber auch das ist das eigenartige Vorrecht und der größte Ruhm unserer Tage, daß Deutschland, das ganze große deutsche Reich wie ein zornmüthiger Mann dastand, und daß mit nicht geahnter Wunderschnelle die Eisenwacht am Rhein das Banner hob und Sieg an Sieg in wunderbarem Glanze an seine Fahnen knüpfte. Da muß auch die Muse des Dichters eigene Weisen anstimmen, und es ist, wie leicht zu sehen und zu erklären, das Kriegslied von 1870 ein gar anderes als das eines Körner und Schenkenborf, ja! seine Bedeutung ist eine ganz verschiedene, da es nicht galt, das

*) Die Red. glaubt den Verf. der Anzeige im Juliheft S. 67 f. gegen den Verdacht, daß er den Scherz des Dichters nicht verstanden und seine Fiction für baare Münze genommen habe, doch in Schutz nehmen zu sollen. Nur eine ausdrückliche Hervorhebung dessen, daß es sich um ein Product der Komik handle, war in seiner Rec. zu vermissen. Und da dieser Gesichtspunkt in dem Obigen mit um so größerem Nachdruck geltend gemacht ist, haben wir gern auch diese wiederholte Hinweisung auf das weitere Büchlein aufgenommen.

deutsche Volk und seine Fürsten zu patriotischer Begeisterung zu wecken, sondern es genügte, dem einmüthigen Volke den ganzen Glanz seiner Thatkraft, zu zeigen und nur von dem Ruhme der deutschen Waffen und der deutschen Krieger zu singen. Gleichwohl ist aber auch die Kriegsepöe dieser sieggewöhnten Tage von bleibendem Werthe und von hoher Bedeutung. Ist sie doch der Freuden- und Triumphgesang einer unvergleichlich mannhaften Nation und,

wie die Thaten derselben, ruhmwürdig und unvergänglich. Darum nennen wir auch diese Sammlung der deutschen Schutz- und Trutslieder eine dankenswerthe That des Herausgebers und dies um so mehr, als derselbe auch den ganzen Reinertrag der Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger zuwendet. Den großen Werth der Gabe erhöht also noch der Patriotismus ihres Sponsors.

III. Referate aus Zeitschriften.

Archiv für wissenschaftliche Erforschung des alten Testaments, herausgegeben von **Adalbert Merx**, 1. Band mit 2 lithographirten Tafeln. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. 8. 492 p. 4 thlr.

Mit Freude darf die Wissenschaft dieses neue Unternehmen begrüßen, denn es bietet ja diese Zeitschrift allen denen, welche sich eingehend mit der wissenschaftlichen Durchforschung der heiligen Urkunde des alten Testaments beschäftigen, einen willkommenen Sprechsaal. Es ist nur zu bekannt, wie schwer es oft angeht, einzelne Monographien, und wären sie noch so bedeutungsvoll, zur Veröffentlichung zu bringen, weil der Kreis ihrer Leser ein zu begrenzter ist, und Manches mag daher schon im Kulte liegen geblieben sein, weil der Verf. an der Möglichkeit der Veröffentlichung verzweifelte. Soll nun aber das Ziel errungen werden, welches der Herausgeber seiner Zeitschrift steckt, das ganze sprachliche, literarische, historische, sachliche und theologische Gebiet des alten Testaments, bis herab zur Zeit der Zerstörung Jerusalems und zur Zeit des Barcochba zu umspannen, so ist dieß nur zu erreichen, wenn den verschiedensten Richtungen unter den Freunden des alten Testaments der Zutritt frei steht. Wir können es daher nur billigen, daß er den verschiedensten christlichen Confessionen, ja auch dem Judenthum seine Spalten öffnet und sie einlädt, hier eine gemeinsame Arbeit zu beginnen und frei von ängstlicher Abschließung, sowie von persönlicher Eiztheit durch sachliche Gründe allein sich Geltung zu verschaffen. Das Interesse, die vielen schwierigen Fragen, welche auf diesem Gebiete noch ungelöst liegen, ist ja ein gemeinsames, und je ausgedehnter der Kreis der Mitringenden wird, um so eher ist zu hoffen, daß etwas Gedeihliches geleistet werde. Von selbst fordert diese Einrichtung des Archives dann dazu auf, nur die Sache selbst in das Auge zu fassen und nicht auf Gebiete abzuweichen, welche dieser Aufgabe ferne bleiben müssen. Und vieler gemeinsamen Aufgaben sind ja noch viele, wie der H. Verf. in seiner bereits im Jahre 1866 geschriebenen Einleitung bemerkt. Welche Probleme stellt

noch Grammatik und Lexicon vor Augen? In er freilich Weise ist schon in diesem 1. Jahrgange auch dieser wichtige Gegenstand verhandelt. S. Baer hat einen sehr gebiegenen Artikel über die Metheg-Setzung mitgetheilt; es ist wohl das Gründlichsie, was über dieses wichtige Zeichen vorhanden ist. Delitzsch hat ferner aus Fleischer's Briefen einige semitische Wurzelbegriffs-Bestimmungen veröffentlicht, die für die Lexicographie sicher von hohem Werthe sind. Der Generalconsul Dr. Blau in Serajewo weist auf die Wichtigkeit jenes merkwürdigen Dokumentes hin, das uns Aegypten über den Zug Sijak's gegen Jerusalem liefert, um die Spracheigenthümlichkeit jener Periode der hebräischen Literatur zu erforschen, welche in den Büchern des alten Testaments vielleicht gar nicht vertreten ist, der 2 Jahrhunderte nach Salomo. Er giebt aus jenem Dokumente die auffallendsten Erscheinungen, ohne natürlich diese Frage schon für spruchreif zu halten. Nöldeke verbreitet sich ebenfalls über 2 grammatische Fragen. Auch über die geschichtliche Entwicklung der Grammatik soll das Archiv Mittheilungen bringen. Selbst der Textkritik öffnet dasselbe seine Spalten, und ebendeshalb den verschiedenen Uebersetzungen des alten Testaments, weil sie vorzüglich dem Kritiker seine Aufgabe erleichtern. Diese hochwichtige Aufgabe sagt Merx mit Recht, sollte mehr systematisch und im Ganzen angegriffen werden, um selbständig neben dem traditionellen Texte einen kritisch bearbeiteten herzustellen. Sollen aber jene alten Uebersetzungen diesem Zwecke wirklich dienen, so müssen sie selbst erst in einem richtigen und kritisch gestrichelten Texte mitgetheilt werden. Auch hiezu ist bereits in diesem ersten Jahrgange der Anfang gemacht. Dr. Schröter theilt die in Cod. Hant. 206 aufbewahrte arabische Uebersetzung der kleinen Propheten, und zwar in dem 1. Bande von Hosea, im 2. von Joel nebst deutscher Uebersetzung und eingehenden Anmerkungen mit. Dasselbe war bisher noch unedirt geblieben, nur einige Stellen hatte früher Pococke mitgetheilt. Der H. Verf. schreibt sie nicht dem Saadias zu, sondern einem späteren Autor, über welchen er sich später

ausführlicher äußern wird; nur andeutungsweise erwähnt er, daß sie etwa um das Jahr 1000 abgefaßt sein könne. Zugleich theilt er uns seine grammatischen Erklärungen im 2. Bande mit, die einen interessanten Einblick in die grammatischen Kenntnisse jener Zeit thun lassen. Es war damals kaum der schwierige Anfang überwunden. Von Siegmund Maybaum ist eine Erörterung über die Sprache des Targum zu den Sprüchen und dessen Verhältnis zum Syrer gegeben. Die Targumim zu Hiob, Psalter und Proverbien zeichnen sich vor den andern derartigen Arbeiten über die Hagiographen dadurch aus, daß sie wirkliche Paraphrasen der hl. Schriften sind; von diesen dreien nun ist das Targum zu den Sprüchen das interessanteste, hält sich ziemlich streng an den Text und ist im Ganzen frei von Zusätzen, besonders aber ist es auffallend durch seine durchaus syrisch gefärbte Sprache. Maybaum sucht nun das Resultat Dath's, der sich vornehmlich mit diesem Targum beschäftigt hatte und annahm, daß der Chaldäer den Syrer benützt habe, als ein unrichtiges, weil auf Corruptelen gebaut, zu erweisen und gründet sich hiebei hauptsächlich auf einen Codex der Breslauer Stadtbibliothek. Er seinerseits behauptet, die chaldäische Version sei die ältere und der Syrer habe sie benützt.

Auch die Fragen der historischen Kritik, zumal über die Abfassungszeit der einzelnen, in neuerer Zeit besonders in Untersuchung genommenen Bücher soll hier zur Verhandlung kommen. Der Herausgeber spricht hiebei den Wunsch aus, daß auch die konservative Richtung sein Archiv nicht verschmähen und die tendente Anschauung gegen die neueren Angriffe verteidigen möge. Besonders thätig nach dieser Seite hin schien Dr. Graf, Professor in Weissen, in dieser Zeitschrift auftreten zu wollen, leider ist dieser aber inzwischen verstorben, und sind demnach hier seine letzten Arbeiten mitgetheilt. Sein opus postumum ist eine kurze Studie über Am. 5, 26, die von einem klaren Blicke zeugt, obgleich er sich zu sehr in den Gedanken hineingelegt hatte, es sei die im Pentateuch enthaltene Gesetzgebung erst ein Werk späterer Zeit, ja, wie er bereits im Jahre 1866 in seiner Schrift über die geschichtlichen Bücher des alten Testaments behauptet hatte, selbst der Leviticus sei exilisch, wenn nicht gar nachexilischen Ursprungs. Diese Ansicht legt er denn auch hier in einem Artikel über die sogen. Grundschrift des Pentateuch dar, indem er behauptet, diese Grundschrift sei der jüngste Bestandtheil des Pentateuch. Esra sei der Sammler und Uebersetzer dieses gewesen und habe es aus verschiedenen Quellen zusammengestellt; Deuteronomium und Grundschrift seien verschiedenen Geistes. Von Vaihinger, der in Band I Mitzellen lieferte, ist eine kurze Erörterung über das Zeitalter des Dabja gegeben, in der er der Wahrheit, wie sie Keil in seinem Commentar darlegt, ziemlich nahe gekommen ist, er verlegt die Verabfassung dieser prophetischen Schrift in die Jugendzeit des Königs Joas.

Auf dem Grunde der Resultate der historischen Kritik will dann das Archiv auch zu einer richtigen Darstellung der Geschichte des Volks Israel beflüßigt sein. Auch hiefür ist eine Probe in diesem 1. Bande gegeben, indem Dr. Fürst eine ethnographische Studie über die Semiten ver-

öffentlicht, die freilich zu manchen Bedenken Anlaß giebt, da z. B. Abram der Erste sein soll, dessen Name nicht Bezeichnung eines Stammes, sondern einer Person sein will. Graf konstruirt eine Geschichte des Stammes Levi auf Grund seiner Voraussetzung, daß die Gesetzgebung des Leviticus nicht Zustände der uralten Zeit des Volks Israel darstelle, sondern nur dazu bestimmt gewesen sei, der Generation des Esra und Nehemia als das aus alter, scheinbar ununterbrochener Ueberlieferung beruhende Vorbild zur Richtschnur zu dienen. Dieß greift dann schon über in das Gebiet der biblischen Alterthümer, und diese nebst der biblischen Theologie sollen ebenfalls Gegenstand der Untersuchung in dieser Zeitschrift sein.

An dieses Alles sollen sich kleinere Mittheilungen unter der Ueberschrift Mitzellen anschließen. Sieben finden wir in diesem Bande epigraphische Mitzellen vom Herausgeber, u. einige etymologische Vermuthungen von H zig, denen wir jedoch unsere Zustimmung nicht geben können, da sie zu viel Unwahrscheinliches enthalten. Ferner findet sich die Erklärung einzelner biblischer Stellen von Schröter, Vaihinger, Graf, sowie einige interessante Beiträge zur biblischen Geographie von Dietrich und Blau, ein Gebiet, das noch sehr der weiten Durchforschung bedarf.

Wir haben hier nun das Hauptsächlichste genannt und wohl damit schon gezeigt, daß das Archiv des Anziehenden viel bietet; möge demselben eine günstige Aufnahme bei den Männern der Wissenschaft zu Theil werden und dasselbe einen ungehemmten, immer erfreulicheren Fortgang nehmen.

Etudes Religieuses, Historiques et Littéraires par des pères de la compagnie de Jésus. Tome sixième. Août 1870. Numéro 32. Septembre 1870—1871. Numéro 32.

Jetzt erst werden diese beiden Monatshefte ausgegeben, welche den Zwischenraum eines ganzen Jahres unberücksichtigt lassen. Die weltgeschichtlichen Ereignisse und Unglücksfälle sind der Grund. Im ersten Heft wird zunächst die in der 4. Sitzung des vatikanischen Concils veröffentlichte erste dogmatische Bestimmung über die Kirche Christi abgedruckt (die bei G. Schneemann die Kanones n. s. w., S. 32 u. f. zu finden ist). Hierauf setzt P. J. Tassin seine im Maiheft 1870 begonnene Abhandlung „über die spanischen Christen im ersten Mittelalter“ mit polemischer Beziehung auf „Dozy Hist. des Musulm.“ weiter fort. Er weist es nach, daß es mit der von Freidenken gerühmten muslimännischen Toleranz nichts aus sich hat, belegt die Grausamkeit der als aufgeklärt besonders berühmten Kalifen mit zahlreichen Beispielen, schildert die zur Verdrängung der Christen aufreizende Thätigkeit der arabischen Doktoren, die Einziehung der christlichen Kirchen, das Sinken des durch Simonie durch die Araber zu seinen Sätzen gelangenden Episkopats, und behauptet, daß weder Irland durch die Engländer der Elisabeth und Cromwells, noch Polen durch die Russen des Nikolaus I. und des Alexander II. jemals so unwürdig behandelt seien als das Volk Christi in Spanien durch die aufgeklärten Kalifen. Hierauf schreibt M. l'abbé Vigouroux „über die rationalistische Eregese in Deutschland.“ Nach seiner Meinung müßte die zu große Wichtigkeit,

welche der Protestantismus der Bibel zugestand, indem er alle göttliche Lehre in sie einschloß und von Tradition und Kirche abjah, zu einer Konfundirung der theologischen und biblischen Studien führen. Die von Paulus 1790 angefangene Bewegung hat es bewirkt, daß Theologie und Exegese so ziemlich sich decken. In Deutschland sind in 7 Jahren 9752 Schriften über biblische Studien erschienen, während nur 6292 Schriften für dieselbe Zeit auf die schönen Wissenschaften fallen; die man in Frankreich einfach Literatur nennt. Dagegen sind in Frankreich nach M. Munt in seinem Rapport von 1867 in 25 Jahren nur 12 exegetische Publikationen erschienen. Es giebt nun in Frankreich Teutomanen in der Exegese, wie es Angelmanen in der Politik giebt. Hieraus wie andererseits aus der weit verbreiteten Unwissenheit, was die orientalischen Sprachen zc. anbelangt, die der Verfasser offen zugestehet, ergeben sich zwei schwere Irrthümer. Viele glauben, daß die rationalistische deutsche Exegese ganz unüberlegbar oder wenigstens sehr schwer zu widerlegen sei, noch viel mehr Leute glauben, daß sie jenseits des Rheins souverän herrsche. Beide Irrthümer widerlegt der Verfasser. Er charakterisirt den Rationalismus nach Lacordaire so, daß die menschliche Natur in allen Ordnungen der Dinge sich selbst genüge, um zu leben und zu sterben. Aber der Rationalismus kann nichts aufbauen, weil er auf Ruinen baut, da er die Unmöglichkeit des Wunders annimmt. Das wird nachgewiesen an Strauß und Bunsen. Am schlechtesten kommt Schleiermacher fort. Es heißt: „das war ein sonderbarer Diener des heiligen Evangeliums, dieser Pastor von Berlin. Anstatt seiner Herde die Moral Jesu Christi zu lehren, sagte er ihnen, daß die Religion nichts andres sei als der Geschmack des Unendlichen. Er predigte ihnen die Heiligung des Individuums und stellte die individuelle Caprice als Pflicht auf. Er starb, indem er sich selbst das heilige Mahl reichte, ohne jemals an die Gottheit Christi geglaubt zu haben. In seiner Sprache ist das Wort Wunder der religiöse Name für jedes Ereigniß.“ Hierauf geht der Verfasser über auf die speciellen Bemühungen das Uebernatürliche aus dem alten und neuen Testament zu entfernen, wobei er über Reimarus, Lessing und besonders Eichhorn ausführlich und mit großer Sachkenntniß sich ausdrückt. — P. A. Paradin fährt sodann fort den deutschen Krieg zu schildern. Es ist König Georg I. von Hannover, um den als Heldenfigur der Verfasser das Meiste gruppirt. Daß er ihn mit dem ritterlichen und blinden Johann von Rukenburg in der Schlacht von Crécy vergleicht, ist unverfänglich; daß er den Preußen Wortbruch und manches Andre in die Schuhe schiebt erklärt sich aus Leidenschaft und Unwissenheit. Die freundliche Stadt Eisenach macht er zu einem Besitztum des Herzogs von Coburg. — P. J. Delsaut liefert nachsthem einen Aufsatz „über Gehör-Sensationen.“ Er schließt sich hiebei an die Schriften von Helmholtz „über die physiologische Theorie der Musik, gegründet auf das Studium der Gehör-Sensationen“ und von S. Eynhall „der Schall“ an. — „Welches Interesse kann man an Dichtungen nehmen in Gegenwart schrecklicher Ereignisse und wie kann man der Sprache der Romanchreiber das Ohr leihen, wenn es Gott gefällt

furchtbaren Thaten das Wort zu geben?“ So fragt P. A. Escalle, der dennoch fortfährt den Roman des M. Disraëli „Lothair“ zu beurtheilen, weil ja die religiösen Fragen im Grund der politischen liegen und von der Art und Weise der Lösung jener im Schoß der europäischen Nationen die Ordnung der Dinge abhängen wird, der wir entgegengeben. Was die katholische Bewegung in England anbelangt, so seien dem Verfasser des Lothair, dessen über alle theologischen Fragen in heitiger Ruhe schwebenden Scepticismus der Berichterstatter hervorhebt, der Zustand der Seelen und die intimsten Strömungen der katholischen Welt unbekannte Regionen. Das Buch „Lothair“ konstatiert sehr gut die Existenz einer katholischen Bewegung in den höheren Sphären der englischen Gesellschaft, aber es erkläre durchaus nicht deren Ursachen. Eine sehr geistreiche Vergleichung, was die Religion dem Katholiken und was sie dem englischen Protestanten ist, knüpft der Berichterstatter hier an, indem er die verschiedenen Richtungen unter den Protestanten Englands nach seiner Erfahrung und von seinem Standpunkt aus höchst anziehend schildert. Den Ritualismus vergleicht er mit einem dunklen Planeten, der bereits in der Attraktions-Sphäre der glänzenden Sonne des Katholicismus sich befindet. — P. A. de Ponlevoch giebt weiter einen Artikel „über die Definition“ nemlich des Concils. Bemerkenswerth ist in ihm nur das Gesandniß, daß die alten Formeln von der Superiorität des Concils über den Papst, von dem Appell vom Papst an das Concil aus der katholischen Sprache nunmehr ausgelöscht seien; ferner die Behauptung daß das letzte Concil die Einheit der Kirche für die Zukunft gerettet habe, und endlich die Hoffnung, daß die zwar an schließlich das Herz ermüdende Theilungen gewöhnlichen Protestanten gerade durch die vollkommene Einheit der römischen Kirche angelockt werden würden. — Recensionen machen den Beschluß dieses Heftes. —

Das zweite Heft wird eröffnet durch einen Aufsatz von P. A. Matignon „über die moralische Regeneration Frankreichs.“ Wenn man auch die schuldigen Großen nicht freisprechen könne, so müsse doch jeder zunächst an seine eigne Brust schlagen. Eine theilweise Restauration wäre ohnmächtig, eine vollständige Regeneration thut noth, wenn man noch ein Vaterland haben und eine Nation bleiben wolle. Weder die Revision der politischen Constitution noch eine neue Militär-Organisation, noch preussisches Muster, noch der obligatorische Gratis-Unterricht in der Primärschule können die tiefen Abgründe ausfüllen, welche die letzten Ereignisse enthüllt haben. Zwei Dinge genügen um alles zu retten. Frankreich muß den Muth haben, sich die Wahrheit sagen zu lassen, und es muß, indem es auf die Stimmen derer hört, die sie ihm lehren können, nicht sich weigern den Weg zu betreten, auf welchem es noch den Frieden wiederfinden kann. Der Verfasser will politische Erwägungen und social-ökonomische Theorien, die das materielle Wohlbeyn zum Object haben, bei Seite liegen lassen. Es handelt sich um einen moralischen Bau. Man muß Frankreich eine neue Seele einhauchen oder der alten einen neuen Lebenshauch geben. Die erste Bedingung einer weisen Reform wird sein, eine ernstliche Revision

der Gesetzgebung über die Ehe zu provociren. Durch die Civilehe hat die Familie einen unheilvollen Schlag empfangen, ihre Sicherheit verloren, wenn auch die religiösen Sitten die üblen Folgen der Gesetzgebung theilweise aufhalten. Nicht allein aber die Familie, sondern die ganze moralische Ordnung ist bedroht. Man ist nahe daran, keine andre Gottheit anzuerkennen als die des Staats und kein andres Gesetz als das des Socialismus. Die Frau ist die Seele der Familie, sie schafft die Sitten einer Nation, man beurtheilt ein Volk nach den Frauen. Seit 1791 hat die Verführung aufgehört gesetzlich ein Verbrechen zu sein. Die Schamhaftigkeit des jungen Mädchens steht nicht mehr unter dem Schutz des Gesetzes. Seitdem der Mann, der ein solches seinen Pflichten untreu macht, nur seinem eignen Gewissen verantwortlich ist, sind die fittlichen Verwüstungen namentlich in den untern Klassen der Fabrikstädte im großartigsten Maßstabe aufgetreten. Man muß die Verführung wieder wie bei den andern Nationen gesetzlich zu einem Verbrechen machen. Wie die Unterdrückung jeder Strafe bei Verführung die Frau erniedrigt, so entwaflnet die fehlende Testamentsfreiheit vollständig das väterliche Ansehen. Weil der Vater seine Güter gleichmäßig unter seine Kinder theilen muß, so hat er oft kein Mittel die Ausschreitungen der Jugend zu unterbinden. Er ist gleichsam auf die Rolle eines Mandatars seines Vermögens zurückgeführt. Der zukünftigen Vermögens gewisse junge Mann giebt sich häufig dem Müßiggang und dem Laster hin. Haus und Hof bleiben nicht durch Generationen bei derselben Familie, alles wird nach dem Tode des Familienhauptes zerstückelt und verkauft. Würde die Testamentsfreiheit existiren und weise angewandt werden, so würde auch bei der Wahl der Gattinnen nicht die Mützigkeit den Schätzungsmaßstab abgeben, Vernunft und Herz würden mehr sprechen. Dann kommt der Verfasser auf die Zerstörung der Häuslichkeit des Familienheerdes, des gemeinsamen Lebens zu sprechen. Wie Nomaden mietzen die Familien bald hier bald da ein Logis, und unter den niedern Klassen gehen Vater, Mutter und Kinder alle ihren besondern Weg der Fabrikarbeit, sie entfremden sich. Dazu kommt die Sonntagsarbeit, und Sonntagsentheiligung, die selbst christliches Familienleben an diesem Tage unmöglich macht. Ebenso ist für die Familie wie für das Vaterland die so häufig vorkommende verkehrte erste Erziehung verhängnißvoll, da man dem Kinde den Willen läßt, und der Vater ohne religiöse Ueberzeugungen sich nicht für den Vertreter der Autorität Gottes ansieht. Der Vater glaubt dann nicht mehr an sich und der Sohn nicht mehr an den Vater. — Auf diesen ersten Theil eines so gedankenreichen und ersten Aufsatzes folgen „Briefe eines Schulmeisters an den Minister des öffentlichen Unterrichts“ von P. Ch. Clair. Die Briefe sind aus einer kleinen Stadt 30 Meilen von Paris entfernt, mit religiösen, ehrenwerthen, friedlichen, arbeitssamen und für ihre Verhältnisse ziemlich unterrichteten Einwohnern, woselbst der Verfasser 25 Jahre Lehrer gewesen. So heißt es im ersten Brief. In diesem wird das religionsfeindliche Auftreten eines neuen Maire geschildert, der bei Inspektion der Schule den Katechismus zc. entfernen will und eine in die Phrasen des aufge-

klärten Zeitgeistes eingehüllte Ansprache an die nichts davon verstehenden Kinder richtet, dabei das Wegschaffen des Crucifixes zc. befehlt. Im zweiten Brief wird geschildert wie der Polizeibeauftragte mit Gewalt die religiösen Embleme aus der Schule entfernt, wie das Gebet der Kinder, ihr Kirchenbesuch und der Unterricht im Katechismus verboten wird. Zugleich wird die Abschrift einer Eingabe kirchlicher Familien an die Nationalversammlung mitgetheilt, in welcher sie sich über die Unterdrückung der religiösen Erziehung der Kinder beklagen und den alten Dantonischen Irrthum widerlegen, daß die Kinder erst dem Staat und dann den Eltern gehören. Im dritten Brief theilt der Schulmeister mit, wie der Maire ihm aus dem Buch des Ministers (Religion naturelle par Jules Simon) nachweist, daß seine Ansichten ganz die seien, die er selbst in der Schule zu herrschenden gemacht habe. Darauf hin hält der einfache Schulmeister, der geneigt ist nunmehr den Minister als einen solchen Mann anzusehen, der eine Erziehung ohne Gott beschließt, ihm vor, daß diejenigen Dorfbewohner, welche nicht die Kirchen besuchen, die steten Besucher der Schenken seien. Wer seinen Katechismus nicht kennt, kennt auch seine Pflichten nicht, lebt und stirbt wie ein Thier. Im vierten Brief theilt der Schulmeister dem Minister mit, er sei nunmehr ungefeßlich vom Maire abgesetzt, unter dem Vorwande, er habe die Vorurtheile einer vergangenen Zeit. Zum neuen Lehrer geht nun nur der Sohn des Maire in die Schule und 5—6 Kinder ganz abhängiger Leute, um Philosophie und Menschenrechte zu lernen und die Marseillaise zu singen. Es wird nun eine freie Schule mit Hilfe des Pfarrers und der Einwohnererschaft eingerichtet und der alte Schulmeister kann in dem neuen Lokal seine ganze kleine Herde wieder sammeln. — P. C. Sommervogel bringt sodann den Schluß der Abhandlung über „Montcalm.“ Der französisch-englische Krieg in Kanada während des Jahres 1757 wird zunächst geschildert, sodann der von 1758. Der Tod Montcalm's und eine Charakteristik desselben nach Bantrost folgen darauf. Ein angeblicher Brief Montcalm's an einen Verwandten, der dem Verfasser des Aufsatzes unecht erscheint, vom 24. Aug. 1759 macht den Beschluß. — P. J. Carbonelle schließt demnach seine vielen Aufsätze „über Ehermodynamik.“ — P. J. de Bonriot fährt im folgenden Aufsatz fort „die Philosophie des M. Taine“ anzugreifen. Er drückt schließlich seine Verwunderung aus, daß der Genannte bei seinem schönen Stil es ausgiebt die blumenreichen Fluren der beschreibenden Literatur zu betreten und daß er sich auf die rauhen Pfade der Philosophie begiebt. Eine große Kraft der Intelligenz beweise er gerade nicht im Studium der Ideen. Vergeblich bemühe er sich ein Baumeister zu sein, er sei nur ein Dekorateur. Es wird einer scharfen Kritik unterzogen, was M. Taine über die Elemente der Erkenntniß, über die Perception (er erfand als Reformator der Theorien des Royer-Collard die s. g. „hallucination vraie“ und der Grund seiner Philosophie ist überhaupt „hallucination“), über das Gedächtniß und über die Einheit der Wissenschaft lehrt. — Bücheranzeigen machen auch in diesem Heft den Beschluß.

I. Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, cultur- und literar-historischen Inhalts.

Die moabitische Inschrift und ihre bisherigen Erklärer.

Die um den Anfang des vor. Jahres zur Kenntniß der europäischen Gelehrtenwelt gelangte Inschrift des Moabiterkönigs Mesa (Mēša) aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. ist ein Dokument von so hervorragender linguistisch-paläographischer, aber auch religions- und cultur-geschichtlicher Bedeutung, daß die bereits zu ansehnlichem Umfange herangewachsene und immer noch im Anschwellen begriffene Auslegungsliteratur, die sich an ihren Namen und Inhalt knüpft, eine keineswegs schwer begreifliche und jedenfalls eine interessante und bemerkenswerthe Erscheinung zu heißen verdient.

Der Ruhm der ersten Entdeckung dieses Monuments, — eines mit althebräischen oder phöniciſchen Charakteren bedeckten, theilweise verwitterten und beschädigten schwarzen Basaltblocks, befindlich unter den Trümmern von Dhibān (Dibon), eine Stunde nördl. vom Arnon und gegen vier Stunden östl. vom Todten Meere — gebührt dem deutschen Missionar Klein, welcher den damals noch im Wesentlichen unversehrten Stein am 19. August 1868 sah und eine an Ort und Stelle aufgenommene flüchtige Skizze von ihm dem damaligen preussischen Consul zu Jerusalem, Prof. Petermann aus Berlin, mittheilte. Während die Bemühungen des Letzteren, den Fund für das Königl. Museum in Berlin zu erwerben, leider erfolglos blieben, gelang es einem Franzosen, dem interimistischen Dragoman beim französischen Consulat zu Jerusalem Chr. Clermont-Ganneau, sich in den Besitz, zwar nicht des Denkmals selbst, aber doch einer ziemlich genauen Copie desselben zu setzen. Der arabische Scheich G'emil besorgte ihn, trotz der Bemühungen der an Ort und Stelle wohnenden Beduinen, den Stein als einen vermeinten Talisman sorgfältig zu verbergen, einige mittelst Abklatsch-papier und Bürste angefertigte ziemlich getreue Abbildungen von der Inschrift des Steines und setzte ihn so in Stand, einen ersten Entzifferungsversuch zu wagen. Das Ergebnis dieses Versuchs, verbunden mit einem Facsimile der Inschrift und einer Transcription derselben aus der alt-phöniciſchen in die hebräische Quadratschrift, legte er in einem unter dem 16. Januar 1870 an den Pariser Akademiker und berühmten Palästina-Reisenden Grafen Melch. de Vogué gerichteten Sendschreiben nieder, welches dieser in Verbindung mit eignen Bemerkungen im Februar desselben Jahres publicirte, unter dem Titel: „La Stèle de Mesa, Roi de Moab 896 avant J.-C. Lettre à M. le Cte. de Vogué par Chr. Clermont-Ganneau, Drogman-Chancelier du Consulat de France à Jerusalem. Paris, Baudri 1870.“ (10 pp. 4, avec 2 tableaux). — Dieser ersten, noch an vielen Ungenauigkeiten leidenden exegetisch-kritischen Bearbeitung der Inschrift ließ Clermont-Ganneau schon nach wenigen Wochen (im Märzheft, und weiterhin im Juniheft der *Revue archéologique*) eine bedeutend genauere Ausgabe folgen, deren facsimilirter Text zahlreiche Lücken ausgefüllt und nicht wenige Undeutlichkeiten der früheren Copie berichtigt darstellte, und zwar dieß auf Grund einer neuen exacteren Vergleichung fast sämtlicher (beiläufig 20) Fragmente des zertrümmerten Steins, in deren Besitz sich der gelehrte Dragoman inzwischen zu setzen gewußt hatte. Dieses zweite Ganneau'sche Facsimile bildet die feste Grundlage der seitdem gemachten Entzifferungsversuche; denn was der englische Captain Warren (der gleichfalls bald nach Auffindung des Monuments sich einige Original-Abzüge davon durch Beduinen zu verschaffen gewußt und für den Londoner Palestine Exploration Fund veröffentlicht hatte) an kritischen Bemerkungen und Varianten

dazu darbot, ist vergleichsweise unerheblicher Art und nur an wenigen Stellen zur Unsicher-
machung der Gamneau'schen Lesarten geeignet.

Hatte sonach bezüglich der eigentlichen Entdeckung und ersten Veröffentlichung des merk-
würdigen Fundes das Glück und die Geschicklichkeit eines Franzosen die bei seiner Wahr-
nehmung theilbeteiligten Deutschen überflügelt, so ist dagegen die weitere wissenschaftliche Verwerthung
desselben, insbesondere seine zuverlässigere Entzifferung und eingehendere Commentation vom
sprach-, religions- und culturgeschichtlichen Gesichtspunkte aus, hauptsächlich deutschen Forschern,
unter Mitwirkung einzelner englischer Gelehrter, überlassen geblieben. — Gleich die erste aus-
führlichere Monographie über das Denkmal veröffentlichte ein deutscher Orientalist und alt-
testamentlicher Theologe, Prof. Const. Schlottmann zu Halle („Die Siegessäule Mesa's,
Königs der Moabiter; ein Beitrag zur hebräischen Alterthumskunde“; Osterprogramm der
Universität Halle. Wittenberg, 1870). Da für die hierin gebotene Uebersetzung und Er-
läuterung des Textes ihm zunächst nur das erste unvollkommene Facsimile Gamneau's zu
Gebote gestanden hatte, so lieferte er etwas später (in Bd. XXIV der „Zeitschrift der deut-
schen morgenländischen Gesellschaft“, S. 253 ff.) einen auf die besseren Lesarten der zweiten
Gamneau'schen Publikation gestützten berichtigenden Nachtrag, in welchem er übrigens, gleichwie
auch in der später (in den Theol. Studien und Kritiken, 1871, S. IV) publicirten Abhdlg.:
„Der Moabiterkönig Mesa“, fast mehr Bestätigungen des früher von ihm Conjectirten, als
Verbesserungen oder Berichtigungen zu notiren hatte. Es folgten ihm als Herausgeber selbstän-
diger Schriften über denselben Gegenstand die Orientalisten Theod. Nöldeke in Kiel
(„Die Inschrift des Königs Mesa von Moab erklärt, Kiel 1870), J. S. Kämpf in Prag
(„Die Inschrift auf dem Denkmal Mesa's, Königs v. Moab; mit einem Anhang betr. die
Grabinschrift des Sidonischen Königs Eschmunazar“, Prag 1870), F. Hitzig in Heidelberg
(„Die Inschrift des Mesha, Königes von Moab, übersezt und historisch-kritisch erörtert; ein
Beitrag zur moabit. Geschichte und Topographie“, Heidelberg 1870); — dazu eine größere
Zahl von Verfassern längerer oder kürzerer Abhandlungen in Zeitschriften, wie Abrah.
Geiger (Zeitschr. der deutschen morgenländ. Gesellschaft, XXIV, S. 212 ff.), Martin
Haug (Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. vom 16. Apr. 1870), Abt Haneberg (im Bonner
Theolog. Literaturblatt, Jahrg. 1870), Eberh. Schrader (im Theolog. Literaturbl. der
Darmstädter Allgem. Kirchenztg. vom 1. Juni 1870), Adalbert Merz (im Archiv für
wissenschaftl. Erforschung des Alten Test., 1870), Dr. Himpel (in der Tübinger
Theolog. Quartalschr., 1870, S. IV). — Ein in S. II des Jahrg. 1871 der „Zahrbücher
für deutsche Theologie“ veröffentlichter Aufsatz des Kirchenraths Dr. Diestel in Jena: „Die
moabitische Gedenktafel, eine kritische Uebersicht“, faßt den Reinertrag der Untersuchungen der
Mehrzahl dieser seiner deutschen Vorgänger übersichtlich zusammen, unter theilweiser Mitberück-
sichtigung dessen, was inzwischen auch von gelehrten Forschern des Auslandes, z. B. von dem
französischen Israeliten M. J. Derenburg (Journal asiatique, 1870, I, 155 ss; Revue
Israelite, Nr. 13) sowie von den Engländern Wright (in North British Review) und
Neubauer (The Academy 1870, Nr. 7. 8 u. 14) zur Lösung des schwierigen Ent-
zifferungs- und Erläuterungsproblems beigezeichnet worden war. Von einigen weiteren Arbeiten
des In- und Auslandes, wie von dem bereits erwähnten Schlottmann'schen Aufsatze im Jahrg.
1871 der „Studien und Kritiken“, von Abrah. Harkavy's Abhdlg. in der zu Paris er-
scheinenden hebräischen Ztschr. „Chebod-Hal'banon“ (1870, Nr. 13—15), von des Eng-
länders Ginsburg Schrift (2. edit., Lond. 1871), sowie von des berühmten Assyriologen
Prof. G. Rawlinson Abhandlung über den „Moabitischen Stein“, (in „The Contem-
porary Review, Aug. 1870, p. 97 ss) hatte diese Diestel'sche kritische Uebersicht, der wir
im Nachstehenden vorzugsweise folgen werden, noch keinen Gebrauch machen gekonnt.

Wir lassen nun eine deutsche Uebertragung der Inschrift folgen, wobei wir die (ent-
sprechend dem stark verstümmelten Zustande ihres Textes allerdings ziemlich zahlreichen) Con-
jecturen, durch welche die gelehrte Forschung die Lücken auszufüllen gesucht hat, durch
Klammern andeuten.*)

*) Vgl. Diestel, a. a. O., S. 221 ff. 243 ff.

1. Ich bin Mesa, Sohn des Ramos-Gad, König von Moab [aus]
2. Dibon. Mein Vater herrschte über Moab dreißig Jahre, und ich herrschte
3. nach meinem Vater. Und ich machte diese Opferhöhe für Ramos in Korchä,*) eine Höhe [der Er-]rettung,
4. da er mich errettet hat von allen Königen und da er mich meine Lust sehen ließ an allen meinen Hassern. . . . [Es stand auf Omri],
5. der König von Israel und bedrückte Moab viele Tage; denn es zürnte Ramos auf sein eignes
6. Land. Und es folgte ihm sein Sohn,**) und er sagte auch: ich will Moab bedrücken. In meinen Tagen sagte er es.
7. Aber ich sah meine Lust an ihm und seinem Hause und Israel gieng unter, auf immer. — Und es bemächtigte sich Omri
8. [des Landes] Niedaba und wohnte darin [er und nach ihm Ahab] sein Sohn vierzig Jahre. Da brachte es zurüch
9. Ramos in meinen Tagen. Und ich baute Baal-Meon, und machte darin [eine Mauer] und ich [baute]
10. Kirjathaim. Und die Männer von Gad wohnten in dem Lande [Ataroth] von Alters her; und es baute sich der König von
11. Israel A[st]a[roth]. Und ich stritt wider die Stadt und nahm sie ein und brachte um alle [Seelen in] der
12. Stadt zum Wohlgefallen für Ramos und für Moab. Und ich nahm von dort [Geräthe Jehovah's] und brachte
13. sie vor das Angesicht des Ramos zu Kerijoth. Und ich ließ daselbst***) wohnen die Männer von Siran(?) und die Männer von [Zereth-]
14. Schacharat. — Und Ramos sprach zu mir: Gehe, nimm Nebo von Israel. [Und ich]
15. gieng Nachts, und stritt gegen dasselbe von Aufgang der Morgenröthe bis Mittag; und ich
16. nahm es und tödtete sie alle, siebentaufend. . . .
17. Frauen und Mädchen [?], denn dem Astarte-Ramos [hatte ich sie] geweiht;†) und ich nahm von dort
18. [alle Ge-]fäße Jehovah's und brachte sie vor Ramos. — Und es baute der König von Israel
19. Jahaz, und saß darin, indem er wider mich kämpfte. Und es vertrieb ihn Ramos vor mir.
20. Und ich nahm aus Moab zweihundert Mann, alles seine Häupter, und führte sie hinaus gegen Jahaz, und ich eroberte es,
21. hinzusetzend zu Dibon. — — Ich baute Korchä, die Mauer der Wälder und die Mauer
22. des Hügels, und ich baute ihre Thore und ich baute ihre Thürme, und ich
23. baute das Königshaus. Und ich machte Behälter für die Bergwasser inner [=halb]
24. [der] Stadt. Und es war keine Cisterne innerhalb der Stadt, in Korchä, und ich befahl allem Volk: Macht
25. [euch] ein jeder eine Cisterne in seinem Haus! Und ich grub einen Graben für Korchä durch die [Gefangenen]
26. Israels. — Ich habe gebaut Aroër, und ich machte die Straße am Arnon;
27. ich habe gebaut Beth-Bamoth††), denn es war zerstört. Ich habe gebaut Bezer; denn es hal-[[fen mir

*) Korchä oder Korchah (קרח), eigentl. „Gläze, kahle Fläche, Blachfeld“, wahrscheinlich Name eines gewissen Stadttheils von Dibon.

**) Nämlich Ahab (1 Kön. 16, 28); vgl. unten, Zeile 8.

***) Nämlich in Ataroth, einer vormals (4 Mos. 32, 34; vgl. 33, 45) von Gaditen bewohnten, nunmehr aber von Mesa, ihrem Eroberer, mit neuen Colonisten, nämlich mit „Männern von Siran“ (? Saron ?) und „von Zereth-Schacharat“ (= Zereth-Baschachar, Jos. 13, 19), besetzten Ortschaft nordwestl. von Dibon.

†) Astarte-Ramos, wahrscheinlich eine androgynne Gottheit (nach Schlothin, S. 26 ff.).

††) Beth-Bamoth, wahrscheinlich dieselbe Stadt wie Bamoth oder Bamath-Baal (4 Mos. 21, 19; 22, 41; Jos. 13, 17); schwerlich appellativisch zu fassen: „Höhentempel.“

28. Män]-ner Dibon's, fünfzig. Denn ganz Dibon war mir unterthänig — Und ich füllte mit
 29. je] hundert [Mann] die Städte,*) welche ich dem Land hinzugefügt habe. Und ich bau]-te
 30. . . .] und den Tempel von Diblathaim und den Tempel von Baal-Meon, und ich führte sie dort hinaus.
 31. . . . des Landes. Und Horononaim, es wohnte darin
 32. Und es sprach zu mir Ramos: Ziehe hinab, streite wider Horonaim! Und ich [tritt gegen es und nahm es. . . .]
 33. . . . Ramos in meinen Tagen. Und
 34. . . . Jahre*)

Soviel geht aus diesem lückenhaften und zahlreiche Dunkelheiten involvirenden Texte immerhin mit Sicherheit hervor, daß derselbe den Anfang und Hauptinhalt der Inschrift eines altmoabitischen Siegesdenkmals bildet, welches König Mesa, ohne Zweifel derselbe wie der in 2 Kön. 3, 4 ff. erwähnte, auf Anlaß seiner Siege über seine israelitischen Nachbarn, insbesondere den „Sohn Dmri's“ (= Ahab, 1 Kön. 16, 28 ff.), hatte errichten lassen. Selbst der Zeitpunkt der Errichtung dieses Denkmals läßt sich mit annähernder Genauigkeit aus der Inschrift ermitteln. Denn da eben nur der „Sohn Dmri's“ als israelitischer Herrscher erwähnt, dagegen auf seine Söhne und Nachfolger Ahasja und Joram, sowie auf deren Verbündeten, den Judäerkönig Josaphat, noch keine ausdrückliche Beziehung genommen wird, so können die in der Inschrift beschriebenen Erfolge Mesa's noch nicht jene durch das grause Opfer seines eignen Sohnes und die dadurch bewirkte Aufhebung der Belagerung Kir-Moab's (2 Kön. 3, 27) herbeigeführten gewesen sein. Es müssen die diesem denkwürdigen, vom Verfasser des Buchs der Könige ausführlich geschilderten Ereignisse vorausgegangene Anfänge seiner Erhebung wider die israelitische Herrschaft in Rede stehen, jene ersten erfolgreichen Versuche zur Abschüttelung dieses Joches, welche gegen das Ende der Regierungszeit Ahab's und in die Zeit der Thronbesteigung seines Sohnes Ahasja fallen und gelegentlich dieses letzteren Ereignisses ausdrücklich, wiewohl nur kurz und summarisch, in 2 Kön. 1, 1 erwähnt werden. Auf jenes spätere und großartigere Ergebniß hätten deutlichere Anspielungen in der Inschrift stattfinden müssen, als die von einigen Auslegern, z. B. von Hitzig, hier und da gemuthmaachten; namentlich die Stadt Kir-Moab, als Schauplatz jener anfänglichen Bedrängniß und darauf gefolgten Errettung Mesa's, hätte nachdrücklich hervorgehoben werden müssen, wenn das Denkmal erst nach diesem Factum und in Folge desselben errichtet wurde.**) Bezieht sich dasselbe also auf jene früheren, in der Bibel nur kurz angedeuteten Thatfachen, so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit die zweijährige Regierungszeit des Königs Ahasja, oder auch die Anfangszeit seines Bruders und Nachfolgers Joram (897—884) als die Epoche seines Ursprungs annehmen; und Clermont-Ganneau's, des ersten Veröffentlichers der Inschrift, Bestimmung ihrer Abfassungszeit auf das Jahr 896 v. Chr. (s. oben, S. 401) mag deshalb,

*) Hiesfür vielleicht richtiger: „Ich stellte hundert Priester an in den Städten“.

**) Die letzten vier Zeilen sind arg verstümmelt; nur Nr. 32 gibt einen deutlichen Satz, der einen Eroberungszug Mesa's gegen Horonaim (Chavronan) besagt. — Die Gesamtheit der hier am Ende (sowie früher hier und da in kleineren Partien) durch Verstümmelung ausgefallenen Worte mag gegen 400 betragen, also ungefähr zwei Fünftel der ganzen Inschrift, von welcher noch 613 Worte (werthet auf 34 Zeilen) lesbar sind.

*** Der in 3, 7 von Mesa gebrauchte starke Ausdruck: „und Israel gieng unter auf immer“ (oder: „in ewigem Untergang“) nöthigt keineswegs dazu, die Inschrift erst mit Bezug auf 2 Kön. 3, 26 verfaßt zu denken; denn von einem „Untergehen auf immer“ läßt sich auch in diesem biblischen Berichte schlechterdings nichts entdecken (die Pest, welche Joram's und Josaphats zum beschleunigten Abzuge von Kir bewogen haben soll, wird lediglich von der neueren Eregese in den Text der Stelle hineingelesen). Das „Untergehen auf immer“ ist wohl bloße übermüthig übertreibende Phrase, eine jener „Prahlereien wider Jehova“, wie sie auch die hebräischen Propheten öfter zu rügen hatten. Will man einen bestimmten geschichtlichen Anlaß für den starken Ausdruck, so denke man etwa an Ahasja's tödtliche Erkrankung (2 Kön. 1, 2 ff.) und an die übergroße Tragweite, welche Mesa diesem Umstande möglicherweise beimessen zu müssen meinte.

die Richtigkeit unsrer gewöhnlichen alttestamentl. Chronologie überhaupt vorausgesetzt, der Wahrheit in der That ganz nahe kommen.

In diesen chronologischen Beziehungen der Inschrift, sowie nicht minder in ihrem geographischen, auf mindestens 14—15 aus dem A. T. wohlbekannte Lokalitäten des Moabiterlandes bezüglichen Anspielungen, liegt unverkennbar auch ein apologetisches, der Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift zum Zeugnisse gereichendes Moment. Doch darf diese apologetische Bedeutung des Monuments nicht überschätzt werden, sofern es nicht der geschichtliche Inhalt von 2 Kön. 3 (2 Chron. 20, 1 ff.), sondern nur der von 2 Kön. 1, 1 ist, zu dessen specieller Bestätigung seine Angaben dienen. Mit Recht bemerkt Rawlinson: Der Inhalt der Inschrift „illustriert und bestätigt allerdings in sehr einleuchtender Weise die feindseligen Beziehungen, wie sie nach der heiligen Schrift in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts vor Christo zwischen Israel und Moab stattfanden. Doch erscheint die daraus gewonnene Bestätigung immer nur als allgemeine, nicht als specielle, auf bestimmte Thatfachen der biblischen Geschichte bezügliche. Die Feldzüge, auf welche Mesa anspielt, sind nicht die von den alttestamentlichen Schriftstellern hervorgehobenen, sondern müssen früher stattgefunden haben. Daher ist die Bedeutung des Dokuments für die Erhärtung der Glaubwürdigkeit der biblischen Schriften eine geringere. Zumal jetzt, wo man die großen Inschriften der Könige Sesostris (Sisak von Aegypten) und Sennacherib (Sanherib von Assyrien) entziffert hat, kommt ihm nur noch ein mittlerer Werth für die Bestätigung der alttestamentl. Geschichte und die Widerlegung der hyperkritischen Annahme ihres mythischen Charakters zu. Denn während jene Monumente Aegyptens und Assur's die biblische Erzählung direct und im Einzelnen zu bewahrheiten und zu illustriren dienen, wirft das vorliegende nur ein indirectes Licht auf sie“ (Contemp. Rev., I. c., p. 102 f.).

Uebrigens liegt immerhin auch in dem vornehmsten Beitrage zur Religionsgeschichte, welchen die Inschrift darbietet, in ihren Angaben über den Kamoscultus der Moabiter, ein beachtenswerthes apologetisches Moment, durch welches nicht wenige Nachrichten sowohl der historischen wie der prophetischen Bücher des A. T. über diese Nationalgotttheit des ostjordanischen Nachbarvolkes und über die ihr dargebrachte fanatisch-bigotte Verehrung bestätigt werden. Der von Mesa überall in dem Denkmal dokumentirte heilige Eifer für diesen seinen Gott läßt es wohl begreiflich erscheinen, wie schon 4 Mos. 21, 29 das Moabitervolk ohne Weiteres als „Volk des Kamos“ bezeichnet, und wie Richt. 11, 24 der Kampf zwischen Israel und Moab (nebst Ammon) geradezu als ein Kampf zwischen Jehova und Kamos dargestellt werden konnte (vgl. auch 1 Kön. 11, 7; 2 Kön. 23, 13; Jerem. 48, 7). Auch unsre Inschrift stellt Kamos und Jehova gegenüber, wie einen Nationalgott dem anderen; sie gibt damit den nahen verwandtschaftlichen Zusammenhang Moabs mit dem israelitischen Brudervolke deutlich genug zu erkennen. Man kann diesen Zusammenklang der moabitischen mit der israelitischen religiösen Denkweise auffallend genug finden, um mit Diestel (S. 246) zu sagen: „Vertauschen wir einfach Jehova mit Kamosch und umgekehrt, setzen statt der ersten die dritte Person, so ist es als ob man ein Stück des Alten Testaments vor sich hätte. Freilich ist der erzählende Stil unsrer biblischen Urkunden im Ganzen viel voller und runder, doch an manchen Stellen tritt das Lapidarische stark hervor. Ist es doch, als ob man 2 Sam. 8, 1—14 den Inhalt einer Gedenktafel fast wörtlich, nur referirend, vor sich hätte, jenes Denkmals, das David aufrichtete, nachdem er die Syrer im Salzhale geschlagen! Nur daß das religiöse Moment in der moabitischen Tafel noch stärker hervortritt, als 2 Sam. 8. Kamos ist der alleinige Gott der Moabiter. Das Denkmal ist ein Werk religiösen Dankes gegen die Gottheit, wegen Rettung von den Feinden, ein Eben-Ezer 1 Sam. 7, 12; hier „Stein der Hülfe“, dort „Höhe der Errettung“ (i. B. 3). Leid wie Glück des Landes werden der unmittelbaren Thätigkeit des Kamos zugeschrieben; die Unterdrückung ist Zeichen, daß Kamos seinem eignen Lande zürnt; dann aber wendet er sich gegen die Feinde und vertreibt sie“. Man wird gewiß so sagen können, aber man wird über dieser bemerkenswerthen äußeren Aehnlichkeit der die Aussagen unsrer Inschrift durchziehenden religiösen Motive mit denjenigen altisraelitischen Urkunden die innerliche Verschiedenheit beider nicht verkennen dürfen. Man wird den Contrast wahrnehmen müssen, der zwischen Mesa's fanatischem

Ramosdienste und zwischen den theokratischen Eifer alttestamentlicher Heroen oder Propheten besteht. Man wird bezüglich des letzteren mit Schlottmann sagen müssen: „Nur auf demselben Boden, auf welchem mitten in einer Welt der Leidenschaften des emancipirten Fleisches der heilige Eifer für ein wahrhaft göttliches Gesetz sich entzündete, konnte zugleich die Ahnung aufkeimen, daß es noch einen höheren Sieg der Wahrheit gebe als den durch die strenge Handhabung des Gesetzes, nemlich den Sieg durch selbstverleugnendes, selbstaufopferndes Leiden. Nur dort konnte das gesunde, nicht etwa ascetisch gemodelte Bild des frommen Dulders aus der Erfahrung des Lebens heraus entstehen, in unvergänglichen Psalmenklängen sich ausdrücken und endlich in dem prophetischen Wort jenes Siegel des göttlichen Geistes erhalten, das als solches von allen Geschlechtern der Menschheit einst erkannt werden wird. Und der Gewaltigste aller Eiferer für das Gesetz, Elias selbst, wurde zur Stille gemahnt durch jene Vision, welche Johannes v. Müller in den Büchern allgemeiner Geschichten so sinnvoll auf die Erscheinung Christi deutet: der Herr war nicht im Wind, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, aber er kam im stillen sanften Säuseln“ (Schlottm., Progr., S. 35).

Was die vorliegende Urkunde in ganz besonders hohem Grade dem Alten Testamente engverwandt, ja fast wie ein Stück aus demselben (wie „une page originale de la Bible“, nach des Grafen de Vogüé Ausdruck) erscheinen läßt, ist seine linguistische und paläographische Eigenthümlichkeit, nächst der religionsgeschichtlichen überhaupt diejenige Seite, welchen seinen Werth für die gesammte alte Geschichte und Culturgeschichte in vorzugsweise hellem Lichte erstrahlen läßt. Die Sprache des Monuments erscheint als allernächste Seitenverwandtin einerseits der altpheonischen, andererseits der altpheonischen, und dabei, entsprechend der geographischen Lage Moabs, gemischt mit einzelnen Arabismen und Aramaismen. Das Alphabet ist jenes ursemitische, welches sämmtlichen Völkern semitischer Zunge bis nach der Zeit Alexanders des Großen gemeinsam war, welches aber auch sämmtlichen Schriftsystemen der arischen Völker Europa's, insbesondere der altclassischen Nationen als Urform zu Grunde liegt; es zeigt die überraschendste Aehnlichkeit, ja in nicht wenigen seiner Buchstaben eine völlige Identität, einerseits mit den nicht-keilsförmigen Bestandtheilen alt-assyrischer Inschriften aus den Jahren 750—650 v. Chr., andererseits mit den Schriftzügen der ältesten griechischen und italischen (oskisch-umbriisch-etrurischen) Inschriften aus derselben und der nächstfolgenden Zeit. Dabei rührt diese Inschrift aus einer Zeit her, bis in welche keine der bisher aufgefundenen Proben altsemitischer Schrift (auch nicht die älteste der bisher bekannten pheonischen Inschriften, auf dem Sarkophage des Königs Eschmunazar, aus dem 7. Jhdt. v. Chr.) zurückreicht. Sie ist „die älteste aller semitischen Inschriften, überhaupt das älteste Denkmal reiner Buchstabenschrift“, welches die historisch-archäologische Forschung bis jetzt zu Tage gefördert hat (vgl. Müldeke, a. a. D., S. 3). Für die biblische Literaturgeschichte und Alterthumskunde insbesondere beansprucht sie einen wahrhaft unschätzbaren Werth als einziges paläographisches Monument aus der vormakkabäischen Zeit des Hebräervolks, als Originalurkunde aus einer Culturepoche dieses Volks, welche bisher in dieser Hinsicht noch mit tiefem Dunkel bedeckt und nur durch traditionelle Vermittlung unsrer Kenntniß zugänglich gewesen war, während die Welt- und Culturmächte des hohen Alterthums, Aegypten, Assyrien, Babel, Persien, längst durch ihre epigraphischen Denkmäler zu uns zu reden begonnen hatten (Schlottm., S. 1).

Das combinirte Gewicht dieser mannichfachen für die Würdigung des wahren Dokuments in Betracht kommenden Gesichtspunkte dürfte es bedingen, daß die es betreffende gelehrte Literatur auch noch in der nächsten Zukunft manchen weiteren dankenswerthen Zuwachs erhalte, und daß daraus nach einiger Zeit vielleicht auch uns die Nothwendigkeit eines Zurückkommens auf den interessanten Gegenstand erwüchse. In der Weise bedeutender und fundamentaler Abänderungen an dem zur Zeit festgestellten Texte der Inschrift dürften übrigens diese etwa noch zu erwartenden neuen Beiträge zur Mesa-Literatur schwerlich ihren Einfluß ausüben. Nur bezüglich untergeordneter Einzelheiten der Kritik und Erklärung möchten noch mancherlei Nachträge und Verbesserungen zu erwarten sein.

Uebersicht über die gebräuchlichsten Volksschullesebücher im nördlichen Deutschland.

Kirche, Staat und Familie verlangen von Jedem, daß er eine wirksame Stellung in den ihn umgebenden Lebensverhältnissen einnehme. Zur Erreichung dieser Forderung muß auch die Volksschule die Pflege des Lesens als eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansehen. „Hat die Schule die Lesetüchtigkeit und mit ihr zugleich die Lesewilligkeit bewirkt, so ist ihrerseits geschehen, was die Volksbildung in der Zukunft zu sichern im Stande ist“, und es ist dadurch dem für das Lesen befähigten Volke die Möglichkeit gegeben, „in Verbindung zu sein mit alle dem, woraus in Vergangenheit und Gegenwart seine Kultur herkommt.“ Daraus ergibt sich die große Bedeutsamkeit, welche dem Lesebuche als Hilfsmittel zur Erreichung der Sicherheit und Tüchtigkeit des Lesens, durch welche es sich im Leben allein bewähren kann, beizumessen ist. Dieselbe wird noch erhöht, wenn man bedenkt, wie sich das Volksschullesebuch auch zum Erwerbe der unerläßlichen Sprachbildung und zur Aneignung des erforderlichen realistischen Unterrichtsstoffes dienstbar erweisen soll. Vor dem Erscheinen der preussischen Regulative vom 1. 2. und 3. October 1854 waren die Entwicklungen auf dem Gebiete der Volksschullesebücher noch nicht dahin gekommen, den einzelnen Lesebüchern einen Inhalt zu geben, durch welchen dieselben sich als derartiges dreifaches Hilfsmittel im Unterrichte darstellten. Entweder war das realistische Gebiet garnicht berücksichtigt, oder der aus demselben dargereichte Stoff bestand aus Zahlen, Namen, Tabellen, welche todte Gerippe blieben. Deshalb verlangten die Regulative von „einem mustergültigen Lesebuche für die Elementarschule, das zugleich Volksbuch ist“, nicht nur der kindlichen Fassungskraft zufugende Sprachschätze, die sich bei der Einübung der Rechtschreibung und der Interpunction und zur Uebung im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck nutzbar erweisen, sondern auch bei Vermeidung des althergebrachten Leitfadentons eine Reihe von Abschnitten, die bei der der Volksschule knapp zugemessenen Zeit die auf dem Gebiete der Vaterlands- und Naturkunde unentbehrlichen Kenntnisse in zusammenhängenden, frischen, lebensvollen und bedeutsamen Bildern enthalten. Durch diese Grundsätze ist Ziel und Weg für Zusammenstellung eines für die Volksschule gebiegenen Lesebuchs angegeben. Sie haben auch allgemeine Anerkennung dadurch gefunden, daß man die meisten gangbaren Lesebücher nach denselben umarbeitete, oder mit Benutzung derselben neue herausgab. Die jetzt gebräuchlichsten Lesebücher im nördlichen Deutschland haben alle die Gedanken der Regulative zur Erscheinung gebracht, ohne indeß nach Anordnung und Auswahl des bezüglichlichen Stoffes übereinzustimmen. Der besondere Werth der einzelnen hierhergehörigen Lesebücher ist daher hauptsächlich nach diesen beiden Gesichtspunkten zu bemessen. Diejenigen werden den Vorrang haben, welche es sich haben angelegen sein lassen, nur wirklich Mustergültiges nach Form und Inhalt aufzunehmen, und dasselbe so zu ordnen, daß die einzelnen Lesestücke sich gegenseitig ergänzen und im Zusammenhange ein wohlgegliedertes Ganze bilden. Lassen wir nun die gebräuchlichsten Volksschullesebücher Norddeutschlands folgen.

Sehr bald nach den Regulativen erschien das Lesebuch für die Provinz Brandenburg von Wezel, Menges, Menzel und Richter (Berlin, Stubenrauch. 21. Aufl.), die Verfasser haben mit klarem Auge die Bedürfnisse und den Werth einer wahrhaft christlichen Volksbildung erkannt und bieten in ihrem Lesebuche zur Hebung und Weckung derselben nur Vorzügliches. Die im ersten Kreise zusammengefüigten Darstellungen führen der Jugend die religiös-sittlichen Verhältnisse zur Anschauung, welche sich im Einzelleben, in den Gemeinschaften der Familie, der Gemeinde und des Staats zum Ausdruck zu bringen haben. Erzählungen, Fabeln, Betrachtungen, Sprüchwörter, Denksprüche, Lieder u. führen dem heranwachsenden Geschlechte eine Fülle von Weisheit vor, damit es daran „mit fruchtbaren Gedanken sich erfülle, Herz und Gemüth erlaube und solche Sprachschätze seines Volkes lieb gewinne.“ Der zweite Kreis gliedert sich in zwei Abschnitte. Die Lesestücke des Abschnittes A liefern Beiträge zur Geschichte und Geographie des engeren Vaterlandes. Bei der Zusammenstellung lag der Verlauf der vaterländischen Geschichte zu Grunde. An den Stellen, wo die Erwerbung einzelner Landestheile zu erwähnen ist, sind geographische Charakterbilder

eingeflochten. Abschnitt B bringt das Naturleben besonders zur Darstellung. Zuerst werden immer Einzelbilder und sodann zusammenfassende Lesestücke vorgeführt. Die letzten Lesestücke behandeln die wichtigsten Naturerscheinungen. Der dritte Kreis zeichnet zuerst das deutsche Vaterland. Hierauf folgen die Hauptmomente aus der deutschen Geschichte bis zum dreißigjährigen Kriege, woran sich Beschreibungen der übrigen Länder Europas anschließen. Durch eine ausführliche Beschreibung Palästinas werden die wichtigsten Vorgänge aus der Geschichte des Reiches Gottes eingeleitet und finden ihre Fortsetzung in der Beschreibung der außereuropäischen Länder. Einige Zonengemälde und Betrachtungen der Meereswelt und des Weltgebäudes bilden den Schluß. An geeigneten Stellen sind Gedichte und Gesangestexte zur Belebung des Unterrichtes dargeboten. Im Anhange sind die beiden letzten Kriege nebst den neu erworbenen Provinzen anschaulich vorgeführt. — Um einfacheren Schulen ebenfalls ein geeignetes Lesebuch in die Hand zu geben, haben dieselben Verfasser das Material der Ausgabe A einer entsprechenden Bearbeitung unterzogen und es als Ausgabe B — 14. Auflage — herausgegeben. Der Inhalt zerfällt in vier Theile. — Das Schullesebuch für die Provinz Pommern von denselben Verfassern — 29. Auflage — gliedert sich in vier Abschnitte. Die maßgebenden Grundsätze sind dieselben der vorgenannten Lesebücher, nur daß die provinziellen Eigenthümlichkeiten größere Berücksichtigung gefunden haben. Die hohe Unterrichtsbehörde hat nicht angestanden, die treffliche Lösung der durch die Regulative gestellten Forderungen anzuerkennen, indem dieselbe die Lesebücher außer vielfachen Empfehlungen behufs Ausstellung im Schulgebäude zur pariser Weltausstellung gesandt hat. — Das Münsterberger Lesebuch, 3 Theile, den drei Stufen der Volksschule entsprechend, 24. 12. und 8. Auflage, (Breslau, F. Hirt), hat eine gleiche Anerkennung wie das Weizelsche gefunden. Für die Auswahl und Anordnung des gehaltvollen Materials ist der Jahreslauf mit seinen Jahreszeiten, kirchlichen Festen und vaterländischen Gedenktagen maßgebend gewesen. Durch die Zusammenfügung des geschichtlichen Theiles nach den aufeinanderfolgenden Gedenktagen ist jedoch ein Mißgriff geschehen, der durch eine beigegebene chronologische Zusammenstellung von den Verfassern wohl erkannt ist, aber durchaus nicht gehoben wird; denn „wenn der historische Stoff, auch in der Beschränkung, in welcher er der Elementarschule zufällt, seine bildende und erweckende Kraft erst dadurch gewinnt, daß in den zur Darstellung kommenden Begebenheiten ein göttlich geordneter Verlauf, eine göttliche Leitung, ein Zusammenhang von Ursach und Wirkung, von Schuld und Strafe, von Buße und Vergebung zur Anschauung gebracht wird“, so ist eine chronologische Anordnung, wie sie andere Lesebücher auch bringen, unerläßliche Bedingung. Für einfachere Schulverhältnisse haben die Verfasser einen Auszug des 2. und 3. Theiles in einem Bande gegeben. Der vielfache Gebrauch hat bereits eine 12. Auflage nöthig gemacht. Beiden Lesebüchern sind eine Menge in den Text gedruckter naturgeschichtlicher Abbildungen und eine Karte Preußens nach seiner jetzigen Gestalt hinzugefügt. In demselben Verlage ist von den Gebrüdern Seltsam ein illustrirtes Lesebuch, 6. Auflage, erschienen. Die vier Abtheilungen desselben: die Natur, der Mensch, Gott und Lesestücke verschiedenen Inhalts, gewähren Beiträge zu allen Unterrichtsgebieten und ist ihr Inhalt von dem Besten aus dem reichen Schätze der betreffenden alten und neuen Literatur zusammengestellt, „woran der Schüler den Verstand und die Urtheilskraft schärfen, Witz und Scharfsinn üben, Herz und Gemüth erheben, Gedächtniß und Einbildungskraft stärken kann und an der schönen und edlen Sprache ein Vorbild gewinnt, dieses Geschenk von Oben auch nur in seiner edlen Form zu gebrauchen.“ — In der Provinz Preußen und den angrenzenden Provinzen ist der preußische Kinderfreund von Preuß und Vetter (Königsberg, V. Bon) mit seinen beinahe 200 Auflagen im Gebrauch. Derselbe hat in seinem realistischen Theile eine gänzlliche Umarbeitung nach den Regulativen erfahren. An Stelle der dünnen, todtten Tabellen sind lebensvolle Bilder getreten, welche den Kindern in den geographischen und geschichtlichen Leseblättern anschaulich vor die Seele führen, wie unser Vaterland aus kleinen Anfängen zu seiner gegenwärtigen Größe durch Kampf und Sieg unter göttlicher Leitung sich entwickelte. Die zweckmäßige Auswahl des Stoffes und die immer noch weite Verbreitung im preussischen Vaterlande hat dem Buche ebenfalls — wenn wir nicht irren — einen Platz im preussischen Schulgebäude auf der pariser Weltausstellung geöffnet. — Die Provinz Sachsen hat ihre verbreitetsten

Volksschullesebücher in dem Thüringischen Kinderfreund, (Hildburghausen, Gadow und Sohn), in dem Lesebuche für Stadtschulen von Giesemann (Eisleben, Reichardt) und im Lesebuche von Gude und Gittermann (Magdeburg, Fabricius). Das erstgenannte Lesebuch bringt besonders reichlichen Stoff für den Realunterricht. Der Verfasser scheint sich den Bildungsstandpunkt des Kreises, für welchen er seinen Kinderfreund bestimmt hat, nicht recht klar gemacht zu haben, da er z. B. Abschnitte aus dem Tell und dem Götz von Berlichingen in den Inhalt einfügte. Unsere gute volksthümliche Literatur ist ja so reich, daß man daraus nur zu wählen braucht, und soll das Lesebuch seinen Zweck erfüllen, so darf es doch nur einen Inhalt besitzen, der der kindlichen Fassungskraft Zugängliches bietet. Die Trefflichkeit des Lesebuches von Gude und Gittermann zeigt sich sowohl in der planvollen Zusammensetzung wie in der gebiegenen Auswahl des Inhalts. Das Lesebuch für anhaltische Schulen, (Bernburg, Reiter), genügt gleichfalls den Ansprüchen, die an ein gutes Lesebuch zu stellen sind. Die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse des Landes haben eine weise Berücksichtigung gefunden. — Am Rhein und in Westphalen finden sich hauptsächlich die Lehr- und Lesebücher von Hästers (Essen, Bädeler): a. Lehr- und Lesebuch oder der sinnliche und sittliche Anschauungsunterricht für die Mittellassen der Volksschulen; für evangelische Schulen bearbeitet von W. Greef, 12. Stereotyp-Auflage. Durch eine wesentliche Bereicherung an Gebeten, Bibelstellen, Chorälen, Denkprüchen, Sprichwörtern, Volksliedern und Räthseln sucht es den Anforderungen der Regulative zu entsprechen. Der in den einzelnen Abschnitten dargestellte Inhalt will den Anschauungskreis der Jugend in stufenmäßigem Fortschritt vergrößern und führt die Schüler zu dem Zwecke durch Schule und Haus, Garten und Feld, Wiese und Wald, Dorf und Stadt. Das Wissenswerthe von der Erde, den Lusterscheinungen und den Theilen des menschlichen Körpers für diese Stufe knüpft sich daran. Der Abschnitt „Gott und sein Himmelreich“ nebst einer Zugabe vaterländischer Geschichten und Lieder bildet den Schluß. Jeder Abschnitt erweist sich gleich fruchtbar für Kopf, Herz und Gemüth in evangelisch-kirchlichem Geiste. — b. Lehr- und Lesebuch oder die Vaterlands- und Weltkunde für die Oberklassen der Volksschulen. Für evangelische Schulen von L. Bender. 8. Stereotyp-Auflage. Die vier Abschnitte: das Vaterland, die Erde, die Welt und der Mensch bringen „ein positiv-christliches Gepräge, einen evangelisch-kirchlichen und preussisch-patriotischen Character“ zum Ausdruck. Im Vorworte sind Fingerzeige zu einer fruchtbaren Behandlung im Sprachunterrichte gegeben. Mit der Auslegung auf der pariser Weltausstellung ist beiden Büchern die Anerkennung gezollt, welche sie in ihrer Eigenthümlichkeit reichlich verdienen. Der westphälische Kinderfreund von W. Fir (Leipzig, Amelang) und das Lesebuch für evangelische Volksschulen von Schröder (Quisburg, Ewich), bringen auch vorwiegend Realien. — In den Volksschulen Hannovers ist in der neuesten Zeit das Lesebuch von Flügge (Hannover) wegen seiner gelungenen practischen Ausführung hauptsächlich eingeführt. Dasselbe hat, mit dem Lesebuche von Schulze und Steinmann (Hannover) und dem Lesebuche für deutsche Stadt- und Landschulen (Lüneburg, Herold und Wahlstab), die von dem früheren Oberschulcollegium zu Hannover decretirte Orthographie aufgenommen. Für Mittelschulen, deren realistischer Unterricht weniger Unterstützung durch das Lesebuch bedarf, verdient der Vorcursus des deutschen Lesebuchs von Dittroge (Lüneburg, Herold und Wahlstab), mit seinen guten Erzählungen, Beschreibungen, Fabeln und Liedern empfehlende Erwähnung. — Mecklenburgs Schulen haben in dem deutschen Lesebuche von Danneil (Neustrelitz, Barnewitz) ein treffliches Hülfsmittel. — Der Bildungsfreund, Schullesebuch für Schleswig-Holstein von Burgwald (Altona, Schlüter) und das Lesebuch für Schule und Haus von Petersen (Schleswig, Schulbuch-handlung) ist meistens in den Händen der Jugend Schleswigs und Holsteins. —

Die große Zahl der angeführten gehaltvollen Volksschullesebücher beweist, daß es keiner Volksschule an einem derartigen zweckentsprechenden Hülfsmittel zu fehlen braucht. Sie sind sämmtlich sehr wohl geeignet, bei weiser Benutzung eine Stellung im Dienste des Schulunterrichts einzunehmen, durch welche das heranwachsende Geschlecht reichen Segen für seine Bildung empfangen kann.

II. Recensionen.

Theologie.

Otto, Dr. J. C. Th. *De gradibus in Theologia. Oratio in C. R. Facultatis ev. theol. Vindobon. sacris semisaecularibus d. XXV. m. April. A. MDCCCLXXI publice celebratis quum honores theologici quibusdam viris doctissimis conferebantur habita. Accedit adnotatio historica.* Vindobon. 1871. Braumüller. (8^o. pp. 28). 10 fgr.

Diese kleine Schrift hat einen bemerkenswerth reichen Inhalt und wir bringen sie hier um so lieber zur Anzeige, als sie einen Gegenstand behandelt, der ohne Zweifel in unserer Zeit der Auffrischung bedarf.

Am 25. April 1871 feierte die evangelisch-theologische Facultät in Wien das Gedächtniß ihres fünfzigjährigen Bestandes, bei welcher Gelegenheit einzelne Männer der Wissenschaft in und außer Oesterreich mit den academischen Graden des Licentiaten und des Doctorates der Theologie honoris causa ausgezeichnet wurden. Als Promotor fungirte der berühmte Herausgeber des „Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi“ (Justinus M., Tatianus Ass., Athenagoras Phil., Theophilus Antioch., Hermias Phil., Quadr. Apollinaris), Dr. J. C. Th. Otto, Professor an der genannten Facultät. Die Promotions-Rede, in lateinischer Sprache gehalten, liegt uns in dem oben genannten Schriftchen vor und wir legen den Inhalt derselben auseinander, um die Leser dieser Blätter zu genauerem Nachsehen zu reizen. Die theologische Schule, um deren Errichtung in Wien die protestantischen Stände schon vor 300 Jahren den Kaiser Maximilian II. baten, wurde erst 1819 durch Kaiser Franz I. gestiftet und Oftern 1821 eröffnet. Kaiser Franz Joseph I. erhob sie zum Range einer Facultät und ertheilte ihr damit die Befugniß, die academischen Grade zu verleihen. Ueber diese verbreitet sich die Rede mit ebenso viel Kürze als gründlicher Gelehrsamkeit.

Die academischen Grade haben sich seit dem 12. Jahrhundert eingebürgert, zuerst das ju-

ridische Doctorat in Bologna, das Baccalaureat aber zu Paris; das Licentiat ist unbekannter Ursprungs. Zu Paris wurden die academischen Grade Anfangs nur in der artistischen (philosophischen), erst später in der theologischen, juridischen und medicinischen Facultät verliehen. Nach Deutschland kam diese Sitte erst im Laufe des 14. Jahrhunderts. — Das Baccalaureat war ein doppeltes; es gab „Baccalaurei cursores sive biblici“, denen über die heilige Schrift, und „Baccalaurei sententiarü sive formati“, denen über die scholastische Theologie zu lesen gestattet war. Wo das Baccalaureat noch besteht, wie z. B. in Jena, wird es höher als das Doctorat der Philosophie gewürdigt. Das Licentiat befähigte zur Erlangung der höchsten academischen Würde, des Doctorates; die Licentiaten der Theologie wurden im 17. Jahrhundert den Doctoren der juridischen Wissenschaft vorangestellt. Die ersten Doctoren der Theologie wurden in Paris promovirt, jedoch nicht vor dem 13. Jahrhundert; die Namen jener, welche als die ältesten bekannt wurden, sind Petrus von Tarent und Regidius von Colonna, letzterer ein Schüler des Thomas von Aquino. Eine eigenthümliche Klasse bildeten die „Doctores bullati.“ Die Rechte und Privilegien der Doctoren alter Zeit werden hervorgehoben und ein Promotionsact geschildert. — Die Rede selbst schließt mit der Ernennung von 8 Doctoren und 4 Licentiaten der Theologie. Die am Schluß der in hohem Grade beachtenswerthen Broschüre befindlichen Noten geben literar-historische und höchst interessante geschichtliche Nachweisungen. Wir empfehlen die kurze Schrift allen, welche sich über den in der Rede behandelten Stoff zu orientiren wünschen.

Dr. C.

Spieß, Edm. Dr. philos., Privatdozent der Theologie an der Univ. Jena. *Logos Spermaticos.* Parallelstellen zum neuen Testament und den Schriften der alten Griechen, ein Beitrag zur christlichen Apologetik aus zur vergleichenden Religionsforschung. gr. 8. LXII und 505 S. Leipzig, 1871. Wils. Engelmann. 3 thlr.

Dieses, auch von Seite der Buchhandlung trefflich ausgestattete, und was bei dem Drucke einer fremden Sprache besonders anzuerkennen ist, recht korrekt gedruckte Werk wird gewiß von vielen Seiten mit Freuden begrüßt werden, denn es kommt einem vielfach gefühlten Bedürfnis entgegen. Wir finden hier eine treffliche Auswahl aller in religiöser Hinsicht bedeutsamer Aussprüche der alten Griechen, die uns um so ansprechender sein müssen, da der Verf. sich die Mühe gab, sie so zu ordnen, daß sie den Gang der neuest. Schriften in fortlaufender Reihe begleiten und wir so bei jedem Bibelspruche, für den sich ein analoger Ausdruck bei den griechischen Schriftstellern fand, das Verwandte aus der Weisheit der Heidenwelt zusammengestellt sehen. Dadurch hat nicht bloß der gelehrte Theologe einen großen Gewinn, indem ihm die entsprechenden Stellen aus der griechischen Literatur sogleich vor Augen treten, sondern namentlich für den Geistlichen, der die Schrift auszulegen hat, bietet sich hier ein reicher Schatz, den er zum Wohle der Gemeinde verwenden kann. Insbesondere hatte der Verf. auch die Lehrer an gelehrten Schulen vor Augen, welche theils bei dem dort zu ertheilenden Religions-Unterrichte, theils auch in der Erläuterung der Klassiker hier eine treffliche Anleitung finden, ihren Schülern den engen Zusammenhang nachzuweisen, der zwischen den Gedanken, Wünschen und Hoffnungen der edelsten Geister Griechenlands und der im Christenthum gegebenen Erfüllung Statt findet. Es wird aber auch für den Laien, der sich mit fleißigem Lesen der Bibel eine klare Erkenntnis über den Zweck seines Lebens zu verschaffen sucht, dieses Werk von hoher Bedeutung werden, und es ist auch ihm der Gebrauch desselben dadurch ermöglicht, daß dem griechischen Texte auf der gegenüberstehenden Seite die deutsche Uebersetzung beigegeben ist, und zwar nach den besten Uebersetzungen, die wir besitzen, so daß wir dem Herrn Verf. für so viele aufgewendete Mühe zum größten Danke verpflichtet sind. Derselbe hat nun zunächst sich die Aufgabe gesetzt, die göttlichen Lichtfunken, die in der Griechischen Schrift so zahlreich vorfinden, die Aussprüche, welche der Offenbarungswahrheit des neuen Testaments am nächsten kommen und sie gleichsam vorher schon voraussagen, vorzugsweise mitzutheilen, doch hat er es auch nicht unterlassen, da, wo der Gegensatz der antiken Anschauung und der Lehre des Christenthums scharf hervortritt, diese gegensätzlichen Stellen zur Seite zu setzen, so daß das Buch zugleich den Zweck erfüllt, zur Religionsvergleichung aufzufordern, wobei er durch einzelne kurze Winke diese Vergleichung erleichtert, ohne

indessen dem Leser seine Anschauung gewissermaßen zu otkrohiren. Nein, hier reden die Klassiker selbst und lassen in die innersten Tiefen ihres Denkens und Fühlens hineinschauen. Mit Freuden wird der aufmerksame Leser finden, welch unerwartete und oft überraschende Zusammenstimmung hier zwischen den edlen Geistern der hellenischen Welt und dem, der der größte aller Propheten war, sich offenbart und wird zu dem Bekenntnis sich hingedrängt fühlen, das schon die alten Kirchenväter aussprachen und dem der Titel dieses Buches wieder Ausdruck giebt: es giebt einen Logos spermaticos, Gott hat sich zu allen Zeiten, wenn auch in anderer Weise als in Israel, selbst den Heiden geoffenbart. Insbesondere aber ist das Volk der Griechen der hoch begabte Stamm gewesen, in dessen Gabenreichtum der Logos einen empfänglichen Boden fand, um manch edles Samentorn darein zu legen, das es zu einer edlen Hoffnungsfaat ersprieße. Alle diese Geister erscheinen hier wie in einem Sprechsaale, um uns das Erhabenste mitzutheilen, was ihr Gemüth bewegte. E.

* * *

Der Grundgedanke dieses Buches erscheint uns als ein vortrefflicher. Eine möglichst vollständige, wohlgeordnete und von den nöthigen erläuternden Bemerkungen begleitete Zusammenstellung der Klassiker-Parallelen zum Neuen Testament als weissagender „Lichtstrahlen göttlicher Offenbarung in der alten Heidenwelt“ gilt uns als ein höchst werthvoller Beitrag nicht bloß zur Apologetik und vergleichenden Religionswissenschaft, sondern mehr fast noch zur neutestamentlichen Exegese und bibl. Theologie, für welche zwar einige Commentatoren der früheren Zeit, namentlich Clericus und Wetstein, aber keineswegs die Neuesten, besondere Mühe und Sorgfalt auf die Lösung dieser wichtigen Aufgabe verwendet haben, so daß noch Bedeutendes zur Befriedigung des durch sie angezeigten Bedürfnisses bisher zu thun war. Was der Verf. in dem vorliegenden, ziemlich starken Bande bietet, darf als ein erheblicher Schritt zur Vollführung der hiefür noch zu leistenden Arbeit bezeichnet werden und verdient in jedem Betrachte das Lob einer fleißigen, durch klare Uebersichtlichkeit, Geist, Gelehrsamkeit und gesunden Geschmack ausgezeichneten Arbeit. Die eine Hauptprovinz des ausgedehnten Bereiches der vergleichenden Religionsforschung auf christlich-apologetischem Standpunkte (oder der Theologia gentilis, wie H. Vossius, Pfannbecker und andere Gelehrte des 17. Jahrhunderts dieses Forschungsgebiet nannten), welche die Berührungen des althellenischen Heidenthums mit der Ntl.

Offenbarung, oder die Wirkungen des Logos Spermatikos (vgl. Joh. 1, 9) auf dem Gebiete der klassischen Literatur des Orientalismus aufzeigt, — diese eine Hauptseite des gesammten Problems ist mit vorzüglichem Fleiße und mit dem Ergebnisse von ihm bearbeitet worden, daß in seinem Buche unzweifelhaft die vollständigste, handlichste und bestzugängliche Sammlung griechischer Parallelen zum R. T. (geordnet nach der jetzt recipirten kanonischen Aufeinanderfolge der einzelnen Bücher und innerhalb derselben nach Kapiteln und Versen, also zum Nachschlagen bei exegetischen Studien eingerichtet) vorliegt. Erschöpft ist damit freilich die ganze Fülle des auf diesem Felde zu Leistenden bei weitem noch nicht. Denn einmal fehlt noch das ganze, an Umfang und Wichtigkeit (wenn auch vielleicht nicht an Originalität) dem vorliegenden sicherlich gleichkommende Material der lateinischen Klassiker-Parallelen oder des Logos Spermatikos bei den Römern; anderseits hätte für die exegetische, apologetische und vergleichend-religionshistorische Auslegung der vom Verf. mit lobenswerther, fast nirgends eine empfindlichere Lücke darbietender Vollständigkeit beigebrachten Stellen wohl doch ein Mehreres geschehen können als die, immerhin recht dankenswerthen und lehrreichen Noten unter dem Texte dieß leisten. Ref. hätte überhaupt die vorliegende Arbeit lieber nach einem etwas anderen Plane angelegt und ausgeführt gesehen. In der den griechischen Citaten durchgängig auf gegenüberstehender Seite beigegebenen deutschen Uebersetzung; desgleichen in der etwas zu umständlichen Darlegung des Zwecks und Nutzens seines Unternehmens in einer fast 70 Seiten füllenden Einleitung; endlich in der Verbringung von Parallelen zu solchen theologisch weniger bedeutamer Stellen wie z. B. 1 Tim. 5, 23 (wo der Verf. selber erklären muß, daß er das Angeführte nicht mit zum Logos Spermatikos rechne, sondern nur als ein „nettes Analogon“ beigebracht habe); Tit. 1, 6; 1 Cor. 2, 14 (zu welcher St. der Verf. eine ähnliche entschuldigende Anmerkung machen muß, wie zu 1 Tim. 5, 23 — vgl. S. 256 mit 368 f.), Apg. 21, 5 u. — in dem Allem scheint uns der Verf. statt eines Zuwenig ein Zuviel geboten zu haben, wodurch Umfang und Kostenpreis seines Werkes eine unnöthige Vergrößerung erfahren mußten. Unserer Ansicht zufolge wäre dem Originaltexte der klassischen Stellen nur in Ausnahmefällen, wo besonders Schwieriges zu erläutern war, eine deutsche Version gegenüberzustellen gewesen; denn auf das Bedürfniß von Laien ohne alle klassische Bildung und Sprachkenntniß war bei einem so gründlich und umfassend

angelegten Werke überhaupt keine Rücksicht zu nehmen, für sie hätte eine weit knappere Auswahl genügt. Für die Commentation und religionsphilosophisch-apologetische Beleuchtung der Einzelheiten hätte alsdann weit Mehreres geschehen können; auch wäre, besonders bei entsprechender Verkürzung der Einleitung und Reduction derselben auf ihr unumgänglich nothwendiges Maß, unzweifelhaft der erforderliche Raum zur Verbringung auch sämmtlicher in Betracht kommender Klassikerparallelen aus dem römischen Literaturbereiche geblieben, und das ganze Werk würde so an praktischer Brauchbarkeit gleicherweise wie an Reichhaltigkeit und innerem Werthe gewonnen haben; namentlich wäre den Schriftforschern und vergl. Religionshistorikern die unangenehme Nothwendigkeit erspart worden, bezüglich der vorerst ganz fehlenden römischen Parallelen anderweitige, zum Theil schwer zugängliche Werke nachschlagen, oder der zukünftigen, vielleicht gar noch problematischen Publication eines „Logos Spermatikos“ des lateinischen Literaturgebietes seitens des Verfassers entgegensehen zu müssen.

Es kommt uns nicht in den Sinn, mit diesen Ausstellungen der Verbreitung und fleißigen Benutzung des so überaus viel des Lehrreichen und Nützlichen darbietenden Spießischen Buches hindernd entgegenzutreten zu wollen. Vielmehr empfehlen wir, trotz unfres Diffensus bezüglich der Art, wie der Verf. sein Problem zu verwirklichen begonnen, seine Schrift allen Bibel- und Religionsforschern angelegentlichst als ein für manche Seiten ihrer Thätigkeit geradezu unentbehrliches Hand- und Hilfsbuch, und bitten den geehrten Verf. unter herzlichsten Segenswünschen zu seiner vor Kurzem angetretenen Dozentenlaufbahn an der Universität Jena, auf das Dringendste, sein Werk ungeachtet aller etwa entgegenstehender äußerer Schwierigkeiten möglichst rasch zu Ende zu führen, nach der Vollenbung aber eine auf knapperen Raum zusammengebrängte und handlichere neue Ausgabe seiner *ἑρὰ παράλληλα* im Sinne des oben von uns Angeedeuteten zu veranstalten.

3.

Gremer, G., Lic. der Theologie, Pfarrer (jetzt Professor der Theologie zu Greifswald). **Die Auferstehung der Todten.** Ein Beitrag zum Schriftverständnis. Vortrag, gehalten im evangelischen Vereinshause zu Osnabrück. S. 38. Barmen, 1870. Hugo Klein. 5 sgr.

Eine ausgezeichnete, gediegen wissenschaftliche und wahrhaft erbauliche, zur Lectüre sehr zu empfehlende Arbeit. Es ist ein sehr zeitgemäßes Thema, welches hier traktirt wird

und die Art, wie dieß geschieht, eine treffliche. Möchte unserm christl. „Publicum“ Aehnliches reichlich geboten werden, damit die für die Wahrheit empfänglichen und über so manche tiefere christliche Lehre noch im Unklaren tappenden Geister mit heiligem Lichte erleuchtet werden. — Zuerst wird die große Bedeutung der Auferstehung der Todten für das Christenthum und den christlichen Glauben festgestellt, sodann wird besprochen, wie die Thatfachen des inneren Lebens diese Auferstehung uns verbürgen, und endlich wird erwogen, was die heilige Schrift über ihre Verwirklichung lehrt. Im ersten Theil seines Vortrags geht der Verf. davon aus, daß das Christenthum die Religion der Erlösung ist und eine Erlösung ohne Auferstehung nichts ist, ein Unbeing. Erlösung wird dabei definirt als Wiederherstellung des Lebens und alles dessen, was zum Leben gehört. Hier kommt auch der große und tiefgehende Unterschied zwischen der biblischen Auferstehung und dem blassen Unsterblichkeitsbegriff der modernen Zeit zur Sprache, und über die Auferstehung des Herrn in ihrer erlösenden Bedeutung werden köstliche Wahrheiten vorgetragen. Im zweiten Theil kommt das ethische Moment der Auferstehungshoffnung und der Reiz derselben zu einem Leben in der Heiligung zur Sprache, und im letzten hält sich der Verf. in der rechten Mitte zwischen cras-materieller und einseitig-spiritualistischer Darstellung. — Es ist ein im Schriftglauben fest gegründeter Theologe, der hier zu uns spricht und heilige, tiefe, dem christlichen Bedürfniß entsprechende Gedanken in angemessener, schöner, zum Theil sententiöser Form ausdrückt. Als Beispiel dienen die Sätze: „Unsere Seele führt ein sündiges und dadurch vereinsamtes Leben; sie ist eine Ruine, das Material unwürdlich, das Gefüge zerrissen.“ S. 10. „Wir müssen realistischer fühlen und denken lernen und uns nicht aus den Thatfachen und Dissonanzen der Gegenwart ein System der Ewigkeit aufbauen.“ S. 21. — Dogmatisch haben wir nur das eine Bedenken, daß uns am Schlusse des Vortrages die nöthige Klarheit darüber zu fehlen scheint, ob der Verf. eine reale Auferstehung auch der Ungläubigen und, damit zusammenhängend, eine dem inneren Wesen derselben entsprechende zum Gericht ihnen gegebene wirkliche Leiblichkeit ponirt, wie die Schrift es wohl thut, oder ob er ein ewiges Verbleiben in dem schon durch den leiblichen Tod eingetretenen leiblichen Zustand für die Ungläubigen annimmt. — Der Universalität Greifswald können wir für die Acquirirung einer so tüchtigen theologischen Kraft, wie der Verfasser, nur Glück wünschen.

B.

Plitt, Gustav, Lic. und außerordentlicher Professor der Theologie in Erlangen.
Kurze Geschichte der lutherischen Mission. S. 327. Erlangen 1871.
 Andreas Deichert. 1 thlr. 6 sgr.

Die vorliegenden achtzehn, vor Studirenden gehaltenen, Vorträge, denen noch ein Bericht über das bei jedem Vortrag benutzte Quellenmaterial nachfolgt, verbreiten sich über die Thätigkeit der lutherischen Kirche auf dem Gebiet der äußeren Mission und zwar der Heiden- wie der Judenmission und haben den Zeitraum von den Tagen Luther's bis zur Gegenwart im Auge. Auf dem Gebiete der Missionsthätigkeit an der Heidenwelt wird uns zuerst die Stellung Luther's und der ältesten lutherischen Kirche zur Sache aneinandergesetzt und danach die Bestrebungen und Arbeiten der weiteren Zeit, wie die des Justinianus von Welz, der Hallenser, überhaupt der deutschen nordischen und amerikanischen Kirchengemeinschaften vorgetragen. Da gehen denn die Gestalten eines Lütens, Ziegenbalg, Westen, Egde, Schultze, Fabricius, Schwarz, Graul, Stockfleth, Harms und Anderer an unserm Auge vorüber. Am ausführlichsten, wie das ja in der Natur der Sache liegt, lautet der Bericht über die dänisch-hollisch-ostindische Mission, über ihre Entstehung, ihre Blüthe, ihren Verfall, ihr Aufleben in neuerer Zeit, doch wird die Behandlung der andern Missionsarbeiten, so namentlich derjenigen der norwegischen Kirche, in welcher der treffliche und bedeutende Schreuder als eine hervorragende Person erscheint, dadurch nicht über Gebühr verkürzt. Auf dem Gebiete der Missionsthätigkeit an dem Volke Israel wird uns ebenfalls zuerst der Standpunkt Luther's, der allerdings eine gewisse Schwankung durchmachte, und danach die treuen und theilweise imponirenden Anstrengungen Speners, Esdras Edzardus, Callenbergs vorgeführt. — Die Vorträge sind getragen von ächt christlichem und kirchlichem Geist. Der Verfasser documentirt sich als treuen Diener seiner lutherischen Kirche und behandelt die ganze Missionsfrage vom kirchlichen Standpunkt aus, redet daher auch ganz entschieden dem Rechte der Confession auch auf dem Missionsgebiete das Wort und weist durch seine geschichtliche Darstellung nach, wie ein Geringschätzen der Confession auch auf diesem Gebiete seine großen Bedenken hat. Selbstverständlich ist er aber weit davon entfernt, die Leistungen anderer Confessionskirchen als der seinigen irgendwie zu bemängeln und zu verkleinern, er hat vielmehr, wie es ja sein soll, neben dem engen Gewissen das weite Herz, und nur gegen die

leichtfertigen und an manchen Orten gradezu unverlässigen Arbeiten katholischer und gewisser methodistischer Missionare erhebt er die wohlverdiente Rüge. — Die Darstellung des Verfassers beruht offenbar auf sorgfältigem und gewissenhaftem Studium, und wir bekommen den Eindruck, daß das Gesagte völlig zuverlässig ist. Die Wahrheitsliebe des Mannes tritt uns immer wieder gewinnend vor das Auge; er haßt alle „Schönfärberei“ auf dem Missionsgebiet, wie sie so oft stattfindet, und bekämpft sie mit heiligem Ernst. In Folge davon wird ja freilich der Nimbus, der um gewisse Personen sich verbreitet hat, etwas verringert, wie z. B. der meist als so fromm und christlich dargestellte König von Dänemark Friedrich IV., unter dessen Regierung die ostindische Mission ins Leben trat, in einem etwas andern Lichte dasteht; auch gar manche Mängel und schlimme Fehler im Character der Missionare und ihrem Betreiben der Mission, kirchlicher Parteistreit, Haberhaftigkeit, Eigenmächtigkeit u. A. treten zu Tage, allein es darf uns dieß ja nicht überraschen, da wir es hier doch mit Menschen und nicht mit Engeln, mit auch menschlichen und nicht rein göttlichen Unternehmungen zu thun haben, und das oberste Gesetz bei aller Geschichtsdarstellung ist und bleibt doch die Anerkennung und Geltendmachung der Wahrheit. Zudem fehlt es auch an herrlichen Lichtbildern auf dem behandelten Gebiete durchaus nicht, wie das ebenfalls aus Plitt's Darstellung aufs Neue sich beweist. — Interessant sind in dem vorliegenden Buche die Besprechungen einzelner einschlägiger Fragen, die aber stets durch geschichtliche Verhältnisse veranlaßt werden und nie aus rein theoretischem Interesse ihre Stelle finden. So wird der Vorwurf beleuchtet, den man so oft Luther und seiner Zeit gemacht hat, er habe das Werk der Mission nicht gebührend anerkannt und getrieben, und wird dagegen mit Recht behauptet und bewiesen, daß man hiermit ein Unrecht thue, und daß Luther und seine Genossen mit Nichten den Missionsbefehl des Herrn an seine Kirche verachtet, sondern das gethan haben, was sie in ihrer Zeit bezüglich dieser Sache thun konnten und sollten, daß sie den nöthigen Grund zu neuer biblisch-evangelischer Missionsarbeit gelegt haben. So wird ferner auseinandergesetzt, wie auf dem Missionsgebiet die Thätigkeit der staatskirchlichen Organismen und der lebendigen Christengemeinden sich mit einander zu verbinden haben, wie der kirchliche Organismus mehr die Form und das menschliche Recht aufzustellen, die Gemeinde mehr den Geist und das Leben zu spenden habe. Es begegnen uns ferner Besprechungen des Rassenwehens, des Einflusses

des Chilasimus auf das Betreiben der Judenmission u. A. — Etwas auffallend ist es, daß Plitt von dem Neuesten auf dem lutherischen Missionsgebiet theilweise so sehr Spärliches nur mittheilt. Was in den letzten Jahren in Ostindien geschehen, wird in sehr wenigen Zeilen abgethan, und die neue Belebung der Judenmission von Leipzig aus und durch Delitzsch wird gar nicht erwähnt. Vielleicht wollte Plitt über diese Entwicklungen, als noch zu wenig der Geschichte angehörig und mit noch lebenden Personen zu sehr zusammenhängend, vorläufig noch mehr oder weniger schweigen, und ist es so, so wollen wir nicht mit ihm rechten. — Zum Schluß empfehlen wir das Buch als eine sehr lehrreiche, interessante und nützliche Lectüre den Missionsfreunden und denen, die es um des Herrn willen werden wollen, recht sehr und stimmen der Vorrede in ihren letzten Worten herzlich bei: „Möge dieser kurze Abriß die Söhne unsrer Kirche zum Danke gegen Gott erwecken, sie vor Selbstzufriedenheit und Ueberhebung bewahren und sie spornen zu immer treuerer Mitarbeit an dem von dem Herrn befohlenen Werke der Mission!“ P.

Weber, Theodor, Pastor zu Barmen-Wupperfeld. Lessing und die Kirche seiner Zeit. Ein Vortrag. Barmen 1871. Hugo Klein (Evangel. Buchhandlung). 6 Sgr.

Den Standpunkt, von welchem aus der Verf. den genialen Kritiker und Dramaturgen aufgefaßt und dargestellt hat, charakterisirt das Motto: „Es gibt Zweifler, die gezweifelt haben um der Wahrheit willen. Man sollte sie Propheten des Suchens nennen. Sie haben der Welt das Denken gerettet.“ Im Sinne dieses Ausspruchs, also wesentlich apologetisch, jedoch ohne panegyrische Schönfärberei, wird das vielfach als Freigeisterei geschmähte oppositionelle Auftreten Lessings gegen die traditionelle Orthodoxie seiner Zeit beurtheilt, unter besonders eingehender Beleuchtung seines bekannten Ausspruchs: „Wenn Gott mir in der rechten Hand die volle Wahrheit böte und in der Linken das Suchen nach Wahrheit, so würde ich ihm demuthsvoll zu Füßen fallen und sprechen: Vater, gib mir die Linke!“ (S. 14 ff.). Mit Recht wird außer seinen directen Beziehungen zu Kirche und Theologie, seiner Polemik gegen Göze, seiner Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente u. a. auch sein Verdienst um die kritische Läuterung der Schauspielbühnung und die sittliche Veredlung des Theaters seiner Zeit hervorgehoben, um zu zeigen, daß er keineswegs in lediglich negati-

vem oder gar destructivem Sinn gewirkt habe, ja daß unsre Zeit, besonders was das Blickenweisen unsrer Großstädte betrifft, nur allzubiele Ursache hätte, aufs Neue bei ihm in die Lehre zu gehen. — Eine etwas eingehendere Berücksichtigung des Inhalts solcher theologischer Schriften von hervorragender Bedeutung, wie die „Erziehung des Menschengeschlechts“ oder die „Parabel“ wäre zu wünschen gewesen. Ueber den Nathan und die Fabel von den drei Ringen stellt der Verf. am Schluß noch einen besondern Vortrag in Aussicht. Dabei dürfte denn wohl auch Lessings angeblicher Spinozismus und das darauf bezügliche Gespräch Jakob's mit Mendelssohn zur Sprache zu bringen sein.

Zieht man die einem Vortrage naturgemäßer Weise gezogenen Schranken in Rücksicht, so erscheint das Schriftchen als eine wahrhaft gebirgine Leistung, die neben der ausführlicheren (dabei aber freilich auch höchst einseitigen) Charakteristik der Lessing'schen Theologie von R. Schwarz (Halle 1854), sowie neben der soeben erschienenen verdienstlichen Schrift August Werner's über „Herder als Theologen“ (Berlin, Fenschel) eine ehrenvolle Stelle behauptet.

Bur Erklärung des Heidelberger Katechismus.

1. Sudhoff, Karl, (weiland Vicent. der Theologie und Pfarrer zu Frankfurt a/M.). **Theologisches Handbuch zur Auslegung des Heidelberger Katechismus.** Ein Commentar für Geistliche und geförderte Nichttheologen. gr. 8. IX und 514 S. Frankfurt a/M. und Erlangen 1862. Verlag von Heyder und Zimmer.
2. Dalton, Hermann, Immanuel. **Der Heidelberger Katechismus als Bekenntniß- und Erbauungsbuch,** der evangelischen Gemeinde erklärt und ans Herz gelegt. IV und 539 S. 8. Wiesbaden 1870. Julius Niedner. (Philadelphia, bei Schäfer und Koradi). 1 thlr. 20 sgr.

Es war am 8. Juli 1863, als die zu Detmold versammelte „Reformirte Konferenz“ in der dasigen Hauptkirche unter zahlreicher Betheiligung von Gemeindegliedern aus der Nähe und Ferne, das dreihundertjährige Jubelfest des Heidelberger Katechismus feierte. Nach Absingung des Kindes: Allein Gott in der Höh' sei Ehr', und nachdem der greise

Superint. Rohdewald aus Brake (Rippe) ein Eingangsgebet und als Lektion den 46. Psalm gesprochen, hielt Pf. Brandes aus Göttingen die Festpredigt über Hebr. 13, 7: „Gedenket eurer Lehrer“ u. s. w., worin er mit warmen Worten auf das Leben und Sterben der Verf. des H. K. hinwies, eines „Ursinus, Olevianus und Friedrich des Frommen,“ auch „unsrer Lehrer, die uns in ihrem Katechismus heute noch das Wort Gottes sagen“, und die bis zu ihrem Ende festgehalten haben an dem „einigen Trost“ (Fr. 1), den sie gelehrt.“ Nach dem Gesang eines weitem Lieberverfess hielt Prof. Dr. Heppel aus Marburg, ebenfalls von der Kanzel, die gehaltvolle (auch durch die Presse veröffentlichte) Festrede, worin er „die Bedeutung des Heidelberger Katechismus in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden“ entwickelte und die schwierige Aufgabe, ein theologisches Thema so zu behandeln, daß auch die zahlreich versammelten Gemeindeglieder aus dem Bürger- und Bauernstande dem Vortrage folgen konnten, in vortrefflicher Weise löste. Bekannt ist auch, mit welcher warmen Theilnahme die reformirten Synoden und Gemeinden der Vereinigten Staaten Nordamerikas die Jubelfeier des H. K. begangen haben. Eine großartige und würdige Feier veranstaltete vor allen die „General-Convention der deutsch-reformirten Kirche der Vereinigten Staaten“ in den Tagen vom 17. — 23. Januar 1863 zu Philadelphia, worüber ein Gedenkbuch von 450 Druckseiten erschienen ist, das zugleich eine Anzahl werthvoller Beiträge zur Geschichte des Katechismus enthält. Und diese reformirten Gemeinden des fernern Westens sind es vornehmlich gewesen, die im Hinblick auf das bevorstehende Jubiläum den Verf. von Nr. 1 besonders dringlich gemahnt haben, seine schon einige Jahre zuvor angekündigte Arbeit endlich zu veröffentlichen. Solchen Wünschen, wie sie in reformirten Kirchentreisen diesseits und jenseits des Oceans vielfach laut geworden waren, ist der nun schon seit mehrern Jahren von seinem irdischen Tagewerk abgerufene Sudhoff entgegengekommen, indem er 1862, also im Vorjahre des Jubiläums, aber „zur Feier des dreihundertjährigen Jubiläums des H. K.“ wie das Dedicationsblatt sagt, seinen verdienstvollen Commentar veröffentlichte.

Schon der Titel deutet an und die ganze Einrichtung und Haltung des Buches bekfätigt, daß dasselbe vorwiegend die Bedürfnisse und Interessen der wissenschaftlich Gebildeten, zunächst der Geistlichen, befriedigen will — ein Ziel, welches der Verf. in anerkennenswerthter Weise erreicht hat. Das „Theologische Handbuch“ zerfällt in 3 Theile von sehr ungleichem Um-

fange: I. Systematischer Theil (S. 1—140); dieser behandelt, ohne sich an die Materienordnung des H. K. zu binden, in der Einleitung die allgemeine Religionslehre, darauf in 6 Hauptstücken die Lehre von Gott, von der Schöpfung, von der Sünde und ihren Folgen, von der Erlösung, von unsrer Theilnahme an der Erlösung durch den h. Geist, von der Vollendung oder von unsrer Christen Hoffnung, — woran sich eine chronologische Uebersicht der Kirchengeschichte anschließt; — II. Analytischer Theil (S. 143—472), eine ausführliche Erläuterung der 129 Fragen des Katechismus nach ihrer Reihenfolge; III. Geschichtlicher Theil (S. 473—514). Dieser kürzeste Theil des Handbuches beschränkt sich jedoch auf Betrachtung der geschichtlichen Seite des Heidelb. Kat. an und für sich; hinsichtlich der Entwicklung der geschichtlichen Verhältnisse sowohl der reformatorischen Kirchen Deutschlands überhaupt, als der pfälzischen Kirche insbesondere, aus welchen die Reform Friedrichs III., der Anschluß seiner Lande an die ref. Gesamtkirche und die Entstehung des H. K. selbst zu erklären ist, wie auch für die Biographie der Verf. des Katechismus verweist Sudhoff auf seine Schrift: „C. Olevianus und H. Ursinus.“ Nach handschriftlichen Quellen. Elberfeld, 1857. Es läßt sich nicht leugnen, daß man gerade diese Materien in einem so umfangreichen Commentare ungern vermisst. Sehr dankenswerth sind dagegen die vielen (meist lateinischen) Quellauszüge aus ältern Commentatoren, namentl. aus Heinr. und Jak. Alting, J. Coccejus, F. A. Lampe u., sowie überhaupt die fleißige Rücksichtnahme auf ältere und neuere theologische Literatur.

Nicht minder ausgezeichnet in seiner Art ist Nr. 2 der vorliegenden Bücher, Dalton's „Immanuel“, eine im besten Sinne des Wortes populäre und praktische Erklärung des mit Recht gefeierten „Hauptbekenntnisses und Lehrbuches der Reformirten.“ Der würdige Verf., welcher sein Buch „den Söhnen und Töchtern seiner lieben Gemeinde als Erinnerung an die Zeit der Vorbereitung auf die Confirmation“ gewidmet hat, sagt in dem Vorwort S. V ff.: „Den Namen Immanuel habe ich den Blättern für ihre Wanderschaft mitgegeben. So legt ein Vater in den Namen, den er für sein Kind wählt, Wünsche des Herzens für das Kind hinein. Das Buch soll den Immanuel verkündigen, „Gott mit uns,“ daß er in seiner ewigen Schöne unser Immanuel nicht nur ist in den Kindheitstagen der Vorbereitung auf die Confirmation, sondern auch derselbe bleibt alle Zeit unsres Lebens, bis wir ihn von Angesicht zu Angesicht schauen werden.“

Ein Bekenntnisbuch ist die vorliegende

Schrift vom Verf. genannt worden; denn „nur in solcher Form kann sie ein lebendiger Wiederhall des H. K. und seine richtige Auslegung sein. Eine wahre Erkenntniß wird zu einem Bekenntniß. Mit innerer Nothwendigkeit treibt dazu eine göttliche Wahrheit; sie fordert Anerkennung und Zustimmung auf Leben und Tod von dem ganzen Menschen“. . . . Jedoch „was ein echtes Bekenntnisbuch sein will, muß sich als Erbauungsbuch ausweisen. Das ist Siegel und Zeugniß einer Gotteswahrheit, daß sie leuchtet und wärmt, und darum ist der h. Geist ein Geist der Wahrheit und des Trostes. In eminentem Grade trägt unser Katechismus diesen Doppelcharakter an sich. . . . vom Anfang bis zum Ende klingt der Grundton des Büchleins wie jeder Erbauung vernehmlich hindurch: der selige Mutterlaut unserer Erlösung, daß wir Christo eigen sind.“ . . .

„Der evangelischen Gemeinde“ hat der Verf. das Buch erklärt und an das Herz gelegt. Denn, sagt er, „je länger und tiefer ich mich in der Bekenntnisschrift Inhalt versenkt, desto mehr erscheint sie als Blüthe und Krone einer reformatorischen Geistesbewegung, die durch beide Schwesterkirchen hindurchfluthet und neben manchem Unterschiedlichen mehr noch gemeinsames Gepräge aufweist.“ . . . „Der Ernst unserer Tage heischt mit sittlicher Nothigung, in den evangel. Gemeinden namentlich unserer deutschen Heimath „das Gemeinsame zu betonen“ und dadurch mit vereinter Kraft sich um das heilige Banner zu schaaren, das arge Feinde uns, unsern Gemeinden entwenden wollen. Dreihundert Jahre müssen die Heilskraft in sich tragen, schmerzliche Wunden und Risse vernarben zu lassen. . . . Und wer doch die alten Wunden immer wieder von Neuem aufreißen und sie frisch blutend offen halten wollte, sehe der wohl zu: das scharfe Messer eines ganz anders gearteten Feindes setzt am liebsten in die offene Wunde ein, um sie tiefer zu reißen und dadurch um so sicherer die ev. Kirche zum Verbluten zu bringen. Der Spaltung größte Freunde in vergangenen Tagen waren die Jesuiten; sie wußten, was sie ihr zu danken haben und daß sie von da ihre stärkste Lebenskraft erhielten. Ihnen haben sich in unsern Tagen andre Gegner angereicht, die wie verschieden auch sonst doch in der Freude sich gleichen, mit der sie auf die Schwächung der evangel. Kirche in zwei oder drei Theile hinblicken. . . . Dem sehnlichen Wunsche, solchen Treiben vorzubeugen, ist einstmals der Katechismus entsprungen. . . . Von dem gleich innigen Wunsche sind auch die folgenden — im Gemeinbeleben gereiften — Blätter befeelt.“ . . . Man sieht leicht, wie nahe der Verf.

in seinen Befürchtungen, Hoffnungen und Wünschen für den innern Frieden der evangel. Schwesterkirchen mit dem was Dr. Föckler im Vorwort zu seiner Augsb. Conf. gesagt hat, zusammentrifft. Möge die wohlmeinende Mahnung beider, des lutherischen wie des reformirten Theologen, von den Heißspornen hüben und drüben nicht überhört werden!

Nach dem Vorwort folgt zunächst (S. 1—22) eine historische Einleitung, welche die Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte des trefflichen Buches erzählt, von welchem der selige Göbel u. A. sagt: „Der H. R. kann im eigentlichen Sinne des Wortes als die Blüthe und die Frucht der ganzen deutschen und französischen Reformation angesehen werden: er hat lutherische Innigkeit, Melancthonische Klarheit, Zwingli'sche Einfachheit und Calvinisches Feuer in Eins verschmolzen und ist darum auch das einzige Bekenntniß- und Lehrbuch der ganzen deutschen reformirten Kirche von der Pfalz nach den Niederlanden und bis nach Brandenburg und Preußen geworden.“ Darauf folgt im Anschluß an Frage 1 und 2 die Einleitung in den Katechismus selbst, und dann im weiteren fortgehenden Anschluß an die großartig einfache Gliederung des im Katechismus dargestellten Heilsweges (I. Von des Menschen Elend. II. Von des Menschen Erlösung. III. Von der Dankbarkeit) die erbauliche Erklärung der einzelnen Fragen. So schlägt das vorliegende, durch gehaltvolle Tiefe der Gedanken wie durch seine edle, ergreifende Sprache gleichermaßen ausgezeichnete Buch denselben Weg ein, welchen unser Katechismus eingeschlagen hat, und dem er das erste wissenschaftliche Gepräge verdankt, das ihn auszeichnet und welches dem lebenswarmen innigen Bekenntniß einen so tiefen, gewaltigen Ausdruck verleiht. Im Einzelnen hätte Ref. ja wohl hier und da ein kleines Desiderium auszusprechen, z. B. daß bei Fr. 6 (das Ebenbild Gottes im Menschen) wegen der großen Autorität, welche gerade die „Gebildeten“ auch in religiösen Fragen unserm Schiller beimessen, dessen Ansicht vom Sündenfall im apologetischen Interesse einer besondern Beleuchtung hätte mögen unterzogen werden. Jedoch ist das Buch als Ganzes so vortrefflich, daß Ref. dem geehrten Verfasser im Geiste nur dankbar die Hand drücken kann und seinem verdienstlichen Werke, das zu dem Sudhoff'schen eine willkommene Ergänzung bildet, die weiteste Verbreitung wünschen muß.

Schließlich kann Ref. nicht umhin, unter Bezugnahme auf das S. 22 vom Verf. Erzählte, sein tiefes Bedauern auszusprechen, daß der Heidelberger Katechismus, dessen einzelne Stücke der Ansiedler in den einsamen Block-

häusern des fernen Westens als einen Theil seines Hausgottesdienstes seiner Familie vorliest, während an der andern Seite des Erdbereichs der deutsche Ansiedler in der baumlosen Steppe Südrusslands mit zäher Liebe festhält an dem theuren Bekenntnißbuch der Väter, „das mit ihm gezogen ist die Donau entlang an die Küste des schwarzen Meeres und weiter noch an die Gestade der Wolga und in die Nachbarschaft der Kirgisen“ — daß also dieser unübertreffliche „Pfälzer“ Katechismus durch die moderne Austerweishheit heutiger Aufklärungsmänner ein Fremdling geworden ist in seinem eignen Vaterlande. M.

Erbauungsliteratur.

Polstorff, J. F. Th., Superintendent.
Das Evangelium von Jesu Christo,
dem Sohne Gottes, nach den heiligen
vier Evangelisten in Bibelfunden aus-
gelegt. I. Einleitung und Geschichte
der Geburt und Kindheit des Herrn.
Halle, 1871. Schwabe.

Die Christusfrage ist die Frage aller Fragen. Auch heute. Welche Frage der kirchlichen Gegenwart man nehmen mag, jede führt auf die Frage zurück: was dünket euch von Christo, weß Sohn ist er? Es ist das aber nicht eine Frage der Wissenschaft bloß oder auch nur in erster Stelle, sondern es ist die Frage des Christenthums, der Gemeinde, jedes gläubigen Herzens, und das Interesse, welches sie hat, ist auch nicht des Wissens bloß, sondern voran der Gewißheit zur Seligkeit. Darum ist es geboten, an diesem Punkt die Gemeinden zu gründen. Und das ist die Aufgabe, welche dies Buch stellt. Eine eben so nöthige als hohe und schwierige Aufgabe. Denn die Verwirrung ist groß. Ein Christusbild nach dem andern wird in die Gemeinden hineingesetzt, so daß zuletzt jeder sich dünken läßt, er könne und dürfe sich sein eigen Christusbild zurecht machen, als ob nicht gesagt wäre: Du sollst keine andere Götter haben neben mir; diese moderne Fabricirung von Christusbildern kommt mir vor wie eine Götzenfabrik in den Tagen des Propheten Jesaia; die Lüge ist dieselbe, das Gericht auch; denn ein selbstgemachter Christus, so oder anders, kann nicht mehr der Heiland der armen Sünder, ihr Trost im Leben und Sterben sein. Der wahrhaftige Christus ist der Christus des Evangeliums. Aber nun ist das Evangelium selbst angetastet. Bald soll es das Produkt eines wissenschaftlichen Betruges sein, bald ein Gedicht, eine Einbildung, wo man den geringen

Bestand der wirklichen Thatsachen, welche zu Grunde liegen, erst herausarbeiten muß, sei es nach Renan, sei es nach Schenkel oder wie sonst. Wer darum das Leben Jesu behandeln will, der kann gar nicht anders als mit der Evangelienfrage beginnen, um die Echtheit und Glaubwürdigkeit der evangelischen Ueberslieferung festzustellen. Diesen Weg schlägt der Verfasser ein. Vielleicht findet man es nicht unbedenklich, Fragen der Art, welche den Grund des Glaubens angehen, in Bibelstunden zu behandeln, die Zweifel gleichsam vor die Gemeinen zu bringen. Es gab eine Zeit, wo dieser Einwand berechtigt war. In unserer Zeit aber, wo die negative Kritik eine der populärsten Wissenschaften geworden ist, so populär, daß jede Zeitung, ja jedes Localblatt dieselbe ausübt; wird man schwerlich umhin können, auf die Sache einzugehen. Daß es nur tüchtig, gründlich und in der Selbstgewißheit des Glaubens geschehe! Wer es so nicht kann, der bleibe allerdings lieber davon, er möchte sonst mehr schaden als nützen. Der Verfasser wandelt in einer festen Waffeneinrichtung einher. Er hat aus den Alten gelernt, gewisse Schritte zu thun, doch nicht bloß angelernt, sondern in lebendiger Erfahrung bewährt gefunden, was er giebt. Sein Verfahren ist durchaus gründlich, vorwiegend objectiv, darauf gerichtet, den festen Grund der Wahrheit zu legen. Der Fortschritt ist der geschichtliche. Die Form der Bibelstunde ist zwar noch erkennbar, aber sie ist in der Uebersarbeitung zurückgetreten, hat einer ausgelegten Geschichte Platz machen müssen. Darin aber mußte der Verfasser seinen Lesern ziemlich viel zu. Nicht im Ausdruck. Der ist einfach und klar und könnte immer noch mehr Bewegung und Schmuck haben. Aber im Gedankengange. Denn der Verfasser zwingt seine Leser, mit ihm die Arbeit der Untersuchung durchzumachen, er giebt ihnen nicht bloß Ergebnisse, sondern läßt sie mit ihm diese Ergebnisse finden. So werden die Ergebnisse sicher, aber — der Weg ist beschwerlich und mühsam. Ob nicht manche Leser davor zurücktreten werden? Oder, wenn man davon auch absieht, ob diese Weise auch wirklich die rechte ist? Unter Bibelstunden denkt man sich meist eine Auslegung, die, nachdem sie kaum den Sinn festgestellt, sofort zur Anwendung auf Herz und Leben übergeht, eben so sehr anregend unterhält als belehrend erbaut. So ist der Verfasser nicht zu Werke gegangen. Die Anwendung unterbricht nur selten den strengen Gang der Auslegung, der Untersuchung. Aller Nachdruck ist auf die Lehre gelegt. Ein deutliches, gewisses Verständniß des Evangeliums soll der Leser gewinnen. Denn einmal erbaut

die heilige Geschichte selber und bedarf nicht, erst noch erbaulich gemacht zu werden durch unsere Zuthaten. Sodann aber, wenn jenes Verständniß gewonnen, kann der Leser und wird auch von selber dasjenige herausnehmen, was Gott der heilige Geist ihm, gerade ihm zur Lehre, Strafe, Tröstung und Besserung aus diesem Abschnitt sagen will. Ich meine nun, eine solche Bearbeitung der heiligen Geschichte Jesu Christi hat ungezweifelt ein Recht. Ich meine noch mehr: sie ist auch ein Bedürfnis in unsern oberflächlichen Tagen, die wo möglich Alles ohne Anstrengung nehmen und genießen wollen. Aber ich besorge fast, daß das Buch an diesem unserm Character Schiffbruch leiden könne. Und das würde ich beklagen. Ich würde bringen eine Fortsetzung, eine Vollendung in wesentlich der gleichen Weise wünschen, weil uns ein solches Buch fehlt, ein solches aus dem vereinigten Evangelium geschöpft, weniger harmonistisches als harmonisches Lebensbild des Herrn. Vielleicht dienen diese Bemerkungen dazu, auch in weiteren Kreisen auf das polstorfische Werk aufmerksam zu machen und denselben die Beachtung zu verschaffen, welche es verdient und welcher es bedarf, um seinen Gang fortzusetzen. Gewiß würde der Verfasser in der Fortsetzung fleißiger werden, den Geschichts- und Lehrstoff den Lesern näher zu bringen lernen, sie mehr unmittelbar anfassen, und dadurch seinem Buch die Ergänzung geben, welche einmal die Zeit fordert. Auf Einzelheiten bin ich nicht eingegangen. Ich verspare mir das für den zweiten Band, dessen baldiges Erscheinen ich nur erwünschen kann. D.

1. Des Kirchenvaters Augustinus Bekenntnisse. 6 sgr.
2. Beicht- und Abendmahlsbüchlein ausgezogen aus den Schriften Luthers. 6 sgr.
3. Lutherstab aus Gottes Wort zur Pilgerfahrt durch alle Tage des Jahres. 6 sgr. (Sämmtlich erschienen in Reutlingen bei Wilt. Baur 1869.)

Der Verleger dieser Schriftchen scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, gute alte Schriften in recht niedlicher, bequemer Form zu verbreiten. Die genannten Büchlein sind kleinsten Formats, — Vielen angenehm zum Mitführen in der Tasche geeignet.

Nr. 1. Die köstlichen Bekenntnisse Augustins, neun Bücher, mit Auslassungen, für den praktischen Gebrauch eingerichtet, mit Benutzung der bekannten Haumer'schen Ausgabe und der Kapp'schen Bearbeitung.

Nr. 2. Ein kleines Beicht- und Communionbuch, lediglich aus Lutherworten zusammengestellt; von der Beichte, vom Abendmahl und der Vereitung darauf, vom christlichen Leben darnach (Wachset! Kämpfet! Wachet! Trachtet am ersten u., Glaube, Liebe, Hoffnung, vom Kreuz und Tod).

Nr. 3. Für jeden Tag des Jahrs ein Spruch aus der Schrift, und ein kurzes, auslegendes Wort Luthers dazu, — kernig und tief wie immer. Wer solche Tagesprüche gern braucht, findet sie hier mit gesunder Erklärung.

Sämmtliche Büchlein eignen sich zu kleinen Geschenken und der Bedarf an solchen ist ja in christlichen Kreisen ungemein groß.

Vier Bücher von der Nachfolge Christi.

Aus der lateinischen Urschrift des **Thomas a Kempis** auf's Neue übersetzt und mit einer Lebensbeschreibung nebst Bildniß des sel. Thomas und mit 4 weiteren Kupfern versehen. Zweite Auflage. LXXXII und 366 S. Duodez. Reutlingen 1866. Wiltb. Baur.

Die „Nachfolge Christi“ des gottseligen Thomas v. Kempen wird ihren Ruhm als eine der lebenskräftigsten und erquicklichsten Erbauungsschriften der Christenheit, ja ihren Rang unter den köstlichsten Büchern nächst der hl. Schrift, behaupten, so lange das Reich Christi auf Erden währt. Sie dürfte gerade in der jetzigen Zeit ein verstärktes Interesse seitens katholischer wie evangelischer Christen Deutschlands für sich in Anspruch nehmen, wo (seit der Katholikerversammlung zu München im Herbst d. 3.) jene kirchliche Gemeinschaft, in welcher der Geist des berühmten niederländischen Mystikers vorzugsweise kräftig fortlebt und sein Andenken mit besonderer Vorliebe gepflegt wird: die jansenistische Kirche von Utrecht, in ein näheres Verhältniß zu einem ansehnlichen Theile der deutschen und österreichischen katholischen Christenheit zu treten sich angeschickt hat. Aber auch ohne diese Rücksichtnahme auf einen bedeutsamen Zeitumstand bleibt das Büchlein eine in unvergänglichen Glanze leuchtende Perle der christlichen Literatur, deren Nicht als Mittel zu tieferer Erkenntniß sowohl unsres eignen Glends als der Herrlichkeit Jesu Christi kaum angelegentlich genug empfohlen werden kann. Daher sei auch die vorliegende deutsche Bearbeitung in niedlichem Taschenformat mit ihrem correcten freundlichen Druck und ihrer auf dem Studium solider Hilfsmittel (insbesondere der in Böhringer's „Kirche Christi

und ihre Zeugen“ enthaltenen Lebensbeschreibung) fußenden biographischen Einleitung allen nach dem Frieden Christi suchenden Seelen bestens empfohlen.

Dr. Martin Luther's Kirchenpostille über die Evangelien und Episteln des Kirchenjahrs. Auf's Neue revidirt und herausgegeben von Dr. Friedrich Francke, Pastor in Bockwa bei Zwickau. In Vierungen von 6 Bogen. Dresden. Justus Naumann. 10 sgr.

Von Luther's Kirchenpostille soll hier eine eigentliche Recension nicht gegeben werden. Für eine solche ist der Mann und sein Werk zu groß, auch haben Leserees bereits die Jahrhunderte recensirt. Nur daran werde erinnert, daß Luther selbst diese Postille das allerbeste Buch nennt, welches er ja gemacht, und nur aus dem dieser neuen Ausgabe beigegebenen Prospect mögen folgende Worte Platz finden: „Wunderbare Vertiefung in das Schriftwort, überraschender Aufschluß über den Zusammenhang der christlichen Glaubenssätze, treueste Verknüpfung christlichen Glaubens und Lebens, unermüdete Darbietung des süßen Evangeliums der Gnade ist hier. Und ob die Bekämpfung römischer Irrelehren und Mißbräuche unterläuft, soll auch das nicht für unnütz gehalten werden, damit wir desto besser erkennen möchten, wie gar zur seligen Zeit wir jetzt leben und unzähliger Last überhoben sind.“ Wir wollen also, wie gesagt, Luthers Kirchenpostille nicht weiter recensiren, nur ihr neues Erscheinen auf dem Büchermarkt anzeigen. Und sie erscheint durch das Verdienst des Herausgebers und Verlegers wirklich in einer ihrer sehr würdigen Gestalt, in schönem Papier, schönem Druck und angemessenem Format (Groß Octav). Die Ausgabe soll in Hefen erscheinen zu je 6 Bogen für 10 Groschen und werden im Ganzen etwa 20 Hefen nöthig sein. Sie wird in 2 Bänden erscheinen, von denen jeder auch einzeln wird zu haben sein. Wir wollen dem hiermit neu erscheinenden Volksbuch einen recht freudigen Empfang in der Mitte unsres Kirchenvolks, dem es in dieser zerfahrenen Zeit sehr Noth thut, durch den Geist Luthers auf's Neue sich regeneriren zu lassen, wünschen, und ihm durch diese Zeilen mit dazu helfen.

P.

Girolamo Savonarola's letzte Betrachtungen. Uebersetzt und mit Anmerkungen von Georg Viebusch, Prediger und Gymnasiallehrer. Erlangen, 1871. Deichert. 10 sgr.

In der Einleitung orientirt der Herausgeber in einem geschichtlichen Bericht über die Lage Savonarola's, in der er sich befand, als er die Betrachtungen niederschrieb; er giebt zugleich eine Characteristik dieser Betrachtungen und bringt das Urtheil Luthers über Savonarola. Die hierauf folgenden Worte des Letzteren sind Meditationen über den 51. und 31. Psalm. Ersterer ist vollständig behandelt, vom letzteren nur die ersten vier Verse. Savonarola konnte die Arbeit nicht vollenden, da ihm die Schreibmaterialien entzogen wurden. Daß er mit dem 31. Psalm nicht zu Ende gekommen ist sehr zu beklagen, Recensent wenigstens ward durch die Behandlung dieses Psalms ganz besonders gefesselt. In den vorliegenden Betrachtungen nun sehen wir, nicht ohne innerlich mächtig ergriffen zu werden, den wunderbaren Mann in der Einsamkeit des Kerkers im schwersten Kampfe liegend, aber den herrlichsten Sieg erringend. Er kämpft mit der eignen Sünde, insbesondere der natürlichen Hoffarth des Herzens, er leidet unter den furchtbarsten Anfechtungen, er ringt nach Frieden und innerer Festigkeit, aber er trägt auch den Sieg davon, überwindet Sünde und Anfechtung durch Buße, Glaube und Hoffnung und erscheint am Ende geheiligt und gestärkt, erfreut und todesmüthig in seinem Gott und dessen Gnade. Es ist im Ganzen ein durchaus evangelisches Wesen, von dem wir Savonarola durchdrungen sehen. Er tritt uns tiefe und lebendige Sündenbekenntniß entgegen und ein allein an die Gnade sich heftender, von allem Verdienst freier Glaube. Man bedenke nur den Ausspruch S. 22, den der Herausgeber dem Büchlein zum Motto gegeben: „so viel Gerechte, so viele Erbarmungen,“ und das Wort S. 76: „Nichts habe ich, was ich Gott bringen könnte, um seinen Zorn zu mildern; Alles, was ich habe, klagt mich an. Dich selbst also, Herr, will ich bringen, damit du nicht zürnest, sondern mir vielmehr siehest ein beschirmender Gott und mit deinen Flügeln mich beschüttest.“ Offenbar kommt in den vorliegenden Schriftstücken Savonarola dem evangelischen Bekenntniß am nächsten, wenn auch vielleicht die ganz correcte Auffassung der justificatio als eines actus forensis bei ihm noch nicht ganz klar vorliegen sollte. — Die Betrachtungen sind köstlich zu lesen; in edler Sprache geschrieben bieten sie eine Erbauungsschrift tiefsten Gehaltes, wie denn überhaupt ihr Werth mehr ein ascetischer als ein erregender ist, und zeigen eine schöne Vereinigung von Gebet auf der einen, von Contemplation und Speculation auf der andern Seite. — Diese letzte Arbeit Savonarola's ist offenbar das schönste Denkmal des Mannes, ein Denk-

mal, das er, ohne es zu beabsichtigen, sich selbst gesetzt und das getreuer und sprechender ist als alle Bilder in Del und Stein. Für die neue Enthüllung dieses Denkmals haben wir dem Herausgeber des Büchleins, der auch in der Uebersetzung des ursprünglich lateinisch geschriebenen Textes Treffliches geleistet hat, Ursache, sehr dankbar zu sein. P.

Kirchenrecht. Kirchenverfassungs- politik.

Die Friedensaufgabe der evangelischen Kirche im einigen Deutschland.
Von einem Schwäbischen Theologen.
Tübingen 1871. Osiander.

Als Motto der vorliegenden Schrift dient das Wort von Ullmann: Es ist noch nicht erschienen, was unsre evangel. Kirche sein kann; es wird aber erscheinen, wenn wir uns dessen nicht unwerth zeigen. Die Zeit auch für unsre Kirche wird größer werden, wenn wir für solche Zeit nicht zu klein sind. Wir geben im folgenden die Grundgedanken der mit frischer Sprache und aus warmem Herzen heraus geschriebenen Schrift.

Nachdem durch Gottes Gnade im letzten Jahr unser deutsches Volk an die Spitze der Völker gestellt sei und durch seine Macht und Einheit ganz neue Kräfte empfangen habe seine weltgeschichtliche Mission zu erfüllen, sei es an der Zeit, daß auch die evangelische Kirche sich ihres providentiellen Berufs neu und völliger denn zuvor bewußt werde. Schwer und groß sei ihre Aufgabe, auf gewohnten und ungewohnten Wegen, mit all ihren göttlichen und menschlichen Kräften müsse sie arbeiten an der Hebung und Rettung unseres Volks. Dazu sei unumgänglich nöthig, daß auch sie sich einheitlich zusammenschließe zu einem Kirchenbunde aller Evangelischen innerhalb des deutschen Reichs auf Grund der Reformatorischen Principien, um gegenüber der festgeschlossenen Einheit der katholischen Kirche sowie gegenüber den auflösenden Mächten des Unglaubens durch einheitliche Zusammenfassung aller Kräfte ihren Beruf erfüllen zu können. Auch auf kirchlichem Gebiet müsse die Misere des Particularismus aufhören. „Sollte der Herr nicht auch in seiner Kirche plötzlich über Bitten und Verstehen zur Reife bringen, worauf wir längst gehofft und was uns allen Noth thut?“ Es thut Noth daß wir den Hader begraben und einmüthig den Tempel des Herrn bauen.

Von diesem Gesichtspunkt aus entwickelt der Verf. seine Gedanken über die erforderliche Neugestaltung der evangelischen Kirche näher,

Der bisher betretene Weg, die einzelnen Landes- und Provinzialkirchen von unten auf durch Bildung von Gemeindefkirchenröthen, Kreissynoden u. s. w. allmählich zu verfaßen, um dann diese so verfaßte Kirche mit der Zeit mit der selbstständigen Leitung ihrer Angelegenheiten zu betrauen, sei theils mißlungen, theils führe er zu langsam zum Ziel, hänge zu sehr von den einzelnen Landtagen ab, und veräume den gegenwärtigen weltgeschichtlichen Augenblick. Es gelte jetzt eine große That zu thun. Wie Bayerns König den Anstoß zur politischen Vereinigung gegeben, so möge der König von Württemberg, dessen Vater einst die Eisenacher Konferenz angeregt, bei dem Kaiser veranlassen, daß eine Commission zusammentrete, um die Verfassung einer deutschen Reichskirche zu beraten. Diese solle auf einer von den Fürsten als Inhabern des Summeepiskopats zu berufenden Reichssynode beraten werden. Letztere sei zur Hälfte aus Urwahlen der Gemeindeglieder, zur Hälfte aus Wahlen der Geistlichen zu bilden.

Das Bild, das dem Verf. als die Reichskirche vorschwebt, soll keine Absorbirung der einzelnen Landeskirchen oder Aufhebung ihres jeweiligen Sonderbekenntnißstandes mit sich bringen. Nichts liege ferner, als den historischen Bestand der einzelnen Landeskirchen zu Gunsten eines confessionslosen auf unproduktiven Negationen beruhenden Neubaus in Trümmern schlagen zu wollen. Sie soll ein auf fester Bekenntnißgrundlage wurzelnder Kirchenorganismus neben und über den Landeskirchen sein. Streng obligatorisch sollten die Beschlässe der Reichssynode sein in Betreff des Verhältnisses von Kirche und Staat und in Betreff der Schulfrage; ebenso in Bezug auf die sociale Frage, die Sonntagsfrage, innere und äußere Mission, Diaspora, Verhältniß zu außerdeutschen Kirchen, Text der Lutherbibel, Perikopen Confirmation, Begräbniß, tempus clausum, Eherecht, Ausbildung der Geistlichen, Prüfung der Candidaten, Bußtag und Reformationsfest. Zugleich würde sie die oberste Instanz in kirchlichen Streitigkeiten sein und die Oberaufsicht über das den Landessynoden vom Staat überlassene Kirchenvermögen führen.

Die Bekenntnißgrundlage der „Reichskirche“ sollen die reformatorischen Principien sein. Indem der Verf. gegenüber einem ungläubigen Protestantismus, der nur ein negatives Princip hat, scharfe Stellung nimmt, faßt er dieselben in folgende Sätze: 1) Unser einziger Erlöser, Mittler und Nothhelfer sei Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, um unserer Sünde willen gestorben und um unsrer Gerechtigkeit willen wahrhaftig aufgestanden. 2) Die einzige Quelle und Richt-

schnur unseres Glaubens, darauf wir uns gründen und bauen, das einzige Licht auf unserem Lebensweg und der einzige Trost im Leiden und Sterben sei uns die heilige Schrift, Gottes lauterer Wort, in dem wir forschen, unter das wir uns beugen. 3) Jesus Christus, der Gekreuzigte und Erhöhte, unser einziges Haupt und wir seine Glieder und Brüder, zu gleichen Rechten und Pflichten verbunden in herzlicher Liebe durch das Band des Friedens!

Ausführlich verbreitet sich der Verf. auch über die Stellung, die das deutsche Reich der Unfehlbarkeitskirche gegenüber einzunehmen habe. Derselbe hat schon 1869 bei Beginn des Concils eine dahin einschlägige Schrift veröffentlicht: Concil und Jesuitismus. Brennende Fragen zur Orientirung für das deutsche Volk (Stuttgart, Bogler und Weinhauser). Er hält es mit dem Grundsatz der Freiheit der Kirche in ihren eigenen Angelegenheiten für unvereinbar, daß der Staat ein von ihr excommunicirtes Mitglied als Religionslehrer festhalte, und glaubt, daß er auf diesem Wege, nachdem der ganze Episkopat sich unterworfen, nichts zur Abwehr ausrichten könne, nachdem die Staaten vor dem Concil den günstigen Augenblick veräußert hätten. Das einzige was dem Staat übrig bleibe und was dringend erforderlich sei, sei die Austreibung der Jesuiten, Beschränkung des Klosterwesens, Ergänzung des Kirchenrechts (des *jus inspectionis et advocatiae*) auf dem Weg der Geleßgebung und Verwaltung, Einführung der Civilehe, wo es gewünscht wird, Bestrafung der Erschleichung der Reversé bei gemäßen Ehen, Gesetz über Schulaufsichtsbehörden zur Beseitigung ultramontaner Schulinspektoren, bürgerliche Verwaltung der Begräbnißstätten und Gründung der evangelischen Reichskirche.

Ueber die Gedanken des Verf. über das Verhältniß des Staats zur christlichen Kirche überhaupt sei nur erwähnt, daß derselbe den Zwang zur Taufe und zum Besuch des confessionellen Religionsunterrichts in der Volksschule festgehalten wissen will.

Der Leser mag aus dem ange deuteten den Standpunkt des Verf. ersiehen; wir empfehlen die Lectüre seiner Schrift auch denen, die in ihren Grundanschauungen nicht mit ihm übereinstimmen. Auf eine Kritik, zu der die Aufstellungen des Verf. in vielen Punkten auffordern einzugehen, verbietet uns der Raum dieser Anzeige. Es ist ohne allen Zweifel eine der wichtigsten Fragen, die auf diesem Gebiet ihrer Lösung harret und über die jeder sich ein klares Urtheil bilden muß. Es liegt der evangelischen Kirche jetzt der doppelte Weg vor, entweder die bisherigen Territorialkirchen definitiv als

Bekenntniskirchen zu constituiren oder sich zu einer „Reformationskirche deutscher Nation“ zusammenzufassen. Jenes muß schließlich der Tod der Union werden und verewigt die Zersplitterung? Das andere ist das ideale Ziel, dem die Union nachgestrebt hat. Es verträgt sich aber freilich nicht? mit dem lutherischen Kirchen-Princip der „reinen Lehre.“
G. Voebel.

Kolbe Dr. A., Gewissensfreiheit und Vehrfreiheit. Ein Wort zur Verständigung in den Wirren der Gegenwart, sonderlich zur Beleuchtung des Protestanten-Vereins für ehrliche Gemüther. Stettin 1871. Brandner. 5 sgr.

Dieses Schriftchen ist veranlaßt durch die bekannte Hannesche Angelegenheit, hat aber durch die Behandlung der Sache ein weit über seine Veranlassung hinausgreifendes Interesse, namentlich in dem ersten Theile, welcher von der Gewissensfreiheit handelt. Denn was hier über den Begriff des Gewissens gesagt ist, ist wohl geeignet „ehrlche Gemüther,“ die freilich auch zu denken verstehen, über diesen Begriff in der Gewissensfreiheit in der Kürze zu orientiren. „Die volle Gewissensfreiheit ruht auf der Offenbarung, auf dem Christenthum, wie es die heilige Schrift bezeugt; die Kirche hat die Gewissensfreiheit in die Welt eingeführt; und wenn sie im Mittelalter das Heidenthum mit seinem Aberglauben und seiner Gewissensfurchung in sich aufgenommen und darüber das Evangelium in den Winkel gedrängt hat, so hat die Reformation auch hierin das Rechte wiederhergestellt.“ Das sind die Grundgedanken, um welche sich die weitere Ausführung in knapper, aber ansprechender Darstellung bewegt.

Nische, Pfarrer in Einzhäusen bei Ulm, Einige Sätze als Antwort auf die Frage: Welches sind die geeigneten Mittel, dem geistlichen Amt seinen gebührenden Einfluß auf das Leben der Gemeinden zu verschaffen? — Ulm 1870. Wohler'sche Buchh. 32 S. 4 sgr.

Nachdem der Verf. mit viel Citaten aus andern Schriften constatirt hat, daß eine Kluft zwischen Geistlichen und Laien vorhanden sei, auch deren Entstehung angedeutet, gibt er einige Heilmittel an. Er glaubt solche zu finden in der Ablösung der Kirche vom Staat, Veränderung der Confirmations-Praxis (nach Wichern's Vorschlag), treuerer Benutzung der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft seitens der Geistlichen, mehr geschichtlicher Auffassung der h. Schrift, Herstellung liturg.

Bestunden und Verminderung der Predigten(?), Befreiung vom Pericopenzwang und endlich in größerer Annäherung an das Volk im socialen Leben. Gewiß läßt sich über manches der vorgeschlagenen Heilmittel streiten, doch ist viel Wahres in dem Schriftchen gesagt, dessen ganze Haltung übrigens durch größeren Ernst und weniger Geistreichigkeit unserem Gefühle nach gewonnen haben würde. —

Der Deutsche Protestantenverein und die nassauische evangel. Landeskirche. Nebst den sämmtlichen Urkunden der im J. 1817 in Nassau vollzogenen Union. Wiesbaden 1871. Robrian u. Köhr. VIII. 121 S.

Veranlaßt durch einige in Wiesbaden zu Gunsten des Protestantenvereins gehaltene Vorträge tritt der unbekannte Verf. gegen diesen Verein und für die evangel. Landeskirche und das auch in dieser Kirche noch geltende Bekenntniß auf. Mit größter, ja allzugroßer Milde beleuchtet er die Stellung des Protestanten-Vereins zu Christi Person, zur heil. Schrift und zu den Bekenntnissen der christl. Kirche und kommt zu dem Schluß, daß die Lehrfreiheit, wie der Protestanten-Verein sie verlangt, auch in Nassau nicht statthaft sei. Eine Ausgleichung scheint dem Verf. nicht möglich, darum wünscht er ehrliche Scheidung und rath zu friedlicher Sonderung, doch verkennet er nicht, daß der Protestanten-Verein damit nicht einverstanden sein wird. — Sehr richtig weist der Verf. darauf hin, daß auch der Protestanten-Verein seine Dogmen habe und daß ohne bestimmte Lehre eine Kirche gar nicht denkbar sei. — In der nassauischen Landeskirche werden die Geistlichen verpflichtet, das Evangelium als Lehrnorm anzunehmen und dürfen sich nicht von den Sätzen des apostolischen Glaubensbekenntnisses entfernen; der Verf. meint, daß eigentlich auch die Augsburgerische Confession Geltung habe, doch hat er den Beweis hierfür nicht erbracht; die Unions-Urkunde enthält nichts davon. — Wenn der Verf. den Protestanten-Verein „ein glänzendes Meteor nennt, das, wenn es kurze Zeit geleuchtet hat, wieder spurlos verschwindet,“ so möchten wir das „glänzend“ streichen, sonst aber stimmen wir ihm hierin bei. —

Leider vertheidigt der sehr wohlgestimmte Verf. eine herzlich schlechte Sache und das Gefühl dieser üblen Position mag auch wohl der Hauptgrund seiner allzufühlen Milde sein. Die nassauische Union ist in der That ein trostloses Ding, schlechter als irgend eine der vielen deutschen Unionen. Das die Union einführende Edict und die Verhandlungen hierüber,

die im Anhang mitgetheilt werden, beweisen, wie erschreckend wenig kirchl. Verstandniß bei der Regierung und Geistlichkeit damals war. Nur von „einigen minder gebildeten der in der Form befangenen Glaubensgenossen“ befürchtet man Bedenken, doch wird der Vorgang ihrer einsichtsvolleren Brüder und die Belehrung des Seelsorgers solche Irrende und Zweifelnde bald auf die Bahn der Eintracht zurückführen“ (!). Interessant war es uns noch, zu lesen, daß die Geschichte von der „Eiweiß-Union“ nicht eine bloße Fabel ist; in der That hatte die Regierung angeordnet, daß man die luth. Hostie auf das reformirte Abendmahlbrod mit Eiweiß befestigen solle, um so beiden Parteien gerecht zu werden. Die Geschichte würde lächerlich sein, wenn sie nicht sehr trostlos wäre. Man ließ die Sache zwar bald fallen, — aber als Beweis kirchl. Unverständes wird sie doch unvergessen bleiben. D.

Stähelin Adolf, Consistorialrath und Hauptprediger in Ansbach. **Das landesherrliche Kirchenregiment** und sein Zusammenhang mit Volkskirchentum, unter besonderer Berücksichtigung von Dr. Th. Harnack's Schrift: „Die freie lutherische Volkskirche“ besprochen. 8. 75 S. Leipzig, 1871. Dörffling und Franke. 10 sgr.

Diese dem Umfange nach kleine Schrift ist doch reich an beherzigungswerthem Inhalt. Sie behandelt einen Gegenstand, der jetzt vieler Herzen bewegt: soll man nicht die Trennung von Kirche und Staat, die schließlich doch unaufhaltsam hereinbrechen wird, mit Gewalt herbeiführen? liegt es nicht im Interesse der Kirche selbst, jenen Moment nicht erst abzuwarten, wo das Unvermeidliche hereinbricht? ist nicht der Verfassungsbau, wie er der lutherischen Kirche durch die Reformation übermittelt wurde, ein von vorn herein verfehlter, der Idee der Kirche widerstrebender? Der Verf. hat es hier mit einem Gegner zu thun, der zwar nicht prinzipiell die landeskirchliche Verfassung verwirft, der vielmehr zugestimmt, daß unsere Kirche die landesherrliche Kirchengewalt stets anzuerkennen bereit sei, der aber aus der Anschauung der gegenwärtigen Lage zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß die letzte Stunde des Landeskirchentums in raschem Ablauf begriffen sei. In Folge dieses Urtheils ist ihm auch der Blick über die Anschauung der Reformatoren getrübt. Der Verf. hat es daher unternommen, zuerst das richtige historische Urtheil über die Lehre der Reformatoren herzustellen. So zeigt er nun

durch viele Beweisstellen, daß Luther durch seine richtige Darstellung des Verhältnisses von Kirche und Staat und durch seine acht biblische Auffassung der Stellung der weltlichen Obrigkeit dem landesherrlichen Kirchenregimente das Wort reden mußte. Die Kirche ist ihm eben keine bloße Geistlichkeitskirche, sondern alle Stände haben darin ihre besondere Recht und ihre besondere Aufgabe. Die spätere dogmatische Lehre von den 3 Ständen ist im Allgemeinen der richtige Ausdruck der reformatorischen Anschauung. Man kann auch nicht sagen, Luther hätte in verschiedenen Zeiten sich verschieden über dieses Verhältniß ausgesprochen. Vielmehr weist der Verf. diese Vorwürfe zurück und begründet durch historische Zeugnisse, daß bei dem großen Reformator sich eine klare Continuität seiner Lehre über den besondern Beruf der Obrigkeit für die Kirche vom Anfang bis zum Ende seines reformatorischen Wirkens nachweisen lasse. Er zeigt weiter, daß das landesherrliche Kirchenregiment gar wohl eine Seite habe, nach der es sich aus der evangelischen Lehre prinzipiell rechtfertigen lasse, nicht also bloßer Nothbehelf sei. Es besteht allerdings keine göttliche Nothwendigkeit, wie für das enge Band zwischen Kirche und Staat, so für die Verbindung des Summe-episcopats mit der höchsten weltlichen Gewalt, allein wohl eine innere Angemessenheit. Daß aber ohne die Beihilfe der Fürsten die evangelischen Prinzipien gar nicht ins Werk gesetzt worden wären, wird wohl Niemand bestreiten, so war es eine einfache Pflicht des Dankes, die Fürsten auch ferner in den kirchlichen Angelegenheiten mitwirken zu lassen. Luther hat sich in Verfassungsfragen durch die geschichtlichen Verhältnisse leiten lassen, und wahrlich sie waren Gottes Finger. Schließlich wendet der Verf. sich dem praktischen Ziele zu, das sein Gegner im Auge hat, und legt hier die mancherlei Unklarheiten bloß, in welche derselbe geräth, hingegen zeigt er, wie viel sicherer das Reich Gottes in einem festen, bewährten Baue und auf geebneten Bahnen gepflegt werde, als in Zuständen, die jedenfalls schwere Kämpfe und ungeheure Nachtheile zur Folge hätten. Das ganze Büchlein aber zeigt den besonnenen Mann, der den alten Bau nicht niederzureißen rath, ehe man der sichern Durchführung eines Neubaus gewiß sei. E.

Behme, N. Karl, Pastor zu Briesnitz bei Dresden. **Landeskirche und Freikirche**. Vortrag bei der Sächsischen Pastoralconferenz zu Dresden am 18. August 1869 und auf Verlangen derselben dem Druck übergeben. Leipzig

1869. Justus Naumann's Buchhandlung, 7 $\frac{1}{2}$ sgr.

Der Verf. redet vom gläubigen Standpunkte aus der Freikirche im Gegensatz zur Staatskirche das Wort. Er empfiehlt die persönliche Freiwilligkeit der Getauften für ihre Zugehörigkeit zur Kirche — also Aufhebung des Confirmationszwanges — und freiwillige Entscheidung der Confirmirten, sich dem Bekenntniß und der Zucht der Kirche unterwerfen, — also Uebertragung der activen Gemeinderechte auf diesen engen Kreis. Die Aufnahme in das volle active Gemeindebürgerrecht sollte nur als durchaus freiwilliger Akt an denen vollzogen werden, welche in gereiften Jahren sowohl ein detaillirtes (d. h. nicht bloß allgemein-christliches, sondern lutherisch-) kirchliches Glaubensbekenntniß abzulegen, als einer bestimmten sittlichen Zucht der kirchlichen Gemeinschaft sich zu unterwerfen das Bedürfniß fühlen. Aus den also „freiwillig Bekennenden und Gelobenden“ würde sich ein für den Dienst der Kirche verpflichteter und zur Vertretung derselben berechtigter Kern oder Ausschuß der Gemeinde bilden —, eine geeignete Grundlage für eine recht freie, wahrhaft kirchliche Verfassung und die angenehmste Vermittelung für Wiederaufrichtung der Kirchengenozucht.

Wir bezweifeln die Ausführbarkeit dieses Vorschlags, haben aber Nichts dagegen, daß die Wählenden und natürlich noch mehr die Gewählten in einer Weise verpflichtet werden, daß den Feinden der Kirche der Zutritt verschlossen wird.

Sehr zu beachten ist was S. 36 über die Schule gesagt wird: „Vor Allem sollten wir dem Nachwuchs der Kirche, der Jugend, der Schule mehr Hingabe widmen. Es ist nicht viel gewonnen, wenn die Localschulinspektion der Geistlichen gerettet wird, so lange diese hauptsächlich nur die Wahrung des kirchenamtlichen Ansehens und nicht seelsorgerisches Einwirken an „kirchlicher Erziehung“ zum Ziele hat. Mitarbeit, sage ich; das setzt aber voraus, daß die Lehrer selbst die kirchliche Erziehung der Jugend betrachten und dazu selbst kirchlich erzogen und gebildet genug sind. Wenn es aber an „kirchlicher Bildung der Lehrer so sehr fehlt, daß von einem Theile derselben der confessionelle Religionsunterricht am liebsten abgelehnt werden möchte, so ist die Frage, ob nicht im Interesse der Schule und Kirche, wenigstens von einer gewissen Stufe an der Katechismusunterricht der Jugend den Geistlichen zu übertragen wäre; — eine Einrichtung, die in andern Ländern bereits besteht. Str.

Pacificus Sincerus. Ueber die Trennung von Kirche und Staat. 8. 60 S. Berlin 1871. F. Henschel.

Der Verleger dieser Broschüre hat sich für sein im vorigen Jahre gegründetes Geschäft die Devise gewählt „per aspera ad astra“. Man muß ihm wünschen, daß er sich durch die aspera, zu welchen mit der vorliegenden noch viele andre, obendrein von einem Drucker „Schade“ gedruckten protestantenvereinsliche Broschüren gehören, bald, recht bald durcharbeite. — Wenn Ref. den schönen Namen des bescheidenen Verf. ändern dürfte, so würde er statt Sincerus setzen Confusionarius. Ein wüßteres Durcheinander von Gedanken, eine planlosere, wiederholungsreichere Declamation und, was das allerübelste ist, ein entseßlicheres Deutsch ist dem Ref. seit langer Zeit nicht vorgekommen. Er denkt noch jetzt mit Schrecken zurück an die fürchterlichen Parenthesen, an die verkürzten und verdichteten Perioden.

Anstatt den Gegensatz von Kirche und Staat in Bezug auf die Frage nach der Trennung beider, mit Auseinanderhaltung der eigenthümlichen und Zusammenfassung der gemeinschaftlichen Gebiete, aus dem Leben heraus zu beleuchten, unternimmt es der Verf., wie ein ungeübter, sein erstes Publikum lesender Privatdocent, in hölzernen Begriffsbestimmungen und philosophischen Theorien von der Entstehung, dem Zweck, dem Ziel u. s. w. des Staates und der Kirche ein langes und breites zu reden. Zum Staatszweck rechnet der confuse Autor u. a. „Beschützung der nationalen Eigenthümlichkeiten und Durchdringung derselben durch das allgemein Menschliche.“ Wie soll sich diesem Zweck gegenüber z. B. die französische Regierung anstellen, um der nationalen Eigenthümlichkeit maßloser Eitelkeit beizukommen? Die angegebene Zweckbestimmung ist an sich „sinnlos.“ Man verlangt ja auch vom Weinhändler nicht, daß er den reingehaltenen Wein conservire und ihn mit dem allgemeinen Fluidum des Wassers kläre. — Die Kirche ist „die äußerliche Verbindung der wegen gemeinsamer Religionsansichten zusammengetretenen Staatsangehörigen.“ Das paßt vielleicht auf die Uthmanen und derglei Völk, aber es paßt nicht einmal auf den Fetischismus, denn: wo Staat da Kirche, davon geht der Verf. mit ganz allgemeinen Erörterungen aus, sonst würde Ref. natürlich nicht daran gedacht haben, mit dem Fetischismus zu kommen, wenn von der „Kirche“ die Rede ist. In der Folge befaßt sich der Autor allerdings nur mit dem, was er unter christlicher Kirche versteht. Sie ist nach seinem Verstande eine rein menschliche Abhängigkeits-

Gefühls-Gesellschaft; Liebe, Liebe und nichts als Liebe ist ihr Endzweck. Die Geistlichen, auch die evangelischen, sind dem Verf. um der Liebe willen noch viel zu sehr mit weltlichen Dingen behaftet. Dazu rechnet er seltsamer Weise auch die Freiheit der preussischen Geistlichen von Gemeindesteuern, eine Freiheit, die man mit gutem Gewissen allen Menschen wünschen kann, eine Freiheit, welche übrigens, was Herr Sincerus verschweigt, die Lehrer, die pensionirten Beamten und Offiziere u. s. w. in Preußen ebenso genießen als die Pastoren. Warum also ein besonderes odium gegen die Pfarrer an den Tag legen?

Eine Hauptkezerei hat Ref. S. 44 der Broschüre gefunden. Da sie zur Beleuchtung der protestanteneinigen Confusion dient, so soll sie hier mitgetheilt werden. „Religionsgenossenschaften müssen, was in der Natur der Sache liegt, confessionell sein.“ Dazu ist nichts weiter zu bemerken. Herr Sincerus mag sich hierüber mit den anderen Autoren des „Franzosenenthums in der Kirche“ auseinandersetzen.

Sollte sich der Verf. wieder bereit finden lassen, ein vor Jahren entstandenes, schlecht stilisirtes Concept nachträglich drucken zu lassen, so rathen wir ihm, die Bemerkung auf der Rückseite des Titelblattes: „das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten“ folgendergestalt zu vervollständigen: „Das Recht der Uebersetzung „ins Deutsche“ wird vorbehalten.“ Was Herr S. schreibt ist kein Deutsch, besten Falles ist es eine Sprachmischdung, wie sie in Tertianeraufsätzen vorkommt. Auch möge sich der Verf. vor der Bildung neuer Wörter hüten. Statt „Verbietung“ sagt man im Deutschen „Verbot“. Man sagt ja auch nicht Verlierung für Verlust, Schwörung für Schwur u. s. f. D. K.

Antikirchliches und Antichristliches.

Schröder, A. Pfarrer in Freirachdorf.
Die Evangelische Union und ihre Bedeutung für die kirchliche Entwicklung der Gegenwart, mit besondrer Beziehung auf das kirchliche Recht in Nassau. Vortrag gehalten im Protestantenverein zu Wiesbaden am 10 März 1871. 8. 41. S. Berlin, 1871. F. Henschel, 6 sgr.

Warum der Verf. gerade „Pfarrer“ geworden und nicht irgend etwas anderes, kann Ref. nicht angeben. Dieses kleine Räthsel hängt übrigens mit einem größeren zusammen, nemlich mit der Verwirklichung der Tendenzen des Protestantenvereins. Wenn jeder Mensch

sich seine religiösen Ansichten selbst zusammenstellen, sich als vereinzelter Protestantenvereiner etabliren kann, ohne nach der Glaubensgemeinschaft einer Kirche oder auch nur einer Gemeinde fragen zu müssen, wenn das Wesen des Protestantismus darin bestehen soll, daß jeder glauben und lehren kann, was er will, etwa in der Weise als wenn in einem Musikverein jeder geigen und singen könnte, was ihm beliebte, so ist nicht einzusehen, weshalb es überhaupt noch Pfarrer und Theologen in der Welt geben soll. Nach A. Schröder's Broschüre sind die Pfarrer jeglicher Richtung „das überflüssigste Mobiliar, welches im modernen Staatshaushalt ein Unterkommen hat.“ Sie können nur noch eine Bedeutung als „Freiundner“ haben, eine Qualität freilich, für welche die Herren von Prot. Verein viel Empfindung haben.

Der Verf. verfolgt ein doppeltes Ziel. Einmal gibt er sich Mühe die „principielle Union — in ihren Anfängen, schalten wir ein, denn daß es schließlich auch noch zur Union zwischen den Leuten des Prot.- Vereins und den Reformjuden kommen „muß,“ ist sonnenklar — also die principielle Union bemüht sich der Verf. im Gegensatz zur Regiments- und Consensusunion als ein Ding zu verherlichen, in dem „das unbedingte Zurückgehen auf den absoluten Grund des Heils und der Wahrheit, auf Gott“ „Princip“ ist; und dann bestrebt er sich „die herzoglich nassauische Union“ als ein wahres Muster principieller Union darzustellen. Weil aber der Protestantismus nicht eine allgemeine Abstraction für Heiden, Türken und abgestandene Christen sein will, wirft er sich, was übrigens um der Popularität willen unumgänglich ist, salto mortale „die concrete geschichtliche Verwirklichung des Christenthums in Christus“ selbst hinein. Der Prot. Verein hat also dem: „Allah il Allah und Muhamed ist sein Prophet“ gegenüber doch so etwas von Confession gerettet; es ist freilich nur ein Name, nur ein Schafsfleisch, nur eine Tünche oder, um wissenschaftlich zu reden, nur ein Princip, nur eine Idee. Der Verf. macht wesentlich die principielle Union abhängig von Christus und seinem Evangelium. Unter Evangelium versteht er aber nicht die vier Evangelien, sondern das was „vollständig freie, wissenschaftliche Forschung“ aus der Bibel als „das wesentliche Christentum“ entnimmt. Tot capita tot sensus. Der Prot.- Verein mit seinen kleinen Propheten aus Freirachdorf, Bremen, Berlin, Heidelberg ist wirklich eine nette Gesellschaft. Lustige Gestalten, Schatten, Erscheinungen, eitel Rebel und Dunst, nirgend etwas greifbares, faßbares. Realitäten sind Principien, ein abstraktes Evangelium, ein ab-

straktes Gewissen, eine abstrakte Einigung in Freiheit, mit einem Wort, um ein treffendes Bild des Nathusius'schen Volksblattes zu gebrauchen, der Protestantenverein offerirt nur „Obst,“ abstraktes, frisches oder gedörrtes, Obst niemals Äpfel, Birnen &c.

Ich denke mir, daß den Herren in Wiesbaden der Vortrag A. Schröders höchst langweilig gewesen ist; ohne des Mannes Absezung wäre der Vortrag wol gar nicht gehalten worden. Des Verf. theologische und allgemeine wissenschaftliche Bildung ist eine ganz gewöhnliche. Wenigstens kann Ref. mit seinem Laienurtheil vor Theologen wie A. Schröder nicht die Spur von Respekt haben. So ist dem Verf. z. B. die Sacramentsgemeinschaft in der Union lediglich eine Aeußerlichkeit, die die Lehre nicht berührt. „Das Wesentliche des Bekenntnisses,“ wovon eine Urkunde der herzoglich nassauschen Union redet, ist ihm ein in der Luft herumagierendes abstraktes Etwas, ein Princip, das sich wesentlich von dem Wesen der Bekenntnisschriften unterscheidet, fernermal Bekenntnisschriften und Bekenntnis der Kirche nach A. Schröder zwei ganz verschiedene Dinge sind. Welche Organe besitzt doch A. Schröder, um das Bekenntnis einer Kirche, von den Bekenntnisschriften abgesehen, zu erkennen? Der Verf. ist s. Z. verpflichtet worden auf das Evangelium, wie es „in dem apostolischen Glaubensbekenntnis zusammengefaßt ist,“ aber er leugnet, daß er an den ganzen Inhalt des Apostolikums gebunden sei. Der Mann hat eben so wenig Respekt vor dem ganzen und vor dem theilweisen Apostolikum gehabt, daß er die Kinder gar nicht mehr darnach getauft hat. Ein Gelöbniß ablegen, das Gelöbte misachten und doch Pfarrer bleiben, all das heißt der Prot.-Verein „Gewissensfreiheit.“ Dieser Gattung von Freiheit entspricht auch der dreiste Satz des A. Schröder: „höher als das geschriebene Recht einer einzelnen partikularen Landeskirche steht uns das allgemeine in dem evangelischen Christenthum und der Reformation begründete sittliche Recht des freien christlichen und protestantischen Gewissens.“ Bei Shakespeare lautet diese Logik: „Ich bin ich selbst allein! Richard liebt Richard! Ich bin ich!“

Die Schriftstelle „der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig“ verwendet der Verf. ganz in der ordinären Weise der Zeitungsjuben. Sie bedeutet ihm: Freisinn von aller Autorität; Ich bin Ich. — In der Phrase leistet der Prot. Verein das bedeutendste. Auch A. Schröder ist hierin nicht ungeübt. Der Veyrfreiheit des Geistlichen, welcher Diener, aber nicht Sklave der Gemeinde sei, stellt er die Hörfreiheit der Gemeinde gegenüber. Das

klingt ganz witzig, es ist aber ein fauler Witz. Als ob das beispielsweise eine Freiheit der Gemeinde wäre, die Kanzel ihrer Kirche einem nichtsnutzigen Unglaubensapostel gegen reichlichen Gehalt überlassen, in einer Nachbarkirche aber sich erbauen zu müssen. Schöne Freiheit das!

Ref. hat die A. Schröder'sche Broschüre am 8. Sonntag v. Trin. gelesen. Ein Christ soll die falschen Propheten — nach A. Schröder sind das nur die Confessionalisten, nicht überhaupt die Orthodoxen — an ihren Früchten erkennen. Wo sind dann die guten Früchte des Prot.-Vereins und seiner Prophetenchar? Die Bücher und Büchelchen, die Zeitungen und Flugblätter jenes Vereins sind nichts als Heu und Stoppeln, welche der Tag des Jornes Gottes verzehren wird. Mehr aber als literarische Producte hat jener Verein überhaupt nicht aufzuweisen. D. R.

Quinet, Edgar. Die Schöpfung. Deutsche Ausgabe, von Bernhard v. Cotta, Prof. an der Bergakademie zu Freiburg. 2 Bde. Leipzig 1871. Weber. 3 Thlr. (Schluß der Anzeige im vor. Heft S. 371. ff.)

Ueber die Art des Entstehens neuer Geschöpfe bei den verschiedenen Entwicklungsperioden der Erde macht sich D. sehr lebhaft, mitunter anscheinend ganz wahrscheinliche Vorstellungen, indem er von der Idee ausgeht, daß veränderte Eindrücke aus vorhandenen Wesen auch körperlich veränderte Formen hervorzubringen vermögen. So sagt er über die ersten Thierformen der Reptile und Fische: „Da auf dem vertrockneten Schlamm Alles nur kriechen konnte, so gab es auch keine Veranlassung, einer Gefahr zu entgehen, und es lag weder die Nothwendigkeit, noch der Wunsch zur Flucht und Eile vor. In diesem Sinn kann man wohl sagen, daß diese erste Gestalt der Erde auch die Form ihrer ersten Bewohner bestimmte. Es war die der Reptile. Man versteht die Nothwendigkeit des Fliegels erst, nachdem die großen Landfrösche ihre Horizonte eröffnen, die man durchmessen muß, um eine von fern sichtbare Beute zu erreichen. Aber welches Wesen hätte auf dem einsamen Eiland der Eiaepoche wohl nöthig gehabt zu fliegen, um sein enges Gebiet zu durchschweifen? Darum gibt es auch noch keine Vögel. Die erste Spur eines Fliegels ist der Flügel eines Reptils, des Pterodactylus, der den gezähnten Saurierachen mit einem häutigen Flügelpaar verbindet. Nicht schweifte er umher oder stieß er wie ein Adler von Berggipfeln in die Thaltiefe; für den ersten Bewegungsinstinkt genigte es, daß er von seinem Schlupfwinkel im Sumpf aus einen Schwarm Libellen oder Käfer im

Fluge haschen konnte. Wie der Typus der Saurier sich auch in den nachfolgenden Perioden verändern mag, so trägt er doch immer das unzerstörbare Siegel dieses Zeitalters an der Stirn. Wo immer ein Krokodil oder Kaiman am Rande eines Delta seiner Beute lauert, legt es Zeugniß ab von jener entschwindenden Epoche. Die Zeitalter der Erde verschwinden nicht, ohne uns in der Aufeinanderfolge der Geschöpfe einen lebenden Ausdruck ihrer selbst zurückzulassen.“ Ja, aber wurden denn durch jede Periode die Geschöpfe so geformt, daß sie ihr entsprachen, oder wurden die Geschöpfe jedesmal für ihre Zeit und Umgebung angemessen geschaffen? Liegt hier Ursache oder Zweck vor? Darüber läßt uns D. leider im Ungewissen. Er denkt sich zwar als Anhänger der natürlichen Selbstentwicklung das Erstere, was aber Andere nicht für möglich halten, da ein solcher Zusammenhang von Ursache und Wirkung zwar in Gedanken, nicht aber in der Wirklichkeit vorhanden ist. Einbrüche von außen können einen vorhandenen Organismus angreifen, zerstören oder auch begünstigen, nicht aber in einen anders angelegten umgestalten. Darin fehlt alle Erklärung, und die von Darwin behaupteten Urfahrungen beruhen nur auf mißverstandenen Variiren, auf übertriebener Auslegung der allerdings vorhandenen Neigung und Fähigkeit gewisser organischer Formen, zumal im Contact mit dem Menschen, in unbedeutenden Stücken von der Regel abzuweichen. Aber die Natur macht eben die Ausnahmen nie zu Regeln, so wenig wie die Grammatik. Von den höheren, warmblütigen Thieren heißt es: „Der Entwurf zum Typus der Säugethiere und Vögel fand sich schon in der Trias-Periode vor, aber so vereinzelt, daß er sich dahin verirrt zu haben scheint und er sich nicht entwickeln, das Feld behaupten konnte. Der Charakter der Erde blieb ein insulärer und drückte auch der insulären Fauna sein Siegel auf. Die kleinen insektenfressenden Insekthiere blieben auf den jurassischen Inseln, was heute noch ihre Verwandten auf den Inseln des stillen Weltmeeres sind. Höchstens kam es bis zu der didelphen Form des Ränguruhs in Neuholland. Als Nomaden brauchen Säugethiere unbegrenzte Wanderungsgebiete, als Grasfresser immer neues Weideland und die Fleischfresser kann man sich nicht ohne Heerden von grasfressenden Thieren denken. Jede lebende Organisation setzt einen gewissen Zustand der Erde voraus; dem Kamel entspricht die Wüste, dem Pferd die Steppe, steile Gebirge entsprechen der Gemse und Ziege, dem Elephanten und Rhinoceros ungeheure Wälder, der Giraffe die Däsen, dem Urochsen unbebaute Ebenen und dem

Hippopotamus Süßwasserflüsse. Sie alle zusammen setzen eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in der Bildung des Bodens, vorzüglich aber eine Ausdehnung desselben voraus, wie sie nur ein Continent bieten kann. So lang die Erde von der insulären Form nicht zu der continentalen übergeht, kann sich auch die Fauna nicht vom Reptil zum Säugethier und noch weniger zum Menschen erheben. Die Entdeckung fossiler Elephanten- und Rhinocerosknochen bei Palermo genügt, uns zu beweisen, daß Sicilien einst Theil eines großen Festlandes war. Der gleichmäßig niedere Erdboden der Jurazeit genügte ihren kriechenden Geschöpfen und veranlaßte sie nicht, ihre Gewohnheiten und vielleicht auch (!) ihre Gestalt zu ändern.“ D. füßt, daß es viel behaupten heißt, der bloßen Umgebung die Fähigkeit zu vindiciren, andere Gestalten der Organismen erzeugen zu können. Und das bleibt immer die Frage: Wurden die Wesen durch die veränderten Verhältnisse zu anders angelegten Organismen, oder waren den neuen Wesen veränderte, angemessenere Organisationen mit auf den neuen Schauplatz gegeben, nämlich durch einen neuen Schöpfungsact? Ersteres ist unglaublich, letzteres für uns unbegreiflich.

Ueber die Umbildung der Fische in den jüngeren Epochen stellt D. folgende Betrachtung an: „Im Kreidemeer entstehen verborren die neuen Formen der Fische. Bis jetzt waren ihre Schuppen knochige Platten und Schilder, statt knochig werden sie jetzt hornig, statt plattenförmiger Flächen legen sie sich jetzt wie Dachziegel über einander. So lang die Fische in der primären Epoche die Könige der Schöpfung waren, kam es wenig darauf an, ob sie dafür organisiert und ausgerüstet waren, schnell die Flucht ergreifen zu können. Ein mangelhaftes Bewegungsorgan, ein heterocerer Schwanz, eine schuppige, bloße unbefohlene Schwimmschiffe, die halb als Steuer, halb als Ruder diente, genügte für ihre ruhige Schiffsahrt, bei der sie nur ihres Gleichen zu fürchten hatten. Da erschienen aber in der secundären Epoche die riesenhaften Reptile der Saurier; der vorzüglich zum Schwimmen organisierte Ichthyosaurus beherrscht die Meere und verschlingt oft ganze Fischschwärme auf einmal. Die Welt der Fische würde sicherlich in ganzen Arten, Familien und Ordnungen zu Grund gegangen sein, wenn sich nicht eine schnelle Umwandlung (!) in ihrer Gestalt vollzogen hätte.“ (Solche plötzlichen Sprünge macht aber die Natur niemals; Umwandlungen der Organisation kennen nur bei der Metamorphose niederer Thiere in der Natur vor). „Die

Fische konnten natürlich, um sich zu retten, nur fliehen, und dazu mußte das Hauptbewegungsorgan, der Schwanz eine geeignete Umwidmung zu einem wirklichen Steuerruder erfahren, das ihm gestattete, vor- oder zurückzugehen, sich rasch zu wenden, umzuschlagen, oder unterzutauchen. Der homocercle Schwanz der Fische erscheint wirklich gleichzeitig mit den Sauriern in der Viasperiode. Auf welche Weise ging nun eine solche Umwidmung vor sich? Hier tritt das Darwin'sche Gesetz von der Entstehung der Arten in seine Rechte (?). Die Fische, welche unter der Verfolgung der großen Reptile dem Tode entgingen, waren sicher diejenigen einzelnen, welchen eine besondere Bildung ihrer Schwanzflossen das Entkommen erleichterten. Da alle übrigen bald ausstarben, so wurde ein anfänglich vereinzelter und bloß individueller Charakter durch Vererbung endlich zum allgemeinen Typus der Fische. Wenn sich dies bestätigt (!), so hat diese der allgemeinen Culturgeschichte entlehnte Anschauung über Modificirung der Typen eines der dunkelsten Probleme der Naturgeschichte, das der Umwandlungen in den thierischen Organisationen, gelöst. Nehulich sind so die didelpheu Vierfüßler im Lauf der Zeiten zur Gazelle oder zum Pferde geworden." Das glaube, wer es kann! Unfre Erfahrung und Beobachtung der Natur widerspricht alle dem. Und die Annahme unendlich langer Zeiträume bis zur Beendigung einer wirklichen Umwandlung ist bei obigem Beispiels ja gar nicht einmal angenommen.

Und so denkt sich D. die Umwandlung der Geschöpfe weiter noch folgendermaßen: „Nach der Entstehung von Continenten kriechen die Gestalten nicht mehr, sie gehen, laufen und springen, sie sind nicht mehr an den Schlamm des Sumpfes gebunden, sondern Herrn der Erde, die sie bereits zu kennen scheinen, denn sie irren in Herden darauf umher. Einige erklettern die Bäume und wagen sich bis auf die äußersten Spitzen der Zweige, um die Samenkörner zu verzehren, welche der tertiäre Wald für sie reifen läßt. Andere springen von Felsen zu Felsen auf der Spitze der neu erhobenen Berge. Fast alle haben die schuppige Rüstung der Reptile „abgelegt“ und sie mit dem dicken, haarigen Fell der Säugethiere vertauscht.“ (Dieses Ablegen und Vertauschen ist schneller gedacht und gesagt, als gethan.) „So sind das Anoplotherium, das Xiphodon, das Paläotherium. Die meisten sind ganz waffenlos, sie brauchen keine Vertheidigung auf einer Erde, wo die alte kriechende Bevölkerung nichts gegen sie vermag.“ (Gut, deshalb wurden sie von der Vorsehung zweckgemäß auch mit keinen Waf-

fen ausgestattet!) Ihre Kraft und Stärke ist in ihren vier behenden Beinen (alles zweckmäßig!), welche sie in einem Augenblick von einem Punkt zum andern tragen. Ich sehe schon einige von der Größe des Pferdes und andere noch größere.“ (Und wo kommen sie her? Sie sind alle geschaffen worden!) „Das Eichhörnchen nagt schon an den Tannenzapfen und ich glaube die ersten Vorfahren des Hasen, des Kaninchens, der Meerkatze und des Bibers zu erkennen. In der Schweiz gibt es den Gibbon, den nahen Verwandten des Siamang von Sumatra; hier ist auch das Hipparion, das noch zwischen Pferd und Esel schwankt; seine langen Fußzehen sind noch nicht in den Huf der Solipeden eingeschlossen. Das Anthracotherium verkündet von Weitem das Schwein, aber von der Größe eines Oseus, während die Gruppe der Anoplotherien die Pachydermen — den ersten Entwurf der Rhinocerosse und Tapire — voraussetzt; der Galeomys erscheint auf der Schwelle der tertiären Welt als ein Mittelglied zwischen Hund und Fledermaus. Wahre Ungeheuer sind das Megatherium in Amerika und auf beiden Erdhälften das Mastodon mit seinen Hohlzähnen, zuletzt noch an irgend einem deutschen Fluß das schreckliche Thier Dinotherium. Die großen Füße und der Knochenbau deuten auf einen Vorläufer des Elefanten.“ (Die Abstammung der späteren von den tertiären Thieren ist eine höchst gewagte Hypothese; Ähnlichkeiten und Verwandtschaften kommen in der Natur überall gleichzeitig wie hinter einander vor, und man braucht sich gar nicht die Abhängigkeit des einen von dem andern vorzustellen; einmal muß ein Thier geschaffen worden sein, sonst können wir zur Ableitung einer Reihe keinen Anfang finden. Und warum soll der Schöpfungsact auf ein Minimum beschränkt werden? Warum nicht eine Fülle von Schöpfungen zugleich, warum nicht wiederholte Schöpfungen derselben Urkraft, desselben Schöpfers der Natur annehmen? Consequent wäre nur die Annahme einer anfanglosen Existenz der Lebewesen, ein regressus in infinitum, und der widerstreitet wieder der Wirklichkeit eben so, wie dem gesunden Denken.)

„Wie ist nun der continentale Charakter in den Wirbelthieren ausgedrückt?“ fährt D. fort. „Durch die Bewegungsorgane auf dem Lande! Wie sich die Flossen und Schwimmfüße im Ocean entwickelten, so mußten die charakteristischen Gliedmaßen der Quadrupeden, der Fuß und das Bein, sich auf dem Festlande ausbilden (!) Der erste entfernte Typus der Säugethiere war uns durch seine Seltenheit und Kleinheit in der secundären Epoche

entgangen und in der triassischen hatten wir ihn vernachlässigt. Jetzt, nachdem er sich in zahlreichen Arten ausgebreitet, überrascht er uns wie eine unvorbereitete und unerwartete Schöpfung. Die Erscheinung des Vogels ist der Moment eines neuen Wunders. Die Füße reichen nicht mehr aus, um von dem neu aufgetauchten Continente schnell genug Besitz zu ergreifen. Der Flügel des Vogels, der schon früher geschaffen (also doch einmal geschaffen!), aber ein vereinzelter schwacher Typus geblieben war, ist dazu nöthig. Schon früher in der jurassischen Zeit besuchte ein erster Vogel (Archäopteryx) die Ufer einiger Inseln der Schweiz und Deutschlands. Aber wozu hätte er eines mächtigen Flügels bedurft? Es genügte ihm, in den Cycadeenwäldern umherzuflattern, ohne sich von der Lagune zu entfernen. Denn es gab ja noch keine Gipfel, die er hätte aufsuchen können. - Nun aber, wo sich weite Länderstrecken aufthun, die sein durchdringendes Auge von fern entdeckt, muß er sich einen unermüdlichen Flügel, statt jenes schwerfälligen des Archäopteryx, aneignen“ (!). (Ja, „sich aneignen“! Wo ist in der Natur die Möglichkeit gegeben, sich anders zu machen, als man von Natur ist, gerade die Organe anzunehmen, die man bedarf und sich wünscht? Eine Umschöpfung, eine Neuschöpfung kann hier allein aus dem Dilemma helfen. Die Dinge machen sich nicht selbst; sie wachsen und werden so, wie sie die Vorsehung haben will und werden dann, wenn sie einmal geschaffen sind, durch Fortpflanzung in ihrem wesentlichen Organismus forterhalten.) O. läßt sich über die Hervorbildung der Vogelwelt weiter so aus: „In der jurassischen Welt blieb der Vogelflügel ein Arm, der dem Vogel mehr dazu diente sich schwebend zu erhalten, als die Luft zu durchschneiden. Jetzt folgt er den Horizonten, welche immer weiter zurückweichen, sein Instinkt offenbart sich und er vertraut sich furchtlos der lustigen Weite an. Nachdem die Gewohnheit, ganze Länderstrecken zurückzulegen, einmal angenommen war, pflanzte sie sich von Generation zu Generation weiter und dauert noch heute fort, obwohl viele Länderstrecken wieder verschwunden sind, um dem Meere Platz zu machen. Wenn die europäischen Zugvögel am Rand des Mittelmeeres angekommen sind, so breiten sie ihre Schwingen aus und vertrauen sich dem Raum an, ohne den Abgrund unter sich zu fürchten, weil sie wissen, daß sie jenseits Land finden werden.“ (Die Wanderungen der Zugvögel gehen über Meerengen und durch schmale, mit Inseln gefüllte Meere vor sich, sowohl in der alten, wie neuen Welt!).

In Bezug auf die Abstammung unrer gegenwärtigen Säugethiere sagt Quinet: „Von den 39 Gattungen der miocänen Säugethiere sind zwar 29 ausgestorben, allein sie bilden wenigstens alle eine Vorbereitung zu der heutigen Schöpfung.“ (In dem Sinne einer Abstammung sicher nicht!) „Die Paläotherien und Lophiodons sind Vorläufer des Tapirs, das Anthracotherium des Ebers u. Schweins, das Hipparion des Pferdes und Esels, das Kipphodon der Gazelle, das Amphicyon des Hundes und der Zibethkatze, das Megatherium des amerikanischen Gürtelthiers, der helvetische Gibbon des Siamang von Sumatra u. s. f. In Wirklichkeit ist nun jeder dieser Vorläufer der Wurzelstamm, von dem die jetzt lebenden Gattungen und Arten sich abgezweigt haben; während Hunderttausenden (!) von Jahren bleibt ihr Charakter unveränderlich.“ (Und wann wird er plötzlich über Nacht anders? Oder wird die Umgestaltung des Organismus durch langsame, allmähliche, unmerkliche Abänderung endlich anders, unmerklich, wie das Gras wächst? Aber wo bleiben denn die Mittelglieder des Uebergangs? Sie müßten sich doch finden!)

O. sagt: „Nicht jedes Glied der Kette braucht uns vor Augen zu treten, wenn wir nur Stücke davon sehen!“. Dann bemerkt er aber zaghaft: „Ich kann bis zu einem gewissen Grad die Aufeinanderfolge und Verbindung der Geschöpfe verstehen, aber der Anfangspunkt, von dem sie ausgegangen, bleibt mir unbekannt, und auf diesen einen dunkeln Punkt lassen sich noch unenbliche Geheimnisse aufbauen.“ In Bezug auf die Schöpfungssage des Paradieses sagt er: „Ueberall, wohin wir blicken ist die Wertstätte des Lebens. Linné sah, mit der naiven Auffassung der Lebende, auf der ganzen Erde nur einen einzigen gesegneten Punkt, aus dem alle Wesen hervorgegangen wären. Aber welcher Irrthum wäre es, die schöpferische Kraft auf gewisse Regionen beschränken zu wollen! Es gibt keinen Winkel der Erde, der nicht durch irgend eine ausgestorbene oder lebende Art vertreten wäre.“ Und doch gibt er wieder in Bezug auf das erste Auftreten des Menschen jenes Paradies zu. Er sagt darüber: „Am Ende jener Revolution, welche die Gebirge erhob, begegne ich einem Geschöpf, das aufrecht auf seinen Füßen steht und zu den Gipfeln der Berge aufblickt. Vor ihm hielten alle Wesen der niedrigen Erde den Kopf zum Boden gesenkt. Ich glaube hieraus zu erkennen, daß dieselbe Kraft, welche die Alpen, den Kaukasus und Himalaya erhob, auf eine mir noch unerklärliche Weise auch auf dieses neue Geschöpf gewirkt hat und es durch

einen neuen Typus — den aufrechten Gang — kennzeichnete. Und dieses Wesen mußte zuerst auf irgend einem Hochplateau auftreten, von wo es um sich her ein Gebirgsland sah, das seine Blicke zu den Höhen lenkte und es so zwang, das Haupt zu erheben (wieder die moderne Anschauung von außen veranlasseter Entwicklung! Warum blickten nicht auch die Affen nach den Gebirgen und wurden zu aufrechten Menschen, sie, die ja noch heute Affen sind?). Noch heute hat er die Haltung eines Wesens, welches sich nach einem hohen Punkt hin bewegen will; er steht, geht, steigt, und das ist der Charakter, welcher ihm für ewig aufgeprägt ist (sein physisch-naturgeschichtlicher Charakter!). Es hat nicht Jahrhunderte gebraucht, um ihn der Haltung der Vierfüßler zu entwöhnen (hört! hört!), in gewissen Augenblicken überspringt die Natur große Abschnitte (die Natur!). Man möge jetzt machen, was man wolle, man wird niemals den Affen zum Menschen erheben, noch den Menschen auf den Affen zurückführen, weil mehrere Erdumwälzungen zwischen ihnen liegen. (Unconsequent für einen Transmutationsisten!) Der Affe trägt den Charakter einer andern Gestalt der Welt; er stellt die eocäne Epoche dar (Rütimeyer, Owen), also die Morgendämmerung, das Zwielicht und nicht das Licht des vollen Tages. Da ist er auch stehen geblieben und hat die Grenze des Halbdunkels nicht überschreiten können. Der Mensch repräsentirt ein ganz anderes Weltalter, er ist das Licht der Welt auf seiner Mittagshöhe (vorher bemerkte doch N., es würden noch Höhere nach ihm auf die Erde kommen), und es gibt so wenig Familienidentität zwischen dem Affen und ihm, wie zwischen der Erde der nummulitischen und jener der pliocenen Epoche. Myriaden von Jahrhunderten (!) trennen beide und jeder dieser beiden Bildungen ist das unzertörlbare Siegel einer andern Gestalt der Erde aufgedrückt. In die Falten des engen Gehirns des Vierhänders sind alle Gewohnheiten, Instinkte, Lebensbedingungen, Eindrücke — kurz gleichsam alle Züge der nummulitischen Epoche eingegraben und dieser Charakter ist unveränderlich (ja, aber sonst wird ja doch Veränderlichkeit und allmähliche Umbildung behauptet!). Der Affe lebt und fühlt heute, wie in jenem Zeitalter; er ist darin stehen geblieben und legt das in jeder seiner Bewegungen, in seinen Handlungen und selbst in seinen Blicken an den Tag. Das Halbdunkel der eocänen Welt, aus welcher der Affentypus stammt, ist in seinen blinzelnden Augen geblieben. Es ist bei ihm nur das Individuum, was unserer Zeit gehört, nicht die Art. Darum trennt,

allem Anschein zum Troß, eine tiefe Kluft seine Familie von der unsern. Eine andere Epoche bringt einen andern Geist und eine andere Gestalt mit sich. Der Affe entspricht einer Welt undurchdringlicher Wälder — wie der Tertiärwald des eocänen Zeitalters war — in denen kein lebendes Wesen sich fortbewegen konnte, ohne sich zu bücken, zu schmiegen, oder sich an Ranken aufzuhängen. Daher noch heute die schiefe Haltung des Affen, die er nur auf Augenblicke verändern kann. Der Mensch dagegen entspricht einer Welt, die sich vor seinen Schritten aufthut, die Ferne erschließt sich ihm und fordert ihn auf, vom Horizont Besitz zu ergreifen; die ganze Erde scheint ihm zu sagen: Stehe auf und gehe! Der Zeitraum, welcher Affen und Menschen von einander trennt, ist zu groß, die Geister sind zu entfernt von einander, als daß ihre Verbindung fruchtbar sein könnte. Die Natur weigert sich, in einem lebendigen Anachronismus ihre Daten und Epochen verwirren zu lassen.

Fänden wir uns darin, daß je mehr man den Menschen und den Affen anatomisch zergliedert, desto mehr Ähnlichkeiten zwischen ihnen gefunden werden. So ähnliche Ursachen und so ungeheuer ungleiche Wirkungen! Ein so übereinstimmender Bau und so entgegengesetzte Bestimmungen! Im ganzen Thierreich vermischen sich die verschiedenen Arten nicht oder ihre Bastarde bleiben doch nach einer Generation unfruchtbar. Dagegen ist es anders zwischen allen Menschenrassen. Wenn jede Menschenrace von einem besondern Affentypus abstammte, so würde jede, in dem Maß wie sie sich von ihren Vorfahren entfernte, noch mehr einander entfremdet werden, als es der Gibbon dem Orang, dieser dem Chimpanse und der wieder dem Gorilla ist. Die verschiednen Menschenrassen aber verbinden sich und zwar fruchtbar. Sie bilden also unter sich eine einzige Art. Sobald der Mensch auftritt, ist er schon der ganze Mensch. — Ueber den ersten Zustand des Menschen stellt O. folgende weitere Betrachtungen an: „Er war nackt und alles um ihn her bewaffnet. Und doch hat er das Rhinoceros und das Pferd verzehrt — aber welche Zeit mag es gebauert haben, ehe er dahin gelangte! Was er nicht zu tödten vermochte, das betete er als Gott an. Der ägyptische Cultus der thierköpfigen Götter ist das letzte Glied in dieser quaternären Kette. So lang der Höhlenbär, die Felis spelaea, der Elephas primigenius und das Rhinoceros tichorrhinus ihre Stärke und Größe bewahrten, mußte der Mensch sich dieser riesengroßen Fauna gegenüber verloren fühlen. Wie sollte er sich den

Bos primigenius unterwerfen, oder das Mammoth zähmen? Wie konnte er das adamitische Pferd fangen? Es mußte eine unberechenbar lange Epoche gewesen sein (?), wo der Mensch nichts gegen jene Kolosse ausrichten konnte (?), wo er froh sein mußte, unbemerkt sein Dasein zu fristen (!) Welche tiefe Spuren mußte dieser lange Zustand der Unterdrückung und Machtlosigkeit in seinem schwachen Geist zurücklassen! Nachdem die Riesen verschwunden waren, sah er sie gewiß noch lange im Geist — das ist die erste Grundlage eines Theils seiner Mythologie.“ Ueber das eigentlich Charakteristische im Wesen des Menschen bemerkt D.: „Rinne, Busson und Cuvier vergaßen unter allen Merkmalen des Menschen das hauptsächlichste, dasjenige, daß er eine historische Welt bildet, daß er sich in der Zeit nach Individuum und Art verändert, von Generation zu Generation forschreitet. Das Thier hat kein Organ zur Fortbewegung in der Zeit; es ist ein Molch, das am Felsen klebt. Es genügt durchaus nicht zu sagen: Der Mensch fühlt und denkt. Man ist durchaus nicht sicher (!?), ob nicht auch das Thier denkt“ (?) (der Materialist haßt das Wort Instinkt!), „aber man weiß gewiß, daß es heute thut, was es zur Zeit der Pharaonen that. Die Unterscheidung eines Menschenreichs vom Thierreich, sagt man,*) würde nicht im Einklang mit dem übrigen System der Natur sein. Das eben ist aber in Frage zu stellen! Wenn der Mensch nicht existirte, würde kein einziges Geschöpf in erkennbarer Weise die verschwundenen Annalen der Weltgeschichte zusammenfassen. Man wende mir nicht ein, daß die Wilden unbeweglich in der Zeit seien! Sie verändern beständig ihre Sprachen, ihre Kleidung und ihre Waffen, sie gehen vom Stein zum Kupfer und Eisen, vom Bogen zur Flinte über und werden sogar aus Jägern zu Ackerbauern. Die oceanische Race ist im Aussterben begriffen. Es ist eine Seelenkrankheit, die sie wegrafft. Worin besteht dieser geheime Vorgang der Natur? Nicht die Schwindsucht allein zerstört ihren Lebensmuth. Der Abstand dieser kindlichen Völker von unserer gereiften Welt ist zu groß, sie gerathen in eine moralische Atmosphäre, in der sie nicht mehr athmen können; keine ihrer Ideen stimmt zu den ihren und sie werden inmitten ihres eigenen Landes gleichsam vom Heimweh ergriffen. Dieses Uebel steigert sich zumal in den Archipeln kleiner Inseln, wo sie kein Mittel finden, sich unserem Anblick, unseren Sitten und unserer Beherrschung zu entzie-

hen. Sie sind von dem Fremden durch die ganze Stufenleiter der Civilisation getrennt, wie von einem andern Planeten ist er zu ihnen herabgestiegen. Was sollen sie in dieser großen Ungleichheit thun? Sie verlieren alle Hoffnung und mit ihr die Lust am Leben, sie lassen sich am Rande ihrer Atolle nieder, athmen die laue Luft ein und sterben.“

„Sicher mußte es ein Moment der Lebensfülle und Jugendwonne sein, in welchem der Mensch zuerst am Lichte des Tages erschien. Darin stimmte ich mit den ältesten Mythen, den Dichtern, dem natürlichen Gefühl des ganzen Menschengeschlechts überein. Aber welche Bestürzung, die Gelehrten ließen im Gegentheil das erste Auftreten des Menschen mit der Eiszeit zusammenfallen. Wenn dies wirklich geschehen ist, so muß man gestehen, daß alles dazu angethan war, ihn zu lehren sich innerlich abzuhärten und äußerlich zu stählen, um den Kampf mit der stiefmütterlichen Natur aufzunehmen, die ihm mit unerbittlicher Härte entgegentrat. Seit er sich nach dem Beispiel des Mammoth bekleidet und geschützt hat, kann er diesem auch überall hin in seinem unbefchränkten Reich folgen, vom Ural bis zu den Seen von Ohio und Pennsilvanien. Zu jener Zeit aber, wo er mit den jetzt ausgestorbenen Arten des Bären, Elephanten und wollhaarigen Rhinoceros zugleich lebte, kannte der Mensch schon den Gebrauch des Feuers. An welchem Orte, zu welcher Zeit hatte er dies Prometheusgeschenk zuerst erhalten? Ueberall finden sich mit den Menschen auch Spuren seines Herdes, aber noch um ihn her kein einziges gezähmtes Thier, nicht einmal ein Hund. Unter allen Entbehrungen besitzt er doch schon die Kunst des Töpfers und verfeßt er es, aus dem Feuerstein Aelte, Dolche, Lanzen und Pfeilspitzen zu bereiten. Ja er macht sich schon Hals- und Armbanden, sowie aus Knochen Figuren. In den untersten Schichten der diluvialen Ablagerungen findet man schon die Spuren der Arbeit und des Kunstfleißes. Aber nein, er bereitet uns noch eine andere Ueberraschung. Dieser Mensch beschäftigt sich schon mit dem Gedanken des Todes. Er baut den Todten eine Zufluchtstätte im Hintergrund seiner Höhle, wo er sie wie im Mutterchoß in gekauerter Stellung aufstellt, ihre Waffen bei sie legt und ihnen Stücke von Bären- und Pferdefleisch zur Stillung des Hungers mitgibt, ehe er die Todtengruft mit einem großen Stein verschließt und fortgeht. Diese feste Todtenhöhle enthält die erste Idee der menschlichen Gesellschaft, das Band der Lebenden und Todten; zum ersten Mal erinnert sich eine Generation der vorhergehenden und

*) Geoffr. St. Hilaire, hist. nat. gén. II, p. 258.

die Geschöpfe folgen nicht mehr blindlings auf einander. In diesem Wesen, von dem ich nicht wußte, war es den Thieren gleichzustellen, oder war es ihr Sklave, offenbart sich der Instinkt der Unsterblichkeit inmitten des Todes. Wie anders erscheint mir der Mensch nach dieser Entdeckung! Ich fange an die Zukunft dieses sonderbaren Geschöpfes zu begreifen, das kaum gelernt hat, sich eine bessere Höhle als der Bär zu bauen, und schon daran denkt, seinen Todten eine dauernde Stätte zu bereiten. Ich habe den Grundstein gefunden, auf welchem das ganze Gebäude der menschlichen und göttlichen Dinge ruht. Nach diesem Anfang ist die Folge leicht zu verstehen. Der Genosse des Höhlenbären ist Einer der Unsern, denn wir haben sein erstes Grab gefunden.“ Die Ansicht vom ersten Auftreten des Menschen ganz im Gegensatz zu der Sage vom ersten Menschenpaar im Paradiese verwirft D., indem er sagt: „Daß der Mensch in der traurigen Eiszeit entstanden, kann noch nicht das letzte Wort der Wissenschaft sein und es ist zu glauben, daß neuere Entdeckungen eine andere Auslegung geben werden. Wer sagt mir, daß, weil ich die Menschen zum erstenmal am Rand des centraleuropäischen Gletschers finde, er deshalb auch dort geboren ist? Er könnte ja hingelangt sein, indem er den Pfaden der Rennthiere folgte oder den Höhlenbär bis an die äußersten Grenzen der bewohnbaren Erde begleitete. Sicherlich konnte hier nicht seine erste Heimath sein. Wir treffen ihn beim Feuer eines Herdes an. Konnte der uns bekannten Vergangenheit nicht noch ein langes Menschenalter ohne den Gebrauch des Feuers vorausgehen? Er ist das nackteste aller Geschöpfe, folglich muß er in einer Region zur Welt gekommen sein, wo er keine Kleidung brauchte, um Frösten zu widerstehen. Die Strahlen einer milden Sonne mußten ihm lange Zeit hindurch Kleidung und Heerd ersetzen, die Strahlen jener Sonne, deren Funken in den Vedas sprühen.“ Von den Pfahlbauten schreibt D. Folgendes:

„So lange der Mensch auf den Spuren und in Gesellschaft des Renntiers bleibt, gleicht für ihn ein Tag dem andern. Auf der Fährte des Renntiers hatte sich der Mensch den Gletscherquellen der Alpen genähert. So gelangte er an den Fuß der Saleve, auf den Genfer See und durch den Rheingletscher auf den See von Constanz. Da that sich ihm eine neue Welt auf, Seen mit innerer glatter Fläche, gleichsam ein ewiger Hafen, in dem kein Schiffsbruch möglich war. Da war Sicherheit, das lud ein zur Ansiedlung, da machte er sich die Pfahlbau-

ten, die Biber waren darin seine Lehrmeister. Er baute immer tiefer in die Seen und fühlte sich um so sicherer vor Gefahren. So wird aus dem Jäger ein Hirt, aus dem Nomaden ein sesshafter Bauer. Nun kann er anfangen, sich Thiere zu zähmen und sich einige zu Hausthieren zu wählen. Pferd, Ochse, Ziege, Esel, Hammel und Schwein hatte er bald um sich. Abends, wenn der Bär und Wolf ihre Schlupfwinkel verlassen, bringt er sie von der niederen Alpenmatte in sein Asyl in Sicherheit. Er ist auch Ackerbauer, säet und erntet. Er baut die kleinfrörmigen, sechszeilige Gerste und den kleinfrörmigen Weizen — denselben, der sich noch zwischen den Backsteinen der Pyramiden von Dschour findet — Hirse, Mohn und Wein, woraus er seine ersten Kuchen backt und sein erstes Gewebe bereitet. Er hat gebrannte Thongefäße, worin er Holzapfel, Erdbeeren, Mispeln, Himbeeren und vor allen Nüsse aufbewahrt, und wieder andere für seine Milchwirtschaft. Erkennt man in diesen Zügen nicht die ersten Grundrisse des Schweizervolks? Es schwärmt ein reges Leben um diese Seen, worin sich diese einsamen Völkerstämme in ihre Pfahlbauten eingeschlossen haben, aber es ist nicht die große Seele des Menschengeschlechts in seiner Wiege, wie sie sich in den vedischen Hymnen Indiens offenbart. Die Alpen verstummen vor dem Himalaya.“

„In den indischen Hymnen des Rig-Veda,“ so fährt D. in seinem Bericht über die ersten menschlichen Urkunden fort, „findet sich die älteste Urkunde des Einbruchs, den das Feuer auf den menschlichen Geist machte. Wie viel Gesänge und inbrünstige Worte wendet man nicht an, um den Gott in funkelndem Gewande und goldnem Haar zu wecken und herbeizulocken, und wenn dann der Gott unter den Holzstüden und trocknen Grassbüscheln (den Atani und Kusas) seine schmale Zunge hervorstreckt, welche Begeisterung bricht dann aus und steigt mit dem Rauch des Opferfeuers gen Himmel! Die Heerdgründung wird zum Cultus, zur Religion, der Mensch, der den Gott aus den Funken erzeugt hat, ist selbst geheiligt und wird zum Priester. Ihm allein ist es gegeben, die ewig neue Wiedergeburt Agnis zu vermitteln. Welche Anmuth in den ursprünglichen Opferungen des Heerdes! Stengel des Kusa oder dürres Gras, geronnene Milch und geschmolzene Butter, das waren die Opfergaben der Hirten für die werdenden Feuer oder Götter. Diese Opfer verschonten alles Lebendige. Später machen diese selben Götter, unter andere Himmelsstriche versetzt, ganz andere An-

sprüche. Sie verlangen Sefatomben, das Blut ganzer Heerden und oft gar das der Menschen. Wie oft habe ich nicht versucht, im Geist auf den Anfangspunkt und ersten Augenblick zurückzugehen, in dem die Menschen in ihrer vollen Bedeutung auf der Erde erschienen!" O. theilt gar nicht die Verachtung der Materialisten vor dem Menschen, womit sie ihn dem Thier völlig gleichstellen und diesem letzteren anstatt des Instinktes eigentlichen Menschenverstand andichten, jenen aber als bloßen civilisirten Affen ansehen. In so fern ist der Auffassung des Historikers O. von der Schöpfung allerdings ein wesentlicher Vorzug vor der übrigen modernen Lehre einzuräumen. Diesen wesentlichen Unterschied seines Standpunktes von den in sonstiger Beziehung Gleichdenkenden bezeichnet O. selbst unter andern mit folgenden Worten: „Der Mensch, den man anbetungswürdig gefunden hat, ist noch ein so unvollkommenes Geschöpf, daß er nur eine Idee auf einmal fassen kann. Gestern noch sah er überall nur den Geist in der Schöpfung und nirgends die Natur. Heute dagegen sieht er vor lauter Natur den Geist nicht mehr. Nur großen Männern, wie Aristoteles, ist es gelungen, diese beiden Welten in ihrem Geist zu vereinigen. Die Uebrigen entledigen sich der Hälfte ihrer Aufgabe, indem sie ihr Vorhandensein ableugnen. Der gegenwärtig herrschende Materialismus ist z. B. solch eine freche Amputation eines Theils der menschlichen Natur, zu dem Zwecke, sich des andern Theils desto sicherer zu bemächtigen. Aber man schneide nur zu; zuletzt wird doch das Herz getroffen werden, das dann seinen mächtigen Einspruch erhebt.“

Als Anhänger der Weltentwicklungslehre

und Pantheist bemerkt O.: „Wir müssen uns an die neue Anschauung gewöhnen, daß der Mensch vorüber gehen wird, wie die primären Ammoniten und Calamiten, und daß höhere Lebensformen an seine Stelle treten werden. Nachdem der Mensch der Beherrscher der Erde gewesen, sollte man ihn sich als Sklaven oder Hausthier eines Nachfolgers denken können? Wäre es möglich, daß dieser Nachfolger nicht unsere Dichtungen, unsre Künste bewunderte, die Venus von Milo, Homer und Raphael? Wenigstens unsre Geometrie müßte ihm doch wohl Achtung abgewinnen? Gewiß würde sie das, aber nicht viel mehr als die, mit welcher wir die Honigzellen der Biene oder das Nest eines Vogels betrachten. Das Parthenon würde ihm erscheinen, wie eine schöne Polypenbank, die Iliade, wie der melodische Gesang eines Vogels. Entspricht nicht das Vorgefühl der

Unsterblichkeit in Etwas diesen Prophezeiungen der Wissenschaft? Jenwärts der Pforten des Todes ahnen wir eine bessere Welt, ein höheres Leben, schönere und vollendetere Formen; diesen Glauben wird man den Menschen niemals entreißen. Und ich möchte diesen Glauben nicht auf die anticipirte Vision der Lebensentwicklung künftiger Zeitalter beschränken. Es ist aber gewiß, daß diesem Instinkt einer bessern Welt dasselbe Gesetz zu Grund liegt, welches heute von der Wissenschaft offenbart und verkündigt wird. Die unaufhörliche Arbeit von Jahrhunderten gehört dazu, einen freien Geist zu erzeugen, und alle Zeiten, alle Welten legen Hand an das große Werk. Andre werden nach mir kommen und das Ziel weiter stecken; aber auch sie werden empfinden, wie sehr die dem Menschen zugemessenen Tage außer Verhältniß sind zu dem unaufhörlichen Geheimniß der Natur. Ich hätte noch weiterbringen und vermuthen können, (was vermag menschliches Vermuthen und Vorstellen?) indem ich mich an meine Phantasie wendete; allein ich habe gefürchtet, wenn ich die Flügel des Icarus an meine Schultern heftete, von jenen himmlischen Höhen beim ersten Sonnenstrahl herabzustürzen. Ich habe aber keine andere Stütze (freilich nicht die der Religion) benutzt, als die anerkannten und erfahrungsmäßig bestätigten Thatfachen, und dafür wird mir der Lohn, daß diese Gedankenwelt eine ruhige Heiterkeit über mein Leben verbreitet hat, das ohne sie schwer zu tragen gewesen wäre.“ In dieser Weise behauptet O. in der Wissenschaft gefunden zu haben, was andere große Männer des Wissens nur in der Religion finden zu können erklärt haben, den Trost und die Beruhigung, welche die Gewißheit der Fortdauer in einem höheren Jenwärts gewährt. Sicherlich kann er indessen aus seiner historischen Auffassung des Menschen auf dem Erdschauplatz nur die Ueberzeugung einer Fortdauer des Lebens überhaupt, nicht diejenige der individuellen Unsterblichkeit schöpfen, ohne welche aber unser Hoffen und Sehnen unbefriedigt bleibt. Unser Dasein ist dann wie eine Wasserblase, die der fallende Tropfen aufstreift, eine vorübergehende Erscheinung in der Verkettung der Wesen. Ein solches Wissen aber ist heillos, es führt zu verzweiflungsvoller Resignation, nicht aber zu der freudigen Zuversicht, daß, was da ist, gut ist. Unser religiöses Gefühl aber ist egoistisch, es ist ein natürlicher Zug, wie unser Selbst-erhaltungstrieb; und diese in uns lebende Wirklichkeit ist uns Bürge dafür, daß Religion nicht auf Täuschung, sondern auf Wahrheit beruht, daß sie das beste geistige Organ

ist, welches der Menschencreatur verliehen wurde.

W.

B.

Geschichte.

Knochenhauer, Theodor. Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039—1247). Mit Anmerkungen herausgegeben von Karl Menzel. Mit Vorwort und einer Lebensskizze des Verfassers von R. Usinger. gr. 8. S. XIV und 375. Gotha, 1871. Perthes. 2 thlr.

Die Schrift ist das hinterlassene Werk eines jungen hoffnungsvollen Gelehrten, welcher sich bereits durch die „Geschichte Thüringens in der karolingischen und sächsischen Zeit“ (Gotha 1863) einen geachteten Namen erworben und dessen großen Fleiß bei der Beihülfe zur Herausgabe von „Tragiger's Chronica der Stadt Hamburg“ im Jahre 1864 J. M. Lappenberg gerühmt hatte. Für die Versorgung der Herausgabe seiner nur theilweise vollendeten Arbeit wurde Dr. Karl Menzel in Weimar gewonnen, welcher, durch anderweitige Arbeiten über Thüringens Geschichte bereits rühmlichst bekannt, wegen der betätigten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit dem Andenken Knochenhauers wie der historischen Wissenschaft einen dankenswerthen Dienst geleistet hat. Fast sämtliche Notizen unter dem unverändert gelassenen Text stammen von Dr. Menzel her; er hat nur da seine Autorschaft besonders hervorgehoben, wo er Knochenhauers Darstellung zu berichtigen oder eine abweichende Ansicht anzutragen hatte. Als die Schwierigkeit der Kosten das Erscheinen des ganzen Werks unmöglich zu machen schien, hat die Munificenz S. H. des Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen auf Verwendung des Professor Usinger in Kiel das letzte Bedenken gehoben. Somit erhält Thüringen, Dank den vereinten Bemühungen, diese durch wissenschaftliche Bedeutung auch für die allgemeine Geschichte hervorragende Darstellung einer hochwichtigen Periode seiner inneren Entwicklung, wo das Land, wie es am Schluß des Werkes heißt, „eine große Bedeutung für die politische Geschichte Deutschlands besaß, wie seitdem nicht wieder.“ Gerade auf den Zusammenhang der Landesgeschichte mit der Rechtsgeschichte hat der Verfasser fortwährend seine Aufmerksamkeit gerichtet, aber mit Geschick vermieden, diese mehr als nöthig in die Darstellung hineinzuziehen. Nach einer Ein-

leitung über die ältere Geschichte Thüringens, welche sich zum Theil auf die frühere Schrift des Verfassers gründet, aber bis in die Zeiten Heinrichs IV. hinabführt, behandelt die erste Abtheilung (S. 22—111) „Vorgeschichte des landgräflichen Hauses“ 1039—1130. Sage und Tradition umranken die Geschichte des Hauses von seinem ersten Auftreten an. Knochenhauer scheint den Annalen des Klosters Reinhardsbrunn noch einigen Glauben beizumessen, während Menzel aus eigener Anschauung und diplomatischer Prüfung zu dem Ergebniss gelangt ist, daß ein großer Theil der älteren Urkunden des Klosters Reinhardsbrunn offenbare Fälschungen sind (S. 23 A.). Der Verfasser hält den Ueberlieferungen zum Trotz „das Geschlecht unserer Landgrafen für ein von Alters her in Thüringen angehörendes einheimisches. Ja von dieser Annahme aus scheint die Geschichte des Geschlechts in der einfachsten Weise ihr vollständiges Verständniß finden zu können. Das Geschlecht ist nicht erst mit dem ersten uns bekannten Ludwig von fremd her eingewandert.“ S. 39. Die Existenz einer eignen Grafschaft des Erzbistums Mainz ist in der Zeit 1039—1056 ganz unbeglaubigt, erst der Sohn Ludwigs mit dem Barte, Ludwig der Springer, welcher mit seiner Gemahlin Adelheid das Kloster Reinhardsbrunn stiftete (S. 51) und am Ende seines Lebens als Mönch hier eintrat S. 78, wird Graf genannt in dem Privilegium Kaiser Heinrich IV., vom 26. September 1103 Ludovico comite supplicante (S. 61). Die Nachricht einer eignen Grafschaft, welche an Ludwig mit dem Barte von dem Mainzer Erzbischof in Thüringen übertragen sei, ist ohne allen historischen Werth (S. 41.). Die zweite Abtheilung behandelt „die landgräfliche Zeit“ 1150—1247 (S. 112—369), Ursprung und Bedeutung der landgräflichen Würde, durch welche das Geschlecht Ansehen im Reich erlangte, sind so dunkel wie dessen Anfänge. Die schon S. 108 ausgesprochene Ansicht, die Würde eines Landgrafen von Thüringen sei von Kaiser Heinrich IV. für Grafen Hermann von Winzenburg neu geschaffen, weil jener aus politischen Gründen eine höhere Gewalt über ganz Thüringen schaffen wollte, hat zunächst das Bedenken gegen sich, daß der Titel Landgraf in schwankender Reihenfolge zwischen Herzogen und Grafen durchaus keine Bezeichnung für eine fürstliche Würde war (Ficker vom Reichsfürstenstande, Insspruch 1861 S. 73, 74), und in Thüringen keineswegs gleich so technisch fest galt, daß nicht auch der einfache Ausdruck Graf gebraucht wäre, deren Landgrafen unzweifelhaft den angesehensten Reichsfürsten

angehören. In diesem Sinne kommt vor Ludovicus comes de Turingia im Codex Hirsauensis (Stuttgartiae 1843) S. 94., in anderen Quellen als herkömmliche Benennung comes de Bavaria, de Alsatia, de Saxonia, de Zeringen — wohl zur Bezeichnung des Gegenfases der Grafschaften im ursprünglichen Sinne zu dem territorialen Grafen, nicht aber zur Stempelung einer neuen Würde, vgl. R. F. Eichhorn, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte II. § 222. Die Annahme Knochenhauers S. 90, daß Graf Hermann von Winzenburg bereits 1111 in einer Urkunde des Erzbischofs Adalbert von Mainz als Landgraf bezeichnet werde, ist dahin zu berichtigen, daß jene Urkunde im Jahre 1100 aufgestellt wurde.

Gleiches Dunkel schwebt über die mit der Landgrafschaft verbundenen Rechte und die Beziehungen sowohl zu den Mainzer Erzbischofen wie zu dem anderen gräflichen Gewalten im Lande. Die von Knochenhauer gebrauchte Bezeichnung Landesfürst (S. 250) und Erbherr (S. 274) kann daher für Landgraf bei dem jetzt hergebrachten Sprachgebrauch leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben. Besonders gelungen ist aber die Darstellung des Verfassers über die ihren besondern Vortheil verfolgenden Anstrengungen der Landgrafen während der Kämpfe zwischen den Staufern und Welfen, Anfangs am staufischen Hause festhaltend, dann sich an den Gegner anschließend. Ein überaus wohlthuender fast zauberischer Reiz ruht auf der Erscheinung des Landgrafen Ludwig des Heiligen und der heiligen Elisabeth — doch war dem Verfasser nicht mehr vergönnt dies Bild im kulturhistorischen Theile seiner Arbeit zu vollenden; er hat aus Ludwigs Charakteristik nur Züge herausgegriffen, welche unmittelbar für die politische Geschichte des Landes wichtig sind. Aber das leider unvollendete Werk giebt schon ausreichende Kunde von dem Wirken eines durch tüchtige Persönlichkeiten hervorragenden Regentenhauses, welches an jenen großen politischen Strebungen des Jahrhunderts, an dem Streit zwischen Kaiser und Papst einen lebhaften und dem Gang der Dinge durchaus entsprechenden Antheil genommen hat. Erscheinungen voll Kraft, von rastloser Energie und Thätigkeit, rücksichtslose Gewalt und Eigenart treten uns in der lebendigen, von treuer Pietät für die eigene Heimath getragenen Schilderung des Verfassers entgegen. Theodor Knochenhauer wurde in Meiningen, wo sein Vater Director der Realschule ist, am 18. August 1842 geboren, am 15. April 1869 wurde seine sterbliche Hülle auf dem dortigen Gottesacker beigesetzt. Professor Usinger hat den Lebensabriß

des „unvergesslichen jungen Freundes“ welcher der ehren- und hoffnungsvoll begonnenen Laufbahn wegen einer Krankheit des Gemüthes selbst ein Ende setzte, in der Einleitung zu diesem, seitens der Verlags-handlung löblich ausgestatteten opus posthumum mit treuer Anhänglichkeit abgefaßt.

Von dem frühzeitig verstorbenen jungen Historiker Knochenhauer verfaßt, enthält dies Buch die Darstellung eines äußerst wichtigen Zeitabschnittes der thüringischen Geschichte. Wenn die Freunde des Verstorbenen dem Werke eine große Bedeutung beilegen, dann gehen sie etwas zu weit, denn so manche wichtige Frage, die sich beim Studium der sächsisch-thüringischen Geschichte dem Forscher aufdrängt, ist in ihm unerledigt geblieben oder doch nur berührt. Der Verfasser hat aber sicherlich eine lesbare Geschichte jener Zeit geschrieben, und zwar vielleicht gerade dadurch, daß er auf alle kritischen Fragen nicht immer mit dem ganzen Quellen- und Beweisapparat eingegangen ist. Eine schlichte und durchsichtige Darstellung macht das Buch empfehlenswerth; weniger die gleichmäßige Tiefe der Forschung und eine umfassende Quellenbenutzung, obgleich trotzdem einzelne schätzenswerthe Resultate gewonnen werden, wie z. B. der Nachweis, daß als die ersten Landgrafen von Thüringen wahrscheinlich nicht Graf Ludwig der Springer, sondern Graf Hermann von Winzenburg und sein gleichnamiger Sohn anzusehen sind, vgl. S. 89 ff. — Ich hebe einige Ausstellungen nach dieser Seite hin hervor. Der Tod des Markgrafen Ekbert von Braunsberg im J. 1090 wird S. 105 fälschlich dem Haß der sächsischen Fürsten allein zugeschrieben; unter den angeführten Quellen fehlen die Annalen von Pegau, aus welchen zur Ergänzung Ekhardts hervorgeht, daß Leute des Grafen Wiprecht von Groitzsch, der damals auf Seiten des Kaisers stand und mit Ekbert schon längere Zeit in Fehde lag, den aufrührerischen Fürsten umbrachten. — S. 70 traut Knochenhauer den Pegauer Annalen wieder zu sehr, wenn er ihre Erzählung von dem Todesurtheil, welches angeblich über Wiprecht gefällt war, ohne Weiteres acceptirt. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit Bd. III. S. 818 verfällt in denselben Fehler. Der Fall, so wie ihn die Annalen von Pegau erzählen, stände einzig da und leidet an inneren Unwahrscheinlichkeiten. Nur einmal im J. 1113 wollte Heinrich V. die Todesstrafe gegen einen widerspenstigen Reichsfürsten, den Grafen Reginald von Bar und Mousson, vollstrecken lassen; er that es auf den Rath der Fürsten aber schließlich doch nicht. Franklin, Gesch. des Reichshofgerichts

I. S. 34 hat den Fall mit Wiprecht leider nicht in den Gesichtskreis seiner Untersuchung gezogen, obgleich die ziemlich ausführlichen Angaben der Annalen von Pegau hinüber untersucht zu werden verdienten. — Es entbehrt ferner der Wahrscheinlichkeit, daß die Söhne des eben 1114 auf dem Hofstage zu Mainz gefangenen Grafen Ludwig von Thüringen noch in demselben Jahr den Kaiser auf seinem Zuge gegen Köln unterstützt haben, wie S. 72 angenommen wird, was um so auffallender ist, als unmittelbar vorher von ihnen gesagt wird: „sie befanden sich wohl noch immer in feindseliger Stimmung gegenüber dem Reiche.“ Auch der Ausdruck ist hier schief. Heinrich V. und das „Reich“ lassen sich für die damalige Zeit unmöglich gleichstellen. — S. 83 ist es ein Irrthum, wenn behauptet wird, der Kaiser habe schon im J. 1117 einen Theil der Lausitz dem Grafen Wiprecht von Groitzsch gegeben. Der Kaiser befand sich damals in Italien. Schon Giesebrecht, den Knochenhauer (resp. Menzel) doch oft genug citirt, geht III. S. 862, 1166, und 1179 dem alten Irrthume, den meines Wissens zuerst Flathe, Wiprecht von Groitzsch (in Weber's Archiv für sächsische Geschichte Bd. 3 S. 122) nachgewiesen hat, aus dem Wege. — Endlich fehlt da, wo die thüringische Geschichte in die allgemeine deutsche eingreift, die eingehende Darstellung und Darlegung des politischen Hintergrundes. Ich meine, Giesebrecht ist in solchen Fällen, wie z. B. über die Ereignisse von 1113, 1114 und 1116 soweit sie Thüringen betreffen, weit gründlicher und lesbarer, geht weit eher ein Verständnis der ganzen Sachlage, als Knochenhauer S. 70 ff. — Bei der Darstellung der Ursachen, welche die Befreiung Ludwigs von Thüringen im J. 1116 herbeiführten folgt Knochenhauer den Annalen von Pegau, die für derartige Dinge, welche über Pegau hinausgehen, schlechterdings allein nichts beweisen können. Nach ihnen soll die Gefangennahme des Ritters Heinrich mit dem Haupte bei Naumburg die Ursache der Befreiung Ludwigs gewesen sein. Auch Giesebrecht III. S. 859 folgt ihnen hier wohl mehr, als es erlaubt ist. Es war sicherlich nicht die Person eines kaiserlichen Ritters, sondern es sind weit höhere politische Ziele, nämlich die Herstellung einer wenn auch nicht kaiserfreundlichen so doch neutralen Partei in Sachsen, die Ursache gewesen, weshalb die Fürsten freigelassen wurden. Auch war es nicht der Kaiser, sondern sein Statthalter Friedrich von Staufen, der sie freigab. — Der Herausgeber Menzel konnte in einzelnen Fällen auch sorgfältiger verfahren; z. B. S. 62 Anmerk. 3 mußten die betreffenden Regesten

auss Stumpf's Reichskanzler nicht als Nr. 3028 und 3029, sondern nach den Cartons als Nr. 3031 und 3032 citirt werden. — Ich möchte diese Ausstellungen nicht unterdrücken, will aber durch dieselben dem Werke seinen Werth als einem recht schätzenswerthen Beitrage zur Geschichte Thüringens nicht rauben. Berlin. R. P.

Menzel, Dr. Karl, Secretär am Großh. Sächs. Geh. Staatsarchiv zu Weimar.
Diether von Hsenburg. Erzbischof von Mainz 1459—1463. Ein Beitrag zur Geschichte der staatlichen und kirchlichen Reformbestrebungen des 15. Jahrhunderts. Größtentheils nach ungedruckten Quellen. 8. S. VIII u. 226. Erlangen 1868. Verlag von Eduard Besold.

Eine nachträgliche Anzeige und Empfehlung der vorstehenden bereits vor drei Jahren erschienenen Schrift mag durch den Umstand gerechtfertigt sein, daß das in ihr behandelte feindselige Verhalten eines deutschen Kirchenfürsten wider das Oberhaupt der katholischen Christenheit in unseren Tagen wie an Bedeutung so an Umfang gewonnen hat. Der heftige Kampf des Erzbischofs von Mainz ist der letzte geräuschvolle Versuch die deutsche Kirche auf Grundlage der Hierarchie und der bestehenden Lehre zu reformiren. Auch der damalige Papst Pius II. verlangte unbedingten Gehorsam und trug sich mit dem eiteln Gedanken, daß das päpstliche Gebot den Widerstrebenden aller Orten finden werde; er wollte die Widersprechenden durch Mittel, die längst nicht mehr fruchteten, einschüchtern und niederhalten. Die berühmte Bulle Excrabilis vom 18. Januar 1460 wollte bereits den viel bestrittenen Satz erneuern, daß der Papst der oberste und unverantwortlichste Gebieter der Christenheit sei (S. 53). Für das „neue deutsche Reich“ ist auch der Rückblick ermunternd, daß die Verhältnisse des damaligen Reichs für einen nachdrücklichen Krieg nach Außen nicht geschaffen waren (S. 118). Die genaue Forschung über einen Erzbischof von Mainz bietet schon um deswillen Interesse, weil Mainz ja überhaupt mehr als Köln und Trier einen integrierenden Theil der deutschen Geschichte bildet. J. F. Böhmer beabsichtigte bekanntlich nach Vollendung seiner ausgezeichneten Regestenarbeit den Rest der Geisteskraft den Regesten der Mainzer Erzbischofe zu widmen — der Tod hat nur die Ausführung dieses Vorhabens gehindert.

Menzels Arbeit betrifft eines der wich-

tigsten Kapitel der deutschen Reichsgeschichte. Das im Druck und Papier sehr löblich ausgestattete Buch ist dem Andenken Ludwig Häusser's gewidmet, und der Inhalt in elf Kapitel vertheilt. Der Verfasser hat sich durchweg seine eigene verständige Anschauung gebildet und seine Forschungen auf sehr viele bisher unbekannte Actenstücke und Urkunden gründen können, die er zum Theil der Benutzung der Archive zu München, Dresden, Bamberg, Nürnberg, Würzburg, Berlin, namentlich auch des Hauptarchivs des sachsen-ernestinischen Hauses zu Weimar, bei dem er selbst angestellt ist, andertheils seiner früheren Theilnahme an den Vorarbeiten zur Herausgabe der deutschen Reichstagsacten zu verdanken hat. Seine Polemik gegen neuere Schriftsteller ist anständig und maßvoll, vgl. gegen G. Voigt, (Enaea Silvio) S. 44. A. 9 und 119 32. Nach einer allgemeinen Einleitung zur Orientirung über die damaligen Verhältnisse, bespricht das erste Kapitel die Wahl Diether's von Hienburg zum Erzbischof von Mainz und seine Bestätigung durch den Papst Pius II. Menzel glaubt der Wahrheit am nächsten zu kommen durch die Annahme (S. 19), daß von den sieben Wählern die Minderheit anfänglich einen anderen Candidaten, den Grafen Adolf von Nassau genannt, nachher aber, als sie gesehen, daß die Stimmenmehrheit für den Grafen Hienburg Bidingen gefallen sei, ihre Zustimmung gegeben habe. Der Verfasser hebt hervor, daß Diether sich keineswegs hastig und leidenschaftlich in offener Opposition wider das Papstthum gestürzt sondern mit Klugheit und voller Achtung des canonischen Gesetzes gehandelt habe (S. 26). Nachdem er durch hohe Forderung gereizt war, that er allerdings nichts zum gütlichen Ausgleich, sondern war entschlossen, der päpstlichen Willkühr männlichen Widerstand entgegen zu setzen und den beginnenden Kampf mit Ernst und Nachdruck zu führen (S. 69).

Sehr viel reichere Materialien als seine Vorgänger hat der Verfasser für den Churfürstentag zu Nürnberg auf Reminiscere 1461 verwenden können. Wir erfahren jetzt im siebensten Capitel, daß auch die Brüder des Churfürsten Friedrich von Brandenburg Albrecht und Johann der Appellation Diether's adhärirten. (S. 107.) Am zweiten März richteten Churfürst Friedrich und die Markgrafen Albrecht und Johann mit den Pfalzgrafen ein Schreiben an den Papst, „etwas draumlich,“ in dem sie baten, sich mit der alten Taxe, die der Erzbischof jeden Augenblick für das Pallium zu zahlen bereit sei, zu begnügen und die Strafen, die gegen ihn und seine Anhänger ergangen, zurückzunehmen; wenn dies nicht ge-

schehe — lautete. drohend der Schluß des Schreibens — dann würden sie und fast alle Fürsten der deutschen Nation auf Diether's Seite treten, ihn mit Rath und That zu unterstützen (S. 115). Die brandenburgischen Churfürsten haben sich also mehr auf die kirchlichen Reformbestrebungen eingelassen, als gewöhnlich angenommen wird. Der bisher noch nirgends veröffentlichte Abschied des Tages zu Nürnberg ist zuerst seinem wesentlichsten Inhalte nach von Menzel S. 125—127 veröffentlicht. Besonders eingehend hat der Verfasser im neunten Kapitel die Vorgänge behandelt, welche die Absetzung des Erzbischofs Diether betreffen, welcher von allen Seiten verlassen nur in dem territorialen Interesse des siegreichen Pfalzgrafen unter Darbringung schwerer Opfer eine genügende Stütze fand. Menzel ist bemüht den Vorwurf gemeiner Käuflichkeit, welchen zuerst Voigt geltend gemacht hat, glücklich von Diether zurückzuweisen. Er stellt nicht in Abrede (S. 155), „daß Diether von Hienburg nach den Gesetzen der Kirche Strafe verdient habe; aber es ist höchst bezeichnend für die Politik des römischen Hofes, daß Pius nicht wagte, seinen Anspruch öffentlich zu verkündigen, sondern ängstlich und vorsichtig den Sünder zu erreichen strebte.“ Für die Erzählung der Vorgänge bei Absetzung Diether's wurde bisher als Hauptquelle das von Bodmann herausgegebene Chronicon Moguntinum angesehen; Menzel (S. 150 A. 1) betrachtet dasselbe nur als „eine Bearbeitung“ gleichzeitiger Quellen, die erst im Anfang des 17. Jahrhunderts und zwar mit möglicher Nachahmung der Sprache des 15. Jahrhunderts angefertigt wurde.“ Eine eingehende Untersuchung über diesen Punkt hätte der Verfasser vielleicht in einem besondern Excursus geben und die Frage zum Abschluß bringen können.

Die von Menzel ebenso geschickt als gelehrt geschilderten Pläne und Absichten Diether's von Hienburg sind nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Dinge geblieben. Da dieser durch seinen langjährigen heftigen Streit mit Pius II. das Ansehen des Papstthums aufs empfindlichste getroffen und in weiten Kreisen die Gemüther auf einen neuen noch heftigeren Kampf mit dem apostolischen Stuhle vorbereitet hat, so sei Menzels Schrift zum Rückblick in eine große Vergangenheit in unserer gleich geistig bewegten Gegenwart empfohlen. Adolf.

Förster, C. Abriß der brandenburg-preussischen Geschichte. Für Lehrer und Schüler bearbeitet. 83 S. 8. Leipzig 1871. Reuckart. 5 sgr.

Der vorliegende kurze, für preussische Volksschulen (und wohl auch die untern Classen höherer Anstalten) berechnete Geschichtsauszug will „ein klares, übersichtliches Bild von dem unbedeutenden Anfang und dem steten Wachsthum des preussischen Staats bis auf unsere Tage geben,“ und zu diesem Zweck sollen ihn Schüler in die Hand bekommen. Die Lehrer aber sollen nach der Erklärung des Verf. der Nothwendigkeit, einen solchen kurzen Auszug ihren Kindern zu dictiren, durch das Büchlein ferner überhoben werden.

Es zählt zuerst Namen und Thaten der brandenburgischen Markgrafen aus dem Hause Ballenstädt (Ascanien) von 1134—1319 und aus bairischem Stamm von 1324—1373 auf, verbreitet sich dann über die Regierungszeit der luxemburgischen und hohenzollernschen Churfürsten und zuletzt über die Könige von Preußen von 1701 bis zur Gegenwart. Bündig und kurz überall das Wichtigste hervorhebend und das Maß der zu behaltenden Namen, Zahlen und Thatfachen überall möglichst beschränkend, ist in dem Büchlein, das sich hauptsächlich auf Ludwig Hahn's bekanntes Werk stützt, der für einen populären Leitfaden geziemende Ton getroffen, so daß es uns in der That recht zweckmäßig und brauchbar erscheint. Die allzu aphoristische Form namentlich bei Darstellung der ältesten Zeit brachte es nur naturgemäß mit sich, daß die Erzählung weniger lebendig und wirkungsvoll erscheint, als bei der zweiten Hälfte des Büchleins, das von S. 44 an ganz von dem Leben und Thaten des jetzigen Königs und Kaisers Wilhelm I. handelt und zugleich eine verhältnißmäßig sehr ausführliche Uebersicht über die Hauptereignisse des letzten großen Kriegs von 1870 u. 71 bietet. Bedenkt man diese Eintheilung des Stoffs, so mußte natürlich die ältere Zeit etwas zu kurz kommen. Die frühere Geschichte erscheint da überhaupt mehr nur als Einleitung zum Verständniß der allernuesten, großartigen, neugestaltenden Ereignisse im Vaterlande, was wir übrigens in Anbetracht der Aufgabe, die sich das Büchlein gestellt hat, nicht tadeln wollen. Die Kenntniß der Gegenwart und der allernächststen Vergangenheit bleibt bei der vaterländischen Geschichte doch immer die Hauptsache. Gewünscht hätten wir nur, daß die Angaben über die allmählig anwachsende Größe Preußens nach □ Meilen und Einwohnerzahl bei einzelnen Herrschern genauer und consequenter gemacht worden, und daß die Entwicklung des Staats der Hohenzollern auch durch Beifügung eines oder mehrerer Karten im Text zu deutlicher Anschauung gekommen wäre. Das Büchlein würde dann auch Erwachsenen zu schneller

Orientirung über bereits Bekanntes Dienstleistungen können.

Indeß glauben wir, daß auch ohnedies die schlichte anspruchslose Darstellung des Verf. nicht ungeeignet ist, Liebe zum Vaterlande und seinem edlen Herrscherhause in der heranwachsenden preussischen Jugend zu fördern.

Bur Geschichte des jüngsten Krieges.

Trescow, Curt v., Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 u. 1871, mit vorwiegender Benutzung amtlicher Quellen dargestellt. (Mit Abbildungen, Plänen und zahlreichen Portraits nach Originalzeichnungen von Adolf Neumann). II. Theil: Der Krieg mit der Republik. IV. u. S. 189—399. Leipzig. Teudart. Complet 1 thlr. 10 sgr.

Dieser zweite Theil ist der im Augusthefte, S. 124 f. besprochenen ersten Abtheilung nach nicht allzulanger Frist gefolgt. Das jeener dort gespendete Lob, daß sie zu „den geiegensten populären Darstellungen des jüngsten Krieges“ gehöre, findet auch auf die vorliegende 2. Hälfte in vollem Maße Anwendung. Der Krieg mit der Republik wird darin, abermals unter vorwiegender Verwerthung officieller Actenstücke, Depeschen u., also in möglichst objectiver Haltung, bis zu seinem vollständigen Abschlusse durch den Frankfurter Frieden am 10. Mai d. J. verfolgt. Anhangsweise wird auch noch die graue Wirthschaft der Pariser Commune bis zu ihrer völligen Niederwerfung durch die republikanischen Regierungstruppen in den letzten Tagen desselben Monats kurz geschildert. Wohlgelungene Illustrationen begleiten den Text bis zu Ende; namentlich die schon in der 1. Hälfte eröffnete Gallerie seiner Tondruck-Portraits von den Heerführern und großen Staatsmännern beider kämpfender Nationen wird durch eine Reihe trefflicher Bildnisse fortgeführt und vervollständigt, darunter König Wilhelm im (idealen) Kaiser-Ornat, sowie die drei Koryphäen der französischen Republik: Jules Favre, Thiers und Gambetta. — Das schmucke, nette Buch verdient vor Anderen, Familienbibliotheken als ein Denkmal der großen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit eingelegt und insbesondere beim bevorstehenden Weihnachtsfeste als Festgabe für die reifere Jugend verwerthet zu werden.

Jordan, Theodor, Divisionspfarrer der 2. Garde-Infanterie-Division. **Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!** Gedächtnisblätter aus der Geschichte der 2. Garde-Infanterie-Division während des Feldzugs 1870/71. Berlin. Wiegandt u. Grieben.

Das vorliegende Büchlein gibt ein Stück innerer Kriegsgeschichte. Wohl saust auch das Schwerdt darinnen, aber nur das Schwerdt des Geistes, wohl wird manches Herz- und Kernschiffe lautbar, aber nur Treffer zum Leben verwundend. Es ist ein sinniges Geschenk, das der Verf. zunächst seinen Kameraden im Felde darbietet. Der rothe Faden der sich durchs Büchlein zieht, das sind die äusseren Erlebnisse vom Auszug an bis zur Heimkehr. In kurzer knapper Darstellung erzählt der Verf. die Geschichte der Division in diesem Kriege, öffnet das verborgene Fenster und läßt hinein schauen in die Stimmung der Herzen vor und nach dem Kampf. Aber der goldene Faden der hineingewirkt ist, das sind die Zeugnisse aus Gottes Wort, die Feldpredigten, die sich wie mit erhabener Schrift aus der Erzählung hervorheben. Neben dem was die Division in unvergleichlicher Tapferkeit geleistet, steht hoch und herrlich was der treue Gott gethan, mahnend und tröstend, beugend und erhebend. So will das Büchlein den geistlichen Segen aus jener Zeit festhalten, und darin besteht zunächst sein Verdienst, der Division ein so sinniges Andenken übermacht zu haben. — Aber auch über diesen Kreis hinaus wird das Buch Zeugniß geben, in welchem Geiste unsere Truppen gekämpft, in welchem Geiste sie vermahnt, ob das Wort recht getheilt worden sei. Kurz und schlagend sind die Dispositionen. So zu Anfang über Psalm 46, 8: „Der Herr Zebaoth ist mit uns“ — „Mit Gott“ — hinaus — mit Gott hinein! Mit Ihm hindurch.“ So während der Belagerung von Paris: „Wandelt würdig Eures Berufs.“

1. Was ist der Beruf? Was heißt desselben würdig wandeln? Wohl Soldatenberuf, den die meisten nicht gewählt, sondern dazu sie berufen worden und darum auch getroßt sein können in ihren Wegen — aber vor Allem Christenberuf — „Gottesmenschen“ zu werden.

2. Wandeln — in aller Demuth im Druntenbleiben und aller Geduld, die wahrhaft von Nöthen war. — Da kommt das Todtenfest und welcher fehlt in diesem Jahe! — „Lebend und Sterbend, allezeit des Herrn!“ lautet die Feldpredigt. Da ist nicht vom „seligen“ Soldatentod, wohl aber von dem Herrn die Rede,

der auch zum schönen, den seligen Tod flügen kann, der für uns gestorben und für uns lebt; Hinein in die winterlichen Vorpostentage klingt das dreifache Halleluja der Weihnacht — Neujahr wird fröhlich und ernst angeschlossen, des Königs Geburtstag gefeiert mit dem 21. Psalm. Dem König königliche Gaben, dem deutschen Kaiser deutsche Gaben! „Der alte deutsche Glaube, die altdeutsche Liebe, die deutsche Zucht, die deutsche Treue! Da vollendet sich das Trauerspiel in Paris. Als Zeuge der Sünde und des Verderbens der modernen Babel steht draussen die Division. Es ist Pfingsten. Feuer und Zungenreden aber von Unten her dort drinnen, aber der Feldprediger bittet für seine Division um Flammen von Oben — um ein Neues Herz und Neues Leben, durch den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht nach 2. Tim. 1, 7. Auf dem dunkeln Hintergrunde des brennenden mitternächtigen Paris ergeht die ernste Mahnung, dem Morgen sich zuzuwenden. —

Wer das Büchlein liest, wird merken, daß nicht blos die Division, sondern auch ihr Divisionspfarrer seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, daß er wie sein General in Le Bourget, allezeit die Fahne seines himmlischen Königs der Division vorangetragen. Das soll des sinnigen Büchleins bestes Lob sein. —

Fr.

Saltaus, G., Des badischen Bauern J. Adam Müller merkwürdige Prophezeiungen auf das Haus Hohenzollern und das Geschick Frankreichs. Eine Erinnerung an den Krieg von 1870. Auf Grund glaubwürdiger Zeugnisse herausgegeben. Stuttgart, 1871. 4 Sgr.

Johann Adam Müller lebte um 1806 und war Bauer auf dem Maissbacher Hof einige Stunden von Heidelberg. Er hatte öfter Visionen, besonders über politische Verhältnisse, die sich zum Theil erfüllen.

Im Anfang des Jahres 1807 hatte er z. B. eine Erscheinung, die ihm den endlichen Sieg des Königs von Preußen verkündete, vgl. S. 12. Der Bauer verläßt sein Weib und macht sich mit 16 Kreuzern in der Tasche auf nach Memel, um seine Erscheinung dem preussischen König selber mitzutheilen. Unter Abenteuer und in seinem schwäbischen Dreimaster mehrmals für einen Spion gehalten, gelangt er wirklich zum König und fand freundliche Aufnahme, wie ausführlich und zum Theil nach amtlichen Protocollen mitgetheilt wird. Müller hat dann ferner Visionen gehabt, die meist zugetroffen sind. Die Professorenkreise zu Heidelberg wurden auf ihn aufmerksam;

einen Schwindler hatte man aber nicht vor sich, das erweisen alle Beobachtungen. Der Herausgeber Haltungs stammt ebenfalls aus den gelehrten Kreisen Heidelbergs.

Sei man nun ein Freund solcher Bisonsgeschichte oder nicht, das kleine Buch liest sich in jedem Falle sehr angenehm, da es so manche historische Erinnerungen wach ruft und zum Theil die Geschichte eines seltsamen Mannes enthält. Da der Ertrag des Buches zum besten einer ländlichen Pflgeanstalt für schwache Kinder verwandt werden soll und der Preis von 4 Sgr. so ungemein billig ist, so kann ich das Büchelchen lebhaft empfehlen. Manches Körnlein christlicher Wahrheit wird in ihm ausgestreut; es ist rührend, wie gottesfürchtig der Landmann allenthalben auftritt. Die Franzosen könnten sich an seinen Prophezeiungen ein Beispiel nehmen: es ist vor allem Gottesfurcht gewesen, die König Friedrich Wilhelm III. im Volke pflegen sollte, wenn er nach den Bisionen Müllers wieder emporkommen wollte.

Berlin.

R. P.

Culturgegeschichte. Politik etc.

Rosbach, Dr. J. J. Geschichte der Gesellschaft. IV. Theil. Die Mittelklassen in der Culturzeit der Völker. II. Abth. 342 S. Würzburg, A. Stuber. 1 Thlr.

Es ist ein Zeichen unsrer Zeit, daß die historischen Studien sich vielfach der Erforschung der socialen Zustände zuwenden. Die „sociale Frage“ ist es ja, die sich uns mehr und mehr aufdrängt in mancherlei Weise. Der Verf. vorliegenden Werkes gibt uns eine umfassende Geschichte der Gesellschaft. Der erste Band des Werkes beschäftigt sich mit der Aristokratie, der zweite mit den Mittelklassen im Orient und im Mittelalter der Völker des Occidents. Der dritte Band behandelt die Mittelklassen in der Culturzeit der Völker und dies setzt der uns vorliegende vierte Band fort; derselbe erstreckt sich auf die germanischen Staaten (England, Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland) und auf die romanisch-germanischen Staaten (Belgien und Schweiz). Dann wirft er einen kurzen Blick auf Nord-Amerika und Rußland und giebt endlich eine sehr interessante Schlussbetrachtung. — Nach den genannten Ländern giebt der Verf. eine kurze Darstellung der Entwicklung der Mittelklassen, bes. auch im Kampfe mit der Aristokratie und zeigt uns die gegenwärtigen Zustände derselben in kurzen Zügen. Wir erhalten so ein Bild unsrer socialen Lage, ler-

nen die Schäden und ihre Entstehung kennen und werden so darauf hingewiesen, die rechte Heilung zu suchen. Wo diese zu finden ist, das führt der Verf. (der übrigens unterdessen gestorben ist) in der höchst interessanten Schlussbetrachtung aus. Der Verf. war Katholik; um so angenehmer berührt es uns, daß er in seiner Schlussbetrachtung, ohne irgendwelche Betonung seines katholischen Standpunktes, einfach auf die heilige Schrift hinweist und auf Christum unmittelbar. Dort findet er allein Hilfe und Heilung in einer Zeit, wo uns die ernstesten Kämpfe auf dem Gebiete der Gesellschaft bevorstehen. Der Verf. führt diesen gewiß richtigen Gedanken dann weiter aus und zeigt, wie das Princip einer christlichen Volkswirtschaft in dem Sage liegt: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst.“ Um dieß Princip zur Geltung zu bringen, bedarf es einer Reform von Innen heraus. „Reinigt zuerst das Innere des Beders etc.“ Mit Recht bekämpft der Verf. das fast zum Axiom gewordene Wort, daß nach dem Naturgesetz Arbeitslohn und Angebot einander bebingen; nur die Selbstsucht stütze sich auf ein solches „Naturgesetz“. „Das sittliche Gesetz, die Gerechtigkeit und die Liebe trägt in sich selbst die Herrschaft und den Sieg über das Naturgesetz.“ — Sehr schön ist auch, was der Verf. über das Verhältniß des Christenthums zum Capital, zum Reichthum sagt, wobei er auf die höheren Güter hinweist, die der Mensch zum Ziele seines Lebens sich stecken soll. Wir citiren hier zwei schöne Aussprüche des Verf.: „Das Christenthum will, daß das Elend, die niederbeugende Armuth durch die Liebe versöhnt und bewältigt, der übergroße Reichthum durch die Liebe und den Geist der Entsagung wieder abfließe in die tausend Kanäle menschlichen Leidens und der Armuth.“ — „Jene Krämerseelen und Geldprogen — deren Gott das Geld ist, denen Geistesleben Beschränktheit und Ideal Nothheit ist — sind die praktischen Christusleugner.“ — Auch über die Arbeit redet der Verf. aus der Tiefe christlicher Erkenntniß heraus, weist sehr schön auf Christum selbst und auf seiner Mutter Haus hin und zeigt, wie im Christenthum die allein sichernde Lösung der Arbeiterfrage liegt. — Auch der weitere wirtschaftliche Factor des Credits sowie die Frage der Bevölkerung wird vom Standpunkte des Christenthums besprochen; ebenso die andern wirtschaftlichen Gebiete, die Association, das Eigenthum, der Verkehr unter den Völkern, wobei besonders darauf hingewiesen wird, daß Christus uns mit Gliedern vergleicht, die alle zu einem Leibe verbunden sind. Der Verf. hofft, daß die christliche Weltanschauung in die Volkswirth-

schaft mehr und mehr eindringen und den Industrialismus durchdringen und läutern und so die unerlässliche wahre Reform des socialen Lebens bewirken werde; auf einige Spuren der Besserung weist er schließlich hin. Möchte seine Hoffnung sich verwirklichen! Sein Buch ist ganz geeignet, dazu etwas beizutragen.

D.

Wiegand, Dr. Wilh., Director des Gymnasiums zu Worms. **Eudoxia, Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II.** Ein culturhistorisches Bild zur Vermittlung des Humanismus und des Christenthums. gr. 8. IV u. 63 S. Worms, 1871. H. Kräuter's Buchhandlung, 10 sgr.

Die kleine Schrift behandelt in der Form einer Art von Novelle die wunderbaren Schicksale der Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II. Dem Verf. erschien in diesem Bilde eine Vermittlung der in unserm Leben wie in unsern Schulen seit Jahren wieder sehr bemerkbaren Kluft zwischen Wissen und Glauben, besonders zwischen Humanismus und Religion darstellbar. Er erzählt die Geschichte der von einer Tochter des fränkischen Hauptmanns Bauto zu einer Kaiserin emporgenommenen lebenswürdigen Eudoxia in anmuthiger, zuweilen freilich zu sehr an moderne Begriffe und Ausdrucksweise streifenden Sprache, welche allerdings durch den Namen, welchen der Verf. einem antiken Gegenstande gibt, nur gerechtfertigt werden kann. Dr. Wiegand berichtet, wie in der Kaiserin, welche nach dem Willen ihres Gemahls immer in seiner Nähe weilte, auch ein neues Leben anging, nämlich die Freude an praktischer Thätigkeit, während sie vorher das Leben nur theoretisch gekannt hatte. Er berichtet Einzelheiten, wie die Kaiserin unter der Ueppigkeit des Palastes im Stillen sowohl jene nützlichen als auch die schönen Künste übte, durch welche sie so hochgehoben worden war und wie sie ihre Talente der Ehre ihres Gemahls und der christlichen Religion widmete, wodurch sie in den Augen desselben nicht nur immer lebenswürdiger erschien, sondern auch, ohne es zu beabsichtigen, in der Regierung des Reiches immer mehr Einfluß gewann. Recht ergreifend schließt die Schrift mit der Erscheinung der von Gewissensbissen gefolterten Jugendfreundin Glyceria am Krankenbette der Eudoxia, welche ihr vergiebt und stirbt, indem sie mit ihrem letzten Athemzug wiederholt betheuert, daß sie die Grenzen der Unschuld und Freundschaft niemals überschritten habe. Die Schrift sei

als ein Spiegelbild aus alter Zeit zur Beherrschung alter Wahrheiten in neuer Zeit bestens empfohlen.

Kdlff.

Mertens, Heinrich. **Gedanken Friedrich des Großen** vorzüglich in ihrer Beziehung auf die Gegenwart. Aus seinen Schriften gesammelt. gr. 8. XV und 75 S. Würzburg, 1871. Stuber, 15 sgr.

Dieses mit dankenswerther Mühe veranstaltete Werkchen bringt eine systematische Zusammenstellung von Aussprüchen Friedrich des Großen, wie solche sich zerstreut in seinen zahlreichen Schriften vorfinden. Es will das Verständniß der politischen und sittlichen Erscheinung des „alten Fritz“, des unsterblichen großen Königs vermitteln, und so zur Verbreitung der ewigen Resultate seines Lebens und Wirkens im Bewußtsein des deutschen Volkes beitragen. Der Verf. führt in der Einleitung aus (S. XI), daß Friedrich ein Deutscher von Kopf bis zu Fuß gewesen. „Deutsches Herz und deutsche Faust, wenn sie noch irgendwo sonst im heiligen römischen Reich deutscher Nation zu finden waren, so war es gewiß in Preußen, im Staate Friedrich des Großen. Friedrich war es, der das nationale Bewußtsein, den Nationalgeist des deutschen Volks zu einer solchen Höhe rettender Verjüngung und Wiedergeburt emporarbeitete, daß Napoleons Zwingherrschaft mit all seinen Drangsalen und Verfolgungen es nicht nur nicht zu beugen vermochte, sondern auch unsre Väter in jene denkwürdigen Kriege führte, die als das herrlichste Zeugniß deutscher Ehre und deutscher Kraft in der Weltgeschichte verzeichnet sind.“

Der Inhalt ist: der Staat, Religion und sittliche Welt, Kunst und Wissenschaft, Ueber Erziehung, Friedrich der Große und die Franzosen. Der letzte Abschnitt wird wegen der richtigen Charakteristik der Franzosen in weiteren Kreisen Interesse erwecken, da wir die hier getadelten Eigenschaften, Unbeständigkeit und Leichtsin, Neiz der Neuheit und Inconsequenz so wie das Gelüst nach dem Rhein als Grenze Frankreichs, in dem eben beendeten Kriege sattem kennen gelernt haben. Sei die Sammlung bestens empfohlen, zumal der Ertrag zum Besten der Victoria-National-Invalidenstiftung bestimmt ist! Sie wird hoffentlich dazu beitragen, das Verständniß der politischen Größe und sittlichen Bedeutung des „alten Fritz“ zu fördern und manche noch herrschende Mißstimmung über den großen Vorfahren des neuen deutschen Kaisers zu beseitigen.

Kdlff.

b. Giesebrecht, W. Deutsche Reden.
 VIII u. 150 S. gr. 8. Leipzig, 1871.
 Duncker u. Humblot, 24 sgr.

Die unter vorstehendem Titel gesammelten fünf Gelegenheitsreden sind bei akademischen Festlichkeiten der Universitäten zu Königsberg und München gehalten worden und waren bereits früher in Zeitschriften wie Publicationen der bairischen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Der Wunsch der Verleger, die im December vorigen Jahres gehaltene Rede über den Einfluß der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwicklung durch einen neuen Abdruck weiter zu verbreiten, bot den ersten Anstoß zu der Sammlung, die mit dieser Rede mehrere andere nahe verwandten Inhalts verbindet. So erscheinen denn gerade jetzt die räumlich getrennten, doch innerlich zusammengehörigen werthvollen Geistesproducte zur rechten Zeit, wo ein neues deutsches Reich hergestellt ist. Den Verf. hat nämlich von Jugend auf die Ueberzeugung befeuert, daß die deutsche Nation nur in festerem Zusammenschluß die verlorene und ihr in jedem Betracht gebührende Weltstellung wieder gewinnen könne. Seit Jahrzehnten hat er in Wort und Schrift dieser Ueberzeugung unverbrochen Ausdruck gegeben, für sie ist er in jedem Wirkungskreis, der sich ihm erschloß, eingetreten; aus ihr ist sein umfassendes Werk über die Geschichte der deutschen Kaiserzeit hervorgegangen. Durch denselben warmen nationalen Gedanken sind auch die vorliegenden Reden verbunden und bilden in ihm ein lehrreiches wie anziehendes Ganze. Dem Verf. scheint ein fruchtbares Universitätsstudium wenigstens nur im engsten Anschlusse und in stetem Zusammenhange mit der allgemeinen wissenschaftlichen Bewegung der Zeit möglich zu sein. Die erste der Reden, gehalten zur Habilitation am 19. April 1858 in der Aula der Königsberger Universität, behandelt die „Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft.“ Giesebrecht führt den Gedanken aus, daß das historische Studium nur die Erforschung der lebensvollen Wahrheit des Geschehenen, die Wahrheit allein zu berücksichtigen habe, und daß diese nur auf dem Wege streng wissenschaftlicher, methodischer Forschung zu ermitteln sei. Er hebt hervor (S. 6), daß namentlich die deutsche Historiographie vor allem ein unermüdlicher Fleiß im Ansammeln des Materials, der Ernst und die Gründlichkeit der Forschung wie Wahrheitsgefühl und Unparteilichkeit der Gesinnung auszeichnet. Die moderne deutsche Geschichtswissenschaft nahm recht eigentlich die gelehrte Historik der früheren Zeit wieder auf, aber doch mit ganz an-

derer Energie, mit einem ungleich größeren Reichthum von Ideen und Anschauungen und vor allem in dem Gefühle voller Freiheit und Selbstständigkeit. Die nationale Erhebung zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Born aus dem unsere Geschichtswissenschaft neues Leben schöpfte. Der Verf. gedenkt in liebevoller Pietät des Mannes, welcher als der vorzüglichste Begründer unsrer modernen deutschen Geschichtswissenschaft zu betrachten ist, Niebuhr's, ohne dessen Forschungen Stein's Gedanke einer Herausgabe der Monumenta Germaniae nie von Perz so in das Leben hätte geführt werden können. Dieses Werk ist vor allen ein Product des neuen Geistes, der sich in unserer Geschichtswissenschaft entfaltet hat. Seit Herausgabe der Monumenta Germaniae herrscht eine Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte wie nie zuvor. Der Gedanke an das Ganze durchbringt auch die monographischen Darstellungen; man weiß, es sind nur Bausteine zu dem Dome, dessen erhabener Bau dem Geiste vorsteht (S. 22). — Der zweite Vortrag, welcher am 15. Oct. 1858 zum Geburtsfest König Friedrich Wilhelm IV. in der königlich deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehalten wurde, feiert das Andenken des „ersten deutschen Missionars in Preußen“, des Erzbischofs Brun, im Jahre 975 auf der Burg Quercfurt unweit der goldenen Aue geboren. „Fürst von Geburt, König durch Wahl, dem deutschen Könige verwandt und dem römischen Papste vertraut, noch ganz von den großen Ideen der Ottonischen Zeit erfüllt und zugleich doch schon vorarbeitend den hierarchischen Plänen Roms, die erst unter Gregor VII. klar an das Licht traten, vermittelt er in sich gleichsam alle Gegensätze seines Jahrhunderts“ (S. 47). Als die älteste bisher entdeckte Spur des Namens Preußen findet der Verf. (S. 39) die Bezeichnung der Oigrenze des Reichs mit Bruzz und Russe (Preußen und Rußland) am Ende des zehnten Jahrhunderts. — Der dritte Vortrag wurde am 21. März 1860, am Vorabend des Geburtsfestes König Wilhelm I. auf dem Schlosse zu Königsberg gehalten und behandelt „die Entwicklung des deutschen Volksbewußtseins.“ Der Werth unsrer Nationalität liegt nicht allein in ihrer Ursprünglichkeit und Reinheit, er liegt noch mehr in ihrer unendlichen Bildungsfähigkeit (S. 72). Der Verf. weist an einzelnen hervorragenden Thatfachen unsrer Geschichte nach, wie das nationale Bewußtsein des deutschen Volks im Laufe der Zeit von einer dunklen Ahnung zu immer größerer Klarheit gediehen sei. Ahnungsvoll und prophetisch spricht Giesebrecht schon im Jahre 1861 das aus, was während des letz-

ten Jahres sich vollendet hat. „Es wäre thöricht an der Zukunft unseres Volkes zu zweifeln, weil sich nicht sogleich alle Wünsche erfüllen. Durch alle Wechsel seiner Geschichte geht ein großer Fortschritt von der Ahnung natürlicher Gemeinschaft bis zum Bewußtsein geistiger Einheit, von staatlicher Zersplitterung zu festerer Einigung, von Culturtrieben zu der höchsten Entfaltung nationaler Bildung, von dem Instinct einer welthistorischen Bestimmung zur Erkenntniß derselben. Das nationale Bewußtsein ist stärker und gereifter als je. Sobald die Deutschen zu gemeinsamer That sich erheben, liegen neue weite Bahnen des Ruhmes vor ihnen: unser Volk wird sie, so hoffen wir zuversichtlich, in Kürze beschreiten“ (S. 90). — In dem vierten Vortrage „über einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“, welchen der im Jahre 1862 als Professor der Geschichte nach München versetzte Verf. am 28. März 1867 zur Feier des Stiftungstages der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften hielt, werden ähnliche Ansichten wie in der vorerwähnten Habilitationsrede entwickelt. Der Schluß lautet (S. 117): „Die Historiographie folgt zu allen Zeiten den großen Impulsen des öffentlichen Lebens. Unsrre Geschichtsschreibung ist nationaler geworden, weil sich in uns allen das deutsche Bewußtsein jetzt mächtiger regt, als in den beiden verfloßenen Jahrhunderten. Ihre ganze patriotische Kraft wird sie aber erst dann entfalten, wenn der deutsche Staat geschaffen ist, der unser Volk aus der Enge in die Freiheit führt, es zum Herrn und Meister seiner Geschichte macht. Wir fühlen wohl, daß unsre historischen Werke, obgleich sie vielseitiger, durchdachter, in manchem Betracht reifer als die der Engländer und Franzosen sind, doch ihnen an ergreifender Wirkung nachstehen, und wir haben die Gründe nicht weit zu suchen. Fallen diese Gründe einst weg, so wird auch die deutsche Historiographie, wie wir hoffen, sich jeder andern ebenbürtig erweisen. Die deutsche Philosophie hat vielleicht ihre Blüthezeit hinter sich, die deutsche Geschichtswissenschaft scheint noch Knospen zu treiben.“ Möchten die Resultate des deutsch-französischen Krieges diese Knospen zur erquickendsten Blüthe treiben! — Die fünfte und letzte der vorliegenden Reden, welche am 10. Decemb. 1870 beim Antritt des Rectorats in der Aula der Münchener Universität gehalten wurde, handelt „über den Einfluß der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwicklung“. Der geistreiche Verf. erörtert (S. 126), wie unsre Universitäten, gleichsam die Brennpunkte der deutschen Wissenschaft, ihren Antheil daran haben, daß sich die Deutschen immer mehr ihres Deuththums

bewußt werden, wie sie eine Bildung verbreiten, welche ohne Rücksicht auf die particularen Interessen deutsch ist und deutsch sein will, sie daher in der That Gesamtdeutschland angehören. Er setzt den Bildungsgang und die Eigenthümlichkeit der deutschen Universitäten auseinander und hebt namentlich hervor, daß es sich bei Gründung der neuen Hochschule Berlin um eine Sache der Nationalerziehung und Bildung handelte, wo das Interesse des ganzen Deutschlands in Frage kommt. Den Charakter der neuen Hochschule hat der erste gewählte Rector sichte bestimmt. „Mögen auch einzelne Irrungen später noch eingetreten sein, im Ganzen haben sich doch in den letzten Jahrzehnten die deutschen Universitäten immer mehr über ihre gemeinsamen Aufgaben verständigt und die gleichen oder doch verwandten Wege eingeschlagen, um sie zu lösen. Die deutschen Hochschulen können sich ohne Ueberhebung dessen bewußt sein, daß sie wesentlich dazu beigetragen haben, wenn sich das deutsche Volk seines Werthes und seiner Kraft nun endlich voll bewußt geworden ist“ (S. 146). Der Verf. erklärt die oftmals ausgesprochene Ansicht für verwerflich, die kleinen Universitäten einzuziehen; diese zeigen sich vielmehr den berechtigten Ansprüchen vollaus gewachsen und mehr als einmal ist gerade von einer unter ihnen ein mächtiger Anstoß für das ganze geistige Leben der Nation ausgegangen. Vor allem beruht freilich die gedeihliche Zukunft unsrer Hochschulen darauf, daß die Lehrer und Lernenden sich stets gewärtig halten, daß die neue Zeit nicht nur an ihrer Gemeinschaft, sondern auch an jeden Einzelnen selbst neue und höhere Anforderungen stellt.

So macht sich in allen diesen Reden ein mächtiges Gefühl von der Wichtigkeit der deutschen Einheit geltend; dieses Gefühl verleiht dem Buche seinen besondern eigenthümlichen Charakter und rechtfertigt vollständig den Titel „deutsche Reden.“ Kdlff.

Schmid, Ulrich Rud., Diakonus zu Lobeda bei Jena. **Die Bedeutung unsrer Zeit,** nebst einem Anhang: E. M. Arndt und Zeitgedichte. VIII u. 96 S. gr. 8. Jena, 1871. A. Neuenhahn, 10 sgr.

Der Verf., bekannt als Jugendschriftsteller*), dessen Producte in pädagogischen

*) In demselben Verlag wie obige Schrift erschienen: „Blüthen einer Weltanschauung.“ Dichtungen. 1865, 15 sgr.; und „Bilder ohne Bilder“ in erzählender und in Gesprächsform für die Jugend. 1870, 12 sgr.; bei R. Ehenemann in Stuttgart aber: ein allerliebste „Kindergärtchen“,

Zeitschriften günstige Beurtheilung gefunden und zum Theil bereits die zweite Auflage erlebt haben, wie auch als Verf. der im Allg. Lit. Anz. 1868 Nr. 4 u. 5 von einem andern Recensenten recht anerkennend beurtheilten Broschüre: „Das Wesen der constitutionellen Monarchie“ (Jena, Neuenhahn), gehört offenbar zu denjenigen Naturen, welchen es nicht gegeben ist, in Zeiten großer Bewegungen stille zu sitzen. In welchem Maße sich der Verf. von den großen Ereignissen unsrer Tage ergriffen fühlt, zeigt u. a. folgende Stelle des Vorwortes, S. V.: „Seit 55 Jahren schlägt mein Herz diesem nun erreichten Ziele (Einkünigung Deutschlands unter einem Kaiser aus dem Hohenzollernhause) entgegen, und wie hat es in diesem Zeitraume geklopft, gewogt, gesehnt und gestrebt! Denn in jener wunderbaren Zeit nach den Freiheitskriegen empfangen selbst die Kinder von Deutschlands Einheit und Freiheit, Volksthum und Größe die tiefsten ahnungsvollsten Eindrücke, und mit der ganzen Gluth jugendlicher Begeisterung gab sich des Jünglings Herz den patriotischen Hoffnungen hin. Als Mann fuhr ich (1836) über den Rhein und segnete mit Thränen in den Augen seine Fluthen, von tiefem Schmerz ergriffen, daß er nicht ganz deutsch sei, und von heißem Wunsch durchdrungen, daß er es [wieder] werden möge. Und siehe! der Segen ist erfüllt, und das Ziel, welches schon vor der ahnenden Seele des Knaben lag, wornach die Begeisterung des Jünglings sagte, wofür der Mann mit seiner schwachen Kraft wirkte, kaum glaubend, daß er das gelobte Land betreten würde — es ist erreicht und steht glänzender, als selbst die lähne Jünglingsphantasie es sich ausgemalt, vor seinen freudeverklärten Augen.“ So hat der feurige Patriot, ein alter Vurschenschafter, aus innerstem Drang, gewissermaßen mit seinem Herzblut diese Schrift geschrieben. Denn „wie ein Traum erscheint uns noch die Größe der Zeit, . . . und es ist auch nur ein Traum, der vorübergeht, wenn wir ihn nicht zur Wirklichkeit machen“. . . . „Wenn nicht der Reueheit der Verhältnisse ein neuer Geist entspricht in unserm Volke, so werden uns die neuen äußern Errunenschaften nur zur Last gereichen oder zu neuer Zersplitterungsführen.“ — „Und an diesem neuen Geiste müssen wir Alle mitschaffen, und auch ich bringe hier meinen Baustein zum neuen Geistesstempel. Es gilt bei diesem Aufbau sowohl falschem Fortschritt entgegenzuarbeiten, als den

wahren zu fördern.“ Demgemäß bespricht der Verf. in vorliegendem Schriftchen — natürlich nicht erschöpfend, wohl aber in origineller anregender Weise — fast alle wichtigeren Zeitfragen: Rationalität als Grundlage des Völkterrechts, Größe Deutschlands und seines Reiches, Verfassung und Farben, die künftige Weltsprache (!), constitutionelle Monarchie und Republik, Verhältniß von Schule, Kirche und Staat sowie von Confession und Schule, Synodalverfassung, Frauenemancipation und weibliche Erziehung, Civilehe, Geschwornengerichte und Todesstrafe. Obgleich wesentlich auf liberalem Standpunkt stehend, sucht er doch einen Standpunkt über den Parteien zu gewinnen und bekämpft z. B. principiell die Abschaffung der Todesstrafe, die Einführung der Civilehe, die Frauen-Emancipation, die Trennung der Schule von der Kirche u. Der conservative Leser wird sich gar manchmal zum Widerspruch, oft jedoch auch zu freudiger Zustimmung aufgefordert fühlen, wird aber immer den Erörterungen des scharfsinnigen Verf. mit Interesse folgen. Darum möge dieser „Baustein“ der Aufmerksamkeit der Bauleute empfohlen sein. M.

Reiff, Fr., Lehrer der Theologie an der evangelischen Missionsanstalt zu Basel. **Die geistigen Zeitmächte im Lichte der Ereignisse der Gegenwart.** Ein Vortrag, im Auszuge geh. zu Barmen am 17. Aug. 1871. — 72 S. kl. 8. Barmen, H. Klein (Erg. Buchhdlg.).

Unter den Erzeugnissen unsrer immer massenhafter anschwellenden christlichen Vortragsliteratur nimmt dieses Schriftchen eine der ausgezeichnetsten Stellen ein. Der Verf., ein in Wahrheit auf der Höhe der modernen Zeitbildung stehender Theologe, ein Geistesverwandter des geistvollen Wolff. Menzel (in seiner „Kritik des modernen Zeitbewußtseins“), sucht die vorzugsweise gewaltig auf das geistige Culturleben der Gegenwart influirenden Zeitmächte im Lichte der jüngsten politisch-socialen und kirchlichen Ereignisse zu erfassen und zu vergegenwärtigen. Er thut dies, indem er als solche Zeitmächte der Reihe nach ins Auge faßt: 1) die patriotische Idee; 2) die Staatsidee; 3) die Cultur; 4) den Unglauben der Culturfesigkeit; 5) den Glaubenshaß der socialen Revolution; 6) den Aberglauben des Romanismus (d. h. des infallibilistischen oder jesuitischen Ultramontanismus) und seiner Gegner (d. h. der in Bekämpfung jener Richtung nicht hinreichend consequenten Altkatholiken od. Antinfallibilisten); 7) den Wirthschaftsglauben des liberalen Christenthums (Protestantenver-

geziert durch 8 sauber colocirte Bilder, dessen Fabeln, Räthsel, Neujahrswünsche u. sich den vor trefflichen Jugendpoesien von Gail, Sey, Rückert u. A. würdig anreihen.

eins). Diesen Zeitmächten, von welchen er die unter Nr. 4—7 aufgezählten für die merismatischen, d. h. annoch getheilten, aber bereits deutlich auf Bildung Einer mächtigen Partei hinstrebenden Vorläufer des vollendeten Antichristenthums, des „Thiers“ der Offenbarung hält, stellt er schließlich (S. 59 ff.) die Zeitmacht des Glaubens oder der christlichen Idee gegenüber, auf deren energische Selbstverwirklichung und sieghafte Geltendmachung gegenüber jenen desorganisirenden Richtungen er mit begeistertem Nachdruck dringt und welche er mit Bezug auf die große Hauptaufgabe der Zeit in die Formel zusammenfaßt: „In dem Reich und in der Welt, die uns neu geschenkt sind, eine neue Arbeit der Cultur unter Führung der alten und doch ewig neuen christlichen Idee!“ (S. 72.)

Es ist überaus viel des Feinen, Tiefdurchachten und für Christen aller Standpunkte und Bekenntnisse Beherzigenswerthen, was der Verf. über diesen vielumfassenden, ja eigentlich sämmtliche Hauptfragen der Gegenwart umfassenden Gegenstand sagt. Einige seiner Ausführungen verdienen geradezu classisch genannt zu werden. So wenn er von den Führern der Altkatholiken, wie Dollinger, Hyacinthe u. urtheilt: „Sie wollen mir vorkommen als losgelöste Planetentrümmer, als glänzende Meteore am Horizont — denn das sind der große katholische Gelehrte und der gewaltige Redner jedenfalls — Meteore, die als Zeichen der Zeit zwischen den großen Kirchencörpern kreisen sollen;“ oder wenn er das unklare Treiben des protestantischen liberalismus mit den Worten charakterisirt: „Das Christenthum, seines Salzes beraubt, würde eine Art Culturrein, wenn nicht gar nur eine Art Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige werden; gleich unklaren Nebeln, die aus den Thälern aufsteigen und eine trübe Atmosphäre um die Erde her bilden, sehen wir aus den einzelnen Religionsgesellschaften der civilisirten Völker her eine unbestimmte Religion des modernen Zeitbewußtseins, eine Allreligionsreligion oder besser Confusion sich bilden, welche Katholiken und Evangelische, Reformirten und fortgeschrittenen Türken, selbst einen Babu Reshub Chunder Sen mit dem gerühmten Brahmosamadsch in Indien umfaßt“ u. c.; oder wenn er über die modernen Projecte einer deutschen National- oder Reichskirche ebenso verständlich als besonnen urtheilt: „Lassen sich Einigungen, welche auf politischem Gebiete heiz genug errungen worden sind, auf kirchlichem Boden nur so machen, wie man will? Wird es denn überhaupt eine Nationalkirche im vollen Sinne des Wortes geben, außer etwa der einen, welche einmal aus dem

Volke Israel erblichen wird? Nicht einmal die evangelischen Kirche — deren Heilung gewis jedem treuen Gliede derselben innig anliegt — ist es gerathen, zu viel zu wählen: es möchte leicht mehr schaden als nützen. Das Feuer der Trübsal und der Hammer der unvermeidlichen Nothwendigkeit allein hat Deutschlands Staaten zusammengeschweißt. Anders werden auch seine confessionellen Geister nicht zusammenkommen“ u. c. — Nur ungern versagen wir es uns, noch reichlichere Mittheilungen aus dem geistvollen Schriftchen zu machen, das eines Hauptes länger ist, als die größte Mehrzahl der im Dienste der gleichen Sache neuerdings erschienenen Schriften und Vorträge, und das wir deshalb unsern Lesern nicht dringend genug zu empfehlen wissen.

Plath, Lic. C. G. Chr., Missionsinspector und Privatdocent. Die Bedeutung der Atlantik-Pacific-Eisenbahn für das Reich Gottes. VI u. 136 S. Berlin, W. Schulze (Wohlgemuth). 16 Jgr.

Diese im Dec. vor. Jahres zum 50jähr. Dienstjubiläum Tholucks von dem zu seinen Schülern gehörigen Verf. dargebrachte Festschrift behandelt ein in hohem Grade interessantes Thema mit vielem Geschick und auf ebenso ansprechende als lehrreiche Weise. Ohne für das mannichfache Schlimme und Nachtheilige, was als Wirkung der am 10. Mai 1869 vollendeten transcontinentalen Bahn im Leben und Treiben der Nordamerikaner hervortreten dürfte, blind zu sein, namentlich ohne sich zu verhehlen, daß die schon bisher bei demselben vorhandene Neigung zu nationalem Dünkel und übermüthiger Selbstberäucherung leicht eine erhebliche Steigerung erfahren dürfte (S. 25 ff.): erwartet der Verf. doch vorwiegend Erfreuliches, Heilsames und auch für die Interessen des Gottesreiches Förderliches von der Einwirkung dieser neuen Verkehrsstraße auf das internationale Leben und Treiben der Gegenwart. Im Einzelnen sind es hauptsächlich folgende heilsame Wirkungen, deren frühere oder spätere Verursachung er von derselben hofft:

1) die Ausrottung des ungefitigen, mehr als mittelalterlich-rohen und faustrechtartigen Treibens der Nomadies in den Städten und übrigen Ansiedelungen des fernen Westens (S. 40 f.);

2) die Zerstörung des Mormonenfreistaats, — jener „Spottgeburt aus Fleisch und Geist, aus Lust und Lüge, aus Lüsterheit und Irthum“, deren Fortexistenz mit den durch die neue Verkehrsstraße zu schaffenden Verände-

rungen in allen Verhältnissen der westamerikanischen Gebiete und Staaten auf die Dauer schlechterdings unvereinbar sei, und deren Befestigung sicherlich zu den größten Wohlthaten zählen werde, welche die neue Bahn der Menschheit insgesamt, und der amerikanischen insbesondere, nur erweisen könne (S. 42—49);

3) eine „consolidirende“, d. h. nicht etwa abstract-unterde oder verschmelzende, sondern heilsam erweckende, stärkende und im Dienste der gemeinsamen Hauptinteressen der Christenheit conföderirende Einwirkung auf die verschiedenen Kirchengemeinschaften der Nordamerikanischen Union (S. 49 ff.);

4) eine „expandirende“ Einwirkung auf eben dieselben, d. h. eine Vergrößerung des gesamten territorialen Bestandes der christlichen Kirchen Nordamerikas und eine zunehmende Christianisirung des fernen Westens durch den Strom christlicher Einwanderer (S. 53 ff.);

5) eine in eigenthümlicher Weise verändernde und zersetzende Einwirkung auf die Zustände der drei vornehmsten Factoren der heidnischen Menschheit in Nordamerika: der Indianer, der Neger und der Chinesen, von welchen jene in Kürze total absorbiert, die zweiten bald über das Gesamtgebiet der V. St. ausgestreut und damit neutralisirt, die dritten endlich gleichfalls in großen Massen überall hin zerstreut, nach längerem zähem Widerstande durch die stärkere Macht der christlichen Einflüsse gebändigt und von Buddha zum Evangelium vom Gekreuzigten und Auferstandenen befehrt werden würden (S. 66 ff.);*)

6) eine höher civilisirende und missionirende Einwirkung auch auf die menschenvollen uralten Culturreiche des östlichen Asiens, die weder dem massenhaft gesteigerten transpazifischen Schiffsahrts- und Handelsverkehre mit Amerika, noch den unvermeidlichen Rückwirkungen seitens den allmählich americanisirten chinesischen Colonisten in Californien, Oregon etc. auf die Dauer zu widerstehen vermögen würden (S. 95 ff. 101 ff.);

*) S. bes. S. 86: „Während also die Atlantif-Pacifit-Bahn die Kirche zu verbreiten und das Heidenthum der Indianer aufzulösen, das der Neger farblos zu machen mit beiträgt, befördert sie als Pacifit-Atlantif-Bahn die Ausbreitung chinesischen Götzenthums über Lande, deren gegenwärtige Herren der christlichen Kirche angehören. Hierdurch ist die gewisse Aussicht gegeben, daß sich vom Westen nach dem Osten, vielleicht bis Newyork hin, viele heidnische Tempel erheben, in denen Chinesen ihr Goldpapier vor den Götzen verbrennen werden. — Da muß es sich also zeigen, welcher Strom der stärkere sein wird, der heidnische ostwärts oder der christliche westwärts. . . . Aber der Sieg kann den Heiden nicht werden. Was von Osten kommt, ist doch mächtiger“ etc.

7) eine Beförderung des als Ziel der menschlichen Völkergeschichte zu erwartenden allgemeinen Nationalitäten- u. Racenmischungsprocesses, in dessen zukünftigen Verlaufe Nordamerika, viel mehr noch als bisher schon, sich als ein riesiger „Völkerschmelztiegel“, die Atlantif-Pacifit-Bahn aber als „einer der eisenen Stäbe erweisen werde, mit welchen die in Fluß kommenden Massen hin und her gerührt und gewoben werden“ (S. 109 ff.);

8) überhaupt die Anbahnung einer höheren Entwicklungsstufe der Menschheit auf physischem wie geistig-sittlichem Gebiete, für deren äußere Lebensbethätigung die Südsee mit ihren großartigen Küsten und wunderherrlichen, reich-gefügten Eilanden ganz ebenso der Haupt-Ocean, der vornehmste maritime Kampfsplatz und Lummelplatz werden würde, wie bis zum Ende des Mittelalters das Mittelmeer, die Nord- und Ostsee, und von da bis jetzt der atlantische Ocean diese hervorragende Rolle gespielt hätten (S. 121 ff.).

Naturwissenschaften.

Helmholtz, H., Populäre wissenschaftliche Vorträge. Zweites Heft. Mit 25 in den Text eingedruckten Holzschnitten. VII und 211 S. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. Preis 1 thlr. 5 sgr.

Diese zweite Sammlung Helmholtz'scher populärer Vorträge (die erste erschien 1865 und enthielt vier Vorträge: „Ueber das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaft; Ueber Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten; Ueber die physiologischen Ursachen der musikalischen Harmonie, und: Eis und Gletscher“) dürfte als vorzüglich geeignet zur Orientirung über den augenblicklichen Stand der nach ausschließlich mechanischen Principien operirenden Physiologie (als deren vornehmster jetzt lebender Repräsentant der Verf. daselbst zu empfehlen sein. Sie besteht aus zwei Gruppen von je drei Vorträgen, deren erste (S. 1-98) die „neueren Fortschritte in der Theorie des Sehens“ behandelt, während die zweite allgemeineren Inhalts ist und die Principien der neuesten mechanischen Physik und Physiologie nach ihrem Zusammenhange mit dem dermaligen Stande der inductiven Wissenschaften überhaupt darlegt. Die einzelnen sechs Vorträge verdanken übrigens ziemlich verschiedenen Zeiten und Anlässen ihren Ursprung. Jene drei ersten Vorlesungen, optischen Inhalts, hielt der Verf. um die Mitte der 60er Jahre in Frankfurt a. M. und

Heidelberg und publicirte sie zum ersten Male in Jahrg. 1868 der Preussischen Jahrbücher, aus welchen sie hier unter Hinzufügung einiger Illustrationen und darauf bezüglicher erläuternder Bemerkungen neu abgedruckt vorliegen. Nr. 4: „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittlungen der Physik“ ist ein schon zu Anfang d. J. 1854 zu Königsberg gehaltener populär-wissenschaftlicher Vortrag, in welchem übrigens einige durch die jüngsten Fortschritte des physikalischen Wissens bedingte Aenderungen vom Verf. angebracht worden sind — wie uns bedünken will, wohl kaum alle wirklich erforderlichen; denn wir können uns kaum denken, daß z. B. der Verf. noch dermalen die auf S. 118 im Sinne der Laplace'schen Nebularhypothese dargelegten kosmogonischen Anschauungen in ihrer vollen Ausdehnung vertreten sollte, nachdem der gedachten Hypothese neuestens sowohl vom astronomischen als auch vom chemischen Standpunkte aus die erheblichsten Einwürfe entgegengehalten worden sind; auch möchten wir bezweifeln, ob der Verf. der Thomson'schen Theorie von einer einstigen Vernichtung des Universums vermittelst Stillstands der Bewegungen des Planetensystems jetzt noch ganz so unbedingt beipflichtet, wie er dieß (laut S. 129 ff.) in der vor 17 Jahren gehaltenen Königsberger Vorlesung that. — Nr. 5: „Ueber die Erhaltung der Kraft“ ist eine zu Karlsruhe im Winter 1862/63 als Einleitung zu einem Cyclus physikalischer Vorträge gehaltene Rede, worin die Grundzüge des berühmten, vom Verf. mit entdecken oder wenigstens mit formulirten Gesetzes der Einheit und Unzerstörbarkeit der Naturkräfte mit großer Klarheit und Anschaulichkeit dargelegt werden (S. 137—179). — Als 6. und letzten Bestandtheil der Sammlung theilt der Verf. seine im Herbst 1869 für die deutsche Naturforscherversammlung zu Innsbruck gehaltene Eröffnungsrede: „Ueber das Ziel und die Fortschritte der Naturwissenschaft“ mit, und zwar in Gestalt einer nachträglichen Reproduktion des damals frei gesprochenen, daher mehrfach abweichend von der in dem officiellen Berichte der Innsbrucker Versammlung veröffentlichten erstmaligen Vönergabe. Als historische Ueberschau über das während der letzten Decennien auf mehreren Hauptgebieten der Physik und Physiologie Erforschten und Festgestellten verhält sich dieser letzte Vortrag gewissermaßen recapitulirend zu den vorhergehenden. Namentlich die Entstehungsgeschichte und Bedeutung des Mayer-Souleischen Gesetzes von der Erhaltung oder Verwandlung der Kraft, sowie die des von Joh. Müller zuerst aufgestellten, aber beson-

ders von Helmholtz weiter ausgebildeten und exacter begründeten Gesetzes von den specifischen Sinnesenergien (und von der lediglich auf dem Wege geistesmächtiger Uebung und Erfahrung zu überwindenden Incongruenz zwischen der Struktur der Nervenapparate des Gesichtes- und Gehörsinnes und den Eigenschaften der durch sie wahrgenommenen äußern Dinge) erfahren hier eine auf die frühern Vorträge mehrfach zurückverweisende, aber zugleich manches neue Licht über deren Inhalt verbreitende wiederholte Erörterung. Gleichzeitig legt der Verf. hier seine bereits früher (am Schlusse des 1. Vortrags, S. 28) in Kürze angedeutete Stellung zur Darwin'schen Entwicklungstheorie ausführlicher dar, und zwar als eine in allem Wesentlichen zustimmende (S. 203 f.). Die Rückhaltslosigkeit, womit er hier selbst den letzten Konsequenzen des von dem berühmten britischen Biologen aufgestellten „Erblichkeitsgesetzes“ beipflichtet und nur die Eine Möglichkeit einräumt: daß diese Theorie vielleicht „nicht die ganze Wahrheit umfasse und daß vielleicht neben den von ihr aufgewiesenen Einflüssen noch andere bei der Umformung der organischen Formen sich geltend gemacht haben sollten“ (S. 129) könnte auf den ersten Blick einen befremdlichen Widerspruch mit dem sonst so exacten und besonnenen Forschungs- und Beobachtungsverfahren des Verf. zu involviren scheinen. Aber freilich gibt die radicale Opposition gegen alle und jede teleologische Betrachtungsweise auf naturwissenschaftlichem Gebiete, wie sie überall in diesen Vorträgen zu Tage tritt, sowie überhaupt seine durchaus mechanische Naturbetrachtung und grundsätzliche Ausschließung jeneder supranaturalistischer Voraussetzungen zur Genüge die Grundlage zu erkennen, auf welcher auch solche darwinistische Inclinationen bei ihm erwachsen konnten, ja mußten.

Frédéric de Rougemont, le Surnaturel démontré par les sciences naturelles. Neuchatel et Paris 1870. 108 p.

(Schluß der Anzeige im vorigen Hefte S. 366 f.)

Verlassen wir nun die Frage der Descendenztheorie und wenden wir uns der von Rougemont zuerst zur Sprache gebrachten, von den geologischen Perioden zu. Läßt sich seine Beweisführung von der Naturforschung hier vielleicht mit Erfolg angreifen? Wir glauben, daß es im Allgemeinen auch hier nicht möglich ist, daß vielmehr auch die Ergebnisse der geologischen, wie der botanischen und zoologischen Wissenschaft zur Bestätigung und nicht zur Widerlegung der biblischen Angaben hierüber dienen. Die Bibel redet von sechs Ta-

gen, in welcher Gott die Schöpfung oder Bildung von Himmel und Erde vollzogen hat, und daß diese „Tage“ nicht von 24stündigen Zeiträumen, sondern von großen unmeßbaren Perioden zu verstehen sind, darüber sind fast alle (?) Ausleger einverstanden. Die Geologie hat den Nachweis geliefert, daß die Erde (um jetzt von den Himmelskörpern abzusehen) nicht auf einmal oder in einer ununterbrochenen Entwicklung, wie man sich denken könnte, sondern in einer Reihenfolge langedauernder, durch gewaltige Revolutionen bewirkter und noch heute deutlich unterscheidbarer Perioden endlich zu ihrer jetzigen Gestalt gekommen ist. Hier haben wir im Allgemeinen eine Bestätigung der biblischen Angaben durch die Naturwissenschaft, wie sie sicherlich schöner und besser nicht gewünscht werden kann. Und darauf wollen wir Theologen und Bibelgläubige auch, als auf eine mächtige Bestätigung von Gen. 1 alles Gewicht legen und von Herzen uns freuen über die Befestigung und Bestärkung, welche unser Bibelglaube eben dadurch in dieser Beziehung gewonnen hat.

Allzu weit aber scheint uns Rougemont zu gehen, wenn er diese Uebereinstimmung von Bibel und Naturwissenschaft selbst auf die einzelnen Perioden ausdehnen, sie gerade auf sechs beschränken und was in ihnen geschehen, haarscharf mit den Angaben von Gen. 1 in Einklang bringen will. In der Voraussetzung, daß die Bibel mit den sechs Tagewerken auch wieder gerade auf sechs Einbildungsperioden hinweisen wolle, findet er diese in der 1, chaotischen, 2, azoischen, 3, paläozoischen, 4, Uebergangs- 5, ersten, 6, zweiten neozoischen Periode, worauf dann nach weiteren Erdrevolutionen die Jetztzeit gefolgt wäre.

Wir müssen diesem gegenüber darauf hinweisen, daß diese Sechstheilung der geologischen Perioden eine durchaus willkürliche und wissenschaftlich nicht zu rechtfertigende ist. Will man mit Rücksicht auf die Erscheinung des organischen Lebens eintheilen, so kommen nur 4 Perioden heraus: 1, die azoische, 2, die paläozoische, 3, die mesozoische und 4, die känozoische, oder höchstens 5 Perioden, wenn man nämlich zwischen die paläo- und mesozoische noch eine Periode des Stillstandes einschoben wollte; die azoische Periode in zwei zu theilen geht nicht an, da die Granit- und Schieferformation ebenso azoisch ist, als die chaotische oder Urperiode. Will man mit Rücksicht auf die Gebirgsbildungen eintheilen, so kommen auch höchstens 5 Perioden heraus: 1, das Uebergangsgebirge, 2, das Flözgebirge, 3, das Tertiärgebirge, 4, das Diluvium oder die quaternären Bildungen, und 5, das All-

vium; wovon aber das letztgenannte schon der Jetztzeit angehört und also außer Rechnung zu bringen ist; es wären also auch unter diesem Gesichtspunkte wieder nur 4 Perioden zu konstatiren oder 5, wenn man auch hier, was aber kaum möglich sein wird, zwischen der Flöz- und Tertiärgebirgsbildung eine Periode des Stillstandes annehmen dürfte. Theilt man endlich nach den Erdschichten ein, so erhält man deren 13: 1, die Gneiß- und Glimmerschieferformation, 2, die Urthonschiefer- (Cambri- sche) Formation, 3, die silurische, 4, die devonische, 5, die Steinkohlen-, 6, die Permische Formation, 7, Trias, 8, Jura, 9, Kreide, 10, die Eocän-, 11, die Miocän-, 12, die Pliocän- und 13, die Pleistocänformation. In keinem Falle kommen die gewünschten 6 Perioden heraus. Ganz abgesehen davon, daß die von Rougemont zwischen der zweiten neozoischen und der recenten Periode statuirte Diluvial- und Gletscherperiode, wenn sie überhaupt statuiert werden darf, ebenso gut als jede der vorhergehenden, mindestens ebenso gut als die vierte sog. Stillstandsperiode auf eine besondere Zählung Anspruch machen dürfte, in Folge dessen Rougemont überhaupt von 7 Perioden zu reden hätte.

Wozu will man sich aber überhaupt bemühen, die sechs biblischen Tagewerke mit den einzelnen geologischen Perioden in Einklang zu bringen? Riegt denn dem biblischen Berichte nicht ein ganz anderer Eintheilungsgrund unter, als der von azoisch und zoisch, oder von Erdschichten- oder Gebirgsformationen, wie ihn die Geologen annehmen und von naturwissenschaftlichem Standpunkte annehmen müssen? Man verkenne doch nicht, daß uns die Bibel keine naturwissenschaftlichen Belehrungen geben, sondern einfach, aber in voller Wahrheit den Gang der Welt- und Erdbildung mit großen Zügen schildern will.

Da redet sie zuerst von einer Periode des Chaos für die Erde, wie für die ganze Welt. Nun, diese ist auch geologisch und astronomisch festgestellt.

Sie verlegt auf das erste Tagewerk (Gen. 1, 3—5) die Erschaffung des Lichts, als der Grundbedingung für jede Lebensbethätigung; und hier wird auch von Seiten der Naturforscher niemals ein Widerspruch zu erwarten sein. Hier kommt freilich sogleich eine sehr wichtige und nicht so leicht zu erledigende Frage in Betracht, nämlich wie dieses Licht aufzufassen und mit dem jetzt vorhandenen in Einklang zu bringen ist? Wir glauben (ohne die Gründe im Einzelnen hier angeben zu können), es ist in V. 3—4 noch nicht von unsrem gewöhnlichen Sonnen- oder Tageslicht die Rede, sondern nur von dem in dem gan-

zen Weltenraum verbreiteten und sodann an besondere leuchtende Körper, wie die Sonne und die Fixsterne (B. 14—19) angehefteten Lichtstoff. Da in B. 5 aber sogleich auch von Tag und Nacht oder dem ständigen Wechsel des Lichts und der Finsterniß die Rede ist, wie er sich auf unsrer Erde und ähnlich auf anderen Weltkörpern findet, so sieht man, daß Schöpfungswerk des ersten Tages, das Scheiden des Lichts von der Finsterniß, ist zugleich so zu verstehen, daß an diesem Tage den verschiedenen Weltkörpern und der Erde insbesondere ihre Bahn und Umdrehung bestimmt und eben dadurch der Wechsel von Tag und Nacht hervorgebracht worden ist. Auf diese Weise stimmen die Angaben der Genesiß wieder aufs Beste mit den doch ziemlich gesicherten Resultaten der modernen Astronomie überein, daß unser einst ein wildes Chaos (einen „Weltennebel“) bildendes Sonnensystem durch eine in ihm entstehende Rotationsbewegung sich in seine jetzigen Bestandtheile, die Sonne, als lichthaltenden Mittelpunkt, und die Planeten, als lichtempfangende und von ihr abgeschleuderte Körper aufgelöst hat. Daß in der Genesiß erst am vierten Tage von Sonne, Mond und Sternen die Rede ist, würde darauf hinweisen, daß zur vollständigen Ausbildung dieses unsres Sonnensystemes lange, lange Zeitperioden mit großartigen Revolutionen auf unsrem ganzen Planetensystem erforderlich gewesen wären, welche erst nach dem zweiten und dritten Schöpfungstage, vielleicht mit der am dritten Tage erfolgenden Abschleuderung des Mondes aus der Gegend des stillen Oceans, zur Ruhe gekommen wären; die Erde hätte nach B. 5 während dieser Perioden zwar schon den Wechsel von Tag und Nacht gehabt, weil sie damals schon um die Sonne kreiste, sie wäre aber nach B. 14—19 erst am vierten Tage zu einem völlig geregelten Verhältnisse zu Sonne, Mond und Sternen gelangt.

Betrachten wir das erste Tagewerk in diesem Lichte, — und es steht dem gewiß nichts entgegen —, so macht das zweite keine Schwierigkeit. Es schildert die ersten Wirkungen, welche die Einreihung der Erde in das Sonnensystem, ihre Umdrehung um sich selbst und die Sonne, wie auch der Einfluß des Sonnenlichtes auf sie gehabt hat: die Urengewässer, von denen sie ursprünglich, vielleicht oder wahrscheinlich in gasförmiger Gestalt, umhüllt gewesen, kommen in Bewegung, die schwereren Bestandtheile setzen sich allmählig nach Unten und fangen an, die, natürlich noch azotischen, Gebirgsformationen zu bilden, die leichteren erheben sich in die Höhe und bilden die die Erde rings umgebende Luftatmosphäre,

mit deren Bildung erst die Erde recht eigentlich als besonderer Weltkörper von dem das Aussehen eines ausgespannten Teppiches oder einer Beste bietenden Himmelsraume und den „oberen Wassern“, in und aus welchen die übrigen Weltkörper entstanden sind, ausgeschieden worden ist.

Das dritte Tagewerk (B. 9—13) bringt die Bildung des Festlandes und die Entstehung des vegetativen Lebens, und wir können uns, auch in Uebereinstimmung mit den geologischen Forschungen, die Vorstellung machen, daß durch die Umdrehung der Erde mächtige Feuerkräfte in ihrem Innern entwickelt worden sind; durch das Bewegtwerden der Gewässer und das Hin- und Herbogen der noch mit ihnen verbundenen Erdmassen bringen bald da, bald dort kalte Wasserfluthen in das heiße Erdbinnere ein; des Feuers Gluth verwandelt sie in Dampf und in dessen Kraft tritt hier in feststamen Gestaltungen das trockene Land mit hohen und niedern Gebirgen hervor, dort bilden sich ungeheure Tiefen, in denen sich das von jenen abfließende Gewässer, wie in großen Behältern zusammenammelt. Und unmittelbar darauf bekleidet sich das trocknende Festland unter dem Einflusse des Leben und Wärmespendenden Sonnenlichtes mit dem ersten Pflanzenwuchse.

Man könnte man zwar bei dem vierten Tage (B. 14—19) die von vielen Geologen statuirte Stillstandsperiode zwischen der paläozoischen und mesozoischen Periode einreihen, um so mehr wenn man die Abschleuderung des Mondes auf den dritten Tag verlegt, und so gewissermaßen doch einen innigeren Zusammenhang zwischen den geologischen Perioden und den biblischen Tagewerken herausbringen. Die Sache wird aber dadurch höchst schwierig, wo nicht gar unmöglich gemacht, daß wir auch schon in der paläozoischen Periode animales Leben finden. Sollen wir uns da zu dem Zugeständnisse bequemen, daß der biblische Schriftsteller dies entweder nicht gekannt oder als unwichtig (weil bekanntlich wieder untergegangen) mit Absicht weggelassen habe? Beides dürfte sich schwer rechtfertigen lassen. Nehmen wir vielmehr an, wie zum ersten Tagewerk gezeigt worden ist, daß der biblische Schriftsteller ein gutes Recht gehabt hat, erst am vierten Tage von einem vollständig geregelten und geordneten Sonnensysteme zu reden und daß er die von ihm ohne diesen Grund in ununterbrochener Reihenfolge beschriebene Schöpfung der organischen Wesen lediglich deshalb nach der Erschaffung der Pflanzenwelt unterbrochen und das vierte Tagewerk nicht schon an B. 10 angereiht hat, weil es ihm so natürlich scheinen mußte und

thatsächlich auch der Wirklichkeit entsprach, daß die Pflanzenwelt unmittelbar aus der trocknenden Erde hervorsproßte. Nach dem thatsächlichen Verlauf der Dinge hatte er auf den Bericht von der Bildung des festen, trockenen Landes (B. 9—10) „zu gleicher Zeit“ ein Doppeltes folgen zu lassen: 1, den Bericht über die Thatfache der nunmehr vollendeten Einreihung der Erde in das Planetensystem und 2, den Bericht über die nunmehr erfolgende Erschaffung des vegetativen und animalen Lebens; Beides erfolgte ja so ziemlich in einer und derselben Zeitperiode. Da nun die paläozoische Periode denn doch in ungleich höherem Grade als die meso- und känozoische Periode das vegetative Leben vor dem animalen vorherrschend zeigt, wer sollte seine Weisheit nicht bewundern, daß er in zarter Andeutung dieses Verhältnisses erst nach der Erschaffung der Pflanzenwelt von Sonne, Mond und Sternen geredet und dann erst, im fünften und sechsten Tagewerk (B. 20—31), die Erschaffung der Thierwelt berichtet hat? Erst die geologischen Forschungen unserer Tage haben freilich das Verständnis dieser früher unverständlichen und deshalb so vielfach gedeuteten Ordnung des Schöpfungsberichtes uns eröffnet.

Wird Gen. 1 aber so, wie wir angegeben, aufgefaßt, — und wir glauben, mit unserer Auffassung nicht allzu sehr fehlgegriffen zu haben —, wo ist da eine Hinweisung auf die geologischen Erdbildungsperioden in diesem Kap. zu finden? Das Hexaemeron nimmt einen höheren Flug, es berichtet die Schöpfung nicht der Erde allein, sondern der ganzen Welt. Von letzterer ist freilich nicht allzu viel gesagt (im ersten, zweiten und vierten Tagewerk), und immer nur Solches, was direkt mit der Erde in Beziehung steht; denn auf diese, auf den Menschen und dessen Geschichte ist das Absehen gerichtet. Gleichwohl lassen sich die sechs Tage nicht ausschließlich auf die Erde und deren Bildung beschränken. So läßt sich auch keine Concorde zwischen diesen und den geologischen Perioden jemals herstellen. Mag die Geologie 4, 5, 7, 13 oder noch mehr Perioden nachweisen, der biblische Text wird dadurch weder angegriffen, noch verteidigt. Wir Theologen und Bibelgläubige können vollkommen befriedigt sein, wenn von den Naturwissenschaften nur die zwei großen biblischen Grundwahrheiten nicht angetastet werden: 1, daß die Welt und die Erde in Perioden entstanden ist, die übrigens mit der Zeit von der Astronomie und Geologie noch mehr als bisher mit den biblischen sechs Perioden in Einklang gebracht werden dürften (wir würden etwa folgende vorschlagen: 1, Entwicklung des Lichts aus dem chaotischen

Zustand aller Weltkörper, Sonderung und Gruppierung derselben in einzelne Sonnen- und Planetensysteme; 2, Uebergang der Weltkörper und der Erde insbesondere aus dem gasförmigen Zustand in den wasserflüssigen; 3, Uebergang des wasserflüssigen Zustandes der Erde in denjenigen der Sonderung von Festland und Meer, nebst der Abschleuderung des Mondes von ihr, — azoische Periode; 4, vollendete Bildung unsres Sonnen- oder Planetensystems, unsern Mond mit eingeschlossen; 5, erste Entstehung des vegetativen und animalen Lebens, durch verschiedene neue Erdrevolutionen unterbrochen, und endlich 6, Vollendung der ganzen Schöpfung durch die Erschaffung der höchsten Organismen und des Menschen); — und 2, daß weder die organischen, noch die unorganischen Weltwesen, so großartig und innig auch der Zusammenhang ist, in dem sie vom Niederen zum Höheren aufsteigend zu einander stehen, dennoch kein einziges mit Naturnothwendigkeit (Descendenz, generatio spontanea) gerade so und nicht anders, als es geworden ist, aus dem andern hervorgehen mußte, sondern daß ihr So- und Nichtanderssein einzig und allein von dem Willen des allmächtigen und allweisen Schöpfers abhing, so doch daß von ihm der am Anfang geschaffene, bildungsfähige Weltstoff dazu verwendet worden ist.

Mehr als dies, mehr als die Verwerfung der entschieden antibiblischen und unvernünftigen Descendenztheorie und die sorgfältigere Erforschung der kosmischen und zoologischen Perioden können wir, glaube ich, in Beziehung auf Gen. 1 von den Naturwissenschaften nicht verlangen. Es wäre zuviel von ihnen gefordert, wenn wir von ihnen direkte Beweise für die biblischen Aussagen verlangen würden, da sich diese ganz von selbst immer mehr in ihrer großartigen, wenn auch nicht so leicht faßlichen Wahrheit darstellen werden. Wir würden deshalb nicht, wie Rougemont, sagen: *Le Supernaturel démontré, sondern nur pas contredit par les sciences naturelles.*

Wir bemerken übrigens schließlich noch, daß mit dem hier zur Sprache Gebrachten bei weitem noch nicht alle zwischen der Bibel und Naturwissenschaft zu erledigenden Fragen verhandelt worden sind. Wir erinnern nur an Gen. 2 im Verhältniß zu Gen. 1, an die Sündfluth und die Sprachenverwirrung.

Ric. Krummel.

Pädagogik.

Wiese, Dr. L., deutsche Bildungsfragen aus der Gegenwart. Berlin, Wiegandt und Grieben. 8 fgr.

Die Ausgänge des vorletzten und letzten deutschen Krieges sind mit Recht von den Einsichtigen in ursächlichen Zusammenhang mit dem Bildungszustande unseres Volkes gebracht worden. Um so erfreulicher ist es, wenn noch mitten unter dem Kriegslärm einer der ersten und höflichsten Pädagogen des Vaterlandes seine Stimme erhebt, um mit mahnendem Finger darauf hinzudeuten, daß „die tieferen Grundlagen aller Bildung dem heutigen Geschlechte unsicher geworden sind, und die Unsicherheit in der Erkenntniß des Wahren mit Nothwendigkeit eine Schwäche des Willens zur Folge hat, der das Gute verwirklichen soll,“ und daß andererseits wir nicht als Epigonen auf eine Wiedererlangung größerer Einheit und Harmonie des Lebens verzichten zu sollen meinen dürfen, sondern aus der wunderbaren Wendung der europäischen Geschichte vielmehr die Zuversicht schöpfen, „daß Gott noch etwas vorhat mit dem deutschen Volke.“ Im Gegenfatz zu der vorwiegend analytischen Methode, welche die wissenschaftliche Arbeit und die Lehrpraxis unserer Zeit wegen der Ausdehnung des wissenschaftlichen Materials und in gewisser Beziehung auch unumgänglichen Lehrstoffes aufweist, dringt der Verf. auf eine energische und tiefgehende Synthese, welche Mittel gibt, „der Verderblichkeit des Vielen zu begegnen, und seiner dennoch froh zu werden.“ Nachdem er auf den vorwiegend synthetischen Charakter der Bildung des klassischen Alterthums hingedeutet hat und gezeigt, wie unter dem Einflusse der Kirche auch die Bildung des Mittelalters in allen Beziehungen eine einheitliche war, bespricht er die wesentlichen Ursachen der Zerfahrenheit heutiger Volksbildung und eines großen Theiles der gegenwärtigen Schularbeit und zeigt die verderblichen Folgen auf, welche dieser Zustand theils bereits herbeigeführt hat, theils herbeizuführen droht. In welcher Weise der Verf. die so dringend nöthige Zusammenfassung der Bildungsarbeit des Volkes und der Einzelnen sich ausführt denkt, und wohin er das Centrum des Bildungs- und Erziehungswerkes verlegt, darüber spricht er sich nicht näher aus. Für Kundige freilich sind in Betreff des Principis die beiden Sätze genug, welche die letzten Seiten des Vortrags zieren, nämlich: „Die weltgeschichtliche Epoche, in der wir leben, stellt es uns vor Augen, wie die göttliche Regierung über alle Wirkungen des zerfallenden Egoismus hinweg das ewige Gesetz einer welterhaltenden Synthese durchführt,“ und: „der christliche Glaube ist die tiefste, reichste, mächtigste Synthese, die Himmel und Erde umfaßt, Göttliches und Menschliches verbindet.“ Möge Gott unserm Volke bald die Männer geben, deren es zur

lebensvollen Zusammenfassung seiner Gesamtbildung mit der heiligen Macht des Christenglaubens für die neuen ihm gestellten Aufgaben heute vielleicht mehr bedarf als in irgend einer früheren Periode seiner Geschichte!

Dr. D. S.

Grube, A. W., Studien und Kritiken für Pädagogen und Theologen. Neue Reihe. Leipzig, 1871. Brandstetter; 20 Sgr.

Sämmtliche hier vorliegende Aufsätze sind bereits an verschiedenen Stellen einzeln veröffentlicht. Die abgehandelten Themen sind: Ueber das Verhältniß der Religion zur Moral; Ueber K. Gerolds Blumen und Sterne; Ueber den Unterschied von Gemüth und Gemüthlichkeit; Pestalozzi's Anfang; Die Söhne Pestalozzi's; Ueber Lehrerinnen und Lehrerinnen-Seminare; Chr. v. Bomhard's Nachlaß; Zur Charakteristik der Philosophie des Unbewußten; Ueber die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen. — Der Verf. ist als Schriftsteller zu bekannt, als daß es nöthig wäre, mehr als die Ueberschriften seiner Abhandlungen anzugeben. Niemand wird bezweifeln, daß er hier interessante Stoffe in eleganter Weise behandelt finden wird; auch werden alle Leute von entschiedener Stellung zur Religion oder zur Poesie wissen, was sie bei dem Verf. erwarten und was sie nicht erwarten dürfen. Jeder, der nicht sich ganz extrem und abweisend auch gegen die Leute der stillen Mitte verhält, wird genug anregende Unterhaltung und auch Belehrung finden, um das Büchlein gern zu lesen und Andern zur Lectüre zu empfehlen.

Dr. D. S.

Ancelet, J. F. Ueber die Anwendung von Strafen bei der Erziehung. Augsburg, Jenisch und Stage. 3 Sgr.

Der Verf. tritt in dieser kurzen Mahnschrift auf dem Grunde des Schriftwortes und an der Hand anerkannt bedeutender Erzieher der gegenwärtig unter den sogenannten Gebildeten so weit verbreiteten Sitten vor Anwendung der Strafe entgegen, bringt insbesondere die verpönte Ruthe wieder zu Ehren und spricht, ohne gerade Neues zu sagen, was bei diesem Gegenstande überhaupt schwer sein möchte, so eindringlich zu den berufenen Erziehern, daß sein Schriftchen namentlich zur Verbreitung in häuslichen Kreisen recht empfehlenswerth erscheint. Insbesondere beherzigenswerth ist die so vielfach nöthige Mahnung, daß man bei dem Strafen mit Worten und bei der Erwähnung sparsam sein möge mit der Zahl

der Worte. Es gilt auch hier, wie bei aller Erziehung und in beschränktem Sinne auch beim Unterricht, daß wir Saatkörner ausstreuen müssen, welche im jugendlichen Gemüthe keimen und wachsen sollen unter Gottes Segen.

Dr. D. S.

Horn, D., Rektor in Witten. **Die Mittelschule** ein nothwendiger Ausbau unsers Volksschulwesens. Auf Veranlassung des Vereins evangelischer Lehrer und Schulfreunde für Rheinland und Westfalen herausgegeben. Witten 1871. C. L. Krüger. 5 Sgr.

Das vorliegende Schriftchen ist aus dem Anschauungskreise eines in den praktischen Schulfragen der Gegenwart überaus thätigen und vielleicht zu bedeutender Mitwirkung an der Gestaltung des Schulwesens berufenen Vereins hervorgegangen. — Der Verf. behandelt sein Thema in vier Abschnitten. Im 1. Abschnitt: „Die Interessenten der Volksschule“ wird, ausgehend von der Definition: „Die Schulen sind Anstalten, die im Dienste einer mehr oder weniger bestimmten Genossenschaft stehen“, aus dem Mangel an Volksthümlichkeit, an dem unsere Schulen leiden, sowie aus den vorhandenen Lücken im Schulwesen gefolgert, daß die Bedürfnisse der Interessenten die gebührende Beachtung nicht gefunden haben. Die Interessenten sind aber die Glieder des untern und des Mittel-Standes. Eine Trennung der Volksschule in zwei Standeschulen wird von vorn herein abgewiesen, und zwar zunächst im Interesse der ärmeren Kinder, denen die Möglichkeit einer Ausbildung über ihren Stand hinaus nicht verschlossen werden soll; gleichwohl ist Rücksicht zu nehmen auf die Verschiedenheit in den Bedürfnissen der Interessenten. Im II. Abschnitt wird zunächst das unerläßliche Maß der auch für die Kinder des untern Standes zu fordernden Ausbildung festgestellt und dabei namentlich die Nothwendigkeit einer tüchtigen religiösen und sittlichen Bildung durch den Hinweis auf die mehr und mehr zur Herrschaft kommende Arbeitstheilung und Einförmigkeit im Berufsleben und die daraus resultirende Gefahr des Versinkens in geistige und sittliche Stumpfheit und Gemüthsnacht dargehan. Sodann werden die weitergehenden Forderungen festgestellt, welche an die Schulbildung der Kinder zu stellen sind, welche als Handwerker, kleine Geschäftsleute, Werkmeister u. s. w. ihre Stellung im Leben finden sollen. Die des näheren aus geführten Kenntnisse im Deutschen, Rechnen, der Geometrie, dem Zeichnen, der Naturkunde sollen aber nicht als isolirtes Wissen dastehen, sondern sich gegenseitig durchdringen und als

Stücke einer guten allgemeinen Bildung vorhanden sein; sie bedürfen deshalb der Ergänzung durch eine entsprechende religiöse, literarische, geschichtliche und geographische Bildung und wenns angeht, die Kenntniß einer fremden Sprache. Die ethischen Disciplinen werden auch hier besonders betont, denn die Schule soll nicht allein für Tüchtigkeit im Berufe, sondern vielmehr noch für Bildung des Charakters sorgen, nicht zumeist den tüchtigen Geschäftsmann, sondern den tüchtigen Menschen ausbilden. — Die gegenwärtig bestehenden Volksschulen werden diesen Forderungen nicht gerecht. Die Lebens- und Verkehrs-Verhältnisse sind wesentlich andere geworden, die Schule ist in den letzten Jahrzehnten wesentlich nicht geändert. Hier liegt ein schreiender Uebelstand, hier der Grund der Unzufriedenheit mit den Leistungen der Volksschule; und erklärlich genug sind die verschiedenen Versuche, in den verschiedensten Gegenden gemacht, um ergänzend einzutreten. Eine kurze Umschau in dem Gebiete der Mittelschulen wird im 3. Abschnitt gegeben. Dieselbe erstreckt sich auf die wenigen in der Rheinprovinz und Westfalen neuestens gegründeten, auf die in den östlichen Provinzen vorhandenen, und beleuchtet die gleichartigen Bestrebungen in Steiermark. Das Bedürfniß nach Mittelschulen ist allseits vorhanden, wird aber nicht überall anerkannt. Zumal ist es bei den Lebensverhältnissen der Heimathsgegend des Verfassers auch aus der gegebenen Umschau ersichtlich, wie dringend das Bedürfniß ist, wenn das dortige Volksschulwesen nicht hinter dem in andern Gegenden und hinter den Bedürfnissen des Lebens zurückbleiben soll. Als eine weitere Folgerung aus der Umschau wird die große Mannigfaltigkeit in der Einrichtung der Mittelschulen constatirt und dieselbe nicht als ein Mangel, sondern als ein besonderer Vorzug hingestellt, da hierdurch der Verschiedenheit in Gestaltung des Lebens in Betreff der volkswirtschaftlichen Bildung und Sitte in den verschiedenen Gegenden des Vaterlandes Rechnung getragen werde. — Im IV. Abschnitt giebt der Verf. Grundzüge für Errichtung der Mittelschulen. Die hier gemachten Vorschläge sollen insofern der freien Entwicklung der Mittelschule in keiner Weise vorgreifen; vielmehr wünscht der Verf., der immer wieder das Recht der Interessenten geltend macht, daß diesen letzteren ein möglichst großer Einfluß auf Einrichtung der Schule eingeräumt werde. Hierdurch werde das vielfach zerissene Band zwischen Schule und Leben wieder geknüpft und auch ein erfrischender Geist in den Lehrerstand gebracht werden. In vier Sätzen legt der Verf. seine Wünsche für Einrichtung der Mittelschulen und die damit ver-

bundene Gestaltung der ganzen Volksschule nieder:

1. Bei Einrichtung der Volksschule muß ebensowohl auf die Kinder Rücksicht genommen werden, die nur das Nothwendigste lernen können, als auf die, die eine weitergehende Bildung wünschen. 2. Die Mittelschule muß in innigem Anschluß an die Volksschule stehen, ihre Selektu bilden. 3. Die Mittelschule hat den Volksschul-Unterricht den Bedürfnissen des Mittelstandes gemäß zu vertiefen und zu erweitern. Sie muß den Charakter einer allgemeinen Bildungsanstalt sich bewahren. 4. Die Mittelschule muß allen für ihren Besuch befähigten Schülern zugänglich sein. Auch den Mädchen muß Gelegenheit für eine weitergehende Bildung geboten werden.

Ueber manche gelegentliche Aeußerungen läßt sich mit dem Verf. rechten; mit den gemachten Vorschlägen werden manche Schulkennner sich nicht ohne weiteres in Einverständnis wissen. Zweierlei aber darf wohl auf Widerspruch nicht stoßen: Das in dem Schriftchen beleuchtete Gebiet ist von eminenter praktischer Bedeutung für weite Kreise des Volkslebens und fordert den Staat ebenmäßig wie die Kirche zum Nachdenken und zum baldigen Handeln auf; sodann: Das Schriftchen ist die Arbeit eines im Schulleben stehenden, das Interesse des Volkes und seiner religiösen Bildung im besten Sinne suchenden, eifrigen und praktischen Mannes und ein beachtenswerther Vorschlag zur Lösung einer dringlichen Frage. Wir möchten dasselbe den weitesten Kreisen, namentlich Allen, welche von Berufswegen bei Gestaltung der Volksschule mitzuwirken haben, zur Beachtung empfohlen haben,

Alende, Dr. med. Hermann. Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen. Leipzig, 1869/70. Nummer. 9 Lieferungen à 6 Ngr.

Während die unten anzuzeigende Schrift wie auch andere Schriften desselben Verf. dem Bruse der „Hausfrau“ gelten, hat die vorliegende die innerhalb des Mutterberufes liegenden Pflichten zum Gegenstande. Der Charakter der Schrift kennzeichnet sich in dem in der Vorrede angegebenen Zwecke, „diejenigen Kenntnisse, welche zur Erfüllung des Mutterberufes nothwendig sind, sachlich darzustellen und dem Weibe in seinem heiligen Beruf als Erhalterin der Menschheit, Belehrung, Rath und Anweisung zur Erfüllung seiner natür-

lichen und moralischen Lebensaufgaben zu geben.

Mit der Kenntniß eines Fachmanns hat der Verf. denjenigen Theil des Buches, welcher über die physische Erziehung der Kinder handelt, in einer die sämmtlichen hierhergehörigen Beziehungen eingehend und überall sachlich und praktisch ausführenden Weise behandelt und wird sich damit den Dank mancher Mutter verdient haben. In der zweiten Abtheilung: Die Mutter als geistige Erzieherin ihres Kindes ist das Urtheil und die Anleitung des Verfassers auf eine gesunde, vor Ausschreitungen behütende erziehlische Wirksamkeit der Mutter gerichtet und im Einzelnen von verständigen Winken und zum Nachdenken und Nachhandeln führenden Betrachtungen begleitet. „Die Mutter als sittliche Erzieherin ihres Kindes“ — die so benannte dritte und letzte Abtheilung des Buches geht bei beherzigenswerthen Ausführungen im Einzelnen nicht grade auf die Tiefe christlicher Anschauung zurück und erhebt sich daher auch nicht zu der Einheit eines aus christlichem Geiste gegebenen Bildes.

Praktisch und verwendbar bleibt das Buch und vornehmlich in seinen ersten Theilen in besonderem Grade und auch in Anbetracht des letzten Theiles möchten wir den sittlichen Ernst der Auffassung des Verf. von den Erziehungsaufgaben allen deutschen Müttern wünschen.

Alende, Dr. med. G. Die gebildete Hausfrau als wirthschaftliche Einkäuferin und Verwalterin nach Grundsätzen der Naturkunde, Gesundheitslehre, Oekonomie und guten Sitte. Zweite, gänzlich umgearbeitete und bedeutend erweiterte Ausgabe des „Deutschen Marktbuchs“. Leipzig, 1870. Nummer. 8—9 Liefergn. à 6 Ngr.

Den rationellen Betrieb des Einkaufens und Verwaltens des hauswirthschaftlichen Bedarfs den Frauen aus den besseren Ständen nahe zu legen und möglich zu machen, dazu soll das Buch dienen. In den im Eingange ausgesprochenen allgemeinen Bemerkungen über die mangelhafte Vorbereitung mancher Hausfrauen für diese Seite ihres Berufes mag mancher Hausherr seine im Stillen gemachten Betrachtungen wiederfinden. Das Buch wird aber den Hausfrauen selbst eine willkommene Gabe sein und zumeist denjenigen, welche nicht in der Lage sind, sich für die Wirthschaft des Hauses lediglich und unbedenklich dem wirthschaftstenden Dienstpersonal zu überlassen. Durch eine anziehende und eingehende Mittheilung über Natur und Art des

hauswirtschaftlichen Bedarfs wird zunächst der wissenschaftlichen Kenntniß aufgeholfen, um dann auf Grund der beigelegten durchweg praktischen Fingerzeige die selbstständige Orientirung zu ermöglichen. Die Tendenz sowohl als der eingeschlagene Weg des Buches sind durchaus empfehlenswerth. „Hausfrauen“ heranzubilden, dazu ist freilich ein Buch noch nicht der zum Ziele führende Weg und schwerlich wird eine ungeübte und unpraktische Hausfrau durch Studium des vorliegenden Buches sich in ihr Gegentheil verwandeln. Denjenigen Hausfrauen indessen, welche mit praktischer Übung die Einsicht in die rationelle Behandlung des hauswirtschaftlichen Bedarfs verbinden möchten, wird das Buch ein willkommenes Führer sein. In den drei Abtheilungen: Der Einkauf des Bedarfs, das Hauswesen und seine Technik und 3. die Hausordnung wird der Gegenstand in hinreichend erschöpfender Weise behandelt.

Schulgrammatiken und Übungsbücher.

Englman, Lorenz, Prof. am kgl. Ludwigsgymnasium in München. **Grammatik der deutschen Sprache**. Zweite verbesserte Auflage. 103 S. 8. München, 1871. Lindauer 10 sgr.

Daß das genannte Büchlein in einer Zeit, da die deutschen Grammatiken wie Pilze aus der Erde wachsen, großen Beifall gefunden und in vielen Schulen bereits Eingang erlangt hat, beweist die nach dem ersten Erscheinen im Jahre 1870 bald nöthig gewordene 2. Auflage. Diesen raschen Erfolg verdankt es freilich auch der auf den günstigen Beurtheilungen praktischer Schulmänner beruhenden Empfehlung des kgl. bairischen Staatsministeriums für Kirchen- und Schulsachen, sowie auch desjenigen für Handel und öffentliche Arbeiten. Es ist dadurch der Einführung vorliegender Grammatik an den lateinischen und Gewerbschulen des Königreichs Baiern erheblich Vorschub geleistet worden. Aber in der That spricht auch ihr innerer Werth sehr für dieselbe, und ihre hohe Brauchbarkeit für Schulzwecke kann nicht in Abrede gestellt werden, wenn ihr auch die sorgfältige historische Fundamentirung abgeht, wie wir sie z. B. in den ausgezeichneten „Grundrissen der neuhochdeutschen Grammatik“ von Friedrich Bauer finden. Der Verf. hatte bei seiner Arbeit ursprünglich die lateinischen Schulen seines engeren Vaterlandes im Auge. Ihnen zunächst wollte er ein „brauchbares Lehrbuch der Muttersprache schaffen, das sich auf das Nothwendige und Wesentliche beschränke, dieses selbst in möglichst einfacher

Form darstelle und wegen seines Parallelismus mit der lateinischen und griechischen Grammatik geeignet sei, den Unterricht in diesen drei Sprachen zu erleichtern und zu fördern.“ Für diesen nächstliegenden Zweck ist sein Werkchen wohl geeignet; aber nicht nur für untere Gymnasialclassen, sondern auch zur Einführung an Realschulen und anderen verwandten Anstalten erscheint es uns recht empfehlenswerth. An klarer, lichtvoller Anordnung und Gruppierung des Stoffs und an gebrungener, prägnanter Fassung der grammatischen Auseinandersetzungen und Regeln, die zugleich auch durch eine reiche Auswahl passender Beispiele illustriert werden, kommen dieser Grammatik nicht viele gleich. Bei diesen exemplificirenden Citaten hätte vielleicht, wenn auch kurz, angegeben werden sollen, welchen Schriftstellern sie entnommen sind. Für die grammatischen Verhältnisse und Erscheinungen sind überall die üblichen lateinischen termini technici kurzer Hand und consequent gewählt. Das billigen wir vollkommen, auch mit Rücksicht auf die mehr realistischen Anstalten, an denen das Büchlein eingeführt ist oder werden könnte. Geben diese grammatischen Kunstausdrücke hier der mündlichen Erläuterung des Lehrers auch mehr zu thun als an Lateinschulen, so sind sie doch die praktischsten, weil sie auch bei der Erlernung anderer moderner Sprachen wiederkehren. Unseres Erachtens hätte der Verf. in diesem Punkte nur etwas mehr dem Einfachen und Persönlichen treu bleiben sollen. Daß er bei der Unterscheidung der Arten der Verba erst die Begriffe „subjectiver und objectiver“ Zeitwörter aufstellt und dann „transitiva und intransitiva“ darunter subsumirt, gefällt uns nicht. Ebenso will uns die Unterscheidung eines besonderen „Potentialis“ beim Coniunctiv überflüssig erscheinen. In gleicher Weise halten wir bei den Auseinandersetzungen über den zusammengesetzten Satz die Bezeichnung „superordinirt“ für den Hauptsatz und andererseits die Zusammenfassung der Subject- und Objectnebensätze unter dem nicht allgemein üblichen Begriff „Declarativ-Sätze“ für unnöthig. Man sollte nur die Einprägung der unbedingt nothwendigen dieser termini jüngeren Schülern bieten, dann auch deren sichere Einprägung von ihnen verlangen. Sonst finden wir an dem trefflichen Werkchen, in dem der Formenlehre die Rechtschreibung angehängt ist und dann erst die Satzlehre (Syntax) folgt, nichts Wesentliches auszusetzen und wünschen nur, daß es unserer Jugend die Gesetze unserer edlen Muttersprache recht nahe lege, Liebe zu derselben bei ihnen wecke und dadurch unserem Rationalbewußtsein eine immer festere Grundlage schaffen helfe.

Eng an diese Schulgrammatik schließt sich

ein ebenfalls in zweiter verbesserter Auflage erschienenes, getrennt von ihr zu brauchendes Büchlein des Verf. mit dem Titel: „Deutsche Orthographie und alphabetisches Wörterverzeichnis für richtige Schreibung und Beugung“. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung 1871, 87 S. Es werden uns hier zuerst die Regeln der deutschen Rechtschreibung geboten, die mit den in der Grammatik enthaltenen meist wörtlich übereinstimmen und nur hier und da kleine Erweiterungen und Zusätze aufweisen, denen dann ein gegen die erste Aufl. bedeutend vermehrtes und auch die gebräuchlichsten Fremdwörter umfassendes Verzeichniß solcher Wörter folgt, über deren Schreibweise Zweifel sich erheben könnten. Hr. Engelman ist im Wesentlichen den orthographischen Grundsätzen Rudolfs v. Raumer gefolgt, den er selbst „den ersten deutschen Orthographen nennt, der unsere Rechtschreibung gegen arge Verwirrung gesichert hat;“ er lebt der freudigen Hoffnung, daß seine Bücher dazu beitragen werden, endlich in einem großen Theil unserer Schulen eine einheitliche Orthographie zu Stande zu bringen. Im südöstlichen Deutschland mag dies wohl der Fall sein; einer einheitlichen Orthographie für das gesammte Vaterland, die so sehr wünschenswerth wäre, stehen wir aber gewiß vorerst noch nicht nahe, es müßte denn in dem geeinigten deutschen Reich etwa eine Reichscommission von Sachverständigen aus verschiedenen Territorien die Sache regelnd und empfehlend in die Hand nehmen. Den vom Verf. aufgestellten orthographischen Regeln läßt sich Klarheit und Bestimmtheit im ganzen nicht absprechen, doch ist uns in denselben dem historischen Principe nicht weit genug Rechnung getragen. Ref. ist der Meinung, daß eine nationale Schreibung, noch dazu eine solche, die das phonetische Princip stark in den Vordergrund stellt, auf das allmähliche gänzliche Verschwinden des *Dehnungs*h und des *th* in deutschen Wörtern, wie es die historische Schule will, hinarbeiten muß. Darum genügt uns nicht, was der Verf. gerade über diesen Punkt aufstellt, wenn er auch „Atem, tot, rot, Blüte, Mut, Rute, Psal, Psäl, schel, Stul, Star, Stral, stelen, drönen, der Tau, Teil, teuer u. s. w.“ zu schreiben empfiehlt. Ebenso billigen wir nicht, daß unser Verf. in der Schreibung der *S-Laute* von Rudolf v. Raumer abweicht. Wenn man in Bezug auf diesen eiglichen Punkt dem durch die historische Forschung ermittelten Sachverhalte nicht Rechnung tragen will, was, einzelne wenige Ausnahmen zugelassen, unseres Erachtens das Einfachste wäre, so müssen wir mit Raumer die *Heyse'sche* Schreibweise als das beste und consequenteste Auskunftsmittel, befürworten,

nachdem das Bewußtsein von dem historischen Unterschied zwischen *s*, *ss* und *ß* schon seit Jahrhunderten im deutschen Volke geschwunden ist. Mit den übrigen vorgeschlagenen Schreibungen sind wir im ganzen einverstanden, doch würden wir „läugne“ statt leugnenn (lougnan) und „weissagen“ (von *wizao-sagax*, *praescius*) statt weiffagen u. a. vorziehen. — Hoffen wir indessen von der neuen Zeit, in der wir leben, daß particularistische Bestrebungen auf diesem Gebiete ebenfalls immer mehr überwunden und daß durch friedliche Compromisse das wahrhaft Zweckmäßige und Vernünftige endlich erreicht werde. Die Acten in der orthographischen Frage sind, nachdem alle Parteien reichlich sich darüber geäußert haben, jedenfalls spruchreif. D. B.

Vertram, W. Grammatisches Übungsbuch für die mittlere Stufe des französischen Unterrichts. Zusammengestellt in genauem Anschluß an die *Plöz'sche* Schulgrammatik. Heft 1 und 2: 3. Auflage 20 Sgr. Heft 3: 2. Auflage. Berlin 1871. Kobligk.

Schon der Titel besagt, daß die vorliegende Schrift eine Ergänzung resp. eine Erweiterung zu der Schulgrammatik von *Plöz* sein will und zwar Heft 1 für § 1—23 derselben, Heft 2 für § 24—57 und Heft 3 für § 58—78. Daß sie Verbreitung gefunden hat, zeigen die bisherigen Auflagen. Es fragt sich, ob und wem sie empfehlenswerth ist. Nach der Ansicht des Referenten eignet sie sich nicht ohne Weiteres zum Gebrauch der Schüler. Um die Regeln ableiten zu können, dazu bietet *Plöz* schon Sätze genug. Auch *Vertram* bietet zu den betreffenden Lektionen nur einzelne Sätze, ganz so wie *Plöz*. Ueberhaupt sind beim grammatischen Unterrichte die zusammenhanglosen Sätze im Grunde ja zu vermeiden und die Regeln sollten eigentlich während des Ganges der zusammenhängenden Lektüre eines Classikers schon auf der unteren Stufe (parallel dem *Cornelius Nepos* auf Gymnasien) und an derselben erläutert werden.

Die Sätze *Vertrams* sind daher nur geeignet zum Gebrauche bei schriftlichen Übungen. In dieser Hinsicht sind sie für Schüler empfehlenswerth. Mehr aber noch für die Lehrer zumal bei dem Umstande, daß es sehr oft junge und unerfahrene Männer sind, die auf den betreffenden Lehrstufen das Französische vertreten. Solchen dürfte *Vertrams* Übungsbuch ein sehr empfehlenswerthes Hülfsmittel sein. Referent kann es auf Grund eigener Benutzung nur loben, nur hätte er oft Sätze von mehr Inhalt und weniger allgemeine und in-

haltlose Phrasen gewünscht, wie sie oft genug aufstoßen. Auch wäre es gut, wenn bei jedem Sage der betreffende Autor genannt würde, wie es z. B. bei Borel grammairre française der Fall ist.

Berlin.

R. P.

Keller, Heinrich. Schulgrammatik der Englischen Sprache für höhere Lehranstalten. 2. Auflage. Aarau 1871. Sauerländer. 1 thlr.

In dieser zweiten Auflage hat der Verf. die zwei bisher getrennten Abtheilungen (Formenlehre und Syntax) vereinigt, auch das Übungsmaterial wesentlich vermehrt und verbessert. Sehr begreiflich ist, warum sich der Verf. auchbewogen gefunden hat, die Aussprache-Bezeichnung bei den Vokabeln anzufügen. Der Lernende muß eben so früh als möglich in den Stand gesetzt werden, sich selbständig hinsichtlich der Aussprache auf die Lectüre vorzubereiten. Die also vervollständigte Grammatik, eigentlich für höhere Lehranstalten berechnet, eignet sich durch ihre nummernreiche Gestaltung auch für Privatunterricht. Ihre gesammte Anordnung ist systematisch und in einfacher, klarer Darstellung giebt sie kurz und bündig die Gesetze der Formen und die Construction der Sprache. Sie kann dringend empfohlen werden.

G.

Gl.

Niebuhr's Tales of Greek Heroes, from the German. Band I der Easy English Readings. Gotha, 1871. Schöbmann. 8 sgr.

Diese Sammlung leichter Lesestücke, von denen hier der erste Theil erscheint, ist bestimmt, für die ersten Stufen des englischen Unterrichts eine Lectüre zu bieten, die den jugendlichen Geist zugleich durch ihren Inhalt fesselt und ihm Stoff zum conversatorischen Erlernen des Englischen gewährt. Neben rein englischen Stoffen, welche unter den Easy Readings figurieren werden, sollen auch Uebersetzungen aus dem Deutschen nicht ausgeschlossen bleiben. Der den Niebuhr'schen Erzählungen, die neulich in erneuter Auflage deutsch erschienen sind, auch in diesem fremden Gewande immer noch innewohnende Reiz sichert ihm das lebendigste Interesse der Kinder an dem Gegenstand der Lectüre und wird es diesem nur erleichtern, jene auch in der Sprache zu fördern, in der derselbe ihnen hier entgegentritt.

G.

Gl.

Ahn, F. H. Dr., Sketches of the Franco-German war selected from the „Daily News“ Correspondence. Köln 1871. Dumont-Schauberg. 24 sgr.

Unter den Veröffentlichungen bezüglich der Geschichte eines großen Kriegs ist keine Beschreibung interessanter und eindrucksvoller als die, welche der Feder eines sachverständigen Augenzeugen entstammt. Daß das Jahr 1870 u. 71, von der Hand eines solchen unmittelbaren Beobachters an dem Kriegsschauplatz geschildert, als ein Thatenjahr ersten Rangs strahlt, bedarf kaum einer Erinnerung. Der Daily-News-Correspondent, welcher besonders die Sedan-Affaire als unmittelbarer Augenzeuge mitmachte, gilt als einer der unterrichtigsten und glaubwürdigsten in dem ganzen Kriege. Gegenwärtige gründliche Zusammenstellung der ganzen auf den denkwürdigen Krieg bezüglichen Correspondenz giebt ein Unterrichtsmaterial, das in formaler Hinsicht sich vollständig verwerthet, als Belebungsmittel des deutschen Patriotismus aber ganz besonders empfohlen werden kann.

G.

Gl.

Literatur, Belletristik.

Bibliothek deutscher Classiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von W. Lindemann. 1. bis 15. Theil. 8. Freiburg, 1868—1871. Herder. 5 thlr.

Nach Göthes Ausspruch giebt es dreierlei Arten Leser: „eine die ohne Urtheil genießt, eine dritte, welche ohne zu genießen urtheilt, die mittlere, die genießend urtheilt und urtheilend genießt.“ Diese letzte Classe reproducirt eigentlich ein Kunstwerk aufs neue; ihre Mitglieder, nicht zahlreich, deßhalb auch werther und würdiger, sind vorzugsweise zu berücksichtigen und zu fördern. Allein diese Leser können die deutsche National-Literatur in ihrer Vollständigkeit unmöglich kennen lernen, sie müssen sich mit einer zweckmäßigen Auswahl aus den Werken der deutschen Classiker begnügen. Eine solche Auswahl ist nicht bloß aus äußeren, sondern ebenso aus inneren Gründen ein Bedürfnis, zumal, wenn nebenbei die Einsicht in das ganze Werk und das Verständniß der einzelnen Theile vermittelt wird, ohne aber dem Selbstdenken den Stoff zu beschränken. Diese Eigenschaften besitzt in anerkennenswerther Weise das mit Geschick begonnene, mit Sorgfalt vollendete literarische Unternehmen,

dessen Titel eben genannt ist. Die „Bibliothek“ darf die theilnehmende Beachtung des gebildeten Publikums wesentlich aus dem Grunde beanspruchen, weil hier zu außerordentlich billigem Preise die bedeutendsten Schriftsteller unseres Volks in einer zweckmäßigen Auswahl mit dem vorwiegenden Zweck dargeboten werden, daß die Bibliothek deutscher Classiker ohne Anstand in der „christlichen Familie und Schule“ Aufnahme finden darf. Für die gelungenste Ausführung dieses vor dem Erscheinen des Werkes ausgesprochenen Zwecks bietet der Name des Herausgebers eine sichere Bürgschaft, welcher sich bereits durch seine vorzügliche „Geschichte der deutschen Literatur“ (zweite vermehrte Auflage Freiburg i. B. 1869) als ein tüchtiger Literatur-Historiker bewährte; vergleiche unsere empfehlende Recension Allgemeiner literarischer Anzeiger VI. Band 1870 S. 115—117. Lindemann hat durch das vorliegende Buch den Beweis geliefert, daß er zur Ausführung eines die Bildung fördernden Planes die nöthige Befähigung besitzt. Den eigentlich geistigen Erzeugnissen geht ein Lebensumriß des Schriftstellers voraus, welcher mit Geist, Geschick und genauer Kenntniß der Zeitverhältnisse sowie unter Rücksichtnahme auf die nächste Bestimmung der Bibliothek für Schule und Haus in ansprechender Form angemessen und gut abgefaßt ist. Uebersichtliche Einleitungen, klare Erläuterungen und literarische Anmerkungen zu den schwierigsten Stellen erleichtern deren Verständniß. Bei der Aufnahme in die Bibliothek hat sich der Herausgeber durch die Bedeutung eines Schriftstellers für die Literatur und deren Entwicklung bewegen lassen; nur das wirklich Bedeutende wird reproducirt, ohne daß jedoch das für den einzelnen Schriftsteller Charakteristische vernachlässigt wird. Aus jedem Zweige der Poesie und Prosa sind Proben und Belege gegeben worden, wie solche namentlich bei Ertheilung des Unterrichts in der Literaturgeschichte auch zu berücksichtigen sind. An den mitgetheilten Schriftstücken kam die Bedeutung des Verfassers gemessen und gelernt werden. Die beobachtete Methode ist sicherlich die richtigste weil praktischste, um den Reichthum unserer Literatur wenigstens annähernd kennen und lieben zu lernen.

Die Sammlung erscheint in Bändchen von durchschnittlich acht enggedruckten Duodez-Bogen oder 170—200 Seiten. Die erste Serie in 3 Bänden oder 10 Lieferungen enthält I. Band (Lieferung 1, 3, 5): Göthe, II. Band (Lieferung 4, 7, 8): Schiller, III. Band (Lieferung 2, 6, 9 u. 10): Lessing, die Göttinger, Claudius, Jean Paul und Herder. Diesen Bänden sind die Holzschnitte von

Göthe, Schiller, Lessing und Herder mit Namen-Facsimile vorgelegt. Die zweite Serie enthält in 3 Bänden oder 10 Lieferungen: I. Band (Lieferung 1, 2, 3): Göthe's Prosa. Klopstock. Romantiker. II. Band (Lieferung 4, 5, 6, 7): Schwäbische Dichter. W. Müller. Chamisso. Lehr- und Gedankendichter. Destrécher. III. Band (Lieferung 8, 9 u. 10): Dichter der Neuzeit. Dichterinnen. Dialekt-Dichtung. Religiöse Dichtung. Von der 9. u. 10. Lieferung sind 2 Separatausgaben unter den Titeln erschienen: „Geistliche Dichtungen der Neuzeit“, und „Dichterinnen und Dialekt-Dichtungen der Neuzeit.“ Jeder Band und jede Lieferung wird einzeln ausgegeben à Lieferung 7½ Sgr. Die äußere Ausstattung ist durchaus würdig und gut, der Preis überaus billig gestellt. Uebrigens hat die Verlagshandlung eine außerordentlich elegante Ausgabe mit gepresstem Leinwand-Einband und dem Bildniß unserer Hauptclassiker auf dem Deckel veranstaltet, welche sich zu einem passenden Geschenke eignet.

So weit wir nach einer mehrmaligen Durchsicht der einzelnen Theile beurtheilen können, ist kein wesentliches und bedeutendes Erzeugniß unserer Literatur fortgeblieben. Nur möchten wir uns für eine (hoffentlich bald zu erwartende) zweite Auflage die Frage erlauben, ob es nicht zweckdienlich sei, das sinnige und geistreiche Mosel-Gisgangs-Lied von Clemens Brentano mit dem Anfang

„Geh betteln armes Lied,
 Geh nun von Thür zu Thür,
 Sprich: Diesem Haus sei Fried!
 Daß Gott die Herzen rühre;“

unter dessen mitgetheilten Gedichten (zweite Serie, zweite Lieferung S. 109—132) wenigstens theilweise mit aufzunehmen, schon um den Inhalt noch verbreiteter zu machen; dem Referenten liegt es wenigstens nur in einem Einzel-Abdruck vor, welcher „zu finden ist bei dem Einnehmer des Frauenvereins zu Coblenz“. Bei Platen (zweite Serie, 5. Lieferung S. 92 flg.) hätten wir die Aufnahme des wenig bekannten Parzenliedes gewünscht, von dem der Anfang lautet:

„Wenn des Leichtsinns Rote
 Die Natur entstellt,
 Huldge du dem Gotte
 Durch die ganze Welt!“

Wenn unserer Jugend nur das Reine und Gediene, was unsere großen Dichter geschaffen haben, geboten werden darf, sie dieses aber auch gemessen, verstehen und lieben lernen sollen, so glauben wir nach den vorstehenden Bemerkungen ein vollständiges Recht zu haben, die Bibliothek deutscher Classiker angelegentlichst und recht warm Eltern und Er-

ziehern zu empfehlen, welchen die Pflicht obliegt für eine geeignete Lectüre in der „christlichen Familie“ zu sorgen und deren Beruf es ist, die Jugend in unsern reichen Schatz der deutschen Literatur einzuführen. Wer nicht will, daß der Geist unserer Nation und unsere nationale Bildung von der christlichen Religion und Kirche losgerissen werde, kann durch Einführung dieser Bibliothek in zugängliche Kreise eine solche Gefahr mit abwenden helfen. Durch den hier gebotenen geistigen Genuß und künstlerischen Gewinn wird das, heranwachsende Geschlecht tüchtig gefördert und sittlich herangebildet werden können. **Nöbfl.**

Martin Luther als deutscher Classifier
in einer Auswahl seiner kleineren
Schriften. XXXVIII und 290 S.
Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer.
27 gr.

Mit vollem Rechte motivirt der Herausgeber dieser schönen Sammlung, Hr. H. Zimmer zu Frankfurt a. M., dormaliger Inhaber der durch ihre Veranstaltung der besten bis jetzt vorhandenen Gesamtausgabe von Luthers Werken wohlverdienten Firma „Heyder und Zimmer,“ sein Unternehmen mit den Worten: „In der Reihe der jetzt vielverbreiteten Schriften der deutschen Classifier alter und neuer Zeit darf Luther, der „Urs- und Normalclassifier,“ der Gründer unsrer neuhochdeutschen Sprache und Literatur, nicht fehlen. Die Gesamtausgaben seiner Werke sind dem größeren Publikum nicht zugänglich, die verschiedenen „Auswahlen“ meist einseitig; deshalb halten wir es für zeitgemäß, aus unsrer Ausgabe der sämmtlichen deutschen Schriften eine Auswahl zu veranstalten, aus der das deutsche Volk seinen Luther besser kennen und schätzen lernen kann. Wir haben bei dieser Auswahl nur solche Schriften berücksichtigt, die vorzugsweise von allgemeinem literarischem Interesse sind und Luther als deutschen Classifier charakterisiren.“ — Beides, dieser Plan des Herausgebers, und die ihm gewidmete Ausführung verdienen reichliches Lob. Als Proben von Luthers klassischer Sprache und Schriftstellerei werden in zwei ungefähr gleichlangen Abtheilungen mitgetheilt: I. Ausgewählte kleinere Schriften — darunter Vorreden zu biblischen und sonstigen Schriften; ca. 30 geistliche Lieder; Gedanken von der Musica; Grabschrift für Magdalena Luther; Luthers Hausrechnung und Testament u. sammt allerlei Stücken aus Briefen (z. B. „Von einem hübschen lustigen Garten“ an den Sohn Johannes; „Reichstag der Krähen und

Dohlen u.“); II. Briefe — 36 an der Zahl, die meisten kernhafteren und berühmteren Briefe von 1520—1546 in chronologischer Ordnung umfassend, nur mit der Einen Abweichung von der chronol. Folge, daß das gewaltige Schreiben an Kurfürst Friedrich und Herzog Johann zu Sachsen vom 21. August 1524 (Erl. Ausg. Bd. 53, S. 255 ff.), seines allgemeineren reformatorisch-apologetischen Inhalts wegen, an das Ende der ganzen Reihe gerückt ist. — Ueber Einzelnes ließe sich mit dem Veranstalter dieser Auswahl allerdings rechten. Zwar nicht die Herübernahme einiger Briefe oder Stellen aus den Briefen in Abtheilung I, wohl aber die allzu beschränkte Zahl der dort mitgetheilten Vorreden zu biblischen Büchern (unter welchen namentlich keine der so vortrefflichen zu den neutestamentlichen Schriften vertreten ist), desgleichen das Fehlen reichlicherer Lesefrüchte aus den Tischreden, vielleicht auch die Weglassung aller derartigen polemischen und reformationsgeschichtlichen Kernschriften mittleren Umfangs, wie „Von der Freiheit des Christenmenschen,“ „Warum des Papsts Bücher verbrannt sind“ u. (von welchen wenigstens die eine oder andere als Proben hätte beigebracht werden können); endlich die Nichtmitberbeziehung der Predigten und der catechetischen Schriften (k. Catechismus!), kraft deren der große Reformator vor Allem als deutscher Classifier dastehet, — dieß alles und manches Andere ließe sich vielleicht beanstanden. Aber freilich hätte bei umfassenderer Berücksichtigung dieser Desiderien der Umfang, und damit auch der Preis der Sammlung ein bedeutenderer werden müssen. Und gerade weil auf Billigkeit und „schlanke Gestalt“ des Buches vor Allem Rücksicht zu nehmen war, hat der Herausgeber gewiß wohlgethan, nicht nur im Allgemeinen sich thunlichste Beschränkung aufzuerlegen, sondern auch speciell der „Ausprüche über Luther's literarische Bedeutung,“ wie er sie in der Einleitung (S. VII—XXXVIII) aus älteren wie neueren Schriftstellern von Namen in ziemlicher Zahl (und zwar eigenthümlicherweise nicht in chronolog., sondern in alphabetischer Ordnung) zusammenstellt, nicht eine noch größere Auswahl zu bieten. Nur Eins hätten wir in diesem delectus testimoniorum über Luthers Classicität noch gern beigebracht gesehen: ein Wort aus oder über Ph. Dieß' „Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften,“ diesem großartig angelegten und mit rühmlichem Fleiß und Geschick bisher geförderten Denkmale, das die germanistische Philologie dem Reformator zu setzen begonnen hat, und das wohl werth gewesen wäre, neben dem von der deutschen Kunst errichteten Wormser Denkmal, dessen am Schlusse jener

Reihe von Zeugnissen gedacht wird, in demselben Sinne erwähnt zu werden.

Wir zweifeln nicht, daß des Herausgebers Wunsch und Hoffnung, „Luther ins deutsche Haus zu bringen, damit er da auch jetzt noch und besonders in unsren Tagen seine Mission (einer regenerirenden Einwirkung auf sein Volk) erfülle“ durch die schöne Zusammenstellung classischer Lutherworte, womit er uns beschenkt hat, reichliche Förderung erfahren werde, und wünschen unsrerseits, daß insbesondere bei der Wahl von Festgaben für das bevorstehende Weihnachtsest des vorliegenden Büchleins als eines für diesen Zweck besonders geeigneten Gegenstandes fleißig gedacht werden möge.

Goethes Götz von Berlichingen. Für den deutschen Unterricht auf Gymnasien herausgegeben von Dr. Gustav Wustmann. Mit einer historischen Karte. Leipzig, 1871. Seemann. 18 Sgr.

Der Verf. gibt uns in dem vorliegenden Werkchen eine recht fleißige und, wie man sieht, aus liebevoller Beschäftigung mit dem Gegenstand im Unterricht hervorgegangene Arbeit. Die Einleitung enthält in 5 Abschnitten „die wichtigsten Nachrichten über die Entstehung und die weiteren Schicksale des Dramas, ein ausführliches Argument des Stückes, eine genaue Darlegung des Verhältnisses, in welchem die Dichtung zur geschichtlichen Wahrheit, besonders zu Goethes Quelle steht, und eine Reihe von Bemerkungen über den Bau und die Sprache des Schauspiels.“ Unter dem Text ist dann eine Reihe von sprachlichen und sachlichen Bemerkungen gegeben, durch die wir manchen lehrreichen Wink oder Aufschluß erhalten. So bietet diese Ausgabe dem Lehrer jedenfalls ein willkommenes Hilfsmittel, wenn er auch Manches von dem Gegebenen bei Dünge findet, und es werden dem Verf. seine Arbeit diejenigen um so mehr danken, welche sich als Anfänger das zur Erklärung eines solchen Stückes in einer oberen Gymnasialklasse nöthige Material sonst nur mühsam und mit großem Zeitaufwand verschaffen könnten. Zu tabeln haben wir nur, daß die Erklärungen unter dem Text oft zu weit gehen und manches ganz Ueberflüssige enthalten, und daß, da wir das Buch nun einmal als ein Hilfsmittel für Lehrer ansehen, neben dem ausführlichen Argument und den Bemerkungen über Bau und Sprache des Stückes auch eine genauere Charakteristik der Personen und eine tiefergehende ästhetische Würdigung hätte gegeben werden sollen.

Darin können wir freilich des Verfassers Ansicht nicht theilen, daß sein Buch auch in den Händen des Schülers sein soll. Soll derselbe sich zu Hause auf einen Abschnitt vorbereiten, wie auf einen lateinischen oder griechischen Autor? Ich glaube, man könnte ihm dadurch den Geschmac an dem Drama gründlich verderben. Aber selbst wenn er sich vorbereiten sollte, so würde es immer besser sein, ihn versuchen zu lassen, ohne Hilfsmittel in das Verständniß einzubringen und selbst die Bemerkungen zu finden; es würde also immerhin besser sein, ihm den bloßen Text in die Hand zu geben. So kommt man ja auch von den „bewährten“ Schulausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller mit Anmerkungen als einem Hilfsmittel für Schüler jetzt wieder mehr und mehr ab. Soll der Schüler aber eine solche Ausgabe, wie die vorliegende, in der Unterrichtsstunde vor sich haben, so ist der Lehrer und seine Erklärung vollständig überflüssig, die Stunde jedenfalls ohne jegliche Anregung für Lehrer und Schüler. Nein, der Schüler habe, wie schon gesagt, den reinen Text vor sich, der Lehrer gebe ihm eine für Verständniß und Würdigung nöthige literar-historische Einleitung in sorgfältigen und ansprechendem Vortrag, der sicherlich wirksamer ist als das Vorlesen der besten Einleitung aus einem Buche, der Schüler versuche dann mit seinen Fähigkeiten und Kenntnissen zu erklären, was ihm möglich ist, und wo er nicht weiter kann, da eröffne ihm der Lehrer ein allseitiges Verständniß und eine eingehende Würdigung. Durch Repetitionen und einschlägige Aufsatsthemata wird dann der Schüler veranlaßt, den von dem Lehrer eröffneten oder nur angedeuteten Seiten weiter nachzuspüren, resp. sich dieselben zur vollen Klarheit zu bringen, und dann wird er den wahren Werth von der Lectüre haben.

Dr. F. H.

Kunstgeschichte.

Gerlach, Dr. L., Illustriertes Wörterbuch der mittelalterlichen Kirchengaukunst. Mit 100 Holzschnitten. 104 S. Stuttgart, 1870. Ebner u. Seubert.

„Die Baukunst des Mittelalters, sagt der Verf. dieses typographisch nett ausgestatteten Büchleins in der Vorrede, ist für uns nichts Fernstehendes mehr, dessen Bekanntheit man den Alterthumsforschern überlassen könnte. Die Meisterwerke der romanischen und gothischen Baukunst dienen auch uns noch als Gotteshäuser; sie sind ein Hauptschmud und Ruhm der Städte, das erste Ziel der Reisen-

den. Es liegt somit jedem Gebildeten nahe genug, sich mit dem Wesen dieser Kunst bekannt zu machen, da er ohne diese Kenntniß keinen andern Eindruck von der Betrachtung jener wunderbaren Dome mitnehmen wird, als den der räumlichen Größe.“ Diesem Bedürfnis der Gebildeten wollte der Verf. mit seinem anspruchslosen Werkchen, das nicht für Architekten oder Kunschriftsteller von Fach geschrieben ist, entgegen kommen. Ohne oberflächlichem Wissen oder ästhetisirendem Geschwätz Vorschub leisten zu wollen; strebte er darnach, solchen Freunden der mittelalterlichen kirchlichen Baukunst, die für sachmäßige Beschäftigung mit derselben keine Zeit haben, dadurch geistigen Genuß zu verschaffen, daß er ihnen von Zweck und Bedeutung aller architectonischen Glieder ein Verständniß vermittelt und ihnen Anleitung gebe, die verschiedenen Baustyle sicher zu unterscheiden und das Ganze eines romanischen oder gothischen Doms als belebten Organismus anzuschauen. Dabei hatte er zugleich aber auch die Leser größerer kunstgeschichtlicher Werke im Auge, denen er, weil die zahlreichen Kunstausdrücke manchmal Verlegenheit bereiten können, ein kurzes und bequemes Nachschlagebuch bieten wollte. Wir sehen, in Tendenz und Ausführung begegnet sich unser Werkchen so vollständig mit H. Otte's bekanntem Abriß der kirchl. Kunstarchäologie des Mittelalters (3 Aufl. Leipzig 1854) wie mit Lübke's trefflicher „Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters“ (5 Aufl. Leipzig 1866), daß es diesen reichhaltigeren Arbeiten gegenüber fast als völlig überflüssig erscheinen könnte, um so mehr als es gar nichts Besonderes und Besseres als sie bietet. Für Anfänger im Studium der Kirchenbaukunst, die noch keinerlei Vorkenntnisse haben, halten wir indessen das mit zahlreichen saubern, wenn auch vielleicht nicht ganz ausreichenden Holzschnitten ausgestattete Büchlein gerade wegen seiner kurzen lexikalischen, nur aufs nothwendigste sich beschränkenden Form für brauchbar und auch wegen seines mäßigen handlichen Umfangs als ersten Reisebegleiter empfehlenswerth. Für tieferes Eindringen wird es später ausführlicherer Anleitung bedürfen. Für Anfänger haben wir darum auch gerade keinen wesentlichen terminus technicus, der dem Gebiet der kirchlichen Architectur angehört, vermißt; doch hätten wohl Begriffe wie „Epitaphium, Fächerfenster, Diptyche, Triptyche“ u. A. auch für sie schon erörtert werden sollen. Die Erklärungen sind meist gut und treffend, doch nicht überall vollständig genau und ausreichend wie z. B. bei den Artikeln „Archivolte, Hallenkirchen“ u. a. Bei retabulum hätte auch die deutsche

Bezeichnung „Wand- und Reliquienaltar“ nicht fehlen sollen, und überhaupt wäre es vielleicht gut gewesen, wenn bei manchen Bezeichnungen, wo dies möglich ist, wie z. B. „Basilica, Cantharus, Narthex, Remter, Risalit“ u. s. w. der etymologische Ursprung angegeben worden wäre, was vielfach zur schärferen Feststellung und Festhaltung des Begriffs dienen konnte. Wenn Letzner S. 59 für eine Corruption aus lectorium erklärt wird, so ist dies gewiß nicht richtig, es kann wohl nur aus lectionarium hergeleitet werden, während aus lectorium nur lector oder lector entziehen konnte, eine Form, die im M. A. ja auch häufig vorkommt. — Wir wünschen übrigens recht sehr, daß das schöne Büchlein auch an seinem bescheidenen Theile dazu beitragen möge, das in erfreulichem Wachsen begriffene Interesse an altdeutscher kirchlicher Kunst in immer weiteren Kreisen anzuregen und zu beleben.

Kalender-Literatur.

Der Gesellschafter. Ein nützlicher und unterhaltender Oldenburgischer Haus-Kalender auf das Schaltjahr 1872. 32. Jahrgang. 216 S. Oldenburg. Gerh. Stalling. 12½ sgr.

Daheim-Kalender für das deutsche Reich auf das Schaltjahr 1872. Herausgegeben von der Redaktion des Daheim. LXVI u. 184 S. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing. 15 sgr.

Wie sich erwarten läßt und wie dieß im Grunde auch nicht anders sein darf, nehmen die auf die jüngsten großen Kriegsbegebenheiten bezüglichen Artikel in Prosa und Poesie in diesen beiden Kalendern, dem älteren wie dem gegenwärtig zum erstenmale seine Runde antretenden, eine hervorragende Stelle ein. Der „Gesellschafter“ verleugnet zwar nicht seinen specifisch Oldenburgischen Charakter, sofern er herkömmlicher Weise eine Genealogie des Oldenburgischen Fürstenhauses allem Uebrigen voraussetzt, und auch nachher, in der Abthlg.: „Unterhaltendes und Belehrendes“ (S. 17 ff.) manches speciell auf Oldenburgische Zustände Bezügliche und zunächst nur für Oldenburger Interessante bietet, z. B. mehrere Gedichte in Oldenburgischem Platt &c. Aber die Mehrzahl der in dieser Hauptrubrik von ihm gebrachten Artikel betrifft Deutschlands Wiedergeburt durch die großen Kriegsergebnisse des verfloffenen Jahres, und der umfangreichste dieser Artikel: „Das Oldenburgische Infanterie-Regiment Nr. 91 in

dem Kriege gegen Frankreich 1870/71" (S. 133—166) bildet eine ziemlich vollständige Darstellung des Gesamtverlaufs des großen Feldzugs vom spec. Oldenburgischen Standpunkte aus, welcher sich dann noch ein kürzerer Bericht über die nautische Seite der Kriegsbegebenheiten: „Unsere Fotte im Kriege 1870/71" anreicht (S. 170—173). — Ungleich reicheren Inhalts und — wie sich dieß seitens der Daheim-Redaction nicht anders erwarten läßt — auch durch weit reichere artistische Ausstattung glänzend erscheint der „Daheim-Kalender," der bereits in seinem unmittelbar kalendarischen Theile mehrere eigenenthümliche, der gewöhnlichen Kalenderliteratur fremde Bestandtheile bietet (nämlich hinter dem eigentlichen, in großer Reichhaltigkeit mitgetheilten astronomischen Kalender: 1., Monatsbilder [archäologisch-historischen Inhalts] mit 12 Illustrationen von Prof. Theod. Große, sowie mit unter dem Texte beigegebenen Rebus, Scherzrebus und Räthseln; 2., Kriegs- und Depeschentkalender von 1866 und 1870; 3., Etwas übers Kalendermachen und Erklärung der wichtigsten Kalenderausdrücke; 4., Genealogie der Europäischen Regenten). Die belehrtristische Abtheilung enthält u. a.: Aus den Jahreserlebnissen der Daheim-Redaction, als Einleitung des ersten Daheimkalenders; Ein Herbstabend am Redar, Erzählung von Ottilie Wildermuth (mit 12 Illustrationen von W. Simmler); König Wilhelm saß ganz heiter, illustr. von W. Grögler, und: Wer ist der Verfasser des Liedes: „König Wilhelm

saß" 2c.; Beim Gänsebraten im Elsaß, mit 4 Illustrationen; Was der Kalenderleser von unserer Erde wissen muß?, von Richard Andree; Scherz und Ernst aus dem Kriege, aus der Anekdotenmappe des Daheim (eine dreimal wiederkehrende Rubrik: S. 73 ff., 124 ff. u. 144 ff.); Liebenstein und Sternberg, Novelle von Hans Tharau (mit 5 Illustrationen von Simmler); Was fangen wir mit unsrer Aeltesten an? Pädagogische Winke von Dr. Rob. König; Aus dem täglichen Leben des Kaisers (mit 6 Illustrationen von H. Lüders), u. s. w. Den Schluß des ganzen bildet: „Gemeinnütziges; Statistisches oder was sonst dem Kalenderleser zu wissen gut und nützlich ist," — insbesondere Statistisches über das Deutsche Reich, seine Verfassung, Budget, Heer und Flotte, über Preußen, über das neue deutsche Maaß- und Gewichtssystem, sowie über Porto und Stempelbeträge. — Möchten sie Beide — ein jeder in seinem Kreise — eine dankbare Aufnahme des mancherlei Gediegenen, Nützlichen und angenehmen Unterhaltenden finden, was sie bieten: der bescheidner angelegte und ausgestattete Landeskalendar eines der kleineren norddeutschen Staaten, und der vermöge der Großartigkeit seiner Anlage, der reichen Fülle seiner Ausstattung, ja selbst vermöge seiner charakteristischen äußeren Embleme (ein schwarzer Adler auf der Rückseite des Umschlags 2c.) seine Bestimmung für die gesammte deutsche Nation kundgebende „Reichskalender" der Daheim-Redaction!

III. Referate aus Zeitschriften.

Nuova Antologia di scienze lettere ed arti,
Juli bis Sept. 1871.

Das Juliheft beginnt mit einer ausführlichen Darstellung der Florentiner Revolution von 1378 (*tumulto dei ciompi*) von Gino Capponi. — Ein Aufsatz von Scartazzini bespricht die neueste Danteliteratur in Deutschland. So gar groß sei der Unterschied zwischen den deutschen und italienischen Arbeiten doch nicht, wie manche Germanophilen behaupteten. Krüger's Uebersetzung in der Dore'schen Ausgabe verfehle oft den Sinn (die angeführten Beispiele zeugen jedoch z. Th. von kleinlicher Kritik) und sei in der Form pedantisch. Die durchweg gebrauchten weiblichen Endreime seien im deutschen nicht so natürlich wie im italienischen. Die Uebersetzung von Baron reihe sich, was die Treue der Gedankenwiedergabe betrifft, an die von Witte und Philalethes an, doch sei der Gedanke der Uebersetzung in Hexametern nicht glücklich, besonders um der unvermeidlichen Weiterschweifigkeit willen. „Dantes Hölle der Verliebten“ von Minzloff zeige, wie Krüger's Uebersetzung, daß es nicht möglich sei, D. ins Deutsche zu übersetzen, ohne der Form den Gedanken opfern zu müssen. Dalton's Vortrag über „Dante und sein Bezug zur Reformation“ ist „eine Tendenzschrift“ und wird sehr schlecht gemacht. Krassjewski's Vorlesungen über Dante wimmelten von Irrthümern und grammatischen Schnitern. Wenig besseres könne man sagen von Keller: Dante und seine Zeit. Hervorragend seien die Arbeiten des Jahrbuchs der deutschen Dante-Gesellschaft III. B. Ebenso das Buch von Delff: Die Idee der göttlichen Komödie, das ungemein belehrend sei, aber leider nicht frei von theosophischer Arroganz und Parteilichkeit. — Zeitgeschichtliche Abhandlungen sind: L'incendio di Parigi von G. Ferrari, worin besonders versucht wird nachzuweisen, wie die Commune nur die Konsequenzen der Republik vom 4. Sept. gezogen habe, und der Schluß der Geschichte des Kriegs von Carlo Corfi: Le vicende della guerra tra Francia e Germania nel 1870 (Anfang Dezember bis Schluß). — Carlo Livì: delle risaie e della vita del loro coltitore in Italia warnt eindringlich vor der Ausbreitung der Reiskultur um ihrer für die Gesundheit der Bevölkerung höchst nachtheiligen Folgen willen.

August. Il Secolo XVIII negli scritti di Giambattista Roberti, von R. Tommasèo. Bruchstück aus einer demnächst erscheinenden storia civile nella letterarie (E. Löcher, Turin), enthält interessante Züge zur socialen Cha-

rafter Schilderung des 18. Jahrh. aus den geistlichen und weltlichen Schriften des Jesuiten Roberti, aus denen hervorgehen soll, wie sehr die Fehler unserer Zeit in der Vergangenheit wurzeln. — Ein werthvoller Beitrag zur Kunstgeschichte ist: Giovanni Antonio de' Bazzi, detto il Sodoma, secondo recenti publicationi necovi documenti, von G. Frizzoni. In dem bisher zu wenig beachteten Maler, dessen Werke sich fast alle zu Siena befinden, preist der Verf. einen der besten Maler des 16. Jahrh., ohne seine Mängel und Fehler, die besonders in Flüchtigkeit der Ausführung und Fehlern der Composition bestehen, zu verkennen. In der Kritik seiner Werke bekämpft er vielfach A. Janßen: Leben und Werke des Malers G. Bazzi von Vercesi, Stuttgart 1870. Der Name ist Bazzi zu lesen, nicht Razzi (wie er noch vielfach in deutschen Schriften sich findet in Folge eines alten Verfehls; Geburts- und Todesjahr ist auf 1477 und 1549 bestimmt (im Widerspruch mit Vasari und Janßen). — F. de Sanctis setzt seine literargehist. Skizzen fort mit einer Abhandlung über Metastasio. Er sieht in demselben den letzten großen Poeten der alten Literaturperiode. Sein Reiz, der heute noch wirksam ist, besteht darin, daß er in den heroischen Formen lebendige Charaktergemälde seiner allerdings sehr oberflächlichen Zeit mit großem dramatischem Geschick darstellt, und in ungemein musikalischen Versen, die freilich kurz darauf dem Sänger zu wortreich und dem Schauspieler zu musikalisch erschienen. Er selbst bildete sich ein Tragödien geschrieben zu haben, in der That aber sind in seinen Dramen, genau gesehen, weit mehr komische als tragische Elemente. Unter diesem Gesichtspunkt werden einige Stücke analysirt, besonders Didona u. Adriano. — Il Riordinamento delle Biblioteche del Regno sec. il decr. del 25. Nov. 1869. Der Minister Bargonni hatte auf Grund eines Commissionsgutachtens ein Dekret behufs der Reorganisation der ital. Bibliotheken erlassen. Es sind deren 31, von denen 15 zu Universitäten gehören. Die Verhältnisse ders. bedürfen dringend der Regelung. Einige administrative Verbesserungen sind getroffen, aber der Finanzpunkt liegt sehr im Argen. Der Art. macht eine Reihe von Vorschlägen, auf die hier nicht weiter einzugehen ist. — Folgt ein ausführlicher Bericht über den Congress der Handelskammern in Neapel von A. Scialoja und ein Art. über die Cultur der edlen Schwämme von A. Zannetti. — Notizie letterarie. F. Giordano: Roma e il suo territorio. Firenze 1871. Gehaltvolle Schrift eines

Ingenieure mit Vorschlägen zur Verbesserung der Campagna und Herstellung der Stadt zur Capitale. Inclusive einer projectirten Befestigung verlangt er 1500 Millionen Fres. — *Rivista filologico-letteraria*, pubbl. da F. Corazzini, A. Gemma, B. Zandonella (Professoren in Verona). Eine neue philologische Zeitschrift, die erste und einzige Italiens. Das erste Heft vielversprechend. — *Pensieri sulla Div. Commedia e il Triomfo di Francesca da Rimini*, interpretazioni di Maschio Antonio, gondoliere. Venezia 1871. Hält dafür, daß zwischen dem Limbus und Dite ein Antinferno sei (wie auch ein Antipurgatorio), wo die Seelen die Strafe abbüßend ein besseres Leben hoffen. Scharfsinnig genug für einen Gondoliere. Am Stil wäre zu bessern. — *Alcuni documenti inediti intorno a Pio II ed a Pio III*, illustrati da Enea Piccolomini. Siena, 1871. Werthvoll.

September. Chiesa e stato in Germania. — La publicatione del Domm. Von Ruggiero Bonghi. Der Beginn einer umfassenden Arbeit. Enthält u. a. eine werthvolle Blumenlese aus den Notaten der Bischöfe zum Schema über das Papstthum. Die dreifache Fassung, die die Jesuiten an die Publikation des Dogmas knüpfen, betreffs der Beruhigung der Gemüther im religiösen Streit, der politischen Reaktion und der weltlichen Herrschaft des Papstes, seien bisher kläglich zu Schanden geworden. Italiens Apathie sei zu beklagen. Die Italiäner seien ein alt gewordenes Volk, sie könnten sich nur verjüngen, wenn der Quell der religiösen Forschung, von der der sittliche und intellektuelle Fortschritt abhängig sei, sich wieder öffne. — Pietro Fullone e le sfide popolari siciliane, von Giuseppe Pitré. P. Fullone ist der populärste Volksdichter Siciliens aus den ersten 70 Jahren des 17. Jahrhunderts. Besonders seine Sfidre, poetische Herausforderungen in Ottave Rime, die in gleichem Versmaß zu Beantworten sind mit möglichstem Anschluß an die Reime der Frage, leben heute noch vielfach im Munde des Volks. Eigen ist es, daß seine historische und poetische Gestalt in der Tradition eine ganz andere ist, als sie nach seinen gedruckten Dichtungen erscheint. Nach jener war er ein ungebildeter Steinhauer, der sich nur auf Straßen und in Wirthshäusern umhertrieb, diese hinwiederum lassen auf einen historisch, ja theologisch gebildeten Mann höherer Lebensstellung schließen. Von dem Sfidre werden viele Proben gegeben. Seine gedruckten Dichtungen sind theils lyrischer Gattung, theils episch oder didaktisch; alleseamt aber religiös und moralisch, während die Sfidre oft nur zu volkstümlich sind (Canzoni spirituali sopra S. Anna; Santa Oliva; I nove santi Coronati; l'Arte del pescare; l'Arte nautica; am verbreitetsten heute noch: Lamentu di la vita umana, gedruckt zuerst in Palermo 1629). Der Verf. erachtet, daß F. vom Steinhauer sich emporgearbeitet habe; die Volkstradition habe seine Jugendgestalt festgehalten. Die Sfidre rührten größtentheils nicht von ihm her, sondern seien nur mit seiner populären Gestalt verknüpft worden. — *Le Riforme militari e la legge del 19 luglio 1871* erzählt die Geschichte des Reformvorschlags

von Ricotti in Senat und Parlament eingehend. — Camillo Brito wehrt sich in einem Art. mit allen Kräften gegen das Project, die Fagade des Florentiner Doms mit drei Spitzen auszubauen. Man kann ihm gewiß nur Recht geben, trotz der Dome von Orvieto und Siena. — An Reformprojecten fehlt's in Italien nicht. Guido Padelletti bespricht drei neuere Schriften über das System der Vertretung der Minoritäten im Parlament? und fügt selbst einen vierten Vorschlag zu einem neuen Wahlreglement hinzu, der im wesentlichen sich an das Dare'sche System anschließt. — Die *Rivista scientifica* berichtet von einem neuen Funde eines vorhistorischen Schädels von Prof. Nicolucci im Bette des Tiber, der sich durch besondere Kleinheit auszeichnet, länglich, mit besonderer Ausbildung des Hinterkopfs. — Lombroso hat ein Buch geschrieben: *Lecture sull' origine e la varietà delle razze umane*, in dem er u. a. die Ansicht vertritt, daß alle Menschen zuerst schwarz gewesen seien. — *Storia di Perugia dalle origini al 1870*, per Luigi Bonazzi, Perugia, 1871. Wird sehr gelobt. G. G.

Das Ausland. Nr. 31—40.

Nr. 31. — Die Skythen des Alterthums. Von Fr. Spiegel. (Nach den Forschungen Müllenhoff's und Cuno's sind die Skythen oder Skythen Herodots nicht etwa turanischer, sondern — ihrer größten Mehrzahl nach — indogermanischer Race. Und zwar scheint Cuno nicht Unrecht zu haben, welcher die Hauptmasse der Skythen als Slaven betrachtet, unter welchen jedoch starke iranische Colonien gewohnt hätten. Deutlich genug, meint der Ref., erscheine hienach Europa [speciell das heutige Südrußland] als Ausgangs-herd so mancher jener großen Völkerwanderungen, von welchen Vorder- und Mitteleuropa während des letzten Jahrtausends v. Chr. überschwemmt wurden. Vgl. Spiegel's Aufsatz: „Das Uraland der Indogermanen,“ in Nr. 24 derselben Zschr.).

Nr. 33. — Die neueste Gestaltung des Mormonenreichs in Utah. Von G. H. . . . n. (Die Lage dieses Reichs sowie seiner polygamischen Lebenssitte und abergläubigen Cultusideen seien gezählt. „Die Minn werden den Anfang zur Auflösung des Reiches der Heiligen in Utah sein“). — Die Freiheit des menschlichen Willens. (Der Ref., F. v. H. [Fr. v. Hellwald?] erklärt den Beweis dafür, daß die Gedanken im Hirn auf unfreiwillige Weise entstehen, daß also überhaupt von einer Willensfreiheit des Menschen keine Rede sein könne, für völlig erbracht durch die materialistische Schrift von S. G. Fischer: „die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze,“ 2. Aufl. 1871, Leipzig, D. Wigand — eine Behauptung, welcher ein anderer Mitarbeiter, Sch., später in Nr. 38 unter der Ueberschrift: „Geistige Thätigkeiten und physikalische Kräfte,“ mit Schärfe entgegentritt, während die Redaktion ebendaß sich überwiegend zu Gunsten eines materialistischen Determinismus erklärt).

Nr. 34. — Ueber die geographische und strategische Position der Stadt Orleans an der Loire. Von J. G. Koss. (Orleans gleiche nach seiner früheren politischen, handelspolitischen und

militärischen Geschichte, sowie nach seiner gegenwärtigen commerciellen Bedeutung am meisten der ehrwürdigen Donaustadt Regensburg, in dem Grabe, daß man es ohne Weiteres das französische Rgsbg. nennen dürfte. „Wie Regensburg, der alte Schlüssel und das Bollwerk des Bayerlandes, so war auch Orleans, das in allen unruhigen Bewegungen im Inneren Frankreichs so wichtige Kriegslager, in späterer Zeit sehr friedlich geworden; jenes wie dieses hat sich in der Neuzeit durch Handel und Industrie abermals gehoben“. — Der Katechismus der alten Aegypter. Von L. Stern (Mittheilungen aus Cap. 17 des Todtenbuchs, im Anschlusse an die früher in Jahrg. 1870 des Auslands vom Verf. gegebene Uebersetzung von Cap. 125 derselben Urkunde. Der Ref. folgt dem Vorgange des Engländers Birch, der denselben Abschnitt unter dem Titel: „The Egyptian Faith“ herausgab, sowie dem des Viscomte de Rougé, welcher ihn in Jahrg. 1860 der Revue Archéologique übersetzte und in seinen beigefügten Erläuterungen als eine religionsphilosophische Unterweisung über das Schicksal des Menschen bezeichnete). — Ueber das Zusammen-Vorkommen chemisch ähnlicher Elemente im Mineralreiche. Von Dr. Heinr. Baumhauer (In dem häufigen, ja fast constanten Zusammen-Vorkommen solcher, chemisch-analogen Elemente wie Palladium, Iridium, Rhodium, Osmium, Ruthenium, oder wie Zink, Cadmium, Indium, oder wie Arsen, Antimon, Wismuth etc., erblickt der Ref. ein bedeutungsvolles Argument „für die Annahme, daß unsere f. g. Elemente ihrer großen Mehrzahl nach nur Modificationen oder Combinationen einiger weniger wirklicher Grundstoffe seien“. Denn „nur dadurch, daß man den ähnlichen Elementen auch einen ähnlichen Ursprung aus denselben wirklichen Grundstoffen zuschreibt, lassen sich die erwähnten Verhältnisse in einfacher Weise deuten“. — Ueber den Zusammenhang der Nordlichter mit gewissen Wolkenbildungen. Von Dr. Zul. Wilbrand (Die radial, gleich den Speichen eines riesigen Rades, angeordneten Schärfeiwolken, welche man zuweilen, bes. zur Zeit von Nordlichtern, am nördlichen Himmel ausgebreitet sehe, seien unzweifelhaft als ein Substrat der Nordlichtbildung zu betrachten, in der Weise wie dieß auch schon A. v. Humboldt im „Kosmos“ angedeutet habe). — Was macht Darwin populär? (Auszug aus einem Aufsatze A. Dore's in der Ztschr. „Im neuen Reich“, worin derselbe in dem eminent historischen Charakter der Darwin'schen Naturbetrachtung, in ihrer Verwendung der Zeit zur Lösung aller naturgeschichtlicher Räthsel, das Geheimniß dieser Theorie und den eigentlichen Erklärungsgrund für den unglaublichen Erfolg derselben erblickt. Er findet diese Kronos-Vergötterung der Darwinisten allerdings nicht unbedenklich und meint: es könne ihr System sich ebenso gut wie das Fegelsche als eine vorübergehende Welle in der allgemeinen geistigen Strömung unsres Zeitalters erweisen. Dennoch behauptet er schließlich: „Die Däse Hypothese, die wir als wissenschaftlich begründet zur Zeit nicht ansehen können, gewährt unlegbar unsrem modernen Glauben, der freilich nicht der kirchliche mehr ist, eine tiefe Befriedigung. Wie

wir in der Geschichte über die Maßlosigkeit der Sage, in der Geologie über die ungeheuren Bilder ganzer Erdrevolutionen hinaus sind, so hat sie uns von den Schöpfungsacten der Willkür befreit [! ?]. Der mächtige Zug zur Einheit, der durch sie hinwegt, ist dem Gange verwandt, der die gesamte Weltanschauung unsres Zeitalters bis in's Innerste belebt“ (?).

Nr. 35. — Appun's Wanderungen durch Venezuela (Referat über Bd. I des Appun'schen Reisewerks „Unter den Tropen“, Jena, Costenoble, 1871). — Nordamerikanischer Urwald. Von R. Pflaume (Mit trefflichen landschaftlichen Schilderungen und lehrreichen Mittheilungen über verschiedene der wichtigsten Waldbäume Nordamerikas, besonders solche nutzbare, wie der Zuckersorbus etc.) —

Nr. 36. 37. — Ueber die Religion des Buddha. Von F. Z. (Anziehende und lehrreiche Skizze von dem Lebensgange des Stifters der buddhistischen Religion [Siddharta, Gautama o. Sakhumini, † 477 v. Chr.] sowie von deren bisherigen Entwicklung und religionsgeschichtlicher Bedeutung. Der Ref. scheint, laut den Schlußbetrachtungen des durch 2 Arn. hindurchgehenden Aufsatzes, dem Buddhismus auf praktisch-ethischen Gebieten den Vorzug zu ertheilen nicht bloß vor dem Islam, sondern auch vor dem Christenthum. Er meint: „Buddha's Gestalt ist ohne Makel. Der Heroismus, mit welchem er wie der Augustinermönch von Erfurt dem Menschengenisse die Fesseln der Hierarchie abnahm, ist nur zu vergleichen mit der Festigkeit seiner Ueberzeugung und der Unermüdlichkeit seiner 60 Jahre dauernden Predigt; und wenn er durch seine Lehre den Händen ihrer Belenner die Instrumente des Blutvergießens entwunden und sie zu Werken des Mitleids geöffnet hat, so konnte er nicht vorhersehen, wie wenig dieß vor den Säbeln der Mohammedaner und den Kanonen der Christen zu schützen vermöchte. . . . Die Thatlage, daß eine solche Religion oder Irreligion auf zahlreiche Völker einen bei weitem wohlthätigeren Einfluß geübt hat als andre Religionen mit Göttern und organisirten Priesterschaften, Cultusordnungen und Bußvorschriften — ist merkwürdig genug, um das Nachdenken des Religionsforschers und des Philosophen zu beschäftigen.“ Allerdings merkwürdig genug, um diese Aufmerksamkeit theoretischer Forscher zu verdienen, — aber schwerlich werthvoll genug, um praktisch der christlichen Religion und ihrer Moral substituirt werden zu können!). — Farben und Farbensinn (Auszug aus Laz. Geigers Vortrag „Ueber den Farbensinn der Urzeit und seine Entwicklung“, enthalten in dessen Sammlung 6 nachgelassener Vorträge: „Zur Entwicklungs-geschichte der Menschheit.“ Geiger zeigt in diesem interess. Vortrage, daß die Mittelfarben des Spectrum, insbesondere Blau und Grün in den Sprachen der ältesten Völker, namentlich auch noch in denjenigen der Griechen des Homerischen Zeitalters, gar noch nicht durch besondere Ausdrücke vertreten waren, — was er zwar nicht von allgemeiner „Aphanopsie [Görze] der früheren Menschheit, aber doch von einer eigenthümlichen Unentwickelt-heit und mangelnden Feinheit des Farbensinnes

derselben herleitet. „Die Gleichgültigkeit in Betreff der Mittelfarben steigert sich gegen die Urzeit hin immer stärker, bis zuletzt nur die äußersten Extreme, schwarz und roth, übrig bleiben. Da es läßt sich nachweisen, daß der geschichtliche Fortschritt sich dem Schema des Farbenspectrum's entsprechend bewegt hat, daß z. B. für Gelb die Empfindlichkeit früher als für Grün geweckt war“ etc. Wie überraschend diese Behauptungen insbesondere durch die Homerische Sprache und Literatur, sowie nicht minder durch den Entwicklungsgang der antiken Malerei bestätigt werden, liegt auf der Hand. — Briefe aus dem Westen. Von Dr. Arthur Schott (Ueber den Henequen oder Sisalhanf [Agave angustifolia, ad. auch Fourcroya cubensis], das trefflichste Material für Kassefäden, — in Verarbeitung zu solchen sowie zu Seilen, Tauen, Hängematten etc., in großen Massen aus Yucatan exportirt). —

Ar. 38. — Neue Beiträge zu den Streitfragen des Darwinismus. Von Moritz Wagner. IV. Paläontologische Beweise für die Entwicklungslehre. Formenreihen oder Collectivarten (Der Verf. fährt mit seinem früheren in Nr. 24 f. enthaltenen) Plaidoyer zu Gunsten des Darwinismus fort. Er meint, Dr. W. Waagen in München hätte durch seine gelehrten Detailforschungen über „die Formenreihen des Ammonites subradiatus“ [München, Obernbourg, 1869] den stringentesten paläontologischen Nachweis für die Thatsächlichkeit einer continuirlich aufsteigenden Entwicklungsreihe der Organismen und ebendamit für die Wahrheit der Descendenzlehre geliefert, wiewohl er nicht selbst Anhänger dieser Lehre sei; desgleichen R. Mayer in Zürich durch seine Untersuchungen über die Stammbäume von 4 Formenreihen aus der Familie der Ariden seiner Art von Acephealen oder Schnecken. In gleichem Sinne seien die Forschungen Joachim Barrande's in Prag über die silurischen Petrefacten Böhmens zu verwerthen, obschon dieser Geologe für seine Person ein Gegner Darwin's sei. Kurz auch paläontologisch erfahre das große „Naturgesetz des Fortschritts oder die Vervollkommnungstheorie“ eine immer allseitigere Rechtfertigung und Fundamentirung. Die betr. Artikel ziehen sich durch die vier Nrn. 37–40 durch). — Werk, Feier, Jubel- und Trauertage in Oberägypten. Von Dr. E. B. Klunzinger (Lebensvolle Schilderungen der bürgerlichen Sitten und Lebensverhältnisse der muhammedanischen Bevölkerung des damaligen Aegyptens). — Die Statue der Rahab in Yucatan. Ein Beitrag zur Maya-Mythologie. Von Dr. Arthur Schott (Mit interessanten Mittheilungen über den Schlankenkultus der alten Maya-Bevölkerung von Yucatan, in welchem Dr. Schott einen Beleg für die asiatische Abkunft dieses Stammes zu erblicken geneigt ist). — Die neueren chemischen Theorien. Von Dr. Heinr. Baumhauer (fortgesetzt aus Jahrg. 1870, Nr. 44. Mit besonderer Rücksicht auf Kekulé's Theorie der Benzolderivate oder aromatischen Substanzen).

Ar. 39. — Beiträge zur peruanischen Ethnologie. Von Friedr. v. Hellwald (Die vorincassische Bevölkerung Perus schloß die drei Stämme der Cu-

ngha's, der Ahmara's und der Huancas in sich, welche ungefähr im 11. Jhdt. unrer Aera sämmtlich von dem mächtigeren Culturvolke der Rehua's unter der Herrschaft der Inka's unterjocht und dem neuen civilisirteren Inkareiche einverleibt wurden). — Ueber die Bedeutung unveränderlicher Größen. Von J. R. Mayer zu Heilbronn (Vortrag, geh. im Kaufmännischen Vereine daselbst, unter besonderer Bezugnahme auf das im J. 1843 von Mayer und Joule entdeckte Grundgesetz der mechanischen Wärmetheorie, wonach eine Wärme-Einheit 424 Arbeitseinheiten oder 1 Calorie 424 km [Kilogrammmetern] entspricht. Aus des Verfassers „Naturwissenschaftlichen Vorträgen“, Stuttgart, Cotta, 1871).

Nr. 40. — Die Explosionskrater, Luftrater oder Maare im Gebiete der Eifel und des Raacher See's. Von Prof. Dr. Nöggerath (auf Grund der v. Dechen'schen „Geognostischen Führer“ zu den betr. Gegenden, sowie der auf eben dieselben bezüglichen geognostisch-geologischen Skizzen des gelehrten Jesuiten L. Dressel zu Kloster Laach). — Politische Zustände in Maroko. Von Bergh. Koshfz (Interessante Beiträge zur Charakteristik des fabelhaften Despotismus der Verwaltung dieses nordwestafrikanischen Sultanats und der aus ihm entspringenden politischen Impotenz des ganzen Volks und Staats). — Nordpol-Expeditionen (Kürzer Bericht über die Anerkennung der glänzenden wissenschaftlichen Verdienste der deutschen Nordpol-Expedition unter Capitän Rodewey und Genossen, welche die geograph. Section der British-Association zu Edinburgh im August d. Jahres ausgesprochen).

Prawoslawnoje Obosrenije (Orthodoxe Rundschau). 1870.

Die „Prawoslawnoje Obosrenije“ ist eine der wenigen gebiegenen theologischen Zeitschriften der russisch-griechischen Kirche. Begründet im Jahre 1860 von dem Professor und Priester an der Universitätskirche in Moskau Protoprietas Sergievski kam sie einem längst gefühlten Bedürfnisse entgegen und wurde von vielen Seiten lebhaft begrüßt, von mancher auch sofort beschiedet. Darstellend der orthodoxen Kirchenlehre, Beleuchtung der kirchlichen Vergangenheit, Förderung der kirchlichen Interessen, namentlich der jüngst in Angriff genommenen kirchlichen Reformen, Bekämpfung des klerikalen Kastenwesens, Beantwortung kirchlicher Fragen aus dem Gebiete der Landeskirche wie der christlichen Kirche überhaupt, das sind die Hauptpunkte des Programms, welches die Zeitschrift nun seit elf Jahren, seit 2½ Jahren unter der Redaction des Pfarrers Gregor Smirnov-Platonov, mit anerkennenswerthem Fleiß und Geschick und stichlichem Erfolge einzuhalten und auszuführen bestrebt ist. Wünschenswert wäre, daß der Darstellung der kirchlichen Lehre mehr Raum und Arbeitskraft gewidmet werden könnte, als bisher. Eine Uebersicht, über den Inhalt, der zweiten Hälfte des vorigen Jahrganges, bilde den Charakter der Zeitschrift am besten ins Licht stellen:

Juli. 1. Briefe des Metropoliten Platon an den Bischof Augustin. Mit Vorwort und Be-

merkungen von Smirnov. — 2. Wesen und Ursprung der Religion. Die Lehre Jacobis, von Kudrjanzew. — 3. Ueber das Böse. Dessenliche Vorträge von Ernst Naville. Die Merkmale des Bösen. Uebers. v. Prottopopov. — 4. Das Christenthum im nördlichen oder peträischen Arabien, v. Archimandrit Arsenius. — 5. Die Geschichte der Bulgarischen Kirche, v. Schinjsifov. — 6. Aus den Notizen eines alten Seminar-Professors v. Ismailov. — 7. Nachrichten und Notizen. — 8. Im Anhang: Des heil. Irenäus 5 Bücher gegen die Irrlehren; Buch 4, Cap. 13—20, überf. von Priester Preobraschenski.

August. 1. Briefe des Metropolitens Platon. (Fortf.). — 2. Predigt gehalten bei der Entlassung des 7. Coetus der Alexander-Kriegsschule von Priester Ivanov-Platonov. — 3. Predigt, gehalten am Namensfeste Ihrer Maj. der Kaiserin, v. P. Prottopopov. — 4. Die hervorragenden Legenden-schriftsteller des 15. Jahrhunderts, v. Klutschevski. — 5. Ein mozarabischer Gottesdienst in Toledo. — 3. Mai 1870, v. Prottop. Rustobiev. — 6. Ein wirklich freies Concil (Aus the Church Review). — 7. Nachrichten und Notizen. — 8. Im Anhang: Irenäus, B. 4, Cap. 20—27 überf.

September. 1. Wesen und Ursprung der Religion. Schleiermacher, v. Kudrjanzew. — 2. Ueber das Böse. Dessenl. Vorträge von E. Naville. Die Lösung, überf. v. Pr. Prottopopov. — 3. Die kirchliche Gerichtsbarkeit in den ersten drei Jahrhunderten, v. Sokolov. — 4. Die hervorragenden Legenden-schriftsteller des 15. Jahrhunderts (Fortf.), v. Klutschevski. — 5. Ein mozarabischer Gottesdienst in Toledo (Fortf.), von Rustobiev. — 6. Ausländische theolog. Literatur. 1. Piper. Einleitung in die Monumental-Theologie. 2. Mestral. Die christliche Kirche im 19. Jahrhundert. — 7. Nachrichten und Notizen. — 8. Im Anhang: Irenäus B. 4, Cap. 28—32 überf.

Oktober. 1. Briefe des Metropolitens Platon. (Fortf.). — 2. Der einzig richtige Ausweg für die liberalen Mitglieder der röm.-kath. Kirche. Offenes Schreiben an den russischen Reichsminister und Ober-procureur des heiligsten Synods, Grafen

D. Tolstoj von Dr. J. Overbeck. — 3. Eine Stimme der Anerkennung für die orthodoxe Kirche aus dem Protestantismus. — 4. Die bischöfliche Verfassung der alten Kirche. In Veranlassung der Abhandlung Eusebius „über die canonische Einrichtung der kirchlichen Gerichtsbarkeit“, von Sokolov. — 5. Die hervorragendsten Legenden-schriftsteller des 15. Jahrhunderts, v. Klutschevski. — 6. Das Familienleben der russischen Schismatiker. Geschichtliche Darstellung der schismatischen Lehre von der Ehe von J. Nilst, angezeigt von E. Barsov. — 7. Nachrichten und Notizen. 8. Im Anhang: Irenäus B. 5, Cap. 14—20 überf.

November. 1. Die Reformen der kirchlichen Lehranstalten und des geistlichen Standes. Die Aufnahme in d. Akademien. — 2. Der einzig richtige Ausweg für die liberalen Katholiken. Ein neues Werk v. Overbeck. (Fortf.). — 3. Die canonische Einrichtung der kirchlichen Gerichtsbarkeit nach den Principien der oecumenischen Gesetzgebung, v. Sokolov. — 4. Das Familienleben der russ. Schismatiker v. Nilst, angezeigt v. Sokolov (Schluß). — 5. Französisch-theologische Journalistik. Die Volksbildung in den vereinigten Staaten N. Amerikas, v. Rustobiev. — 6. Jurij Krishanitsch, der Eiferer um die Vereinigung der Kirchen und des gesammten Slaventhums im 17. Jahrhundert. (Nach neu entdeckten Quellen v. Vosjonov. Fortf.). — 7. Die Charwoche und das Ostersfest 1870 in Rom. (Aus d. Engl.). — 8. Nachrichten und Notizen. — 9. Irenäus, B. 4, Cap. 36—41 überf.

December. 1. Wesen und Ursprung d. Religion. Hegel u. abd. Philosophen, die moderne Theologie, Schenkel u. abd. — 2. Die kirchliche Gerichtsbarkeit nach dem Canon der oecumen. Gesetzgebung, v. Sokolov. — 3. Der einzig richtige Ausweg für die liberalen Katholiken v. Dr. J. Overbeck (Fortf.). — 4. Jurij Krishanitsch (Schluß), v. Vosjonov. — 5. Die Kirchen Abgassens und Samursakants im Jahre 1870. Aus den Reise-notizen des Bisch. Gabriel. — 6. Die Charwoche und das Ostersfest 1870 in Rom. (Aus d. Engl.). — 7. Nachrichten und Notizen. — 8. Irenäus, B. 5, Cap. 1—14 überf.

IV. Kurze Literaturberichte.

Politische Broschüren.

August — October 1871.

Goltz, Prof. Dr. Frh. Th. v. der, Licht u. Schattenseiten der gegenwärtigen Culturentwicklung. Vortrag geh. in d. Aula d. Friedrichianum zu Königsberg i. P. am 15. Dezbr. gr. 8. 22 S. Hamburg, Agentur d. rauhen Hauses. 4 sgr.

Guber, Dr. Frz., Die Lateranische Kreuzspinne od. das Papstthum als Hemmschuh der Völkermohlfahrt. Eine volksthümliche Studie. 2. Bd. Die Papstkönige d. Orients. gr. 8. XX. 212 S. Bern, Haller. 24 sgr.

Abani, Carl, Nationale Eiferer u. österreichische Pessimisten. gr. 8. 150 S. Teschen, Prochaska. 1/3 thlr.

Bagger, Ob.-Ger.-Procur. J. H., Dänemark u. Deutschland. Zeitbetrachtungen. Aus d. Dän. deutsch v. Dr. Aug. W. Peters. 8. 61 S. Bremen, Rühlmann u. Co. 1/3 thlr.

Franzosen-Cultur u. Deutschenhaß v. XXX. [Aus „Spener'sche Zeitung“] 8. 32 S. Berlin, Behr. 1/4 thlr.

Glaubens-Decrete, die, d. Vaticanischen Concils u. die bayerische Staatsverfassung. Eine Entgegnung auf Dr. J. Berchtold's Schrift: Die Unvereinbarkeit der neuen päpstl. Glaubensdecrete mit d. bay. Staatsverfassung. Von e. Juristen. gr. 8. 57 S. München, Lentner. 1/4 thlr.

Stizzen, politische, aus Oesterreich. Ein Beitrag zur neuesten österr. Geschichte. gr. 8. III, 49 S. Leipzig, Luchardt. 1/3 thlr.

Sydow, H., Der Brand v. Paris od. Deutschlands u. Frankreichs Versöhnung. gr. 8. 40 S. Stuttgart, Vogler u. Weinbauer. 1/4 thlr.

Die Verfassungspartei u. das Ministerium Hofmann. Eine polit. Studie. gr. 8. 64 S. Wien, Manz. 12 sgr.

Fadejev, General Rosisslow, Neueste Schriften: 1. Entwicklung der oriental. Frage mit Berücksichtigung d. Urtheile über das Werk „Die Streitkräfte Rußlands.“ 2. Berichtigung einiger Mißverständnisse hervorgerufen durch das Werk: „Die Streitkräfte Rußlands.“ 3. Bemerkungen zu dem Aufsatze v. G. Ja. . . . ff: „Reorganisation der russ. Militärmacht.“ gr. 8. 96 S. Teschen, Prochaska. 12 1/2 sgr.

Girshberg, Rich., Die Lösung der socialen Frage nebst e. Darstellung der wichtigsten socialist. Lehren u. der Arbeiterbewegung der letzten

Jahre. gr. 8. IV, 88 S. Meissen, Mosche. 1/2 thlr.

Mann, W. J., Der deutsch-französische Krieg. Eine Zeitbetrachtung. gr. 8. 30 S. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 1/3 thlr.

Molitor, P. H., Ueber die Vergangenheit u. Zukunft der deutschen Länder Elsaß u. Lothringen. gr. 8. 31 S. Arnstadt, Meinhardt. 3 sgr.

Ein Wort zur Verständigung i. d. socialen Frage v. C. A. S. gr. 8. 34 S. Berlin, Rubenow. 2 1/2 sgr.

Schäsmayr, C., Deutschlands Norden u. Süden. Skizzen ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten. 2. ungeb. Aufl. gr. 8. VII, 120 S. Braunschweig, Bruhn. 1/3 thlr.

Der Streit in Frau Europas Schule, ob. wie der deutsche Knabe den franzöf. Knaben prügelte u. wie der englische Knabe zusah u. lachte. Desgleichen: „warum John Bull nicht einschritt;“ e. Antwort auf „den Streit in Frau Europas Schule.“ Aus d. Engl. überf. v. C. Th. Eben. 8. 24 S. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 1/3 thlr.

Das rothe Gepest d. Social-Demokratismus in Deutschland od.: die Vaterlandslosen. Thun u. Treiben Bebel's u. Genossen. 8. 48 S. Pirna, Literatur-Bureau. 4 sgr.

Obernordorf-Regendorf, Graf Alfr., Freiheit — nicht Schrankenlosigkeit — Autorität — nicht Willkür. Ein Wort zur Lage mit Zugrundelegung d. franzöf. Uebelstände. gr. 8. V, 114 S. Nürnberg, J. L. Schmid. 16 sgr.

Ein deutsches Wort an Deutschlands Fürsten u. Volk. Ein Wort der Mahnung zum Kampfe wider Deutschlands innere Feinde, die Socialisten u. Jesuiten. Vom Verf. d. Schriftchens „Mein lieber Pius.“ gr. 8. 15 S. Hagen, Hammer Schmidt. 3 sgr.

Kurzer Abriss d. deutsch-französischen Kriege 1870/71 politisch-militärisch dargestellt v. F. R. gr. 8. IV, 79 S. Frauenfeld, Guber. 8 sgr.

Der Württemberger als deutscher Reichsgenosse. 1871. gr. 16. 22 S. Blaubeyren, Mangold. 2 sgr.

Schulte, Prof. Dr. Joh. Frdr. Ritter v., Beiträge zur Literatur über die Decretalen Gregors IX., Innocens IV., Gregors X. [Aus „Sitzungsber. der k. Akad. d. Wiss.“] Lex.-8. 75 S. Wien, Gerold's Sohn i. Comm. 11 sgr.

Witz, Ch. Alph., La vraie ligne d'Alsace par un Alsacien. 8. 20 S. Mühlhausen, Detloff. 4 sgr.

Gonzen, Dr. Heinr., Die sociale Frage, ihre

- Geschichte u. ihre Bedeutung in der Gegenwart. Eine volkswirtschaftl. Skizze. gr. 8. 75 S. Leipzig, Rudhardt. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Felix, Dr. G.**, Ein Wort an d. Arbeiter. [Lösung der socialen Frage] 16. 64 S. Regensburg, Pustet. 2 fgr.
- Ein Wort ab. den Staat-Gott. gr. 8. 44 S. Ebd. $4\frac{1}{2}$ fgr.
- Drei Worte an das deutsche Volk. gr. 8. 96 S. Ebd. 9 fgr.
- Franz, Constant.**, Das neue Deutschland. Beleuchtet in Briefen an e. preuß. Staatsmann. gr. 8. VIII, 460 S. Leipzig, Rößberg. 1 thlr.
- Lafon, Abf.**, Princip u. Zukunft des Völkerrichts. gr. 8. X, 195 S. Berlin, Herz. 1 thlr.
- Mude, Dr. Joh. Rich.**, Abgebrungene Erklärung gegen Herrn Prof. Maurenbrecher in Königsberg. gr. 8. 16 S. Leipzig, Wolff. $2\frac{1}{2}$ fgr.
- Muth, Dr. Rich.**, Die österreichische Staatsidee dargestellt in ihrer Entwicklung. gr. 8. 15 S. Wien, Beck's Univ.-Buchh. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Die Verbrechen des österreichischen Strafgesetzes** in Versen v. Dr. M. C. gr. 16. 100 S. Wien, Manz. 12 fgr.
- Zacharia, S. A.**, Zur Frage von der Reichscompetenz gegenüber dem Unfehlbarkeits-Dogma. Zusammenstellung verschied. darauf bezügl. Schriftsätze u. zuzügl. Bemerkungen. gr. 8. 55 S. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Die Deutschen in Amerika** u. die deutsch-amerikanischen Friedensfeste i. J. 1871. Eine Erinnerungs-Schrift f. die Deutschen diesseits u. jenseits d. Oceans. gr. 8. III, 78 S. New-York, Verlags-Expedit. d. deutsch-amerikan. Convers.-Lexic. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Ein österreichischer Zeitlosos** in einsamer Stunde. Von e. Freunde d. Menschenheiles. 3. Aufl. 8. 45 S. Wien, Mayer u. Co. 4 fgr.
- Grimm, A. Th. v.**, Vaterländische Erinnerungen u. Betrachtungen ab. d. Krieg von 1870—1871. gr. 8. VII, 181 S. Berlin, v. Deder. $1\frac{1}{2}$ thlr.
- Laicus, Phpp.**, Liberale Phrasen. gr. 8. VIII, 152 S. Mainz, Kirchheim. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Nayville, Ernest**, La question électorale en Europe et en Amérique. 2. éd., considérablement augmentée. gr. 8. XXII, 243 S. Basel, Georg. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Travaux de l'association réformiste de Genève [1865—1871]. br. 8. XLI, 819 S. Ebd. $2\frac{1}{2}$ thlr.
- Pius IX.** u. sein 25-jähriges Pontifikat als Erklärung der Gegenwart. Von e. Geschichtsfreunde. 2. Aufl. 8. 80 S. Wien, Mayer u. Co. 4 fgr.
- Preußens protestantische Kaiseridee** u. Oesterreichs katholisch-politische Zukunft. gr. 8. V, 42 S. Ebd. 6 fgr.
- Sala, Mor. Frhr. v.**, Die Arbeiterbewegung der Gegenwart. Vortrag i. d. Katholikerversammlung der Linzer Diocese am 3. Aug. 1870 in Steyr. gr. 8. 19 S. Wien, Kirsch. 2 fgr.
- Jovanovitch, Vladimir**, The emancipation and unity of the serbian nation or the regeneration of eastern Europe by the reconstitution of the nationalities. gr. 8. VIII, 179 S. Genf, Basel, Georg. 1 thlr.
- Wider Dr. Haupt.** Ein Bedenken gegen das offene Sendschreiben an Se. Maj. Kaiser Wilhelm I. in Sachen der Verfassung der deutschen Nationalkirche. gr. 16. 31 S. Berlin, Beck i. Comm. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Das Duck** in seiner moralischen u. gesellschaftlichen Berechtigung. Eine ethisch-social. Studie. gr. 8. 30 S. Leipzig, Rudhardt. $\frac{1}{4}$ thlr.
- Ketteler, Bischof Wilh. Emman. Frhr. v.**, Liberalismus, Socialismus u. Christenthum. Rede geh. auf d. 21. General-Versammlung der katbol. Vereine Deutschlands. gr. 8. 20 S. Mainz, Kirchheim. $2\frac{1}{2}$ fgr.
- Mend, Dr. Fr.**, Arbeit u. Capital. Ein Mahnungswort f. Arbeitgeber u. Arbeitnehmer. 16. 46 S. Hamburg, Gröning. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Stamm, Dr. Aug. Thdr.**, Die Erlösung der darbenben Menschheit. Der Rettungsweg in der socialen Frage unserer Zeit. gr. 8. VIII, 336 S. Zürich, Schabelitz. 1 thlr.
- Weber, Th.**, Von Volksfesten. 16. 24 S. Barmen, Klein. $2\frac{1}{2}$ fgr.
- Wilsfeld, Past. Dr. Frdr.**, Was können wir thun, damit unserem Volke aus den großen J. 1870 u. 1871 e. geistliches Erbe verbleibe? Vortrag auf der Berliner Conferenz d. 10. October 1871 geh. gr. 8. 34 S. Leipzig, Hinrich's Berl. $\frac{1}{2}$ thlr.
- Gaug, Hfr. Adwiv.**, Ein offenes Wort wider Roms Annäherung u. Deutschlands Verdrohung. Zum 16. Juni 1871 geschrieben. gr. 8. 40 S. Heilbronn, Scheuflen. 6 fgr.
- Horn, Superint.**, Die Trennung der Schule v. d. Kirche. Vortrag. gr. 8. 31 S. Königsberg, akad. Buchh. 4 fgr.
- Pametz, J.**, Das Wesen der Arbeiter-Strike u. das Verhältniß der Administralin-Behörden zu denselben. gr. 8. 43 S. Prag, Hunger. 6 fgr.

Kunst. Kunstgeschichte.

- Gerber, Gust.**, Die Sprache der Kunst. 1. Bd. Bromberg, Mittler. 3 thlr.
- Reisberg, R. v.**, Dürer's Kupferstiche u. Holzschnitte. E. krit. Verzeichniß. München, Ackermann. 1 thlr. 18 fgr.
- + **Schmid, Dr. Andr.** Der Christl. Altar u. sein Schmuck, archäologisch-liturgisch dargestellt. Mit 72. Illustratt. Regensburg, Pustet. 1 thlr. 18 fgr.
- + **Führich, Prof. Ritter v.**, Die geistliche Rose. 15 Geheimnisse des Rosenkranzes, in xylograph. Holzschnitt-Farbendruck ausgeführt v. H. Knöfel. Passau, Weiters in Commis. 1 thlr.
- Schulz, Dr. Alwin**, Schlesiens Kunstleben im 13. u. 14. Jahrht. Mit 6 autograph. Tafeln. Breslau, Max u. Co. in Commis. 25 fgr.
- Crowe, J. A.**, u. Cavalcajelle, G. B., Geschichte der italienischen Malerei. Deutsche Original-Ausg., von Dr. Max Jordan. Bd. III. (Florentinische Schule des 15. Jahrhds). Mit 7 Taf. u. 1 Anz. über Bd. I—III. 3 thlr. 10 fgr.

- Rüsom, Dr. Carl F. A.**, Die Meisterwerke der Kirchenbaukunst. E. Darstellung der Geschichte des christl. Kirchenbaues durch die hauptsächlichsten Denkmäler. Mit Holzschnitten (eingedr. u. auf Laff.). 2. verb. u. stark verm. Aufl. Leipzig, Seemann. 2 thlr. 7½ sgr.
- Meyer, Jul.**, Corregio. Leipzig, Engelmann. 2 thlr. 20 sgr.
- Senke, W.** Prof., Die Menschen des Michel-Angelo im Vergleich mit der Antike. Vortrag. Mit 3 lithogr. Laff. Rostock, Kuhn. 15 sgr.
- Wocel, Dr. Joh. Erasm.**, Welislaw's Bilderbibel aus dem 13. Jahrhdt. in der Bibliothek des Fürsten Georg Lohfowic in Prag, veröffentlicht. Mit 30 (lith.) Bildtafeln. Prag, Tempelsh. 2 thlr.
- Verlag, Dr. L.**, Illustriertes Wörterbuch der mittelalt. Kirchenbaukunst. Mit 100 Holzschnitten. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 20 sgr.

Praktische Theologie.

a) Missionsliteratur.

- Schier, Joh.**, Pfr. u. Senior. Missionsstunden f. evangel. Gemeinden. Drittes Bändchen. Nordlingen, Beck.
- Geis, C. W.**, Esdras Eszardus, ein alter Hamburger Jugendfreund. 2. verm. Auflage. Hamburg, 1871.
- Schwarz, F. W. E.**, Past. an St. Simeon zu Berlin. Friedensbote; Missionsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden in Berlin (Jahrl. 12 Bogen). 10 sgr.
- Vieler, C. K.**, Pastor, Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft. 21. Jahrg. Bremen, Valett u. Co. 4. Jahrl. 10 sgr. (baar).

b) Katechetik.

- Schüze, Sem.-Dir. Dr. F. W.**, Entwürfe u. Katechesen über Dr. M. Luthers K. Katechismus. Für ev. Volksschullehrer. Zugleich e. prakt. Anleitung zum Katechisiren für Schullehrerseminare. I. Bd. 1. Hauptst. 2. Aufl. Leipzig, Teubner. 1 thlr. 7½ sgr.
- Dietlein, W.**, Schulinspector, Lernstoffe für den Religionsunterricht in ev. Schulen. Halle, Waisenhausbuchhlg. 2½ sgr.
- Wolff, L.**, Superint., Das gute Bekenntniß. Konfirmationsbüchlein nach dem neuen braunschweig. Landeskatechismus. Braunschweig, J. G. Meyer. 3 sgr.
- Niepmann, K. Past.**, Geschichte des Reiches Gottes auf Erden. E. kurzer Wegweiser f. die Jugend zum Verständniß des göttl. Heilsplans. Elberfeld, Langewiesche. 6 sgr.
- Schüze, Past. Otto**, Lehr- u. Lernbuch der bibl. Geschichte. Unter Berücksichtigung der Unter-, Mittel- und Oberstufe für Stadt- und Landschulen bearb. — 3. revid. Aufl. Nordhausen, Haake. 6 sgr.
- Sperber, Semin.-Dir. C.**, Erklärung der Sonn- u. Festtags-Evangelien des christl. Kirchenjahres f. Lehrer, Seminaristen u. Freunde des göttl.

Worts. 2. verb. u. verm. Aufl. Eisenberg, Kuhn. 1 thlr. 5 sgr.

c) Homiletik.

- Harms, Th. Past.**, Der Heilsweg. 18 Predigten. Hermannsburg. (Leipzig, J. Neumann). 15 sgr.
- Bed, J. L. Prof. Dr.**, Christl. Reden. 5. Sammlung. 2. Aufl. Mit e. Sachregister u. Verzeichniß etlicher erklärter Bibelfstellen. 2 Bde. Stuttgart, Steinkopf. 1 thlr. 25 sgr.
- (Hoffmann, Wilh., Pfr.)** Casualreden. Sammlung kirchl. Reden f. besondere Ansfälle. 1. Hälfte, 2. verb. Aufl. Ansbach, Junge. 25 sgr.
- Das Friedensfest im Gotteshaufe.** Vier Predigten, gehalten in Dresden am Tage der Dank- und Friedensfeier u. Dresden, Schulbuchhandlg. 5 sgr.
- Die Predigt des deutschen Krieges im J. 1870,** dargestellt in Predigten, Zeitbetrachtungen u. Reden namhafter Geistlicher des ev. Deutschlands. Drittes Heft. Leipzig, B. G. Teubner. 18 sgr.
- Leonhardi, Gustav**, Stadtpfr. in Mägelin, Altarreden. E. Sammlung v. Casualreden in Beiträgen von namhaften Geistlichen Deutschlands herausgegeben. 3. verb. Aufl. (Ausg. in 1 Bd.). Leipzig, B. G. Teubner. 1 thlr. 15 sgr.
- Wörlein, J. C. M.**, Stadtpfr. Einige Predigten, der protest. Gemeinde Pindau gewidmet zur Erinnerung an die großen Jahre 1870 u. 1871. Mit der (photogr.) Ansicht des St. Stephanskirche am Friedensfeste. Pindau, Stettmer. 10 sgr.
- Borgius, Eug.**, Pfr. Dr., Erzählet unter allen Völkern die Wunder des Herrn, Pf. 96. E. Gedächtnistafel der großen Ereignisse d. vaterländ. Kriegs in d. J. 1870 u. 71, in Predigten. Berlin, E. Beck. 6 sgr.
- Baur, Past. Wilh.**, Christus u. seine Gemeinde. 4 Predigten, auf Himmelfahrt, Erndt, 1. u. 2. Pfingstfeiertag gehalten. Hamburg, Nolte. 9 sgr.
- Rögel, Rud.**, Dr. theol. Oberconsistorialr. u. Kirchliche Gedenkblätter an die Kriegszeit 1870 — 71. — Evangelische Zeugnisse aus dem Dom in Berlin. — Berlin, L. Rauh. 14 sgr.
- d) Liturgik. Hymnologie.
- Monhart, F. B. M.**, Die Sonn-, Fest- und Heiligtage der christl. Kirche, nach ihrer Benennung, Entstehung, der Zeit, Art u. Veränderung ihrer Feier, den an denselben üblichen Gebräuchen u. Für Religionslehrer u. jeden Gebildeten Christen. 2. verm. u. durchaus umgearb. Aufl., von Past. Cl. Frank. Queblinburg, Basse. 15 sgr.
- Frank, Cl. Past.**, Matth. 13, 52. Vademecum f. Haus, Schule u. Kirche. 2. verb. Aufl. Ebn., 20 sgr.
- Ueber christl. Hausandachten.** E. Vortrag auf der Kreis-Synode zu Samter. Berlin, Beck. 1 sgr.
- Lehner, Pfr. J.**, Die Zerstörung der Stadt Jerusalem. F. die kirchl. Vorlesung am 10. Sonntag

- n. Trin. bearbeitet. 2. Aufl. Erlangen, Deichert. 2 sgr.
- † **Petrus u. Pins**; Festspiel zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums unseres hl. Vaters Pins IX. — Freiburg i. Br. Herder. 2 sgr.
- † **Schlecht**, Rahm., Rath u. Sem.-Insp., Geschichte der Kirchenmusik. Zugleich Grundlage zur vorurtheilsfreien Beantwortung der Frage: Was ist echte Kirchenmusik? Regensburg, Coppenrath, 3 thlr. 10 sgr.
- Gesang- u. Gebetbuch**, Allgemeines ev., zum Kirchen- u. Hausgebrauch (v. C. C. F. Fehr. v. Bunsen). 2. Aufl. Hamburg, Rauhes Haus. 1 thlr.
- Reinhard**, Rich., Lic. theol. Pastor, Durch Kreuz zum Licht. Passionsbetrachtungen für jeden Tag der hl. Passionszeit. — Zum Besten der durch die Weichselüberschwemmung beschädigten Bewohner der Thörner Niederung. — Thorn, E. Lambeck, 15 sgr.
- e) Pastoraltheologie.
- † **Schüß**, Ign., Prof. u. P., Handbuch zu den Vorlesungen aus der Pastoraltheologie. 2. Bd., 2. Abthlg. 2. verb. Aufl. Tnz, Ebenhöch, 10 sgr. (compl. 3 thlr. 4 sgr.).
- Löhe**, Wilh., Einfältiger Beichtunterricht f. Christen ev.-luth. Bekenntnisses. 2. Aufl. Nürnberg, Löhe. 4 sgr.
- Weber**, Fr. Dr., Beichtspiegel für Confirmanden u. Confirmirte. E. Anleitung zur Selbstprüfung nach den heil. 10 Geboten. 2. Aufl. Ebernd. 2 sgr.

n) Kirchenrecht.

- Stählin**, Ad., Konf.-R. u. Hauptpred., Das landesherrliche Kirchenregiment u. sein Zusammenhang mit dem Volkskirchentum, unter bes. Berücksichtigung von Dr. Th. Harnacks Schrift: „die freie luth. Volkskirche,“ Leipzig, Dörffl. u. Franke. 10 sgr.
- Koldewey**, Gymn.-Oberl. Fr., Das Alter der Stolgebühren in der evang.-luth. Kirche des Herzogth's, Braunschweig. E. Kirchenhistor. Studie zur Aufklärung u. Beruhigung. Braunschweig, Häring u. Co. 2 1/2 sgr.
- † **Schwane**, J., Prof. Dr., Die Theologische Lehre über die Verträge, mit Berücksichtigung der Civilgesetze, insbesondere der preuß., allg. deutschen, und französ. — Münster, Theissing. 1 thlr.
- † **Muer**, Adv. v., Das Placetum regium, seine rechtliche Bedeutung u. die Zweckmäßigkeit seiner Anwendung. Augsburg, (Kranzfelder). 4 sgr.
- † **Migel**, A. Th., Prof. Dr., Beiträge z. Geschichte des österr. Eherechts. 2. Heft. 1835 — 1856. — Graz, Leuschner u. Lubensky. 16 sgr.
- † **Schulze**, Dr. Joh. Fr. Ritter v., ordentl. Prof. des canon. u. deutschen Rechts in Prag. Denkschrift über das Verhältniß des Staates zu den Sägen der päpstl. Constitution vom 19. Juli 1871, gewidmet den Regierungen Deutschlands u. Oesterreichs. Prag, Tempelky, 10 sgr.

In demselben Verlage ist ferner erschienen und in allen in- und ausländischen Buchhandlungen zu haben:

Andreas, O., Der Protestantenverein nach seinen Grundlagen und Tendenzen untersucht und beleuchtet. 162 S. gr. 8. 20 Sgr.

Johann Albrecht Bengel. Lebensabriß, Charakter, Briefe und Aussprüche. Nach handschriftlichen Mittheilungen von Dr. Oscar Wächter. Mit dem Bildnisse Bengels. 36 Bogen Royal-Oct. 2 Thlr.-10 Sgr.

Bücher, die symbolischen, der evangelisch-lutherischen Kirche, deutsch und lateinisch. Mit den sächs. Visitations-Artikeln, hist. Einleitungen und Registern. Besorgt von J. E. Müller v. Dritte Auflage, 70 Bogen in Koh. 8. 2 Thlr.

Concordienbuch, das evangelische. (Deutsche Ausgabe des vorhergehenden Werkes.) 34½ Bog. 24 Sgr.

Grau, Prof. Dr. R., Entwicklungsgeschichte des neutestamentlichen Schriftthums. 2 Bände. 56 Bogen gr. 8. 4 Thlr.

— — Semiten und Indogermanen in ihrem Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. 2. Auflage. 17 Bogen 1 Thlr. 2 Sgr.

Harlek, Dr. Ad. v., Commentar zum Epheserbrieft. 2. Aufl. 41 Bogen. 2 thlr. 24 sgr.

— — Christliche Ethik. 6. Aufl. 39 Bogen. 2 thlr. 27 sgr.

Jakoby, Prof. Herm., Beiträge zu christlicher Erkenntniß in Predigten. 13 Bogen gr. 8. 22½ sgr.

Röhe, Wilh., Evangelienpostille. 3. Aufl. 1¼ thlr. — Epistelpostille 1 thlr. 26 sgr.

— — Der evangelische Geistliche. 3. Aufl. 42 Bogen. 1¼ thlr.

Oosterzee, Dr. J. J. van, Apologetische Zeitstimmen in Predigten. 20 Bogen. 1¼ thlr.

Otto, F. W., Arbeit und Christenthum. Eine zeitgeschichtl. Studie. 150 S. 12 sgr.

Persecutionsbüchlein. Geschichte der Verfolgungen des Evangeliums in Böhmen seit Einführung des Christenthums bis auf Ferdinand II. Nach der lat. Originalausgabe vom Jahre 1648 deutsch von Czerwenka. 22 Bog. 1 Thlr.

Philippi, Dr. F. A. Prof. in Rostock, Kirchliche Glaubenslehre. Zweite Abtheilung des fünften Bandes. 32 Bogen 2¼ thlr. (Preis der vorangehenden Theile, 144½ Bogen, 10 thlr. 22 sgr.

— — Der Eingang des Johannes-Evangeliums (Joh. 1, 1—6). Meditationen. 14 Bogen. gr. 8. 1¼ thlr.

Raumer, R. von, Geschichte der Pädagogik. 4 Bde. 8 thlr. 12 sgr.

Schmoller, O., Handconcordanz zum griechischen Neuen Testament. 34 Bogen in 12°. 1¼ Thlr.

Wilmar, Dr. A. F. G., Theologische Moral. Nach seinem Tode herausgeg. von Israel. 2 Bde. 42 Bogen. 3 Thlr.

— — Die Augsburgerische Confession erklärt. Nach seinem Tode herausgegeben von Dr. Piderit. 13 Bog. 25 Sgr.

— — Schulreden über Fragen der Zeit. 2. Aufl. 24 Sgr.

— — Die Theologie der Thatfachen wider die Theologie der Rhetorik. 3. Aufl. 12 sgr.

Böckler, Prof. Dr. O., Die Urgeschichte der Erde und des Menschen. Sechs Vorträge. 11 Bogen in gr. 8. 22½ sgr.

Bei C. Bertelsmann in Gütersloh ist erschienen:

A. F. C. Vilmar, weil. Prof. der Theologie zu Marburg: **Die Augsburgische Confession**. Nach dessen Tode herausgegeben von Dr. R. W. Piderit. 25 Sgr.

„Wer das schöne Monument der deutschen Literatur, Vilmars Werk über die Geschichte derselben kennt, wird begreifen, daß eine so bedeutende und wie Wenige in dem innern Leben und geistigen Schaffen des Zeitalters der Reformation bewanderte Persönlichkeit geradezu berufen war, auch auf dem theol. Gebiete, dem eigentlichen Lebensberufe des Verfassers, eine so gründliche und scharfsinnige Arbeit über das Grundbekenntniß der evangelischen Kirche zu geben, wie die vorliegende. Freilich trägt sie das Gepräge des individuellen dogmat. Standpunktes des praeceptor Hassiae, wie Vilmar wohl neben Melancthon genannt wird. Wie nämlich die Entwicklung der christlichen Kirche als treibendes Element die Erfahrung von der Sünde und Gnade gehabt habe und ferner haben werde, so ist auch die conf. august. nicht ein Erzeugniß des Denkens allein, sondern insbesondere aus jener Erfahrung, die Luther allein nach Augustin gemacht habe, herausgeboren. Aber drei werthvolle Einleitungen, eine allgemeine, welche den universalhistorischen Standpunkt der Bekenntnisschriften feststellt, eine historische und eine literarische, ferner die Gründlichkeit in der Erklärung der einzelnen Artikel, die stete Rücksichtnahme auf die Apologie und confutatio pontifica, auf die Schwabacher und Marburger Artikel stellen das Buch neben die besten Forschungen auf diesem Gebiete. Vilmar, der große Kenner der altdeutschen Sprache, giebt treffliche sprachliche Notizen z. B. über das Wort Buße, poenitentia, metanoia. Für die jetzige Zeit interessant ist die Auffassung des 7. Artikels de ecclesia, dessen Unzulänglichkeit gegenüber dem wahren Wesen der (Vilmar'schen) Kirche verschiedentlich betont wird. Vilmar ist aber nicht bloß Gelehrter, er ist religiöser Charakter und hochbegabter Zeuge Jesu Christi und darum ist sein Werk nicht bloß wissenschaftlich gebiegen, sondern tief durchdrungen von einem sittlich ernsten Geiste, der uns anweht und anregt. Das vorliegende Buch erfordert anhaltendes Studium, gewährt aber auch reichen Lohn.“

P.

Bei Carl Minde in Leipzig erscheint und ist durch jede Buchhandlung und Postanstalt zu beziehen:

Allgemeine Bibliographie

der

Theologischen Wissenschaften.

Monatliches Repertorium

der Theologischen Literatur der Germanischen und Romanischen Sprachgebiete.

Hedigirt von A. Erlede.

Erscheint in monatlichen Heften von 2—3 Bogen und kostet per Jahrgang 1 thlr. 10 sgr.

— Der Jahrgang läuft von October zu October. —

Bei der Evang. Bülcherstiftung in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rieger, Carl Heinrich (weil. Consistorialrath und Stiftsprediger in Stuttgart): **Kurze Betrachtungen über die Psalmen und die 12 kleinen Propheten**; gr. 8^o. 2. Aufl. 12 sgr.

Kurze, inhaltsreiche Winke zum Verständniß und zu fruchtbarer Beherzigung der Psalmen und der zwölf kleinen Propheten. Wenn gleich der Verfasser der Kürze halber nicht auf die einzelnen Verse erklärend einzugehen im Stande ist, so giebt er doch stets den Hauptgesichtspunkt, aus dem jeder Abschnitt anzufassen ist, daß hierdurch auch das Einzelne oft eine treffende Beleuchtung findet.

Rieger, G. Conrad: **Predigten über auserlesene Stellen des Evangelium Matthäi**;

1. Band, 3te Aufl. Richtiger und leichter Weg zum Himmel durch acht Stufen der Seligkeit; die enge Pforte und der schmale Weg; das Kleine im Reiche Gottes; mit Riegers Lebenslauf; roh 12 sgr.

Noos, M. Magnus Jr.: **Christliche Glaubenslehre für diejenigen, welche sich nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben lassen wollen**; Vorwort von Professor Dr. Beck; mit Wort-, Sach- und Bibelstellen-Register. 9 sgr.

Noos, Magnus Friedrich: **Sämmtliche Auslegungsschriften, mit Uebersetzung und Ergänzungen, herausgegeben von Karl Chr. E. Hermann.**

1. Theil: Die Briefe Petri und der Brief Judä. H. 8. brosch. 5 1/2 sgr.

2. Theil: Der Brief Jacobi und die drei Briefe Johannis; H. 8.; 1. Aufl. 7 Bgn. roh 4 1/2 sgr.

Noos, M. Magn. Friedr.: **Christliche Gedanken von der Verschiedenheit und Einigkeit der Kinder Gottes**; H. 8. neue Auflage: brosch. 2 1/2 sgr.

GTU Library



3 2400 00251 3541

DATE DUE

Temporarily circulated from	
Pacific School of Religion	

[illegible]

